This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1,036,562

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN.

THE

Hagerman Collection

OF BOOKS RELATING TO

HISTORY AND POLITICAL SCIENCE

BOUGHT WITH MONEY PLACED BY

JAMES J. HAGERMAN OF CLASS OF '61

IN THE HANDS OF

Professor Charles Kendall Adams

IN THE YEAR

1883.

R. Pam
830.6
P94

DD304

Preußiſche Jahrbücher.

Vierzehnter Band.

Berlin, 1864.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

Vorwort.

Das gegenwärtige erste Heft des vierzehnten Bandes der Preußischen Jahrbücher erscheint, wie in Zukunft alle Hefte erscheinen werden, ohne meinen Namen auf dem Titel.

Der Grund, weshalb ich von der juridischen Verantwortlichkeit für den Inhalt der Zeitschrift zurücktrete, braucht Niemandem, der mit unseren Preßzuständen vertraut ist, auseinandergesetzt zu werden: ich bin sicher, daß er von denjenigen gebilligt werden wird, die überdies die Motive und Tendenzen kennen, die jenen Zuständen den Ursprung gegeben haben und sich in weitem Umfange in unserem inneren Staatsleben geltend machen.

Nichts desto weniger würde mir der Entschluß zu einem solchen Schritt noch vor zwei Jahren schwerer geworden sein; ich würde ihn kaum gefaßt haben, so lange jene Verantwortlichkeit mit der vollen moralischen Verantwortlichkeit für Form und Gehalt des Blattes zusammenfiel, und dies war so lange der Fall, als die Artikel desselben ohne die Signatur der Verfasser erschienen, so daß der Name des Herausgebers in gewisser Weise für alle eintrat. Mit dem Aufgeben des Princips der Anonymität für die nicht politischen Aufsätze hat sich das Verhältniß des Herausgebers zu den ihm anvertrauten Arbeiten wesentlich geändert: die volle Bedeutung seiner Verantwortlichkeit haftete seitdem nur noch an dem anonymen, insbesondere an dem politischen Theil der Zeitschrift. Gerade für diesen Theil indeß sowie für viele der sonstigen Redactionsgeschäfte sah sich überdies der Unterzeichnete bei seiner Entfernung von dem Ort des Erscheinens und unter wachsenden

anderweitigen Obliegenheiten auf die Hülfe befreundeter Parteigenoſſen angewieſen. Auch dieſe Verhältniſſe würden ſich jedenfalls in der nächſten Zeit fortſetzen, und ſo iſt auch von einer anderen Seite her die Zurückziehung meines Namens nur der natürliche Ausdruck für meine thatſächliche Stellung zu der Zeitſchrift. Nicht ich habe die Preußiſchen Jahrbücher gegründet: bei der Eröffnung wie bei der Leitung derſelben war ich nur das Organ derjenigen Partei, deren Geiſt und Geſinnung in denſelben ſich ausſprach und ferner ausſprechen wird. Wie zu keiner Zeit das Unternehmen auf meinem Namen ruhte, ſo wird auch der künftige Beſtand deſſelben davon unabhängig ſein und hinreichend durch ſeinen eigenen Namen, durch den nicht mehr jungen und, wie ich denke, nicht klangloſen Namen der „Preußiſchen Jahrbücher" getragen werden.

Denn das freilich galt dem Unterzeichneten als eine Ehrenpflicht, Sorge zu tragen und ſich Gewißheit zu verſchaffen, daß die Zeitſchrift auch nach ſeinem Rücktritt ihren bisherigen Charakter und vor Allem ihre bisherige politiſche Richtung unverändert behaupte. Dieſe Bedingung iſt durch die von mir in vollem Einverſtändniß mit dem Verleger getroffenen Veranſtaltungen in vollem Maaße erfüllt. Wenn ich gern auch in der nächſten Zukunft noch zur Entgegennahme ſolcher Beiträge für unſere Monatsſchrift bereit bin, deren Verfaſſer nicht die directe Zuſendung an die Verlagsbuchhandlung vorziehen, ſo geſchieht es, um darüber keinen Zweifel zu laſſen, daß die eingetretene Veränderung eine lediglich formelle iſt. Im Uebrigen werden die Namen der Mitarbeiter und wird der Name des Verlegers die beſte Bürgſchaft dafür leiſten, daß die Preußiſchen Jahrbücher ſind die ſie waren und daß ſie eher aufhören würden, zu ſein, als aufhören, die Ziele zu verfolgen, zu deren Vertretung ſie gegründet wurden.

Halle, 30. Juni 1864.

R. Haym.

Inhalt.

Erstes Heft.

Das heutige Spanien. I. (H. Baumgarten.) . . . . . Seite 1
Die deutsche Volkswirthschaftslehre unter den beiden ersten Königen von Preußen. II. (W. Roscher.) . . . . . — 28
Arthur Schopenhauer. I. (R. Haym.) . . . . . — 45
Shakspeare's lyrische Gedichte und ihre neuesten deutschen Bearbeiter. II. (F. Kreyßig.) . . . . . — 91
Politische Correspondenz. . . . . — 114
Notizen. . . . . — 129

Zweites Heft.

Das heutige Spanien. II. (H. Baumgarten.) . . . . . — 135
Die deutsche Volkswirthschaftslehre unter den beiden ersten Königen von Preußen. III. (W. Roscher.) . . . . . — 159
Arthur Schopenhauer. II. (R. Haym.) . . . . . — 179
Die letzten Kriegsereignisse in Schleswig. (Von einem deutschen Officier.) — 243
Politische Correspondenz. . . . . — 252
Notizen. . . . . — 263

Drittes Heft.

Ueber den jüngeren William Pitt. (E. Nasse.) . . . . . — 265
Die deutsche Politik des großen Kurfürsten bis zum Reichstage von 1653. (P. Hassel.) . . . . . — 288
Zum Begriffe der Socialpolitik. (A. Meyer.) . . . . . — 315
Zur neueren Finanzgeschichte Oesterreichs. (Von einem Oesterreicher.) . . — 330
Politische Correspondenz. . . . . — 343
Aus Süddeutschland. . . . . — 350
Notizen. . . . . — 357

Viertes Heft.

Die Verwaltung König Otto's in Griechenland und sein Sturz. (K. Mendelssohn-Bartholdy.) . . . . . — 365
Die Arbeiterfrage. I. (Gustav Schmoller.) . . . . . — 393
Die Advocatur in Preußen. . . . . — 424
Zur Gründungsgeschichte der preußischen Akademie der Wissenschaften. (B. Erdmannsdörffer.) . . . . . — 439
Politische Correspondenz. . . . . — 456
Notizen. (Brandenburg und Holstein. — Hettner's Literaturgeschichte.) . . — 465

Fünftes Heft.

Napoleon und der rheinische Bund. (R. Usinger.) . . . . . Seite 471
Wie Kriegsflotten entstehen. (R. Pauli) . . . . . — 506
Die Arbeiterfrage. II. (Gustav Schmoller.) . . . . . — 523
Armee, Finanzen und Volkswirthschaft des Königreichs Italien. . . . . — 548
Die Convention vom 15. September. . . . . — 555
Politische Correspondenz. . . . . — 560
Notizen. . . . . — 568

Sechstes Heft.

Napoleon und der nordische Bund. (R. Usinger.) . . . . . — 577
Die Heeresverbesserungen des großen Kurfürsten während der ersten Periode seiner Regierung (— 1655). (P. Hassel.) . . . . . — 616
Jacob Grimm. Erster Artikel. (W. Scherer.) . . . . . — 632
Die zweite Session des österreichischen Reichsrathes. (Von einem Oesterreicher.) — 680
Politische Correspondenz. . . . . — 688
Notizen. (Urkunden zum großen Kurfürsten. — Lotze's Mikrokosmos. — Bluntschli. Haxthausen's Sammlung. — Gildemeister's Byron-Uebersetzung u. s. w.) . . . . . — 700

Das heutige Spanien.

I.

Im Juli dieses Jahres wird die ununterbrochene Eisenbahnverbindung zwischen Madrid und Paris über Valladolid, Burgos, Vitoria, Irun und Bayonne hergestellt sein und die Reise, welche jetzt noch mit zweimaliger Besteigung des Postwagens sechs und vierzig Stunden erfordert, wird dann in einigen dreißig Stunden gemacht werden können. Zugleich rücken die Arbeiten in den Ostpyrenäen rasch vor, um die Eisenbahnstationen Gerona und Perpignan, zwischen denen jetzt die Diligencen den Verkehr über den Paß des Gebirges in zehn Stunden vermitteln, durch eine Kette großartiger Tunnels zu verbinden, während man schon jetzt die Strecke von Gerona nach Madrid über Barcelona, Lerida und Zaragoza auf der Eisenbahn in vier und zwanzig Stunden zurücklegt. Endlich scheinen die Hindernisse, welche bisher der directesten Route zwischen Spanien und Frankreich entgegenstanden, der unmittelbaren Verknüpfung von Bayonne und Pamplona durch die Alduidenbahn, welche den Weg von Madrid nach Bayonne im Vergleich mit der Linie über Burgos und Irun um fast hundert Kilometer verkürzt, im Wesentlichen überwunden zu sein, so daß Spanien, da die Linie Madrid-Zaragoza-Pamplona bereits im Betrieb ist, in wenigen Jahren durch drei große Eisenbahnstränge mit Frankreich und dem europäischen Continent verbunden sein wird. In gleichem Maaße nehmen die Eisenbahnbauten im Innern Spaniens den raschesten Fortgang. Die Linien Madrid-Valencia, Madrid-Alicante, Madrid-Santander sind im Betrieb, die Linien Madrid-Cadiz und Madrid-Malaga werden im nächsten Jahre vollendet, die Verbindung der Residenz mit Asturien, Galicien und Estremadura rückt ebenfalls rasch vor. Von den überhaupt bewilligten 6018 Kilometern waren im vorigen Jahre 3569 im Betrieb. Nimmt man in Betracht, daß Spanien noch im Jahre 1850 nur 29 Kilometer Eisenbahnen hatte, so wird man zugeben, daß seitdem auf diesem wichtigen Gebiete sehr Bedeutendes geschehen ist. Die höchst nachtheilige Trennung, welche bisher Spanien von dem übrigen Europa und die ein-

zelnen Provinzen des Landes von einander schied, wird wenigstens materiell in kürzester Zeit vollständig beseitigt sein.

Aber während die pyrenäische Halbinsel durch Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen dem europäischen Gesammtleben mit raschen Schritten näher rückt, scheint die geistige Scheidung immer größer, das Interesse, welches die gebildete Welt an dem spanischen Leben nimmt, immer schwächer zu werden. Nicht allein für die deutsche Presse und Literatur existirt Spanien seit einer Reihe von Jahren so gut wie gar nicht, sondern auch in den französischen und englischen Journalen sucht man neuerdings den Artikel Spanien fast vergebens. Wozu sollte man sich auch viel um ein Land kümmern, das auf den Gang der europäischen Geschicke kaum irgendwie einwirkt? Die Erwartungen, welche vor vier Jahren der glückliche Krieg mit Marocco, dann die Einverleibung Domingos, der Versuch, zusammen mit Oesterreich in der römischen, zusammen mit Frankreich und England in der mejicanischen Frage einzuschreiten, erweckte, sind nicht erfüllt worden; die Idee Napoleon's, Spanien in den Rath der Großmächte zurückzuführen, ist so rasch verflogen, daß sich kaum noch Jemand ihrer erinnert, und nach einem kurzen Schein erfreulicher Machtentfaltung, der dem stolzen Volke die Erinnerung der alten Größe zu Kopfe steigen machte, bedeutet Spanien heute in der Welt, wie die Madrider Blätter klagen, nicht so viel als Belgien oder Schweden. Zu Italien steht es in einer mürrischen Passivität, die nicht umhin kann, wie die beabsichtigte Einziehung der diplomatischen Repräsentation beim Könige von Neapel verräth, vor den vollendeten Thatsachen die Segel einzuziehen; zur polnischen und dänischen Frage hat es überhaupt gar keine Stellung genommen, wenn man von der unfruchtbaren Zustimmung zu dem Pariser Congreßplane absieht; die an die Rückkehr Domingos geknüpften Hoffnungen sind durch den hartnäckigen und für die Finanzen bereits sehr fatalen Aufstand der Insel in der empfindlichsten Weise vereitelt worden und zu dem wunderbaren Experiment Napoleon's in Mejico verhält sich Spanien wesentlich zuschauend wie das übrige Europa. Lebte noch das alte Kraftbewußtsein und Kraftgefühl, so würde der Versuch, eine fremde Monarchie auf dem Boden Neuspaniens zu errichten, den castilianischen Stolz auf's Aeußerste verletzen; so wie die Dinge liegen, wünschen diejenigen Parteien, bei denen der nationale Gesichtspunkt vorwaltet, ganz überwiegend dem Abenteuer des Erzherzogs Maximilian den besten Erfolg, damit der gefürchteten Ausbreitung der Vereinigten Staaten ein starker Damm entgegengeworfen und für die spanischen Antillen der Rückhalt einer wirksamen europäischen Solidarität gewonnen werde.

Unter diesen Umständen muß man zugeben, daß keinerlei unmittelbar

praktisches Interesse unsere vielbeschäftigte Aufmerksamkeit für Spanien in Anspruch zu nehmen scheint. Denn so wenig dieses Land heute politisch für die Welt bedeutet, so wenig berührt es das commercielle Leben Deutschlands. Die Zeiten, wo Preußen allein an schlesischer Leinwand jährlich für mehrere Millionen Thaler nach Spanien verkaufte, sind längst vergangen: nach dem letzten veröffentlichten Handelsausweise über das Jahr 1860*) betrug die Einfuhr aus den gesammten deutschen Ländern, Oesterreich eingeschlossen, nur etwas über vier Millionen Realen (noch nicht dreimalhunderttausend Thaler), während Dänemark allein für mehr als sechs Millionen nach Spanien verkaufte. Aber wenn auf der einen Seite dieser außerordentlich niedrige Stand unseres Verkehrs mit Spanien zu beweisen scheint, daß dieses Land für uns unwichtiger ist als irgend ein anderes in Europa, so könnte daraus ebenso gut, oder mit noch größerem Recht das genaue Gegentheil geschlossen werden, daß nämlich unser Absatz nach Spanien deshalb so gering sei, weil wir unsere Beziehungen zu demselben seit langer Zeit ungebührlich vernachlässigt und von dem erheblichen ökonomischen Aufschwung, den das Land namentlich in dem letzten Jahrzehent erfahren, gar zu wenig Notiz genommen haben. Oder wäre es ein normales Verhältniß, daß die deutsche Staatenwelt an der Einfuhr eines europäischen Landes, welche sich auf reichlich hundert Millionen Thaler beläuft, heute noch nicht einmal mit dem Drittel einer Million participirt, während sie vor achtzig Jahren sich des zwanzigfachen Absatzes erfreute, da die Gesammteinfuhr jenes Landes nicht viel über ein Drittel der heutigen Summe erreichte? Jedenfalls wußte Friedrich der Große auch mit Rücksicht auf den Handelsverkehr seines Landes sehr genau, was er that, als er in den letzten Jahren seiner Regierung eine preußische Gesandtschaft in Madrid begründete und mit einem seiner fähigsten Diplomaten besetzte; als dagegen 1833 Preußen in Gemeinschaft mit Oesterreich und Rußland die legitimen Ansprüche der jungen Isabelle auf den spanischen Thron verneinte, den pfäffischen Don Carlos begünstigte und auch nach dem vollständigen Siege der constitutionellen Monarchie, nach der Unterwerfung der carlistischen Provinzen noch lange Jahre mit der Wiederanknüpfung des diplomatischen Verkehrs zögerte, da zog es weder seine wahrhaften politischen, noch seine unzweifelhaften materiellen Interessen zu Rathe, sondern opferte einer unseligen Tendenz die wesentlichsten Vortheile.

Unter allen Umständen, mag man nun der Ansicht sein, daß unser Verkehr mit Spanien einer beträchtlichen Entwickelung fähig sei, oder

*) Anuario estadístico de España 1860—61 p. 612 sqq.

nicht, erhebt der Stand unserer Bildung den Anspruch, daß das Leben einer Nation, welche auf die moderne Entwickelung und namentlich auf den Gang der Dinge in unserem Jahrhundert mehr als ein Mal einen bedeutsamen Einfluß geübt hat, welche vor Allem in der Gesammtheit der Culturvölker eine höchst eigenthümliche und lehrreiche Stellung einnimmt, sich nicht vollkommen unserer Kenntniß entziehe. Jetzt, kann man wohl sagen, ist das der Fall. Auch die unterrichtetsten Männer bei uns haben mit den seltensten Ausnahmen von der heutigen Lage der Dinge in Spanien kaum eine allgemeine Vorstellung, und wünschten sie sich näher zu orientiren, so würden sie vielleicht selbst eine größere Anstrengung ziemlich fruchtlos finden. Die Sachen liegen so, daß nur ein mühsames Detailstudium, die sorgfältige Benutzung von Quellen, die in Deutschland kaum zur Hand sind, ein einigermaaßen zuverlässiges Urtheil ergiebt. Wer wird sich aber dazu verstehen wollen? Man wird schon ein Uebriges gethan zu haben meinen, wenn man irgend eins der neueren französischen oder englischen Werke über Spanien zu Rathe zieht. Leider zeichnen sich aber, so weit wenigstens unsere Kenntniß reicht, alle diese Bücher durch eine große Oberflächlichkeit aus, schildern wesentlich die allgemeinsten allgemein bekannten Züge des spanischen Lebens, lassen namentlich die verwickelten politischen Verhältnisse fast durchweg zur Seite, bieten mit einem Worte eine erträgliche Unterhaltung, aber eine sehr bescheidene Belehrung.

Unter diesen Verhältnissen schien sich Herr A. Ruge ein Verdienst um unsere Unwissenheit zu erwerben, als er uns in kurzer Zeit zwei Werke über Spanien zuführte, 1861 des vielbesprochenen Buckle „Umrisse des spanischen Geistes vom fünften bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts“ im zweiten Bande der Geschichte der englischen Civilisation, und dann 1863 das Buch eines Spaniers, Fernando Garrido: „Das heutige Spanien, seine geistige und äußerliche Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert.“ Aber, es ist ein wahres Verhängniß! auch diese beiden Werke vermehren nur die Unsicherheit unseres Urtheils; denn man kann sich unmöglich einen grelleren Widerspruch vorstellen, als derjenige ist, in welchem sich die Meinung des zuerst von Herrn Ruge übersetzten englischen Schriftstellers über den Stand der spanischen Angelegenheiten mit der Ansicht des Spaniers befindet. Während Herr Garrido uns einreden möchte, daß Spanien in irgend einem recht nahen Moment das Signal zur demokratisch-socialen Revolution Europas geben und in der allgemeinen Völkerrepublik durch seine Freiheit von allem monarchischen und religiösen Aberglauben eine hervorragende Stellung einnehmen werde, ist der englische Historiker, welcher die Freundlichkeit gehabt hat, uns den Weg zu verrathen, auf dem die Geschichte dazu kommen kann, eine Wissen-

schaft zu werden, festiglich überzeugt, daß das spanische Volk heute noch so bigott und unterthänig, so unbedingt dem Pfaffen- und Königthum ergeben ist, wie vor dreihundert Jahren. Buckle schließt seine trostlose Betrachtung der spanischen Geistesentwickelung in folgenden Sätzen: „Mit Einem Worte, alle Arten von Veränderungen, nur keine Veränderung des Denkens, jede mögliche Umgestaltung, nur keine Umgestaltung des Wissens hat stattgefunden. Und der Erfolg ist gewesen, daß trotz aller Anstrengungen verschiedener Regierungen hinter einander, trotz des Einflusses fremder Sitten keine Anzeichen eines nationalen Fortschritts zu entdecken sind; die Priester gewinnen eher Boden, als daß sie ihn verlieren sollten; der geringste Angriff auf die Kirche bringt das Volk in Aufruhr, während selbst die Sittenlosigkeit der Priesterschaft und die gehässigen Laster, die in unserem Jahrhundert den Thron befleckt haben, nicht das Geringste dazu beitragen, weder den Aberglauben noch die Loyalität zu vermindern, welche die angehäufte Gewalt so vieler Jahrhunderte den Gemüthern eingegraben und welche sich in die Herzen der spanischen Nation eingefressen haben." Der vermeintliche Schöpfer der wissenschaftlichen Methode historischer Erkenntniß, welcher in dem religiösen Glauben das schlimmste aller Hindernisse geistiger Entwickelung sieht, steht verzweifelnd vor diesem gläubigsten aller Völker und faßt seine Gesammtansicht in den klagenden Ausruf zusammen: „Es ist unmöglich, für eine solche Nation etwas zu thun." Dagegen versichert uns Herr Garrido, der flüchtige Socialist, daß „die nächste Revolution auf jeden Fall mit der Monarchie in Spanien ein Ende machen wird," daß dies die Ansicht „aller Welt" ist und daß, was die angebliche katholische Frömmigkeit der Spanier betrifft, dieselbe auf einem vollständigen Irrthume beruht. „Der Glaube ist in Spanien todt," erklärt er sehr bestimmt und belehrt uns des Näheren, die Spanier zerfallen in religiöser Beziehung in zwei Gruppen, in Deisten und Ungläubige; der größte Theil der guten Katholiken bestehe aus Dieben, Freudenmädchen und anderem corrumpirten Gesindel.

In der That, der Leser dieser beiden durch die Autorität des Herrn Ruge empfohlenen Bücher befindet sich in einer artigen Situation. Aus der gesammten seit fünfzig Jahren über Spanien erschienenen Literatur hätten vielleicht nicht zwei Bücher ausgewählt werden können, die sich in einem diametraleren Gegensatze befinden. Die Verlegenheit wird aber nicht wenig dadurch gesteigert, daß die beiden Autoren keineswegs von entgegengesetzten Principien zu ihren Widersprüchen geführt sind, sondern im Gegentheile in ihren Grundansichten sich ziemlich nahe berühren, und daß sie endlich mehr als einmal ihre sich aufhebenden Urtheile genau auf denselben Kreis von Thatsachen stützen. Was dem Engländer schließlich

alle Hoffnung auf die ſpaniſche Zukunft benimmt, iſt der Verlauf der Revolution von 1854: eben ſie ermuthigt den Spanier zu den kühnſten republikaniſchen Träumen! Gewiß, es wäre billig geweſen, wenn ſich Herr Ruge der Noth ſeiner Leſer ein wenig angenommen und ihnen einen Wink gegeben hätte, welcher ſeiner Schützlinge denn nun Glauben verdient und welcher ſich in den ſtärkſten Illuſionen bewegt. Denn wenigſtens einer von beiden muß von der Wahrheit in ſehr ungewöhnlicher Weiſe abgeirrt ſein.

Um es kurz zu machen: weder Buckle noch Garrido kann uns behülflich ſein, von der Lage des ſpaniſchen Volkes eine richtige Anſicht zu gewinnen. Buckle geht von einem an ſich falſchen Grundgedanken aus, der gerade in der Anwendung auf Spanien zu den verkehrteſten Reſultaten führen muß. Garrido, ein hervorragender Agitator der ſehr kleinen extremſten Partei der Socialiſten, beweiſt ſchon dadurch, daß ihm ein correctes Verſtändniß thatſächlicher Verhältniſſe verſagt iſt. Nicht ohne Geiſt und Wiſſen wird er durch ſeine radicalen Phantaſien überall in die Irre geführt, ſo daß ſeine Urtheile faſt ohne Ausnahme mit der Wirklichkeit der Thatſachen im flagranten Widerſpruche ſtehen. Sein Buch würde vollſtändig werthlos ſein, wenn er demſelben nicht ein ziemlich ausgedehntes ſtatiſtiſches Material einverleibt hätte, das großentheils dem deutſchen Publicum ganz neu war. Garrido hat den glücklichen Gedanken gehabt, die großen Tabellen des ſeit 1858 von einer Generalcommiſſion herausgegebenen Anuario estadístico de España für das Bedürfniß fremder Leſer zu bearbeiten, ja ſeine Verbindungen ſetzten ihn in Stand, ſchon 1862 nicht wenige intereſſante Zahlenreihen zu publiciren, welche erſt der im Januar dieſes Jahres erſchienene dritte Band des Anuario enthält. Leider aber muß auch das hierin liegende Verdienſt wieder eingeſchränkt werden: die Zahlen Garrido's ſind ziemlich oft ungenau und geben nicht ganz ſelten ein durchaus verkehrtes Bild. So wird, um nur einige der ſtärkſten Beiſpiele anzuführen, S. 205 für das Jahr 1859 die Ausfuhr Spaniens auf 1,334,925,301 Realen angegeben, die Einfuhr auf 1,185,187,001 Realen, wonach das Land um 149,738,300 Realen mehr aus- als eingeführt hätte. S. 208 dagegen wird die Einfuhr von 1859 mit 1,261,692,721 und die Ausfuhr mit 1,026,032,388 Realen angeſetzt. Die Bevölkerungsſtatiſtik S. 160 iſt in ſämmtlichen unter 2 angeführten Zahlen falſch (vgl. Anuario 1858 p. 252), S. 160 wird die Bevölkerung von 1857 richtig auf 15,464,340 Köpfe angegeben, S. 161 dagegen auf 15,890,720. Die ſo intereſſanten Zahlen über das ſpaniſche Budget S. 226 ff. bergen eine Menge von Unrichtigkeiten. Durch das ganze Buch hin werden wir von einer ebenſo großen Flüchtigkeit in den ſtatiſtiſchen

Angaben, als von erstaunlicher Willkür der politischen Urtheile frappirt. Nach S. 110 sollen noch im Jahre 1797 in Spanien 9000 Mönchsklöster existirt haben, während der Census dieses Jahres nur 2051 Mönchs- und 1075 Nonnenklöster kennt. S. 87 wird Portugal und Spanien mit einer Gesammtbevölkerung von 35 Millionen beschenkt, während sie in Wahrheit nur etwas über 28 Millionen haben. Das Gesagte wird genügen, um den Leser zu überzeugen, daß er sich auf die statistischen Mittheilungen Garrido's in keiner Weise verlassen kann, wodurch dieselben den größten Theil ihres wissenschaftlichen Werths verlieren.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Spanien seit der Beendigung des Bürgerkrieges, namentlich aber seit dem Jahre 1845, wo die noch heute gültige Verfassung, das im Wesentlichen noch jetzt herrschende Steuersystem geschaffen und der Grund zu dem bis dahin eigentlich kaum existirenden Unterrichtswesen gelegt wurde, auf fast allen Gebieten sehr erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Aber diese Fortschritte sind nirgend so groß, wie die äußerlich vorliegenden Thatsachen, die statistischen Tabellen, der Wortlaut der Gesetze oder der Inhalt der amtlichen Mittheilungen meinen läßt. Die spanischen Zustände sind so durch und durch eigenthümliche, daß wir sehr oft fehl gehen, wenn wir irgend einem Factor derselben eine ähnliche Bedeutung beilegen, wie er in Deutschland oder Frankreich haben würde. Schon Wellington hat gesagt: Spanien ist das Land, in dem zweimal zwei nicht vier macht. Hören wir z. B., daß Spanien in den letzten dreizehn Jahren über 3500 Kilometer Eisenbahnen gebaut hat, so werden wir daraus auf einen sehr viel bedeutenderen Aufschwung des Verkehrslebens schließen, als er wirklich stattgefunden hat. Denn wir nehmen stillschweigend ein ähnliches Verhältniß der sonstigen Verkehrsmittel, der Chausseen und Vicinalwege, zu den Eisenbahnen an, wie es in civilisirten Ländern zu bestehen pflegt. In Spanien existirt ein derartiges Verhältniß aber nicht. Während z. B. in Frankreich Ende 1861 neben 9609 Kilometern Eisenbahnen 38,000 Kil. Staatsstraßen, 47,000 Kil. Provinzial- und 208,600 Kil. Vicinalstraßen bestanden, hatte Spanien Ende 1860 nur 9097 Kil. Straßen erster, 1550 Kil. zweiter und 629 Kil. dritter Klasse, überhaupt nur 11,276 Kil. Straßen. Es liegt auf der Hand, daß dieser außerordentliche Rückstand des gewöhnlichen Straßenbaues der Bedeutung der Eisenbahnen in hohem Maaße Abbruch thun muß.*) Ebenso bedeutet die Zahl der bestehenden Volks-

*) So machen denn auch die spanischen Eisenbahnen in mancher Beziehung genau die entgegengesetzten Erfahrungen, wie sie sonst vorkommen. In anderen Ländern steigt der Ertrag mit der Vervollständigung des Netzes, so lange nicht die Con-

ſchulen, Gymnaſien und Univerſitäten und die Ziffer ihrer Frequenz von ferne nicht, was ſie bei uns bedeuten würde, weil das innere Leben dieſer Anſtalten, die Regelmäßigkeit und Ausdehnung des Unterrichts, der Werth der Unterrichtsgegenſtände, das Alter der Schüler, die Tüchtigkeit der Lehrer durchaus von dem bei uns Gewöhnlichen abweicht. Ebenſo führt die Sprache der Geſetze und ſonſtigen politiſchen Actenſtücke leicht zu ſehr unrichtigen Vorſtellungen von der Realität des ſpaniſchen Staatslebens. Die Stellung der Parteien, der Beamten, der Gemeinden iſt dort eine ganz andere als in dem übrigen Europa; Alles, was auf das parlamentariſche Leben Bezug hat, trägt ſeine aparte Farbe. Wir müſſen deshalb überall in's Detail ſehen, um nicht den ſtärkſten Irrthümern zu erliegen. Wir würden es aus dieſem Grunde vorziehen, nur einige wenige Gebiete genauer zu beſprechen und von den übrigen ganz zu ſchweigen, wenn nicht das Intereſſe der meiſten Leſer doch eine allgemeine Ueberſicht des Ganzen verlangte. Wir wollen es verſuchen, die weſentlichſten Züge des Geſammtbildes möglichſt kurz zuſammenzuſtellen, dann aber auf einige der wichtigſten Punkte ſpecieller eingehen.

Die Bevölkerung Spaniens hat bekanntlich den Gegenſtand ſehr zahlreicher und widerſprechender Unterſuchungen gebildet. Es gab eine Zeit, wo man ziemlich allgemein annahm, daß Spanien unter den römiſchen Kaiſern und dann wieder unter den Arabern eine vollkommen fabelhafte Dichtigkeit der Bevölkerung gehabt habe; in dem erſten dieſer Zeiträume ſollten nach den Einen ſiebenzig, nach den Anderen wenigſtens funfzig Millionen das Land bewohnt haben; man meinte beſcheiden zu ſein, wenn man ihm im dreizehnten Jahrhundert dreißig Millionen gab. Heutzutage iſt man einig darüber, daß dieſe Ziffern einer willkürlichen Phantaſie angehören, daß überhaupt vor dem achtzehnten Jahrhundert nur ungefähre Schätzungen, keine irgend zuverläſſigen Zählungen exiſtiren. Die erſte einigermaaßen brauchbare Angabe giebt uns der Nationalökonom Uſtariz 1724, welche aber, da ſie von den verſchiedenen Provinzen aus verſchiedenen Zeiten entnommen iſt, doch nur im Allgemeinen den Stand der Bevölkerung zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts charakteriſirt. Von den damals angeſetzten 7,500,000 Köpfen hatte ſich die Bevölkerung 1768, wo Aranda einen Cenſus veranſtalten ließ, auf 9,309,814 gehoben.

---

currenz einzelne Linien ſtark herabdrückt: in Spanien, wo von einer ſolchen Concurrenz nur in ſehr vereinzelten Fällen geredet werden kann, hat der Durchſchnittsertrag nach einer Mittheilung, welche der Miniſter der öffentlichen Arbeiten dem Congreß der Abgeordneten am 10. März d. J. machte, in den letzten drei Jahren ſtetig abgenommen. 1863 kam auf den Kilometer nur ein Ertrag von 71,000 Realen, weniger, wie der Miniſter bemerkte, als in irgend einem europäiſchen Lande, die Schweiz eingeſchloſſen.

Die genauere Zählung von 1787 ergab 10,268,150 und die von 1797 10,541,221 Einwohner. In diesem Jahrhundert erlitt die so erfreulich begonnene Reihe der statistischen Aufnahmen eine lange traurige Unterbrechung. Die spanische Regierung hat zwischen 1822 und 1850 neun Angaben über die Bevölkerung veröffentlicht, aber man braucht diese Zahlen nur neben einander zu halten, um sich sofort von ihrer absoluten Werthlosigkeit zu überzeugen; die zuverlässigste Angabe ist nach der Ansicht der Generalcommission die von 1832, welche die Bevölkerung auf 11,158,274 Köpfe setzte. Erst am 21. Mai 1857 fand die erste wirkliche Zählung dieses Jahrhunderts statt und ergab eine Bevölkerung von 15,464,340 Köpfen, was im Vergleich mit dem Census von 1768 eine Zunahme um 6,154,526 oder 66 Procent in 90 Jahren bedeutet. Endlich ist am 25. December 1860 die neueste Zählung mit möglichster Sorgfalt veranstaltet worden; danach war Spanien nebst den immer dazu gerechneten Balearen und Canarischen Inseln von 15,673,536 Menschen bewohnt. Von den Colonien existirt keine gleichzeitige Zählung. Cuba hatte nach dem Census von 1861 eine Gesammtbevölkerung von 1,396,530 Seelen, wovon 793,484 Weiße und 603,046 Farbige, unter diesen letzteren wieder 225,845 frei, 6650 emancipirt, 370,553 Sklaven waren. Puerto-Rico war nach dem Census von 1860 von 300,406 Weißen und 282,775 Farbigen bewohnt, unter denen sich nur etwas über 40,000 Sklaven befanden. Von Santo Domingo liegt noch gar keine amtliche Zählung vor; in dem Augenblicke der Rückkehr des ehemals spanischen Antheils der Insel unter spanische Herrschaft gab ein mit den Verhältnissen genau bekannter Mann die Bevölkerung auf etwa 400,000 Köpfe an, worunter 100,000 Weiße. Auf den Philippinen fand am 31. December 1859 eine Art Zählung statt und ergab eine Bevölkerung von 4,429,631 Köpfen. Dazu sind endlich die afrikanischen Presidios und Inseln mit 17,600 und die neue Colonie Fernando Poo mit etwas über 1000 Seelen zu zählen, was eine Gesammtbevölkerung der spanischen Reiche von 22,500,000 Menschen ergiebt.*)

Da Spanien mit den Balearen und Canarien einen Umfang von 16,356 □Leguas hat, von denen 20 auf den Grad gehen, so hat im Durchschnitt die □Legua nach der Zählung von 1857 nur 945 Bewohner. Die Differenzen in Bezug auf die Dichtigkeit der Bevölkerung sind unter den 49 Provinzen bedeutend; 6 unter denselben erheben sich nicht einmal auf

*) Die zum Theil sehr erheblich abweichenden Zahlen im diplomatischen Jahrbuch des Gothaischen Hofkalenders für 1864 S. 900 ff. wollen auf den Angaben der statistischen Centralcommission in Madrid beruhen; diese Commission veröffentlicht aber die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in dem Anuario estadístico, dessen drei bis jetzt erschienenen Bänden unsere Angaben entnommen sind.

eine Durchschnittsbevölkerung von 500 Köpfen, 6 haben mehr als 2000; die äußersten Pole repräsentirt die Provinz Ciudad-Real in der Mancha mit 373 und die Provinz Pontevedra in Galicien mit 2951 Einwohnern auf der Quadratmeile. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung in demselben Maaße abnimmt, je mehr sich die Gegenden von den Meeresküsten und der Frische der wasserreichen Gebirge entfernen und der sterilen Oede des centralen Landes nähern. Sieht man von den Provinzen Madrid und Sevilla ab, die lediglich ihren Hauptstädten eine bedeutendere Bevölkerung verdanken, so findet man, daß die 23 Provinzen, welche mehr als 1000 Einwohner auf der Quadratlegua haben, dem Küstengebiet und den Gebirgsstrichen Galiciens, Asturiens, der Pyrenäen und der Sierra Nevada angehören. Nach dem Census von 1857 vertheilte sich die Bevölkerung Spaniens und der anliegenden Inseln auf 48,220 Ortschaften, von denen 18,633 von 12 bis 50 und 16,753 zwischen 50 und 200 Einwohner hatten; nur 10,031 Orte zählten zwischen 200 und 1000 Einwohner, 1624 zwischen 1000 und 2000, 1081 zwischen 2000 und 10,000, 88 zwischen 10,000 und 40,000, 6 zwischen 40,000 und 100,000 und 4 über 100,000. In den Provinzen Galiciens und Asturiens ist die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung in einzelne Gehöfte und kleine Weiler zerstreut und dasselbe Verhältniß begegnet, wenn auch in geringerem Grade, in den baskischen Provinzen Alava und Vizcaya; überall aber ist die Zersplitterung der Einwohner so groß, daß daraus der Verwaltung und namentlich dem Unterricht die bedeutendsten Schwierigkeiten erwachsen.

Die Zahl der Geburten, Heirathen und Sterbefälle ist eine ziemlich normale: im Durchschnitt der drei Jahre 1858 bis 1860 kam eine Geburt auf 27, ein Todesfall auf 34 und eine Heirath auf 135 Bewohner. Nach den Bemerkungen der statistischen Generaljunta gestalteten sich diese Verhältnisse im Jahre 1861 noch günstiger, denn es traf da eine Geburt auf 26, ein Todesfall auf 38 und eine Heirath auf 120 Einwohner. Leider bewegte sich die Zunahme der unehelichen Geburten in noch rascherer Progression; denn während 1858 auf 515 Bewohner eine uneheliche Geburt kam, war es 1861 schon bei 459 angelangt. Auch in dieser Beziehung verhalten sich die Provinzen außerordentlich verschieden: in Lerida kommt erst auf 111 eheliche Geburten eine uneheliche, in Coruña, Madrid, Pontevedra schon auf 6, und in Lugo und Toledo gar auf 5. In den Hauptstädten der Provinzen ist das Verhältniß durchschnittlich wie eins zu sechs, in Cadiz, Coruña und den Canarien trifft aber auf zwei eheliche Geburten eine uneheliche und in Lugo werden so viele Kinder außer der Ehe geboren wie in derselben. Diese unglücklichen Geschöpfe erlagen

zum Theil einer beispiellosen Sterblichkeit, wie wir aus einer Tabelle des statistischen Jahrbuchs für 1860—61 über die Findelhäuser ersehen. In diesen Anstalten waren während des Jahres 1860 39,469 Kinder aufbewahrt, von denen über 21 Procent starben. Diese schon sehr starke Sterblichkeit stieg an einzelnen Orten auf einen wahrhaft entsetzlichen Grad. In 15 Findelhäusern starben mehr als 25, in 8 mehr als 33, in Valencia 40, in Granada und Malaga 42 und in Gerona gar 56 Procent. Man sollte meinen, derartige Thatsachen, in großen Städten erlebt, würden sofort eine sorgfältige Untersuchung veranlassen, oder wenigstens die Centralbehörde, sobald sie zur Kunde derselben gelangen, in Bewegung setzen. In Spanien aber scheint bis in die jüngste Vergangenheit nichts derartiges geschehen zu sein. Denn als die Generaljunta Ende 1863 ihre Vorbemerkungen zum Jahrbuch 1860—61 schrieb, meinte sie: „diese Ziffern sind in Wahrheit überraschend. Ist wirklich die Sterblichkeit in den Findelhäusern von Granada, Malaga und Gerona so stark? Oder beruht diese Thatsache nicht vielmehr auf der Ungenauigkeit der gesammelten Daten?" In der That, die Naivetät dieser Fragen im Munde einer hochansehnlichen Behörde von nicht weniger als 26 Personen, unter denen eine Anzahl gewesener Minister sich befindet, ist erstaunlich! Aber was drei Jahre ununtersucht geblieben war, das ließ man auch fernerhin auf sich beruhen; wenigstens wußte Ende Februar eins der ersten Madrider Blätter noch nichts darüber zu sagen, als daß diese mortandad horrorosa in hohem Grade die Aufmerksamkeit errege. Dabei wird es vermuthlich bleiben. Die versammelten Cortes nehmen von solchen Lappalien keine Notiz.

Die Theilung des Grundbesitzes ist in Spanien bereits sehr weit vorgeschritten und die Latifundien der Granden, Kathedralen und Klöster, an denen das Land bis in die dreißiger Jahre so überreich war, sind seitdem mit rapider Geschwindigkeit verschwunden. Im Jahre 1858 wurde die Grundsteuer in nicht weniger als 3,392,875 Quoten erhoben, von denen 1,220,719 zwischen 1 und 20 Realen, d. h. zwischen 2 Sgr. und 1 Thlr. 12 Sgr. zahlten; nur 48,644 Quoten trugen eine Steuer von 1000 bis 6000 Realen und nur 3213 zahlten über 6000 Realen oder über 420 Thaler, was bei einer Höhe der Grundsteuer von 14—16 Procent vom Ertrag gewiß eine außerordentliche Reduction des Großgrundbesitzes andeutet.*) Derselbe dominirt jetzt nur noch in einigen andalu-

*) Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß die Zahl der Grundsteuerquoten von ferne nicht mit der Zahl der Grundbesitzer zusammenfällt, da derselbe Besitzer an verschiedenen Orten steuern oder auch die Zahlung der Steuer einer Menge Pächter überlassen kann. Immerhin aber bleibt ein gewisser Zusammenhang zwischen den beiden Zahlen bestehen. Dasselbe gilt von der Statistik der Besitzer ländlicher und städtischer Grundstücke: derselbe Besitzer kann in ihr mehrmals

fischen Provinzen. Dabei ist die Zahl der Grundbesitzer in fortwährendem Wachsen. 1857 zählte man 2,448,765 Besitzer von ländlichen und 1,786,853 Besitzer von städtischen Grundstücken, 1861 hatte sich die Zahl der ersteren auf 2,592,527 und die der letzteren auf 1,970,491 vermehrt. Die Viehzüchter wuchsen in demselben Zeitraume von 821,771 auf 1,003,334,*) während die Colonen von 632,070 auf 542,782 sanken. 1856 wurde der steuerbare Ertrag aus Grundeigenthum und Viehzucht zu einem Werth von 2486 Millionen, 1861 aber zu 2824 Millionen Realen angenommen. Die Grundsteuer, welche, 1845 eingeführt, bis 1848 nur 250 Millionen Realen ertrug, ist seit 1858 auf 400 Millionen gesetzt. Daneben erhoben 1861 die Provinzen noch 24 und die Gemeinden 64 Millionen Realen vom Grundbesitz, der demnach insgesammt 488 Millionen Steuer trug.

Die Neukatholiken, wie sich die spanischen Ultramontanen seit 1854 nennen, möchten dieser im Ganzen sehr erfreulichen Entwickelung den Zusammenhang mit dem Verkauf der Kirchengüter bestreiten und dem gesammten ziemlich radicalen Umschwung, welchen die Besitzverhältnisse in Spanien während dieses Jahrhunderts erlitten haben. Das literarische und politische Haupt dieser Partei, D. Cándido Nocedal, hat versucht, diesen eigenthümlichen Beweis zu führen und zwar an einem höchst eigenthümlichen Orte. Durch eine jener unbegreiflichen Wunderlichkeiten, wie sie wohl nur in Spanien vorkommen können, ist nämlich der Führer der wissenschaftlichen und politischen Verfinsterung mit der Leitung der neuen Gesammtausgabe der Werke Jovellanos', des freiesten und erleuchtetsten Kopfes des vorigen Jahrhunderts, betraut worden und man muß es nun erleben, daß in den weitläuftigen Vorreden der Urheber der reactionärsten Gesetze des letzten Jahrzehents den Geist eines Mannes für sich aufzurufen sucht, der während seines ganzen Lebens in vorderster Reihe auf der Seite der freiesten Entwickelung gefochten hat. So kömmt es, daß die Nachwelt in demselben Bande, der Jovellanos' meisterhafte Denkschrift über die agrarische Gesetzgebung enthält, vorn mit Staunen eine Philippika Nocedal's gegen die Aufhebung der todten Hand lesen wird. Man kann sich nichts Sonderbareres vorstellen, als diese Lamentation über den trostlosen Verfall Spaniens in Folge der modernen Gottlosigkeit und des Alles überwuchernden Materialismus, der die Castilianer durchaus unfähig

aufgeführt sein; aber ein Land, in dem fünftehalb Millionen solcher Besitzer gezählt werden, wird vermuthlich zwei Millionen wirklicher Grundbesitzer haben.

*) Der Viehstand wies 1859 folgende Ziffern auf: 1,869.000 Stück Rindvieh, 382,000 Pferde, 665,000 Maulthiere, 750,000 Esel, 17,592,000 Schafe, 3,145,000 Ziegen, 1,608,000 Schweine und 1861 Kameele, diese meist auf den Canarien. Der Werth des Viehs wurde (sehr hoch) zu 3141 Millionen Realen angenommen.

mache zu thun, was sie im sechszehnten Jahrhundert vollbracht, die ganze Welt mit ihrem Glaubenseifer zu erfüllen, Kirchen zu bauen, wie die Kathedralen von Burgos und Toledo, Alles der Macht des Katholicismus zu opfern. Ganz besonders originell ist aber der Versuch ausgefallen, zu beweisen, daß die heutige Vertheilung des Grundeigenthums mit der Aufhebung des Besitzes der todten Hand nichts zu thun habe. Heute, sagt Rocebal, sind in Spanien etwa vier Millionen Grundbesitzer (was ihm Niemand zugeben wird, da sonst jeder spanische Mann Grundbesitzer sein müßte). Da die Zahl der sämmtlichen seit 1835 verkauften Grundstücke der todten Hand nur 189,092 beträgt, so gab es also schon vorher 3,810,908 Grundbesitzer, eine Summe, neben der jener Zuwachs als vollständig bedeutungslos verschwindet. Außerdem, glaubt man, daß diese Grundstücke von denen gekauft sind, welche weniger als zehn Realen Grundsteuer zahlen? Nein, sie sind lediglich eine Beute der großen Börsenmänner geworden, welche mehr als 8000 Realen steuern; die Armen sind arm geblieben und die Geldsäcke haben ihren Reichthum vermehrt. Rocebal nimmt also an, daß die Zahl der verkauften Grundstücke ohne Theilung oder Zusammenlegung ebenso viele neue Grundbesitzer erzeugt habe, und zwar überwiegend große Grundbesitzer, die über 8000 Realen Steuer zahlen: er nimmt das an, obwohl er kurz vorher die Thatsache angeführt hat, daß es in Spanien nur 1860 derartige Grundbesitzer giebt! Denn er nimmt die Zahl der Grundsteuerquoten identisch mit der der Grundbesitzer.

Aber abgesehen von solchen Uebertreibungen könnte man wohl einige Zweifel an der Wohlthätigkeit des in Spanien beobachteten Verfahrens hegen, wo man sich nämlich nicht begnügt hat, den gesammten Grundbesitz der Kirche unter den Hammer zu bringen, sondern ebenso den des Staats, der Gemeinden, der Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten, wo man sogar von den 10,186,000 Hektaren Staats- und Gemeindewaldung ein Drittel für verkäuflich erklärt hat. Obwohl diese in bescheidenem Umfange von den constituirenden Cortes von 1810 begonnene, dann 1820 und 1836 in größeren Dimensionen wieder aufgenommene und durch das Gesetz vom 1. Mai 1855 zur letzten Consequenz geführte Maaßregel eine dauernde Anwendung nur von 1836 bis 1844 und in jüngster Zeit seit dem Ende des Jahres 1858 gefunden hat, ist der Verkauf dennoch bereits sehr weit vorgeschritten. Bis Ende 1861 waren für 6519 Millionen Realen Grundstücke aller Art losgeschlagen, darunter für mehr als 4100 Millionen kirchlicher und 1500 Millionen Gemeindebesitz. Der Ertrag war bis zuletzt in stetigem Wachsthum. Obgleich in den drei Jahren 1859, 1860 und 1861 für nicht weniger als 1983 Millionen versteigert wurde, erhob

sich der Zuschlagspreis im letzten Jahre bedeutend höher über den Schätzungspreis als im ersten. Das spanische Güterleben hat einen außerordentlichen Anstoß erhalten und an die Stelle der früheren absoluten Stagnation ist eine fast fieberhafte Bewegung getreten. Nicht allein der Werth, sondern auch die Production von Grund und Boden steigert sich in raschester Progression: eine Menge fremder Capitalien haben sich auf spanischem Boden angesiedelt und eine bisher unbekannte Betriebsamkeit mitgebracht; fruchtbare Unternehmungen der verschiedensten Art bringen in die entlegensten Provinzen. Auch dürfen wir nicht unsere Verhältnisse zu Grunde legen, um ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit des in Spanien beobachteten Verfahrens zu gewinnen; denn dort lagen zu allen Zeiten die Domainen und Gemeindeländereien so gut wie todt und ein Mann von so tiefer Einsicht und gründlicher Kenntniß der spanischen Zustände wie Jovellanos forderte schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Verkauf derartiger Grundstücke, um sie zu fruchtbringendem Leben zu wecken.

Aber was hat man mit den kolossalen Summen, welche die radicale Beseitigung der todten Hand in die Kassen des Staats und der Gemeinden geführt hat, gemacht? Sind die dauernden Lasten in einem entsprechenden Maaße gemindert, sind Unternehmungen ausgeführt, welche einen Ersatz bieten für den Verlust der Reserve, zu welcher Staat und Gemeinde bisher in Fällen dringender Noth greifen konnte? Die Staatsschuld betrug nach dem jüngsten statistischen Jahrbuch am 31. December 1861 13,011,742,231 Realen und die schwebende Schuld 859,361,140 Realen. Die letztere war seit 1851, wo sie sich nur auf 272 Millionen belief, stetig gewachsen und was die erstere betrifft, so hatte sie sich wenigstens nicht vermindert, da an die Stelle der mit dem Erlös der Güterverkäufe abgetragenen Verpflichtungen neue getreten waren, welche der Staat dem Klerus und den Gemeinden gegenüber erworben hatte. Der einzige durchgreifende und allerdings erhebliche Fortschritt, welcher in den letzten zehn Jahren durch die Verwaltung der Staatsschuld gemacht war, bestand darin, daß die durch das Gesetz vom 1. August 1851 festgestellte Ordnung eine ziemlich umfassende Anwendung gefunden hatte und die Gläubiger bis auf einen Rest von 800 Millionen in den regelmäßigen Zinsenbezug eingetreten waren. Diese Maaßregel und die seit einer längeren Reihe von Jahren erfolgte pünktliche Zinszahlung hat auf die Hebung des spanischen Credits in der erfreulichsten Weise gewirkt: die dreiprocentigen Papiere, welche 1843 einen durchschnittlichen Curs von 25 hatten, stiegen nach der Steuerreform von 1845 auf 35, nach dem Gesetz von 1851 auf 46, fielen durch die Revolution von 1854 wieder auf 31, stehen jetzt aber ziemlich fest auf 52. Eine Verminderung der Schulden-

last jedoch ist in keiner Weise eingetreten. Auch von großen öffentlichen Arbeiten kann man eigentlich erst seit 1859 reden, wo das Gesetz vom 1. April bestimmte, daß in einem Zeitraume von acht Jahren die Summe von zwei Milliarden theils auf Herstellung öffentlicher Gebäude für die verschiedenen Ressorts, theils auf Befestigungen und Verstärkung der Flotte, theils auf die Beförderung von Eisenbahn- und anderen Straßenanlagen, auf Hafen-, Canal- und Flußbauten verwendet werden solle. Das ist nun gegen die frühere Zeit, wo die bis 1844 aus dem Verkauf der Kirchengüter gelösten 3400 Millionen einfach von den laufenden Bedürfnissen verschlungen wurden, ein erfreulicher Fortschritt, aber den Ansprüchen einer weisen und normalen Staatswirthschaft entspricht es doch keineswegs. Denn es werden von diesem ganz außerordentlichen Credit eine Menge Ausgaben bestritten, denen man mit den regelmäßigen Einnahmen begegnen müßte, man gewöhnt sich an eine höchst gefährliche Bequemlichkeit und es wird sicherlich früher oder später der Moment eintreten, wo sich der Staat nach dem Verbrauch des Erlöses aus dem Verkauf der Nationalgüter auf die gewöhnlichen Einkünfte beschränkt sieht und dann bedeutende Ausgabeposten, für die er eine reguläre Deckung nicht zu finden gelernt hat, nicht durch Steigerung des Steuerertrags, sondern durch neue Anleihen bestritten werden müssen. Denn gleichzeitig mit dem Losschlagen alles öffentlichen Grundbesitzes ist der regelmäßige Staatsaufwand in einem sehr raschen Maaße gewachsen. In dem Budget des Jahres 1845, dem ersten mit durchgreifender Ordnung aufgestellten, figurirte die Ausgabe mit 1184 Millionen, die Einnahme mit 1226 Millionen; die Einnahme war durch das neue Steuersystem mit einem Schlage gegen das Jahr 1844 um 485 Millionen gesteigert. Bis 1854 veränderten sich diese Zahlen nur sehr allmählich: der Aufwand für 1850 betrug 1307 Millionen, der für 1853 1426 Millionen.*) Dagegen schnellten die Unruhen des Jahres 1854 die Ausgaben plötzlich auf 1815 Millionen; 1855 drückte man sie künstlich auf 1498 Millionen herab, wofür sich das folgende Jahr mit einer Steigerung auf 2074 Millionen rächte. Die mit dem folgenden Jahre wieder gewonnene Regelmäßigkeit der Verwaltung gestattete eine Reduction auf 1923 Millionen, aber von da ist das Budget stetig gestiegen; 1861 erreichten die Ausgaben die Höhe von 2360 Millionen und der am 7. Januar d. J. den Cortes mitgetheilte Voranschlag für 1864—65 enthielt die Gesammtziffer von 2626 Millionen Realen, etwa 200 Millionen Thaler.

*) Sanchez Ocaña, Reseña histórica sobre el estado de la hacienda y del tesoro público en España. Madr. 1855.

Untersucht man nun, wie dieser sehr rasch gewachsene Aufwand gedeckt wird, so ergiebt sich allerdings, daß der allgemeine Aufschwung der Nationalthätigkeit, des Handels, des Bergbaues u. s. w. ohne außerordentliche Belastung den Staatskassen rasch steigende Summen zuführt. So sind z. B. die Zolleinkünfte, welche 1845 nur 120 Millionen betrugen, 1860 auf 240 Millionen gestiegen, so haben Stempel aller Art in jedem Jahre reichere Erträgnisse abgeworfen. Auch die enorme Vermehrung der durch das Tabaksmonopol gelieferten Summen (1845: 135, 1861 aber 311 Millionen) hat wenig Bedenkliches. Dagegen sind Grund-, Gewerbe-, Consumtions- und Salzsteuern so angezogen, daß eine stärkere Belastung kaum angeht. Als das Ministerium Miraflores zu Anfang dieses Jahres den Vorschlag machte, den nicht unbedeutenden, besonders durch den Aufstand Domingos erzeugten Ausfall durch eine Erhöhung der Grundsteuer um 50 Millionen, durch schärfere Pressung der Gewerbe- und Consumtionssteuer zu decken, erklärten die Blätter fast einstimmig, eine noch größere Last als bisher sei nicht zu tragen. Und doch reichten jene Steuerzuschläge nicht einmal aus: das Ministerium griff zu dem ziemlich desperaten Auskunftsmittel, die Fahrtaxe der Eisenbahnreisenden mit zehn Procent besteuern zu wollen!

Wie man sieht, gehört die Lage der spanischen Finanzen noch immer keineswegs zu den beneidenswerthen und sie hat durch den Verkauf der Nationalgüter nicht diejenige Besserung erfahren, die billiger Weise mit einem finanziell so gewagten Unternehmen verbunden sein müßte. Ebensowenig entsprechen die mit dem Erlös des Verkaufs ausgeführten öffentlichen Arbeiten dem durch den Verkauf bewirkten Verlust des Nationalvermögens. Und dennoch würde man irren, wenn man die Maaßregel absolut verwerfen wollte. Der spanische Haushalt war durch die trostlose Regierung Karl's IV., durch die entsetzliche Verheerung des Unabhängigkeitskrieges, durch den langen fruchtlosen Kampf mit den aufständischen Colonien, durch den Verlust dieser wichtigsten Einnahmequelle, durch das heillose Regiment Ferdinand's VII., durch den siebenjährigen Bürgerkrieg dermaaßen zerrüttet, daß sich das unglückliche Land zu den desperatesten Rettungsmitteln gezwungen sah. Als es im Beginn der vierziger Jahre zu einer einigermaaßen regulären Existenz zurückkehrte, herrschte auf allen Gebieten die gleiche Hülflosigkeit. Die Häfen waren verschlammt, die Marine verschwunden, die Straßen verfallen und von Räubern bedeckt; Ackerbau, Gewerbe und Handel lagen total danieder; die Kassen waren leer und ebenso unvermögend die Zinsen der ungeheuren Staatsschuld zu zahlen, als die Gehalte der Beamten; von einer Thätigkeit für die Hebung der Nationalarbeit konnte auf lange hin keine Rede sein. Hätte

man unter diesen Umständen, wo der Staat und das Volk in den Abgrund des Elends versunken war, die ungeheuren Schätze der Kirche, namentlich der Klostergeistlichkeit, welche fast ohne Ausnahme für Don Carlos arbeitete und mit allen Mitteln der constitutionellen Entwicklung entgegenstrebte, unangetastet lassen sollen? Daß der Verkauf der Kirchengüter in der Unsicherheit und Verwirrung der Zeiten einen geringen Ertrag lieferte und dieser fast ganz von den Bedürfnissen des Tages verschlungen wurde, ist freilich bedauerlich genug, aber Niemand wird wohl zu sagen wissen, wie der Staat ohne diese außerordentlichen Einkünfte hätte existiren sollen, da er trotz derselben Tag für Tag der peinlichsten Verlegenheit erlag. Der Finanzminister Mendizabal hatte gemeint, durch die zu Anfang 1836 gegen die religiösen Genossenschaften gerichtete Confiscation den Credit behaupten zu können, aber schon im zweiten Semester dieses Jahres mußte er die Zahlung der Zinsen suspendiren, jedes Jahr Zwangsanleihen von fünf- bis sechshundert Millionen Realen erpressen, die schwebende Schuld maaßlos anspannen, die Einkünfte vorwegnehmen und dabei in den drei Jahren 1837 bis 1839 ein Deficit von 2400 Millionen anhäufen. Man wird leicht ermessen, daß die Ruhe der vierziger Jahre nicht ausreichte, um diese grenzenlose Verwirrung der Finanzen völlig zu heilen, geschweige, um über das unmittelbar dringende Bedürfniß hinaus schöpferisch für die Hebung der seit fünfzig Jahren absolut vernachlässigten materiellen Interessen thätig zu sein, wie tüchtig im Ganzen die damaligen Moderadoregierungen und namentlich ihr ausgezeichneter Finanzmann Mon eingriff. Erst 1851 konnte man zu dem lange vergeblich beabsichtigten Unternehmen der Schuldregulirung schreiten. Dann brachen die reactionären Tendenzen von Frankreich her ein und weckten von neuem die Wuth der politischen Kämpfe, welche im Sommer 1854 Spanien abermals den Strudeln der Revolution überlieferten. Alle Gesetze der constituirenden Cortes, welche damals auftauchten, sind in der Folgezeit so gut wie verschwunden, aber das Gesetz vom 1. Mai 1855 über den Verkauf aller Besitzungen der todten Hand, der Gemeinden und des Staats wie der Kirche, hat das Ministerium O'Donnell, nachdem es im Herbst 1856 von Narvaez beseitigt war, im October 1858 hergestellt. Es schien ein so radicaler Schritt und die dadurch ermöglichte umfassende Anregung des wirthschaftlichen Lebens unerläßlich, wenn das Volk der Hitze der Parteileidenschaften entzogen und an die Stetigkeit fruchtbarer Beschäftigungen gewöhnt werden sollte. Wenn die seitdem für nützliche Unternehmungen aller Art aufgewendeten Summen keine verhältnißmäßigen Ergebnisse geliefert zu haben scheinen, so haben sie jedenfalls dem Lande einen bis dahin ganz unbekannten Zustand der Regsamkeit und Production geschaffen.

[redacted]

niſche Marine ſeitdem erfahren hat. Die für das materielle Gedeihen und die Machtſtellung der Halbinſel ſo hochwichtige Flotte war, nachdem Spanien unter Karl III. ſich wieder zur zweiten Seemacht der Welt aufgeſchwungen hatte mit ſeinen 70 Linien- und 224 kleineren Schiffen, in den unglücklichen Kriegen mit England und unter dem Druck des ganz zu Lande geführten Unabhängigkeitskampfes ſo verfallen, daß die Regierung Ferdinand's nach dem Wiener Frieden ſchlechte ruſſiſche Schiffe kaufen mußte, um gegen die aufſtändiſchen Colonien einigermaaßen die See halten zu können. Mit dem 1825 vollendeten Abfall der Pflanzlande ſchwand das letzte zwingende Motiv, die zerrüttete Flotte herzuſtellen; die alten Schiffe verfaulten und neue wurden nicht gebaut. Während des Bürgerkrieges dachte natürlich Niemand an die Marine und als dann endlich die hergeſtellte Ruhe die Möglichkeit gab, die Seemacht in's Auge zu faſſen, ſah man ſich in einer ſo vollſtändigen Hülfloſigkeit, wie ſie einſt die Bourbonen im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts gefunden hatten: die Werften waren verfallen, die Magazine leer, man hatte kein Holz, keinen Hanf, keine Ingenieure, keine Arbeiter. Die Regierung mußte ſich deshalb zunächſt darein finden, Kriegsſchiffe im Auslande zu beſtellen und allmählich mit fremden Kräften die eigenen Werften wieder zu beleben. Wenn man dieſe Umſtände in Betracht zieht, ſo wird man die ſeit den letzten fünfzehn Jahren entwickelte Thätigkeit zu würdigen wiſſen. 1859 zählte die ſpaniſche Marine wieder 84 Schiffe, 1861 110 und Anfang 1864*) 160 Schiffe. Darunter verdienen hervorgehoben zu werden 2 vor zwölf Jahren gebaute Segellinienſchiffe zu 86 und 84 Kanonen und 12 Fregatten mit zuſammen 456 Kanonen. Unter den Fregatten wird nur eine einzige mit Segeln getrieben, 11 ſind Schraubendampfer und 2 gepanzert. Im Bau befinden ſich augenblicklich 5 Panzerfregatten zu je 30 Kanonen und 2 Holzſchraubenfregatten zu je 50 Kanonen; die geſammte Marine führt 1031 Geſchütze. Nach dem Plane von 1859, welcher 450 in acht Jahren zu verwendende Millionen für die Marine beſtimmte, ſollte dieſelbe an Schraubenſchiffen 6 Linienſchiffe, 12 Fregatten, 36 Corvetten und 60 kleinere Fahrzeuge, dann 30 Raddampfer und 12 Segelſchiffe zählen. Seitdem hat man ſich durch das Aufkommen der Panzerung ablenken laſſen und ſcheint jetzt ganz auf den Bau von Linienſchiffen zu verzichten. Die ſpaniſche Flotte nimmt heute ihren Rang zwiſchen der italieniſchen und ſchwediſchen ein, entſprechend den natürlichen Kräften des Landes. An einen Wetteifer mit England, Frankreich und den Vereinigten Staaten wird Spanien vermuthlich niemals wieder den-

*) Nach der Época vom 8. Januar.

ken können, aber für den Schutz seines Handels und seiner Colonien verfügt es über hinlängliche Mittel.

Fragen wir jetzt nach dem Ergebniß der im Vorhergehenden geschilderten Anstrengungen des Staats auf dem Gebiete der öffentlichen Arbeiten für Ackerbau, Gewerbe und Handel, so bietet namentlich die Lage des Ackerbaues manche erfreuliche Seiten dar. Bis zum Jahre 1811 war die Existenz der spanischen Bauern so armselig als möglich. Obwohl niemals von Hörigkeit oder Leibeigenschaft heimgesucht, war die ländliche Bevölkerung mehr von Adel und Klerus als vom Staat mit einer solchen Last von Abgaben bedacht, daß nach dem übereinstimmenden Ausspruch der verschiedensten Gewährsmänner auch die angespannteste Thätigkeit und die nüchternste Lebensweise den unglücklichen Arbeiter nicht vorwärts zu bringen vermochte. Man rechnete zu Anfang dieses Jahrhunderts, daß von den 54 Millionen Morgen cultivirten Bodens nur 17 unter königlicher Jurisdiction standen, 28 unter der von weltlichen und 9 Millionen unter der von geistlichen Herren. Der Wohlstand der Provinzen stufte sich fast genau in dem Maaße ab, wie die Freiheit der Bewohner von gutsherrlichen Lasten. Die freien Basken gediehen in ihren rauhen Gebirgen, während der herrschaftliche Bauer von Valencia trotz des gesegneten Bodens und Klimas ein trauriges Leben hinschleppte und die armselige Mancha trug die Erklärung ihres Elends darin, daß nur der 162ste Theil ihres Ackerlandes von den Abgaben an Granden und Aebte befreit war, die zum Theil an's Unsinnige streiften. Die Cortes von Cadiz erschütterten diesen unerträglichen Zustand zuerst mit ihren Decreten von 1811 und 1813, dann kamen die Cortes von 1820 auf diesen Gegenstand mit besonderem Nachdruck zurück und seit die constitutionelle Aera 1833 dauernd begann, führte sie jene früheren Beschlüsse gegen Patrimonialgerichtsbarkeit, alle Arten gutsherrlicher Dienste und Abgaben, gegen Majorate und Fideicommisse, gegen die unendlich schädlichen Privilegien der großen Heerdengesellschaft der Mesta mit ziemlich rücksichtsloser Consequenz aus; sehr viele Lasten wurden unentgeltlich, andere gegen sehr mäßige Entschädigung beseitigt. Da die Aufhebung der Klöster, der Verkauf der geistlichen Güter, später die Beseitigung der gesammten todten Hand und eine verständige Steuerreform hinzukam, so mußte wohl der Ackerbau eine ganz neue Gestalt gewinnen. Heute sind alle gesetzlichen Hindernisse der gedeihlichsten Entwickelung aus dem Wege geräumt, und es handelt sich jetzt wesentlich darum, die moralischen Hindernisse des trägen Dahinlebens, des unbeweglichen Vorurtheils ebenso zu überwinden. Die Gegenwart setzt auch in Spanien für diese Zwecke die kräftigsten Hebel an. Früher war neben der erdrückenden Last der Abgaben und der Fesselung jeder

freien Verfügung über den Grund und Boden, wie über seine Erzeugnisse, namentlich der Mangel fast aller Verkehrsmittel von dem verderblichsten Einflusse auf die landwirthschaftliche Production. In der einen Provinz ließen die Bauern das überflüssige Korn, für das sie keinen Absatz wußten, verfaulen, während zwanzig Meilen davon Hungersnoth herrschte; in Navarra war es noch vor wenigen Jahren nichts seltenes, daß zur Zeit der Weinlese die Dörfer von altem Wein schwammen, den man fortgoß, um Raum für den jungen Most zu gewinnen. Das ist nun jetzt doch schon in ausgedehnten Strichen ganz anders geworden und der Bauer erzielt für seine noch vor zehn Jahren oft fast werthlosen Producte in den größeren Städten hohe Preise. Gleichzeitig wandert die städtische Intelligenz immer häufiger auf's Land, experimentirt mit neuen Ackergeräthschaften und Betriebsmethoden, schafft die Mittel für die Herstellung der an vielen Orten nicht zu entbehrenden künstlichen Bewässerung, baut Wege und Brücken und Canäle. Es bilden sich Gesellschaften der Grundbesitzer mit bedeutenden Capitalien für die Hebung des Bodencredits, die zahlreichen Banken machen Geldmittel flüssig, kurz, der alte Geist der Stagnation wird auch in den Dörfern und Einzelgehöften von allen Seiten attakirt. In der Ein- und Ausfuhr Spaniens macht sich denn auch der Aufschwung des Ackerbaues bereits sehr bemerklich. Während das Land im Beginn dieses Jahrhunderts noch den fünften Theil seines jährlichen Bedarfs an Brodfrüchten vom Auslande beziehen mußte, hatte es 1850 nicht nur Getreide genug für seine nicht unerheblich gestiegene Bevölkerung, sondern konnte auch etwa zehntausend Wispel Weizen, Mais und Gerste nach England und 500,000 Centner Weizenmehl nach Cuba ausführen. 1856 belief sich die Ausfuhr von Producten des Ackerbaues auf den Werth von 749 Millionen Realen, während die Einfuhr (hauptsächlich Colonialwaaren) nur 300 Millionen betrug. Im Jahre 1857, wo Spanien eine sehr schlechte Ernte hatte, behauptete sich die Ausfuhr dennoch mit 763 Millionen im Uebergewicht über die Einfuhr von 665 Millionen. 1860 stand eine Ausfuhr von 742 Millionen einer Einfuhr von 328 Millionen gegenüber. Bei der Ausfuhr ist besonders der Weinbau betheiligt, an dessen Producten Spanien 1856 für nicht weniger als 406 Millionen und 1857 für 460 Millionen verkaufte. Seit diesen Jahren wird der Fortschritt ein entsprechend beschleunigter gewesen sein, da erst seitdem die Thätigkeit für das materielle Gedeihen ihre volle Energie gewonnen hat, und der Bodencultur noch die größten Eroberungen zu machen blieben. Denn bis zum Jahre 1858 hatte sich der Fortschritt des Ackerbaues wesentlich auf die bessere Bearbeitung der der Cultur bereits unterworfenen Bodenfläche beschränkt und an die ausgedehnten Wüstungen kaum die Hand

gelegt. Von den 75 Millionen Fanegas Land*) waren nur 41 Millionen oder etwas über 54 Procent in Cultur, in sechs Provinzen sank dieser Procentsatz unter 30 und in Santander sogar auf 10.

Die Gewerbthätigkeit stand in Spanien bekanntlich seit dem sechszehnten Jahrhundert auf einer sehr niedrigen Stufe und die angestrengten und dauernden Bemühungen der einsichtigen Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts sahen sich gerade auf diesem Punkte am wenigsten belohnt. Es war eben nicht möglich die bürgerliche Geschäftigkeit herzustellen, so lange eine wie auf den Ruin alles Verkehrs berechnete Steuergesetzgebung herrschte, die zahllosen Klöster zum Müßiggang verlockten, die ganze Lebensanschauung des Volkes dem stolzen Bettel den sittlichen Vorzug gab vor rechtschaffener Arbeit. Es genügt zu wissen, daß Campomanes erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts mit Anstrengung ein Gesetz erringen mußte, welches die wichtigsten Gewerke wieder für ehrlich erklärte, nachdem sie seit Jahrhunderten für unehrenhaft gegolten hatten. Das Vorurtheil wich natürlich nicht sofort mit dem Ausspruch des Gesetzes und alle directen Versuche der Regierung, etwas von moderner Industrie nach Spanien zu verpflanzen, endeten mit einer empfindlichen Belastung des Staatssäckels. Das Wort eines Nationalökonomen, daß es in Spanien nicht selten vortheilhafter sei, zu feiern als zu arbeiten, behauptete sich in seiner verhängnißvollen Wahrheit. Um hier eine wirkliche Aenderung hervor zu bringen, bedurfte es der gewaltsamen Erschütterungen, deren Zeugen die letzten Generationen gewesen sind, des radicalen Umsturzes des alten Staats und der alten Gesellschaft, die nun einmal in ihrem Fundament aller modernen Entwickelung widerstrebten. Es mußte das Klosterwesen, die Privilegien der Klerisei, des Adels, der großen Innungen und Gremien, es mußten die alten Gewohnheiten und Ueberzeugungen schonungslos hinweggefegt, es mußten vor Allem die Grundsätze und die Praxis der Besteuerung und der gesammten Verwaltung durchaus andere werden, wenn die uralte Gewöhnung der hungernden Trägheit weichen sollte. So lange z. B. die Alcabala und das ganze System der Provincialrenten bestand, war gewissermaaßen auf das Nichtsthun eine Prämie gesetzt, da diese Besteuerungsmethode den unthätigen Reichthum privilegirte und sich mit ihrer ganzen Last auf die arbeitende Klasse warf.

Heute ist die Entwickelung der Industrie ebensowohl als die des Ackerbaues von den gesetzlichen Schranken und den äußeren Hindernissen befreit: hier wie da handelt es sich wesentlich darum, daß mit dem alten Staat und der alten Gesellschaft auch der alte Mensch schwinde. Aber

*) Die baskischen Provinzen sind hierin nicht begriffen.

wie schwerfällig und langsam nothwendig ein Proceß verlaufen muß, der keine geringere Aufgabe verfolgt, als die bürgerliche Betriebsamkeit eigentlich zum ersten Male unter einem bisher von ganz entgegengesetzten Tendenzen beherrschten Volke zu pflanzen, die Gegenwart entfaltet gerade in dieser Beziehung eine so gewaltige Triebkraft, daß ihr auch in Spanien bereits nicht unerhebliche Triumphe geworden sind. Als zuerst im Jahre 1845 die Gewerbesteuer eingeführt wurde, zählte man 277,252 Steuerpflichtige; seitdem wuchs diese Zahl fast stetig mit jedem Jahre und hatte sich 1861 auf 481,664 gehoben, während der Ertrag der Steuer sammt den von den Provinzen und Gemeinden erhobenen Zuschlägen von 40 Millionen auf 100 gestiegen war. Einen nicht weniger sprechenden Beweis für den Aufschwung der spanischen Betriebsamkeit liefert der Stand der Actiengesellschaften für industrielle Unternehmungen, deren im Jahre 1861 46 arbeiteten mit einem Capital von 383 Millionen Realen, nachdem die erste im Jahre 1847 entstanden war. Diese überwiegend mit Seiden-, Wollen-, Baumwollen- und Leinenfabrication beschäftigten Compagnien waren indeß noch wesentlich auf Madrid und Barcelona*) beschränkt. Weitaus die größte Bedeutung haben bis jetzt in Spanien die Eisenbahngesellschaften. 1861 bestanden 23 mit einem Capital von 2261 Millionen in Actien und 2076 Millionen in Obligationen; von ihnen sind sämmtliche Eisenbahnlinien ausgeführt, meistentheils mit einer beträchtlichen Subvention des Staats, der für die concessionirten Bahnen einen Zuschuß von 1051 Millionen bewilligt hatte; es giebt aber auch Gesellschaften, die ohne jegliche Beihülfe ihre Arbeiten ausführen, wie in dem regsamen Catalonien, der bei weitem bahnreichsten aller spanischen Landschaften, die sämmtlichen Schienenwege lediglich durch die Mittel der Gesellschaften hergestellt sind. Natürlich sind die modernen Creditinstitute nicht fern geblieben, wo plötzlich so große Summen in Bewegung gesetzt wurden, und es arbeiteten 1861 nicht weniger als 27 Banken und Creditgesellschaften der verschiedensten Art mit einem Nominalcapital von fast 2000 Millionen Realen; alle diese Anstalten bis auf 3 waren seit 1856 entstanden. Das Versicherungsgeschäft betrieben 13 Gesellschaften mit einem Capital von 404 Millionen, 10 davon hatten ihren Sitz in Barcelona.

Wenn dieses plötzliche Aufschießen einer massenhaften Speculation in Spanien bei der langen Gewöhnung an jeglicherlei Corruption gewiß noch sehr viel stärkere Nachtheile mit sich geführt hat, als in Frankreich und

*) Neun mit 132 Millionen Capital saßen in Madrid, zweiundzwanzig mit 203 Millionen in Barcelona und sechs in anderen catalonischen Städten, so daß das gesammte übrige Land bisher nur neun solcher Gesellschaften hervorgebracht hatte.

Deutschland, so wird doch Niemand verkennen, wie überwiegend förderlich diese modernen Unternehmungen einem Volke werden müssen, das sich bisher mit unüberwindlicher Zähigkeit an den alten Schlendrian klammerte. Sicherlich hat das letzte Jahrzehnt einen kolossalen finanziellen und industriellen Schwindel über Spanien gebracht, aber zugleich eine so gewaltige Anregung, daß aller Orten die stolze Beschaulichkeit sich in berechnende Thätigkeit zu verwandeln beginnt. Die Einflüsse französischen und englischen Unternehmungsgeistes und Capitals dringen in alle Provinzen, die ja fast alle der modernen Betriebsamkeit noch die lohnendsten Aufgaben bieten. Hier locken die reichsten Kohlen- und Eisenlager, die kaum noch berührt sind, dort harren ungeheure Quantitäten Weins einer verständigen Behandlung, die den Bodenertrag leicht auf's Dreifache steigern würde; hier sind alle Bedingungen für die beste Seidencultur gegeben und fast überall läßt die gewöhnliche Bodencultur eine sehr bedeutende Entwickelung zu. Da die zahlreichen Unternehmungen der Gegenwart so viele Kräfte in Anspruch nehmen, daß fast durch ganz Spanien ein empfindlicher Mangel an Arbeitern herrscht und auf der anderen Seite die industrielle Thätigkeit noch einer sehr bedeutenden Steigerung fähig ist, so würde Spanien ohne Zweifel eine zahlreiche Einwanderung anlocken, wenn nicht gewisse, namentlich durch die religiöse Unduldsamkeit geschaffene Hindernisse im Wege stünden. Uebrigens sind schon jetzt auf spanischem Boden eine Menge fremder Kräfte thätig; ein großer Theil der Eisenbahnen ist von französischen und deutschen Ingenieuren gebaut für Gesellschaften, in denen namentlich das Pariser Capital eine bedeutende Rolle spielt; in Andalusiens Weinbergen und Asturiens Bergwerken entwickeln die Engländer eine große Thätigkeit und die spanischen Credits mobiliers sind zum Theil directe Filiale Pariser Institute. Wenn einmal Spanien in den leichten und geregelten Verkehr mit dem übrigen Europa eingetreten sein wird, so wird die europäische Gesammtkraft seinen Rückstand unwiderstehlich vorwärts treiben; die Grundursache der spanischen Verfinsterung, die Abgeschiedenheit von dem Culturleben der modernen Welt und der feindselige Gegensatz gegen dasselbe, wird aufhören und mit der Ursache die Wirkung. Wollte sich Spanien in seiner früheren starren Abgeschlossenheit mit besserem Erfolg behaupten, so hätte es in seinen besonderen Leistungen nicht so weit hinter dem Durchschnitt der Bildung des Erdtheils zurückbleiben dürfen; so wie es steht, wird es einer steigenden Ueberfluthung durch fremde Einflüsse kaum entgehen.

Die Summe der wirthschaftlichen Fortschritte pflegt sich in der Bewegung des Handels auszudrücken, und in unserem besonderen Falle liegt es auf der Hand, daß die Anstrengungen des letzten Jahrzehnts, die

rasche Entwickelung der Verkehrsmittel, die Reformen der Steuer- und Zollgesetzgebung, gerade dem Handel zu Gute gekommen sein müssen. Bis zum Jahre 1849 herrschte in Spanien ein Zollsystem, welches mit geringen Veränderungen noch die zur Zeit der glänzenden Colonialherrschaft behaupteten Grundsätze repräsentirte: strenges Verbot der Einfuhr aller Fabricate, die, wie man sich einbildete, in Spanien selber hergestellt werden könnten, ebenso strenges Verbot der Ausfuhr aller Rohstoffe, von denen man sich für die spanische Industrie einen Nutzen versprach, mit einem Worte: möglichste Absperrung des vermeintlich sich selbst genügenden Reiches gegen die übrige Welt. Eine erste Reform vom Jahre 1841 hatte an die alten Verkehrtheiten nur sehr schüchtern gerührt und das absolute Verbot von nicht weniger als dreiundneunzig Artikeln, daneben eine unerträglich complicirte Zollabfertigung, aufrecht erhalten. Dagegen war der neue Tarif vom 5. October 1849 ein sehr erheblicher Fortschritt, indem er im Allgemeinen einen freilich sehr hohen Schutzzoll an die Stelle des Verbots setzte, die Ausfuhr erleichterte und die Geschäftsbehandlung vereinfachte. Die wohlthätigen Wirkungen machten sich alsbald fühlbar. Die Einfuhr, welche vorher gegen 600 Millionen Realen betragen hatte, stieg 1850 auf mehr als 800 Millionen und auch die Ausfuhr hob sich in dem einen Jahre von etwa 240 auf mehr als 300 Millionen. Ein- und Ausfuhr zusammen repräsentirten 1850 einen Werth von 1160 Millionen, 1855 von 2267 und 1860 von 2581 Millionen. Stellt man die Jahre 1849 und 1860 einander gegenüber, so ergiebt sich die Steigerung als eine höchst beträchtliche, denn der Verkehr hat sich in diesem Zeitraume fast verdreifacht; vergleicht man dagegen 1860 mit 1855, so tritt eine auffallende Hemmung des Fortschritts entgegen. Da eben in diesen Jahren die neuen Verkehrswege erst recht einzuwirken begannen, so ist die Erscheinung um so auffallender. Ihr Hauptgrund wird darin liegen, daß der Tarif von 1849 zwar gegen den vorhergehenden Zustand eine sehr erhebliche Besserung war, 1855 aber bereits den Bedürfnissen der Lage nicht mehr genügte. Und in der That hat sich in Spanien, namentlich seit dem Jahre 1860, eine wirthschaftliche Bewegung erhoben, welche eine durchgreifende Reform der Zollgesetzgebung auf dem Princip der Handelsfreiheit mit wachsender Lebhaftigkeit fordert. So weit es sich aus der Ferne beurtheilen läßt, hat diese Agitation schon jetzt in der öffentlichen Meinung des Landes einen ziemlich entschiedenen Sieg davon getragen; man erwartet zuversichtlich von dem gegenwärtigen Ministerium Mon eine Reform, welche ebensowohl den Ansprüchen der Consumenten, als den Bedürfnissen der Staatskasse genüge. Die auf einen außerordentlich hohen Grad gestiegene Theuerung des Lebens in Madrid hat wesentlich beige-

tragen, die dortige Bevölkerung für die Theorie des Freihandels zu erwärmen, welche dort in besonderen Gesellschaften, zahlreichen öffentlichen Vorträgen und den Artikeln der Presse eine sehr wirksame Propaganda besitzt. Nichtsdestoweniger möchte die nächste Reform wohl noch um ein Beträchtliches hinter den Anforderungen der Freihändler zurückbleiben. Bei der großen Schwierigkeit der Parteiverhältnisse und der starken Einwirkung persönlicher Rücksichten macht sich die große Industrie in Spanien um so mehr geltend, als sie sich auf einen mächtigen principiellen Gegensatz stützt. Das Sonderleben der alten Königreiche und Fürstenthümer spielt in Spanien trotz aller Centralisation noch immer eine bedeutende Rolle, dieser traditionelle Particularismus tritt aber nirgends schärfer hervor als in Catalonien, und dieses Catalonien ist zugleich der Mittelpunkt der spanischen Industrie. Da Catalonien bis in die jüngste Zeit eine auffallende Unabhängigkeit von der Gunst oder Ungunst der Residenz bewahrt, seine Eisenbahnen, Straßen, Canäle, Banken, Versicherungsgesellschaften für sich hat und durch die reiche Entwickelung seiner Fabrication und seines Handels eine privilegirte Stellung einnimmt, so muß die Regierung den Ansprüchen des Fürstenthums wohl eine weit gehende Rechnung tragen. Ueber das, was das Gesammtinteresse Spaniens fordern würde, kann dagegen kaum ein Zweifel bestehen. Wenn irgend ein Land, so ist Spanien auf die Entwickelung der Bodencultur gestellt, da es in seinen Weinen, Oelen, Südfrüchten, Nüssen, Korken eine unerschöpfliche Fülle der Production besitzt, mit der kein europäisches Land, auch Italien nicht, concurriren kann. Dagegen wird es in der Industrie noch sehr lange der natürliche Abnehmer Englands, Frankreichs und der übrigen Fabrikländer bleiben. Obwohl die fremden Manufacturen durchschnittlich einen Zoll von 38 Procent des Werths zahlen müssen, einige Baumwollenwaaren sogar noch vollständig prohibirt sind, betrug die Einfuhr von Fabricaten im Jahre 1858 dennoch die Summe von 565 Millionen Realen, während sich die Ausfuhr auf 13 Millionen beschränkte. Der Spanier zahlt heute seine Kleidung, seine Eisenwaaren, sein Papier zu enormen Preisen, damit einige wenige Fabriken eine im Ganzen unerhebliche Thätigkeit entwickeln können.

Fassen wir das Resultat der bisher gegebenen Uebersicht des physischen und ökonomischen Zustandes zusammen, so ist ein bedeutender Fortschritt auf allen dahin gehörigen Gebieten unverkennbar. Die Bevölkerung wächst stetig und gewinnt einen immer ausgedehnteren Besitz an Grund und Boden; die Hindernisse, welche eine verkehrte Gesetzgebung, die erdrückenden Privilegien von Klerus und Adel, die ungeheure Ausdehnung

der todten Hand, dem Aufschwung des Ackerbaues, der Gewerbthätigkeit und des Handels bisher entgegenstellten, sind in den letzten zwanzig Jahren so gut wie vollständig beseitigt; die positive Förderung, welche die höchst dürftigen Communicationsmittel von Seiten des Staats erfahren haben, die Thätigkeit im Straßen-, Canal- und Hafenbau, die Belebung der Verkehrsanstalten und der Schifffahrt hat den industriellen und commerciellen Kräften des Landes einen starken Impuls gegeben. Ist der heutige Zustand Spaniens im Vergleich mit dem anderer europäischer Länder noch immer ein recht dürftiger, so erweckt dagegen der Vergleich mit der eigenen spanischen Vergangenheit die erfreulichsten Aussichten für die Zukunft. Und dieser Vergleich würde noch viel glänzendere Ergebnisse liefern, wenn nicht die gewaltsame Erschütterung, welche die verhängnißvolle Erbschaft einer langen und überwiegend unglücklichen, ungesunden Vergangenheit abschüttelte, gleichzeitig Kräfte und Richtungen geweckt hätte, welche an die Stelle der alten Schäden neue gesetzt haben. Der heutige Zustand Spaniens ist das Product einer Reihe tiefgreifender Revolutionen, deren wiederholte Stöße sich über einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren verbreitet haben. Die schlimme Tradition der Habsburgischen Epoche war so tief gewurzelt, daß sie nur den heftigsten Schlägen wich: die Streiche, welche das Klosterunwesen, den allgemeinen Müßiggang, den büreaukratischen und monarchischen Despotismus, den prunkenden Adel vernichtend trafen, fielen mit solcher Gewalt, daß sie zugleich das Fundament der gesammten nationalen Existenz aufrissen: ein ungeheures Chaos, ein wilder Wirbel löste die steife Ordnung, das unbewegliche Beharren ab. Die entfesselten Leidenschaften stürzten sich mit heißer Gier auf das unbekannte Feld der politischen Kämpfe und das nationale Geschick zu Cabale und Intrigue bedeckte zusammen mit der Glut des südlichen Blutes das neue parlamentarische Leben mit einer sehr bedenklichen Fülle von Excessen der verschiedensten Art. Die Verwirrung wurde um so schlimmer, als neben dem anscheinend radicalen Umsturz aller alten Ueberlieferungen die überwundenen Mächte unter veränderten Formen bald wieder auf die Bühne traten und ihre reactionären Künste mit den revolutionären mischten. So brachte hier ein ganz neues Wesen die Uebelstände zu plötzlicher Uebergänge, dort entkeimten aus der wuchtigen Last Jahrhunderte alter Gewohnheiten die leidenschaftlichen Gegenschläge der bigotten Massen, des herrschsüchtigen Klerus und des eben aus dem steifsten Absolutismus herausgetretenen Hofes. So gerieth Spanien zugleich mit dem Beginn eines neuen Regime in einen Wirrwar der Regierung und Verwaltung, wie ihn kaum je ein Land erlebt hat. Diese politischen Verhältnisse und die in ihnen wirkenden geistigen Potenzen der Volksbil-

dung sind es, welche dem Gang der spanischen Entwickelung auch auf dem wirthschaftlichen Gebiete das Gesetz geschrieben haben. Sie erfordern zum Verständniß der spanischen Gegenwart eine besonders sorgfältige Betrachtung.

H. Baumgarten.

Die deutsche Volkswirthschaftslehre unter den beiden ersten Königen von Preußen.

II.

Dem Plane gemäß, den wir am Schlusse unseres ersten Artikels angedeutet, wenden wir uns von Leibniz zuvörderst zu einem Manne, der ihm als Eingeborner desselben Leipzig und als Sohn von Leibniz' hochgeschätztem Lehrer besonders nahe stand, nämlich zu

Christian Thomasius (1655—1728).

Daß unter dem großen Kurfürsten die Hegemonie im nördlichen und protestantischen Deutschland von Sachsen auf Preußen übergegangen war, finden wir nirgends deutlicher ausgesprochen und wirksamer fortgesetzt, als durch den Eintritt so vieler geistig hervorragenden Sachsen in die Dienste des ersten preußischen Königs. Mit Seckendorff (1691) wurde der edelste Ueberrest eines kirchlich und staatlich gesunden Conservatismus von Mitteldeutschland nach Preußen übergepflanzt; mit Pufendorff (1688) der großartigste philosophisch-historische Vertreter der in Deutschland damals zeitgemäßen Regierungsform; mit Thomasius (1690) der lebendigste Keim nationaler und praktischer Reform gegenüber aller Pedanterie und Heuchelei des alt Hergebrachten; mit Spener (1691) und Franke (1691) eine zugleich fromme und freie, zugleich tiefe und populäre Theologie; endlich mit Stahl (1694) der Gründer eines medicinischen Systems, welches durch seine Betonung der Seele, des Organismus und der Natur für die Wissenschaft, wie für deren Ausübung auf lange Zeit Epoche gemacht hat.

Bis in's zweite Drittel des achtzehnten Jahrhunderts war Halle unstreitig die vornehmste deutsche Universität, um so einflußreicher, als sich unter den zweitausend Studenten, welche sie z. B. 1704 beherbergte, eine unverhältnißmäßig große Zahl von Jünglingen der höchsten Klassen befand. Hauptsächlich ragte sie hervor in den staats- und rechtswissenschaft-

lichen Fächern. Wir erinnern, außer Seckendorff, dem ersten Kanzler, und Thomasius, gleichsam dem Begründer und bis zu seinem Tode auch Director der Universität, noch an Männer, wie Samuel Stryk, der gleichfalls von Wittenberg nach Halle gekommen und hier von 1692—1710 Professor war, Ludewig (1692—1743), Gundling (1703—1729), der außer seinen juristischen Collegien auch durch seine damals noch seltenen Vorlesungen über Statistik nützte, J. H. Böhmer (1701—1748) und Heineccius (1713—1724 und wieder 1733—1741). Als der eigentlich Tonangebende unter all' diesen Männern ist Thomasius zu betrachten. Doch klingt bei der Gründung und frühesten Leitung der Hallischen Universität auch eine Menge jener Ideen durch, welche Leibniz für die Akademien ausgesprochen hatte. Namentlich ist Halle die erste deutsche Universität, die unmittelbar unter dem Landesherrn als Rector stand. Ferner die erste, welche von vorn herein mit einer öffentlichen Bibliothek, einem botanischen Garten und anatomischen Theater versehen wurde, und die zugleich durch ein theologisches und philologisches Seminar, so wie durch Zulassung der juristischen Studenten zu Gerichtsverhandlungen einen Zusammenhang ihrer Theorie mit dem praktischen Leben systematisch anbahnte.

Die klassischen Meisterwerke pflegen auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit von Solchen hervorgebracht zu werden, die mit schöpferischer Freiheit und künstlerischem Behagen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihres Faches gleichmäßig in sich vereinigen. Dagegen schließen sich die großen reformatorischen Wendepunkte vorzugsweise an Diejenigen an, welche überwiegend auf die Zukunft gerichtet sind, welche die heilsame Unzufriedenheit mit dem Vorgefundenen, diese Mutter des Fortschritts, wenn sie mit persönlicher Tüchtigkeit vermählt ist, in sich gleichsam verkörpern.

Für Thomasius nun hatte das alt Hergebrachte und herkömmlich Verehrte, wenn es nicht ganz unmittelbar mit den tiefsten Grundlagen seiner Religion und Sittlichkeit zusammenhing, immer eine starke Präsumtion der Grundlosigkeit. Er verachtet z. B. das klassische Alterthum. Der „Narre Homerus" war ein Meistersänger wie H. Sachs; ja, wer beide ohne Vorurtheil liest, der wird in diesem mehr Artigkeit und Judicium finden, als in jenem. Man sieht gleich aus dem ersten Buche der Ilias, warum alle „Papisten" so sehr am Homer hangen.*)

*) Vergl. Thomasius' Ausgabe von Ossa's Testament, 1717, S. 339. 118. 60. 252. In den Cautelae circa praecognita jurisprudentiae, 1710, p. 102 heißt es sogar: Hans Sachs habe niemals so absurd geschrieben, wie Homer, dessen gewaltige Ueberschätzung besonders von Lykurg und Solon herrühre.

Aristoteles' Politik ist „ein sehr unvollkommenes Werk, das von denen nöthigsten Stücken der wahren Politic nicht einmal handelt." Sein Organon wird wohl einmal spöttisch „Aristoteles' Orgelwerk" genannt. Hierneben ist das auffallende Lob von Plutarch's Moralien (Cautelae p. 221) nicht allein aus Widerspruchsgeist zu erklären, sondern zugleich aus Vorliebe für den gemeinen Menschenverstand im Gegensatze tieferer Speculation. Ueberhaupt ist Thomasius in seiner Geringschätzung des Alterthums nicht völlig consequent. Er hebt vielmehr in seinem Programm zu einer historischen Einleitung in's öffentliche Recht (Auserlesene Schriften, 1714, Bd. II. S. 346 ff.) als eine Hauptpflicht der sogenannten oberen Facultäten die Betonung der Humaniora hervor, ohne die bald völlige Barbarei hereinbrechen würde.

Einen fast noch größeren Widerwillen hegt er gegen das spätere, hierarchische Mittelalter, dessen Eigenthümlichkeiten er mit dem Worte Papismus zusammenzufassen liebt. Wie überhaupt das Streben, die religiöse Freiheit gegen äußeren Zwang zu schützen, einer der tiefsten Grundzüge seines Wesens war, so erklärt er — in seiner Ausgabe von Ossa's Testament (S. 364) — die „Ketzermacherei für die Grundsäule des Pabstthums." In der Kirchengeschichte nimmt er für Abälard Partei gegen „den schlimmen, aber annoch in unserem Affter-Papstthum für heilig außgeschriehenen Bernhardus" (S. 257). Thomasius' Vorschriften, wie sich der Staat um die Einheit der Kirchenlehre zu kümmern habe, sind zwiefach: tolerant, indem der Selbstsieg der Wahrheit vorausgesetzt wird; klug, indem Vorsicht angerathen wird, falls die Fanatiker das Volk auf ihrer Seite haben. Im Nothfalle soll man lieber Geldbußen auflegen, als persönliche Märtyrer machen (S. 54 ff.). Vernünftige, nicht gerade „spinosistische," Lehrfreiheit, wenigstens der drei unteren Facultäten, ist für die Frequenz einer Universität bei Weitem nützlicher, als sog. guter Ruf bei den heimlichen Papisten (S. 277). Ein merkwürdiges Bild seiner eigenen, stufenweise zunehmenden Entfremdung von der lutherischen Orthodoxie entwirft Thomasius im theologischen Abschnitte seiner Cautelae circa praecognita jurisprudentiae. Er stimmt bekanntlich für ein näheres Zusammenrücken der Lutheraner und Reformirten; andererseits meint er aber doch, es sei die Intoleranz etwas so Allgemeinmenschliches, daß er für sich selbst, wenn er Einfluß hätte, nicht gut stehen möchte, ohne alle Intoleranz zu verfahren. Er dankt Gott, welcher ihn vor solchen Versuchungen bewahrt habe (Z. Ossa S. 537 ff.): — mit Recht, wie uns scheint; denn wahrhaft beschämend ist es, wenn man liest, wie dieselbe Hallische Theologenfacultät, die als Zufluchtsort vor sächsischer Intoleranz gestiftet worden war, nachmals sowohl den Weltweisen Christian Wolf,

als den Herrenhuter Spangenberg in's Elend getrieben hat. Wenn Thomasius häufig die gelehrte Citirwuth bei allbekannten Wahrheiten lächerlich macht, so findet er auch darin einen Rest des Papstthums, welches lieber sah, daß die Menschen fremder Auctorität, als ihrer eigenen Einsicht folgten (S. 95). Uebrigens glaubt Thomasius selbst von der Reformationszeit, daß Erasmus' Gespräche und die Epistolae obscurorum virorum dem Pabstthume stärkeren Abbruch gethan haben, als „Lutheri Ernst" (S. 118). — Von dem früheren Mittelalter denkt er im Ganzen viel weniger ungünstig, als von dem späteren; wie man ja so häufig und auf den verschiedensten Lebensgebieten die Wahrnehmung macht, daß die höheren Culturstufen im Gegensatze der mittleren zu einer zeitgemäßen Verjüngung des Allerältesten zurückkehren. Thomasius erklärt — in den „Grundlehren des Natur- und Völkerrechts" — den Unterschied zwischen höflichen und barbarischen Völkern nur für eine Erfindung griechischen ꝛc. Hochmuths; in Wahrheit sind die letzteren, wie Tacitus' Germania zeigt, „nothwendig klüger und nicht so lasterhaft," wie die ersteren.

Das gemeinsame Ergebniß aller vorhin geschilderten Eigenthümlichkeiten des Thomasius ist seine Abneigung gegen die fremden gelehrten Rechte. Die „Gelahrtheit im Justinianischen und Päbstischen Rechte sammt Glossatoren" ist eine Hauptursache, wodurch jede schleunige Handhabung unparteilicher Justiz verhindert wird, und eben schnelle Justiz erklärt er für das Nöthigste bei der Justiz überhaupt (Z. Ossa S. 435). Das Gewohnheitsrecht ist besser, als das geschriebene. Die Reception der fremden Rechte hat Deutschland so sehr geschadet, daß „selbst das Faust- und Kolbenrecht fast für erträglicher zu achten, als die heutigen unsterblichen Processe." Weder Justinian noch Tribonian haben die zu einem Gesetzgeber nöthige Prudenz besessen. Dagegen sind viele für schädlich gehaltene, deutsche Gewohnheiten gar nicht unvernünftig: wie z. B. das Strandrecht, Geldbußen für Jemand, der seinen Leibeigenen tödtet u. s. w.! Die nothwendigste juristische Vorlesung, die auch in zehn bis zwanzig Jahren gewiß durchdringen werde, sei die Erklärung des Schwaben-, oder wenigstens doch Sachsenspiegels (S. 206ff. 45. 237. 450. 454. 389). — Man erkennt sogleich, wie nahe diese Ansichten mit dem großen historischen Verdienste zusammenhängen, daß Thomasius den Boden der Wissenschaft für den Gebrauch der deutschen Sprache gleichsam erobert hat.*)

*) Die Schwierigkeit dieses Verdienstes beschreibt Thomasius selber: welchen ungeheueren Skandal es in Leipzig erregte, als er zuerst eine Vorlesung über Gracians' Hofmann deutsch ankündigte. Als er seine Vernunftlehre censiren lassen wollte, gab die Facultät ihm das Buch zurück, weil es deutsch geschrieben sei

Fast in allen Zweigen der Rechtswissenschaft macht Thomasius Epoche. In der Rechtsphilosophie hatten die Nachfolger des Hugo Grotius dessen Unterscheidung von Recht und Moral beinahe ganz wieder fallen lassen. Hobbes leitet Dankbarkeit und Verträgehalten aus dem Zwecke der Selbstconservirung als gleichartig her. Pufendorff stellt Eigenthumsverletzung und Lüge in dasselbe Capitel. Dagegen führt Thomasius den Grotischen Gedanken wesentlich weiter. Ihm haben die beiden Gebiete verschiedenes Ziel (äußeren — inneren Frieden), verschiedenen ethischen Charakter (justum — decorum), verschiedene äußere Geltung (Erzwingbarkeit — Nichterzwingbarkeit). Noch bekannter hat ihn im Strafrechte seine Bekämpfung der Hexenprocesse und der Tortur gemacht. Aber auch z. B. Hugo läßt in seiner Geschichte des neueren römischen Rechts mit Thomasius eine Periode beginnen: freilich mit dem Zusatze, daß er im Privatrecht überall bemüht gewesen sei, den non usus des römischen zu zeigen. Thomasius selbst rechnete zu seinen wichtigsten Neuerungen die Methode, mit dem dogmatischen Recht jeweilig die Rechtsgeschichte zu verbinden: allerdings im römischen Rechte mit dem durchgängigen Streben, dessen zahlreiche naevos, d. h. Flecken, hervortreten zu lassen. Im deutschen Recht ist er nach mehreren Seiten hin Epoche machend. Sein Staatsrecht behandelte er in zwei Vorlesungen: eine über das deutsche Reich und dessen Verbindung zwischen Haupt und Gliedern; die zweite über Seckendorff's Fürstenstaat. Er ist hier, wie im Kirchenrechte, strenger Absolutist; letzteres namentlich durch sein sog. Territorialsystem und seine Regentengewalt über die zahlreichen Adiaphora.

Je mehr er darauf bedacht war, aus dem bisherigen Systeme der Rechtswissenschaft ansehnliche Capitel wegzustreichen, desto mehr suchte er andererseits durch fruchtbare Hereinziehung anderer Disciplinen die Lücken wieder auszufüllen. Schon bei der Rechtsgeschichte denkt er gerne an Politik. So z. B. daß die römischen Magistrate nicht aus tiefer Weisheit erfunden seien, sondern Werkzeuge tyrannischer Adelsherrschaft, die schließlich doch scheiterten. Daß namentlich das Censoramt jeder gesunden Vernunft zuwider. Auch in der altfränkischen Geschichte notirt er viele „lasterhafte Dinge, welche die teutschen Historici als kluge, wohl gar heilige Thaten herausstreichen." Bei den Majordomen erörtert er, mit was für falschen Staatsregeln ein Minister seine Fürsten unterjochen könne;

(Z. Ossa S. 252). Ein Mann, wie Conring, fand es in einem Briefe an Boineburg, 1663, indignum viro docto, wenn ein Franzose Kirchengeschichte in französischer Sprache behandelte, weil die Gelehrten bono communis reipublicae literariae nati, non unius gentis, cujus pars potior est imperita et rudis. Und ein Mann wie Boineburg stimmte dem wesentlich bei (Gruber Commercium epistol. Leibnitii etc. II. p. 1062).

warum dies heutzutage nicht mehr angehe u. dergl. m. — Hauptsächlich maaßgebend sind in dieser Hinsicht Thomasius' Cautelae circa praecognita jurisprudentiae: eine Encyklopädie der Wissenschaften vom Standpunkte des praktischen Juristen aus entworfen, darin Geschichte, Philosophie, Grammatik, Poesie, Rhetorik, Logik, Mathematik, Physik, Metaphysik, Ethik, studium decori, Politik, Oekonomik, Medicin, Theologie nach einander vorgenommen werden, jedoch ohne daß der juristische Bezug sehr in's Einzelne ginge. Die Politik wird hier sehr unpolitisch behandelt, größtentheils nur als Privatklugheitslehre. Mit der bisher auf Universitäten gewöhnlichen Art, die Politik zu lehren, ist Thomasius höchst unzufrieden. „Die Erklärung von Aristoteles' Politik, viel weniger die historische Wissenschaft von denen griechischen Republiquen wollen wahrhaftig die Sache nicht ausmachen." Da wäre der jüdische Staat schon viel lehrreicher und besser (Zu Ossa S. 164 ff. 508).

Die Errichtung einer ökonomischen Professur scheint ihm eines der dringendsten Universitätsbedürfnisse. Wenn dies Fach ehemals verabsäumt worden ist und noch immer verabsäumt wird, so erklärt er das zum Theil aus dem Hochmuthe der Gelehrten gegen die sog. artes illiberales, zum Theil aus der Furcht der Geistlichen, gute Wirthe möchten keine guten Vermächtnißstifter für Kirchenzwecke sein (Cautelae p. 273). Namentlich sollte jeder Jurist die Grundlehren des Ackerbaues kennen; daß sie bisher auf der Universität nicht gelehrt wurden, liegt darin begründet, weil der Pabst nicht sowohl die Menschen weise zu machen wünschte, als vielmehr seine Herrschaft über die Laien zu befestigen (p. 278 ff.). Ausländische Bücher von nationalökonomischen Dingen scheint Thomasius fast gar nicht benutzt zu haben. Dagegen bringt er sehr interessante Urtheile über die älteren deutschen: Faust wird als Plagiator, Obrecht als Schwindler verdammt. Etwas besser fährt Klock. Vor Schröder wird offenbar große Achtung ausgesprochen, mehr noch vor Seckendorff. Wie Thomasius bei Professoren wenig auf berühmte Gelehrsamkeit hielt, desto mehr auf guten Vortrag u. s. w., so rühmt er an dem 1717 zu Frankfurt gedruckten Entwurfe einer guten Polizei hauptsächlich die Kürze und den Verzicht auf gelehrte Beispiele, Citate ꝛc.

Seine eigenen Ideen über Volkswirthschaft sind bei Weitem mehr nach der ethischen, als nach der ökonomischen Seite hin durchgebildet. Wie er es lobt, daß Christian Weise in seinem Catalogus thörichter Abhandlungen u. A. auch De modo acquirendi pecuniam gesetzt hatte (Z. Ossa S. 308), so bezeichnet er selber als die Hauptregel, reich zu werden: Labora et fide divinae providentiae. Man soll sparen, aber sine anxietate. Der Geiz hindert das Reichwerden mehr, als er es

fördert (Cautelae p. 283 ff.). Auch bei den Regeln über die **Berufswahl**, die im ökonomischen Theil seiner Cautelae den Hauptinhalt ausmachen, kümmert sich Thomasius viel mehr um die sittliche, als um die wirthschaftliche Seite des Gegenstandes. Er beginnt hier mit einer Warnung vor dem otium monachicum. Die Arbeit besteht nicht blos in operis manualibus und die Muße nicht blos in grobsinnlichen Vergnügungen, sondern es giebt auch „einen feinen Müßiggang der Gelehrten, die in den Wissenschaften vagabundiren, einen geistlichen Müßiggang der Mönche in ihren Horen und Gebeten" (p. 275). Er warnt ferner vor dem Irrthum, als ob viele Arbeiten unziemlich seien, wenigstens für gewisse Stände; so wie vor der Geringschätzung der körperlichen Arbeiten gegenüber den geistigen. Vielmehr sei der Ackerbau die „älteste, edelste und unschuldigste Kunst" (p. 277). Man soll auch ja nicht die göttliche Billigung oder Mißbilligung eines Berufes damit beweisen, daß er in der Bibel erwähnt oder unerwähnt gelassen worden (p. 279). — Sehr häufig warnt Thomasius vor dem Almosengeben an Müßiggänger. Statt solcher Beförderung des Bettelns, sollte man den Dürftigen zu arbeiten geben und dafür reichlich, schnell und freundlich bezahlen (Z. Ossa S. 106). Ueber den Luxus wird die freisinnige Meinung ausgesprochen, daß die Welt im Ganzen weder besser noch schlimmer werde, folglich das Steigen des Luxus mehr vom Steigen des Reichthums herrühre, als vom Sinken der Sittlichkeit (S. 515).

Dagegen begründet Thomasius in seinen „drei Büchern göttlicher Rechtsgelahrtheit," 1709, S. 247 ff., das Eigenthumsrecht ganz unökonomisch, indem er dabei nur auf die Occupation, gar nicht auf die Production achtet: ein gewaltiger Rückschritt gegen Locke's großartige Forschungen über diesen Punkt! Ebenso unhistorisch hält er das Familienerbrecht blos für ein Surrogat des testamentarischen (S. 280). Den Uebergang vom Tausche zum Kaufe erklärt er aus der abnehmenden Einfalt der Menschen, „die eine christliche und philosophische Tugend ist, wiewohl sie fast nirgends mehr gefunden wird" (S. 291). Das Verschwinden jener Einfalt hängt wieder zusammen mit den vielen Standesunterschieden; beides geflissentlich befördert von denjenigen Staaten, welche „artig und höflich" sein wollen (S. 292). Im natürlichen Stande „giebt es keine sonderlichen Regeln vom gewissen Preise eines Dinges" (S. 293): d. h. also Thomasius verzichtet auf jede naturgesetzliche Erkenntniß der Preisregeln! Wirklich versteht er auch sehr wenig davon. Der gemeine Preis hängt nicht von der Vortrefflichkeit der Natur der Sache ab: sonst wäre ja ein Floh mehr werth, als das gesündeste Kraut, eine Hand voll Petersilie mehr werth, als ein Diamant. Ebenso wenig aber von der Nützlichkeit der Sache für den Menschen. Sondern nur von ihrer „Seltsam-

keit" (S. 295 ff.). — Daß Thomasius Geldmenge im Lande und Reichthum des Volkes in der Weise des Mercantilsystems für gleichbedeutend hält, sieht man aus einer beiläufigen Aeußerung: Z. Ossa S. 515.

In wirthschaftspolitischen Dingen unterscheidet sich Thomasius eben nicht von der Praxis seiner Zeit. Er ist sehr für obrigkeitliche Taxen, „um allen Streit zu vermeiden" (Göttl. R. G. S. 299). Namentlich unterstützt er das von Ossa empfohlene Project einer Fleischtaxe (Z. Ossa S. 528). Ebenso sehr ist er für einen merkbaren Unterschied der Stände. Man soll zwar tüchtige Personen aus niederem Stande von den Studien, Aemtern ꝛc. nicht ganz ausschließen, aber ebensowenig aus ihrer niedrigen Herkunft ein Verdienst machen, da die Erziehung der Niederen doch meist eine sehr schlechte ist (S. 160). Thomasius protestirt zwar gegen jede kirchliche Sittencensur, worin er einen Hauptgrund des „Pabstthums" findet; aber er würde übrigens nicht allein äußere Abzeichen der verschiedenen Stände wünschen (S. 521), sondern auch die Sitten sind verschieden und müssen verschieden sein je nach dem Stande (Cautelae p. 245). Und was die Geschäfte betrifft, so schändet zwar der gewerbmäßige Betrieb des Handels an sich den Adel ebensowenig, wie der Verkauf z. B. des Getreides, welches auf dem eigenen Boden gewachsen; aber so lange der Bürgerstand seine städtische Nahrung ausschließlich für sich behält, sieht Thomasius keinen Grund, welchen man „mit Vernunft" gegen das Verbot, Rittergüter in unadelige Hände zu veräußern, geltend machen könne (Z. Ossa S. 509). — Im Erbrechte billigt er den Vorzug des Mannsstammes sehr: die Jungfrauen ohne Mitgift würden bessere Frauen; auch habe das nur in den Bürgerstand eingedrungene römische Erbrecht die Eifersucht zwischen Adel und Bürgern wesentlich gesteigert (S. 203). Wie Thomasius über das Zunftwesen denkt, ist leicht zu vermuthen. „Unsere Handwerker," sagt er in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe des Severinus de Monzambano, Lit. N. p. 351, „unsere Handwerker machen keine oder doch zu geringe Fortschritte, weil sie Monopole und Statuten haben; nur die Söhne oder Schwiegersöhne der Handwerker werden zugelassen. Das ist der Verderb des Handwerks. Wo es Jedem freisteht, zu treiben, was er versteht, da ist der Eifer und die Pflege der Künste größer." Der letzte Gedanke doch eine wesentliche, zukunftschwangere Neuerung gegenüber den sehr bescheidenen Plänen von Reform der Zunftmißbräuche, womit die Zeitgenossen schon seit Seckendorff sich begnügt hätten! Dagegen weicht es mehr scheinbar als wirklich von dem praktischen Systeme Friedrich Wilhelm's I. ab, wenn Thomasius ein Gegner des Krieges ist. Die Kriegssucht erklärt er insgemein für ein Kind des Pfaffenthums, aber ebensowohl des christlichen wie des

heidnischen, so daß die Christen in diesem Stücke „keinen avantage für denen Heyden haben“ (Z. Ossa S. 30 ff.).

Christian Wolf (1679—1754).

Die Schicksale des Namens Christian Wolf in der Literaturgeschichte sind die merkwürdigste Bethätigung des Satzes: Sperate miseri, cavete felices! Während seines Lebens wie ein Geist vom allerersten Range verehrt, und zwar nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England, Italien, Rußland, ist er nachmals so sehr in Verruf gekommen, daß seine zahlreichen Schriften kaum mehr einen Leser fanden, er selbst aber als Typus der geistlosesten Pedanterie galt. Das heutzutage billiger gewordene Urtheil knüpft sich hauptsächlich daran, daß sein Kampf mit den Hallischen Pietisten und Orthodoxen, so wie mit dem rohen Despotismus Friedrich Wilhelm's I., und sein schließlicher Sieg doch in der Geschichte deutscher Wissenschaft Epoche machen.

Allerdings hängt der glänzende Erfolg, den Wolf bei seinen Zeitgenossen hatte, wesentlich damit zusammen, daß er so wenig über das geistige Niveau der Zeit hervorragte. Wie er überhaupt in erster Linie Docent war, so ließ er z. B. in der Aufeinanderfolge der Theile seines Systems nicht sowohl die innere Nothwendigkeit walten, sondern die Rücksicht, „es den Anfängern anmuthiger“ zu machen, und ihnen „den Verdruß über die schwereren Theile zu benehmen.“ Ueberall sehen wir ihn bemüht, die tiefere Erforschung der Gründe fallen zu lassen und nur die Erfahrung zu retten. In der Physik giebt er die Ermittelung der Elemente auf, und folgt nur der gewöhnlichen Annahme kleinster Körper und hypothetischer Materien. In der Ethik stellt er durchaus keine hohen Anforderungen an Selbstverleugnung für ideale Zwecke, behandelt aber die Nützlichkeit im Einzelnen sehr breit. Allein zum Theil eben deshalb ist Wolf unter allen neueren Philosophen zuerst in's Volk gedrungen, in alle gelehrten Studien wie in das Geschäftsleben. Daß die Deutschen zu dem vorzugsweise sog. Denkervolke geworden sind, hängt nach Hegel wesentlich mit Wolf's Erfolgen zusammen. Er hat das Verdienst, eine Menge technischer Wörter geschaffen zu haben, die anfänglich schwer verstanden wurden, hernach aber das Bürgerrecht in unserer Sprache völlig behaupteten. Und wir wollen nicht vergessen, daß selbst Kant unsern Wolf den größten dogmatischen Philosophen nennt, dessen Methode befolgt werden muß, wenn man nur zuvor durch Kritik des Organs, der reinen Vernunft, sich das Feld erst bereitet hat.

Wolf besitzt ein außerordentlich starkes Selbstgefühl. In der Vorrede zu seinen „Vernünftigen Gedanken vom gesellschaftlichen Leben der

Menschen" (1. Aufl. 1721) heißt es: „man findet in diesem Buche zureichende Lehren, daraus man von allen demjenigen, was im gemeinen Wesen vorkommt, richtigen Grund anzeigen, und alles, was zu einem Staate gehöret oder irgendwo darinnen angetroffen wird, vernünftig beurtheilen kann. Niemand wird zweifeln, daß die hier ausgeführten Wahrheiten die nützlichsten für das ganze menschliche Geschlecht sind." .... Wolf citirt fast ohne Ausnahme lediglich seine eigenen Schriften. Er verlangt aber, daß man vor dieser seiner Staats- und Gesellschaftslehre eigentlich alle seine philosophischen Werke studiren soll, da alle Theile der Philosophie untrennbar zusammengehören, vor ihm selbst aber „in der Metaphysik lauter Finsterniß gewesen ist" (Vorrede a. a. O.). Dabei ist sein Stil doch unerträglich breit und trivial. Als doctrinärer Systematiker im übelsten Sinne des Wortes zeigt er sich darin, daß er die praktisch unbedeutendsten Gegenstände, wie z. B. die Geruchspolizei, ebenso ausführlich behandelt, wie die praktisch wichtigsten. Gleichwohl hängen seine einzelnen Vorschriften mit den allgemeinen Gedanken seines Systems gewöhnlich nur sehr lose und zufällig zusammen. Wie durchaus nicht wirklich aprioriſch sein kolossales Naturrecht ist, jene neun Quartbände, die 1740 ff. erschienen und Friedrich dem Großen zugeeignet sind, zu dessen ersten Regierungsacten bekanntlich die glänzende Rückberufung Wolf's nach Halle gehört hatte, — wie fast ganz positiv dieses Naturrecht ist, nur in langweilig blasser Abstraction von allem Concretlebendigen, sieht man recht klar in dem Abschnitte: De feudo (VI. p. 117—317). Diese im Grunde rein positive Betrachtungsweise wird nur durch beständige Hereinziehung moralischer Gesichtspunkte unterbrochen. So z. B. in der Lehre vom Preise, daß man den res voluptuariae einen höheren Preis beilegen dürfe, als den utiles, diesen wieder einen höheren Preis, als den necessariae (Jus Naturae et Gentium IV. 2. 317).

In seiner Oeconomica methodo scientifica pertractata (Halle 1754) wird die Oekonomik als ein Mittelglied zwischen Ethik und Politik behandelt und als die Wissenschaft der Leitung seiner freien Handlungen in den kleineren Gesellschaften (scientia dirigendi actiones suas liberas in societatibus minoribus) definirt. Unter diesen kleineren Gesellschaften versteht Wolf die Ehe, das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, zwischen Herren und Knechten; endlich noch das aus diesen Gesellschaften zusammengesetzte Haus und die aus mehreren Häusern zusammengesetzte Gemeinde (vicus). Alle diese Gesellschaften werden nach ihrer natürlichen Beschaffenheit betrachtet (quales extra statum civilem obtinent). Die Oekonomik setzt Psychologie und Ethik voraus. Ihr Zweck ist das häusliche Wohl, während das Naturrecht als Zweck des

Staates Genügen des Lebens, Ruhe und Sicherheit bezeichnet (J. N. et G. VIII. 1. 13). Sonst giebt der erste Band der Oekonomik, der allein unmittelbar von Wolf herrührt, — denn der zweite Band, nach Wolf's Tode aus dessen Heften ꝛc. vom Rector Hanow zu Danzig zusammengestellt, fügt die societas herilis, domestica und vici hinzu — nur eine schrecklich abstract und breit gehaltene Moral und Naturrechtslehre der Ehe und väterlichen Gewalt, worin z. B. §. 140 ff. mit größter Umständlichkeit bewiesen wird, daß ein Ehebruch der ehelichen Liebe schadet!

Unter den allgemeinen Wirthschaftsbegriffen Wolf's verdient seine Definition von Arbeit hervorgehoben zu werden, die sowohl auf unkörperliche Dinge, wie z. B. die Arbeit der Lehrer, als auf körperliche paßt (J. N. et G. I. 2. 512). Die Beschäftigungen der Menschen theilt er folgendermaaßen ein. Zuerst primitivi quaestus, wie Occupation, Invention ꝛc., die heutzutage seltener geworden sind. Ferner die auf Geistescultur gerichteten Arbeiten, die in theoretische (nach den vier Facultäten), praktische und liberale Künste zerfallen. Drittens die Arbeiten der Pflege des Körpers: theils natürliche (nach den drei Naturreichen in Unterabtheilungen zu sondern), theils künstliche. Endlich noch die auf Geld bezüglichen Geschäfte (vitae pecuniariae genera, Handel, Wucher, Miethen und Vermiethen). Die Arbeiten am Mineralreiche zerfallen wieder in edlere (Edelsteine, Edelmetalle), mittlere und niedere; oder nach Linné in Bearbeitung der petrae, fossilia und minerae (Oeconomica II. §. 791 ff.).

Zu denen, welche unbedingt für dichte Bevölkerung schwärmen, gehört Wolf nicht. Von den zwei Hauptelementen der Staatsmacht: viele Unterthanen und reiche Unterthanen, ist das letzte am wichtigsten, da man durch Geld allenfalls auch Ausländer zu Soldaten gewinnen kann (Vernünftige Gedanken §. 458). Der Landeseinwohner möchte Wolf „weder zu viel, noch zu wenig" haben: das Letztere würde in dem Falle eintreten, wo man noch Mehreren Unterhalt verschaffen könnte, oder wo das Volk zu schwach ist gegen auswärtige Feinde (§. 274). Die Volkszahl muß groß genug sein, um Alles, was zur Lebensnothdurft, Bequemlichkeit und Annehmlichkeit Aller, zur Förderung ihres Wohls und ihrer Sicherung gegen inneres Unrecht und äußere Vergewaltigung gehört, zu beschaffen. Sie darf aber nicht so groß sein, daß es an der gehörigen Menge von Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens fehlt, cum universim, tum in specie eorum, qui idem vitae genus sequuntur (J. N. et G. VIII. 3. 398 ff.). Das Hauptmittel der Volksvermehrung liegt darin, daß jeder Mann frühzeitig in den Stand kommt, Weib und Kinder zu ernähren, und dann auch wirklich zum Heirathen angehalten wird. Fremde soll man vornehmlich durch gute Anstalten im Lande selbst

anlocken (Vernünft. Gedanken §. 275). Auswanderung ist insofern zu verbieten, als sie der Wohlfahrt und Sicherheit des Landes schädlich sein würde (§. 276). Der Staat braucht deshalb nicht zu leiden, daß die Reichen mit ihrem Gelde auswandern, oder auch die ausgezeichnet geschickten Männer. Das (von Pufendorff gestattete) schaarenweise Auswandern ist ohne Erlaubniß der Obrigkeit nur dann zu billigen, wenn die Auswanderer in größter Noth sind. So in Wolf's Naturrecht (VIII. 3. 404 ff.), als Friedrich der Große den preußischen Thron inne hatte. Zu einer früheren Zeit, als Wolf seine eigene Mißhandlung durch Friedrich Wilhelm I. noch frischer vor Augen stand, war sein Rath nur dahin gegangen, man sollte das Inland nach Kräften zufrieden machen, und hierdurch von Auswanderung der Menschen und Güter abhalten (Vernünft. Gedanken §. 483). Zum Verständniß brauchen wir wohl nur an den ebenso geistvollen, wie treu gemeinten Brief zu erinnern, worin Graf Manteuffel Wolf abrieth, unter Friedrich Wilhelm I. nach Preußen zurückzukehren. Tout sujet, de quelque condition qu'il soit, est regardé comme un esclave né, dont le maître peut disposer, comme bon lui semble. Daher z. B. Heineccius, wenn er sich weigerte, von Frankfurt a. O. nach Halle zu ziehen, militärisch dahin transportirt werden sollte. Daher auch der Probst Reinbeck, als er von Berlin nach Hamburg gerufen war, halb mit Gewalt, halb mit Täuschung, jedenfalls ohne irgend ausreichendes Aequivalent, im Lande festgehalten wurde.

Obschon Wolf in seiner Schilderung der ehelichen Wirthschaft als Haupterwerbsquellen Arbeit und Sparsamkeit nennt, jene vornehmlich dem Manne, diese der Frau zuweisend (Oeconomica I. §. 130 ff.), so spricht er doch im Allgemeinen als Ziel der wirthschaftlichen Thätigkeit immer von Gelderwerb, völlig im Sinne des gemeinen Sprachgebrauches. Die Begriffe: Geld und Reichthum, Geld und Capital sind bei ihm, wie bei der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, so gut wie gleichbedeutend, obschon er gegen die Wahrheit in diesen Dingen nicht völlig consequent verschlossen ist. Neben guten Erörterungen, die jedoch nichts Neues darbieten, über die Erfordernisse eines passenden Geldmaterials wird in dem Jus Naturae et Gentium (IV. 2. 330 ff.) dem Staate das Recht zugeschrieben, den Werth aller einheimischen und fremden Münzen festzusetzen, zu erhöhen und zu erniedrigen, wie es ihm nützlich scheint. Wolf giebt hier nur so viel zu, daß solches auf eine gemeinschädliche Art geschehen könne, deren Abschaffung zu wünschen, aber kaum zu hoffen ist, „nach den Sitten unseres Jahrhunderts." Reich ist derjenige Mensch oder Staat, der viel Geld überflüssig hat, wobei der Besitz anderer Güter, die sich durch den Gebrauch nicht verzehren, als gleichbedeutend mit dem Besitze von ebenso

Entscheidung darüber Gegenstand zu bringen. Er macht es die mit Vetero und
mit der Gemeinde in diesem gemeinsamen Verwaltungsbezirk; er beruft
sie zur Gemeindeversammlung, da dieses
[illegible] Er hält darauf
[illegible] können
[illegible] gegenüber
[illegible] —
[illegible] —
[illegible] —

Wolf selber nicht, daß er ihn hauptsächlich deshalb schätzte, weil seine Zuhörer Geld in's Land brächten.*) — Daß ein im Inlande geführter Krieg durch Geldeinfuhr reich mache, ein im Auslande geführter durch Geldausfuhr arm, wie Davenant gelehrt hatte, steht zu sehr mit eigenthümlich englischen Verhältnissen in Zusammenhang, um unserem Wolf glaublich zu erscheinen (§. 480). Dagegen hegt er vom Bergbau die gewöhnliche Mercantilansicht in sehr casuistischer Durchführung: dem Reichthume des Landes schadet selbst der kostspieligste Bergbau nur in dem Falle, wenn man den Bedarf der Zubußgruben vom Auslande her bezieht (§. 485). Fast komisch klingt es, wenn selbst die Staatssorge für die Lebensmittel des Volkes, deren gehörige Production, Vorräthe ꝛc. aus dem Gesichtspunkte gerechtfertigt wird, daß kein Geld für Korn ꝛc. außer Landes gehe (§. 479 ff.). So wie auch bei guten, sicheren Straßen zunächst immer an die fremden Reisenden gedacht wird, die auf solche Art gelockt werden, unsern Geldvorrath zu vergrößern (§. 487). Wolf theilt übrigens die bei den Mercantilisten so gewöhnliche Ansicht, daß nur die Pracht der Großen ꝛc. das Geld im Lande gehörig rouliren lasse (a. a. O.).

Was den Einfluß des Staates auf die Volkswirthschaft betrifft, so ist Wolf im Allgemeinen zwar von denselben Ideen des polizeilichen Absolutismus befangen, welche seiner Zeit nicht blos die Gesetze, sondern auch die Geister beherrschten und wogegen — beiläufig — der Robinson des auch als Nationalökonom nicht unbedeutenden Daniel Defoe (1719) als vereinzelter merkwürdiger Reactionsversuch erscheint. Er hatte jedoch für seine Person zu schweren Druck von Seiten dieses Absolutismus erfahren, um nicht mancherlei Ahnungen des neueren, mehr freiheitlichen Individualismus zugänglich zu werden. So billigt er z. B. die Leibeigenschaft nur bei armen Leuten, die zu ihrem eigenen Wohle hart behandelt werden müssen, in der Freiheit aber solche Behandlung nicht dulden würden; er billigt sie auch nur so lange, „biß dieselben in der Freiheit ihr Glücke finden können" (Vernünft. Gedanken §. 188). Wenn im Staate der Herrscher etwas Grundgesetzwidriges befiehlt, so braucht das Volk nicht zu gehorchen; es kann freilich doch gehorchen, wenn es will, indem es solchenfalls von seinem Rechte selbst etwas nachließe (J. N. et G. VIII. 6. 1046). Einmal erklärt Wolf sogar die Demokratie für die ursprünglichste Staatsform (VIII. 2. 132), ohne jedoch zu weiterer

*) Wuttke Selbstbiographie Wolf's S. 49. 54. In Halle trug die Universität wirklich dem Staate mehr ein, als sie kostete. Die jährliche feste Dotation nämlich war bis 1786 nur 7000 Rthlr., während die Accise etwa 12,000 Rthlr. mehr einbrachte, als vor Stiftung der Universität. (Hoffbauer, Geschichte der Universität Halle S. 63.)

Entwickelung dieses Satzes zu kommen. So theilt er die seit Botero unter den Gelehrten so üblich gewordene Bewunderung Chinas: er beruft sich gern auf die Einrichtungen zumal der älteren Chinesen, „da dieses Volk in der Kunst zu regieren alle anderen übertrifft." Er ist stolz darauf, ihre Maximen aus den Gründen seiner Philosophie herleiten zu können (Vernünft. Gedanken, Vorrede und §. 379). Dem steht jedoch gegenüber seine oft wiederholte Warnung vor dem Copiren fremder Staatseinrichtungen (§. 413. 477). Eine seiner maaßgebendsten Ideen ist die Forderung, daß alle Waaren von Staatswegen beschaut und taxirt werden sollen (§. 341). „Man" soll — sagt er in den Vernünftigen Gedanken (§. 274. 282) — darauf sehen, daß in jedem Stande so viel Menschen vorhanden sind, wie die gemeine Wohlfahrt erheischt: wobei es doch zweifelhaft ist, ob unter diesem „Man" die Polizei oder die Volkswirthschaft selbst zu verstehen. Das Naturrecht (VIII. 3. 425), das wieder im vollen Besitze der Fürstengunst niedergeschrieben ist, scheint allerdings für die Polizei zu entscheiden. Da Wolf den Luxus schlechtweg als Uebermuth definirt (J. N. et G. IV. 2. 387), so ist er natürlich ein Freund von Kleider- und Tischordnungen, die streng nach Standesverhältnissen abgestuft werden sollen (Vernünftige Gedanken §. 393). Aber auch seine Taxen dienen wesentlich mit dem Zwecke, daß Jedermann standesgemäß zu leben habe (§. 384). Der Preis der Arbeit wie der Waaren muß so bestimmt werden, daß Jeder sich verschaffen kann, dessen er bedarf (J. N. et G. VIII. 3. 424). Namentlich bei den Lohntaxen denkt Wolf auch daran, wie der Arbeiter mit Lust soll arbeiten und anständig leben können (Vernünft. Gedanken §. 487b.). Ein bedeutender Fortschritt gegen die Praxis seiner Zeit, welche dabei nur das Interesse der höheren Klassen vor Augen hatte: wie denn z. B. noch die Gesindeordnung Friedrich's des Großen (V. 7) sowohl die Empfänger, als unter Umständen auch die Geber eines die Taxe überschreitenden Lohnes mit Zuchthausstrafe bedrohet, wogegen es „sich von selbst versteht," daß ein unter der Taxe bleibender Lohn erlaubt ist! — Eine sehr charakteristische Milderung des Staatsabsolutismus sucht Wolf durch eine gewisse Theilnahme der Gelehrten an dessen Handhabung zu erreichen: wie damals ja auch in der Wirklichkeit das gelehrte Beamtenthum eine praktisch nicht unbedeutende Schranke fürstlicher Willkür bildete. In Bezug auf die Akademien ist er ganz Leibniz' Nachfolger: daß sie z. B. aller Völker Gesetze sammeln, deren Gründe prüfen und danach beurtheilen sollen, ob auch bei uns ähnliche eingeführt werden können (Vernünftige Gedanken §. 414); ebenso die Fortschritte aller Wirthschaftszweige wissenschaftlich unterstützen, neue Spiele erfinden u. dgl. m. (§. 386. 395. 479. J. N. et G. VIII. 3. 449 ff.). Um Erfindungen im Allgemeinen zu för-

dern, soll es nicht erlaubt sein, Schmähschriften gegen deren Urheber zu drucken (Vernünft. Gedanken §. 386).

Für die einzelnen Zweige der Volkswirthschaft gewähren die Schriften Wolf's nur eine dürftige Ausbeute. Eine recht hübsche Auseinandersetzung, ob für die Landwirthschaft das Hof- oder Dorfsystem vorzüglicher sei, findet sich Oeconomica II. §. 865. Jenes sei gegen Feuersbrünste und Seuchen besser, auch für den Ackerbau mehr bequem; während dieses den Vorzug der größeren Sicherheit besitze und mit den vorhandenen Gemeinweiden, Gemeinhirten ꝛc. zusammenhänge. Wolf beklagt sehr, daß noch fast nirgends auf Waldcultur ordentlich gesehen werde, obschon von Carlowitz sein „vortreffliches Werk" längst geschrieben. Es sei jetzt ebenso wenig Thorheit, zum künstlichen Waldbau überzugehen, wie es früher verkehrt war, als die freiwilligen Naturgaben nicht mehr ausreichten, den künstlichen Ackerbau zu Hülfe zu nehmen (J. N. et G. VIII. 3. 728). Dagegen sind im höchsten Grade unpraktisch die Vorschriften, welche er in den Vernünftigen Gedanken (§. 479) zur Förderung der Landwirthschaft im Einzelnen giebt: die Wiesen mit Obstbäumen zu bepflanzen, „unfruchtbare Plätze zu fruchtbaren Aeckern zu machen;" etwas besser der Rath, abgelegene und schlechte Felder zur Gewinnung von Viehfutter anzuwenden. — Zu einem Handwerke soll Niemand gelassen werden, der nicht sein tüchtiges Verständniß desselben nachweist. Zur Erlangung dieses Verständnisses empfiehlt aber Wolf, ähnlich wie Leibniz, wissenschaftliche Handwerksschulen (§. 314 ff.). — In Betreff des Handels spricht er einen Gedanken aus, welcher bei ihm befremdet und auch gar nicht weiter entwickelt ist, daß man den Kaufleuten, weil sie beim Flore des Handels selbst interessirt sind, ihren Willen lassen soll. Denn erfahrungsmäßig florire der Handel nirgends mehr, als wo er frei ist, und komme nirgends mehr herunter, als wo man ihn einschränken will (§. 488).

Wolf's Armenpolitik läßt sich in die zwei Vorschriften zusammenfassen: strenges Verbot der Bettelei (Vernünft. Gedanken §. 388) und unentgeltlicher Unterricht der Armenkinder (J. N. et G. VIII. 3. 743). Nicht uninteressant ist seine Zurückführung aller Nothrechte, u. A. auch des Staatsrechtes, in theuerer Zeit den Kornpreis festzusetzen, auf Ueberreste der anfänglichen Gütergemeinschaft (J. N. et G. VI. 4).

Die Finanzbegriffe unseres Schriftstellers tragen noch durchaus die höfisch-camerale Farbe des halb privatrechtlichen Staates, welche in Preußen selbst Friedrich Wilhelm I. nicht völlig abstreifen konnte. Wolf ist sehr warm für Gewährung des jedem Herrscher nöthigen Glanzes, der in aristokratischen Staaten der ganzen Herrscherklasse zu Theil werden soll (J. N. et G. VIII. 3. 784). Daß in Monarchien die Hofämter

mit Adeligen besetzt werden, verlangt er mit der eigenthümlichen Begründung, man solle sehen, wie der Fürst auch den Vornehmsten zu befehlen habe (Vernünft. Gedanken §. 466). Die Beamtengehalte müssen, wenn die Waaren theuerer geworden sind, entsprechend erhöhet werden (J. N. et G. VIII. 4. 908). Von den Domänen lehrt er, daß sie Eigenthum der Gesammtheit sind, außer im Patrimonialstaate; daß ihre Einkünfte aber auf Lebenszeit dem jeweiligen Herrscher gehören, daher sie von diesem u. A. verpachtet werden können. Eine Verpfändung ist dem Herrscher nur dann gestattet, wenn er ein unbeschränktes Recht hat Steuern aufzulegen. Veräußerte Domänen können jeden Augenblick zurückgefordert werden. Dieselbe Unveräußerlichkeit läßt sich auch den Vermehrungen des Domaniums, welche ein Herrscher de suo gemacht hat, unschwer mittheilen; und im Zweifel sollte, daß dies wirklich geschehen, präsumirt werden (VIII. 3. 787 ff.). Wolf ist nicht schlechthin gegen die Strafe der Vermögensconfiscation: er zeigt von ihr auf eine ziemlich rabulistische Weise, daß sie für die unschuldigen Erben des Verbrechers keine Strafe, sondern ein beklagenswerther Zufall sei (VIII. 3. 594). Lotterien dagegen will er nur gestatten, wenn ein guter Zweck gar nicht anders erreicht werden kann: „denn ein Staat," heißt es ebendaselbst VIII. 3. 755, „der gar keine üblen Mittel anwendet, besteht nur in Utopien." Staatsschätze billigt er nicht, weil die Regierung ja in Nothfällen auf die reichen Unterthanen rechnen könne (Vernünft. Gedanken §. 487 b.). Von Steuern und Staatsschulden ist kaum die Rede.

Wie fruchtbar die Regierung Friedrich Wilhelm's I. auf die jüngere noch entwickelungsfähigere Generation einwirkte, sieht man am besten, wenn man Wolf's Schriften mit denen von J. G. Darjes, einem seiner bedeutendsten Schüler, vergleicht, dessen „Erste Gründe der Cameralwissenschaft" 1756 erschienen sind. Ein Mann der Jurisprudenz, Medicin, Wirthschaftslehre ꝛc. durchaus nur als angewandte Philosophie gelten lassen will, doch aber an volkswirthschaftlichem Verständniß sowohl gegen Wolf, als gegen dessen cameralistische Zeitgenossen schon beträchtlich fortgeschritten ist: ein rechter Cameralist Friedrich's des Großen.

W. Roscher.

Arthur Schopenhauer.

Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre, von Wilhelm Gwinner. Leipzig, 1862. F. A. Brockhaus.

Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung von Ernst Otto Lindner, und Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke von Julius Frauenstädt. Berlin, 1863. A. W. Hayn.

Schopenhauer und seine Freunde. Zur Beleuchtung der Frauenstädt-Lindner'schen Vertheidigung Schopenhauer's ꝛc. von W. Gwinner. Leipzig, 1864. Brockhaus.

1.

Nicht leicht hat über einem Schriftsteller ein unseligeres und scheinbar launischeres Schicksal gewaltet als über dem wunderlichen Mann, mit dem wir uns im Folgenden zu beschäftigen vorhaben. So gut wie völlig unbeachtet ging das geistvolle Werk — „Die Welt als Wille und Vorstellung" —, in welchem Arthur Schopenhauer frühzeitig seine Weltanschauung niederlegte, bei seinem ersten Erscheinen, 1819, an dem Publicum vorüber. Weder Herbart's eingehende Recension, noch Jean Paul's preisende Stimme hatten die Blätter, mit denen der Verfasser den Zeitgenossen ein kostbarstes Geschenk zu machen glaubte, davor schützen können, daß sie von dem Verleger zum größten Theil in Maculatur verwandelt wurden. Es half nichts, ja, nur eine Absonderlichkeit mochte es Vielen scheinen, wenn der belesene Rosenkranz im Jahre 1839 in seiner Geschichte der Kant'schen Philosophie Schopenhauer als den Eremiten dieser Philosophie bezeichnete und ihm einen ehrenvollen Platz neben Fichte und Herbart anwies. Auch zwei um dieselbe Zeit von dem Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" veröffentlichte Erläuterungsschriften waren nicht im Stande die Gedanken des Buches flott zu machen, und selbst eine zweite, um das Doppelte erweiterte Auflage desselben vom Jahre 1844 warb für's Erste vergeblich um Beachtung in weiteren Kreisen.

Da plötzlich — mehr als ein Menschenalter nach dem ersten Erscheinen des Werkes — erfolgte der Umschwung. Dank vor Allem den Bemühungen Frauenstädt's, wurde um das Jahr 1848 die Philosophie Schopenhauer's gleichsam von Neuem entdeckt und die entdeckte alsbald enthusiastisch gepriesen. Gerade nur an dieser Lehre schien nun auf einmal eine Zeit, die übrigens gegen alle Speculation möglichst verstimmt war, Geschmack finden zu können, ja, gerade sie erst führte der von den Gelehrten mit dem Rücken angesehenen Wissenschaft eine Ersatz-

mannschaft aus ganz anderen, aus den weltmännischen Kreisen der Gesellschaft zu. Die Einen fanden sich angezogen durch die menschliche Sprache, welche diese neue Philosophie redete, durch die ungezwungene, vornehmpopuläre Haltung, mit der sie aller Schul- und Professorenphilosophie ausdrücklich gegenübertrat; Andere bestach der poetisch-mystische Schimmer, der über einigen Partien dieser Weltanschauung ausgegossen lag; wieder Andere verliebten sich in den realistischen, welterfahrenen Verstand, in die mephistophelische Laune, mit der hier die Noth des Lebens, die Erbärmlichkeit der Welt geschildert wurde; noch Andere endlich sahen hier zuerst einen Weg eröffnet, um die Ergebnisse und Ansprüche der exacten Wissenschaften mit dem metaphysischen Bedürfniß, Naturalismus und Idealismus miteinander auszusöhnen. Nun sagte vollends die englische Westminster-Review den Deutschen, daß sie einen Philosophen besäßen, der sich lesen und verstehen ließe. Wie hätte da der Schopenhauerianismus nicht in die Mode kommen sollen? Bei den Antiquaren und den Buchhändlern wuchs jetzt die Nachfrage nach den Schriften des Mannes; die neueste insbesondere, die „Parerga und Paralipomena" vom Jahre 1850, in der er seine Lebens- und Weltansicht am meisten in kleine Münze umsetzte, wurde selbst von Solchen begierig gelesen, die noch vor Kurzem geschworen hatten, daß sie nie ein philosophisches Buch aufschlagen würden. Unmöglich konnten die Philosophen von Fach diese Bewegung ignoriren. Die Geschichten der Philosophie, die Schopenhauer früher kaum genannt hatten, sahen sich genöthigt, ihm ein eigenes Capitel zu widmen; er, der bei einem Haare zu den „verloren gegangenen Autoren" gehört hätte, mußte es erleben, daß die so viel von ihm geschmähte Hegel'sche Philosophie den Nachweis führte, wie auch er ein nothwendiges Glied in dem Entwickelungsgange des denkenden Geistes sei! Eine eigene Literatur über ihn wuchs empor. Mit dem Inlande wetteiferte das Ausland. Man ward nicht müde, anpreisende, widerlegende, commentirende Journalartikel, Broschüren und Bücher, Programme und Preisschriften über einzelne Theile und über das Ganze seiner Lehre zu schreiben. Wie geschäftig freilich und mit wie unphilosophischen Mitteln er selbst für seine Berühmtheit agitirte, das war damals für die Welt noch ein Geheimniß — man hätte es denn aus dem maaßlosen Selbstlob und aus den rohen, hochfahrenden Schimpfreden abnehmen müssen, die er in ekelhafter Wiederholung in allen seinen Schriften über jeden Mitbewerber ergoß. Aber wunderbar auch so noch und gleichviel jedenfalls für ihn selbst. Genug, er hatte, nachdem er im Jahre 1859 den Triumph einer dritten Auflage seines Hauptwerks erlebt, in seinem Alter volle Genugthuung für die Nichtbeachtung, die er in der Jugend erduldet. Das Aufsehen, welches seine

Schriften endlich erweckt hatten, nahm er für das sichere Anzeichen, daß nun seine Zeit gekommen sei, wie früher die Zeit Fichte's, Schelling's und Hegel's. Auch äußerlich, schon in der Gegenwart hatte er nun einen Anhalt für seine alte Zuversicht, daß die Nachwelt unter allen Umständen ihm gehören, daß seine Herrschaft bestehen werde, wenn die jener falschen Götzen längst dahin sei. Im vollen Genusse des Glaubens, daß „der Nil bei Cairo angekommen sei," durfte er — im Herbst 1860 — diese schlechte Zeitlichkeit, die Welt des Jammers und der Langenweile verlassen.

Voll Unbestand und voll Wunderlichkeit wenigstens ist diese Welt gewiß. Denn was geschieht? Noch nicht volle vier Jahre sind seit dem Tode des Propheten verflossen, und an die Berühmtheit seines Namens hat sich eine Berüchtigung seiner Person und seines Charakters angehängt, in deren trübem Dampf auch das nur eben so hell flackernde Licht seiner Lehre völlig wieder erstickt zu werden droht. Das Ende dieses schriftstellerischen Schicksals ist schlimmer als der Anfang. Der so lange Unbeachtete, der nur kaum berühmt Gewesene ist zum Geächteten geworden — er ist es geworden durch die Mittheilungen, welche die Freunde und Jünger des Meisters nach seinem Hinscheiden der Welt vorzulegen sich beeilt haben!

Wilhelm Gwinner war der Erste, der es unternahm, aus mehrjährigem persönlichen Umgange mit dem Frankfurter Weisen, ein Bild desselben zu zeichnen, das, da es doch mit sichtlicher Liebe und Bewunderung für die genialen und außerordentlichen Seiten des Mannes entworfen war, an der Treue der Zeichnung auch in den übrigen Partien keinen Zweifel ließ. Es war ein Bild von abschreckender moralischer Häßlichkeit, eine Grimasse, wie man nicht unpassend gesagt hat, auf Goldgrund und mit einem Heiligenscheine gemalt. Ein solches Denkmal von Freundeshand mochte seltsam erscheinen; aber seltsamer und unglaublicher war das, was folgte. Unter dem Vorgeben, eine richtigere und tiefere Würdigung der Person und Lehre Schopenhauer's zu geben, zur „Rettung" gleichsam des echten Schopenhauer erscheint von zwei Anhängern des Mannes eine zweite Publication — Himmel, welch' ein Buch! Wenn die boshafteste Verleumdung eines Pasquillanten sich bemüht hätte, das Andenken des Mannes zu schwärzen, so würde es ihr mit aller Kunst nicht gelungen sein, auch nur annähernd einen Effect hervorzubringen, wie das Werk der Herren Lindner und Frauenstädt. In der Form der Vertheidigung eine vergröbernde Bestätigung der Gwinner'schen Charakteristik, dasselbe Bild noch einmal, aber unter dem unbarmherzigen Mikroskop — alle Flecken und Runzeln bis in's Kleinste treu wiedergegeben — jeder Zug, und die widerwärtigsten am meisten, mit besonderer

Beglaubigung verſehen, und zu allem Ueberfluß mit Fingern darauf hingewieſen!

Da giebt es, ſo viel wir ſehen, um ein gerechtes Urtheil zu fällen, um die Grenze nicht zu verfehlen, bis zu welcher der Tadel, der den Menſchen trifft, auch den Schriftſteller und Weltweiſen mitergreift, nur einen einzigen Weg. Es gilt, die Schriften Schopenhauer's in der Hand, den Verſuch, die Weltanſchauung deſſelben zunächſt einmal rein für ſich zu ergreifen und uns in kritiſcher Betrachtung dieſelbe klar zu machen. Sie ſei uns für's Erſte ganz nur das Erzeugniß des theoretiſchen Genius. Wir nehmen an, daß wir weder die Perſon noch den Charakter des Urhebers kennen. Wir wollen von Gwinner nicht gehört haben, weder wie Schopenhauer ausſah noch wie er ſprach, weder was er trieb noch wie er lebte. Wir wollen keine Zeile weder von den Erzählungen Frauenſtädt's, noch von den Briefen Schopenhauer's an ſeinen Apoſtel geleſen haben. Unſere Leſer bitten wir um dieſelbe Enthaltſamkeit. Auch bei den rein philoſophiſchen Auseinanderſetzungen, die wir ihnen nach dem angegebenen Plane nicht erſparen können, rechnen wir auf die Beſchaffenheit gerade dieſes Syſtems, das durch die Mannichfaltigkeit der Geſichtspunkte belebt, durch die Peripetie der Gedanken romanartig anziehend iſt. Sogar die Verächter der Philoſophie aber wünſchen wir in's Intereſſe zu ziehen und ſie ein klein wenig zu überzeugen, daß ſie ſich ſelbſt mißverſtehen, wenn ſie kurzer Hand jede philoſophiſche Discuſſion für überflüſſig und die Gegenwart dem Bedürfniß des Philoſophirens für entwachſen erklären. Eine bedenkliche Wiſſenſchaft iſt die Philoſophie gewiß. Schon die Schwierigkeit ihrer Probleme macht ſie dazu; — möglich auch, daß dieſe Schwierigkeit zum Theil auf Unlösbarkeit hinausläuft. Aehnliche Bedenken und in Folge deſſen ein ähnlicher Skepticismus richtet ſich ja auch gegen die Wiſſenſchaft und Kunſt des Arztes. Geſetzt nun, die Aerzte würden abgeſchafft oder vertrieben: wer, der die menſchliche Natur kennt, zweifelt, daß wir alsbald von Quackſalbern heimgeſucht und überſchwemmt ſein würden? Es will uns ſcheinen, daß es mit der Philoſophie nicht anders iſt, und zum mindeſten daher, um uns vor ihren unechten Surrogaten zu ſchützen, wird man — wir wiſſen kein anderes Mittel — die philoſophiſche Unterſuchung, ein kritiſches Eingehen auf die vorhandenen philoſophiſchen Syſteme ſich gefallen laſſen müſſen. Wir ſetzen dabei ſo wenig wie möglich, wir ſetzen auch nicht dabei die Bekanntſchaft mit dem Schopenhauer'ſchen Syſtem voraus; wir beginnen mit einer Darſtellung deſſelben. —

2.

Es dreht sich dieses System ganz und gar um den Gegensatz von Erscheinung und Wesen. Es beantwortet einmal die Frage: was und wie ist die Welt, sofern sie *erscheint*, und sodann die Frage: was ist das dieser Erscheinung zu Grunde liegende *An sich* der Welt. Aus der Einkehr in das Innere des Menschen schöpft es die Antwort auf beide Fragen. Wie wir uns selbst als vorstellend und wollend finden, so ist auch die Welt von der einen, gleichsam der äußeren Seite gesehen, *Vorstellung*, von der anderen, der inneren, *Wille*.

Die Welt ist Vorstellung. Das heißt, sie ist schlechterdings nur in Beziehung auf uns als Vorstellende da. Kein Bewußtsein, keine Welt. Das Subject ist der Träger der Welt. In diesem Sinn ist ihr Sein ihr Erscheinen. Sie erscheint, das will zunächst sagen: sie ist Object für ein Subject. Sie ist dies aber in bestimmten Formen, an welche das Vorstellen gebunden ist, welche die Vorstellung constituiren. Es sind die Formen von Raum und Zeit und Ursächlichkeit. Von diesen Formen getragen, schwebt, wie ein Traum, aber ein vom Gesetze der Nothwendigkeit zusammengehaltener Traum, die Welt an uns vorüber. In diesen Formen und folglich *durch* sie ist die ganze anschauliche Welt; nur dadurch giebt es Vielheit, nur dadurch Materie; — die vielgetheilte, veränderliche, in ihrem Neben- und Nacheinander bedingte, in ihren Veränderungen durch Ursach und Wirkung zusammengeknüpfte und ebendamit dem Satz vom zureichenden Grunde unterworfene Welt löst sich eben ganz auf in Vorstellung.

Nun aber findet das vorstellende Subject sich selbst *hinter* seinem Vorstellen als *Wille*. Der Wille ist der Kern und das Ansich unseres Selbst — ein unschätzbarer Aufschluß winkt uns von hier über den Kern und das Ansich der *Welt*. Mit ihm stehen wir in der Mitte und auf dem Höhepunkt der Schopenhauer'schen Weltauslegung, und erst von hier aus überschaut sich dieselbe im Zusammenhange.

Wille nämlich ist auch das Wesen der Welt, Wille das allein wahrhaft Reale und Ursprüngliche. Wie wir unsere Handlungen, ja zunächst schon unsere Leibesbewegungen als Erscheinungen unseres Willens anzusehen gezwungen sind, so ist alles Sein und Geschehen in der Natur Erscheinung eines Willens. Dieser Wille ist das Ansich. Alle Formen der Erscheinung werden ihm als solchem fremd sein. Fremd also muß ihm Raum und Zeit und Ursächlichkeit, Vielheit und Theilbarkeit, frei muß er von dem Zwange der Nothwendigkeit, hinaus über die Anwendbarkeit des Satzes vom Grunde sein. *Ein* Wille, ein *untheilbarer*, über

alles Nach- und Nebeneinander, über alle Einzelheit und alle Vielheit erhabener Wille liegt der ganzen Mannichfaltigkeit der Dinge zu Grunde. Als das urſprüngliche Weſen von Allem iſt er durch nichts Anderes beſtimmt und auf nichts Anderes hingerichtet: er iſt grundlos und ziellos; er hat, mit ſich ſelbſt einig, nur ſich ſelbſt zum Ziel und Grund.

Dieſer Wille jedoch erſcheint. Erſcheinen heißt: Vorſtellung ſein. In die Formen der Vorſtellung eingehend, gewinnt der Wille Sichtbarkeit. Nicht Vorſtellung daher, nicht Wille iſt der erſchöpfende Ausdruck für die Welt. Sie iſt jenes, wenn man von ihrem Anſich, dieſes, wenn man von ihrer Erſcheinung abſieht. Sie iſt in Wahrheit Beides: Vorſtellung, Selbſterkenntniß des Willens, ſie iſt — nach dem eigens von Schopenhauer geprägten Terminus — „Objectität des Willens."

Dieſe Selbſtüberſetzung des Willens in Vorſtellung iſt aber eine zwiefache. Es giebt eine unmittelbare und eine mittelbare Objectität des Willens. Der Wille geht vorerſt nur in die allgemeinſte Form des Erkennens, in die der Vorſtellung überhaupt, des Objectſeins für ein Subject ein. Nur ſo weit ſich objectivirend, erſcheint der Wille als Idee. Die Ideen — ſchon Plato hat ſie gelehrt — ſind die unmittelbare und daher „adäquate" Objectität des Willens. Sie ſind erhaben über Zeit, Raum und Cauſalität; dieſe ſpecifiſchen, untergeordneten Vorſtellungsformen, die Formen des individuellen Erkennens berühren ſie nicht; in die Ideen fällt kein Wechſel, keine Vielheit, keine Urſächlichkeit; der Satz vom Grunde hat für ſie keine Bedeutung — ſie entziehen ſich der Erkenntnißſphäre des Individuums, ſoweit es Individuum iſt.

Eben vor dieſem individuellen Erkennen jedoch, dem an Zeit, Raum und Cauſalität gebundenen, zerſchlägt ſich die Einheit der unveränderlichen, ewigen Idee in die Vielheit gleichartiger, ſtets von Neuem entſtehender und vergehender Dinge. Auch die Ideen erſcheinen ihrerſeits wieder; ſie ſtellen ſich insgeſammt in unzähligen Einzelweſen dar, die ſich zu ihnen wie Nachbilder zu Vorbildern verhalten. Und dieſe Einzeldinge ſind nun nicht mehr eine adäquate, ſie ſind eine entferntere, eine mittelbare, durch das Eingehen in die Formen von Raum, Zeit und Cauſalität getrübte Objectität des Willens.

Auch jene adäquate Objectität des Willens indeß läßt ſelbſt wieder einen größeren oder geringeren Grad der Sichtbarkeit zu: — in unendlichen Abſtufungen offenbart ſich der Wille. So viele ſolcher Abſtufungen, ſo viele Ideen. Die Ideen, anders geſagt, ſind beſtimmte und feſte Stufen, auf denen ſich mit gradweiſe ſteigender Deutlichkeit und Vollendung das Weſen des Willens zur adäquaten Erſcheinung bringt. Als die niedrigſte dieſer Stufen ſtellen ſich die allgemeinſten Kräfte der

Natur dar — Schwere, Undurchdringlichkeit, Starrheit, Flüssigkeit, Elasticität, Elektricität, chemische Eigenschaften und Qualitäten aller Art. Der Wille zeigt sich hier — im Gebiete der unorganischen Natur — als ein blinder Drang, ein finsteres, dumpfes Treiben. Charakteristisch für diese unteren Stufen in Vergleich zu den höheren ist ferner dies, daß dort der Individualcharakter der Einzelerscheinung noch ganz vor der durchgreifenden Einheit der Idee zurücktritt. Vor Allem aber zeigt sich die fortschreitende Abstufung in der verschiedenen Form, in der das Gesetz der Causalität sein Recht an den Einzelerscheinungen geltend macht. In der unorganischen Welt sind es die eigentlich so genannten Ursachen, welche die Veränderungen bewirken. In der vegetativen Natur erfolgen die Bewegungen auf Reize. Den Charakter der Thiere bezeichnet die Motivation, d. h. die durch das Erkennen hindurchgehende Causalität. Von Stufe zu Stufe sich deutlicher objectivirend, wirkt demnach der Wille zunächst als unorganische Kraft; schon höhere Willensacte oder Ideen prägen sich in jeder Pflanzenspecies, abermals höhere in den Thierspecies aus. Es sind gleichsam ebenso viele Charakterformen des Einen Willens der Welt — die höchsten aber sind die, welche in den empirischen Charakteren der einzelnen menschlichen Individuen erscheinen.

Ein Punkt in dieser Stufenfolge ist nun aber von epochemachender Bedeutung. Der Punkt nämlich, wo, wegen des stärkeren Hervortretens des Individualcharakters und wegen der größeren Complicirtheit der Einzelwesen, als Hülfsmittel zur Erhaltung des Individuums und zur Fortpflanzung der Gattung — die Erkenntniß, und mit ihr die Bewegung auf Motive, auftritt. Der Wille, der bis dahin im Dunkeln seinen Trieb verfolgte, hat sich auf dieser Stufe, der Stufe des animalischen Lebens, „ein Licht angezündet." Im organischen Leibe der Thiere und Menschen objectivirt sich eben auch der Wille, er schafft sich für jede seiner Bestrebungen und Bestimmungen ein Organ, — für das Erkennenwollen das Gehirn. Wie das Gehirn ein „Parasit des Organismus," so ist das Erkennen, als die Function des Gehirns, das Secundäre im Verhältniß zum Willen, der seinerseits das Unzerstörbare und Ewige im Menschen, gleichsam „das Radical der Seele" ist.

Allein mit dem Gehirn und seiner Function, mit diesem Hülfsmittel, das sich der Wille auf den höchsten Stufen seiner Objectität geschaffen hat, steht nun mit Einem Schlage die Welt als Vorstellung da. Was den unorganischen Körpern die Empfänglichkeit für mechanische, chemische, physikalische Ursachen, was den Pflanzen die Empfänglichkeit für Reize, ebendas leistet dem Thier und Menschen die Erkenntniß. Sie ist das Medium der Motive; das im Gehirn entsprungene Bild einer Welt

alles Nach- und Nebeneinander, über alle Einzelheit und alle Vielheit erhabener Wille liegt der ganzen Mannichfaltigkeit der Dinge zu Grunde. Als das urſprüngliche Weſen von Allem iſt er durch nichts Anderes beſtimmt und auf nichts Anderes hingerichtet: er iſt grundlos und ziellos; er hat, mit ſich ſelbſt einig, nur ſich ſelbſt zum Ziel und Grund.

Dieſer Wille jedoch erſcheint. Erſcheinen heißt: Vorſtellung ſein. In die Formen der Vorſtellung eingehend, gewinnt der Wille Sichtbarkeit. Nicht Vorſtellung daher, nicht Wille iſt der erſchöpfende Ausdruck für die Welt. Sie iſt jenes, wenn man von ihrem Anſich, dieſes, wenn man von ihrer Erſcheinung abſieht. Sie iſt in Wahrheit Beides: Vorſtellung, Selbſterkenntniß des Willens, ſie iſt — nach dem eigens von Schopenhauer geprägten Terminus — „Objectität des Willens.“

Dieſe Selbſtüberſetzung des Willens in Vorſtellung iſt aber eine zwiefache. Es giebt eine unmittelbare und eine mittelbare Objectität des Willens. Der Wille geht vorerſt nur in die allgemeinſte Form des Erkennens, in die der Vorſtellung überhaupt, des Objectſeins für ein Subject ein. Nur ſo weit ſich objectivirend, erſcheint der Wille als Idee. Die Ideen — ſchon Plato hat ſie gelehrt — ſind die unmittelbare und daher „adäquate“ Objectität des Willens. Sie ſind erhaben über Zeit, Raum und Cauſalität; dieſe ſpecifiſchen, untergeordneten Vorſtellungsformen, die Formen des individuellen Erkennens berühren ſie nicht; in die Ideen fällt kein Wechſel, keine Vielheit, keine Urſächlichkeit; der Satz vom Grunde hat für ſie keine Bedeutung — ſie entziehen ſich der Erkenntnißſphäre des Individuums, ſoweit es Individuum iſt.

Eben vor dieſem individuellen Erkennen jedoch, dem an Zeit, Raum und Cauſalität gebundenen, zerſchlägt ſich die Einheit der unveränderlichen, ewigen Idee in die Vielheit gleichartiger, ſtets von Neuem entſtehender und vergehender Dinge. Auch die Ideen erſcheinen ihrerſeits wieder; ſie ſtellen ſich insgeſammt in unzähligen Einzelweſen dar, die ſich zu ihnen wie Nachbilder zu Vorbildern verhalten. Und dieſe Einzeldinge ſind nun nicht mehr eine adäquate, ſie ſind eine entferntere, eine mittelbare, durch das Eingehen in die Formen von Raum, Zeit und Cauſalität getrübte Objectität des Willens.

Auch jene adäquate Objectität des Willens indeß läßt ſelbſt wieder einen größeren oder geringeren Grad der Sichtbarkeit zu: — in unendlichen Abſtufungen offenbart ſich der Wille. So viele ſolcher Abſtufungen, ſo viele Ideen. Die Ideen, anders geſagt, ſind beſtimmte und feſte Stufen, auf denen ſich mit gradweiſe ſteigender Deutlichkeit und Vollendung das Weſen des Willens zur adäquaten Erſcheinung bringt. Als die niedrigſte dieſer Stufen ſtellen ſich die allgemeinſten Kräfte der

Natur dar — Schwere, Undurchdringlichkeit, Starrheit, Flüssigkeit, Elasticität, Elektricität, chemische Eigenschaften und Qualitäten aller Art. Der Wille zeigt sich hier — im Gebiete der unorganischen Natur — als ein blinder Drang, ein finsteres, dumpfes Treiben. Charakteristisch für diese unteren Stufen in Vergleich zu den höheren ist ferner dies, daß dort der Individualcharakter der Einzelerscheinung noch ganz vor der durchgreifenden Einheit der Idee zurücktritt. Vor Allem aber zeigt sich die fortschreitende Abstufung in der verschiedenen Form, in der das Gesetz der Causalität sein Recht an den Einzelerscheinungen geltend macht. In der unorganischen Welt sind es die eigentlich so genannten *Ursachen*, welche die Veränderungen bewirken. In der vegetativen Natur erfolgen die Bewegungen auf *Reize*. Den Charakter der Thiere bezeichnet die *Motivation*, d. h. die durch das Erkennen hindurchgehende Causalität. Von Stufe zu Stufe sich deutlicher objectivirend, wirkt demnach der Wille zunächst als unorganische Kraft; schon höhere Willensacte oder Ideen prägen sich in jeder Pflanzenspecies, abermals höhere in den Thierspecies aus. Es sind gleichsam ebenso viele Charakterformen des Einen Willens der Welt — die höchsten aber sind die, welche in den empirischen Charakteren der einzelnen menschlichen Individuen erscheinen.

Ein Punkt in dieser Stufenfolge ist nun aber von epochemachender Bedeutung. Der Punkt nämlich, wo, wegen des stärkeren Hervortretens des Individualcharakters und wegen der größeren Complicirtheit der Einzelwesen, als Hülfsmittel zur Erhaltung des Individuums und zur Fortpflanzung der Gattung — die *Erkenntniß*, und mit ihr die Bewegung auf Motive, auftritt. Der Wille, der bis dahin im Dunkeln seinen Trieb verfolgte, hat sich auf dieser Stufe, der Stufe des animalischen Lebens, „ein Licht angezündet." Im organischen Leibe der Thiere und Menschen objectivirt sich eben auch der Wille, er schafft sich für jede seiner Bestrebungen und Bestimmungen ein Organ, — für das Erkennenwollen das Gehirn. Wie das Gehirn ein „Parasit des Organismus," so ist das Erkennen, als die Function des Gehirns, das Secundäre im Verhältniß zum Willen, der seinerseits das Unzerstörbare und Ewige im Menschen, gleichsam „das Radical der Seele" ist.

Allein mit dem Gehirn und seiner Function, mit diesem Hülfsmittel, das sich der Wille auf den höchsten Stufen seiner Objectität geschaffen hat, steht nun mit Einem Schlage die *Welt als Vorstellung* da. Was den unorganischen Körpern die Empfänglichkeit für mechanische, chemische, physikalische Ursachen, was den Pflanzen die Empfänglichkeit für Reize, ebendas leistet dem Thier und Menschen die Erkenntniß. Sie ist das Medium der Motive; das im Gehirn entsprungene Bild einer Welt

nichts weiter als der Plan, auf welchem Ursachen und Reize sich als Motive, die Motive sich als Zwecke darstellen.

Wir sind da wieder angelangt, von wo wir ausgingen. Die Welt als Vorstellung oder als „Gehirnphänomen!“ Den Willen in seinem Erscheinen, seiner Objectität betrachtend, ihn auffassend im Spiegel unseres eigenen Erkennens, haben wir die Welt als Vorstellung aus dem Willen selbst entspringen sehen — und da steht sie nun vor uns, diese raumzeitliche, ursächlich verknüpfte, vom Satz des Grundes beherrschte Traumwelt, wir selbst, die Träumenden, an die Gesetze dieses Traumes unweigerlich gebunden!

Es ist so: im Erkennen wie im Handeln den, kraft des Willens der Welt existirenden Formen des Vorstellens unterworfen, ist das Individuum durchaus bedingt, unfrei und unselig.

Im Erkennen bedingt. Denn es hilft nichts, daß der Mensch, im Unterschiede vom Thiere, Vernunft, das Vermögen der Begriffsbildung hat. Der Begriff ist nur ein Reflex der anschaulichen Vorstellung; in der Erzeugung und Beziehung der Begriffe kömmt wieder der Satz vom Grunde mit der ihm anhaftenden Nothwendigkeit, wenn auch in einer besonderen Gestalt, der Gestalt des Erkenntnißgrundes, zur Geltung.

Und unfrei auch im Handeln. Denn unser „intelligibler Charakter“ zwar, unser Sein ist ein Act des grundlosen Willens, der vor und außer dem Gebiet der Nothwendigkeit liegt, aber, in die Erscheinung tretend, finden wir ihn als angeborenen vor, und machen, indem wir ihn als „empirischen Charakter“ kennen lernen, die Erfahrung seiner Unveränderlichkeit. Von diesem angeborenen Charakter sind unsere Handlungen die nothwendigen, zwiefach nothwendigen Ergebnisse. Denn sie sind Veränderungen und also wie alle Veränderungen dem Gesetze der Causalität, diesem ausnahmslosen Gesetze der Vorstellungswelt unterworfen. Bloße Täuschung ist es, als ob wir der Nothwendigkeit dieses Gesetzes dadurch entrückt wären, weil wir auf Motive, und zwar, im Unterschied von den Thieren, auf abstracte Motive hin handeln. Auch Motive sind Ursachen, und es ändert nichts, daß wir diese Ursachen in der Brechung und Zersetzung der doch selbst wieder von der Anschauung abhängigen Reflexion erblicken.

Unfrei also und zweitens unselig. Denn unsere Handlungen, unser ganzes Dasein gehört in den Zusammenhang des Lebens, da doch der Wille, im Spiegel der Vorstellung erscheinend, eben das Leben, die Welt will, „Wille zum Leben“ ist. In die Endlichkeit der Erscheinung geworfen, zeigt sich der Wille nothwendig als immer gehemmtes Streben. Immer gehemmtes Streben ist endlose Unbefriedigung oder Leiden. Alles Leben,

also auch alles menschliche Thun und Treiben, ist Leiden, ein Kampf bald gegen die Noth, bald gegen die Langeweile.

Und doch — es giebt Rettung von dieser Bedingtheit, Unfreiheit und Unseligkeit.

Sich zum Dienste erschuf sich der Wille das Erkennen. In diesem Dienste arbeitet der Intellect, sofern er, als individuelles Erkennen, im praktischen Leben wie in der Wissenschaft dem Satze vom Grunde nachgeht, die einzelnen Dinge nach ihren zeitlichen, räumlichen und ursächlichen Beziehungen betrachtet. Nun aber kann, vermöge eines in dem Individuum vorhandenen Ueberschusses von Intellect, der Intellect von dieser Dienstbarkeit sich losreißen. Das Subject kann, wenn auch nur theilweise, die Betrachtung der Dinge nach dem Satze vom Grunde fallen lassen, um nur noch als reines Subject, ungehindert durch die untergeordneten Erkenntnißformen, gleichsam hindurchschauend durch Raum, Zeit und Causalität, wie ein klarer Spiegel den Gegenstand als solchen, völlig objectiv aufzufassen. Das so aufgefaßte Object wird, nach dem Früheren, die Idee sein; das so auffassende Subject wird nicht mehr Individuum, sondern reines, dienstfreies, willenloses und also schmerzloses Subject sein. Diese in den Dingen nur die Ideen sehende Betrachtungsart ist die ästhetische. Auf ihr beruht alle Kunst. Bis auf einen gewissen Grad wohnt die Fähigkeit dazu allen Menschen ein; in der überwiegenden Fähigkeit zu ihr besteht das Wesen des Genius.

Die Seligkeit, die wir im Zustande der ästhetischen Contemplation empfinden, ist jedoch nur der Vorschmack derjenigen, die im Zustande der Heiligkeit erreicht wird. Wenn nämlich im Genuß des Schönen das individuelle Wollen auf Augenblicke, so kann dasselbe auch gänzlich beschwichtigt sein. Solche gänzliche Beschwichtigung des Willens wird die Frucht höherer Erkenntniß sein, der Erkenntniß, daß der erscheinende Wille, der Wille zum Leben, voll Widerstreit, voll Nichtigkeit und ebendeshalb voll Leiden ist. Der gewöhnliche Standpunkt ist der, daß die Erkenntniß der vielgetheilten Welt dem Willen dient, daß die erkannten einzelnen Erscheinungen als „Motive," als immer wiederkehrende Anreizungen des Wollens wirken: es ist der im Princip des Egoismus wurzelnde, in der Bosheit gipfelnde Standpunkt der Bejahung des Willens zum Leben. Das Gegentheil dieses Verhaltens wird eintreten, wenn sich die Erkenntniß von dem Einzelnen auf das Ganze richtet, wenn das vielgetheilte und bedingte Sein als trügerischer Schein durchschaut und wenn statt dessen die Ideen, ja das Wesen der Dinge an sich als derselbe Eine Wille in Allem unmittelbar erkannt wird. Diese Erkenntniß, zunächst in der Gesinnung des Mitleids oder der Liebe sich ankündigend, wird am

Ende zum „Quietiv," d. h. zum Beschwichtigungsgrunde des Wollens überhaupt. So ergiebt sich der Standpunkt der Verneinung des Willens zum Leben, d. h. der absoluten Entsagung, wie sie vorsätzlich durch Askese, unvorsätzlich durch überschwängliches Leiden herbeigeführt wird. Diese Selbstaufhebung des Willens ist zugleich der einzige Fall, wo die eigentliche Freiheit, die in Wahrheit nur dem nicht erscheinenden Willen zukömmt, in der Erscheinung sichtbar werden kann. Die Selbstaufhebung des Willens, wo irgend ein Individuum sie vollzieht, ist Aufhebung des ganzen Charakters. Mit dem Willen wird in diesem Acte auch die Erscheinung des Willens, sein Spiegel, die Welt verneint, — es ist in der That der Uebergang in's Nichts.

3.

Schon diese Skizze der Schopenhauer'schen Lehre, die wir so eben zu entwerfen versuchten, war nur dadurch möglich, daß wir diejenigen Stellen versteckten oder leiser über sie hinglitten, an denen sich die widersprechenden Gedanken, die hier in ein Ganzes verknüpft sind, allzu hart gegeneinander stoßen. Nur durch eine Art gleichschwebender Temperatur, durch eine Methode, welche die einzelnen Töne nicht absolut scharf und rein stimmt, ist dieses System ohne Mißklang wiederzugeben. Und auch abgesehen von den Beschwerden, die Schopenhauer selbst über eine gewisse Klasse seiner Beurtheiler zu führen pflegte, ist ein solches Verfahren einem Gedankengebäude gegenüber Pflicht, das zunächst durch seine Gesammtgestalt imponirt, das, gleichsam in sich selbst im Kreise zurücklaufend, nur einen einzigen Grundgedanken von verschiedenen, sich wechselseitig beleuchtenden Seiten entwickeln will, das gerade den Gegensatz von Vorstellung und Wille benutzt, um Erkenntnißlehre und Aesthetik, Metaphysik und Ethik auf's Geistreichste in Eins zu verschlingen. Nur um so mehr jedoch wird der Darstellung die Prüfung auf dem Fuße folgen, wird jene durch diese ergänzt und berichtigt werden müssen. —

Das günstigste Vorurtheil nun muß es gleich bei'm Eintritt in diese Philosophie erwecken, wenn wir wiederholt versichert werden, daß dieselbe, weit entfernt, Begriffe aus Begriffen zu spinnen, vielmehr ganz und gar auf der Anschauung beruhe. Sie will, in Gemäßheit eines Wortes von Bacon, die Welt nicht sowohl überspringen, als nur eine vollständige Wiederholung und Abspiegelung derselben sein. In Begriffen, natürlich, wird sie dieses Spiegelbild erscheinen lassen, aber in solchen, die ihre Wurzel durchaus in äußerer und innerer Erfahrung haben. Möge sie Wort halten!

Von der äußeren Erfahrung, in der That, geht Schopenhauer aus.

An dem Hergang des Sehens vorzugsweise entwickelt er die Grundlagen der einen Hälfte seiner Weltanschauung. Er erinnert daran, daß die Sinnesempfindung für sich allein etwas lediglich Subjectives, ein Vorgang im Organismus selbst sei, dessen Veränderungen unmittelbar blos in der Form des „inneren Sinnes," d. h. der Zeit, zum Bewußtsein gelangen. Jetzt jedoch — so setzt er weiter auseinander — geräth der Verstand in Thätigkeit. Das ganze Wesen und Thun desselben geht auf in dem Gesetze der Causalität. Der Verstand kann nicht anders als die gegebene Sinnesempfindung als eine Wirkung, d. h. als etwas auffassen, das nothwendig eine Ursache hat. Zugleich nimmt er dabei die ebenfalls im Geiste prädisponirt liegende Form des „äußeren Sinnes," den Raum zu Hülfe, und so construirt er in völlig unmittelbarem Thun aus sämmtlichen Datis der Empfindung die Ursache derselben im Raum, construirt die objective, reale Körperwelt, die sofort in der Zeit, dem Causalitätsgesetze gemäß, sich ferner verändert und im Raume bewegt. Diese anschauliche Welt — ist Vorstellung. Auf ihr wieder baut sich, ganz allein kraft des nur empfangenden, „gleichsam weiblichen" Vermögens der Vernunft, als ein abstracter Reflex jener, die Welt der Begriffe auf. Auch sie, und also die Welt in jedem Sinne, so lehrt uns die äußere Erfahrung, ist Vorstellung.

Lehrt die Erfahrung! — wen lehrt sie das und wie wäre sie, es zu lehren jemals im Stande? Weil sich die Thatsachen der äußeren Erfahrung selbst, das Zustandekommen der körperlichen Welt in solcher Weise vorstellbar, hypothetisch vorstellbar machen läßt, so wäre jene Erfahrung damit zum Beleg der gegebenen Erklärung geworden? Vielmehr, so gewiß nach dieser Erklärung Zeit, Raum und Causalität das der Erfahrung Vorausliegende sind, so gewiß ist es etwas Anderes, an die Erfahrung anknüpfen, und etwas Anderes, auf der Erfahrung als auf einem Beweisgrunde fußen. Nur jenes, nicht dieses thut Schopenhauer, und es versteht sich von selbst, daß der angebliche Beweis dadurch nicht mehr zum Erfahrungsbeweise wird, wenn weiterhin, in physiologischer Wendung, die Empfindung auf die Sinnesnerven, Raum, Zeit und Causalität auf das Gehirn zurückgeführt werden.

Wie dem jedoch sei; gegen die Behauptung im Allgemeinen, daß Alles, was für die Erkenntniß da ist, nur Object in Beziehung auf das Subject, mit Einem Worte Vorstellung ist, sei nichts einzuwenden. Diese ganze Einsicht, bewiesen oder nicht, führt jedenfalls nicht weit; — gewiß ist nur so viel, daß sie offenbar denjenigen, der sich ausdrücklich bescheidet, nicht das Woher oder Wozu, sondern einzig das Was der Welt angeben zu wollen, zugleich an's Ende führt. Der Kreis, meinen wir, der mit dem Satze:

„die Welt ist Vorstellung" um alles Sein gezogen ist, kann nirgends durchbrochen werden. Würde unser Philosoph, seiner eigenen Erklärung untreu, dazu fortgehen, das Wesen der Vorstellung aus einem höher liegenden Princip abzuleiten — worin anders könnte eine solche Ableitung bestehen, als entweder in der Aufweisung eines Realgrundes der Vorstellung oder aber in der Aufstellung eines abstracteren Ausdrucks für das, was bis dahin Vorstellung hieß? Das Erstere ein unmögliches, das Andere ein völlig unfruchtbares Beginnen. Denn nach dem Grunde der Vorstellung kann der nicht fragen, dem ja der Satz vom Grunde nur innerhalb der Welt, nur erst auf dem Boden der Vorstellung selbst Geltung erhält. Einen abstracteren Ausdruck andererseits kann der nicht suchen, der dem Vermögen der Begriffe alle schöpferische, unsere Einsicht wirklich erweiternde Bedeutung abspricht.

So einleuchtend diese Betrachtungen sind —: wir wissen bereits, daß Schopenhauer nichtsdestoweniger den Kreis jenes Satzes sprengt. Er thut es in Wahrheit, indem er in gewisser Weise beide eben angedeutete Fehler mit einander verbindet. Er sucht allerdings einen Realgrund für die Vorstellung und die in ihr beschlossene Welt; er deckt wenigstens einen Theil der Schwierigkeiten dieses Schrittes lediglich durch die Mittel anschauungsloser Abstraction.

Es ist, logisch betrachtet, eine handgreifliche Verwechselung, die den Schritt einleitet. Vorstellung ist gleich Erscheinung. Keine Erscheinung ohne einen wesenhaften Kern. Zwar — von Zweien Eines. Entweder ist auch das Verhältniß von Wesen und Erscheinung eine besondere Form des Satzes vom Grunde, oder es ist wohl gar nur eine Uebersetzung des Verhältnisses von Ursach und Wirkung in die Sprache des reflectirten Denkens. Im einen wie im anderen Falle wäre es Schopenhauer gleich sehr verwehrt, von jener Kategorie Gebrauch zu machen, um die Welt als Vorstellung zu überschreiten. Ihn indeß halten solche Erwägungen nicht auf. Es ist ja immer die Grund- und Urfrage aller Philosophie gewesen, nach dem Wesen der Erscheinung zu forschen. In der Untersuchung von Wesen und Erscheinung begegnen sich die alten Inder mit Plato, Plato mit Kant. Auch Schopenhauer geht diese Wege. Nachdem er nur eben die Frage nach der Realität der Außenwelt in jeder Form, die sie in irgend einer früheren Philosophie angenommen habe, zurückgewiesen, erhebt und formulirt er sie selbst in der denkbar naivsten Weise. Was ist, so frägt er (und nach welcher Antwort wird er diese Frage nicht wiederholen können?), — was ist diese anschauliche Welt „noch außerdem, daß sie meine Vorstellung ist?"

Daß jene historischen Vorgänge nichts für sein Recht zu der Stel-

lung der Frage beweisen, ist einleuchtend. Von der Versenkung in den Gedanken der Weltseele ausgehend, wird die an die brahmanischen Vorstellungen sich anlehnende indische Philosophie nothgedrungen zu der Annahme getrieben, daß die körperliche Welt nur ein Schein, ein Gaukelspiel unserer Sinne, die Täuschung der Maja sei. Wird Schopenhauer sich auf jene von der Phantasie unterstützte Abstraction berufen dürfen? wird er zugeben können, daß die Vorstellung, der Träger der ganzen anschaulichen sowohl wie der Begriffswelt, ein bloßes Blendwerk sei? — Und Plato. Wir verstehen es vollkommen, wenn dieser jenseits der sinnlichen, in beständigem Werden und Schwanken begriffenen Welt nach einer realeren, nach der sich selbst gleichbleibenden Welt der Ideen hinüberlangt; denn jene ist nur der sinnlichen Erkenntniß zugänglich und die sinnliche Erkenntniß ist selbst wandelbar und ohne Bürgschaft der Wahrheit. Es giebt, so lehrt der Schüler des Sokrates, ein höheres, specifisch von dem sinnlichen verschiedenes Erkennen, das allein den Namen des Wissens verdient, dasjenige Erkennen, das es mit Begriffen zu thun hat. Deshalb, in Folge einer Scheidelinie also, die mitten hindurchläuft durch das von Schopenhauer insgesammt als Vorstellung bezeichnete Gebiet, muß es eine für sich bestehende Welt der reinen, ewigen Begriffe geben. Wie das Wissen dem Wahrnehmen und Meinen, so steht das Reich der Ideen der sinnlichen Welt, das wahre Wesen der dasselbe vielgestaltig, wandelbar, unvollkommen nachbildenden Erscheinung der Dinge gegenüber. — Wir finden uns endlich, wenn auch schwieriger, mit der analogen Unterscheidung Kant's zurecht. Denn indem Kant zuerst mit grüblerischem Tiefsinn den Antheil nachzuweisen bemüht war, den das vorstellende Subject nach seinem sinnlichen sowohl wie nach seinem begrifflichen Erkennen an dem Zustandekommen dessen hat, was wir unsere Welt nennen, so mußte ihm ja wohl, schon zur bloßen Verdeutlichung seiner Meinung, ja, um für diese Meinung nur überhaupt einen Anknüpfungspunkt an die gewöhnliche Ansicht und an die dogmatisch-metaphysische der zeitgenössischen Philosophen zu gewinnen, — es mußte ihm die Unterscheidung der Dinge, wie sie für uns und wie sie „an sich" sind, zum unentbehrlichen Unterbau seiner kritischen Auseinandersetzungen werden. Dieser unentbehrliche Unterbau fixirte sich — bald deutlicher, bald minder deutlich — zu der Annahme einer unserem subjectiven Vorstellen entgegenkommenden objectiven Materie, eines gegebenen Stoffes der Empfindung. Im Vorstellen also gab es für ihn einen Rest, der nicht Vorstellung war. Ohne einen solchen Rest neben existirt kein Jenseits über der Vorstellung, und jener Rest eben existirt für Schopenhauer nicht, — für den nicht, der die ganze, auch die empfundene Welt in Vorstellung auflöst.

Oder wie? wäre gerade dies etwa der Punkt, an welchem sich unser Philosoph durch eine versteckte Inconsequenz gegen seinen ersten Grundgedanken einen Ausweg nach dem Jenseits der Vorstellung ermittelte?

Durch eine versteckte Inconsequenz. Denn es scheinen zunächst ganz andere Bahnen der Betrachtung zu sein, die er uns führt, um die Nothwendigkeit jener Unterscheidung von Erscheinung und Wesen plausibel zu machen. Diesmal wirklich die Bahnen der Erfahrung. Gesetzt, so raisonnirt er, wir erkennten nichts als Erscheinungen an: wie weit kommen wir denn bei dem Versuche, die Wirklichkeit lediglich mit Begriffen der Erscheinung zu erklären? Das Geschäft solcher Erklärung ist das der Physik. Da zeigt sich denn bald genug, daß dieselbe mit zwei wesentlichen Unvollkommenheiten behaftet ist. Alle solche Erklärung nämlich verläuft nach dem Satze des Grundes. Sie faßt die eine Erscheinung als bedingt durch die andere, sie steigt immer höher aufwärts in der Kette von Ursach und Wirkung — aber der Anfang der causal zusammenhängenden Veränderungen ist schlechterdings nie zu erreichen, sondern weicht unaufhörlich und in's Unendliche zurück. Das Zweite aber ist dies, daß sämmtliche wirkende Ursachen, aus denen man Alles erklärt, stets auf einem völlig Unerklärbaren beruhen, nämlich auf den ursprünglichen Qualitäten der Dinge und den in diesen sich hervorthuenden Naturkräften, als z. B. Schwere, Elasticität u. s. w. Bis auf einen gewissen Grad wird man diese Kräfte eine auf die andere, man wird sie auf letzte Kräfte zurückführen können, aber immer werden dann doch diese Urkräfte als unauflösliches Residuum, es wird ein Inhalt der Erscheinung bleiben, der nicht auf ihre Form zurückzuführen, also nicht nach dem Satze vom Grunde zu erklären ist.

Vortreffliche Bemerkungen das, sofern sie den Zweck haben, zu zeigen, daß die Physik über sich selbst zur Metaphysik hinaustreibt. Siegreich treffen sie den einseitigen Naturalismus und Materialismus. Allein die Absicht und der Sinn dieser Bemerkungen geht weiter. Zu unserem Erstaunen führen sie uns zu der Kant'schen Unterscheidung einer Form und eines Inhalts der Erscheinung zurück. Der Satz: die Welt ist Vorstellung, bekömmt auf einmal den beschränkteren Sinn, daß nur das Wie, aber nicht das Was der Welt durch unser Vorstellen bedingt sei. Dieser Sinn streitet mit der anderwärts gegebenen Versicherung, daß die ganze Welt „durch und durch" Vorstellung sei. Auch die Empfindung, wohlgemerkt, war ja unserem Philosophen etwas Subjectives, der rohe Stoff, aus dem der Verstand dann die wirkliche Welt, die Materie und alles nur mittelst der Materie Vorstellbare schuf. Auch die Empfindung — und also doch wohl auch jene Qualitäten der Dinge und

Kräfte! Nur die Vorstellung ist es ja offenbar, welche die Empfindung zu „Qualitäten" objectivirt, nur das reflectirte Denken vollends, welches auf der Grundlage des Anschauungsbegriffs Causalität den Begriff einer „Kraft" entstehen läßt. Das wissenschaftliche Erkennen der Physik daher mag Reste übrig behalten und die Physik treibt daher ganz gewiß in die Metaphysik hinüber, aber die Formel: die Welt ist Vorstellung, läßt keinen Rest der Welt; sie ist vielmehr selbst eine metaphysische Deutung der Welt, die über der physikalischen Erklärung derselben hinausliegt. Jenseits aller Aetiologie gelegen, weist dieser Satz das Wesen, das „Ding an sich" aller Causalität in dem ursprünglichen, nicht weiter analysirbaren Verhältniß von Subject und Object nach. Wer für dies Metaphysische oder neben demselben noch ein höheres Metaphysisches sucht, der offenbar versteigt sich in ein Gebiet, wo, weil hier die einfachste Grundlage alles Erkennens, Object für ein Subject Sein, verschwunden ist, eben auch alles Erkennen nothwendig verschwinden muß. Nur grober Mißverstand oder das Vergessen des Sinnes der Behauptung: die Welt ist Vorstellung, kann meinen, daß erst mit der weiteren Frage, was sie „außerdem" sei, mit der Frage nach dem Was der Qualitäten und Kräfte die Pforten der Metaphysik sich öffneten. Die der transscendenten Metaphysik — ja; und das, um es kurz zu sagen, um es mit Kant'schen Ausdrücken zu formuliren, das ist die Verwirrung, die sich hinter jenem „Außerdem" verbirgt: Schopenhauer geht von der kritischen zu einer dogmatischen Lösung des Weltproblems fort, von einer transscendental-metaphysischen zu einer transscendent-metaphysischen. Er deutet zuerst die Erfahrung im echten Sinne der Kant'schen Philosophie transscendental, d. h. er deutet sie durch etwas vor der Erfahrung Gelegenes, und er fügt dieser Deutung alsbald eine andere durch ein über oder jenseits der Erfahrung Gelegenes hinzu. Der Satz: die Welt ist Vorstellung, weist deutlicher noch, als es von Kant geschehen, aller transscendenten Metaphysik die Thür: die Neugier, unterstützt, wie wir uns bald überzeugen werden, von der Phantastik, läßt dieselbe zu einer Hinterthür, — einer von Kant wohlweislich immer unter Verschluß gehaltenen Hinterthür wieder herein.

Zwar doch wohl nicht blos die Neugier. Durch welche Gedankenmotive immer der Uebergang von der Erscheinung zu dem Ansichseienden in alten und neuen Systemen vermittelt war: in letzter Linie spielten dabei religiöse, ästhetische, sittliche Motive mit. Um von Plato und den alten Indern zu schweigen, so war es bei Kant recht eigentlich die Ehrfurcht, mit der ihn der Ernst der Pflicht erfüllte, was dem unerkennbaren Ding an sich dennoch Realität gab. Daß dies der Sinn, im Grunde der einzige Sinn der Kant'schen Unterscheidung einer phänomenischen

und noumeniſchen Welt ſei, kam deutlich zu Tage, als Fichte mit ſyſtematiſcher Conſequenz die ſubjective ſowohl wie die ethiſche Seite der Kant'ſchen Lehre vollendete. Nicht von der „Vorſtellung" als einem unüberſchreitbaren Letzten, ſondern vom Ich, als der Urſache der erſcheinenden Welt, geht Fichte aus. Nicht das ganze, ſondern eben nur das vorſtellende, das theoretiſche Ich ſchaut die Welt hin, projicirt ſie aus ſich heraus. Wir würdigen es vollkommen, wenn in der „Beſtimmung des Menſchen" das „Ich" gegen den „Geiſt," der es in den Principien der theoretiſchen Wiſſenſchaftslehre unterwieſen hat, darüber Klage führt, daß demzufolge die ganze Körperwelt „in eine bloße Vorſtellung verſchwinde," daß alle Realität ſich in einen „wunderbaren Traum," in vorüberſchwebende Bilder ohne Bedeutung und Zweck, das Daſein in ein Spiel verwandle, das von nichts ausgeht und auf nichts hinausläuft. Die Antwort iſt leicht beider Hand. Der belehrende Geiſt darf das Ich auf die noch unerſchöpften Reſſourcen verweiſen, die es in ſeinem praktiſchen Vermögen, in ſeiner ſittlichen Kraft und Beſtimmung habe. Durch den Glauben an dieſe Beſtimmung, durch das Uebergreifen des ſittlich wollenden über das vorſtellende Ich verwandelt ſich mit Einem Schlage eben jene Welt der Bilder in die Sphäre und den Schauplatz des Seinſollenden. Das Anſich der Welt iſt das, was wir handelnd, zufolge unſerer moraliſchen Pflicht, aus ihr machen ſollen.

So Kant und Fichte. Iſt es etwa daſſelbe Motiv, welches bei Schopenhauer mitſpricht?

Was uns zum Forſchen antreibt, ſo ſagt er das eine Mal, und wir ſollten darauf ſchwören, daß ihm derſelbe Geiſt erſchienen ſei wie dem Ich in der „Beſtimmung des Menſchen" — was uns zum Forſchen antreibt, iſt, daß es uns nicht genügt zu wiſſen, daß wir Vorſtellungen haben, daß ſie ſolche und ſolche ſind, und nach dieſen und jenen Geſetzen zuſammenhängen. Wir wollen „die Bedeutung jener Vorſtellung wiſſen: wir fragen, ob dieſe Welt nichts weiter als Vorſtellung ſei; in welchem Falle ſie wie ein weſenloſer Traum, oder ein geſpenſterhaftes Luftgebilde, an uns vorüberziehen müßte, nicht unſerer Beachtung werth." Er appellirt an das „innere Widerſtreben," das Jedem die Annahme einflößen müſſe, daß die Welt nichts als ſeine Vorſtellung ſei. Er beruft ſich auf das, was er das „metaphyſiſche Bedürfniß" nennt. Der Menſch iſt ihm ein animal metaphysicum. Es iſt der Anblick des Uebels und des Böſen in der Welt, es iſt das Wiſſen um den Tod und neben dieſem die Betrachtung des Leidens und der Noth des Lebens, was den Menſchen dazu treibt, über die gegebene Erſcheinung der Dinge zu etwas hinauszugehen, „was hinter der Natur ſteckt und ſie möglich macht."

Wie ſollten wir nicht ſolche ethiſch-religiöſe Motive höchlich in Ehren halten? — Uns plagt nur, geſtehen wir es, immer das eine und ſelbe Bedenken! So wenig wir vorher vom Schopenhauer'ſchen Standpunkt aus jene Unterſcheidung eines Inhalts und einer Form der Erſcheinung, ſo wenig können wir jetzt die Frage nach einem *ethiſchen* Gehalt derſelben und die Bezeichnung der Vorſtellung als „weſenloſer Traum" verſtehen. Denn Fichte zwar hatte ſich die Mittel, um aus dieſem Traum zu erwachen, von vorn herein vorbehalten; — bei Schopenhauer, der die Welt nicht aus einem Theile des Ich als aus ihrer Urſache erklärt, ſondern der von vorn herein den ganzen Raum des Verhältniſſes von Subject und Object zum Behuf der Erklärung — nicht doch! zum Behuf der Auslegung der Welt in Beſchlag genommen, bei Schopenhauer ſcheinen auch dieſe Mittel in den Traum mitverwickelt zu ſein. Wird nicht, beiſpielsweiſe, auch die praktiſche Freiheit in den Kreis der Welt als Vorſtellung fallen? Und wenn dies — wo gäbe es denn dann noch einen Punkt, von dem aus zur Befriedigung jenes „metaphyſiſchen Bedürfniſſes" ein An ſich, ein Außer und Hinter der Erſcheinung zu ermitteln wäre?

Ich führe euch, ſo ſagt Schopenhauer, zu einem ſolchen Punkte abermals auf dem Wege der Erfahrung. Und zwar, wie er uns durch *äußere* Erfahrung den Beweis dafür will gegeben haben, daß die Welt Vorſtellung, ſo macht er ſich anheiſchig, durch *innere* Erfahrung nun auch den Nachweis zu führen, daß und was die Welt noch Anderes als Vorſtellung ſei. Es handle ſich nur darum, die äußere mit der inneren Erfahrung gehörig und am rechten Ort zu verbinden und dieſe zum Schlüſſel jener zu machen. Das Weſen der Dinge iſt nur zu erreichen, *ſofern wir ſelbſt uns im Innern der Dinge befinden*. Durch Erkenntniß und Vorſtellung nämlich komme man ſtets nur von Außen zu den Dingen — ſo ſagt derſelbe Mann, der doch die „transſcendentale Idealität" der Welt behauptet, der doch bewieſen haben will, daß alle Wirklichkeit nur für den Verſtand, durch den Verſtand, im Verſtande ſei. Mußten wir nicht glauben, daß wir nach dieſer Lehre ſchlechterdings und immer nur „im Innern" der Dinge ſeien? — Wahrlich! wir ſind doppelt begierig, das Innere dieſes Innern kennen zu lernen.

Wir ſind, ſo verläuft die weitere Auseinanderſetzung, nicht blos rein erkennendes Subject. Ein Jeder vielmehr findet ſich in der Welt als Individuum, d. h. ſein Erkennen iſt vermittelt durch einen Leib. Dieſer Leib iſt dem rein erkennenden Subject als ſolchem eine Vorſtellung wie jede andere, ein Object unter Objecten. Aber während die ganze übrige Welt uns nur als Vorſtellung gegeben iſt, ſo der Leib, dies uns nächſte Object, noch auf eine zweite, ganz andere Weiſe — nämlich als jenes

Jedem unmittelbar Bekannte, welches das Wort **Wille** bezeichnet. Mein Leib ist meine Vorstellung; mein Leib ist zweitens — wir erlauben uns diesen Ausdruck auf unsere eigene Gefahr — mein Gewolltes. Jede Action des Leibes, sagt Schopenhauer, ist nichts Anderes als der objectivirte, d. h. in die Anschauung getretene Act des Willens; jeder Willensact ist unausbleiblich auch eine Bewegung des Leibes. Beides, der Willensact und die Action des Leibes, sind nicht zwei objectiv erkannte verschiedene Zustände, die das Band der Causalität verknüpfte, sondern sie sind Eines und Dasselbe, nur auf zwei gänzlich verschiedene Weisen gegeben: einmal ganz unmittelbar und einmal in der Anschauung für den Verstand. In letzterer Rücksicht kann der Leib das „unmittelbare Object" genannt werden, in ersterer Rücksicht ist er die „Objectität des Willens."

Ein ganzes Nest von Irrthümern, von Erschleichungen und Uebereilungen!

Eine absichtsvolle Erschleichung zunächst, und die Wurzel aller folgenden, ist die Einführung des Individuums. Auch die Vorstellung vollzieht sich immer nur individuell. Wer ihre allgemeinen Gesetze entwickeln will, hat das Recht, vom Individuum zu abstrahiren: aber in derselben Allgemeinheit — das Individuum immer nur so benutzend wie der Mathematiker die einzelne im Geist oder auf dem Papier gezeichnete Figur, — in derselben Allgemeinheit wird uns der Philosoph auch den Willen vorzuführen haben. Und so thut Schopenhauer, nicht etwa blos in der ersten Auflage, sondern noch in der zweiten Bearbeitung seiner, mehrere Jahre vor seiner Hauptschrift erschienenen Erstlingsschrift, so thut er auch sonst zuweilen, wenn die Gelegenheit oder irgend eine Absicht es so mit sich bringt. Wir erkennen uns, sagt er alsdann (vergl. „Ueber die vierfache Wurzel," zweite Aufl. S. 136), im Selbstbewußtsein als wollend. Dasselbe Subject, welches der Träger der Welt als Vorstellung ist, erkennt sich selbst als Wille. Halten wir uns nun hieran, so beschränkt sich, correct dargestellt, das Ergebniß dieser Analyse des Selbstbewußtseins auf Folgendes. Das Erkennen, nach Außen gerichtet, zeigt uns die Welt; nach Innen gerichtet, den Willen, nichts als den Willen. Als Wille erscheine ich selbst mir; auch das Ich, heißt das, ist Erscheinung oder Vorstellung, und die apriorische, geistesinnerliche Form dieser Erscheinung ist ebenso Wille, wie die aprioriſche Form der äußeren Erscheinung Raum, Zeit und Causalität ist. Auch das Selbstbewußtsein somit führt uns nicht über das Gebiet der Vorstellung hinaus: der Wille ist so wenig wie die Außenwelt ein „Ding an sich." Und das Selbstbewußtsein, zweitens, führt uns in keiner Weise über das Wollen zu dem Leibe hinaus — zu dem Leibe, dessen Da-

sein vielmehr schlechterdings schon die Formen der nach Außen gerichteten Vorstellung, die Formen von Raum, Zeit, Causalität voraussetzt. Vielleicht zwar läßt sich das Selbstbewußtsein mit dem Bewußtsein der Welt in Verbindung setzen. Wahrscheinlich sogar, ja nothwendig — da ja das Subject des Wollens mit dem Subject des Erkennens identisch ist. Das erste und nächste Resultat dieser Verbindung mag dann das Gefühl meines Leibes, Gefühl meiner individuellen Existenz sein. Von dem Individuum dagegen ausgehen, dem Begriffe des Selbstbewußtseins den des Individuums unterschieben, die durch die Leiblichkeit bedingten Gefühle mit dem Willen identificiren — ein rohreres und verworreneres Verfahren ist nicht denkbar. Plumper ist niemals ein erstrebtes Resultat vorweggenommen worden, — das Resultat, daß der Wille das Ding an sich und die gesammte Vorstellungswelt, vom Leibe anfangend, die Erscheinung dieses Ansich sei.

Beleuchten wir die Verwirrung noch einen Augenblick an den angeblichen Aussagen der „inneren Erfahrung." Wessen innere Erfahrung bestätigt es, so fragen wir nun wieder, daß unsere Leibesactionen — nur von den willkürlichen soll zunächst die Rede sein — nur die Kehrseite, nur die identische Erscheinung unseres Wollens seien? Ich kann wollen, ohne daß eine entsprechende leibliche Bewegung hervortrete. Tritt eine solche hervor, so weiß ich zwar, daß ich die Identität derselben mit meinem Willen gewollt habe, allein mein Bewußtsein über den thatsächlichen Zusammenhang Beider sieht sich schlechterdings zu dem Verhältniß von Ursach und Wirkung zurückgewiesen. Meine Erkenntniß also von meinem Leibe wird durch das Bewußtsein jenes Gewollthabens um nichts erweitert. Die Kategorien selbst, deren Schopenhauer sich bedient, zeigen, daß eine neue Erkenntniß nirgends gewonnen ist. Denn wenn er sagt, daß Willensact und Leibesaction eben unmittelbar identisch seien und ihre scheinbare Verschiedenheit allein daraus entstehe, daß hier das Eine und Selbe in zwei verschiedenen Erkenntnißweisen, der inneren und der äußeren, wahrgenommen werde, so erinnert das doch gar zu sehr an jenes nichtssagende Quatenus, durch welches Spinoza das Verhältniß von Leib und Seele, Körper und Idee, nicht sowohl erklärte als formulirte. Wenn er sagt: die Action des Leibes ist nichts Anderes als der in die Anschauung getretene Act des Willens, so ist in diesen Worten nichts verständlich, als das in die Anschauung Treten, d. h. die Uebersetzung in das Verhältniß von Ursach und Wirkung, und hinter dieser Kategorie liegt keine Erkenntniß irgend eines Verhältnisses, sondern einzig das Wollen als solches. Wenn er endlich, um trotz Allem den Schein einer solchen Erkenntniß aufrecht zu erhalten, die Leibesaction die „Objectität" des Willens nennt,

ſo hat ſchon Trendelenburg in der zweiten Auflage ſeiner Logiſchen Unterſuchungen auf die abſichtsvolle, ja ſchlaue Prägung dieſes Wortes aufmerkſam gemacht. Die Sprache dient nicht blos dazu, Gedanken, ſie dient auch dazu, Nichtgedanken zu verſtecken.

Und erinnern wir uns nun nur, daß nicht blos von den willkürlichen Leibesbewegungen die Rede iſt! Zum Schlüſſel für die ganze Welt kann die „innere Erfahrung" nur dadurch werden, daß ihr das Geſtändniß abgepreßt wird, unſer Leib ſelbſt, der ganze Leib als ſolcher, ſei die Objectität unſeres Willens. Nicht etwa die Erfahrung, daß wir überhaupt Willen haben, auch nicht die nur, daß unſere ſpontanen Bewegungen dieſen Willen objectiviren, ſondern die Identität des Willens und des Leibes ſchlechtweg bezeichnet Schopenhauer im achtzehnten Paragraphen ſeines Hauptwerks als die „unmittelbarſte Erkenntniß," als eine Erkenntniß, die ebendeshalb niemals bewieſen, ſondern nur nachgewieſen, d. h. zum Bewußtſein erhoben werden könne, — als die „philoſophiſche Wahrheit κατ' ἐξοχήν!" — So halsbrechend ſind die erſten Schritte, die uns zu dem Anſich der Welt leiten ſollen. Aber ſo halsbrechend ſie ſind —: erſt ein weiterer Salto mortale bringt uns an's Ziel.

Unſeren eigenen Leib nämlich, ſagt Schopenhauer, erkennen wir glücklicherweiſe unmittelbar und innerlich, erkennen ihn als Willen. Daraus folgt — ſage: folgt — daß, wenn alle übrigen Erſcheinungen ebenſo unmittelbar und innerlich von uns erkannt werden könnten, wir ſie für eben das anſprechen müßten, was der Wille in uns iſt. Es folgt, iſt ſeine Meinung, „nach der Analogie." Wie alle Objecte der Welt, ganz wie unſer Leib, einerſeits Vorſtellungen und darin alſo ihm gleichartig ſind, ſo wird auch andererſeits, wenn man ihr Daſein als Vorſtellung des Subjects bei Seite ſetzt, das dann noch übrig Bleibende ſeinem inneren Weſen nach daſſelbe ſein, was in dieſem Betracht unſer Leib iſt — eben das, was wir an uns Wille nennen. Es wäre — und damit haben wir Alles beiſammen, was als Verſuch eines Beweiſes jener Folgerung gelten kann — „es wäre, dies zu leugnen, der Sinn des theoretiſchen Egoismus, der eben dadurch alle Erſcheinungen außer ſeinem eigenen Individuum für Phantome hält."

Als ob wir, zunächſt, der Beſchuldigung dieſer abſonderlichen Geiſteskrankheit uns nicht ſchon dadurch entziehen könnten, wenn wir nur überhaupt der außer unſerem Leibe exiſtirenden Objectenwelt irgend einen, etwa einen uns unbekannten weſenhaften Kern zuerkennten! Warum gerade Willen? Auf Grund der Analogie? — Allein in allem Beſonderen, in Allem, was nicht die allgemeinen Vorſtellungsformen betrifft, in dem gerade, worauf es hier anzukommen ſcheint, iſt mein Leib und die

übrige Körperwelt in hohem Grade ungleichartig. Viel eher, in der That, möchten wir sagen, daß gerade der Wille es ist, durch den das menschliche Ich von der übrigen Welt sich unterscheidet. Freilich, wir vergäßen da, daß dieser Unterschied schon durch das Frühere wesentlich verringert, daß der Wille schlechtweg dem Leib gleichgesetzt ist und daß es sich nur noch um den mäßigen Schritt von unserem Körper zu allem übrigen Körperlichen handelt. Und dies nun wohl beachtet, — so ist die Analogie, bei Licht besehen, größer als es anfangs den Anschein hatte. Soll die Analogie entscheiden: warum nicht noch strenger nach der Analogie gefolgert? „Mein Leib ist, wie die Welt, meine, des Vorstellenden Vorstellung — die Welt ist, wie mein Leib, dem An sich nach, mein Wille, des Wollenden Wille." Nur einmal, so viel wir uns erinnern, entschlüpft unserem Philosophen diese Fichtische Wendung. Seine Meinung ist eine andere und wunderlichere, und schon der Titel seines Werkes: „Die Welt als Wille und Vorstellung" schließt somit, genau genommen, eine auffallende Incorrectheit in sich."

Gern möchten wir hinter den rechten Sinn dieser wunderlichen Meinung kommen, gern uns etwas Bestimmtes bei dem Satze denken: die Welt ist nach ihrem Ansich Wille. Und die Aufklärung bleibt nicht aus. Wir werden zunächst belehrt, daß in jenem Satze die Bezeichnung Wille nur eine denominatio a potiori sei und daß demnach der Begriff Wille in einer größeren Ausdehnung als bisher gewöhnlich gefaßt werde. Wille, wird uns gesagt, ist nur die Bezeichnung des Wesens jeder irgend strebenden und wirkenden Kraft in der Natur. Wir haben bei dem Worte Wille nicht an den vom Erkennen geleiteten Willen zu denken, sondern wir müssen das uns unmittelbar bekannte innerste Wesen eben dieses gewöhnlich so genannten Willens in Gedanken rein aussondern, es dann auf alle schwächeren, undeutlicheren Erscheinungen desselben Wesens übertragen. So die Anweisung, welche wir Bd. I. S. 132 der „Welt als Wille und Vorstellung" (3. Aufl.) erhalten. Wäre es nur ebenso leicht, ihr nachzukommen! Wenn wir den Willen nehmen, wie er uns aus innerer Erfahrung bekannt und, wie Schopenhauer hinzufügt, besser bekannt ist als sonst irgend etwas, so gelingt es uns nur schwer, ihn von bestimmtem Erkennen, ganz und gar nicht, ihn von Bewußtsein zu sondern; und diesen Willen auch auf alle irgend strebenden und wirkenden Kräfte in der Natur zu übertragen — dazu möchte allenfalls ein Poet sich entschließen, nicht wir; auch träfen wir Schopenhauer's Meinung damit keinesfalls. Wiederum aber, wenn wir es anders versuchen, wenn wir von dieser geforderten Uebertragung ausgehen und also nur auf das reflectiren, was uns ohne Schwierigkeit als das Identische in dem Wesen jeder Natur-

kraft und in dem Weſen unſeres Willens erſcheint, — ſo gelangen wir auf den allgemeineren Begriff der Kraft; wir könnten uns entſchließen, mit Fauſt zu ſchreiben: „im Anfang war die Kraft“ — allein Schopenhauer's Meinung träfen wir damit ebenſowenig. Seine Meinung vielmehr, d. h. der klare Kern ſeiner unklaren Beſtimmungen (mit Recht von Trendelenburg als das πρῶτον ψεῦδος bezeichnet) iſt der: wir ſollen von dem Specifiſchen unſeres Willens abſtrahiren, damit es keine Schwierigkeit habe, die Identität deſſelben mit aller und jeder Naturkraft anzuerkennen, und ſofort und gleichzeitig doch ſollen wir dies Allgemeine nicht Kraft, ſondern Willen nennen — damit nach Belieben nun wieder in die Naturkräfte alles Mögliche hineingedichtet werden könne, was in Wahrheit nicht ſie, ſondern den menſchlichen Willen charakteriſirt. „Ich ſage, daß man nie zur Aufſtellung eines Genus befugt iſt, von dem man nur eine einzige Species kennt und in deſſen Begriff man daher ſchlechterdings nichts bringen könnte, als was man von dieſer einen Species entnommen hätte, daher was man vom Genus ausſagte, doch immer nur von der einen Species zu verſtehen ſein würde; während, indem man, um das Genus zu bilden, unbefugt weggedacht hätte, was dieſer Species zukommt, man vielleicht gerade die Bedingung der Möglichkeit der übrig gelaſſenen und als Genus hypoſtaſirten Eigenſchaften aufgehoben hätte.“ Das ſind Worte, mit denen Schopenhauer S. 131 und 132 ſeiner Schrift über die beiden Grundprobleme der Ethik (1. Aufl.) gegen die Kant'ſche Vorſtellung von „vernünftigen Weſen ſchlechtweg“ polemiſirt. Faſt genau leiden ſie Anwendung auf ſein eigenes Verfahren. Vielmehr, die Zweideutigkeit des Satzes, daß der Wille das Weſen der Dinge ſei, iſt noch um Vieles größer, die Anwendung, welche Schopenhauer von demſelben macht, noch unendlich verwegener. Sie wird zum Angelpunkt ſeiner Naturphiloſophie ſowohl wie ſeiner Ethik. Das wechſelſeitige Vertauſchen des generellen Begriffs der Kraft und des ſpeciellen Begriffs Wille, dieſes Vexirſpiel mit dem Wort Wille — in Verbindung mit dem Vexirbegriff des Dings an ſich — dies allein macht es ihm möglich, auf der Einen Seite den menſchlichen Willen und mit ihm die ganze Ethik zu naturaliſiren, auf der anderen Seite die Natur phantaſtiſch-poetiſch zu anthropomorphoſiren.

Eben die Naturkräfte — um für jetzt nur bei dem Letzteren ſtehen zu bleiben — waren ja das, woran jede ätiologiſche Naturerklärung in letzter Inſtanz anſtieß, wodurch die Phyſik in die Metaphyſik hinübergetrieben wurde. Jetzt haben wir die Antwort der Metaphyſik: der Wille iſt dasjenige, was jedem Dinge, was immer es auch ſein mag, die Kraft verleiht, vermöge deren es daſein und wirken kann. Nicht allein die

willkürlichen Actionen thierischer Wesen, sondern auch das organische Getriebe ihres belebten Leibes, sogar die Gestalt und Beschaffenheit desselben, ferner auch die Vegetation der Pflanzen, ja, alle Gestaltung und Kraftäußerung im Unorganischen, alles Geschehen mit Einem Worte, gleichviel ob Motive oder Reize oder eigentliche Ursachen das Band der Erscheinungen sind — es ist Alles an sich und außer der Erscheinung, d. h. außer unserem Kopfe und seiner Vorstellung, identisch mit dem, was wir in uns selbst als Willen finden. Nicht blos bei'm Menschen, sondern auch bei den Naturdingen kann man daher von „Charakter" sprechen, und wenn wir unter „Natur" überhaupt das ohne Vermittelung des Intellects Wirkende, Treibende, Schaffende verstehen, so sind Natur und Wille gleichbedeutende, sich deckende Begriffe. In poetisch-lebendiger Weise wird dies nun sowohl in dem Hauptwerk wie in der kleinen Schrift „Ueber den Willen in der Natur" ausgeführt, nicht ohne das gelegentliche Eingeständniß freilich des hypothetischen Charakters dieser Anschauung, nicht ohne das Gefühl, daß es sich, nach Trendelenburg's treffendem Ausdruck, um die Durchführung einer bloßen Metapher handle. „Wenn wir" — es möge diese Stelle zugleich als Probe von der Darstellungsgabe unseres Autors dienen — „wenn wir den gewaltigen, unaufhaltsamen Drang sehen, mit dem die Gewässer der Tiefe zueilen, die Beharrlichkeit, mit welcher der Magnet sich immer wieder zum Nordpol wendet, die Sehnsucht, mit der das Eisen zu ihm fliegt, die Heftigkeit, mit welcher die Pole der Elektricität zur Wiedervereinigung streben, und welche, gerade wie die der menschlichen Wünsche, durch Hindernisse gesteigert wird; wenn wir den Krystall schnell und plötzlich anschießen sehen, mit so viel Regelmäßigkeit der Bildung, die offenbar nur eine von Erstarrung ergriffene und festgehaltene, ganz entschiedene und genau bestimmte Bestrebung nach verschiedenen Richtungen ist; wenn wir die Auswahl bemerken, mit der die Körper, durch den Zustand der Flüssigkeit in Freiheit gesetzt und den Banden der Starrheit entzogen, sich suchen und fliehen, vereinigen und trennen; wenn wir endlich ganz unmittelbar fühlen, wie eine Last, deren Streben zur Erdmasse unser Leib hemmt, auf diesen unablässig drückt und drängt, ihre einzige Bestrebung verfolgend; — so wird es uns keine große Anstrengung der Einbildungskraft kosten, selbst aus so großer Entfernung unser eigenes Wesen wiederzuerkennen, jenes Nämliche, das in uns bei'm Lichte der Erkenntniß seine Zwecke verfolgt, hier aber, in den schwächsten seiner Erscheinungen, nur blind, dumpf, einseitig und unveränderlich strebt, jedoch, weil es überall Eines und das Selbe ist, — — auch hier wie dort den Namen Wille führen muß." Was Wunder, wenn diesem Manne Empedokles ein tieferer Naturphilosoph

[illegible] Mechanik
[illegible] Willen
zur Erklärung [illegible] nur dem
[illegible] Immanenz des In-
tellects. [illegible] unseres
Geistes [illegible] Schopenhauer [illegible] sich auf die Teleologie der
Natur. [illegible] die offenbare Ab-
sichtlichkeit in allen Theilen des [illegible] Organismus [illegible] zu deut-
lich an, daß hier nicht [illegible] Naturkräfte, sondern
ein Wille thätig gewesen ist. [illegible] zahlreiche Bei-
spiele beizubringen, die teleologischen Thatsachen der organischen Natur in diesem Sinne zu deuten. Nach dem Willen jedes Thieres hat sich sein Bau gerichtet: der Gehalt des Ameisenbären verhält sich zu den Termiten wie ein Willensact zu seinem Motiv u. s. w. Eben das, woraus Andere lediglich die Vernünftigkeit der Natur, eben das dient ihm, um daraus die Willensbeschaffenheit der Natur zu folgern. Die eine Folgerung, so viel wir sehen, ist so einseitig wie die andere. In der Intelligenz liegt die anticipirende Kraft, welche eine künftige Wirkung, indem sie dieselbe als eine Aufgabe für den Willen faßt, zur Ursache, d. h. zum Zweck stempelt. Nicht das willenlose Erkennen würde jemals den „causalen Gedanken," den schöpferischen Begriff erzeugt haben: aber ebensowenig der erkenntnißlose Wille eine Umkehrung der Causalitätsfolge, ein Vorwegnehmen der Wirkung. Wenn irgend etwas, so ist es der Begriff des Zweckes, der von dem innigen Zusammenhang zwischen Vernunft und Willen Zeugniß ablegt: der Ort, wo dieser Begriff entspringt, ist der, wo jene Beiden, wie die Bänder eines Gelenkes, ineinandergreifen. Der Wille, von welchem Schopenhauer redet, ist offenkundig der erkenntnißlose, der Wille vor der Geburt der Vorstellungsformen, unter der Hand dagegen der menschliche, dem der Intellect sehen hilft. Der „blinde" Wille benimmt sich als ein sehender, absichtsvoller; stillschweigend werden ihm Zwecke und mit den Zwecken Gedanken, wir müssen wohl sagen ungedachte Gedanken geliehen. In demselben Athem wird uns die Zumuthung gemacht, alle Erkenntniß von ihm ausgeschlossen und dennoch Erkenntniß, weil Absicht, in ihm latent zu denken. In diesem Widerspruch bleibt Schopenhauer mit einer bewundernswürdig harmlosen Zuversichtlichkeit hängen; in dieser Zuversicht nimmt er keinen Anstand, an und aus der Vorstellungswelt Hergänge zu beweisen, die vor der Vorstellung, in dem puren Willen, keinerlei Sinn haben.

Man sieht, die Idee eines blinden Willens mit latenten Zwecken führt zurück auf die abstracte Grundlage des ganzen Systems, auf die

Gegenüberstellung von Erscheinung und Ding an sich, und von einem neuen Gesichtspunkt aus kommt damit die ganze Haltlosigkeit dieses letzteren Begriffs zum Vorschein. Das Ding an sich nämlich, d. h. das nicht Erkennbare soll uns zugleich „intim bekannt" sein. Wir sollen von demselben eine Erkenntniß haben, — aber eine Erkenntniß völlig anderer Art als was irgend sonst Erkenntniß heißt. Wir haben dieselbe früher als das Selbstbewußtsein, aber wir müssen freilich dies Selbstbewußtsein wieder in der verschiedensten Weise beschreiben hören. Jetzt (I. 133) wird dasselbe als ein Bewußtsein charakterisirt, in welchem Jeder sein eigenes Individuum, seinem Wesen nach, unmittelbar, ohne alle Form, selbst ohne die von Subject und Object, erkennt und zugleich selbst ist, da hier das Erkennende und das Erkannte zusammenfallen. Jetzt wieder sollen wir auch im Selbstbewußtsein keine erschöpfende und adäquate Erkenntniß des Dinges an sich erhalten; was wir erfassen, ist immer nur der erscheinende, wenn auch *in uns* erscheinende, der vom Intellect beleuchtete Wille. Die innere Wahrnehmung, die wir von unserem eigenen Willen haben, ist doch eben Wahrnehmung, sie ist zwar frei von den Formen des Raumes und der Causalität, aber auch sie fällt in die Zeit, auch sie ist gebunden an die Form des Erkanntwerdens und Erkennens überhaupt. Im Willen, sagt Schopenhauer an der einen Stelle, trete das Ding an sich „in der allerleichtesten Verhüllung" auf — als ob nicht die leichteste Verhüllung für den Begriff des Dinges an sich gleich verhängnißvoll wäre wie die dichteste! „Blos relativ," sagt er an anderer Stelle, sei der Wille Ding an sich — als ob nicht der Begriff des Dinges an sich den Begriff des Relativen ausschlösse!

Mit anderen Worten. Wir haben das eine Mal ein Ding an sich hinter dem Ding an sich, während ein anderes Mal diese Perspective auf „Wolkenkukuksheim" ziemlich barsch von dem Maschinisten dieser speculativen Weltbühne verschlossen wird. Wir sehen ihn das eine Mal, seiner eigenen Dianoiologie zuwider, mit Begriffen ohne alle Anschauung und Anschaubarkeit operiren, und hören ihn ein anderes Mal desto nachdrücklicher auf den „immanenten" Charakter seines Philosophirens pochen. Er versteigt sich jetzt wirklich zu einer Charakteristik des Willens an sich, die ein genaues Seitenstück zu der ersten seiner zwei verschiedenen Darstellungen des Selbstbewußtseins ist; er schildert ihn als die absolute Negation aller Erscheinung, nicht getroffen von der allgemeinsten Form aller Vorstellung, von dem Object für ein Subject Sein, bezeichnet ihn als untheilbar und Eins — nicht wie ein Object Eines ist, auch nicht wie ein Begriff Eines ist, sondern Eins „als das, was außer der Möglichkeit der Vielheit liegt." So jetzt; und jetzt wieder scheint er sich nur der zweiten

seiner Darstellungen des Selbstbewußtseins zu erinnern; jene ganze abstruse Charakteristik ist vergessen; das Ding an sich oder der Wille scheint ein ganz bekannter und unschuldiger, ein psychologischer Begriff zu sein, mit dem auch wir, von der sinnigen Anschauung des Mannes verlockt, zu spielen uns gefallen lassen mögen.

Aber hüten wir uns! Dieser Schein selbst ist durch und durch zweideutig und diese Zweideutigkeit liegt tief in der Natur der Sache. Wenn es eine Erkenntniß des Willens giebt, so ist derselbe nicht das Ding an sich. Wenn er das Ding an sich ist, so ist er weder selbst erkennbar, noch kann er irgend zum Schlüssel für das Verständniß der Welt werden. So bedingt es der Begriff des Erkennens und der Begriff des Dinges an sich. Schopenhauer fühlt das wohl. Daher seine abweichenden, sich widersprechenden Erklärungen. Die Wahrnehmung unseres Willens ist, wenn wir ihm glauben, die enge Pforte, durch die wir zu einem tieferen Aufschluß über das Wesen der Welt gelangen. Thatsächlich ist es keine Pforte, durch die man wirklich hindurch könnte, sondern eine blinde Thür. Wir meinen durch sie nach einem Hintergrunde hineinzublicken; wenn wir aber genauer zusehen, so ist dieser Hintergrund die Fläche der Wand, auf die ein Inneres nur perspectivisch gemalt ist. Diese Spiegelfechterei führt nun aber Schopenhauer eben vollständig durch; nur dadurch kömmt sein philosophischer Roman zu Stande. Auf der einen Seite macht er allen möglichen Gebrauch von der Würde, der Vornehmheit, dem Lockenden, was die Vorstellung des Dings an sich, d. h. des erschlossenen Unerschließbaren, des entdeckten Mysteriums der Welt, des hinter dem Vorhang Gelegenen mit sich führt. Auf der anderen Seite sucht er aus dem Rest von Vorstellbarkeit, den er dem Ding an sich lassen mußte, um überhaupt mit diesem imaginären Posten rechnen zu können, — aus diesem Rest sucht er so viel Erkenntnißinhalt herauszuschlagen wie möglich. Diese immer wiederkehrende Unentschiedenheit zwischen immanentem und transscendentem Verhältniß von Erscheinung und Ding an sich giebt dem System sein eigenthümlich schillerndes Aussehen. Der Mann giebt vor, daß er mit der Hand die Schrift der Vorstellung und den Satz vom Grunde zudecke, daß er die Urschrift des Dinges an sich nach ihrer eigenen geheimnißvollen Sprache verstehe und deute, — die Wahrheit ist, daß er, durch die Finger schielend, nur die nebenstehende Uebersetzung mit einiger Verstellung der Worte und Sätze ablieſt.

Denn zuerst, wenn er nun die ganze Welt die „Objectität des Willens" nennt, so kennen wir ja diese schöne Maske bereits aus dem Verhältniß, das er zwischen dem Willen und dem Leibe statuirte. Es ist die verschämte Causalität, und es gilt daher gegen jene Kategorie Alles,

was so oft, was auch von Schopenhauer gegen Kant's Anwendung des nur für Erscheinungen geltenden Causalitätsgesetzes auf die Beziehung dieser zum Ding an sich vorgebracht wird.

Die Maske, es ist wahr, wird etwas unkenntlicher dadurch, daß der Wille sich zunächst unmittelbar oder adäquat objectiviren soll. Er tritt in die Vorstellung; er will sein Vorgestelltwerden, aber er will es nur ganz im Allgemeinen; er spiegelt sich, aber in einem Spiegel, der frei ist von der Strahlenbrechung durch Raum, Zeit und Causalität. Das Bild des Willens in diesem Spiegel soll frei sein von dem Princip der Vielheit, frei von dem Satze des Grundes — es sind die Platonischen Ideen. Die Platonischen Ideen! — und so hätten wir zunächst eine Vielheit ohne das Princip der Vielheit; der Eine und untheilbare Wille hätte sich „adäquat" objectivirt und sich dennoch in eine unendliche Mannichfaltigkeit auseinandergeschlagen. Diese vielen Gattungen und Arten, diese vielen Willensacte des Einen Willens sollen ferner Stufen seiner Objectität, seines Wollens sein. Gesetzt, wir könnten uns dies Wollen, an sich genommen, ohne Causalität denken, so doch die Unterschiedenheit des Wollens nimmermehr ohne Grund. Nicht blos der Vielheit, sondern auch dem Grade nach differenziirt sich der an sich seiende Wille. In ihm selbst liegt das Princip dieser Gradation. Denn nachgewiesen zwar wird der Unterschied seiner Stufen an dem empirischen Charakter der unter jeder derselben befaßten Einzelerscheinungen, aber diese sollen ja nur die Abbilder der Ideen sein, und ursprünglich muß der Unterschied daher die Vorbilder treffen. Ausdrücklich werden die Ideen selbst als stärkere und schwächere, höhere und niedere Objectivationsstufen bezeichnet. Endlich aber, und dies ist entscheidend, während es den Widerspruch zugleich auf die Spitze treibt: diese Gradationen haben einen ganz anderen Werthmesser als den der Verstehbarkeit der Erscheinungen nach dem in der Vorstellungswelt herrschenden Gesetze des Grundes. Bewegungen auf Motive sind nach diesem Gesetze unverständlicher als Bewegungen auf Reize und diese wieder weniger durchsichtig als Bewegungen auf eigentliche Ursachen. Der stärker sich objectivirende Wille ruft die schwerer zu entziffernde Erscheinung hervor. Er selbst mithin, der grundlose Wille, trägt das Maaß, mit dem Maaße den Grund seiner Abstufungen in sich. Einen geistigen Grund. Der Wille, der, auf der höchsten seiner Stufen, den Mechanismus der Vorstellung erzeugt, der Wille, der nun nicht mehr blind, mit unfehlbarer Sicherheit wirkt, sondern sich der vernünftigen Ueberlegung, dem Wirken auf Motive überliefert, dieser Wille traut sich mehr zu. In all' seiner Blindheit, wie wir früher sahen, zweckmäßig wirkend, hat der Wille überdies die Tendenz, sehend zu werden. Er

iſt, ſo ſcheint es, indem er unmittelbar die Ideen, mittelbar die ganze Wirklichkeit ſetzt, nicht blos der Vielheit und der Cauſalität, ſondern auch der Vernunft nicht fremd. Er iſt nicht nur objectiv vernünftig, ſondern er liebt auch die Vernunft, er arbeitet ſich zur bewußten Vernünftigkeit empor; er iſt — darin gipfelt ſich der Widerſpruch — am meiſten Wille da, wo er bewußter Wille, d. h. wo er am wenigſten er ſelbſt, am wenigſten Ding an ſich iſt. — —

Man kann ſagen, daß die ganze Aeſthetik und Ethik Schopenhauer's beſtimmt iſt, dieſen Widerſpruch durch neuen Widerſpruch zu corrigiren. Wenn der Grundgedanke des Syſtems die Nichtigkeit der vom Intellect beleuchteten Welt im Vergleich zu dem an ſich ſeienden Willen iſt, ſo muß behauptet werden, daß der ethiſche Theil des Syſtems richtiger gedacht und durchgeführt iſt als der naturphiloſophiſche. Wenn jener Grundgedanke andererſeits, die Transſcendenz des Dinges an ſich, ein Irrthum iſt, ſo wird eben deshalb die Ethik in ſich ſelbſt noch irriger ſein als die Naturphiloſophie, noch geeigneter, die Haltloſigkeit des Fundaments an den Tag zu bringen.

Verſuchen wir es nämlich einmal auf eigene Hand, von jenem Grundgedanken aus in gerader Linie, in ſtrenger Folgerichtigkeit das Syſtem weiter zu bauen! Das Erfaſſen des Willens als des Anſich der Welt, ſo lautet das Programm. Das höchſte Ziel mithin, welches dieſe Philoſophie dem Individuum ſtellen kann, wird kein anderes ſein können, als: auch praktiſch zu dieſem Anſich durchzudringen. In der weiteſten Entfernung davon befindet es ſich als vorſtellendes, in den Formen des Satzes vom Grunde befangenes, in der Erſcheinung und deren Erkenntniß verſirendes Individuum. Aus dieſer Erkenntniß und dem Handeln nach dieſer Erkenntniß wird es daher zurückkehren müſſen zu einem Zuſtande, der die Nichtigkeit ſolches Verhaltens ausdrücklich bezeugt und darſtellt; ſein Handeln wird nicht den in die Erſcheinung eingegangenen, zur Vorſtellung umgeſchlagenen Willen, ſondern den Willen an ſich bejahen müſſen; das Ziel ſeines Handelns kann nur Nichthandeln ſein. Einmal aber, als menſchliches Individuum, mit Erkenntniß begabt, wird es zu dieſem Ziele nur durch Erkenntniß — durch dieſelbe metaphyſiſche Erkenntniß durchdringen können, vermöge deren auch theoretiſch das Anſich ergriffen wurde. So allein wird die Ethik des Syſtems mit deſſen Metaphyſik zuſammenſtimmen. Das Princip der Metaphyſik war das leere Nichts des nichtswollenden Willens: das höchſte Gut wird eben dies Nichts, vermittelt durch die metaphyſiſche Erkenntniß ſein.

So einfach indeß liegt nur für uns, nicht für Schopenhauer die Sache: er hat auf einem ſchon zum Theil verbauten Platze weiterzubauen.

Ueber dem Verſuche ſeiner Naturphiloſophie, dem Anſich in ſeine Erſcheinung, dem Willen in ſeine Offenbarungen nachzugehen, hat ſich jener Grundgedanke des Syſtems bereits erheblich modificirt. In Folge deſſen iſt der Wille, der „ſich ein Licht angeſteckt hat," als ein höherer oder höchſter dargeſtellt worden, und eben in dem Auftreten der Erkenntniß offenbarte ſich ſeine höhere Vollendungsſtufe. Soll nun jetzt, nach der wieder eintretenden urſprünglichen, nach der umgekehrten Anſichtsweiſe, dieſe Erkenntniß wieder als etwas zu Ueberwindendes, Nichtiges dargethan werden, ſo wird es einer möglichſt unmerklichen Biegung, es wird gewiſſer vermittelnder Vorſtellungen bedürfen. Zwei Hülfsbegriffe, die doch ſcheinen können, ganz auf dem Boden der bisherigen Auseinanderſetzungen gewachſen zu ſein, treten in den Vordergrund: der Begriff des „Willens zum Leben" und der Begriff der „Dienſtbarkeit" des Intellects unter dem Willen. Die erſtere Bezeichnung iſt nichts als eine im Hinblick auf die Ethik vorgenommene Degradation des ſich objectivirenden Willens, und das Recht zu ihr wird daraus entnommen, daß der Wille immer nur ſich ſelbſt in endloſem Streben wolle, daß er immer auf Selbſterhaltung gerichtet ſei. Das Recht zu dem zweiten Begriff von dem dienenden Intellect liegt in den teleologiſchen Vorſtellungen des Syſtems vorbereitet, nur daß der Zweckbeſtimmung jetzt auf einmal die Wendung einer unwürdigen Stellung des Intellects gegeben wird. Wenn der Wille das Primäre, der Intellect das Secundäre iſt — welches richtigere Verhältniß könnte der Letztere einnehmen als das einer dienenden Stellung gegen den Erſteren? Aber der Wille iſt eben jetzt unter dem Namen des „Willens zum Leben" ein Herr geworden, dem zu dienen weder Ehre noch Freude bringt. Alſo Befreiung von dieſer Herrſchaft. Dieſem Gedanken kommt ſofort auf der einen Seite die Lehre von den Ideen, auf der anderen Kant's ſcharfſinnige Analyſe des Geſchmacksurtheils, ſeine Auffaſſung der äſthetiſchen als der unintereſſirten Betrachtung der Dinge entgegen; auch des Spinoza cognitio intuitiva iſt bei der Hand — und ſo füllt ſich die Lieblingsvorſtellung Schopenhauer's, die Vorſtellung von der Genialität mit pſychologiſch-metaphyſiſchem Inhalt. Wunderbarer Weiſe ſehen wir in der Genialität auf einmal den Intellect, durch die Löſung ſeines ſecundären Verhältniſſes zum Willen, eine Würde erlangen, die ihn eigentlich über den Willen erhebt. Das Individuum wird zum „willenloſen Subject der Erkenntniß," d. h. in der That, es reißt ſich los von dem Anſich der Welt, wird zum déserteur de l'ordre général!

Ein doppeltes Spiel, wer ſieht es nicht, wird hier abermals mit dem Willen geſpielt. Zuerſt wird ſeine Willensnatur aufgeboten, um die ganze Welt aus ihm zu erzeugen; dann plötzlich wendet ſich das Blatt;

ſein Charakter als Ding an ſich, ſein hoher Titel in partibus infidelium wird geltend gemacht, um die Welt wieder verſchwinden zu laſſen, um ſie zunächſt in die Ideen, weiterhin in das reine Nichts aufzuheben. Auf der erſten Hälfte des Weges, in der Naturphiloſophie, wird mehr und immer mehr latente Vernunft und endlich frei werdende Vernunft in ihm ſichtbar: auf der zweiten Hälfte des Weges wird er dieſer immanenten Vernünftigkeit und Unterſchiedenheit wieder entleert, bis er zuletzt, in der Ethik, in abſolutes Dunkel zurücktritt. Und ein doppeltes Spiel wird, dem entſprechend, mit der Erkenntniß geſpielt. Erſt wird an ihr die Seite hervorgekehrt, vermöge deren ſie das Princip der nichtigen Erſcheinung iſt, dann die, vermöge deren doch nur ſie das Mittel iſt, um das Anſich zu ergreifen und zu realiſiren.

Nur Ein Schritt noch, und von der Genialität gelangen wir zur Heiligkeit, von der intuitiven äſthetiſchen zu der rein metaphyſiſchen Erkenntniß. In der Ethik hält das Schopenhauer'ſche Syſtem ein letztes Gericht über ſich ſelbſt, von deſſen Verdict keine Appellation mehr möglich iſt. Von dem Willen als dem Anſich ausgehend, conſtatirt es ſelbſt, daß dieſer Begriff ein ſich ſelbſt aufhebender Widerſpruch und die Löſung dieſes Widerſpruchs — das Nichts iſt.

Unter dem Namen der intelligibeln Freiheit zwar ſucht Schopenhauer zunächſt noch dieſes Eingeſtändniß zu bemänteln. Nur in der Erſcheinung ſoll es keine Freiheit geben. Nichtsdeſtoweniger — ſo raiſonnirt er im Anſchluß an Kant — iſt das Gefühl der moraliſchen Verantwortlichkeit der ſichere Anzeiger, daß wir frei ſind. Es bleibt alſo nur übrig, daß wir an ſich, jenſeits der Erſcheinung, in dem Einen Willen der Welt, frei ſind, frei nicht in unſerem Thun (denn hier ſind wir dem Geſetze der Cauſalität und folglich der Nothwendigkeit verfallen), ſondern in unſerem Sein. Operari sequitur esse, und auf dies Esse bezieht ſich jene Verantwortlichkeit.

Es geht — beiläufig — ſchon auf dem Wege zu dieſer Theorie keineswegs ganz correct zu. Hier, wie hin und wieder auch ſonſt, ſpielt unſerem Philoſophen die ſo ſtiefmütterlich von ihm behandelte und gleichſam apanagirte Vernunft einen Streich. Er will beweiſen, daß auch bei gedachten Motiven, nicht blos bei den die Thiere allein leitenden anſchaulichen, von Freiheit keine Rede ſein könne, daß jene wie dieſe zuletzt mit urſächlicher Nothwendigkeit wirken. Nur darin, ſagt er (Grundprobleme, erſte Aufl. S. 37), beſtehe der Unterſchied, daß der Menſch überlegen, d. h. daß er „mittelſt ſeines Denkvermögens die Motive, deren Einfluß auf ſeinen Willen er ſpürt, in beliebiger Ordnung abwechſelnd und wiederholt ſich vergegenwärtigen könne." In beliebiger Ord-

nung — es ist klar, daß damit wenigstens in der Region des Denkens ein wirklich freies Thun, im Widerspruch mit der behaupteten Nothwendigkeit des nachfolgenden Entschlusses, eine Spontaneität der Vernunft gesetzt ist, die mit dem „weiblichen," empfangenden Charakter dieses Vermögens in Uebereinstimmung zu bringen nicht unsere Sache ist.

Dies jedoch bei Seite — auch mit dem Zugeständniß der Realität moralischer Verantwortlichkeit wissen wir die Schopenhauer'sche Freiheitstheorie schlechterdings nicht zu reimen. Verantwortlichkeit schließt den Begriff der Schuld in sich. An etwas Schuld sein heißt: von etwas die Ursache oder doch die Mitursache sein. Sofort zwar sucht Schopenhauer dieser Folgerung durch seine Fassung des Gewissens zu entgehen. Er definirt dasselbe als das immer mehr sich füllende „Protokoll der Thaten;" denn nur durch unsere Thaten, nur durch Erfahrung lernen wir allmählich, mehr und mehr, unser Sein kennen. Schon recht; — nur daß natürlich nicht diese Bekanntschaft als solche, sondern die Billigung oder Mißbilligung, mit der dieselbe begleitet ist, das Gefallen oder Mißfallen, das wir an unserem so uns bekannt gewordenen Charakter haben, das Wesen des Gewissens ausmacht. Gefallen oder Mißfallen setzt einen Maaßstab voraus, an dem wir unseren Charakter messen. Woher kömmt uns dieser Maaßstab? Wir fühlen, daß wir sind oder nicht sind — wie wir sein könnten oder sollten. Könnten, sollten. Dies setzt eine Herrschaft über unser Sein, Herrschaft setzt Vermögen, Vermögen setzt Ursächlichkeit voraus, und immer also — das Gefühl der Verantwortlichkeit zugegeben — wird in unseren intelligibeln Charakter eine Freiheit hineingetragen, die nicht, wie Schopenhauer will, über alles Grundsein hinaus ist, sondern selbst ursächlich wirkt. Wenn sich die moralische Verantwortlichkeit nicht darauf bezieht, daß wir die freie Ursache unserer empirischen Thaten sind, so darauf, daß wir die Thäter, d. h. die freie Ursache unseres So- oder Soseins sind: dem operari sequitur esse schiebt sich ein esse sequitur operari vor. Nicht der Eine Wille und dessen Grundlosigkeit ist im Stande, diesen Knoten zu lösen; ist einzig in diesem unser Sein und unsere Freiheit, so liegen in der That, wie Herbart in seiner Recension der „Welt als Wille und Vorstellung" sich ausdrückt, „alle Individuen an einer und derselben Kette." Nur Zweierlei kann hier helfen. Entweder die Wurzeln der Individualität und folglich auch der Freiheit reichen tiefer in das Ansich hinab — und davon, daß Schopenhauer immer wieder auf diesen Gedanken hingetrieben wurde, liegen Andeutungen bei ihm selbst, so wie mehrfache Versicherungen seiner Freunde vor. Oder aber — und so offenbar forderte es die Consequenz des Systems — auch die moralische Verantwortlichkeit mußte geleug-

net, sie mußte, als beruhend auf dem Satze vom Grunde, ganz in das Bereich der Erscheinung gewiesen und in letzter Instanz für einen bloßen Trug der Maja erklärt werden. Es gereicht dem Denker Schopenhauer nicht zur Ehre, daß er zu dieser Consequenz nicht vorgedrungen. Wie weit er aber davon entfernt war, zeigt das Geschwätz (I. 355 ff.), mit dem er die aus seinem Determinismus sich ergebenden praktischen Folgerungen abzulenken sich angelegen sein läßt — ein Geschwätz, das nur insofern interessant ist, weil ihm dabei abermals die Vernunft mit ihrem Charakter der Besonnenheit gut genug ist, zwischen der Freiheit, die er im wirklichen Leben doch nicht gänzlich missen mag, und der Unfreiheit, auf die seine metaphysische Freiheit hinausläuft, eine Brücke zu schlagen.

Das genaue Gegenstück nun aber dieses Freiheitsbegriffs ist der die Schopenhauer'sche Ethik abschließende Begriff der Heiligkeit: — ein nur offeneres Eingeständniß von der Leere und Nichtigkeit des Gedankens des Dinges an sich, sobald Ernst mit demselben gemacht wird. Wir befinden uns damit, wie schon gesagt, in der Fortsetzungslinie der Aesthetik. Das Bild des sich objectivirenden Willens, des Willens zum Leben, den die Naturphilosophie mit Theilnahme in seine Bewährungen hinein verfolgte, wird immer mehr grau in grau gemalt. Als es galt, den Beweis für die durchgehende Zweckmäßigkeit der Natur zu führen, da spielte der Gedanke einer in dem Einen Willen prästabilirten Harmonie, eines Sichentgegenkommens aller Erscheinungen des Willens eine Hauptrolle. Jetzt wird der entgegengesetzte Gedanke, der freilich auch in der Naturphilosophie schon aufgetretene Gedanke eines Kampfes aller Willenserscheinungen gegen einander in den Vordergrund gestellt. Nun ist Leben, das menschliche Leben vor Allem, nichts als Leiden. Nun wird der mit jener teleologischen Anschauung scheinbar unzertrennlich verbundene Optimismus für eine „ruchlose" Ansicht erklärt und statt dessen der crasseste Pessimismus proclamirt. Das bewußte Bejahen des Lebens wird sophistisch mit Bejahung des Leibes nach dessen fleischlichster Seite, die Erscheinung nicht blos mit Schein, sondern mit Schmerz und Sünde, das Princip der Individuation mit dem Princip des Egoismus gleichgesetzt. Der so nahe liegende Gedanke, daß alle Disharmonie des Einzelwillens im positiven Wollen, das ist im Bejahen des ganzen, einen großen Organismus bildenden Willens zum Leben sich lösen möge, bleibt geflissentlich in der Ferne stehen. Nur die Vernunft könnte ja hier vermitteln, — und diese leider, was auch gelegentlich zum Lobe des Stoicismus und der praktischen Vernünftigkeit gesagt werde, liegt ja auf dem Gebiete der Erscheinung und des Satzes vom Grunde. Was aber liegt denn nicht auf diesem Gebiete, und wie mithin ist es möglich, im Leben über das Leben hinauszukom-

men? Einzig und allein durch jene „höhere Erkenntniß“ ist es möglich, die das principium individuationis durchschaut! Sie wenigstens ist, wenn anders das ganze System auch nur formell zu Stande kommen soll, der unentbehrliche Standpunkt, die elastische Stelle, von der aus man sich in das Ansich hinüberschwingen kann. In das Ansich? Nicht doch! Vergebens erwarten wir, daß am Schlusse des Systems als das Wort für die Lösung aller Lebenswidersprüche und Lebensschmerzen der Ausdruck: „Bejahung des Willens an sich“ eintreten werde. Die Verneinung des Lebenswillens ist vielmehr Verneinung des Willens überhaupt; Verneinung ist das letzte Wort der Schopenhauer'schen Ethik; das Ansich ist eingestandenermaaßen das Nichts, und wenn nun doch noch das durch die metaphysische Erkenntniß vermittelte Ergreifen dieses Nichts als ein Act der intelligiblen Freiheit bezeichnet wird, so geht diesem Satze unmittelbar die andere Behauptung, wir wollen richtiger sagen, das Eingeständniß zur Seite, daß das Eintreten dieser Freiheit in die Erscheinung ein thatsächlicher Widerspruch sei.

So endet dieses System mit erklärtem Nihilismus und Widerspruch. Es lohnt kaum, noch darauf aufmerksam zu machen, wie dieselbe Hohlheit und Selbstauflösung in dem Begriffe des von Schopenhauer als Fundament der Moral gelehrten universellen Mitleids zu Tage kömmt, oder darauf, wie in dem schlau geprägten Ausdruck: „Quietiv des Willens — dem Zwillingsbruder der „Objectität des Willens“ — nur wieder der grelle Conflict von Erscheinung und Ding an sich, von Grund und Grundlosigkeit, von ursächlicher Motivirung und nicht ursächlicher, transscendenter Freiheit versteckt werden soll. Mit Einem Wort, wir sind, je länger je mehr, in ein Gewirr von Widersprüchen, von sich gegenseitig verklagenden, vexirenden und aufreibenden Gedanken verstrickt. In der That, nur durch den Willen unseres Philosophen, durch einen völlig raisonlosen Willen besteht sein System, und es war kein übler Rath, den ihm Herbart ertheilte, durch die Verneinung dieses Willens selber einige Schritte auf dem Wege zur „Heiligkeit“ zu machen. Die Selbsterkenntniß des Willens endet in dem Selbstmorde des Willens. Unsere Kritik dieses Gedankengebäudes hat so wenig wie möglich die Hebel von Außen angesetzt; durch seine eigenen Voraussetzungen hat es sich aus den Fugen gehoben, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß dabei kein Stein auf dem andern geblieben ist.

4.

Wie war es möglich, einem so guten Kopfe möglich, eine dergestalt sich selbst widerlegende Lehre nicht blos aufzustellen, sondern ein langes Leben hindurch festzuhalten?

Wir mögen wollen oder nicht, — dieſe Frage wird uns früher oder ſpäter von dem fertigen Syſtem auf deſſen Entſtehungsgeſchichte und eben damit von dem Werke auf den Urheber, auf das Leben und die Perſönlichkeit unſeres Philoſophen zurückweiſen. Und dennoch, wir möchten dieſen Schritt ſchlechterdings nicht eher thun, ehe wir nicht die ganze Textur und den Charakter dieſer Philoſophie von jedem weſentlichen, in ihr ſelbſt liegenden Standpunkt aus überſchaut haben. Nur hin und wieder, nur im Vorbeigehen haben wir bisher das Verhältniß des Schopenhauer'ſchen zu anderen philoſophiſchen Syſtemen berührt. Unter dieſen Beziehungen nach Außen iſt jedoch eine dem Syſtem ſo weſentlich, daß ſie zur Aufklärung von deſſen innerer Verfaſſung geradezu unumgänglich iſt. Denn wohl rühmt Schopenhauer, daß ſein Syſtem nicht wie die Syſteme Anderer aus dem „Umwenden von Begriffen fremder Philoſophien," nicht, wie z. B. das Fichte'ſche, aus der Lectüre der Kant'ſchen Kritik der Vernunft, ſondern aus der Anſchauung der wirklichen Welt hervorgegangen ſei, allein er hat doch andererſeits gerade ſeiner Abhängigkeit von, ſeiner Verwandtſchaft mit Kant keinerlei Hehl. Aehnlich wie Fichte behauptet auch er, nur Kant zu Ende gedacht, Kant's Sache durchgeführt zu haben. Er erklärt die Bekanntſchaft mit den Hauptſchriften des großen philoſophiſchen Reformators für die unerläßliche Vorbedingung zum Verſtändniß ſeiner eigenen Lehre. Alle anderen Denker, ſei es, daß er ſich mit ihnen begegnet, ſei es, daß er ſie kreuzt, fertigt er mit gelegentlichen Bemerkungen ab: den einzigen Kant kritiſirt er, und dieſe Kritik wird zu einem integrirenden Beſtandtheil, ſie tritt als ein beſonderer, ergänzender Anhang zu der Darſtellung des eigenen Lehrgebäudes auf.

Wie demnach ſteht Schopenhauer zu Kant? Worin beſteht der entſcheidende Fortſchritt über, worin der principielle Unterſchied von Kant?

Er beſteht nicht darin, daß jener die Kant'ſche Lehre von der ſubjectiven Bedingtheit des Ganzen der Erfahrung auf den ſcharfen Ausdruck bringt: die ganze Welt iſt Vorſtellung; denn der reine Kantianismus, wie er am unverhülltеſten in der erſten Auflage der Kritik der reinen Vernunft ſich darſtellt, wird ſich mit dieſem Ausdruck einverſtanden erklären müſſen. Weiter auch nicht darin, daß Schopenhauer die vielen Stammbegriffe des Verſtandes, durch die nach Kant die Erſcheinungen geſetzmäßig verknüpft und alſo objectiv werden, auf den einen Begriff der Cauſalität zurückführt; denn nicht nur, daß auch bei Kant ſchon dieſe vor allen anderen Kategorien hervortritt: dieſe ganze Vereinfachung wird ſich uns ſpäter als eine bloße Folge anderer, viel einſchneidenderer Abweichungen ergeben. Der Punkt vielmehr, in welchem alle dieſe Abweichungen zuletzt zuſammen laufen, beſteht in der Wendung, welche Schopen-

hauer der Lehre von dem Gegensatze von Erscheinung und Ding an sich gab. Auf diese Wendung allein bezieht es sich, wenn er die Hoffnung ausdrückt, daß man einst sagen werde, er habe das Räthsel gelöst, welches Kant aufgegeben habe. Er lasse, so formulirt Schopenhauer selbst (II. 204) das Wesentliche seines Verhältnisses zu dem großen Vorgänger, er lasse ganz und gar dessen Lehre bestehen, daß die Welt der Erfahrung bloße Erscheinung sei, aber er füge hinzu, daß sie gerade als Erscheinung die Manifestation desjenigen sei, was erscheint; mit Kant nenne er dies das Ding an sich, und Wesen und Charakter desselben müsse mithin aus der Erfahrungswelt, und zwar aus dem Stoff, nicht aus der bloßen Form der Erfahrung herauszudeuten sein. Als den „eigenthümlichsten und wichtigsten Schritt seiner Philosophie" bezeichnet er ganz übereinstimmend damit an einer späteren Stelle den von Kant als unmöglich aufgegebenen Uebergang von der Erscheinung zum Dinge an sich, und als das Neue seiner Philosophie die Lehre, daß dieses Ding an sich eben Willen sei.

Mehr jedoch. Schopenhauer sagt uns ferner auch, daß und wodurch ihm Kant zu dieser Entdeckung den Weg gewiesen. Kant's Erklärung des Problems von dem Zusammenbestehen der Freiheit und der Nothwendigkeit — die „größte aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns" — diese Lehre macht er als den Punkt namhaft, wo seine eigene Philosophie aus der Kant'schen, „als aus ihrem Stamme hervorgehe."

Es ist vorzugsweise und zuerst in dem Abschnitt über die Antinomien, wo der Verfasser der Vernunftkritik diese Lehre entwickelt. Bei der leblosen oder blos thierisch belebten Natur, so setzt er auseinander, finden wir keinen Grund, irgend ein Vermögen uns anders als blos sinnlich bedingt zu denken. Aber anders bei'm Menschen. Der Mensch, der die ganze Natur sonst lediglich nur durch Sinne kennt, erkennt sich selbst auch durch bloßes Insichblicken — durch Apperception sagt Kant — und zwar in Handlungen und inneren Bestimmungen, die er gar nicht zum Eindruck der Sinne zählen kann; einestheils ist zwar auch der Mensch sich selbst eine Erscheinung unter Erscheinungen, ein Sinnenwesen, ein Phänomenon, anderntheils aber, nämlich in Ansehung gewisser Vermögen, ein blos intelligibler Gegenstand, ein Noumenon. Diese Vermögen sind der Verstand und vor Allem die über alles Empirische hinausstrebende Vernunft. Daß diese Vernunft nun irgendwie Causalität habe, daß — fügt der vorsichtige Mann hinzu — „wenigstens wir uns eine dergleichen an ihr vorstellen," ist aus der Stimme der Pflicht, aus dem moralischen Gesetz, dem unbedingten Soll der Vernunft klar. Innerhalb des Naturgebietes nämlich hat das Sollen ganz und gar keine Bedeutung; Sollen bezeichnet eine mögliche Handlung, davon der Grund nichts Anderes als ein Begriff ist,

während von einer bloßen Naturhandlung der Grund jederzeit eine Erscheinung sein muß. Zum Wollen überhaupt werden mich die mannichfaltigsten Naturgründe antreiben, wie denn auch der Erfolg meines Wollens, die Handlung als solche durchaus der Herrschaft von Naturbedingungen anheimfällt: aber jenem mannichfach bedingten Wollen setzt allererst die Vernunft mit dem von ihr ausgesprochenen Sollen „Maaß und Ziel, ja Verbot und Ansehen entgegen." Ist es aber so, so werden wir an jedem Menschen einen zwiefachen Charakter unterscheiden müssen, einen empirischen, der ihm als Sinnenwesen, einen intelligiblen, der ihm als Ding an sich zukömmt. Das Wirken der Vernunft, sofern es in die Erscheinungswelt hinübergreift, wird an das Naturgesetz von Ursach und Wirkung, an deren zeitliche Folge und unbeendliche Kette gebunden sein: die menschlichen Handlungen werden, sofern wir sie ihrem Ursprung nach erklären wollen, auf ein empirisches Causalitätsgesetz, einen empirischen Charakter zurückgeführt werden müssen, aus dem sie mit Nothwendigkeit abfließen. Diesem empirischen Charakter jedoch liegt ein intelligibler zu Grunde. Nur das sinnliche Schema des Letzteren ist der Erstere. Etwas Anderes ist es, die menschlichen Handlungen nach ihrem Ursprung erklären, etwas Anderes, sich selbst bewußt werden, wie wir sie erzeugen und sie demgemäß mit der Vernunft in praktischer Absicht vergleichen. Thun wir das Letztere, so finden wir — eben in uns selbst — eine ganz andere Regel und Ordnung als die Naturordnung ist; die reine Vernunft ist über die Zeitform und die Bedingungen der Zeitfolge hinaus, ihre Causalität muß als Freiheit, d. h. als ein positives Vermögen absoluten, zeitlosen Anfangens vorgestellt werden.

Ueber den Sinn so wenig wie über die Motive dieser Kant'schen Lehre kann, zumal wenn man die betreffenden Ausführungen in der Kritik der praktischen Vernunft gegenwärtig hat, der mindeste Zweifel obwalten. Zur Rettung der menschlichen Freiheit, im moralischen Interesse und aus moralischen Erwägungen heraus ist sie aufgestellt. Vom Begriff der sittlichen Verantwortlichkeit kömmt Kant auf den Begriff der sittlichen Freiheit. Vor dem Forum der Vernunft werden wir jener Verantwortlichkeit inne: eben in der Vernunft muß eine Causalität durch Freiheit wurzeln. Nur formell ist der Ausgangspunkt seiner Deductionen die allgemeine Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich: der wahre Sachverhalt ist, daß er diese Unterscheidung nur benutzt, um für die menschliche Freiheit einen Platz ausfindig zu machen. Mehr als das. Wenn Kant nur an dieser Stelle oder doch nur im praktischen Theil seines Systems von jener sonst so problematischen und vexatorischen Unterscheidung eine ernstliche Anwendung macht, indem er sie auf den Menschen überträgt, so erschöpft

sich im Grunde auch die Bedeutung derselben in dieser Einen Anwendung. Das Ding an sich, wie und bei welchen Gelegenheiten er auch sonst davon rede, bekömmt einen realen Werth und tritt positiv in Geltung einzig und allein in praktischer Absicht. Nur in der Vernunft, in unserer Vernunft manifestirt sich das Ding an sich. Nur als praktische Freiheit, als Freiheit vernünftiger Wesen bricht es leuchtend durch. Nur wollend, und zwar im vernunftbeherrschten, sittlichen Wollen überzeugen wir uns von seiner Realität.

Gern gewiß bewundern wir mit Schopenhauer den Tiefsinn dieser Kant'schen Lehre, aber wir würden dieser Bewunderung uns unwürdig zeigen, wenn wir sie nicht mit Respect vor der scheidenden Gewissenhaftigkeit, vor der Sorgfalt und Genauigkeit des unvergleichlichen Mannes verbänden.

In zwei Punkten knüpft Schopenhauer an Kant an, um in beiden unkritisch über ihn hinauszugehen. Auch er geht von der Apperception unserer selbst aus und auch er wendet sich dabei zu der praktischen Seite unseres Wesens hinüber. Der Satz, den er als einen Zusatz zu der Kant'schen Lehre bezeichnet, daß „wir nicht blos das erkennende Subject sind, sondern andrerseits auch selbst zu den erkennenden Wesen gehören, selbst das Ding an sich sind," dieser Satz könnte noch als ein Kant'scher erscheinen, außer sofern er bereits auf ein theoretisches Ergründen des Dings an sich lossteuert. Die ganze Differenz jedoch tritt im weiteren Fortgange hervor. Wir finden uns im vernünftigen und freien Willen als Ding an sich, so sagt Kant: wir finden uns im Willen als Ding an sich, so sagt Schopenhauer. Dort Vernunft und Freiheit, ein verantwortungsvolles Vermögen der Selbstbestimmung, hier der vernunftlose, blinde Wille, jene Nominalfreiheit, die nur Freiheit vom Satze des Grundes ist: — es ist eine gründliche Verschiebung, ja, eine völlige Verkehrung der Kant'schen Anschauung. Nur in dieser Verkehrung freilich konnte sie unser Kantianer zu jener kühnen Folgerung verwerthen, deren er sich als eines ferneren Schrittes über die Entdeckung des Meisters hinaus rühmt, — zu der Uebertragung dessen, „was Kant von der Erscheinung des Menschen und seines Thuns lehrt, auf alle Erscheinungen in der Natur." Ausdrücklich, wohlgemerkt, spricht Schopenhauer von einer Erweiterung, einer Ausdehnung der Kant'schen Lehre, und wir haben uns früher die Leichtfertigkeiten klar gemacht, die dabei die Stelle des Beweises vertreten. Wollte man versuchen, das Recht dazu in Kant's Lehre selbst aufzudecken, so könnte ein solches höchstens auf denjenigen Seiten der Kritik der reinen Vernunft gefunden werden, wo Kant zunächst das Problem der Vereinbarkeit von Freiheit und Naturnothwendigkeit „im

Allgemeinen und ganz abstract" vorträgt. Demgemäß behauptet z. B. Kuno Fischer wirklich, daß die Lehre von dem zwiefachen Charakter schon in Kants Sinne „als kosmologisches Problem von allen Erscheinungen gelte." Als Problem immerhin, — aber mit nichten die Lösung des Problems. Auf's Bestimmteste beschränkt Kant die intelligible Freiheit auf den Menschen oder doch auf die „vernünftigen Wesen;" er exponirt in concreto das Problem einzig und allein in Beziehung auf den Menschen; er gründet seine Lösung ganz und gar auf die Entdeckung, daß wir in uns das Vermögen selbstthätiger Vernunft, absoluter Spontaneität haben. Kant geht keinen Schritt über das hinaus, was er eben im Bewußtsein des vernünftigen Wesens von sich selbst findet: Schopenhauer verfälscht zunächst diesen Fund und er dehnt zweitens das Gefundene auch dahin aus, wo es eben nicht gefunden werden, wo nur die Phantasie es hineinlegen kann.

Zwar — diese unkritische Erweiterung wird vielleicht durch etwas Anderes gut gemacht. Kant nämlich, indem er seine Lehre vom intelligiblen Charakter aufstellt, leiht ja dem Ding an sich Causalität, und Causalität hat doch nur Anwendung im Gebiete der Erscheinung. Es ist bekannt, wie oft und wie früh dieser Einwand gegen Kant erhoben worden ist, nicht blos in Beziehung auf diese, sondern auch auf die andere Lehre, daß das Ding an sich, als Substrat der Empfindung, der Sinnlichkeit den Anstoß gebe und also doch unleugbar die „Ursache" werde, die Dinge in Raum und Zeit zu fassen. Auch Schopenhauer erhebt den Einwand, und wiederholt rühmt er sich, daß derselbe, in Folge der von ihm gründlich vollzogenen Trennung von Wille und Vorstellung, auf seine Lehre keine Anwendung erleide.

Die Wahrheit ist: der Einwand trifft Kant, zumal in Beziehung auf dessen Freiheitslehre, um Vieles weniger als Schopenhauer.

Er trifft Kant gerade deshalb nicht, weil dieser, indem er der Vernunft eine intelligible Ursächlichkeit zuschreibt, nicht etwa das Ding an sich überhaupt, sondern nur einen Punkt der übersinnlichen Welt erkannt haben will. Oder nein! auch dieser Punkt soll nicht sowohl erkannt, sondern es soll nur ein, eingeständlich unzureichender und nach bloßer Analogie gültiger Ausdruck für dasjenige gewonnen sein, dessen wir uns im Handeln nach dem Sittengesetze mit einer anderen zwar, aber nicht minder zwingenden Gewalt bewußt werden als diejenige ist, die unser Verstandeserkennen begleitet. Ganz gewiß ist diese Unterscheidung eines Erkennens schlechtweg und eines Erkennens in praktischer Absicht zu subtil und, genauer besehen, nicht stichhaltig: allein immerhin bleibt der reale Sinn jener „intelligiblen Causalität" beständig unter der Controlle unseres moralischen Bewußtseins, während die Grundlosigkeit des menschlichen

Willens, welche Schopenhauer lehrt und das angeblich in allen Dingen der Natur sich objectivirende universelle Wollen schlechterdings jeder Controlle sich entzieht. Gerade Schopenhauer, indem er die Natur aus diesem Wollen heraus deuten will, macht das Ding an sich thatsächlich, wenn auch pseudonym, causal. Von allen solchen Deutungsversuchen fern, constatirt Kant im Grunde einzig die Thatsache, daß das vernünftige Wesen seinen Charakter sich selbst verschafft, daß die Vernunft, laut unbestreitbaren Selbstzeugnisses, ein Vermögen des von selbst Anfangens besitzt. Von dem Schopenhauer'schen Naturwillen kann eben nur dieselbe Phantasie, die ihn geschaffen, die Causalität im gewöhnlichen Sinne des Wortes fern halten: von dem Willen, der der unsrige und mit der Vernunft identisch ist, haben wir, vor aller Anwendung der Kategorie der Causalität die Gewißheit, daß er eine der Causalität analoge Macht ist.

Ewig, es ist wahr, wird der Geist Kant's mit seinem Buchstaben im Streite liegen, aber derjenige, sicher, ist nicht der Erbe seines Geistes, der aus dem höchstgelegenen Punkte der Kant'schen Philosophie Vernunft und Freiheit entfernt, um danach denselben zu vermeintlich tieferen theoretischen Aufschlüssen über das verborgene Innere der Welt zu benutzen. Nicht Schopenhauer, sondern Kant hat scharf und gründlich die Grenzen zwischen dem Theoretischen und dem Praktischen gezogen, und wenn freilich dieser Scheidung gegenüber die Forderung der Wiedervereinigung bestehen bleibt, so liegen doch auch dazu schon bei Kant die Keime bereit. Zur Wiedervereinigung, aber nicht zur Verwirrung. Kant's praktische Philosophie und insbesondere seine Lehre von der intelligiblen Freiheit ist allerdings der Ort, von dem aus man sich über den innersten Sinn und die Tragweite seiner ganzen Philosophie zu orientiren hat. Dann jedoch wird man inne, daß diese Philosophie, weit entfernt, ein Spielen mit dem Begriff Willen zu begünstigen, vielmehr durch und durch eine Philosophie der Freiheit ist und daß in der von selbst anfangenden Vernunft der Geist sich nur in eminenter Weise als das bewährt, was er eigentlich immer und überall ist — was er auch da ist, wo er durch Zeit und Raum und durch die aprioriſchen Verstandesformen sich theoretisch in den Besitz der Welt setzt. Von diesem Gesichtspunkt aus, bei einem Gange durch die Kant'sche Philosophie, der, in umgekehrter Richtung als der von Kant selbst eingeschlagenen, von dem Ethischen aus zur Beleuchtung des Erkenntnißgebietes führte, würde unter Anderem auch der Schein einer unrechtmäßigen Anwendung des Causalitätsbegriffs auf den „intelligiblen Charakter" vollends sich auflösen. Man weiß, und es ist im Früheren auch von uns schon andeutend zur Sprache gebracht, wie nahe Fichte einer solchen Umbildung der Kant'schen Philosophie kam, wenn er jenes

Soll der Vernunft, das für Kant nur ein Punkt des noumenischen Gebiets war, für das ganze, für das einzig Ansichseiende in allen Erscheinungen erklärte. Wie viel besser verstand doch der Verfasser der Wissenschaftslehre den Meister als der Verfasser der Welt als Wille und Vorstellung! Von dem ethischen Höhepunkte des Kriticismus wendet sich jener zu einer ganz und gar praktischen, dieser zu einer phantastischen Deutung der Welt, wird jener vom Philosophen zum Redner, dieser zum Poeten. Um Alles zu sagen: die Schopenhauer'sche Auslegung und Fortbildung der „tiefsinnigsten aller Kant'schen Lehren" schließt eine Vernichtung ihrer kritischen Grundlage, eine Entwerthung ihrer ethischen Bedeutung, eine Depotenzirung von Freiheit und Vernunft in sich.

Im engsten Zusammenhang damit steht nun aber der wunderliche Versuch Schopenhauer's, den transscendentalen Idealismus der deutschen Philosophie mit dem englisch-französischen Empirismus, Kant mit Locke und Cabanis in ein Verhältniß ergänzender Gegenseitigkeit zu bringen. Es ist der pikanteste, es ist einer der aufklärendsten und am meisten charakteristischen Züge an der Physiognomie dieser abenteuerlichen Weltanschauung.

Es sei nämlich, so müssen wir sehr bald hören, eine Einseitigkeit der Kant'schen Philosophie, daß dieselbe den „naturhistorischen Gesichtspunkt für den Intellect gänzlich ignorirt habe." Die ganze Welt ist etwas lediglich Ideelles, sie existirt blos als Vorstellung — so lehrt die Transscendentalphilosophie. Die Vorstellung — so hinwiederum lehrt die naturalistische, die physiologische Theorie der Franzosen — ist nichts weiter als die Function eines Eingeweides, jener Breimasse, die man das Gehirn nennt. Beide Ansichten, sagt Schopenhauer, haben Recht; es handelt sich nur darum, jede in die andere hinein fortzusetzen. Stellen wir uns auf den Standpunkt, welcher die Welt als eine objectiv gegebene nimmt, so sehen wir, wie die Natur, in ihren Bildungen sich höher und höher steigernd, am Ende den thierischen, den menschlichen Organismus, und, als eine „Efflorescenz" desselben, das Gehirn erzeugt. Durch die Functionirung des Gehirns sofort ist die objective Welt, ist sowohl das Bewußtsein anderer Dinge wie das Selbstbewußtsein bedingt; nur durch das Gehirn selbst mithin — ist der Leib des Individuums als reales Object und mit diesem das Gehirn gesetzt!

Naiver sind wohl niemals zwei sich gegenseitig aufhebende Ansichten „versöhnt," das will sagen aneinandergeschweißt worden. Die Lehre von der Welt als Vorstellung schließt jede ursächliche Erklärung, die hinter die Vorstellung zurückginge, aus: nichtsdestoweniger wird uns hier ausdrücklich eine Einsicht in die von Kant unbeachtete „Genesis" des Bewußt-

seins angeboten. Der Sinn von Kant's transscendentaler Aesthetik und Analytik ist der, daß die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung *vor* der Erfahrung nachgewiesen werden: nichtsdestoweniger werden diese Bedingungen hier, in einem handgreiflichen Cirkel, rückwärts wieder in der *durch sie bedingten* Erfahrung aufgesucht. Es ist im zweiten Bande der Parerga, daß Schopenhauer dieses Beginnen durch die Bemerkung zu rechtfertigen sucht, daß ein voraussetzungsloses Verfahren in der Philosophie, wie überall, unmöglich sei und daß es sich daher allemal darum handle, ein solches einstweilen als gegeben Genommenes nachträglich wieder zu compensiren. Eine an sich gewiß richtige Bemerkung, — und so rechtfertigt sich in der That die relative „Willkürlichkeit" des Kant'schen Ausgangspunktes durch den nachträglichen Beweis, daß die Erfahrung durch die Data der Erfahrung eben *nicht* erklärt werden könne. Behauptungen dagegen, von denen die eine die andere aufhebt, leisten einander den Dienst gegenseitiger Rechtfertigung nur insofern, als sie sich gefallen lassen, nach wie vor *absolute* Willkürlichkeiten zu sein. Schopenhauer hat die Wahl, seinen zwiefachen Standpunkt für eine zwiefache absolute Willkürlichkeit oder seinen Wechselbeweis für ein classisches Muster eines circulus vitiosus angesprochen zu sehen.

Es müßte denn sein, daß *ein* Umstand ihn rettete, — der Umstand, daß er ja der rein naturalistischen Erklärung eine wieder ideologische unterschiebt, daß er die transscendentale und die physiologische durch die ihm ganz eigene metaphysische in einander überführt. Ein Schein, der doch unmittelbar in nichts zerrinnt. Denn es sei so; in letzter Instanz soll nicht das Gehirn, sondern der *Wille* die Vorstellung erzeugen. Wie erzeugt er sie denn? Er erzeugt sie nur in sofern — wir berufen uns vorzugsweise auf Bd. II. S. 310 — sofern er zunächst Vielheit und Individuation erzeugt hat; denn nur an der Individuation hängt das Bedürfniß der Erkenntniß; zur Befriedigung dieses Bedürfnisses schafft der Wille das Gehirn mit der demselben eigenthümlichen Function. Das Erkennen also soll durch die Individuation nothwendig werden: aber die Individuation wieder wird erst möglich durch Zeit und Raum, also durch die Formen des Erkennens! Wir sind in einen anderen, keineswegs in einen verständlicheren Cirkel hineingeworfen. Denn nicht der Wille, sondern, genau genommen, der Intellect erzeugt nach dieser Darstellung den Intellect. Wenn aber ja der Wille, so doch nur durch das Zwischenglied der rein physiologischen Erklärung, in welcher Rücksicht Schopenhauer ganz richtig sagt, daß der Intellect nicht eigentlich das Secundäre, sondern ein Tertiäres zum Willen sei. Wir müssen ohne Einrede schon zugegeben haben, daß alles Bilden und Treiben der Natur einfach identisch ist mit

Willen, um uns deduciren zu lassen, daß der Wille sich zum Werkzeug seiner Zwecke den Intellect schaffe. Und nur scheinbar also ruft Schopenhauer die Physik wegen ihrer Ansprüche auf absolutes Erklären zur Ordnung, denn in Wahrheit macht er den Willen nur dadurch zu einem Erklärenden, daß er ihn zu etwas rein Physikalischem macht. Nicht zum ersten Mal, aber hier vielleicht am deutlichsten erkennen wir, daß der eigentliche Kern seiner Willensmetaphysik nichts Anderes als Naturalismus ist. Er weiß sich mit dieser Metaphysik, die ganz seine Erfindung ist, mehr als mit der von Kant herübergenommenen Lehre, daß die Welt Vorstellung ist; das will sagen: er ist mehr Naturalist als Idealist. Wie wir oben sahen, daß er die ethische Tiefe der Kant'schen Philosophie zuschüttet, so sehen wir jetzt, daß er auch den Sinn und Werth des Transscendentalen, trotz der scharf zugespitzten Formulirung desselben, vernichtet.

Was Wunder, wenn die ganze Erkenntnißlehre des Mannes von diesem unechten, naturalistischen Idealismus die Spuren trägt? Auch Kant zwar weiß, daß er den Sensualismus Locke's nur widerlegt, indem er den Subjectivismus desselben in gewissem Sinne weiterführt. Unserem Kantianer dagegen, in dessen Kritik der Vernunft überall statt „Erkenntnißvermögen" die Variante „das Gehirn," wenigstens am Rande steht, erscheint Kant einfach und in jeder Beziehung als Fortsetzer Locke's: dieser hat die Kritik der Sinnesfunctionen, jener überdies die schwierigere der Gehirnfunctionen geliefert, jener den Antheil, den die Sinnesnerven an der Erscheinung haben, dieser überdies den des Gehirns von dem Ding an sich abgezogen. Er selbst, Schopenhauer, hat die Gedanken beider Denker abschließend summirt, und wie er diese Beiden auf Ein Niveau stellt, so kann er seine eigene Lehre, die Welt ist Vorstellung, gleichwerthig finden mit dem Berkeley'schen Pseudoidealismus, mit der bloßen Verinwendigung der Dinge. Die Consequenzen einer solchen Anschauung können nicht ausbleiben. Abwechselnd tritt er bald auf den Locke'schen, bald auf den Kant'schen Standpunkt. Ganz nach der Theorie des Sensualismus stellt er (Ueber die vierfache Wurzel, 2. Aufl. S. 57) den Anfang des Erkenntnißprocesses zunächst so dar, daß die Dinge einen Eindruck auf unsere Sinnesorgane hervorbringen. Aus der Empfindung schafft dann der Verstand mittelst Zeit, Raum und Causalität ein anschauliches Object, und nun wieder ist es das so gemachte Object, welches das Machen des Objects ermöglicht. Wie Fichte diesem Cirkel entging, indem er ihn auf den Punkt des in und auf sich selbst wirkenden Ich zusammenzog, ist bekannt. Aber nicht so Schopenhauer. Er sucht ihn nur abermals durch die Citation seines metaphysischen Geistes, des Willens zu durchbrechen — nur schade,

daß sich derselbe auch hier alsbald als ein sehr körperlicher Geist, als das Qualitative an allem Sein, als ein bloßer Name für das Physikalische verräth. Wie aber am Anfang, so am Ende des Erkenntnißprocesses, in der Lehre von der Vernunft und den Begriffen. Es wird Mehreren so ergehen wie Herbart. Wenn Schopenhauer schon in der Kant'schen Aesthetik und Analytik eine „heillose Vermischung von Denken und Anschauung" findet, von der dann alle seine Fehler nur die Folge seien, so wird man diesen Vorwurf zunächst nicht verstehen. Denn wie sorglos auch Kant im Gebrauche des Wortes Anschauung ist — seine Meinung ist sehr deutlich die, daß die wirkliche Anschauung eines Gegenstandes das Resultat des Zusammenwirkens von Empfindung, den Formen reiner Sinnlichkeit und den Kategorien des Verstandes ist, und diese Meinung differirt im Ganzen und Großen keineswegs von der Meinung Schopenhauer's, der ja auch seinerseits die Anschauung nur durch Mitwirkung des Verstandes zu Stande kommen läßt und demgemäß ausdrücklich ihre Intellectualität behauptet. Der Sinn des Vorwurfs wird erst deutlich, wenn man zu dem Capitel von der Vernunft fortgeht. Sofort nämlich behandelt Schopenhauer die zunächst transscendental von ihm erklärte Anschauung wie als ob sie nicht sowohl ein Apriorisches, als vielmehr ein Aposteriorisches, nicht sowohl ein Gemachtes als ein Gegebenes wäre, — er macht sich selbst der heillosesten Verwirrung von Idealismus und Empirismus schuldig. Die angebliche Verwirrung Kant's besteht, näher zugesehen, darin, daß bei ihm der Verstand (und ebendeshalb die transscendentale Ansicht) nicht in der Hervorbringung der anschaulichen Welt erlischt, sondern, über die Gebundenheit an die Sinnlichkeit hinausstrebend, sich als Vernunft, erst theoretisch, dann praktisch auf die Ideen richtet. Bei Kant, um es anders zu sagen, ist die Reihe der aprioriſchen Thaten des Geistes erst mit dem Soll der praktischen Vernunft geschlossen, so wie umgekehrt die Wurzel der praktischen Freiheit bis zu den ersten Bewährungen der Selbständigkeit des Geistes, bis zu den reinen Anschauungsformen Raum und Zeit zurückreicht. Wie sollte derjenige freilich dieses tiefe Hindurchwirken des Freiheitsgedankens durch den ganzen Bau der Kant'schen Philosophie zu würdigen wissen, der diesen Freiheitsgedanken selbst da, wo er offen als der Gedanke vernünftiger Sittlichkeit hervortrat, in sein Gegentheil verkehrte? An der Schopenhauer'schen Lehre von der Vernunft spiegelt sich nur seine Abwendung von dem Kant'schen Ethicismus. Er zieht hinter der Deduction der anschaulichen Welt einen Strich, um demnächst die gesammte abstracte Erkenntniß auf gut anglikanische Weise als einen bloßen Reflex der anschaulichen zu erklären. Wir haben nun hier natürlich keine Kritik des Sensualismus zu schreiben. Wir constatiren nur, daß diese

ſchroffe Trennung von anſchaulicher und abſtracter Erkenntniß nichts Anderes als ein Rückfall in die ſenſualiſtiſche Erkenntnißtheorie iſt, wobei die poſitive Weſen der Begriffe, ihre Allgemeinheit und Nothwendigkeit völlig unerklärt bleibt. Mit dieſem willkürlichen Abbrechen des Transſcendentalen hängt dann ziemlich Alles zuſammen, was Schopenhauer zur Kritik der Kant'ſchen Philoſophie beibringt. Darum iſt ihm die Lehre vom transſcendentalen Schematismus eine bloße Spiegelfechterei und die praktiſche Vernunft eine Chimäre; darum erklärt er die Kant'ſchen Kategorien mit Ausnahme der Cauſalität für einen überflüſſigen Luxus und ſucht er ſie als hohle Schemen darzuſtellen, die ihren Urſprung theils in der bloßen logiſchen Form der Vernunft, theils in dem Conflict zwiſchen intuitiver und abſtracter Erkenntniß haben. Er ſinkt geradezu auf den Standpunkt des Herder'ſchen Verſtändniſſes der Vernunftkritik herab, ja, er ſteigt noch eine Stufe tiefer herab, wenn er doch, unter beſtändiger Berufung auf die Engländer, die Worte für bloße Zeichen der Begriffe erklärt, wenn er über Weſen und Natur der Letzteren die beſte Auseinanderſetzung bei Thomas Reid gefunden haben will. Wie dann freilich mit dieſer pſychologiſch-empiriſchen Erkenntnißtheorie ſeine transſcendente Metaphyſik in Einklang zu bringen ſei — vor dieſer Aufgabe ſtehen wir völlig rathlos. Auf der einen Seite unter Kant zurückſinkend, überſchreitet er ihn auf der anderen Seite in der phantaſtiſcheſten Weiſe. In der Ideenlehre kömmt dieſer Widerſtreit der auseinanderſtrebenden Richtungen ſeines Philoſophirens auf's Grellſte zum Vorſchein. Denn pſychologiſch-empiriſch erklärt er jetzt die Ideen für Repräſentanten der Begriffe, die durch die Vereinigung von Vernunft und Phantaſie möglich werden (Welt als W. und V. I. 48 vgl. Vierf. Wurzel, S. 127) — jetzt wieder, auf der Höhe ſeiner Metaphyſik, ſind ſie ihm das Ding an ſich oder der Wille in adäquater Objectität, und das Individuum erfaßt ſie, indem es ſich zum „reinen Subject des Erkennens" verwandelt, indem es ſich in jenen elementaren Charakter zurückzieht, welcher allen Formen und Functionen von Vernunft, Verſtand und Sinnlichkeit voraufliegen ſoll!

Und ſollen wir nun, nachdem wir überall ſchon auf den Zuſammenhang der Schopenhauer'ſchen Metaphyſik und Erkenntnißlehre mit ſeinen ethiſchen Anſchauungen hingewieſen haben, — ſollen wir nun noch einmal einen beſonderen Gang auch durch ſeine Ethik machen? Die Beſchaffenheit derſelben entſpricht durchaus dem zweideutigen und gemiſchten Charakter jener anderen Disciplinen. In der Metaphyſik und Naturphiloſophie Phantaſt mit naturaliſtiſchem Hintergrund, in der Erkenntnißlehre Idealiſt mit ſenſualiſtiſchem Zuſchlag, iſt unſer Philoſoph in der Ethik Empiriker mit myſtiſchem Ausgang. So ſehr in der That weicht er nir-

gends aus den Spuren Kant's, so sehr, so principiell steht er nirgends auf empirischer Grundlage als in seiner Lehre von dem Wesen der Sittlichkeit und des Rechts. Wie könnte es auch anders sein bei einer Philosophie, deren höchster Begriff jener Wille ist, der zu seinem Kern und Körper die Natur hat, der sich im Individuum — im geraden Gegensatz zu Kant's blutlosem Wollen — am unmittelbarsten im Blute objectiviren soll? Bei einer Philosophie, nach welcher auch das vernünftige Denken, das bei'm Menschen zwischen Willen und Handeln tritt, der bloße Nachklang eines „irgendwann und irgendwo erhaltenen Eindrucks von außen" ist? Hobbes, Hume, Priestley und Voltaire sind die Autoritäten, auf die er sich für seinen eigenen Determinismus beruft, und von Kant schwankt er zu Hobbes auch in seiner Lehre vom Staate hinüber. Die Stellen, in denen er die Schlechtigkeit der Menschen und den Jammer des Lebens ausmalt, sind klassisch für den Standpunkt des skeptischen Empirikers. Reich an glücklichen Gewahrungen und geistreichen Betrachtungen ist der Abschnitt in den Parergis, in welchem er, von aller Metaphysik geflissentlich absehend, eine Anweisung zu der Kunst, das Leben glücklich und angenehm zu führen, eine Eudämonologie entwirft — so etwa wie Parmenides neben der Lehre von dem Einen Sein eine ionisirende Physik. Noch auf dem Uebergange aber zu der metaphysischen Reconstruction einer idealen Ethik bleibt er im Empirismus hängen, wenn er doch das sympathische Gefühl des Mitleids für das Fundament aller Tugend erklärt. Nur ein jäher Sprung, ein Sprung der Verzweiflung gleichsam trägt ihn endlich in jene inhaltslose Mystik hinüber, deren Oede er durch die Bilder christlicher Heiligen und schöner Seelen nicht so sehr zu verstecken im Stande ist, als er sie durch den Hinweis auf das indische Büßerwesen offenbar macht.

Wie weit — noch einmal — sind wir durch das Alles von dem Geiste Kant's verschlagen! Statt des nüchternen Interesse's Kant's an der Frage: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich, drängt sich das phantastische Interesse in den Vordergrund, die Welt als eine geträumte, ja, als eine verzauberte vorzustellen — es ist das Interesse, welches ein Kind hat, wenn ihm der Zeichner eine Gegend aus der Vogelperspective, der Naturforscher einen Gegenstand durch ein optisches Glas zeigt. Wie im Theoretischen, so im Praktischen. An die Stelle des Kant'schen Rationalismus tritt ein quietistischer Mysticismus, der strenge Pflichtbegriff Kant's verwandelt sich in die Lehre von der Kasteiung und Ertödtung des Leibes, die sittliche Arbeit in dumpfe Willenslosigkeit, der Fortschritt der Geschichte in eine Kreisbewegung, deren Centrum das Nichts ist. In diese phantastisch-mystische Umdeutung des Kriticismus aber mischt

ſich immerfort die gewöhnlichſte, ja gemeinſte Anſicht von Welt und Leben, und gerade aus dieſer Miſchung erwächſt die romanhafte Abenteuerlichkeit, die blendende Paradoxie des in allen Farben ſpielenden Syſtems. Nun erſt werden die trockenen und abſtracten Grübeleien des alten Kant nicht blos verſtändlich, ſondern unterhaltend, wenn uns z. B. die Einſicht, daß Raum und Zeit und die durch dieſe geſetzte Vielheit bloße Formen unſerer Anſchauung ſind, durch die grenzenloſe, gegen das Einzelne gleichgültige Verſchwendung bewieſen wird, mit der die Natur ihre wunderbaren und kunſtvollen Erzeugniſſe ſchafft und wieder zerſtört. Dieſer Mann hat den Muth, den Humor Jean Paul's ernſt zu nehmen. „In dieſem Dinge, das nicht größer iſt als ein Kohlkopf und welches gelegentlich der Scharfrichter abſchlägt," findet ſich die ganze Welt, finde ich ſelbſt mich, darin herumſpazierend! Mit dem Hiebe des Scharfrichters wäre dieſe ganze Welt weg — „wucherten nicht jene Dinge wie die Pilze, ſo daß ihrer ſtets genug ſind, die in's Nichts verſinkende Welt wieder aufzufangen, ſo daß ſie von ihnen ſtets, wie ein Ball, im Schweben erhalten wird." Jene geologiſchen Vorgänge vor dem Entſtehen einer Thierwelt, wie ſie durch die Beobachtungen und Schlüſſe der Naturwiſſenſchaft nachgewieſen ſind — ſie haben, da ſie ja vor der Exiſtenz eines Bewußtſeins vor ſich gingen, gar kein Daſein an ſich gehabt, ihr Dageweſenſein iſt ein blos hypothetiſches! Betrachtungen wie dieſe, welche — um mit Schelling zu reden — „in eine clavis Fichtiana seu Leibgeberiana gehören" werden unſerem Philoſophen nicht etwa zum Beweiſe gegen, ſondern ſie dienen ihm im Gegentheil zur grellen Veranſchaulichung des transſcendentalen Idealismus. Noch zauberhaftere Effecte aber vollends weiß er zu erzielen, wenn er das geheimnißvolle Licht ſeines Dinges an ſich in der Laterna magica aufſteckt, mittelſt deren er uns die Welt zeigt. Ein Schüler der Stoa, wo nicht gar des Paracelſus oder Cardanus, deducirt er eine allgemeine Analogie aller Dinge der Welt daraus, daß alle eben die Objectität des einen und ſelben Willens und folglich dem inneren Weſen nach identiſch ſind. Während die Lehre von der ſtrengen Nothwendigkeit alles Geſchehenden die Möglichkeit eines Vorherſehens des Zukünftigen offen erhalten ſoll, wird andererſeits das Schickſal, das den Lebenslauf der Menſchen beherrſcht, als unſer eigner Wille in Anſpruch genommen, der, von jenſeits unſeres vorſtellenden Bewußtſeins, und eben deshalb uns ſelbſt unbewußt, den Traum unſeres Lebens dirigire. Ja, geradezu ein Wunderthäter iſt der Wille. Das ſomnambüle Fernſehen und Vorherſehen, ebenſo das durch den animaliſchen Magnetismus beglaubigte Wirken in die Ferne, alle Magie mit Einem Worte erklärt ſich aus der durch Raum und Zeit hindurchgreifenden Allmacht des Willens

als des allgegenwärtigen metaphysischen Substrats der Natur. In diesem Willen ist ein Schlüssel sogar zur Erklärung der Geistererscheinungen und des Tischrückens gewonnen — und das Alles mit obligater Berufung bald auf die Seherin von Prevorst, bald auf Kant und auf den echten Sinn des „Kriticismus!" Die Wahrheit ist: hier laufen alle Grenzen in absoluter Kritiklosigkeit durcheinander; mit dem Worte, daß die Magie „die praktische Metaphysik" sei, befinden wir uns in der äußersten Entfernung von Kant, der seinerseits die praktische Metaphysik bekanntlich in der „reinen Moral" suchte. Kriticismus! Transscendentalphilosophie! Die Wahrheit ist: unser Kantianer gleicht einem Manne, der, in der Weise jenes famosen Helmstedter Professors, die Entdeckungen der Physik und Chemie zu taschenspielerischen Ueberraschungen verwerthet; er veräußerlicht und verabenteuerlicht den transscendentalen Idealismus, um ihn schließlich auf die nichtigsten Kunststücke zu dressiren. Kant unterscheidet in den Prolegomenen seinen „kritischen" Idealismus von dem „schwärmenden" und dem „träumenden": er würde für den Schopenhauer'schen, wenn er ihn ja eines besonderen Namens werth befunden haben sollte, keinen passenderen als den des spielenden Idealismus haben wählen können.

Shakspeare's lyrische Gedichte und ihre neuesten deutschen Bearbeiter.

II.

Die Shakspeare'sche Lyrik macht, was die Wahl ihrer Gegenstände angeht, im Ganzen keine Ausnahme von dem Naturgesetze, welches diese Form des dichterischen Schaffens zu allen Zeiten und bei allen Völkern in engster Beziehung zu den Freuden und Leiden des Herzens auftreten läßt. Die „große Passion" spielt in seinen schildernden, lyrisch gefärbten Erstlingsgedichten, in den Gedichten der „Passionate Pilgrim" überschriebenen Sammlung dieselbe hervorragende Rolle, wie in den meisten Dramen seiner ersten Periode und in einem Theile der Sonnette. Daß diese dichterischen Bekenntnisse sämmtlich, mögen sie nun, wie die meisten Sonnette, den Stempel des persönlich Erlebten tragen oder nur aus der Wahl und Behandlung des Gegenstandes die Stimmung des Dichters errathen lassen: daß sie mit nichten durchweg oder auch nur der Mehrzahl nach

etwa im Sinne einer romantisch-idealisirenden Erotik die Liebe als Symbol alles reinsten und höchsten Gemüthslebens feiern und vergöttern, sondern den ihr nun einmal beigegebenen Zug des sinnlichen Triebes mit allen seinen Consequenzen in aller Aufrichtigkeit hervortreten lassen, wird keinen Kenner Shakspeare's und — keinen aufrichtigen Menschenkenner befremden. Künstler pflegen bekanntlich selten eine Ausnahme zu machen von der Erfahrung, daß „Jugend keine Tugend hat," und je reicher ihre schöpferische Kraft ist, je klarer die Dinge in ihrem Blick sich spiegeln, je glühender die Lebensquelle ihre Adern durchströmt, um so wahrscheinlicher ist es, daß sie die dichterische Herrschaft über die Sinnenwelt nicht ohne ernsten Kampf mit den elementaren Gewalten derselben erwerben werden. Daß diese Wahrnehmung, wie so viele andere, von der Frivolität und der Schwäche mißbräuchlich ausgebeutet ist, daß in alter und neuer Zeit die Lüderlichkeit es zuweilen versucht hat, mit dem abgelegten, zerfetzten Kriegsmantel des Genius ihre Blöße zu decken: diese unerquickliche Erfahrung darf die wahrheitsliebende und tendenzfreie Betrachtung nicht verleiten, der hier und da auftretenden Neigung zu legendenhafter Heiligsprechung hervorragender Künstler Raum zu geben. Welche wunderlichen Gegensätze entwickelt unsere auf ihre Kritik und auf ihr Wissen so stolze Zeit nicht auch auf diesem Gebiete! Unbedenklich räumt vor unseren Augen die Wissenschaft unter den geheiligten Ueberlieferungen auf, an welchen Glaube und Sitte von Jahrtausenden sich emporgerankt haben. Nicht nur das große Laienpublicum nimmt das als selbstverständlich hin und freut sich daran wie an einem Zeugnisse für seine eigene, geistige Freiheit und Macht: auch unter den berufenen Vertretern der ererbten Anschauungsweise geht der Widerspruch zu großem Theile nur noch von praktischen Erwägungen aus. Aber nun unterfteht sich Einer, an einem (versteht sich verstorbenen) künstlerischen Genius, der eben die öffentliche ästhetische Meinung beherrscht, wir wollen nicht einmal sagen: eine menschliche Schwäche, sondern eine von einer Entwickelungskrankheit zurückgebliebene Narbe zu entdecken und nachzuweisen, — und er wird sich alsbald überzeugen müssen, daß die Gnadengabe des Glaubens, welcher Berge versetzt, den theologischen Apologeten nicht so ausschließlich beiwohnt, als man sonst wohl gemeint hat. Und so ist denn auch Shakspeare im besten Zuge, für manche Kreise seiner Verehrer die Züge des Herrn „Mikrokosmus" anzunehmen, dem Mephisto bekanntlich neben anderen Gaben das Talent zuschreibt, „sich mit heißen Jugendtrieben nach einem Plane zu verlieben." Es kann nicht mehr genügen, daß er das Höchste in der höchsten Form der Dichtkunst geleistet und daß seine Gesammtauffassung menschlicher Dinge ihn noch nach drei Jahrhunderten den Besten als ein Muster reiner und vor-

urtheilsfreier Humanität voranleuchten läßt, daß ihm außerdem ſeine Zeit- und ſogar ſeine Berufsgenoſſen eine hohe Liebenswürdigkeit des Verhaltens bezeugen, daß ſie insbeſondere der maaßvollen Heiterkeit und ächt männlichen Würde ſeiner reiferen Jahre mit Bewunderung gedenken und daß außerdem glaubwürdige Actenſtücke in runden Zahlen auch für die praktiſch-bürgerliche Seite ſeiner Begabung vollgültige Bürgſchaft leiſten. Shakſpeare muß alle dieſe ſchätzbaren Eigenſchaften und noch einige dazu als der richtige Heiland des äſthetiſchen Dogma's auch von Jugend auf in ſich vereinigt haben. Namentlich — und das iſt für unſer tugendhaftes Zeitalter charakteriſtiſch — namentlich ſein Verhältniß zu den Leiden, Freuden, Verirrungen und Gefahren ſinnlich-leidenſchaftlicher Liebe muß ungefähr ſo unſchuldig-theoretiſcher Natur geweſen ſein, wie etwa die bacchiſche Begeiſterung unſeres waſſertrinkenden Vaters Gleim, denn — der zweiundzwanzigjährige Shakſpeare war ſeit vier Jahren verheirathet und Vater dreier Kinder, als er Stratford verließ. Da verſteht es ſich ja, daß er ſeine glühendſten Liebesſonnette an Niemand ſonſt gerichtet haben wird, als an die um mehrere Jahre ältere, in Stratford ſeiner pecuniären Erfolge harrende Gattin, ſo z. B. das Sonnett 57, welches in Jordan's gelungener und treuer Ueberſetzung alſo lautet:

Ich bin Dein Sklav' und harre dienſtbereit
Des Tag's, der Stunde, welche Du beſtimmſt,
Und keine Pflicht macht koſtbar meine Zeit
Bis Du in Anſpruch meine Dienſte nimmſt.
Wie träg der Zeiger die Minuten mißt
Bis daß ich kommen darf, ich will nicht klagen
Noch denken an die bittre Trennungsfriſt,
Wenn's Dir gefiel, mir Lebewohl zu ſagen,
Noch eiferſüchtig forſchen, wo Du weilſt
Und was Du treibſt. Dein armer Sklave harrt
Und denkt an Eins nur: wie Du Glück vertheilſt,
Dort, wo Du biſt, mit Deiner Gegenwart.
Die Liebe redet, närriſch treu, ſich ein:
„Thu' was Du willſt, es kann nicht böſe ſein.“

Dies Sonnett, wir heben es aus einer ganzen Menge ähnlicher heraus, gehört nämlich zu denen, auf welche ein allerneueſter Shakſpeare-Biograph*) ſeine Apotheoſe Shakſpeare's als des tugendhaft-zärtlichen Muſter-Ehemannes ſtützt. — „Willy, Willy,“ mochte ſeine arme Gattin geſchluchzt haben, als er zu langer Trennung (nämlich um in London als

*) William Shakſpeare. Eine biographiſche Studie von Dr. Adolf Bekk. Feſtgabe zum dreihundertjährigen Jubiläum der Geburt des Dichters, am 23. April 1864. München 1864. Das Büchlein iſt übrigens eine recht anziehende und dankenswerthe Arbeit und wird ſich durch ſeinen warmen, herzlichen Ton namentlich in den weiteren Kreiſen der Shakſpeare-Verehrer ſicherlich Freunde erwerben.

Schauſpieler ſein Glück zu verſuchen) ſich aus ihren Armen wand. „Willy, verlaß uns nicht!" Und ſeine Erſtgeborene, die dreijährige Suſanne, ſchlug ihre großen Kinderaugen zu ihm auf und auch in ihren Engelsblicken las er: „Vater, verlaß uns nicht!" — Dort in der Wiege lagen ſchlummernd die Zwillinge, Hamnet und Judith — da riß er ſich los, der zweiundzwanzigjährige Familienvater und rief: „Entweder ich komme euch glücklich zu machen, oder nie wieder!" — Zehn Jahre ſpäter wohnte ſeine Familie in dem ſchönſten Hauſe Stratfords, deſſen reichſter Bürger er war. — Und nun ſpreche noch Einer von zerſetzender, negativer Kritik unſeres glaubensloſen Jahrhunderts! Daß man uns übrigens nicht mißverſtehe: Auch wir ſind weit entfernt, Shakſpeare für ein lüderliches Kraftgenie zu halten, das etwa aus Stratford fortgelaufen wäre, um ſich der Sorge für ſeine Familie zu entziehen, geſchweige daß wir ſolche Kraftgenialität überhaupt für etwas Poetiſches hielten. Wir erkennen mit Genugthuung Shakſpeare's ſo unzählige Male ſich ausſprechende Vorliebe für einfache, ſchlichte, geſunde Verhältniſſe in ſeiner unbeſtreitbaren Anhänglichkeit an ſeine Heimath wieder; auch bezweifeln wir durchaus nicht, daß Shakſpeare ſein Weib und ſeine Kinder an ſeinem ſpäteren Wohlſtande in genügendem Maaße wird haben theilnehmen laſſen: aber wenn man in einer Special-Studie uns auffordert, eine Anzahl von Sonnetten des Dichters als ebenſo viel Beweiſe ſeiner ehelich-correcten Liebesſchwärmerei zu vergleichen, und wenn in dieſen Gedichten der Verfaſſer ſich nicht nur, wie oben citirt, als „dienſtbaren Sklaven" des unbekannten Adreſſaten bekennt, ſondern auch an einer anderen Stelle erklärt, demſelben Kunſt und Gegenſtand ſeiner Gedichte zu verdanken (skill and argument), ſo müſſen wir die Schwäche unſeres Glaubens bekennen. Die Sonnette, auf welche Bekk ſeine Hypotheſe ſtützt, und die er an Shakſpeare's in Stratford zurückgebliebene Gattin, nicht, wie man gewöhnlich meint, an den Grafen Southampton reſp. an irgend eine Londoner Schöne gerichtet glaubt, ſind Nummer 46, 47, 51, 57, 96—100, 113, 114, 27, 28, 43, 44, 45, 50, 51, 61. Von dieſen führen 46 und 47 ganz allgemein das Thema aus, daß Auge und Herz um den Beſitz des (oder der) Geliebten ſtreiten; 51 ſpricht von der unendlichen, ſich nach der kurzen nächtlichen Trennung täglich erneuernden Freude des Wiederſehens und des Beſitzes; von 57, das mit dem von Bekk übergangenen 58 augenſcheinlich zuſammengehört, war ſchon die Rede, 96 warnt den Freund, ſeine unwiderſtehliche Schönheit nicht zu mißbrauchen, 97 tändelt über die Wirkung der Abweſenheit, welche den Sommer zum Winter macht. Mehrere andere, z. B. 27, 28, 113 ꝛc., drücken allerdings in allgemeinen Wendungen leidenſchaftliche Sehnſucht aus, ohne aber auch nur durch ein

Wort an den Ton vertrauter Familienbeziehungen zu erinnern. Wir laſſen alſo billig den ſentimentalen „Willy" bis zur etwaigen Entdeckung eines authentiſchen Schlüſſels zu den Sonnetten, etwa der Auffindung eines Tagebuches der Anna Hathaway, auf ſich beruhen und verſuchen einſtweilen ohne alle novelliſtiſch-apologetiſchen Prätenſionen in der Lyrik unſeres wohlbekannten, feurigen und gewaltigen William uns zurechtzufinden.

Und da treten wir denn allerdings in einen labyrinthiſch verſchlungenen Zaubergarten, in welchem der Blick zunächſt keineswegs nur auf Lilien und Vergißmeinnicht fällt. Nicht Erinnerungen an die weiblichen Lichtgeſtalten der ſpäteren Dramen und Luſtſpiele, ſondern die Bilder weiblicher, dämoniſch-anziehender Unholde nehmen den Vordergrund ein; die tolle Catharina, die launiſch-kindiſchen Schönen des Sommernachtstraums, Titania's Sippſchaft, ja die wollüſtige Aegyptierin, welche des Antonius Heldenkraft zu Falle brachte, werden uns näher gerückt als eine Porcia, Imogen, Viola, Miranda. Nicht der Mann, ſondern das üppige, verbuhlte Weib tritt begehrend und werbend auf und das Licht des Gemäldes fällt auf die erblühende, unberührte Kraft des, wenn nicht keuſchen, ſo doch ſpröde-unreifen Jünglings.*) Auf weichem Mooſsſitze im Waldesſchatten oder in der üppigen Mittagsſtunde am Bache belauſcht der Dichter das Treiben der alt-claſſiſchen Spenderin der berauſchenden Sinnenluſt. Die Liebe, wie Venus ſie hier erſehnt und gewährt, hat Nichts gemein mit nordiſchem, chriſtlich-romantiſchem Sehnſuchts-Cultus. Wir haben das volle, rückſichtsloſe Aufſchäumen des elementaren Lebens vor uns. Venus macht ihrem Adonis kein Brimborium von Tugend, Liebe und Treue vor. Sie hält ſich einfach an ſeinen ſchlanken Wuchs, an ſeine nervigen Glieder, an ſein feuriges Auge und macht von ihrer Seite nach Kräften die entſprechenden Vorzüge geltend. Weit entfernt, die Erfahrungen, welche ſie voraus hat, vor dem Jünglinge zu verbergen, verſucht ſie dieſe vielmehr geltend zu machen, um ſeine Phantaſie zu entzünden:

Adonis ſaß an Cytherea's Seite
Im Myrthenhain. Die ſchlaue Göttin ſprach
Vom Kriegsgott Mars, wie dieſer um ſie freite,
Was der mit ihr gethan, das ahmt ſie nach ꝛc.

Die Darſtellung iſt ſo realiſtiſch wahr, ſo lebensglühend und farbenreich, wie man ſie von Shakſpeare nur immer erwarten mag. Der Dichter zeigt die allergründlichſte, ſchwerlich blos durch Lectüre und höhere

*) Cf. Venus und Adonis und die Sonnette 4, 7, 9 aus dem „Passionate Pilgrim." Dieſe Sammlung erſchien 1599 bei Jaggard in London und enthält in zweiundzwanzig Nummern einige unbezweifelt, einige wahrſcheinlich Shakſpeare angehörende, ſo wie einige offenbar nicht Shakſpeare'ſche Gedichte.

Inſpiration gewonnene Kenntniß ſeines Gegenſtandes und nimmt keinen Anſtand, dieſelbe mit antiker Unbefangenheit zur Geltung zu bringen. Die ihm überall eigenthümliche Fülle des Reichthums (Gegner haben auch wohl von Ueberfülle geſprochen) verleugnet ſich nirgends, tritt aber mehr in glänzender Farbengebung, in prachtvoll beredter Schilderung hervor, als in jener tiefſinnigen Gedankenarbeit, jenen labyrinthiſch ſich verſchlingenden Combinationen, welche die Mehrzahl der nicht erotiſchen Sonnette zu einem ſo harten Prüfſtein für Erklärer und Ueberſetzer macht. Die Rhetorik hat das Uebergewicht über die Handlung; Venus namentlich hält längere und häufigere Reden, als es ihren Schweſtern in Shakſpeare's Dramen zu begegnen pflegt, und wenn ein Skeptiker ihre Monologe hin und wieder etwas ermüdend und wortreich fände, ſo würde unſere gewiß aufrichtige Verehrung Shakſpeare's mit ihm darüber nicht rechten. Daneben läßt denn freilich die Pracht und Naturfriſche ſo mancher eingefügten Schilderung den Enthuſiasmus der gebildeteren, an Ovid, Virgil und den Italienern geſchulten Zeitgenoſſen ſehr wohl begreifen. Man leſe z. B. die Schilderung des Hengſtes (Strophe 44—55), ein Meiſterſtück, um welches der Dichter der Georgica Shakſpeare beneiden würde (Uebertragung von Jordan meiſterhaft überſetzt), die des gejagten Haſen (111—118), die Eberjagd u. a. Auf die ſubjectiven Beziehungen des Dichters zu ſeinem Gegenſtande fällt nur einmal ein zweifelhaftes Licht (im 11. Sonnett des Pass. Pilgr.), doch auch da iſt es nicht einmal nothwendig, das an die Schilderung der ſehr ſchlüpfrigen Scene anknüpfende Schlußcouplet:

> Ah, that I had my lady on this bay
> To kiss and clip me till I ran away!

auf irgend ein thatſächliches, concretes Verhältniß zu beziehen. Ueberall fühlt es ſich deutlich heraus, daß Shakſpeare die Geiſter, die er beſchwört und mit denen er ſicherlich einſt in heißen Kämpfen gerungen, bereits in vollkommenſter Meiſterſchaft beherrſcht. Jene Befangenheit des Künſtlers in den ſinnlichen Beziehungen ſeines Gegenſtandes, auf welchen die verführeriſche Gewalt ſchlechter erotiſcher wie anderer Gedichte weſentlich beruht, ſie iſt dem Dichter von Venus und Adonis ſchon ſo fremd wie dem von Romeo und Julia. Und der berühmte Fluch der Venus, der ſich am Schluſſe auf dieſe ganze lachende Scenerie wie eine düſtere Wolke herniederſenkt, hat mit Recht die Betrachter von jeher angemuthet wie ein ſchwermüthig zorniger, aber männlich-entſchloſſener Rückblick auf eigene, herbſte Erfahrungen und ſchwere, mit ungebrochener Kraft beſtandene Kämpfe: „Weil Du mir ſtarbſt, ſo ſoll für alle Zeit der Kummer mit der Liebe ſich vermählen“ ꝛc. — Die Summe der in den Dramen

der erſten Periode geſchilderten Liebes- und Eheverhältniſſe läßt ſich nicht treffender ziehen, als es in dieſen eigenen Worten des Dichters geſchieht.

In natürlichſtem Fortſchritt zeichnet „Tarquin und Lucrecia" im Jahre darauf mit der ganzen, düſtern Shakſpeare'ſchen Beredſamkeit den tragiſchen Sieg weiblicher Keuſchheit über die brutale Leidenſchaft des Mannes. Wir können uns des Gedankens nicht erwehren, daß wir ein erſtes Zeichen einer inneren Auferbauung und Geneſung vor uns haben, von deren Vollgefühl ſpäter Geſtalten wie Julia, Porcia, Viola ꝛc. ihre köſtliche Färbung erhalten.

Die Sonnette nun, welche unzweideutig von Frauenliebe handeln, fallen — abgeſehen von den an Venus und Adonis ſich anſchließenden Stücken — höchſt wahrſcheinlich in eine bedeutend ſpätere Zeit, und erinnern an jenen Rückfall in leidenſchaftliche und krankhaft erregte Stimmungen, von dem wir wohl annehmen dürfen, daß er auch in die Welt der Shakſpeare'ſchen Dramen, etwa gegen das Ende des erſten Jahrzehntes des ſiebenzehnten Jahrhunderts, ſeine düſteren Reflexe geworfen hat. In dem einen dieſer Sonnette (Nr. 138) wird der Dichter ausdrücklich als „alt" bezeichnet.

Sie weiß, vorbei ſind meines Lenzes Zeiten,
Und nennt mich jung. Ich glaub' es ihr beglückt
Und weiß, ſie lügt. (Nach Jordan.)

Derſelbe Gedanke wiederholt ſich auch in den an einen Freund gerichteten oder allgemein gehaltenen Sonnetten zu oft, als daß es zuläſſig wäre, hier an eine Fiction zu denken. Auf eine viel reifere Periode der Shakſpeare'ſchen Kunſt deuten zudem in den meiſten hieher zu ziehenden Nummern der Sonnette die ſcharf pointirten, geiſtreichen, durch zu großen Gedankenreichthum hie und da faſt dunkeln Wendungen, wie ſie in Allem, was mit Venus und Adonis zuſammenhängt, noch nicht auftreten.*) Die Annahme würde faſt zur Gewißheit werden, wenn es feſtſtände, wie es allerdings wahrſcheinlich iſt, daß die Freundſchaftsſonnette an den Grafen Southampton gerichtet ſind: denn wir werden gleich ſehen, daß von dem Freunde auch in den erotiſchen Sonnetten, und zwar in einem Tone die Rede iſt, welcher langjährigen Umgang und die größeſte Vertraulichkeit

*) Auch das Gedicht A lovers complaint, welches zuerſt als Anhang in der Ausgabe der Sonnette von Thorpe, 1609, erſchien, iſt noch in dem rhetoriſchen Style von Venus und Adonis geſchrieben. Es ſchildert den Jammer eines verlaſſenen Mädchens, die von einem genialen, mit ſeinen treulos gemißbrauchten Triumphen ganz offen prahlenden Lüſtling ſich berücken ließ und am Ende des Liebes eingeſteht, daß es dem Verführer doch nur einen Blick und ein Wort koſten würde, um ſie in ſeine Arme zurückzuführen. Alſo das unverſiegliche Thema von Don Juan, Lovelace ꝛc. — Plus je vais et plus je sens qu'on n'aime guère un homme qu'on doit estimer! — Shakſpeare hatte eben auch einen Moment, in welchem dies Lieblings-Motiv der neueren franzöſiſchen Romantik ihn anzog.

vorausſetzt und unmöglich zu der Zeit angeſchlagen werden konnte, als Shakſpeare „Venus und Adonis“ dem Grafen im Tone der erſten, ſchüchternen Annäherung widmete.

Was nun den Gegenſtand dieſer Poeſien, die in ihnen beſungene Geliebte, angeht, ſo nimmt Shakſpeare bekanntlich keinen Anſtand, ſie mit einer Aufrichtigkeit und einem Realismus zu ſchildern, welche dem Beſtreben, in allen ſeinen Sonnetten bloße Phantaſieſpiele und freie Herzensergüſſe zu ſehen, immer ein ſchweres Spiel machen wird. Nicht nur, daß er der Dame ſeiner Leidenſchaft im Allgemeinen ideale Schönheit abſpricht: es tritt in allen Schilderungen derſelben ein ſo ganz individueller und, was wohl zu beachten, ſo unengliſcher Zug pikanter Häßlichkeit hervor, daß eine unbefangene Auffaſſung wohl nicht umhin kann, hier nicht an freie Erfindung, ſondern an die Schilderung einer ganz beſtimmten, einzelnen Perſon zu denken. Wir wollen dabei noch gar nicht einmal das bekannte und oft citirte Sonnett 120 betonen, in dem wir erfahren, daß die Augen der Geliebten „der Sonne nicht gleichen, daß die Koralle röther ſei als ihre Lippen und daß ihr Buſen braun ſei gegen die Weiße des Schnees gehalten, daß, wenn Haare Drähte ſind, ſchwarze Drähte ihrem Haupte entwachſen, daß auf ihren Wangen keineswegs weiße und rothe Roſen erblühen, daß mancher Wohlgeruch gewiß ergötzlicher ſei als der Athem ihres Mundes, ſo wie auch Muſik ſchöner klinge als ihre Stimme und ſie im Gehen nicht einer Göttin gleich ſchwebe, ſondern ganz menſchlich die Erde betrete.“ Alles das kann nämlich, ohne der Schönheit der Geliebten im mindeſten zu nahe zu treten, einfach Satire gegen den in geſuchten Vergleichungen ſich ergehenden Schwulſt zeitgenöſſiſcher Dichter ſein und dieſe Annahme wird ſogar höchſt wahrſcheinlich durch das Schlußcouplet:

And yet, by heav'n, I think my love as rare
As any she belied with false compare;

zu deutſch: „und dennoch, beim Himmel, ich glaube mein Liebchen ſo ſchön als irgend eine mit falſchen Vergleichungen belogene Dame“ —; es wird wahrſcheinlich, ebenſo durch die Wiederkehr genau deſſelben Gedankens in Anwendung auf den, der Häßlichkeit gewiß nicht verdächtigen Freund, im 21. Sonnett, wo es nach Bodenſtedt's Ueberſetzung alſo heißt:

Wohl gleicht nicht meine Muſe jenem Kind,
Das an geſchminkter Schönheit ſich begeiſtert,
Den Himmel ſelbſt als Schmuck hernieder zieht
Und bildlich alles Schönen ſich bemeiſtert
In Anhäufungen prunkender Vergleiche
Mit Sonn' und Mond, der blühenden Lenzesflur,
Kleinodien aus dem Erd- und Waſſerreiche
Und allen Seltenheiten der Natur.

Wahr, wie mein Lieben, sei auch mein Gedicht,
Drum glaub' mir, meine Liebe ist so schön
Wie irgend eine — wenn so schön auch nicht
Wie jene goldnen Stern' in Himmelshöh'n.
Laß Andre stolzer sich in Worten zeigen,
Ich rühme nicht, doch lieb' ich was mir eigen.

Und dennoch machen es uns die Sonnette unmöglich, die in ihnen gefeierte Schöne aus der Wirklichkeit in das Land der Dichterträume zu versetzen. Es wird uns da ausdrücklich versichert, daß ihre Häßlichkeit des Geliebten Vernunft und Sinne betrüge (St. 148: O me, what eyes hath love put in my head!), ein andermal (St. 131) wagt der Dichter denen, welche ihrer Häßlichkeit spotten, nicht zu widersprechen, um sich nicht lächerlich zu machen. Ihre schwarzen Augen, ihr dunkler Teint geben zu häufig wiederkehrenden Wortspielen über black, gleich „schwarz" und gleich „häßlich" Veranlassung, und — was die Hauptsache — neben diesen das Aeußere der Geliebten betreffenden Geständnissen und Einzelschilderungen gehen Bemerkungen über ihren Charakter und über die Natur ihres Verhältnisses zu dem Dichter her, welche nur unter der Voraussetzung persönlichen Erlebnisses, und als für die Oeffentlichkeit keineswegs bestimmte Herzensergüsse erklärlich werden. Die freche Koketterie und Untreue der Freundin, und ihr gegenüber die nicht einmal durch Selbsttäuschung entschuldigte Schwäche des von der Leidenschaft geblendeten Dichters werden durch alle Tonarten geschildert. Sonnett 131 nennt sie eben so thrannisch als diejenigen, welche das Recht dazu durch Schönheit besitzen; mit der Schwärze ihrer Haut wolle der Dichter sich schon befreunden, wenn nur die Schwärze ihrer Thaten nicht wäre! Sonnett 137 klagt, daß des Dichters geblendete Blicke leider in der Bay ankern, wo alle Schiffe schaukeln, daß sie „den Park zum allgemeinen Besten" (wie Jordan „the wide world's common place" ganz gut übersetzt) als ein „wohlumhegtes Plätzchen" betrachten. In Sonnett 147 ist des Dichters Liebe ein Fieber, das am heftigsten nach der Speise verlangt, welche die Krankheit nährt; ebenda ist das Liebchen „schwarz wie die Hölle und dunkel wie die Nacht." Sonnett 150 wirft ihr vor, daß sie mit Anderen des Dichters Lebensstellung verachte, da Er doch in ihr das liebe, was alle Anderen geringschätzen. Das seltsamste Licht aber fällt auf die so oft beklagte Verlogenheit und Gemeinheit der Geliebten in jenen viel citirten Sonnetten, welche den Freund des Dichters in dieses Verhältniß hineinziehen, und die für sich allein die Annahme ganz unmöglich machen, daß hier nur poetische Exercitien, nicht Herzensergüsse über wirklich Erlebtes vorliegen. Es wäre wenigstens ein seltsamer Dichter, der sich darin gefiele, blos zu seiner Unterhaltung und Uebung sich selbst in der

unpoetiſchſten aller denkbaren Lagen, nämlich als Hahnrei einer Buhlerin, und zwar nicht humoriſtiſch, ſondern in bitterem Ernſte und mit warmem Gefühlsausdrucke darzuſtellen, ſeinen Herzensfreund aber als glücklichen Nebenbuhler mit wehmüthig-reſignirter Beſcheidenheit anzuerkennen. Shakſpeare berührt dies unerquickliche Thema nicht etwa gelegentlich und flüchtig, ſondern er behandelt es in mehreren Sonnetten in den mannichfaltigſten Wendungen. In Nr. 139 und 140 wird die Ungetreue mit zärtlichen Vorwürfen umſchmeichelt, und im 40., 41. und 42. Sonnett ſetzt der Dichter ſogar ſeine ganze Kunſt in Bewegung, um in zierlichſten Reimen und unter Aufbietung der geiſtreichſten Vergleichungen und Wortſpiele den Freund, welcher ihm die Geliebte nahm — nicht anzuklagen, ſondern zu entſchuldigen. „Nimm" — wir citiren nach Bodenſtedt:

Nimm die ich liebte, nimm ſie Alle hin,
Ja, Alle! Du haſt mehr nicht, als ſchon Dein,
Nicht Eine Liebe mehr im wahren Sinn,
Da Alles längſt Dir zugehört, was mein!
Nimmſt Du für meine Liebe nun mein Lieb,
Wohlan, es iſt ein Opfer meiner Liebe ꝛc.

Dann wird, S. 41, des Freundes Jugend und Schönheit als gültige Entſchuldigung ſeines Uebermuthes anerkannt und am weiteſten geht S. 42:

Daß Du ſie haſt, iſt nicht mein ganzer Schmerz,
Obwohl ſie mir, beim Himmel, theuer war:
Doch daß ſie Dich hat, daß Dein Freundesherz
Jetzt ihr gehört — das beugt mich ganz und gar.
Euch Liebesſünder will ich ſo entſchuldigen:
Du liebſt ſie, weil Du weißt, daß ſie mir werth —
Und ſie auch läßt nur meinethalb ſich huldigen
Von meinem Freund, der meinethalb ſie ehrt ꝛc.

Um hier nicht etwelchen Anflug wenigſtens von eiferſüchtigem Zorn ſchmerzlich zu vermiſſen, muß man ſich lebhaft an die oben erwähnte Schilderung des Unwerthes der Geliebten, auch an die, von uns übergangenen, obſcönen Galanterien des 151. Sonnetts erinnern, und ſchließlich den eigentlichen Maaßſtab für das Verhältniß dem merkwürdigen 144. Sonnett entnehmen, wo es (nach Bodenſtedt) heißt:

Mein Herz, in zweier Geiſter Liebesbann
Schwankt zwiſchen Glück und Unglück her und hin;
Mein guter Engel iſt ein ſchöner Mann,
Der böſ' ein Weib, dunkel von Farb' und Sinn.
Und dieſes, für die Hölle mich zu werben,
Lockt meinen guten Engel von mir fort;
Zum Teufel meinen Heiligen zu verderben,
Umbuhlt ſie ihn mit falſchem Schmeichelwort.
Ob er ſchon Teufel ward — ich darf's vermuthen,
Nicht offen eingeſtehn, doch da die zwei

Entfernt von mir, vereint in vollen Gluthen,
Scheint's, daß Eins in des Andern Hölle ſei.
Nicht eher wird ſich ganz mein Zweifel löſen,
Bis ganz mein guter Geiſt verbrannt vom Böſen.

Iſt dies nun Alles — ſo fragt hier nur zu natürlich der Verehrer Shakſpeare's — iſt dies Alles, was der Dichter von Romeo und Julia, von Cymbeline, Wie es euch gefällt u. ſ. w. in ſeinen Herzensergießungen über ſeine Erfahrungen auf dem Gebiete der Liebe uns zu ſagen hat? Hat des Dichters eigenes Sein und Empfinden keinen belebenden Strahl der Sonne empfangen, die aus ſeinen Werken ſo vollmächtig ſtrahlt, oder hat er aus irgend einem uns unbekannten Grunde ſich vielleicht geſcheut, von dem Hochgefühl eigenen, rein empfundenen Glückes zu ſprechen, während er doch die Irrthümer, Qualen und Enttäuſchungen der Leidenſchaft mit ſo merkwürdiger Aufrichtigkeit eingeſteht? — Die Frage iſt für den Betrachter der Shakſpeare'ſchen Sonnette nicht zu umgehen und was uns anbetrifft, ſo glauben wir, bei aller kritiſchen Verwahrung gegen idylliſch-novelliſtiſche Conjecturen in der Lage zu ſein, ſie wenigſtens nicht ganz ohne Antwort zu laſſen. Es ſcheint uns, daß Shakſpeare's Sonnette in der That Hindeutungen auf ein zartes und edles Liebesverhältniß (oder vielleicht auf mehrere?) enthalten, wenngleich dieſelben, vielleicht in natürlicher und zartſinniger Schonung der Betheiligten, von der Deutlichkeit und Handgreiflichkeit jener auf einem weniger heiligen Altare niedergelegten Huldigungen ſehr weit entfernt ſind.

An der Spitze ſteht das herrliche 75. Sonnett, deſſen wunderlieblicher und inniger Ton die Erklärer längſt auf die richtige Spur geführt hat:

So are you to my thoughts, as food to life*) etc.

Gedanke und Form reihen ſich dem Schönſten und Zarteſten an, was die Dramen und Luſtſpiele des Dichters auf dieſem Gebiete enthalten. Aber auch eine Anzahl der gewöhnlich auf das Verhältniß zu dem unbekannten „Freunde" bezogenen Sonnette glauben wir hierher rechnen zu dürfen. So ganz unbedenklich das ſüß tändelnde Gedicht (Sonnett 99)

The forward violet did thus I chide,

ein wahrer, poetiſcher Blumenſtrauß, der Geliebten dargebracht, mit deren

*) Bodenſtedt überſetzt hier:

And for the peace of you I hold such strife
Um Deine Ruh' iſt in mir Kampf und Schwanken,

was zu dem Zuſammenhange nicht paßt, da immer nur von den Gemüthszuſtänden des Dichters, von ſeiner eigenen Ruhe, die Rede iſt. Sollte Delius nicht vielmehr Recht haben, der hier peace als gleichbedeutend mit love auffaßt und es nur um des Gegenſatzes zu strife willen von dem Dichter gewählt glaubt?

Reizen die Veilchen, Lilien, der Majoran, die Roſe und die anderen Kinder der Flora ſich geſchmückt haben ſollen. Olivia, denken wir uns, würde es gern von Cäſario-Viola entgegen nehmen. Zierlich und herzlich — man glaubt eine Vorſtudie zu den Liebesgeſprächen in Romeo und Julia zu leſen — ſingen die Sonnette Nr. 14 und 15 im Passionate Pilgrim den Schmerz des Entbehrens und die Seligkeit des Wiederſehens in keuſcher, inniger Liebe. (Good night, good rest — und: Lord, how mine eyes throw gares to the east! man leſe die ſehr hübſchen Uebertragungen bei Jordan nach.) Endlich laſſen die Nummern 117, 118, 119, 120 der Sonnett-Sammlung ſich in ungezwungenſter Weiſe auf eine Geliebte beziehen, welche der Dichter durch Untreue gekränkt hat und zu der er nun reuig, verſöhnt und glücklich zurückkehrt. Es herrſcht hier durchweg der Ton des noch feurigen, aber gebändigten und durchgeiſtigten Gefühls, wie ihn Shakſpeare in ſeinen vollendetſten und wohlthuendſten Schöpfungen anzuſchlagen liebt. Wir würden ihnen in einer Sammlung der erotiſchen Poeſien des Dichters das letzte Wort geben, und wären dann ſehr unbeſorgt um die Wirkung des Ganzen auf jeden aufrichtigen und unverkünſtelten Leſer. Es gehört ja eben keine beſondere Bildung und Begabung, ſondern nur ein Gefühl für Wahrhaftigkeit dazu, um dem durch Verſuchungen und Irrthümer zu Klarheit und Lauterkeit hindurch dringenden Dichter menſchlich viel näher zu treten, als einem willkürlich zurecht gemachten Tugend- und Sittſamkeits-Ideal ohne Flecken und — ohne die wechſelnde Farbe des Lebens.

Viel ſchwieriger iſt es für den Leſer des neunzehnten Jahrhunderts, ſich in jener großen Mehrzahl der Sonnette zurechtzufinden, welche mehr oder weniger ausdrücklich Shakſpeare's Verhältniß zu ſeinem ungenannten Freunde behandeln und die denn auch von den Erklärern durch eine ganze Scala möglicher und unmöglicher Auffaſſungen hindurch interpretirt worden ſind, — von der äußerſten Rechten, die eine völlige Lebensgeſchichte des Dichters daraus zuſammenſetzt, bis zur äußerſten Linken, die das Ganze für eine Reihe freier poetiſcher Ergüſſe, wenn nicht Exercitien, ohne alle thatſächliche Unterlage erklärt. Wir unſererſeits, auf die Gefahr hin trivial zu erſcheinen, können nicht umhin die Wahrheit in der Mitte zu ſuchen, oder vielmehr, wir glauben ſie daſelbſt mit ziemlicher Deutlichkeit zu erkennen. Die nicht erotiſchen Sonnette ſcheinen uns nämlich ein dreifaches Gepräge zu tragen. Eine gewiſſe Zahl derſelben zeigt den Dichter als wetteifernden Nachahmer zeitgenöſſiſcher Sonnettiſten und ſichtlich abhängig von der Einwirkung des Zeitgeſchmackes, bemüht das Lob irgend einer, oder vielleicht auch mehrerer, wenn nicht überhaupt fingirter Perſonen in geiſtreiche Verſe zu kleiden. Sie können recht gut einfache poe-

tische Exercitien im Sonnetten-Styl sein und verdanken gegenwärtig wohl einen guten Theil ihres Ruhms (man verzeihe uns die Ketzerei!) dem Namen des Autors. Eine zweite Reihe zeigt unverkennbar den Stempel frischester, individueller Empfindung und läßt uns Blicke von unschätzbarem Werthe in sein Seelenleben, so wie in seine Beziehungen zu den Zeitgenossen thun. Es bleibt dann noch eine Anzahl ganz merkwürdiger Gedichte übrig, wahre Perlen im poetischen Schatze der Menschheit, in welchen der Gedanke von dem speciellen, wirklichen oder fingirten Anlaß in die freiesten Höhen der Betrachtung sich aufschwingt und dem Kenner die reifsten Früchte des Shakspeare'schen Genius in prächtigen Schalen zu heilsamem und erquicklichem Genusse geboten werden. Was ihr Verhältniß zu Shakspeare's Dramen angeht, so erinnern sie uns (versteht sich cum grano salis), an jene lyrisch-didaktischen Poesien unseres Schiller, welche die besten Ergebnisse seiner philosophischen Geistesarbeit in der unzerstörbaren Rüstung der vollendeten Kunstform auf eine ferne Nachwelt zu bringen bestimmt sind — nur daß bei Shakspeare selbstverständlich alles Schul- und Planmäßige fortfällt.

Zu unserer ersten Reihe zählen wir die Sonnette 24, 39, 52, 53, 103, 106, 114, 115, deren Anzahl eine strenge Kritik allenfalls auch noch vermehren könnte. Sie unterscheiden sich auffallend durch künstlich herbeigeholte und zum Theil etwas übergeistreich durchgeführte Bilder und durch eine gewisse Ueberschwänglichkeit eines, wenn man es nachher bei Lichte besieht, doch an concretem Inhalte ziemlich armen Lobes. Da wird (Sonnett 24) der Dichter zum Rahmen für des Freundes, in seinem Herzen sitzendes Bild.

Wie Dienst zum Gegendienst die Augen fügen!
Meins schuf Dein Bild, und Deins ist meiner Brust
Ein Fenster, das der Sonnenstrahl in Lust
Durchlugt, um auszuruh'n auf Deinen Zügen.
Ein Reiz nur muß der Kunst der Augen fehlen:
Sie malen, was sie schau'n, doch nicht die Seelen.

So übersetzt Jordan ganz hübsch und es wird keineswegs an ihm liegen, wenn vielleicht ein ketzerischer Leser diese Bilder, bei aller Ehrfurcht vor Shakspeare, einem frostigen, vom Verstande ausgeklügelten Complimente sehr ähnlich finden sollte. Nicht weniger gesucht ist für unser Gefühl das Lob der Trennung (Sonnett 39), „weil sie nämlich es möglich mache, das andere Selbst, den Freund, zu besingen." Oder Sonnett 52, das den Freund um seiner Seltenheit willen sehr wortreich mit Juwelen, Festtagen, mit dem Schatze des Geizigen vergleicht, oder 53, wo alle Schönheit auf Erden, Adonis und — Helena, Frühling und Herbst ꝛc. zum Abbilde des Freundes wird, oder 103, wo der Dichter beschämt vor dem

Spiegel des Freundes als einem besseren Lobredner desselben zurücktritt, ferner 106, wo alle Dichtung, welche jemals in alten Tagen die Schönheit besungen habe, dies nur in einer Art von prophetischer Voraus-Erkenntniß des „Freundes" gethan haben soll (ungefähr wie die messianischen Weissagungen) und endlich die ganz verzwickten und übergeistreichen Sonnette 114 und 115, deren Metaphern und Syllogismen wie eine verzwickte Sprachaufgabe uns anlocken und necken. Wenn das nicht poetische Kunststücke, einfach Uebungen im Sonnetten-Style sein sollten, so war Shakspeare an ihrer Erschaffung doch sicherlich weit mehr mit seinem Scharfsinne und seiner Verskunst betheiligt, als mit dem Herzen thätig, und es wird keine Versündigung gegen seinen Genius sein, wenn die Theilnahme des Lesers hier über das literarhistorische und das technische Interesse nicht hinausgeht.

Ganz anders belohnt sich schon das Studium der zweiten, unverkennbar von lebendigen, persönlichen Beziehungen und vom warmen Gefühl getragenen Gruppe. Shakspeare's „Freund," der hier besungen wird, mag Graf Southampton sein oder ein Anderer, gewiß ist es, daß es dem Dichter gelingt, ihm unsere Herzen zu gewinnen und der ganzen, wahrhaft dramatischen Entwickelung des geschilderten Verhältnisses unsere warme Theilnahme zuzuwenden. Befremdend, d. h. für den der Shakspeare'schen Zeit unkundigen Leser, ist vorerst allerdings der große Nachdruck, welcher überall auf die körperliche Schönheit des Freundes gelegt wird. Wir haben es nicht mit einem Altersgenossen, etwa einem geistigen Mitstreiter zu thun, wie wir dieselben an der Seite der Literatur-Heroen unserer classischen Epoche zu sehen gewohnt sind.

Du hast ein Frau'ngesicht, das die Natur
Dir selbst gemalt, Herr-Herrin meiner Liebe!
Ein mildes Frauenherz, doch ohne Spur
Von weibisch-launischem Wechsel seiner Triebe.
Ein hell'res Aug', und minder falsch im Rollen,
Den Gegenstand vergoldend, drauf es scheint
Und Mann und Frau muß Dir Bewund'rung zollen,
Der Beider Macht und Zauber in sich eint.
Zum Weib wardst Du zuerst bestimmt, doch machte
Dann die Natur, selbst ganz verliebt in Dich,
Den Zusatz, der mein Hoffen um Dich brachte,
Dir Gaben leihend, nutzlos ganz für mich.
Da sie Dich schmückte für der Frauen Liebe:
Weih' mir Dein Herz, und ihnen Deine Triebe.

So übersetzt Bodenstedt musterhaft das erste Sonnett, welches für die Persönlichkeit des Freundes die nachher vielfach mit Begeisterung und da auch wohl etwas übertrieben und manierirt ausgeführten Grundzüge

giebt. Sie würden auf den Grafen Southampton, der neun Jahre jünger als Shakſpeare und anerkannt die Blume der engliſchen Ritterſchaft war, vortrefflich paſſen. Denen aber, welche, wie der im erſten Theile dieſer Studie genannte Erfinder des Shakſpeare-Schlüſſels, etwa in Gefahr gerathen ſollten, dabei an ſchmutzige Dinge zu denken, rathen wir einen Blick in die im italieniſch-antikiſirenden Geſchmacke gearbeiteten zeitgenöſſiſchen Gedichte und in deren antike Vorbilder, beſonders Ovid, an. Wenn nicht die Reinheit ihrer Phantaſie, ſo doch ihre Achtung vor Shakſpeare wird dabei ſicher gewinnen, und ſie werden ihm weiter kein Verbrechen daraus machen, daß er in Uebereinſtimmung mit der Zeitſitte auch die männliche Schönheit eines poetiſchen Lobes werth hielt. — Zunächſt dieſen Galanterien ſtehen dann die erſten ſiebenzehn Sonnette der engliſchen Ausgaben, welche den Freund unter Anwendung einer Fülle geiſtreichſter Bilder und pointirter Redewendungen auffordern, nicht mit ſeiner Vermählung zu zögern, damit nicht die Welt einſtmals ein Abbild ſeiner Züge vermiſſe. Man hat dabei an Southampton's Vermählung mit Lady Vernon gedacht — wohl mit Unrecht, denn dieſe erfolgte unter dem freieſten Antriebe der Leidenſchaft gegen den ausdrücklichen Willen Eliſabeth's und Southampton bedurfte dabei ſicher mehr des Abmahnens als des Zuredens. Eher möchten wir väterliche Hintergedanken des die Verlockungen der Welt für ſeinen gar zu glänzend ausgeſtatteten Freund fürchtenden Dichters vermuthen und die gedachten Sonnette würden dann in die glücklichen Tage jener innigen Seelengemeinſchaft fallen müſſen, zu welcher ſich nach Ueberwindung der erſten Hinderniſſe und Bedenken und ſo mancher Störungen dieſes Verhältniß ſpäter entwickelte.

Welcher Art dieſe Bedenken, Hemmniſſe und Störungen waren, darüber liefern die Sonnette eine reiche und vollſtändige Auskunft, und zwar hat dieſe bei den Freunden und Verehrern des Dichters bekanntlich noch weit mehr Kopfſchütteln erregt, als die wunderlichen Liebesgeſtändniſſe, die wir oben erwähnten. Obenan ſteht, und zwar in einer nur vom Standpunkte des ſechszehnten Jahrhunderts und der ſpeciellen Verhältniſſe Shakſpeare's aus begreiflichen Weiſe, das zerknirſchende Bewußtſein einer niedrigen, verachteten geſellſchaftlichen Stellung und in Folge deren eine bis zur Demuth gehende Unterordnung unter den jüngeren, aber vornehmeren Mann. Wer kennt nicht die ſo oft citirten Klagen des 29. Sonnets, wo der Dichter ſeinen ausgeſtoßenen Stand beklagt, den tauben Himmel mit nutzloſem Weheruf beſtürmt und ſein Schickſal verflucht! Leider ſteht dieſer Ausbruch einer hoffnungsloſen, zerknirſchten Unzufriedenheit nicht vereinzelt da in den Sonnetten (vergl. Sonnett 25, 36, 112). Shakſpeare geht ſo weit, ſeinen Freund in ſchmerzlichſter Reſignation vor

zu öffentlichen Beweiſen ſeiner Liebe zu warnen, damit er ſeine eigene Ehre nicht ſchädige. Er ſpricht von ſich, wie von einem Stiefkinde des Glücks, und ſteigert ſeine Dankbarkeit gegen den Freund bis zu einer unſeren Empfindungen ſehr fremd gewordenen ſelbſtloſen, demüthigen Hingebung und Unterwürfigkeit. Auf die erſten begeiſterten Jubelrufe über das im Freunde errungene Glück folgen Andeutungen über eine plötzliche Wendung der Dinge, über Kälte und Launen des Freundes, und zwar in einem Tone zärtlich-hingebenden Seelenſchmerzes, wie wir ihn heute kaum im Paroxysmus einer idealen Jugendliebe anzuſchlagen und zu hören gewohnt ſind. Wir leſen im 87. Sonnett (nach Jordan):

Als Du Dich gabſt, gebrach Dir Selbſterkenntniß,
Falls Du nicht mich, dem Du Dich gabſt, verkannt;
Zum Geben trieb Dich nur ein Mißverſtändniß,
Zum Wiedernehmen Einſicht und Verſtand.
Ich hatte Dich, ich hatte Fürſtenmacht.
Es war ein Schmeicheltraum — ich bin erwacht.

Sonnett 88 führt zierlich und geiſtreich den Gedanken aus, daß der Freund dem Dichter wohlthue, indem er ihn verſtoße: denn dadurch, von einem Unwürdigen ſich trennend, erhöhe er ſeinen eigenen Werth und das komme denn auch dem Dichter zu Gute, der ja des Freundes Werth und Glück weit höher als das eigene ſchätze! Von der ſeltſamſten Bethätigung dieſer Demuth war ſchon oben bei Beſprechung der erotiſchen Sonnette die Rede. Alles in Allem können wir es, aufrichtig geſprochen, keinem dilettantiſchen Verehrer Shakſpeare's verdenken, wenn er ſich in dieſen eigenthümlichen Bekenntniſſen auf den erſten Blick keineswegs auch nur mit dem kühlen Verſtande zurecht findet, geſchweige daß er darüber hinweg ſofort zu einem reinen Genuſſe gelangt.

Und dennoch — ganz abgeſehen von alle den gewichtigen Erklärungen und Entſchuldigungen, welche aus der Betrachtung der engliſchen Standesverhältniſſe im ſechszehnten Jahrhundert, ſpeciell des unwürdigen, auf den Schauſpielern laſtenden Druckes ohne den mindeſten Zwang ſich hernehmen laſſen — ſo genügt ſchon eine wirkliche und eingehende Vertiefung in den Wortlaut dieſer Gedichte, wie ſie da vor uns ſtehen, losgelöſt von allen Bedingungen der Zeit und des Ortes, um die Stimmung des Leſers vollſtändig zu ändern, und ohne alle künſtliche Deutungen à la Barnſtorff die reinſte menſchliche Theilnahme an die Stelle des Befremdens treten zu laſſen. Wir haben dieſe Erfahrung an uns ſelbſt und zahlreichen Freunden gemacht; auch ſind wir, mit uns zu Rathe gehend über die Gründe derſelben, mit nichten vor dem unerklärbaren Etwas einer myſtiſch-äſthetiſchen Anbetung ſtehen geblieben. Vor Allem entzückte uns bei jeder wiederholten Leſung mehr die grundehrliche Herzlichkeit, die ächte

Wahrheit der Empfindung und des Ausdruckes, die an zahlreichen Stellen das Conventionelle ſiegreich ſchmilzt und durchbricht und ſchließlich den erkältenden Zweifel ſchwinden macht, wie die Sonne den Nebel. Die Sonnette ſind gerade in dieſer Beziehung nur mit dem Allerbeſten zu vergleichen, was Shakſpeare ſelbſt, der Dichter der Wahrheit und Natur, in ſeinen ſonſtigen Werken geleiſtet hat. Es klingen da Töne an, die uns ſelbſt dann unbedingten Glauben an die Aufrichtigkeit des Ausdrucks abzwingen, wenn Shakſpeare ſeinen jungen, vornehmen Freund ſeine „zehnte Muſe“ nennt (Sonnett 100), der er beides, Kunſt und Inhalt ſeiner Dichtung, verdanke. Wir entſchlagen uns des Verdachtes falſcher Beſcheidenheit, wo auf begabtere zeitgenöſſiſche Dichter und ihre glänzenden Fortſchritte hingewieſen und der Freund gebeten wird, jene um ihres Styls, Shakſpeare aber um ſeiner Liebe willen zu leſen (S. 32). Wir finden ſchließlich den Preis der körperlichen Schönheit des Freundes, die bewundernde Anerkennung ſeiner Macht, ſeines Einfluſſes, ja ſeines ſouveränen, jeder Rechenſchaft überhobenen Willens ganz unbedenklich — denn alle dieſe Kundgebungen werden, zweifellos für unſer Gefühl, durch eine aus innerſter Seelengemeinſchaft entſproſſene Liebe geadelt, wie der Dichter ſelbſt ſie ſo unvergleichlich in den wunderſchönen Worten des 110. Sonnetts zu ſchildern weiß (vergl. Bodenſtedt's Ueberſetzung im erſten Theile dieſes Aufſatzes p. 496), und ſo glauben wir gern in des Freundes Seele, was das 82. Sonnett dieſem ſagt (nach Bodenſtedt):

Doch glaub' mir, wenn auch Alle ſie
Dich überſchwänglich lobend ſich vereinen,
So ſchlicht und wahrhaft findeſt Du doch nie
Dein Bild in ihren Worten als in meinen.
Man braucht nur Schminke, wo natürlich Roth
Den Wangen fehlt — bei Dir thut es nicht Noth.

Die vielfachen Schilderungen des reinen Glückes dieſer Freundſchaft werden in dieſer Atmoſphäre der Aufrichtigkeit und des ächten Gefühls vollkommen natürlich, zumal — und dies iſt nun wohl zu betonen — da es neben dem Allen denn auch an Kundgebungen eines ächt männlichen, ohne alle Umſtände ſich gelegentlich äußernden Selbſtgefühls keineswegs fehlt. Shakſpeare mag noch ſo bereitwillig das Verdienſt ſeiner Nebenbuhler, ihre claſſiſche Bildung, ihre Beherrſchung der Sprache, alle die Eigenſchaften, welche ihnen die Gunſt des eleganten, literariſchen Publicums gewinnen, anerkennen; er verliert darum keinen Augenblick das klare Bewußtſein der Ueberlegenheit ſeiner von Natur und Wahrheit dictirten Gedichte über allen rhetoriſchen, wenn auch noch ſo glänzenden Schwulſt. Er weiß ſehr wohl, daß ſein vornehmer Freund im Grunde kein ſchlechtes Geſchäft macht, indem der Dichter ihm ſeine treue Liebe mit Unſterblich-

keit lohnt, und er nimmt keinen Anſtand, ihm dies ſein exegi monumentum mit ſo unbefangenem Selbſtgefühl in's Geſicht zu ſagen, wie es nur je ein Dichter beſaß; nur daß er, dem Römer ungleich, mit ſeiner Perſon völlig zurücktritt und nur die Unſterblichkeit ſeines Liedes betont, ganz entſprechend ſeiner bekannten Unbekümmertheit um literariſchen Nachruhm, die ja ſelbſt die Sorge für Veranſtaltung einer Geſammtausgabe ſeiner Werke den überlebenden Freunden ließ. Man muß dieſen Zug Shakſpeare's im Auge behalten, um z. B. Sonnett 81 zu verſtehen (nach Bodenſtedt):

Entweder ſchreib' ich noch die Grabſchrift Dir,
Oder Du ſiehſt mich modern in der Erde;
Doch Dein Gedächtniß nimmt kein Tod von hier,
Ob Alles auch von mir vergeſſen werde.
Dein Name ſoll ein ewiges Denkmal haben,
Rafft mich der Tod auch unbemerkt dahin.
Ich werd' in dunkler Erde Schooß begraben,
Doch Du bleibſt in der Menſchen Aug' und Sinn.
Doch ſetz' ich mein Gedicht als Monument,
Das einſt noch ungeſchaff'ne Augen leſen,
Und künftiger Geſchlechter Mund Dich nennt,
Wenn alle Athmer dieſer Zeit verweſen.
Denn meine Lieder geben von Dir Kunde,
So lange Odem weht aus Menſchenmunde.

Der Doppelgedanke dieſes Gedichtes würde im Munde des beſcheidenſten Sängers unſerer literariſch-induſtriellen Zeit, in der man den Leuten ſchon bei lebendigem Leibe eigenhändig geſchriebene Nekrologe für das Converſations-Lexikon abverlangt, als eitel Koketterie erſcheinen. Aber wir begreifen ihn, wenn wir uns erinnern, daß Shakſpeare in der freien Muße ſeiner letzten Jahre ſeine Werke ihrem Schickſale ebenſo überließ, wie vorher im Drange ſeines bewegteſten Künſtlerlebens, wo er bekanntlich mit ſeltener Langmuth ſich von den Nachdruckern hat plündern laſſen. Das Zurücktreten aller perſönlichen Beziehungen und Stimmungen hinter die Geſetze des geiſtigen Schaffens iſt einmal ein Grundzug der Shakſpeare'ſchen Kunſt und es iſt nur natürlich, daß des Dichters damit zuſammenhängende Geſinnung ſich auch da nicht verleugnet, wo im traulichen Herzenserguß das der ächten Kraft gleichwohl innewohnende Bewußtſein über den Werth ihrer eigenen Leiſtungen ſo unbefangen hervortritt, wie in den zahlreichen Sonnetten (18, 19, 55, 60, 63, 65, 74, 81), die über die Unvergänglichkeit des dem Freunde in dieſen Gedichten geſicherten Nachruhms ſich ausſprechen. Es hängt damit nahe zuſammen, daß Shakſpeare's reſignirte Beſcheidenheit gegenüber den äußeren, ihn vom Freunde trennenden Lebensverhältniſſen ihn keineswegs hindert, in dem gegenſeitigen Seelenverkehr ſeine Würde, und wo es darauf ankommt,

auch das Recht ſeiner überlegenen Einſicht und ſeiner höheren ſittlichen Reife zu wahren. Er läßt es ſich, wie wir ſahen, geduldig gefallen, daß der junge, ſchöne, vornehme Freund ihm eine Geliebte äußerſt zweifelhaften Werthes abwendig macht: aber bedenklichen Verirrungen ſeines Lieblings gegenüber iſt er darum weder blind noch ſtumm. Er macht ſein „Alter" auch da geltend, wo es ihm Rechte gewährt. Er warnt wiederholt und dringend vor dem gefährlichen Wohlgefallen an gemeiner Schmeichelei. Das 84. Sonnett wird darin ſogar ſehr aufrichtig:

You to your beauteous blessings add a curse,
Beeing fond on praise, which makes your praises worse,

wie Jordan überſetzt:

Muß dennoch Deinen Werth ein Makel ſtören?
Du biſt zu ſehr erpicht, Dein Lob zu hören!

Ein ander Mal muß der Freund es ſich ſagen laſſen, daß er ſich zu gemein mache mit allerlei Volk, das ſeine Güte und — ſeine Eitelkeit mißbraucht (Sonnett 69). Die Sonnette, welche am jubelndſten, nach Ueberwindung aller Hemmniſſe und Mißverſtändniſſe, den vollen und reinen Beſitz gegenſeitiger Liebe feiern, laſſen uns keinen Zweifel darüber, daß der Dichter nie der Mann geweſen war, ſich im mindeſten aufzudrängen (85, 100, 101, 102, 109, 110), und es finden ſich in der Sammlung ſogar ein Paar merkwürdige Gedichte vor, in welchen ſich die Sprache des zärtlichen Freundes ganz in die des ernſt-beſorgten väterlichen Rathgebers verwandelt. Er ſolle ſich (Sonnett 96) vor denen hüten, die ſeine Fehler ſchön finden, wie den am Finger der Königin von den Höflingen als Demant bewunderten Glasſtein! Wie es den Lämmern wohl gehen würde, wenn der Wolf ſich des Lammes Unſchuldsmiene geben könnte? Noch ſtärker drückt Sonnett 95 ſich aus. Der Freund muß da hören, daß er die Schande ſüß und lieblich mache, welche, wie der Wurm in der duftenden Roſe, die Schönheit ſeines knospenden Namens beflecke! Der ſchärfſte Stahl, das ſolle er doch bedenken, verliere ſchlecht gebraucht ſeine Schärfe. Und von hier aus erhält denn auch die geheimnißvolle Sprache des 94. Sonnetts ihr vollkommenes Licht: eine eindringliche, vollwichtige Mahnung an die Pflichten, welche die Natur durch die Fülle ihrer Gaben ihren Lieblingen auferlegt, ein ernſtes und unſchätzbares Wort über Shakſpeare's Anſichten von der Bedeutung des „Adels in der ſittlichen Welt," ſo recht aus der Tiefe und dem Mittelpunkte ſeiner ſittlichen Weltanſchauung gefloſſen. Wir mögen es uns nicht verſagen, es in Bodenſtedt's der Hauptſache nach muſterhaften Ueberſetzung hier wiederzugeben:

Wer Macht zu ſchaden hat und es nicht thut,
Wer die Gewalt hat, doch ihr Wirken hemmt,

Wer, Andre rührend, ſelbſt beherrſcht ſein Blut,
Kalt wie ein Stein bleibt, der Verſuchung fremd:
Der iſt des Himmels Liebling, und mit Recht,
Der zeigt den weiſen Haushalt der Natur,
Wie ſein Geſicht, beherrſcht er ſein Geſchlecht,
Die Andern dienen ſeiner Hoheit nur.
Des Sommers Blume iſt des Sommers Zier,
Ob ſie auch blüht und welkt für ſich allein.
Doch, ſteckt ein gift'ger Todeskeim in ihr,
Wird uns das ärmſte Unkraut lieber ſein:
Denn nicht ſo grell verkehrt ſich Duft und Weſen
Bei Unkraut, als bei Lilien, die verweſen.*)

Und hier hätten wir denn auch bereits das Gebiet der Sonnette betreten, welche, mit perſönlichen Beziehungen nur noch loſe verknüpft, in ſelbſtändiger Erwägung ſittlicher Fragen ihren Schwerpunkt finden. Sie ſcheinen durchweg einer ernſten Kriſis in des Dichters Entwickelung, einem Wendepunkt ſeiner Erfahrungen und Anſchauungen anzugehören. Sein Blick ruht in düſterer Entſchloſſenheit auf den unerbittlichen Widerſprüchen des Lebens und erforſcht ſchonungslos die traurige Kehrſeite der Dinge. Aus der Fülle des Genuſſes und der Kraft ſchreckt ihn der Gedanke an die Vergänglichkeit auf (nach Bodenſtedt):

Seh' ich des Alterthums erhab'ne Pracht
Unter dem Todeshauch der Zeit verwittern,
Den höchſten Thurm der Erde gleich gemacht
Und ewiges Erz vor Menſchenwuth erzittern.
. . . . . .
Kommt mir bei den Ruinen der Gedanke:
Auch meine Liebe nimmt mir einſt die Zeit.
Solch' ein Gedank' iſt wie ein Tod, es treibt
Zum Weinen, daß man hat, was doch nicht bleibt.

Und dann rückt der Hinblick auf die eigene, unter der rieſigen Arbeit und den Aufregungen ſeines doppelten Wirkens als ſchaffender und darſtellender Künſtler wohl früh untergrabene Lebenskraft die umgekehrte Anwendung derſelben Vorſtellung in noch verhängnißvollere Nähe. Er vergleicht ſich (Sonnett 141) mit dem entblätterten Herbſt, mit der in's Nachtdunkel dahingleitenden Dämmerung, mit dem verglimmenden Feuerbrand auf der Aſche ſeiner Jugend. Deswegen, fügt er hinzu, liebe der Freund ihn um ſo herzlicher, in Vorausſicht ſeines nahen Verluſtes.**)

*) Eigentlich: Die ſüßeſten Dinge können durch ihre Thaten die bitterſten werden: verweſende Lilien riechen viel ſchlechter als Unkraut:
For sweetest things turn sourest by their deeds:
Lilies that fester smell far worse than weeds.

**) Wir wollen es nicht verhehlen, daß dieſe ſo zu ſagen contrapunktiſche Behandlung deſſelben Gedankens gerade in dieſen beiden Sonnetten uns ernſtliche Zweifel an der Realität des in ihnen erwähnten Freundſchaftsverhältniſſes erregt. Einem

ner dritten noch eigenthümlicheren Variation deſſelben Themas begegnen
r im 67. Sonnett, wo nicht der Dichter ſelbſt, ſondern der vielleicht
ir fingirte Freund gemahnt wird, der Alles vernichtenden Zeit zu ge-
nken, welche ſeinen Reiz nur einſtweilen verſchone, um dann ihre Schuld
ſto unerbittlicher einzutreiben. Es iſt uns, als tönte hier ein Wider-
ll von Hamlet's Kirchhofsbetrachtungen zu uns herüber. Und noch
iſterere Schatten umlagern die Seele des Dichters, wenn er in den in-
rſten Kern des die Breite des Lebens füllenden Menſchentreibens ſich
rtieft, von dem unſer Selbſtbewußtſein doch ſo gern annimmt, daß es
oder über dem endloſen Schöpfungs- und Zerſtörungsproceß der phy-
chen Natur das Moment des ſtetigen, unaufhaltſamen Fortſchritts zu
rtreten beſtimmt iſt. Seine Seele betrachtet mit bitterem Mißtrauen,
enn nicht mit Verzagen und Ekel dieſe ganze, „der Gottheit lebendiges
leid wirkende" wimmelnde Arbeit. Er beklagt den „Freund," den reinen
ebling der Natur, daß das Schickſal auch ihn verurtheile, in der Peſt-
ft zu leben, durch ſeine Gegenwart die Nichtswürdigkeit zu ſchmücken,
id durch ſeine Trefflichkeit den Schlechten eine Anleitung und Verlockung
m Heucheln zu werden. Und eine wahrhaft tragiſche, herzzerreißende
lage tönt uns, indem wir dieſe dunkele Ader verfolgen, aus den bekann-
n Worten des 60. Sonnetts entgegen. Es lautet bei Jordan:

Nach Grabesruhe ſehn' ich mich ermattet:
Denn das Verdienſt erblick' ich bettelarm,
Das leere Nichts mit Reichthum ausgeſtattet,
Die reinſte Treue in des Meineids Arm,
Als Beute der Gewalt die Huld des Weibes,
Der Schande Kleid mit Ehrengold verbrämt,
Des Geiſtes Würde, wie die Kraft des Leibes,
Durch Tyrannei verkrüppelt und gelähmt,
Die Kunſt im Zungenzaume der Beamten,
Die Weisheit in der Thoren Vormundſchaft,
Die Wahres ſtets als Unverſtand verdammten,
Und alles Gute in des Böſen Haft.
Das bin ich ſatt und ſtürbe gern — Ach, bliebe
Da nur nicht völlig einſam meine Liebe.

Man glaubt Hamlet oder Timon mit dem Leben hadernd zu hören,
id wir finden es, beiläufig geſagt, nur zu natürlich, daß ein feiner Shak-

jüngeren Freunde gegenüber wäre das erſtere, einem älteren gegenüber das zweite auffallend. Dagegen werden beide leicht verſtändlich, wenn man annimmt, der Dichter habe einfach ſeiner von ſchwermüthigen Bildern der Vergänglichkeit beherrſchten Stimmung einen doppelten Ausdruck gegeben, ohne etwa eine beſtimmte Perſon vor Augen zu haben. Ueberhaupt fällt das in den Sonnetten vielfach hervortretende Beſtreben, einem und demſelben Gedanken von verſchiedenen Seiten beizukommen, ein einmal fixirtes Bild im mannichfaltigſten Lichte zu zeigen, gegen die Verſuche, dieſelben ſämmtlich als biographiſche Denkmale auszubeuten, ſchwer in's Gewicht.

ſpeare-Kenner*) ſich hier an den Quietismus unſeres größten, vor den Kämpfen der Zeit ſo gern das Auge ſchließenden Dichters erinnert fühlt, obgleich es uns ſchwer wird, Angeſichts des in Shakſpeare's Dramen pulſirenden und ſelbſt in den Schlußſcenen des Hamlet und des Timon zu vollem Rechte kommenden thatkräftigen, willensſtarken Lebens dieſe Auffaſſung zu theilen. Höchſtens können und müſſen wir zugeben, daß Shakſpeare, wie am letzten Ende mehr oder weniger wohl die meiſten, nicht auf der ſonnebeglänzten Oberfläche der Dinge vegetirenden Menſchen, ſich ſehr gründlich davon überzeugt haben wird, „wie herb des Lebens innerſter Kern iſt," und daß es Augenblicke gegeben hat, in welchen ſelbſt ſeine gewaltige Natur zuſammen ſchauderte vor den Geheimniſſen der Tiefe. Was uns aber ſelbſt hier, wo ſo zu ſagen ein Blick in die Kriſis der um die Beherrſchung des Lebens ringenden Gedankenſchlacht uns geſtattet iſt, was auch hier in der Stunde der Gefahr und des Zweifels über den endlichen Ausgang uns vollkommen beruhigt, das iſt das ſtark und feſt ausgeprägte Princip dieſer ganzen geiſtig-ſittlichen Entwickelung, wie es an mehr als einer Stelle mit ſiegreicher Klarheit vor uns aufleuchtet, den unwandelbaren Sternen über der tobenden Fluth vergleichbar. Wir meinen hier den nie verkennbaren Grundzug des Shakſpeare'ſchen Charakters, ſeine goldächte Wahrheitsliebe, ſeinen Abſcheu vor allem Schein und allem Gemachten, der Allem, was er geſchaffen, mit ſo unauslöſchlichem Stempel aufgeprägt iſt. Zu zeigen, wie dieſer Familienzug die geſammte Reihe ſeiner Dramen verbindet, iſt hier nicht der Ort. Dagegen ſei hier an einige Sonnette erinnert, in welchen jener ſittliche Inſtinct ſich concentrirt, wie, um ein Shakſpeare'ſches Bild zu gebrauchen, wie der Geiſt der Roſen in einem Tropfen duftenden Roſenöls. Das ganze Verhältniß zu dem geheimnißvollen Freunde iſt, wie wir ſchon oben andeuteten, von dieſer Geſinnung durchathmet. Im 68. Sonnett erſcheint jener dem Dichter als Vertreter der alten Zeit (wann war ſie nicht eine „alte"?), da die Schönheit lebte und ſtarb wie die Blume, da man „die goldenen Flechten noch nicht den Todten nahm, um ſie auf einem anderen Haupte ein zweites, ein Scheinleben, führen zu laſſen:" jener alten, heiligen Stunden, wo man „noch nicht mit eines Andern Grün ſich einen Sommer zurecht machte," nicht das Alte beraubte, um die eigene Schönheit neu zu kleiden. Dem zunächſt ſtehen die herrlichen Sonnette 123, 124, 125, ergreifende Ausführungen des Gedankens, daß die uneigennützige Treue und Liebe, auf

*) Alexander Schmidt in der Abhandlung: „Milton's dramatiſche Dichtungen" eine Vorleſung. Königsberg 1864. Die angezogene Stelle ſteht p. 19. Wir ergreifen übrigens mit Vergnügen dieſe Gelegenheit, um die ſehr intereſſante und gediegene Studie den Freunden der engliſchen Literatur zu empfehlen.

ächter Herzensgemeinſchaft ruhend, der einzig bleibende und unzerſtörbare Beſitz iſt, geſichert vor den von der Selbſtſucht gehetzten und gepeinigten „Narren der Zeit.“

Nie rühme dich, o Zeit, mein Herz zu ändern
Durch ſtolze Größen deiner neuen Macht;
Nichts Neues, Fremdes zeigt mir ihre Pracht,
Bekanntes nur in modiſchen Gewändern.
. . . . . .
Du lügſt, o Zeit, wie deine Weltgeſchichte;
Nichts war, Nichts iſt für mich bewundernswerth.
Von deiner ſteten Haſt vermehrt, verzehrt,
Iſt Alles Lug, worauf den Blick ich richte.
Getreu zu ſein gelob' ich immerdar,
Das bleibt trotz dir und deinem Wechſel wahr.

(Nach Jordan.)

Und dann das wundervolle Sonnett 124, von Bodenſtedt ſo meiſterhaft überſetzt:

Wär' meine Lieb' ein Kind des Standes blos,
Würd' ſie als Glücksbaſtard leicht vaterlos
Und nach der Zeiten Liebe oder Haß
Blum' unter Blumen ſein, Gras unter Gras.
Nein: ſie ſteht feſt, vom Zufall unbedroht!
Der Pomp der Zeiten ſchafft ihr keine Noth,
Sie fällt nicht durch der Knechtſchaft Mißbehagen,
Wozu die Mode ruft in unſern Tagen.
Sie fürchtet nicht die Ketzerinn Politik,
Die feil auf kurze Zeit ſich werben läßt, —
Voll Weisheit ſelbſt beherrſcht ſie ihr Geſchick,
Steht hoch, in Sturm wie Hitze wetterfeſt.
Hiefür ruf' ich die Narr'n der Zeit als Zeugen,
Die, ſündig lebend, fromm im Tod ſich beugen.

Es wird uns ſchwer, hier aufzuhören, Angeſichts der zahlreichen Stellen, an welchen dieſe eigentliche Goldader des Shakſpeare'ſchen Charakters, dieſe innerſte Wahrhaftigkeit und Geſundheit ſeines Weſens in dem reichen Schacht der Sonnette, unter den krauſen Zierrathen des häufig wunderlichen Styls und in dem Dunkel geheimnißvoller, zu großem Theil der Kunſt des Erklärers wohl abſichtlich ausweichenden Beziehungen, mit ihrem milden, reinen Glanze vor uns zu Tage tritt. Was hier mitzutheilen und auszuführen der Raum verſtattete, wird hoffentlich genügen, um unſere Ueberzeugung zu rechtfertigen, dahin gehend, daß auch dieſe Hinterlaſſenſchaft des Dichters die Summe des ihr beſtimmten intenſiven und extenſiven Wirkens noch lange nicht erfüllt hat und daß eine Zeit kommen wird, in welcher auch die meiſten Nummern der Sonnett-Sammlung aus einem Gegenſtande des Studiums für die näheren Freunde

des Dichters ſich in ein Gemeingut der für ächte Poeſie zugänglichen Leſewelt verwandeln werden. Daß wir beide hier beſprochene Ueberſetzungen, jede in ihrer Art, als einen ſchätzens- und dankenswerthen Fortſchritt auf dem Wege zu dieſem Ziele und als eine wirkliche Bereicherung unſeres [illegible]en poetiſchen Hausſchatzes aus voller Ueberzeugung anerkennen und Allii[illegible]len, wollen wir hier nochmals betont haben.

Tren.
Staat
nur

F. Kreyßig.

Politiſche Correſpondenz.

Berlin, Anfang Juli.

Eine Zeit voll ſpannender Ereigniſſe, voll wichtiger Entſcheidungen liegt hinter uns! Zwei Monate ungefähr ſind jetzt verfloſſen, als die Conferenz zuſammentrat, die den Siegeslauf der deutſchen Waffen hemmen und die Integrität der däniſchen Monarchie unter den Schutz Europas ſtellen ſollte. Einige Wochen hatte ſie getagt, da lag das Londoner Protokoll zerriſſen vor ihren Füßen. Preußen, von Frankreich im Stillen begünſtigt, hatte ſeinen öſterreichiſchen Alliirten mit ſich fortgeriſſen. Die Conferenz fügte ſich in das Unvermeidliche; ſie geſtand einen ſelbſtändigen Staat Schleswig-Holſtein zu und fing an über ſeine Grenzen zu berathen. Das war der erſte Erfolg, den wir davontrugen.

Aber der Erfolg ſchien doch größer, als er war; denn ſofort auf dem neuen Terrain zeigte ſich die alte Mißgunſt gegen das Wachsthum Deutſchlands. Man wollte uns Holſtein und einen Fetzen von Schleswig geben, nicht mehr. Von dem Anerbieten einer Theilung nach Sprache und Nationalität, oder vielmehr nach den Wünſchen der Bevölkerung war keine Rede. Von Neuem ſuchte England um die franzöſiſche Cooperation nach; als es abgewieſen wurde, ſchien es entſchloſſen, allein den Krieg zu beginnen. Unſer Alliirter blickte ſehnſüchtig nach dem Frieden; da ſtellten wir ihm noch einmal die Wahl, entweder bei uns auszuharren, oder uns den Ruhm der Durchführung der nationalen Sache und alle Chancen vortheilhafter Bündniſſe zu überlaſſen; und er blieb. Wir boten der europäiſchen Verwickelung muthig die Stirn und England trat bei Seite. Wir ſprengten die Conferenz und der Krieg blieb localiſirt. Das war der zweite und der größere Erfolg der preußiſchen Politik.

Seitdem iſt der Kampf mit friſcher Energie wieder aufgenommen; wenige Tage nach dem Wiederausbruch des Krieges hatte ſich das Heer einer neuen, ſchönen Waffenthat zu rühmen. Es iſt die Hartnäckigkeit unſeres Gegners, die uns zu dieſem zweiten Feldzug nöthigt, und er hat die Koſten davon zu tragen. Wie er ſich losgeſprochen hat von ſeinen in London gemachten Friedensvorſchlägen, ſo ſind auch wir von den unſrigen frei. Es verſteht ſich, daß den erhöhten Opfern auch erhöhte Forderungen entſprechen müſſen. In London war die Lage der Dinge noch der Art, daß wir einer Abtretung des ſchleswigſchen Nordens

uns nicht unbedingt widersetzen konnten. Das ist jetzt anders. Selbst Lord Palmerston hat begriffen, „daß es sich bei dem nunmehrigen Kampfe zwischen Deutschland und Dänemark um ganz Schleswig, nicht blos um den gemischten Theil desselben handeln werde;" und er hat die Zustimmung Englands im Voraus gegeben, indem er das in seinem Munde ganz neue Zugeständniß machte, [illegible] Kampf um Schleswig von dem Kampf um die Unabhängigkeit Dänemarks unterscheiden sei. Wir mögen, wie Herzog Friedrich es noch kürzlich gethan, dem Grundsatz beharren, daß die Nordschleswiger nicht mit Gewalt bei Deutschland gehalten werden sollen; aber eine deutsche Stadt, wie Hadersleben, können wir nach Schluß eines zweiten siegreichen Krieges nicht mehr fahren lassen, selbst wenn im Süden und Südwesten von ihr die ländliche Bevölkerung ihre dänische Sympathien nicht verlieren sollte. Das Princip der Theilung ist heute beseitigt; und es handelt sich nun darum, mit der dänischen Wirthschaft im schleswigschen Norden vollständig aufzuräumen und die bereits sich regenden, aber der Führung bedürftigen Landbewohner über den Nutzen ihres Anschlusses an den Süden aufzuklären, damit — was unsere Waffen gewonnen, nun auch durch das Votum der Bevölkerung oder ihrer neugewählten Vertreter bei uns festgehalten wird. —

So haben die Discussionen der Conferenz, deren Mittelpunkt seit einem Monat die Theilung war, nur noch ein historisches Interesse; aber ein Interesse, lebendig genug, um uns zur Wiederaufnahme unserer jüngsten Darstellung zu berechtigen. Wir brachen an dem Punkte ab, als die Conferenz im Begriff war, von dem Princip der Integrität zu dem der „Zerstückelung" Dänemarks überzugehen; ein Uebergang, der bekanntlich durch die preußische Depesche vom 15. Mai entschieden wurde. Die (fünfte) Sitzung vom 17. Mai fiel noch in die Grenzscheide von Personalunion und Trennung. Die beiden deutschen Mächte erklärten, daß ein solider und dauerhafter Friede nur herzustellen sei, wenn den Herzogthümern absolute Garantien gegen die Wiederkehr einer ausländischen Unterdrückung gegeben würden. Diese Garantien seien nur in ihrer „vollständigen politischen Unabhängigkeit und engen Verbindung" zu finden. Die Erbfolgefrage, deren Lösung der Bund suspendirt habe, bleibe vorbehalten. Der dynastische Verband mit Dänemark war also noch als möglich hingestellt; indessen bemerkte der Bundesbevollmächtigte sofort, daß er sich dem preußisch-österreichischen Vorschlage nicht angeschlossen habe und daß der Bundestag keinem Abkommen beitreten werde, welches die Union zwischen den Herzogthümern und Dänemark wiederherstelle. So wurde das Angebot der Personalunion nur in sehr unsicherer Weise gemacht. Die Dänen aber waren jedenfalls nicht gemeint, diese der herrschenden Partei verhaßteste Form der Lösung anzunehmen. Sie erklärten den Plan sofort für unzulässig, und somit war der Hebel zur weiteren Fortschiebung der Sache gegeben. In Berlin war man seit dem Anfang Mai für das Princip der Trennung entschlossen und bemüht, Oesterreich hinüberzuziehen. Das Wiener Cabinet leistete langen und hartnäckigen Widerstand; in der Depesche vom 19. Mai ward ihm die Pistole auf die Brust gesetzt. Es kam hinzu, daß England mit Rücksicht auf die Kopenhagener Stimmungen die Personalunion nicht begünstigte und an den fremden Höfen

andeuten ließ, daß es den Londoner Vertrag nicht mehr aufrecht erhalten könne. So gedrängt machte Oesterreich seine Schwenkung; in der Presse wurde seine Noth zum Verdienst umgewandelt; dem Kaiserstaat, hieß es, gebühre der Ruhm, für den Herzog von Augustenburg die Initiative ergriffen zu haben.

Von Neuem geeint und gestützt auf die dänische Ablehnung, verlangten die Alliirten in der (sechsten) Sitzung vom 28. Mai nunmehr „die vollständige Trennung der Herzogthümer und deren Vereinigung zu einem selbständigen Staat unter der Souveränetät des Erbprinzen von Augustenburg, der nicht nur nach der Ansicht Deutschlands das meiste Recht auf die Erbfolge geltend machen kann und dessen Anerkennung durch den Bund demzufolge gesichert ist, sondern der auch unzweifelhaft die Stimmen der übergroßen Mehrzahl der Bevölkerung vereinigt." Die deutsche Forderung erstreckte sich formell auf das ganze Schleswig; indessen war es ein öffentliches Geheimniß, daß von neutraler Seite die Theilung proponirt, und daß die Deutschen einem billigen Abkommen nach diesem Princip zugänglich sein würden. Es kam alles darauf an, daß die Macht, welche bei den Verhandlungen die Initiative ergriffen hatte, auch wirklich als Vermittlerin des Friedens, und nicht als parteiische Beschützerin der dänischen Interessen handle.

Aber die englische Politik blieb ihrem Charakter treu. Sie fragte nach den Wünschen der Besiegten und kümmerte sich nicht um die der Sieger. Sie forschte nach, welche Beschaffenheit eine Proposition haben müsse, um in Kopenhagen, aber nicht um in Deutschland Aussicht auf Annahme zu haben. Wie Lord J. Russel im März den Bischof Monrad zu der Conferenz zu überreden suchte durch das eitle Versprechen, die Verabredungen von 1851—1852 zu vertheidigen, so bemühte er sich jetzt ihn für seinen Antrag durch die Versicherung zu gewinnen, daß England bei der Schleilinie beharren werde. Dafür schleuderte ihm später der Bischof in öffentlicher Reichsrathssitzung die Anklage des Treubruches entgegen. Wie groß auch die Unkenntniß continentaler Verhältnisse in London sein mag, man mußte doch dort — noch von den Demarcationsverhandlungen des Jahres 1848 her — wissen, daß das Terrain zwischen Schleswig, Flensburg und Tondern fast vollständig deutsch ist, und daß gerade hier jene frevelhaften Bedrückungen ausgeübt waren, die den unversöhnlichen Haß jedes Deutschen geweckt hatten. Aber Lord Russell glaubte das Mittel, Deutschland „zufriedenzustellen," jetzt in einem Plane gefunden zu haben, welcher das Land nördlich von der Mündung der Schlei und der Linie der Dannewirke an Dänemark verwies. Ob die Linie im Westen nach Husum, oder dem Lauf der Treene folgend, nach Friedrichstadt gehen solle, war in der Erklärung nicht gesagt. Dagegen sollte Deutschland fortan auf jedes Recht der Einmischung in die inneren Angelegenheiten Dänemarks verzichten und im Interesse der „Sicherheit" dieses Staates in dem abgetretenen Gebiet keine Festungen bauen oder erhalten, noch befestigte Häfen anlegen. Eine Garantie der Großmächte für die Unabhängigkeit Dänemarks d. h. für die Strafloſigkeit des dänischen Terrorismus in dem größtentheils wiedergewonnenen Schleswig wurde anempfohlen und aus pfiffiger Rücksicht auf Frankreich der Wunsch ausgesprochen, daß über das Schicksal Holstein-Lauenburgs und des schleswigschen Südens nicht ohne deren Zustimmung verfügt werde.

In diesem Arrangement war das Ideal des Eiderdänenthums nur mit geringen Abzügen verwirklicht. Indem das Whigministerium sich mit solchen Anmaaßungen identificirte, machte es die unausbleibliche Zurückweisung von Neuem zu einer Schlappe für England, stellte es das britische Volk in die Alternative, entweder den Kelch der Demüthigungen bis auf die Neige zu leeren, oder sich in einen selbstmörderischen Krieg zu stürzen. Gab es für die Whigs kein Mittel, sich den Verlegenheiten der Grenzfrage mit Anstand zu entziehen? Hinderte sie ein wichtiges Interesse, das populäre Princip, das sie in Italien, in Griechenland, auf den ionischen Inseln zugelassen hatten, für Schleswig aufzustellen? War das Hinaufrücken der deutschen Grenze bis in den Norden dieses Herzogthums so sehr eine Lebensfrage für England, daß sie, um es zu verhindern, den Conflict mit Deutschland heraufbeschwören, ja Frankreich zum Angriff auf den Rhein sechs Monate lang einladen mußten? Wir haben auf alle diese Fragen keine ausreichende Antwort. Die Nachwirkung der nun einmal eingenommenen schiefen Position, das Vertrauen auf die endlichen Wirkungen des Einschüchterungssystems, die Hoffnung auf den Zerfall der deutschen Coalition, die Verbitterung, der Groll insbesondere bei Lord Palmerston, der seit langem seine staatsmännische Befriedigung darin fand, das Gegentheil von dem zu wollen, was die Königin will — das Alles scheint zusammengewirkt zu haben mit dem Wunsche, uns aus der wichtigen Stellung zwischen den beiden deutschen Meeren zu verdrängen. Daher die unerhörte Forderung, Häfen und Land des neuen Staates vertheidigungslos zu lassen. Im Jahre 1813 in unserer äußersten Noth weigerte uns England die Subsidien, bis wir Ostfriesland, unsere Position an der Nordsee abgetreten hatten. Es folgte heute der gleichen Politik, obwohl seine Herrschaft auf den Meeren jetzt durch drei Seemächte ersten Ranges beschränkt ist. Wie es unter so veränderten Verhältnissen klug sein soll, das Aufwachsen einer deutschen maritimen Macht zu verhindern, die doch eher zu den Freunden als zu den Gegnern Englands zählen würde, ist für uns Deutsche schlechthin nicht zu verstehen. Auf alle Fälle aber ist es eine Thorheit, beleidigende Forderungen zu stellen, wenn man nicht unter allen Umständen entschlossen ist, mit dem Schwert für sie einzutreten.

Wenigstens diese specifisch englische Anmaßung wurde von den Neutralen nicht begünstigt. Frankreich ging schweigend darüber hinweg, indem es sonst mit den Ideen Lord Johns sich einverstanden erklärte. Fürst Latour d'Auvergne deutete auch an, daß die britische Theilung für die in der Mitte gelegenen schleswigschen Districte ihre Schwierigkeit habe; nur hielt er es, da Deutsche und Dänen nun einmal nicht rein getrennt werden könnten, für gerecht, die Differenz zu Gunsten der schwächeren Partei zu ziehen. Rußland beharrte noch bei dem Londoner Protokoll und vertagte seinen Beitritt zu dem Ausgleiche so lange, bis König Christian ihn billigen werde. Schweden benutzte den Moment, um dem dänischen Volk seinen sehr verdächtig gewordenen Eifer zu bezeugen. Es versetzte sich in eine tausendjährige Vergangenheit zurück und kam so zu der Ansicht, daß die natürliche Grenze zwischen dänischer und deutscher Nationalität eigentlich die Eider sei.

Die deutschen Bevollmächtigten verwahrten sich gegen den

inneren Einrichtungen auf deutschem Boden hineinzureden, und Graf Bernstorff wies nach, wie wenig der britische Vorschlag geeignet sei, den Frieden zu begründen, wie durch denselben vielmehr bei dem größten Theil der Schleswiger der Hauptgrund ihrer Beschwerden belassen, ja durch die Incorporation in Dänemark noch unendlich gesteigert werde. Im übrigen gestand er zu, daß in dem Princip der Theilung eine Vermittlung gefunden werden könne, und deutete an, daß die deutschen Mächte nicht abgeneigt seien, einen Theil Nordschleswigs abzutreten und Lauenburg — dessen agnatische Erbfolge übrigens in einer der folgenden Sitzungen gewahrt wurde — als Ersatz dafür zu betrachten. Die näheren Vorschläge wurden vorbehalten, aber die Hand zur Vermittlung war damit geboten.

Bemerkenswerth in dieser Sitzung war die dänenfreundliche Richtung, welche Frankreich einzuschlagen schien. Freilich enthielt es sich auch jetzt der Initiative, es überließ England die Leitung und die Verantwortlichkeit für den Erfolg der Conferenz, aber es gab doch den Russell'schen Ideen seine Zustimmung. Nur in vertraulichen Anfragen rückte es später etwas weiter vor und befürwortete die Linie von Bredstedt zur Geltinger Bucht unter Mahnungen zur Mäßigung. Es hatte früher den Grundsatz ausgesprochen, daß die Schleswiger über die Frage: ob deutsch oder dänisch, über die Souveränitäts- wie über die Gebietsfrage gehört werden müßten. Damit stand sein jetziges Verhalten nicht mehr im Einklang. Die Gründe für diese größere Sprödigkeit sind ziemlich deutlich. Noch einmal war in den letzten Wochen des Mai die — für Frankreich nicht erwünschte — Allianz zwischen Oesterreich und Preußen befestigt, und der Antrag, den diese Mächte eben jetzt gestellt hatten, schob „die Principien des modernen Rechtes" zurück, indem er den Erbprinzen von Augustenburg ohne weitere Bedingung als den qualificirten Thronerben bezeichnete. An die Stelle der Selbstbestimmung der Nationalitäten wurde der Austausch zwischen Lauenburg und Nordschleswig in Aussicht gestellt. Frankreich rächte sich dafür, indem es die Abstimmung über die Grenzfrage vorläufig fallen ließ, wohl aber darauf bestand, daß der neue Souverän durch die Volksstimme berufen werde. Auch später ist Manches vorgekommen, was in Paris üble Laune erregte. Napoleon III. war sicher nicht unempfänglich für die Ehre, von der Conferenz zum Schiedsrichter berufen zu werden, wenn er dann auch die Entscheidung vielleicht an die schleswigsche Bevölkerung zurückgegeben hätte. Mehr aber als durch solche persönlichen Stimmungen wurde der französische Kaiser durch ein natürliches und berechtigtes Interesse abgehalten, sein Gewicht in die Wagschaale zu unseren Gunsten zu werfen. Er lehnte in der zweiten Woche des Juni, er lehnte am Schlußtag der Conferenz es ab, mit England eine gemeinsame Flottendemonstration in der Ostsee zu unternehmen, aber er hielt sich dicht an der Seite der englischen Vorschläge; er mochte ihm, während es über den Krieg berieth, die Illusion eines späteren Miteintretens Frankreichs nicht nehmen. Vielleicht daß er den Rivalen nur in den Kampf zu stürzen wünschte, um ihn dann um so tiefer zu demüthigen; jedenfalls wollte er die glänzendste Chance, die je dem Kaiserreich geboten wurde, nicht aus Sympathie für eine ihm fremde Sache zerstören.

Die Verhandlungen vom 28. Mai führten noch zu einem Incidenzpunkt, dessen weiteren Verlauf wir hier sogleich vorweg nehmen können. Sobald die Candidatur des Augustenburgers von den deutschen Bevollmächtigten ausgesprochen war, reservirte Baron von Brunnow die Ansprüche des Großherzogs von Oldenburg für den Fall, daß das Londoner Protokoll unverbindlich, die Erbfolgefrage offen werden sollte. Am 2. Juni zeigte er die Cession der eventuellen Rechte, welche das Warschauer Protokoll dem Haupte der älteren gottorpschen Linie vorbehalte, an den Großherzog an. Dies hinderte ihn jedoch nicht, an demselben Tage die Regierung König Christian's auf das wärmste in Schutz zu nehmen, und der Intention desselben, Schleswig bis an die Dannewirke zu incorporiren, gerechte Anerkennung zu zollen. Der französische Bevollmächtigte nahm gegen den russischen Schützling sofort Position; er stellte ihm die unbequemste und schwierigste Bedingung — die Zustimmung der für Herzog Friedrich engagirten Bevölkerung entgegen. Inzwischen sind für die Oldenburgische Candidatur die weiteren formellen Schritte geschehen. Kaiser Alexander hat durch ein aus Kissingen datirtes Schreiben vom 19. Juni die Uebertragung seiner Ansprüche an den Großherzog Peter provisorisch vollzogen, und dieser hat dem Bundestage am 23. Juni seine Rechte angemeldet. —

Wir dürfen über die folgenden (siebente bis neunte) Sitzungen der Conferenz vom 2., 6. und 9. Juni kürzer hinweggehen. Die Dänen acceptirten am 2. Juni den Russell'schen Vorschlag im Princip und machten alle Vortheile desselben sich zu Nutze; indessen war ihnen die Schleilinie noch nicht genug; sie wollten die Landschaft Schwansen und den Eckernförder Hafen nicht missen und im Westen das fruchtbare Eiderstedt, die Mündung der Eider und die südschleswigsche Eisenbahn, die bei Tönning ausläuft, nicht aufgeben. Sie boten die Grenze von Eckernförde auf Friedrichstadt und erklärten sich zur Abtretung Lauenburgs nur unter besonderen Bedingungen bereit, die sich wohl auf die Kriegskosten bezogen. Den Rückzug auf das Londoner Protokoll behielten sie sich vor. Nur um ein Geringes ließen sie sich später noch fortdrängen; sie nahmen die Schleilinie an, nachdem Russell ihnen versprochen hatte, nicht weiter zu weichen; nachdem sie die Hoffnung gewonnen hatten, England durch diese Concession für den Krieg zu engagiren.

Keineswegs so zäh waren die Deutschen. Sie stellten dem englischen Vorschlag die Linie Hoyer-Apenrade gegenüber, und während die Dänen bei der Prätension beharrten, etwa 150,000 Deutsche zu incorporiren, zeigten sie sich nicht abgeneigt, bis etwas nördlich von Flensburg zurückzugehen. Graf Bernstorff erklärte sich bereit, bei seiner Regierung wegen dieser zweiten Linie nachzufragen. Graf Apponyi erhielt von Wien sogar die Erlaubniß, sie zu adoptiren. Herr von Beust, der für die ganze Frage ohne Instruction war, soll wenigstens den Wunsch geäußert haben, dafür stimmen zu können. Diesem sehr eiligen und sehr bedenklichen Rückgang wurde von Berlin aus ein Ende gemacht; Graf Bernstorff erhielt die Weisung auf seinen ersten Standpunkt zurückzukehren, da von der anderen Seite bisher kein entgegenkommender Schritt geschehen sei. Man war in Berlin entschlossen, die Nordküste des Flensburger Hafens und den Süden des Sundewitt keinesfalls fahren zu lassen. Mit dem

9. Juni war die Apenrader Grenze wieder die officielle Poſition der deutſchen Mächte.

Es war an eben dieſem Tage noch einmal gelungen, den Ausbruch des Krieges um zwei Wochen hinauszuſchieben. Die Dänen waren in dieſem Punkt ſo hartnäckig wie in der Grenzfrage. Preußen forderte ſeinen Handelsintereſſen gemäß einen mehrmonatlichen Waffenſtillſtand mit Kündigungsfriſt; ſie dagegen wollten vor einem Einverſtändniß über die Theilung ſelbſt eine kürzere Waffenruhe nicht eingehen. Am 6. Juni concedirten ſie auf das Andringen der Neutralen 14 Tage und Graf Bernſtorff, von Oeſterreich allein gelaſſen, verſtand ſich dazu, dieſe Friſt bei ſeiner Regierung zu befürworten. Man war in Berlin bereits auf den Wiederausbruch des Krieges gefaßt; jetzt entſchloß man ſich zum Beweis der Verſöhnlichkeit noch einmal nachzugeben. Aber der Staatsanzeiger verkündigte ſogleich, daß am 26. Juni die Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten muthmaßlich bevorſtehe.

Dahin allerdings trieben die Dinge, und insbeſondere die Politik der Friedensmacht England war es, die dieſen Ausgang förderte. Denn die wiederholten Hülfsgeſuche in Paris, die drohenden Monitorien in Berlin, der kriegeriſche Ton der miniſteriellen Blätter mußte ja bei den Dänen den Glauben erwecken, daß es mit ihrer Iſolirung bald zu Ende ſei. Sie wichen keinen Schritt mehr zurück, die Conferenzen ſtockten. Ein ruſſiſcher, ſicher im Einverſtändniß mit England gemachter Verſuch, das eiderdäniſche Regiment in Kopenhagen zu ſtürzen, ſcheiterte an der drohenden Haltung des Volks. In dieſer Verlegenheit fand das engliſche Cabinet noch einen Ausweg. Es forderte in der (zehnten) Sitzung vom 18. Juni im Namen der „Civiliſation“: die Regelung der Grenze innerhalb des ſtreitigen Territoriums einem Schiedsrichter zu übertragen, deſſen Entſcheidung endgültig ſein ſollte. Es war ein Vorſchlag ganz im Charakter der engliſchen Politik. Das Whigminiſterium verſchmähte es, ſeine Rettung in einem großen volksthümlichen Princip zu ſuchen, es ſuchte ſie, indem es in unwürdiger Pfiffigkeit dem Manne die gebietende Rolle zuſchob, der ihm ſeit dem vorigen November vor aller Welt die tiefſte Mißachtung bezeugt hatte. Denn der deſignirte Schiedsrichter war Niemand anders als Napoleon III.; und dieſe Huldigung ſollte ihn, wenn wir ablehnten, uns entfremden und auf alle Fälle ihn gegen England verpflichten. Das Vertrauen auf die Wirkungen der erwieſenen Höflichkeit war ſo groß, daß Lord Palmerſton am 25. Juni einen letzten Coalitionsverſuch bei dem Kaiſer machte. Für Deutſchland in der That ſchienen dieſe Tage verhängnißvoll. Im Lager der Alliirten drohte offene Spaltung; in der Grenzfrage, in der Dauer des Waffenſtillſtands, in dem Princip der Befragung trat die Differenz zwiſchen Preußen und Oeſterreich hervor; dem Schiedsgericht war die letztere Macht offenbar geneigt. Sollte Preußen zulaſſen, daß die deutſche Nordgrenze, daß der Lohn unſerer Waffenthaten von dem Ausland uns zugemeſſen, daß Frankreich der Ruhm werde, unſere nationale Sache nach ſeinem Gutdünken geſchlichtet zu haben? Es weigerte ſich ſchlechthin, einer fremden Autorität ſich zu unterwerfen, und dieſe Entſchiedenheit ſchlug am Wiener Hofe durch. Es kam in Karlsbad zwiſchen den beiderſeitigen Miniſtern zu einer neuen Verſtändigung. In der (elften) Sitzung vom 22. Juni

zeigten ſich die beiden Mächte nur geneigt: „die Vermittlung einer neutralen, in der Conferenz nicht vertretenen Macht anzunehmen," ohne ihr eine bindende Entſcheidung zuzugeſtehen. Schroffer noch lehnten die Dänen das Schiedsgericht und dann auch den von den Alliirten geforderten zweimonatlichen Waffenſtillſtand ab. Auch die letzte Friedensproposition, welche Frankreich noch am 22. nach dem Scheitern aller anderen Verſuche, vorbrachte, fiel an ihrer Weigerung.

Dieſe Proposition betraf das Princip der Befragung und es iſt das Schickſal dieſes Princips auf der Conferenz, dem wir zur Vervollſtändigung unſerer gedrängten Ueberſicht noch einige Worte widmen müſſen. Wenn nicht in unſerer Zeit, wie zu allen Zeiten, die Fragen der Macht und der Intereſſen die Humanitätsideen überwögen, ſo würde die Diplomatie in London ſich ihre Arbeit ſehr haben erleichtern können. Statt ihrerſeits über die Theilung Schleswigs nutzlos zu discutiren, konnte ſie die Löſung dieſer Frage der Bevölkerung des Herzogthums anvertrauen und nur etwa auf Formen ſinnen, durch welche die Minorität, ſo weit ſie ein zuſammenhängendes Gebiet bewohnte, vor der Unterdrückung durch die Majorität beſchützt wurde. Indeſſen Dänemark und ſeine nächſten Freunde, England und Schweden, wußten ſehr wohl, daß die Anwendung jenes Grundſatzes faſt ganz Schleswig koſten werde, und ſo waren ſie weit entfernt ihn zuzugeſtehen. Um jedoch den Wünſchen des franzöſiſchen Gouvernements ſich gefällig zu erweiſen, hatten ſie die Stirn, für die an Deutſchland fallenden Lande die Freiheit der Entſchließung zu fordern, die ſie dem bei Dänemark verbleibenden Reſt verweigerten. Auf der anderen Seite war Preußen durch die Rückſicht auf ſeinen Alliirten gebunden, der von einer Selbſtbeſtimmung des Volkes und der Nationalitäten nichts wiſſen wollte. Preußen konnte, ſo lange es Oeſterreich feſt an ſeiner Seite hatte, nicht mit Anträgen vorgehen, die vielleicht Frankreichs Unterſtützung fanden, dafür aber Oeſterreich entfremdeten. Es iſt daher verſtändlich, daß die preußiſchen Bevollmächtigten nur zögernd und vorerſt ohne beſtimmte Vorſchläge darauf aufmerkſam machten, daß die Conferenz, wenn ſie wirklich dem Frieden dienen wolle, ſich bei der Theilungsfrage über die Wünſche des Landes informiren müſſe. Es iſt ferner verſtändlich, daß Graf Bernſtorff mit einem formulirten Antrag erſt hervortrat, als die lediglich diplomatiſche Regulirung der Grenze mißlungen und die Allianz mit Oeſterreich der Auflöſung nahe gekommen war. Am 18. Juni forderte Graf Bernſtorff, daß weder über einen Theil, noch über die Totalität der Bewohner Schleswigs ohne vorherige Conſtatirung ihrer Wünſche entſchieden werde; in welcher Form und Ausdehnung das Prinzip angewandt werden ſolle, behielt er der Discuſſion vor. Auf die preußiſche Seite ſtellte ſich ſofort der Bundesbevollmächtigte, dem ſchon früher das etwas mechaniſche Project zugeſchrieben war, Schleswig behufs der Befragung in ſchmale Zonen von Weſt nach Oſt zu zerſchneiden. Nicht unverdienſtlich war auch die Erklärung geweſen, in welcher Herr v. Beuſt am 9. Juni ſeine Ideen zuſammenfaßte. Er hatte hier mit Freimuth den Neutralen den Widerſpruch und die Parteilichkeit ihres Standpunktes nachgewieſen und ſich ſtreng auf den Boden des ſchleswig-holſteinſchen Staatsrechts ſtellend, die Anſicht ausgeſprochen, daß es ſich nicht um die Abtretung ſchleswigſchen Bodens von Seiten Dänemarks, ſondern um die Zutheilung eines Stückes von

Schleswig an Dänemark handle; eine Zutheilung, die nicht ohne Einwilligung des rechtmäßigen Souveräns geschehen könne, der sich nicht weigern werde, den Wünschen der Bewohner Rechnung zu tragen. Mit dieser Auffassung stelle sich Herr v. Beust sehr geschickt zwischen Preußen und Oesterreich, zwischen die moderne und die legitimistische Lösung der Frage. Die Abtretung sollte von dem legitimen Souverän unter Zustimmung des Landes ausgehen; und diese, von Preußen abweichende, aber ihm doch nicht direct entgegengesetzte Ansicht war es nun, welche Graf Apponyi am 18. dem Bernstorff'schen Antrag gegenüber aufgriff. Die neutralen Mächte, so wie Dänemark, verhielten sich gegen den preußischen Vorschlag entschieden ablehnend, aber Frankreich bot ihm die Hand. Es proponirte am 22. eine Befragung der gemischten Districte durch das Votum der Gemeinden. Das Ergebniß sollte als Grundlage für die Ziehung der Grenze dienen und, damit die Abstimmung vollkommen frei sei, alle Truppen vorher zurückgezogen werden. Der Vorschlag war wohl nicht ohne vorgängige Anfrage in Berlin gemacht und Graf Bernstorff war bereit ihn ad referendum zu nehmen; aber Herr v. Quaade wies auch dieses Compromiß sofort von der Hand. —

Die europäische Conferenz ist — außer an dem durch die britische Parteilichkeit gekräftigten Trotze der Dänen — an dem beharrlichen Willen Preußens gescheitert. Der Entschluß hierzu war nicht leicht; wenn auch die europäischen Verhältnisse keineswegs so ungünstig lagen, daß ein Uebermaaß von Muth für ihn erforderlich gewesen wäre, so war er doch schwerer als das Ueberschreiten der Eider und der Marsch nach Jütland. Eine zuverlässige Deckung hatten wir nicht. Es ist früher erwähnt, wie unsere Allianz mit Oesterreich in jedem kritischen Moment, und zuletzt bei dem englischen Antrag vom 18. Juni in's Schwanken gerieth. Wir warfen die rathlose Wiener Politik freilich wieder herum; unser Hebel dabei war die Mittelstellung, die wir zwischen Oesterreich und Frankreich hatten; Graf Rechberg verstand sich in Karlsbad zur Fortsetzung des Krieges, zur Anwendung durchschlagender Mittel in Jütland; indeß diese neue Verbrüderung war doch mit dem stillschweigenden Vorbehalt geschlossen, daß Oesterreich sich auf seine eigenen Interessen zurückziehen werde, wenn der Streit europäische Dimensionen gewinnen sollte. Der Bund aber hatte in den letzten Monaten eine so merkwürdige Kriegsscheu verrathen, daß Preußen in einem europäischen Kampfe auf ihn wenig rechnen konnte. Jedenfalls würden die meisten Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten in solchem Falle nur durch den äußersten Unwillen ihrer Bevölkerung zur Action zu treiben sein. Als 1848 Preußen mit Dänemark in Krieg gerieth, weigerten sich die Nordseestaaten, die dänischen Schiffe mit Embargo zu belegen, und 1864 haben sie sich, trotz der Wegnahme ihrer Schiffe, nicht geschämt, in Neutralität zu bleiben. Man erzählt, daß hanseatische Rheder, die an Herrn v. Beust das Ersuchen richteten, zu London auf Entschädigung für ihre geraubten Fahrzeuge zu dringen, von dem klugen Staatsmann dahin belehrt wurden, daß das Verfolgen dieses Antrags

Kriegsdrohung seitens des Bundes führen müsse, und der Vortheil des letz-
eben seine jetzige neutrale Stellung sei. Die Neutralität ist die natür-
, wenn auch kurzsichtige Rechnung des Schwachen; mithineingerissen in einen
en Conflict fürchtet er von dem einheimischen oder dem fremden Sieger
hlungen zu werden. Auch hier also war keine feste Stütze, es sei denn in
Volksbewegung, zu deren Entfesselung das heutige Preußen gerade nicht
besten befähigt ist. Von den auswärtigen Mächten aber gewährte keine
ı zuverlässigen Rückhalt; weder im Osten noch im Westen. Es sind aus dem
nerston'schen Lager kürzlich Nachrichten in die Welt gesetzt, wonach von Rußland
Wechselgarantie des polnischen Besitzes der drei Theilungsmächte, von Oester-
sogar eine gegenseitige Bürgschaft ihres gesammten Besitzes erstrebt oder
lt sein sollte. Zum Glück für die schleswig-holsteinische Sache konnten diese
ichte in Paris nicht beunruhigen. Wenn wir auch nicht aus positiven An-
en wüßten, daß sie keine Grundlage haben, aus der Natur der Dinge ließe
ich beweisen. Rußland hat den polnischen Aufstand niedergeschlagen; für
e Aufgabe braucht es — bei der völligen Erschöpfung des insurgirten Adels
ür längere Zeit keine auswärtige Hülfe; bei der anderen Aufgabe aber,
olnische Verwirrung zu lösen — eine Aufgabe, welche es durch die tumul-
ische Bauernemancipation begonnen, aber vielleicht in einer Weise begonnen
die zuletzt gegen es selbst schlägt, — kann keine auswärtige Unterstützung
helfen. Warum sollte Rußland, ohne Vortheil für sich selbst, zu Gunsten
unterwühlten Provinzen des Donaustaates sich die Hände binden? Und wie
: die preußische Politik hierzu kommen, da sie doch im Unterschied von den
en des Herrn v. Manteuffel wenigstens Unternehmungslust und die Neigung
für die Chancen der Zukunft freie Hand zu behalten? Es war das Ver-
en des Wiener Hofes, der die Furcht vor einem zweiten italienischen Feld-
nicht verloren hat, die so lange Zeit gestörten guten Beziehungen zu Peters-
wieder herzustellen; indeß weiter als bis zu einer Milderung des tief ein-
:ssenen, durch die Kriege in der Krim und in Italien, durch die diploma-
: Campagne des vorigen Jahres genährten Grolls ist man schwerlich gekommen.
auch die Freundschaft zwischen Rußland und Preußen ist durch die ver-
denen Interessen beider Mächte in der brennenden nordischen Frage keines-
3 befestigt worden. Es scheint völlig verbürgt, daß die Unterredung zwischen
t Gortschakoff und Herrn v. Bismarck in Berlin nur die Verkehrsverhält-
zwischen Polen und Preußen und die nordische Krise betraf, und daß in
m letzteren Punkte das Gespräch nicht eben zu gegenseitiger Befriedigung
gte. Es war eine natürliche Vermuthung, Rußland werde den Berliner und
ner Hof für den Oldenburger Candidaten zu verpflichten suchen — für die
enleistung, nunmehr in der schleswigschen Grenzfrage auf unsere Seite zu tre-
Aber die dänischen Sympathien des Baron v. Brunnow haben in London
ı vorübergehend nachgelassen, und Fürst Gortschakoff drängte in Berlin auf
Aeußerste zum Frieden; für den Einwurf dagegen, daß er uns zu einer
n Grenzlinie mitverhelfen möge, hatte er keine Antwort. Rußland fürchtet
re Machtentfaltung in der Ostsee nicht minder, wie die Verstärkung Schwe-
durch den Anschluß des Restes der dänischen Monarchie. Seine Stellung

zu uns iſt die einer mißgelaunten Neutralität, die, abgeſehen von einigen wohlwollenden Empfindungen des Kaiſers gegen die Herzogthümer, lediglich aus dem Gefühl der Schwäche hervorgeht. Da alſo war nichts von einem kräftigen Rückhalt. Frankreich aber hatte zwar die ſchleswig-holſteiniſche Sache protegirt, aber doch gewiß nicht aus Sympathie für ihre Trefflichkeit. Mochte es ſie benutzen wollen, um England zu demüthigen, gegen Rußland ein nordiſches Italien zu errichten; mochte es anfänglich auf einen Rheinbund und dann ſehr bald auf die preußiſche Allianz mit gegenſeitigen Annexionen ſpeculiren, — die Angelegenheit diente ihm doch immer nur als Mittel für ſeine Zwecke. Gehörte zu dieſen Zwecken nicht auch der: die Mächte, welche gegen Napoleon I. zuſammenſtanden, im ſelbſtmörderiſchen Kampfe zu entzweien? Und wenn dieſer Kampf entbrannt war, auf welche Seite würde Napoleon III. ſich geneigt; würde er mit uns im Bunde England gedemüthigt, oder mit England alliirt uns zum Verzweiflungskampf gefordert haben? Wir haben manche Symptome für die erſtere Wahl, indeß eine ſichere Berechnung war hier nicht möglich. Und England trieb ja mit aller Macht in den Conflict hinein, der den franzöſiſchen Kaiſer in weit ernſterer Weiſe, als der Ruſſell'ſche Antrag, zum Schiedsrichter Europas machen mußte. Mit einem Fanatismus, der nur begreiflich iſt, wenn man ſich des perſönlichen Antheils Lord Palmerſton's an dem Warſchauer und Londoner Protokoll erinnert, drängte der engliſche Premier auf den Krieg. Er ließ Ende Januar in Paris andeuten, daß er gegen eine Regulirung der franzöſiſchen Grenze nichts einzuwenden habe; der etwa gleichzeitige Entwurf der engliſchen Thronrede enthielt einen für das däniſche Intereſſe verpflichtenden Paſſus. Damals ließ die Königin Lord Derby rufen und die Whigs ſtrichen die Stelle. Aber das beſtändige Poltern und Drohen hatte in dem engliſchen Volk die kriegeriſche Stimmung geweckt; und es war nicht der untüchtigſte Theil der Nation, der endlich losſchlagen wollte, weil nun einmal, ob mit Recht oder Unrecht, die Ehre der Nation engagirt ſei. Wir haben ſtets an dem kriegeriſchen Ausgang gezweifelt, aber wie ſchwankend das Zünglein in der Waage war, mag man daraus erſehen, daß noch am 18. Juni ein britiſches Mitglied der Conferenz die ernſteſte Verſicherung gab: wenn in ihren Sitzungen eine Friedensbaſis nicht zu Stande komme, ſo werde England ſich am Kriege betheiligen. Der innere Streit der Whigs, die Lage der Tories, der Einfluß der Königin und bei Vielen auch wohl die Erwägung der unabſehbaren Folgen eines ſo frevelhaften Krieges haben im letzten Moment das Schlimmſte verhindert. Der Chef des Whigcabinets, deſſen Autorität auch heute noch die Gemüther der Maſſe beherrſcht, war durch den Widerſpruch des berühmten Finanzmannes und gegenwärtig auch des größten Staatsmannes der Partei, Gladſtone, gelähmt, nach deſſen Ausſcheiden die Regierung der älteren Whigmitglieder rettungslos zuſammengebrochen wäre. Die Tories aber ſcheueten ſich, in dem Moment die Erbſchaft ihrer Vorgänger zu übernehmen. Eine kriegeriſche Politik würde ihnen den Beiſtand der iriſchen Katholiken und der Mancheſterleute entzogen, würde, falls die Whigs unter dem Zeichen des Friedens das Parlament auflöſten, ihnen vielleicht eine erhebliche Einbuße an Parlamentsſitzen gebracht haben. So begnügte ſich die Oppoſition, ohne ſich für die Action zu verpflichten, die ſchwankende Haltung ihrer Gegner zu verurtheilen, und die

Whigregierung selbst schlug im entscheidenden Augenblick zu einer Friedenspolitik um, die freilich das Ansehen Englands nicht gerade erhöhen kann. Jetzt auf einmal beriefen sich die britischen Minister auf die Sünden ihres Schützlings, auf seine unweise Ablehnung des Schiedsgerichts und des Waffenstillstandes. Jetzt auf einmal schienen sie mit dem System der Demonstrationen völlig brechen, die Einmischung Englands in die weiteste Ferne schieben zu wollen. Erst wenn Gefahr sei, daß Kopenhagen erstürmt, der König in Gefangenschaft weggeführt werde, erst dann, meinte Lord Palmerston, wäre es an der Zeit — nicht einzugreifen, aber doch das Parlament um sein Urtheil zu befragen. Es schien, als ob Palmerston nicht mehr seine eigene Sprache rede, als ob er im bitteren Humor die Argumente der Friedensfreunde wiederhole, denen er hatte nachgeben müssen. Aber Niemand in der Welt konnte um die Mitte des Juni diese Wendung mit Sicherheit voraussehen; und wenn Preußen, den Geboten der Ehre folgend, eine schmähliche Grenzregulirung verwarf, wenn es sich weigerte, die deutsche Nordmarke durch die Willkür einer fremden Macht festsetzen zu lassen, so lief es dabei, nur auf sich selbst gestützt, die volle Gefahr eines europäischen Krieges. —

Während diese gewichtigen Entscheidungen fielen — zu Gunsten des Herzogthümer und ihres designirten Fürsten — tauchten über die Politik des Letzteren Nachrichten auf, auf die wir zurückkommen müssen, obwohl diese Angelegenheit heute in ein anderes Stadium getreten ist. Es handelte sich um die Stellung des Herzogs — nicht zu Herrn v. Bismarck, sondern zum preußischen Staat. Der Herzog war zum 1. Juni nach Berlin geladen. Von der Unterredung, die er hier hatte, erzählte man auf der einen Seite, daß Herr v. Bismarck sich in die inneren Verhältnisse des neu zu bildenden Staates gemischt, und auf ein conservatives Regiment im Gegensatz zu der Verfassung von 1848 und zu der jetzigen Umgebung des Fürsten hingedeutet; auf der anderen, daß der Herzog sich gegen die preußischen Anforderungen in Bezug auf Rendsburg und Kiel, den Nordostseekanal, die Armee- und Marine-Verhältnisse in kühler Reserve gehalten hätte. Es schien, daß jene „conservativen" Andeutungen im Einverständniß mit Oesterreich geschehen, und daß sie zur Deckung des anderen Theiles der bald in allen Zeitungen besprochenen Unterredung hatten dienen sollen. Konnte der Herzog nicht die Einmischung zurückweisen, zu den Verpflichtungen aber, die den Opfern unseres Staates entsprachen, sich bereit erklären? Konnte er es nicht wenigstens unter der Bedingung, daß eine annehmbare Grenze festgehalten und auch dem Norden Schleswigs die Freiheit der Entschließung gewahrt werde? Es ist nicht geschehen, was man auch sage. In der A. A. Z. rühmte es ein leider sehr eingeweihter Politiker „von der Elbe," daß der Herzog nicht der Vasall Preußens werden möge: er habe den Dank aller derer verdient, die den Schwerpunkt Deutschlands nicht verrücken wollten. „Wie wenn man nicht nur die Festung, sondern gleich das schleswig-holsteinische Militär begehrt hätte?" „Wie wenn es sich nicht nur um den Bau des Kanals, sondern auch um die preußische Territorialität gehandelt hätte, damit man preußisches Fahrwasser von Stettin bis zur Jahde hätte?" Wir Preußen — Conservative, Liberale und Demokraten — antworten darauf: ja, das gerade wollen wir, und es ist

das Geringſte, was wir wollen. Und wir rühmen uns dabei, ſehr gute Deutſche zu ſein; denn wer nicht mit particulariſtiſcher Blindheit geſchlagen iſt, muß doch wiſſen, daß deutſcher Küſtenſchutz und deutſche Seeſtellung entweder durch Preußen zu Stande kommen oder gar nicht. Man hat uns auf zukünftige Dankbarkeit verwieſen, man hat es unrecht gefunden, durch Vorausbedingung eines Preiſes die deutſche Eintracht zu ſtören. Das iſt ein Standpunkt, wie ihn Parteimänner aus dem Volke, aber nicht wie ihn der Vertreter eines Staates einnehmen darf. Kein preußiſcher Staatsmann hat das Recht, auf unſichere Verheißungen hin Land und Leute in einen nicht abſehbaren Krieg zu reißen; kein preußiſcher Staatsmann hat das Recht, Schleswig-Holſtein heute wieder aus der Hand zu geben — ohne die beſtimmteſte Garantie, daß es „in ſeiner eminent wichtigen Lage" niemals, wie Herr v. Beuſt das Dresdener Journal ſagen ließ, „ein ſelbſtändiger Mittelſtaat" werden kann. Im Jahre 1813 zogen unſere Armeen von Schleſien nach Paris, ohne daß es dem leichtlebigen Grafen Hardenberg eingefallen war, die Entſchädigungen, welche Preußen zu verlangen hatte, feſt zu ſtipuliren. Die Folge war, daß unſer Staat bei der Erbſchaftstheilung in Wien das Stiefkind des Congreſſes wurde. Wir haben an dieſer einen Erfahrung genug, und verlangen auch in kleineren Verhältniſſen nicht nach einer zweiten.

Leider war bis zum 1. Juni ſchon Vieles verſäumt. Man ſchwankte viel zu lange zwiſchen Perſonalunion, Annexion und der Auguſtenburgiſchen Dynaſtie, während für die erſte und die zweite Löſung die Bedingungen ſchon nicht mehr vorhanden waren. Unbeſchreiblich war die Taktik der Officiöſen gegen den Throncandidaten, dem die Ereigniſſe alles Recht gaben, auf den Sieg ſeiner Sache immer zuverſichtlicher zu bauen. Da, im Laufe des Mai, entſchied Preußen dieſen Sieg; es drängte die Wiener Politik von der Perſonalunion hinweg, es engagirte ſich und den Bund für den Auguſtenburger durch die Erklärung vom 28. Mai. Alle dieſe Schritte geſchahen, während der Herzog beſtimmte Engagements bis dahin vermieden hatte. Hier iſt einige Analogie mit dem Verfahren des Fürſten Hardenberg.

Unſerer Meinung nach war indeß die Auguſtenburgiſche Politik auch von ihrem eigenen Intereſſe aus nicht richtig. Wir achten die Geſinnung des Herzogs; auch *vor* ſeinen jüngſten öffentlichen Verwahrungen waren wir von dem Verdachte entfernt, daß er „ganz mittelſtaatlich" geworden und vom „Souveränetätsdünkel" befallen ſei. Er hielt es im Intereſſe der ſchleswig-holſteinſchen Sache für nöthig, vorläufig unverpflichtet zu bleiben. Die Engagements gegen Preußen würden Oeſterreich und den Mittelſtaaten nicht verborgen geblieben, ſie würden abgeſchwenkt ſein, Preußen iſolirt hätte nicht die Kraft oder nicht den Muth gehabt, die Befreiung der Herzogthümer durchzuführen. — Was das Letztere betrifft, ſo hat Preußen eben jetzt den Abfall Oeſterreichs und den Krieg mit England riskirt, und dadurch iſt von Neuem bewieſen, daß ſeine heutige Haltung nicht nach den Kläglichkeiten von 1848—50 bemeſſen werden kann. Wer iſt, ſo mußte man doch fragen, die Seele, die Energie des heutigen Kampfes? Wer wird, wenn der Streit größere Dimenſionen gewinnt, ſeine volle Kraft für uns einſetzen, wer auf alle Fälle ſich zurückziehen? Was alſo iſt gefähr-

licher für die Auguſtenburger Dynaſtie: den Monarchen, die Armee, das Volk Preußens zu verſtimmen und denen, welche über jene Dynaſtie hinaus wollen, wieder freien Raum zu ſchaffen; oder Oeſterreich, das nach Frieden ſeufzt, und dem Bunde, der ſich krankhaft an ſeine Neutralität klammert, noch einen Grund mehr zu ihrer längſt offenkundigen Lauheit zu geben? Noch mehr; der Eindruck der Kraftentfaltung Preußens, ſeiner politiſchen und militäriſchen Erfolge und das Gefühl der eigenen Iſolirung iſt in Wien ſo groß, daß man dort froh ſein wird, für eine billige Erweiterung unſerer Machtſphäre über die volle Annexion der Herzogthümer hinwegzukommen; daß man lieber Einzelnes zugeſtehen, als ſich entſchließen wird, unſere Freundſchaft für zukünftige Verlegenheiten des Kaiſerſtaats zu verſcherzen und unſere Annäherung an Frankreich zu bewirken. Bei ſolcher Lage der Dinge war es nicht richtig, Preußen, Oeſterreich und den Bund etwa als gleichwiegende Factoren zu behandeln; auf die Eiferſucht derſelben zu ſpeculiren, großdeutſch und kleindeutſch gegen einander auszuſpielen. Das verſuchte der Coburger Liberalismus durch die öſterreichiſche Reformacte, und es ſchlug zum Triumphe des Herrn v. Bismarck aus. Heute könnte ein ähnliches Spiel im Grunde nur die Folge einer ängſtlichen Unentſchloſſenheit ſein, die nach jeder Seite hin freie Hand behalten und nach keiner eine Entſcheidung treffen möchte. Aber wer ſo mit aller Welt gleich gut ſtehen will, kann leicht dazu kommen, es mit dem beſten Freunde zu verderben.

Dieſe allzu kluge Politik hat offenbar in den Herzogthümern Beſorgniß, ja Unwillen erregt. Man kann nicht ſchlagender das wirkliche Bedürfniß dieſer Länder in ihrem Verhältniß zu Preußen ausdrücken, als es die Flensburger und die neue Kieler Zeitung gethan. Es iſt nicht mißzuverſtehen, was ein zu Hadersleben in däniſcher Sprache erſcheinendes Blatt den Kielern neulich ſagte: „Die Grundbedingung (für die Befreiung des ſchleswigſchen Nordens) beſteht darin, daß wir uns in das richtige Verhältniß zu unſeren Befreiern ſetzen. Es iſt unſere Sache, mit dafür zu ſorgen, daß es rechtzeitig geſchieht; beziehungsweiſe zu controlliren, ob und wie es geſchehen iſt.“ Mit offenſter Entſchiedenheit haben die Schleswiger, die das Bedürfniß des preußiſchen Schutzes am lebendigſten empfinden, von ihrem Fürſten verlangt, ſich „mit Beiſeiteſetzung aller untergeordneten Rückſichten derjenigen Macht in die Arme zu werfen, welche ein wirkliches Intereſſe und zugleich die Macht hat, uns zu helfen.“ Sobald der Wiederausbruch des Krieges entſchieden war und die oldenburgiſche Candidatur auftrat, hat der Herzog die Nothwendigkeit gefühlt, die Stimmungen in Schleswig, wie in Preußen zu beſänftigen. Er hat nun von dem Erſatz geſprochen, den das befreite Schleswig-Holſtein namentlich Preußen für ſeine Opfer zu leiſten habe, und dabei öffentlich auf die Punkte hingedeutet, für welche im Geheimen eine Verbindlichkeit zu übernehmen ihm früher zu gefährlich ſchien. Damit iſt das Irrthümliche des früheren Weges wohl eingeſtanden; nur ſind — wir wiederholen es — bei ſo großen Intereſſen blos moraliſche Verpflichtungen nicht genügend.

Es liegt lediglich in der Hand Herzog Friedrich's, das ſeltene Glück, das ihm in den Schooß gefallen, an ſein Haus zu feſſeln. Wenn er ſeinen Halt da ſucht, wo die Entſcheidung liegt, ſo hat er die Anſtrengungen ſeines Con-

currenten nicht zu fürchten. Der Großherzog von Oldenburg iſt ein wohlgeſinnter Mann und ein Mann des Rechts. Von ſeiner Seite war früher verſichert, daß er, obwohl ſeines Rechtes gewiß, ſich doch zurückhalten werde, um den Fortgang der nationalen Angelegenheit nicht durch Zwieſpalt zu lähmen. Jetzt hat er ſich darauf berufen, daß er erſt nach dem Fall des Londoner Protokolls hervorgetreten ſei. Wir zweifeln nicht an dem patriotiſchen Motiv; indeſſen, wenn der Großherzog auch gewollt, er hätte ſeine Anſprüche doch nicht früher erheben können. Denn nach ſeiner Anſicht von dem Vorzug der Gottorper vor der „apanagirten" Auguſtenburger Linie war ja zunächſt nicht er, ſondern der Chef des älteren Zweiges ſeines Hauſes, der Kaiſer von Rußland erbberechtigt, und er konnte, bis dieſer zu ſeinen Gunſten verzichtet, das Erbe nicht beanſpruchen. Rußland aber hielt bis zuletzt an dem Londoner Vertrag, und erſt als der Hinfall deſſelben nicht mehr zu verhindern war, entſchloß es ſich zu der Ceſſion, als dem einzigen Weg, auf welchem noch ein indirecter Vortheil zu gewinnen war. So hat denn der Großherzog nach der Art der meiſten Fürſten ſein vermeintliches Recht genau von dem Moment an gefordert, wo er überhaupt es konnte. Aber die öffentliche Meinung in Deutſchland hat ſeine Appellation ſtumm und mit Abneigung entgegengenommen, und in Holſtein iſt man unwillig über die Zumuthung, daß ein ehrliches Volk ſeine Sympathien und Gelübde über Nacht umtauſchen ſolle. Die archivaliſchen Schätze, welche Großherzog Peter zum Erweis ſeiner Anſprüche beſitzt, ſind uns noch unbekannt; aber das nationale Rechtsgefühl iſt verknüpft mit dem nationalen Intereſſe. Wir wollen an dem wichtigſten Punkte Norddeutſchlands kein fürſtliches Haus, das unter ruſſiſcher Clientel ſteht; wir wollen nicht Gefahr laufen, daß die Petersburger Verwandtſchaft ihr Erbrecht geltend macht, wenn der Zufall der Natur einmal der jüngeren Linie männliche Nachkommen verſagt. Uebrigens hat auch in dieſer Frage Rußland nach ſeiner Manier zwar gewinnen, aber nichts leiſten wollen. Es warb für den Oldenburger, aber es dachte nicht daran, dafür in der Grenzfrage ſeine Unterſtützung zu bieten. Um ſo mehr freut es uns zu hören, daß die Oldenburger Candidatur am Berliner Hofe nur geringe Ausſichten hat. Es iſt vollkommen verbürgt, daß König Wilhelm den Großherzog perſönlich von einem Vorgehen am Bunde abgerathen hat.

Die dynaſtiſche Frage wird endgültig kaum früher entſchieden werden, als bis der Krieg zu Ende iſt. Bis dahin liegt es im Vortheil der preußiſchen Politik, ihre Hand über den Herzogthümern zu halten. Nur von Kiel aus könnte eine frühere Löſung hier bewirkt werden. Und es iſt ja auch vorerſt das weitaus wichtigſte Intereſſe der Nation, den Feind nieder zu werfen, zu erſchöpfen, die Wurzeln ſeines Einfluſſes in Nordſchleswig auszugraben. Für das Eine, wie für das Andere iſt Preußen jetzt friſch im Werk. Man beginnt in den Aemtern nördlich von Flensburg mit den däniſchen Beamten aufzuräumen; ſeit dem 28. Juni werden die Steuern und Einnahmen Jütlands von den Alliirten verwaltet; an demſelben Tage verlor der Feind ſeine Flankenſtellung auf Alſen und mindeſtens den achten Theil ſeiner kampffähigen Truppen. Es bleibt noch die Beſitznahme der weſtlichen Inſeln und die Eroberung Fühnens. Sicher wird mit dieſem Werk nicht länger gezögert werden, als die militäriſchen Rück-

sichten durchaus gebieten. Sind dann die Dänen auf die Hülfsquellen Seelands und der kleineren südlichen Inseln beschränkt, so wird ihr Widerstand kaum bis zu dem Zeitpunkt dauern, wo ein günstiger Winter uns vielleicht die Belte überbrückt. Nicht unwahrscheinlich aber ist es, daß über dem Verlust Schleswig-Holsteins die dänische Monarchie zusammenbricht und vielleicht unter schweren europäischen Krisen jene Umgestaltung des scandinavischen Nordens sich vollzieht, welche Rußland fürchtet, und auf welche Schwedens und Frankreichs geheime Pläne gerichtet sind.

Notizen.

Wieder haben wir einen neuen Band der im Hirzel'schen Verlage erscheinenden Staatengeschichte der neuesten Zeit anzuzeigen, den ersten Theil einer Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815, von Reinhold Pauli. Je mehr wir berechtigt sind, den politischen Egoismus, die mehr als ungroßmüthige Gesinnung der hochfahrendsten aller Nationen zu hassen und zu verachten — denn wir haben in den letzten Monaten unsere theuersten Interessen, unser bestes Recht von dorther mit Füßen treten sehen —, um so mehr wird es sich ziemen, über diesen Empfindungen nationaler Verbitterung nicht den Sinn und den Respect für das wahrhaft Große zu verlieren, was sich in England gerade auf der Grundlage jenes Egoismus, in Staat und Geschichte entwickelt hat. Wir müßten nicht Deutsche sein, wenn wir nicht allezeit bereit wären zu lernen, bereit fremde Fehler und fremde Tugenden zu verstehen und von Beidem die Nutzanwendung für unser eigenes politisches Leben zu machen. Als eine neue Hülfe für solche Studien heißen wir das Pauli'sche Buch von Herzen willkommen und beeilen uns, unseren Lesern einen kurzen Bericht über den vorliegenden Band zu geben, einen Bericht, so kurz und so anspruchslos, wie er nach einer ersten Lectüre möglich ist. —

Der Verfasser sucht zunächst in der Einleitung den für die Staatengeschichten der neuesten Zeit gegebenen Ausgangspunkt — den Sturz Napoleon's — auch für die englische Geschichte zu gewinnen und uns in der auswärtigen Politik Großbritanniens während der Zeit des Wiener Congresses und der Schlacht bei Waterloo zu orientiren. Das Verhältniß zur heiligen Allianz bietet sodann den Anknüpfungspunkt zu einem weiten Rückblick auf die innere Vergangenheit, das Königthum Georg's III., die politischen Parteien, die Staatsmänner, unter ihnen vor Allem William Pitt, dessen Anhänger und Gegner. Der Abfall Americas, die Lage Irlands, die Einwirkung der französischen Revolution drängen nach Reform auf allen Gebieten des Staatslebens, bis der Ausbruch der großen Kriege Halt gebietet und bei'm Abschluß derselben ein Zustand verhaltener Revolution zurückbleibt. Und es folgt nun, nachdem wir so mit Dingen und Personen vorläufig bekannt geworden, in zehn Capiteln das erste Buch. Die Ueberschrift bezeichnet das große Thema, um das es sich handelt: „Stillstand

oder Bewegung?" In der ersten Hälfte der bis 1830 herabgeführten Darstellung herrscht die Reaction vor, in der zweiten gewinnt das Princip der Bewegung von Schritt zu Schritt mehr Terrain. Ein spröder Stoff ist dabei anfangs von dem Geschichtschreiber zu bewältigen. Finanznoth, Handelsstockungen, ungeheure volkswirthschaftliche Probleme, radicale, bis zum Aufruhr gesteigerte Agitation, endlich läppische und verfassungswidrige Gewaltmaaßregeln der Regierung: das Alles bietet wenig Gelegenheit, lebensvolle Geschichtsbilder vorzuführen; wir sehen, wie Alles gründlich verfahren ist, wie die Staatsmaschine bei'm Ableben Georg's III. stockt. Jetzt jedoch ändert sich die Scene. Es ist jener schmutzige Proceß gegen die eigene Gemahlin, womit Georg IV. sein Königthum inaugurirt, und eben damit kommt wieder Fluß und Klärung in die trägen und trüben Elemente. Die Menschen raffen sich auf, zum Guten die Einen, zum Bösen die Anderen, die Parteien werden sich bei einer völlig veränderten Weltlage ihrer Differenzen mehr bewußt, die bereits geknebelte öffentliche Meinung wird wieder frei. Nicht lange, und ein frischer Luftzug geht auch durch die auswärtige Politik. Das Einschreiten der heiligen Allianz gegen die Revolutionen im romanischen Europa führt sogar noch einen Castlereagh, vor seinem Selbstmorde, zu einer Art Besinnung zurück, Canning als Minister des Aeußeren windet schrittweise sein Vaterland aus der Abhängigkeit von dem nordischen Polizei- und Unterdrückungsbunde los. Wie er sich zu der französischen Intervention in Spanien stellt, wie er die Colonien Südamericas befreien, im Bunde mit Rußland die Griechen sich von der Türkei losreißen hilft, wie er heldenmüthig Portugal sichert und in Ost und West endlich wieder zum Vortheil nationaler Rechte und populärer Interessen unablässig an Untergrabung der heiligen Allianz arbeitet, das wird in ausführlicher Darstellung und stets mit Hinblick auf die Sympathien und Antipathien, denen diese Politik im eigenen Lande begegnet, erzählt. Mit Recht wird Canning in den Mittelpunkt der Schilderung gestellt; mit Recht werden an ihm und an dem Verhältniß zu ihm Freund und Feind, die immer stärker erregten Interessen alter und neuer Parteiung abgewogen. Gleichzeitig mit Canning's großer Politik nimmt sein Freund Huskisson den ökonomischen Fortschritt in die Hand, der freilich bei den verschärften Gegensätzen von Ackerbau und Industrie, Kornzöllen und Freihandel nur um so schwieriger sich Bahn brechen kann. Der Verfasser versucht es, in einem eigenen Capitel auch diese Dinge, gelöst von den übrigen Ereignissen und Angelegenheiten der Staatsverwaltung, zu Uebersicht und Verständniß zu bringen. Wichtiger doch und für uns fesselnder sind die irischen Dinge und die katholische Frage, die endlich, im Jahre 1829, nach manchen Wechselfällen und erregten Debatten in der Katholikenemancipation ihre Lösung findet. Mit Vergnügen wird man bei der Charakteristik O'Connell's und der Darstellung der katholischen Association verweilen, wie denn überhaupt der Verfasser gern und mit Geschick den Begebenheiten Leben und Anschaulichkeit durch das Persönliche verleiht. Der Abschnitt über die Katholikenfrage giebt ihm reichlich Gelegenheit dazu; denn hier sieht man wieder in großartigem Ringen Männer aufsteigen und unterliegen, unter einer Menge von Charakterköpfen ragen außer O'Connell Wellington, Peel und der alte Eldon hervor. Die Zeichnung der äußeren und inneren

Lage des Staats bei'm Tode Georg's IV. bildet den Inhalt des vorletzten Capitels: wir heben die Charakteristik des Königs hervor, über den als Fürsten wie als Menschen das Verdammungsurtheil nicht hart genug lauten kann. Die Erzählung schließt ab in dem Augenblick, wo in Frankreich wiederum die Revolution siegt und in Folge dessen auf der anderen Seite des Canals der Ruf nach parlamentarischer Reform als dem einzigen Rettungsmittel vor ähnlichem Unheil die Losung wird. Damit schließt die Erzählung, nicht jedoch das Geschichtsbild, welches unvollständig sein würde, wenn uns nicht noch eine Reihe anderer Entwickelungen vorgeführt würde, die so gut wie See- und Landschlachten, Ministerwechsel und Parlamentsdebatten in das geschichtliche Gewebe eingreifen. Die Unerläßlichkeit dieser Verbindung des Culturhistorischen mit der politischen Geschichte brauchten wir Deutsche, nachdem Schlosser das Beispiel gegeben, freilich nicht erst von den Engländern zu lernen, dennoch wird jede englische Geschichte in dieser Beziehung immer den Vergleich mit den bekannten glänzenden Abschnitten bei Macaulay herausfordern. Unser Historiker hat offenbar die essayistische und historiographische Schule der Engländer mit Nutzen durchgemacht, ohne darüber in nachahmerische Manier zu verfallen. Er zieht in dem Schlußabschnitt, betitelt „Wechselwirkung materieller und geistiger Momente" gleichsam die Summe aus dem Zeitalter des Prinz-Regenten und späteren Königs Georg's IV. Es handelt sich um die Wirkung von Dampfkraft und Maschine in Hinsicht auf Production und Population, um die Anstrengungen des Ackerbauinteresses, um das ganze weite Gebiet der socialen Fragen. Der Zustand der Volksbildung, die kirchlichen, die religiösen, die gesellschaftlichen Verhältnisse kommen zur Anschauung; auch Kunst und Wissenschaft dürfen nicht übergangen werden; zu innig ist die Verschlingung insbesondere der Literatur mit dem öffentlichen Leben, als daß Männer wie Scott, Moore, Byron uns nicht für sich sowohl wie im Gegensatz zu einander vorgeführt werden sollten.

Soweit unser flüchtiger Bericht über einen Band, den der Verfasser selbst mehr nur als Einleitung zu der nun folgenden, immer mehr in's Breite nöthigenden Darstellung betrachtet. Und auch so bleibt ihm noch Mancherlei nachzuholen, wie namentlich Indien und was damit zusammenhängt. Seine Quellen anlangend, so sagt er uns in der Vorrede selbst, daß ihm bis jetzt kein noch ganz unbenutztes Material zu Gebote gestanden. Daß er sich dagegen in aller irgend zugänglichen Literatur umgesehen und die officiellen wie die privaten Berichte nach Kräften ausgebeutet, dafür legt seine Arbeit das beste Zeugniß ab. Seine früheren Leistungen in alter und neuer englischer Geschichte sind bekannt; seine Vertrautheit mit dem Boden und der Luft Englands kommt ihm trefflich zu Statten, und unschätzbar ist der Vortheil, den er aus persönlicher Anschauung und mündlichem Austausch für die richtige Zeichnung und lebensvolle Farbengebung seiner Darstellung zu ziehen verstand. Einzelne Abschnitte haben wir im Obigen bereits als besonders gelungen hervorgehoben; wir wollen noch auf den Schluß des vierten Capitels (Canning und Portugal), auf den Abschnitt über die große Emancipationsdebatte mit den obligaten Hofintriguen, auf die Parallele zwischen Peel und Canning, den Proceß zwischen der Königin Caroline u. A. aufmerksam machen und schließlich den Wunsch aussprechen, daß die

wachsenden Schwierigkeiten, die sich einer weiter vorrückenden Erzählung entgegenstellen, das Erscheinen der Fortsetzung nicht allzulange verzögern möchten.

Gegen die Mitte des Monat Juni fand in der kurhessischen Ständeversammlung eine sehr wichtige Berathung statt. Es handelte sich um zwei Regierungsentwürfe, von denen der eine die Besetzung des Oberappellationsgerichtes, der andere die Bildung eines Staatsgerichtshofes betraf. Die Stände lehnten diese letztere Vorlage ab, weil sie aus triftigen Gründen nicht wünschten, daß die Function, bei Ministeranklagen u. s. w. das Recht zu finden, einem ausschließlich dafür bestimmten Gerichtshof übertragen und von dem Oberappellationsgericht getrennt werde. Den ersteren Entwurf dagegen gestalteten sie um; ihre Amendements zielten dahin, die Unabhängigkeit des höchsten Gerichtes, wie sie im Gesetz vom 17. Juni 1848 begründet war, wieder herzustellen, aber zugleich der Regierung die Hand zur Vermittelung zu bieten. Deshalb stellten sie sich nicht ohne Weiteres auf den Standpunkt, jenes Gesetz von 1848 zu reklamiren, obwohl es verfassungsmäßig entstanden und außer allen Formen von Verfassung und Recht durch Hassenpflug 1851 außer Kraft gesetzt war; vielmehr ließen sie verschiedene Punkte, in denen jenes Gesetz vielleicht weiter ging, als es zum Rechtsschutz des Landes unbedingt nöthig war, in ihrem umgearbeiteten Entwurfe fallen. Das Repräsentationsrecht der Stände bei Besetzung einer vacanten Stelle milderten sie zu einem Recusationsrecht der Hälfte der, von dem Gerichtshof selbst als qualificirt aufgestellten Candidaten. Die Ernennung des Präsidenten, der früher durch das Collegium gewählt wurde, überließen sie dem Landesherrn. Diese ebenso gemäßigte, als feste Haltung der Stände hatte den Erfolg, daß auch die ritterschaftlichen und standesherrlichen Vertreter für die Mehrheit stimmten, und so wird, wenn in diesem Cardinalpunkt des noch keineswegs beendigten Verfassungskampfes ein neuer Conflict drohen sollte, die kurhessische Regierung ebenso isolirt und das Land ebenso einig dastehen, wie in den früheren Stadien. — Wir entnehmen diese kurze Skizze einer kürzlich erschienenen Schrift: „Landtagsverhandlungen über die Besetzung des Oberappellationsgerichtes zu Kassel.“ Möchte diese Broschüre unseres hochverdienten Friedrich Oetker die weiteste Verbreitung finden. Betrifft sie doch die Frage, welche der Schlußstein wie des kurhessischen, so jedes constitutionellen Staatswesens ist. Wir Preußen können uns bei der Lectüre sehr lebendig veranschaulichen, wie viele reelle Lücken unsere Verfassung neben den fingirten hat.

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Das heutige Spanien.

II.

Das Urtheil über die Lage eines Volkes wird immer von einem doppelten Gesichtspunkte ausgehen, je nachdem man die eigene Vergangenheit des Volkes, die durch Geschichte und Natur gegebenen Bedingungen seines besonderen Lebens als Maaßstab nimmt, oder es in Vergleichung stellt mit dem, was andere Völker unter den übereinstimmenden großen Einflüssen desselben Zeitalters leisten. Die europäischen Nationen bilden eine so eng geschlossene Gemeinschaft, sie haben mit Ausnahme weniger nach dem fernen Osten gerückten Glieder seit dem fünften Jahrhundert durch die germanische Staatengründung, durch das mächtige Band einer tausendjährigen kirchlichen Einheit, durch übereinstimmende Grundzüge der politischen, gesellschaftlichen, literarischen, künstlerischen Bildung, durch das thätige Zusammenwirken in einem großen Gesammtleben, durch den ununterbrochenen Austausch der Ideen und Kräfte so sehr die Natur eines innig verbundenen Organismus erlangt, daß die Vergleichung des einen Volkes mit den anderen Genossen desselben Kreises sich überall als die nächste Betrachtung aufdrängt. Da eine jede der europäischen Nationen in ihrem Gedeihen und Gelten wesentlich von dem Verhältniß abhängt, in dem sie sich zu den übrigen Gliedern der europäischen Gesellschaft behauptet, so entscheidet die Stellung, welche ein einzelnes Volk unter der Gesammtheit einnimmt, nicht nur über seinen äußeren Rang, sondern theilweise auch über die Kraft des inneren Wachsthums. Doch nur theilweise. Denn wie mächtig der Zusammenhang des europäischen Lebens alle einzelnen Völker des Erdtheils berührt, er kann doch nur die Selbständigkeit der individuellen Entwickelung einschränken, nicht sie aufheben. Auch in dieser lebendig verbundenen Gemeinschaft ist jedes Volk sich selber Zweck, Maaß und Bedingung, hat jedes seinen eigenen Lebenslauf, seinen eigenen unabhängigen Werth. Und zwar wächst diese Unbedingtheit der individuellen Selbständigkeit mit dem Maaß der Entfernung von dem Centrum des Gesammtlebens. Niemand wird bei einer Beurtheilung russischer Bildungsverhältnisse überall den Maaßstab deutscher oder französischer Cultur zur

Hand haben; Niemand wird auch die ſkandinaviſchen Zuſtände durchweg nach dem Kriterium holländiſcher oder engliſcher Verhältniſſe ſchätzen. Dieſe Außenländer ſind nothwendig bis zu einem gewiſſen Punkte von dem Geſetz des europäiſchen Durchſchnitts emancipirt; ſie gehören theilweiſe beſonderen Kreiſen an, aus denen ſie eigenthümliche Impulſe empfangen, in denen ſie eigenthümliche Aufgaben erfüllen.

Daß nun Spanien in Europa eine ſolche Sonderſtellung in beſonders hohem Maaße einnimmt, wer wird es leugnen wollen? Wie die Natur es nicht nur an das äußerſte Ende des Erdtheils gerückt, ſondern grade auf der ſchmalen Verbindungslinie durch die ſtarre Mauer der Pyrenäen am ſchroffſten von dem Continent geſchieden hat, ſo iſt der Lebensgang dieſes Volkes zu allen Zeiten ein ganz abſonderlicher geweſen. Nicht von Europa, ſondern von Aſien empfängt es die erſten Keime der Cultur, da die Phönicier auf dem Felſen von Gadeir ihre Coloniſation beginnen; der Afrikaner Hamilcar Barcas vereinigt zuerſt das Land bis an den Ebro unter karthagiſcher Herrſchaft. Kein von den Römern dauernd beſeſſenes Gebiet widerſtrebt ihrer Herrſchaft mit ſo zäher Energie; noch da es unterworfen, bleibt es der Schlupfwinkel aller geſchlagenen Parteien: hier errichtet Sertorius ein förmliches Gegenrom, hier wankt Cäſar's Glück vor den Waffen der Pompejaner. Dann freilich tritt Spanien mit einer unvermutheten Wendung in die volle, warme Theilnahme des römiſchen Lebens unter den Kaiſern ein und Jahrhunderte eines blühenden, hochgebildeten Gedeihens ſcheinen die Trennung zwiſchen Spanien und dem übrigen civiliſirten Europa zu beſeitigen. Aber eben dieſes innige Eingehen in die römiſche Cultur legt gewiſſermaaßen den Grund zu ſpäterer Scheidung. Die Weſtgothen, die Gereifteſten der Germanen, verlieren auf dieſem Boden einer weitverbreiteten Bildung um ſo raſcher ihre friſche Geſundheit. Dazu fällt faſt der Beginn des chriſtlichen Lebens hier zuſammen mit den heftigſten Ausbrüchen eines heißen Glaubenseifers: zuerſt erfüllt der Hader der arianiſchen Gothen mit den katholiſchen Romanen die Annalen des fünften und ſechſten Jahrhunderts, und dann, als die Gothen zum Katholicismus übergetreten, ſtürzen ſie ſich mit unverſöhnlichem Haß auf die in Spanien beſonders zahlreichen Juden. Spanien verwirklicht ſchon im Beginn des mittelalterlichen Lebens die Ideale der Hierarchie: die Biſchöfe ſind die Herren der Könige wie des Volkes, die Concilien ſind die Reichstage. Die durch dieſe klerikale Uebermacht herbeigeführte Zerrüttung des politiſchen Organismus und der geſunden Sitte öffnet der arabiſchen Invaſion die Thore. Spanien kehrt unter die Einflüſſe des Orients zurück, die ſein geſchichtliches Leben eröffneten. Bis hoch hinauf unter die unzugänglichen Berge Aſturiens und den Kamm der Pyrenäen

bedeckt die Fluth des Islam das glaubenseifrige Land, und der schmale Rest des Volkes, der seine Selbständigkeit behauptet, er ist zum Theil von der übrigen europäischen Christenheit durch eine andere Kluft geschieden; denn die Basken sind das vereinzelte Ueberbleibsel einer in dem anderen Europa verschwundenen Urbevölkerung; als Karl der Große Spanien in sein christliches Weltreich hineinziehen will, erliegen seine Paladine den Streichen dieser fremdartigen Urbewohner, an denen die Stürme der Völkerwanderung fast wirkungslos vorübergebraust sind.

Es ist Jedermann gegenwärtig, wie durchaus abweichend von dem Gang der europäischen Entwickelung sich die spanischen Geschicke seit dem Einfall der Araber gestalteten, indem Spanien durch dieses Ereigniß gewaltsam auf dem Bildungspunkt des frühen Mittelalters zurückgehalten wurde fast bis zum Beginn der modernen Zeit. Dann schien das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wieder eine plötzliche Wendung zu bringen wie zu der römischen Kaiserzeit. Das bis dahin mit dem ungläubigen Feind beschäftigte Volk wandte sich nach der Vernichtung desselben mit stürmischer Energie zur Theilnahme an den europäischen Kämpfen; mit einem Schlage stand es im Mittelpunkt der europäischen Verwickelungen. Aber eben da entbrannte im Norden der Glaubensstreit. Die Spanier, welche noch erfüllt waren von der religiösen Gluth der Zeit der Kreuzzüge, welche die humanistische Vorbereitung kaum berührt hatte, standen zu dieser Frage anders als alle anderen Nationen; es war in der That nur ein Product ihres eigensten Geisteslebens, daß sie von ihren Habsburgischen Königen in die Vorhut der Streiter für die katholische Kirche gestellt wurden. Sie haben dann zwei Jahrhunderte im Mittelpunkte des europäischen Lebens eine höchst bedeutsame Thätigkeit geübt, aber die Seele dieser Thätigkeit war der schärfste Gegensatz gegen die Interessen der europäischen Menschheit, politisch wie religiös. Und eben damals haben die Anschauungen, Gewohnheiten, Einrichtungen Spaniens den grellen Contrast zu der europäischen Cultur fixirt, der das Land bis auf diesen Tag charakterisirt. Ich habe früher in diesen Blättern eine Skizze der Habsburgischen Epoche der spanischen Geschichte zu geben versucht, jener beispiellosen Erscheinung eines literarisch und künstlerisch überreich producirenden, eines kriegerisch und diplomatisch dominirenden, eines die Welt beherrschenden und stolz jubelnden und dabei in den Abgrund des Elends, der Unwissenheit, der Sittenlosigkeit versinkenden Volkes. Es ist das ein nicht nur in moderner, sondern in aller Geschichte unerhörtes Schauspiel, eine Verneinung fast aller sonst gültigen Gesetze nationaler Entwickelung. Eine nothwendige Folge dieser ganz abnormen Lage war die Anwendung ganz abnormer Heilmittel: Niederlagen, Demüthigungen, Verluste der kostbarsten Besitzungen, wieder-

holter Bürgerkrieg, Revolution, Herrschaft fremder Einflüsse, das sind die sonderbaren Curen gewesen, denen Spanien eine theilweise Genesung hat verdanken sollen.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß nach solchen Antecedentien eine Beurtheilung Spaniens nach dem Maaß der europäischen Culturländer zu großen Unbilligkeiten und Unrichtigkeiten führt. Spanien ist noch heute natürlich und geschichtlich gewissermaaßen ein halbafrikanisches Land, dessen Europäisirung zwar vor mehr als hundert und fünfzig Jahren begonnen, das aber erst seit einer Generation gewisse wesentliche Vorbedingungen eines Erfolgs dieses Culturprocesses gewonnen hat. Wer bei einem Blick auf das heutige Spanien immer die Parallele mit Frankreich oder England vor Augen hat, der muß in allen Stücken zu den trostlosesten Ergebnissen gelangen; wer dagegen das Jetzt mit dem mißt, was vor dreißig oder fünfzig Jahren war, dem ergiebt sich eine nicht unerfreuliche Aussicht in eine Zukunft, welche das isolirte Land mehr und mehr unter die wohlthätigen Einflüsse europäischer Bildung und Arbeit stellen und dadurch die schroffen Contraste der spanischen Natur zu einer Eigenthümlichkeit mildern wird, der die Grundübereinstimmung mit den Principien der allgemeinen Civilisation nicht mangelt. Wenn man zurücksieht auf das, was dieses Land seit dem Ausbruch der französischen Revolution erlitten hat, auf die Schmach und das Elend unter Godoy, die entsetzliche Verheerung des Kampfes gegen Napoleon, den fast schrecklicheren Druck der nichtswürdigen Tyrannei Ferdinand's VII., das lange unglückliche Ringen um die Behauptung der amerikanischen Colonien, das Wüthen der finstern Anhänger von Don Carlos, den siebenjährigen Bürgerkrieg um den Thron, die fast unübersehbare Reihe von revolutionären Erhebungen, Verfassungsänderungen, gewaltsamen Eingriffen in Privatbesitz und Privatrecht, den tollen Wirbel, der die gesammte Verwaltung und ihre Organe rastlos durcheinanderschüttelt, so meint man, das unglückliche Volk müsse am Uebermaaß der Zerrüttung und Erschöpfung angelangt sein. Und doch bedurfte es dieser unbarmherzigen Stöße, um das Volk zu modernem Leben zu wecken, und doch hat alle diese Stürme ein immer noch übergroßer Rest alter Unsitte, Trägheit, Bigotterie überdauert!

Wir haben in der früher gegebenen Uebersicht der materiellen Entwickelung gesehen, wie viel in den letzten dreißig und namentlich in den letzten sechs Jahren geschehen ist, um Spanien die Wohlthaten des modernen Culturlebens zuzuwenden. Damit für diese Bestrebungen Raum werde, mußte die alte Mönchswirthschaft, der kolossale Besitz der todten Hand, die absolute Herrschaft des Klerus in Staat und Schule, mußte die Last verderblicher Privilegien, Gesetze und Steuern zur Seite geschafft

werden, und damit dieses geschehen könne, mußte eine radicale Erschütterung der gesammten Tradition stattfinden. Sie wurde vollbracht durch die Rebellion des Don Carlos gegen die legitime Thronfolge, durch diese eigenthümliche Constellation, welche die Anhänger des Liberalismus zu Vertheidigern der rechtmäßigen Königin gegen den Aufruhr der pfäffischen und absolutistischen Fanatiker machte und die Krone zwang, sich an die Spitze des Fortschritts zu stellen. Nur diese Stellung des Königthums schaffte den Vorkämpfern der Verfassung die Oberhand unter dem altgläubigen loyalen Volke, in dem trotzdem die Carlisten die Mittel zu langjährigem Widerstande fanden. Da sie besiegt die Waffen strecken mußten, wanderte ein Theil ihrer Tendenzen hinüber in das Lager der Sieger. Die Krone, welche für die Verfassung gewesen war, so lange die Verfassung eine Waffe gegen den Prätendenten bedeutete, stellte sich anders, sobald der feindliche Infant in die Verbannung getrieben war. Schon während des Bürgerkrieges hatte man drei verschiedene Verfassungen wechseln, die Liberalen in zwei scharf getrennte Parteien sich scheiden sehen mit nicht wenigen Nuancirungen einer jeden Partei; nach der Beendigung des Waffenkampfes drohte eine viel größere Zersplitterung der freisinnigen Kräfte, ein Hinüberrücken des Königthums auf die Seite der Verfassungsfeinde. Es war ein großes Glück, daß eben damals durch ganz Europa die populären Tendenzen eine wachsende Macht erlangten, daß die Krone, noch immer auf die Anerkennung der constitutionellen Staaten beschränkt, geschreckt von den revolutionären Erinnerungen der Heimath und den revolutionären Symptomen in den Nachbarländern, einer entschiedenen Reaction nicht die Hand zu bieten wagte. So verliefen die vierziger Jahre für Spanien in segensreicher Ruhe. Nachdem die Moderados 1843 die Progressisten in der Regierung abgelöst hatten, übten sie die hohe Weisheit, nicht im conservativen Rückschritt, sondern in versöhnender Ausgleichung und Ordnung der streitenden Gegensätze ihre Aufgabe zu finden. Diesen Stempel trug die Verfassung vom 23. Mai 1845 in ihrer verständigen Anlehnung an die brauchbaren Sätze des aus der Revision der Constitution von 1812 hervorgegangenen progressistischen Grundgesetzes von 1837; diesen Stempel trugen die anderen großen Gesetzgebungen jenes Jahres, die totale Reform des Steuerwesens, die Begründung eines von großer Einsicht dictirten Unterrichtssystems. Indem die Moderados vollständigen schöpferischen Freimuth walten ließen, sicherten sie Spanien, das seit langer Zeit recht eigentlich der Lieblingssitz der Revolution gewesen war, das unerwartete Glück, daß die große Erschütterung von 1848 die Halbinsel nur mit wenigen vereinzelten Stößen erreichte.

Nun aber kam die Fluth der Reaction über Europa; es schien, als

sollte alle Welt eine totale Rückbildung zu der alten patriarchalischen Ordnung erfahren, welche sich die Systematiker der religiösen, wissenschaftlichen und politischen Umkehr als die normale Daseinsform der Menschheit ausklügelten. Diese Pest verschrobener Rückschrittsdoctrinäre brach mit den fünfziger Jahren auch über Spanien herein. Einige geistreiche aber gedankenkranke Phantasiephilosophen wie Donoso Cortes verkündeten auf der Halbinsel das Evangelium des Krieges gegen den Geist des neunzehnten Jahrhunderts, der Reconstruction einer halb mittelalterlichen, halb utopischen Theokratie, und eine Masse ehrgeiziger, unruhiger oder beschränkter Parteiführer ließ sich verlocken, die Hand an die weise bemessenen Verfassungsgesetze von 1845 zu legen und Spanien in die Wirren der Reaction zu stürzen, ohne daß die Revolution dazu irgend welchen Anlaß gegeben hätte. Die Mäßigung der Moderados erlag dieser Versuchung. Die Gesetzgebung von 1845 war ein Compromiß gewesen nicht nur zwischen verschiedenen Fractionen der Moderados, sondern auch zwischen diesen und einem großen Theile der Progressisten. Indem man seit 1851 eine Reihe von Verfassungsveränderungen projectirte und versuchte, warf man die Progressisten in stets drohendere Opposition zurück und zerriß die gemäßigte Partei in eine Menge ganz willkürlich gebildeter Coterien. Jedes der verschiedenen Moderadoministerien, welche in den fünfziger Jahren an der Verfassung ihre unglücklichen Experimente machten, schuf sich seinen besonderen durch kleinliche Personalinteressen zusammengehaltenen Anhang. So zerfiel die einzige wahrhaft regierungsfähige Partei; das Gros schied sich in erbärmlichem Hader, viele bedeutende Persönlichkeiten gingen in's feindliche Lager über. Als endlich das letzte haltlose Moderadoministerium durch die gährende Unzufriedenheit des Volkes von Gewalt zu Gewalt bis zur Absicht des Staatsstreichs getrieben wurde, da erhob im Juli 1854 General O'Donnell die Fahne des bewaffneten Widerstandes und Spanien war abermals im Chaos der Revolution. Der kurzsichtige Eifer der Moderados hatte das Land aus dem glücklichen Geleise allmählichen Fortschritts herausgerissen, um absolutistischen und hierarchischen Phantasien, in denen man die Panacee für das kranke Zeitalter sah, eine Stätte zu bereiten: statt dessen erhob jetzt der echte demokratische und socialistische Radicalismus zum ersten Male sein Haupt in Spanien. Nachdem man so lange von rechts an der Verfassung gerüttelt und ihre Autorität untergraben hatte, warfen sie die Barrikadenkämpfer von Madrid und Zaragoza stürmend über den Haufen und der Ruf: Constituirende Cortes! bedeutete nichts anderes, als daß abermals alle Grundlagen des spanischen Staates und der spanischen Gesellschaft in Frage gestellt wurden. Zwei Jahre der Verwirrung, der planlosen Pro-

jectenmacherei, der endlosen Wortkämpfe, der alle Leidenschaften auf den Siedepunkt erhitzenden Agitation waren das Werk dieser Cortes unter der schwachen, zwieträchtigen Regierung des alten Espartero. Der Radicalismus, der Anfangs das große Wort geführt hatte, verstummte allmählich über den sich häufenden Beweisen seiner Impotenz; die in unendlichen Berathungen geborene Verfassung wurde nicht einmal verkündigt und von allen Thaten der Cortes griff keine durch als die früher erwähnte schonungslose Beseitigung der todten Hand. Da sich so die Wogen verliefen, wurde der Urheber der Revolution, O'Donnell, im Sommer 1856 der Hersteller der Ordnung. Espartero wich in thatloser Unentschlossenheit in das Dunkel des Privatlebens zurück, aus dem ihn die Revolution vielleicht wider Willen herausgenöthigt hatte und die letzten Zuckungen der revolutionären Leidenschaft verbluteten auf dem Straßenpflaster von Madrid. O'Donnell, aus einem glücklichen Moderadoofficier durch die Verblendung seiner eigenen Parteigenossen in ein Haupt des Aufstandes verwandelt, hielt sich, jetzt das Ruder der Regierung führend, in der Mitte zwischen der ursprünglichen Mäßigung und der dann ihm durch die Umstände aufgezwungenen Schärfe der politischen Tendenz. Er war nicht Progressist geworden, er war aber auch nicht mehr Moderado. Er wollte die Ausschreitungen der Revolution eindämmen und zu der alten erprobten Verfassungsgrundlage zurückkehren, so weit es die tief erregte Meinung gestattete; er wollte aber zugleich den neuen Forderungen gerecht werden, so weit es die Umstände verlangten.

Man kennt das Schicksal derer, welche mit Tapferkeit und Geschick einer wilden Bewegung die Stirn bieten und die zügellosen Massen unter das Joch des Gesetzes zurückführen: heute bejubelt von den Menschen der Angst, die sich feige vor dem Sturme gebeugt, werden sie morgen, wenn die Gefahrlosigkeit die Helden zu Tausenden aufstehen läßt, erst bekrittelt, dann gescholten, dann verflucht. Wie hätte O'Donnell diesem Schicksale entgehen sollen, da er dem conservativen Paroxysmus den furchtbaren Angriffspunkt bot, daß er wirklich die Revolution entfesselt? Das Ministerium O'Donnell, welches in der Frühe des 14. Juli 1856 gebildet war, erhielt am 12. October seine Entlassung, nachdem es die Krone aus den revolutionären Fluthen glücklich auf's Trockene gebracht hatte. Das Haupt der Moderados, Narvaez, Herzog von Valencia, der Führer der schöpferischen Moderadoregierungen der vierziger Jahre, übernahm die Leitung eines Ministeriums, in dem einige Notabilitäten der Partei wie namentlich der hochverdiente Marques von Pidal Platz nahmen, das daneben aber sehr bedenklichen fremden Elementen Zutritt verstattete. Der Gesammtcharakter der Moderados war durch die unglücklichen Experimente

von 1851 bis 1854 wesentlich verändert. Indem in dieser Zeit die Parteistellung sich mehr und mehr aus einer liberal-conservativen in eine conservativ-reactionäre verwandelte, wurden diejenigen Männer, denen das liberale Moment am Herzen lag, zur Scheidung veranlaßt; statt ihrer rückten Andere ein, die sich nur des Scheins wegen conservativ nennen konnten, die in Wirklichkeit der absolutistisch-hierarchischen Schule angehörten. Die Revolution von 1854 hatte diesen Proceß mehr gefördert als gehemmt. In den Wahlen zu den constituirenden Cortes hatte man die Parole einer „liberalen Union" zum ersten Male gehört, einer Mittelpartei zwischen Moderados und Progressisten, die von links und rechts die im Wesentlichen übereinstimmenden Elemente vereinigen sollte. Wie schwankend und unklar das Programm dieser neuen Bildung war und wie wenig ihr zunächst die Gunst der Verhältnisse entgegenkam, immerhin hielt sie eine Anzahl hervorragender früherer Moderados liberaler Färbung von der alten Partei getrennt, während die Uebertreibungen der Revolution manche bisher liberalere Moderados an dem Dogma der neuen hierarchischen Freunde Geschmack finden ließen, welche sich in den constituirenden Cortes unter dem Namen der Neocatólicos zusammenschaarten. Nun hätte diese Verschiebung der Moderados nach rechts, während die gesammte Situation des Landes nach links gerückt war, allein schon die Kraft der Partei erheblich gemindert. Aber es kam ein anderes hinzu. Der im Anfang der fünfziger Jahre zerrissene Parteizusammenhang war nicht wieder hergestellt. Noch immer repräsentirte jedes der damaligen Ministerien seine besondere politische Gruppe mit ihren besonderen Nuancen der politischen Tendenz, mit ihrem besonderen Ehrgeiz, ihren besonderen Ansprüchen. Der Sturm der Revolution hatte die persönlichen Leidenschaften von Neuem entfesselt und den Staat mit zahllosen erschütterten oder zerstörten Existenzen, jede Provinz, jede Gemeinde mit Hader und Zwietracht erfüllt. Diese zerstörende Kraft der Leidenschaft erfuhr jetzt Narvaez. Seine alte Autorität war gebrochen, sein alter Generalstab zerstreut, seine Armee bunt zusammengewürfelt. Nicht die Kraft seiner politischen Stellung hatte ihn jetzt an die Spitze des Staates gehoben, sondern eine Hofintrigue, und am Hofe tummelten sich alle die vielen persönlichen und politischen Tendenzen, welche auf die Zerrüttung der Lage speculirten, in wilder Gier. Die Einen schrien nach durchgreifender Revision der hergestellten Verfassung von 1845, nach Fesselung der Presse, Unterwerfung der Schule unter den Klerus; die Anderen verfochten gar eine Fusion mit den Carlisten durch eine Ehe der Tochter der Königin mit einem Sohne von Don Carlos; nur Wenige waren verständig genug, zur Mäßigung zu mahnen. Und wer möchte das Chaos der persönlichen Speculationen schildern, die

nach Amt und Geld haſchten und von Stunde zu Stunde die Partie wechſelten, je nachdem die Königin die eine oder andere zu begünſtigen und der König mit ſeinen kaum verhehlten abſolutiſtiſchen Neigungen Erfolg zu haben ſchien?

Das Reſultat dieſer wüſten Cabalen war ein immer ſtärkeres Vorwiegen der retrograden Tendenzen. Der junge Miniſter des Innern, der ſchon erwähnte D. Candido Nocedal, ein Führer der Neukatholiken, ein Mann von leidenſchaftlichem Ehrgeiz und ſtolzer Zuverſicht auf die Heilkraft ſeines hierarchiſchen Dogma, gab bald den Ton an, auf den die Reſtauration geſtimmt werden ſollte. Sein Preßgeſetz vom 13. Juli 1857 hätte die Discuſſion getödtet, wenn er auf die Dauer die Handhabung des Geſetzes behalten hätte. Die Verfaſſungsreform vom 17. Juli hatte, indem ſie neben der Umgeſtaltung des Senats die Geſchäftsordnung der Kammern einem Geſetze überwies, nichts anderes im Sinne als eben eine ſolche Feſſelung der Volksvertreter. Das Unterrichtsgeſetz vom 9. September ging neben einzelnen Verbeſſerungen im Ganzen hinter den offenen Freimuth des Geſetzes von 1845 weit zurück. Noch rückſichtsloſer, wie es zu gehen pflegt, als die Geſetze athmete die Praxis der Verwaltung den Geiſt leidenſchaftlicher Unterdrückung. So mußte Narvaez den Glanz ſeiner früheren Verdienſte durch den Eifer eines unerfahrenen Doctrinärs verdunkeln laſſen. Die öffentliche Meinung erklärte ſich raſch gegen dieſen Gang der Dinge. Die uneinige Partei, auf die ſich das Miniſterium ſtützen ſollte, ſtimmte der Unzufriedenheit zu. Im Cabinet ſelber rang der halbe mit dem ganzen Rückſchritt. Die Cortes, obwohl unter dem ſtarken Druck der Regierung gewählt, gaben doch zu dem Preßgeſetz nur ihre allgemeine Ermächtigung. Der Hof, in ſeinen Erwartungen getäuſcht, wandte den Miniſtern mürriſch den Rücken. So begann ſchon im Auguſt 1857 eine Kriſis, welche am 1. October mit dem Rücktritt des Miniſteriums Narvaez endete. Nach längerem Schwanken übernahm am 15. October eine Regierung die Erbſchaft der geſcheiterten Moderados, die, obwohl zum Theil aus alten Notabilitäten der Partei gebildet, doch von dem, was in den letzten Jahren Moderadopolitik geweſen war, erheblich abwich. Das Miniſterium Armero-Mon trat mit einem durchweg liberalen Programm auf, das beſtimmt war, die alten Moderadoüberlieferungen der vierziger Jahre den Bedürfniſſen der Gegenwart anzupaſſen. Zunächſt zwar ſcheiterte dieſe Tendenz, indem ſchon im Januar 1858 ein neuer Miniſterwechſel nach den Wünſchen des Königs die Regierung in die Hand von Männern brachte, die würdiger ſchienen Moderados zu heißen. Allerdings war das Miniſterium Iſturiz frei von den liberalen Verirrungen ſeines Vorgängers. Dafür hatte es gar kein Programm. Es war die

Perſonification der Impotenz der einſt ſo kräftigen Partei, die zu zerriſſen war, um eine Regierung mit klar ausgeſprochenen Zielen zu erzeugen und ſich deshalb mit einer Verwaltung begnügen mußte, die den Namen der Partei trug, nichts mehr und nichts weniger. Sie hätte in Reſignation dieſen Zuſtand ertragen ſollen, das getreue Abbild ihres eigenen Daſeins. Aber die ſpaniſche Leidenſchaft kennt das Wort Reſignation nicht. Die Führer in den Cortes behandelten das Miniſterium mit mehr oder weniger verdienter Verachtung und führten dadurch ſtatt ihres Eintritts in die Gewalt eine Kriſis herbei, welche damit endete, daß die Königin am 30. Juni 1858 O'Donnell die Bildung eines Miniſteriums übertrug. Die Moderados traten damit von der Bühne ab, nachdem ſie in den fünfziger Jahren ihre eigenen Werke und ihren Namen aus den vierziger Jahren nach Kräften zerſtört und verdunkelt hatten. An ihrer Stelle erſchienen nicht die Progreſſiſten, ſondern jene Mittelpartei der liberalen Union, der jetzt alle Verhältniſſe die Wege zu ebnen ſchienen.

Im Jahre 1858 veröffentlichte die ſtatiſtiſche Generalcommiſſion zum erſten Male das Reſultat ihrer Arbeiten in dem Anuario estadístico. Unter anderen Daten, die gar viel über die Vergangenheit zu denken gaben, las man da eine Zuſammenſtellung der ſeit dem Beginn des conſtitutionellen Lebens im Jahre 1834 geſchehenen Corteswahlen und Miniſterwechſel. Auf drei Seiten war dieſes äußerliche Ergebniß von vier und zwanzig Jahren ſpaniſcher Politik zuſammengedrängt, aber was ſprach aus dieſen Zahlen! Nicht weniger als ſiebenzehn Mal in der kurzen Spanne Zeit waren die Wähler zur Urne gerufen worden auf Grund von fünf verſchiedenen Verfaſſungen; von den ſämmtlichen Verſammlungen hatte nur eine einzige, die am 6. December 1846 nach der Verfaſſung von 1845 gewählte, eine einigermaaßen normale Lebensdauer erlangt, indem ſie in vier Jahren zu vier Sitzungen zuſammentrat. In derſelben Zeit hatte Spanien die Miniſterpräſidentur ſieben und vierzig Mal, die Miniſterien des Innern, der Finanzen und der Marine acht und ſiebenzig Mal, das Kriegsminiſterium gar ſechs und neunzig Mal ſeinen Inhaber wechſeln ſehen; 245 Perſonen hatten 529 verſchiedene Miniſterien inne gehabt. Waren das nicht wahrhaft erſchreckende Zahlen? Welche furchtbare Unbeſtändigkeit des öffentlichen Lebens, welche zerrüttenden Schwankungen der Verwaltung, welche entſetzliche Summe öffentlichen und privaten Elends, welche verheerende Wuth der politiſchen Leidenſchaften ſchloſſen ſie in ſich! Denn ein jeder dieſer unüberſehlichen Wechſel war zugleich ein Product und eine Quelle erbitterten Haders. Eine jede der ſiebzehn Corteswahlen wühlte das Land bis in ſeine Tiefen auf, erzeugte eine Fluth von Corruption und Vergewaltigung, von Entſetzungen, Pro-

ceſſen, von Haß und Hader in den Familien und Gemeinden, da eine jede einen Wettlauf Aller nach dem Beſitz und der Ausbeutung der Macht hervorrief. Und ein jeder der 529 Miniſterwechſel war nicht nur ein Schlag gegen die ſtetige Wirkſamkeit der Verwaltung, ſondern zugleich ein Schlag gegen die ökonomiſche und moraliſche Geſundheit zahlreicher Exiſtenzen. Denn in Spanien iſt kein Miniſterwechſel denkbar ohne eine tief hinabſteigende Aenderung des Beamtenperſonals; Niemand gelangt zu einem Portefeuille, ohne daß Hunderte um ſeine Erhebung mehr oder weniger verdienter Candidaten ihren Lohn fordern; eine Totalerneuerung des Miniſteriums iſt kaum denkbar ohne einige tauſend Entlaſſungen und Penſionirungen. Bei der letzten Adreßdebatte hatte Bravo Murillo dieſe „anarchiſche Beweglichkeit der Beamtenwelt" als eins der ſchlimmſten Uebel bezeichnet, unter denen das Land leide. „Wenn wir auf dieſem Wege fortgehen," hatte er geſagt, „ſo werden wir auf einen Punkt kommen, wo die Verwaltung eine Unmöglichkeit iſt. Hätten wir eine genaue Statiſtik der activen und penſionirten Beamten vor Augen, ſo würden wir erſchrecken. Die ungeheure Zahl wächſt mit jedem Jahre ſo raſch, daß ſie bald zu einer wahren Sündfluth führen muß. Wenn wir hier nicht abhelfen, ſo wird dieſer Ausſatz von disponiblen Beamten, dieſe Peſt der Bewerber ohne Fähigkeit die ſociale Ordnung über den Haufen werfen." In dem Budget von 1858 verzehrten die paſſiven Klaſſen der Beamten 147 Millionen, faſt ein Zehntel des Geſammtaufwandes. Welche koloſſale Corruption aber bei den Wahlen herrſchte, bewies die damals unternommene Reviſion der Wählerliſten, wobei ſich ergab, daß z. B. in der Provinz Caceres unter 2733 eingeſchriebenen Wählern 941 von den Behörden widerrechtlich eingeſchmuggelt waren.

Der Beredtſamkeit dieſer Zahlen und Thatſachen konnte ſich kein Ohr verſchließen. Die bisher verfolgte Bahn der Parteileidenſchaft, des excluſiven Coterieweſens, des zerſetzenden „Perſonalismus" mußte verlaſſen, eine Politik der Verſöhnlichkeit, des Zuſammenfaſſens der in unzählige Fractiönchen zerriſſenen Parteien, der ſachlichen Intereſſen mußte unternommen werden. Von den alten Parteien hatten die Moderados ſoeben ihre Regierungsunfähigkeit auf das Eclatanteſte bewieſen und die Progreſſiſten hatten 1854 bis 1856 kaum beſſere Proben abgelegt; auch ſie waren von ihrem alten Programm verſchlagen, die Einen den Demokraten, die Anderen den Liberalen zugetrieben. So ſchien denn die liberale Union, die Bildung einer neuen Mittelpartei aus allen gemäßigten Elementen der Progreſſiſten und den aufrichtig Liberalen der Moderados von der Natur der Dinge ſelber geboten. Nach dieſem Geſichtspunkt bildete O'Donnell im Sommer 1858 ſeine Verwaltung auf breiteſter liberaler

Basis. In dem Ministerium, dem neuen Staatsrath, bei der Ergänzung des Senats, bei der Besetzung der wichtigsten Stellen fanden hervorragende Liberale aller Farben ihren Platz, prononcirte Progressisten wie General Prim, alte Moderadoführer wie Martinez de la Rosa, Calderon Collantes, Mon, junge Capacitäten wie Pacheco und Rios Rosas, als wenn recht handgreiflich das genaue Gegentheil der bisherigen Praxis herausgekehrt werden sollte.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß eine derartige Fusion fast immer mit erheblichen Nachtheilen verknüpft ist, zumal wenn der Chef der Situation der schöpferischen Kraft entbehrt, um die alten Sonderprogramme, unter denen die verschiedenen Fractionen zu kämpfen gewohnt waren, durch eine fesselnde und wahrhaft einigende Politik zu verdrängen. Diese Gabe aber hatte O'Donnell nicht. Er war nicht eigentlich ein politischer Kopf, sondern ein geschickter Dirigent; er wußte besser mit Personen, als mit sachlichen Aufgaben zu kramen; er war mehr Militär und Hofmann als Staatsmann. So gerieth denn das Regiment der liberalen Union unter den Fluch einer großen Unfruchtbarkeit in allen politischen Materien. Es war der ausgesprochene Gegensatz gegen die letzten Moderadoregierungen, namentlich gegen die reactionären Excesse der Gesetzgebung von 1857, aber es kam in einer fünfjährigen Verwaltung nicht dazu, diese Excesse zu beseitigen. Das schreckliche Nocedal'sche Preßgesetz erfuhr weder eine legislative, noch eine praktische Abstellung; die Verfassungsreform von 1857 wurde zwar nicht ausgeführt, aber auch nicht aufgehoben; eine Reihe anderer wichtiger Gesetze wurden wohl verheißen, aber nicht vorgelegt, oder doch bis auf einige wenige nicht durchgeführt. Das politische Leben stand still, ja gegen das Ende des Ministeriums O'Donnell trat mehr und mehr eine gewisse retrograde Tendenz hervor und der Minister des Innern Posada Herrera machte Miene, mit seiner reactionären Verwaltungspraxis O'Donnell ähnlich zu verdunkeln, wie es Narvaez durch Nocedal erfahren hatte. Aber trotz all' dieser Schwächen und Schäden war die Regierung der liberalen Union für Spanien eine außerordentliche Wohlthat. Schon das Eine, daß das Ministerium O'Donnell mit sehr geringen Modificationen seiner Zusammensetzung vom 30. Juni 1858 bis zum 2. März 1863 regierte, daß die im Herbst 1858 gewählten Cortes die Arbeiten der Vertretung, namentlich die Feststellung des Budgets mit einer nie erlebten Regelmäßigkeit bis zum Sommer 1863 erledigten, daß das Land fast fünf Jahre von den herkömmlichen Convulsionen verschont wurde, daß die Leidenschaften sich beruhigten und sachliche Interessen mehr die ihnen zukommende Bedeutung erlangten, schon das war ein unschätzbarer Gewinn. Nun traten aber andere Momente hinzu.

konnte die Regierung ihrer Natur und der Lage der politischen Kräfte nach auf dem Gebiete der politischen Gesetzgebung wenig leisten, so concentrirte sie ihren Eifer auf die materiellen Reformen und gewann durch den 1859 bewilligten Credit von zwei Milliarden die Mittel, um das ökonomische Leben mit den kräftigsten Impulsen zu wecken. Wir haben früher gesehen, welche Erfolge in diesen Dingen erreicht wurden. Aber ebenso wichtig und noch wichtiger war, daß die Menschen, nachdem sie seit fünf und zwanzig Jahren fast ausschließlich von den politischen Leidenschaften waren bewegt worden, nachdem die Gedanken der Gebildeteren sich fast durchweg auf die Parteikämpfe und die aus ihnen resultirende Ausbeutung des Staates gerichtet hatten, nun an anderen Aufgaben Geschmack gewannen und ihren Ehrgeiz auf die Bestellung des ausgedehnten und so lange vollständig vernachlässigten Gebietes der bürgerlichen Betriebsamkeit lenkten. So kam es, daß die Gegner der Regierung bald laut und lauter über den um sich greifenden politischen Indifferentismus klagten, da die Masse des Volkes nicht mehr von jeder Maaßregel der Verwaltung, jeder lebhaften Cortesverhandlung und jedem Zeitungsstreit in fieberhafte Aufregung versetzt wurde. Eine unbefangene Betrachtung konnte darin nur eine höchst erfreuliche Wandelung erblicken, der eine recht dauernde und recht tief greifende Einwirkung zu wünschen war, freilich in der Art, daß nicht mit der Beschwichtigung der Leidenschaft zugleich das Interesse am öffentlichen Leben ertödtet werde. Dieses sachliche, sittliche Interesse, das nicht an der persönlichen Eitelkeit und Macht, sondern an dem Gemeinwohl hängt, existirte bisher kaum in selbständiger Wirksamkeit, sondern war in schwachen Dosen der Hitze des Parteieifers beigemischt. Allerdings ließ sich ja da befürchten, daß durch eine nur zu natürliche Reaction mit dem Sturm der Agitation auch die gesunde Thätigkeit schwinde und unter der allgemeinen Gleichgültigkeit unvermerkt die gefährlichen Tendenzen einer geistigen und politischen Reaction Macht gewinnen, die am Hofe und im Klerus nur zu stark vertreten sind. Ganz grundlos waren derartige Besorgnisse nicht. Aber mußten sie nicht nothwendig mit jedem Versuche verknüpft sein, aus der überreizten wirbelnden Bewegung einer wesentlich revolutionären Epoche in ein normales Tempo überzugehen? Es ist ganz unzweifelhaft, daß sich Spanien in den fünf Jahren der O'Donnell'schen Verwaltung der normalen politischen Temperatur um ein sehr Bedeutendes genähert und damit eine wesentliche Voraussetzung für den positiven Ausbau des Staatswesens und die fruchtbare Verwendung der eroberten Freiheiten gewonnen hat.

Alle diese heilsamen Folgen ergaben sich gewissermaaßen von selber aus dem Princip der liberalen Union; einige andere Förderungen ver-

dankte ſie dem Glücke ihres Führers. Der marokkaniſche Krieg, der den Miniſterpräſidenten zum Herzog von Tetuan erhob und ihm eine ſehr erwünſchte Gelegenheit bot, gegen das mißgünſtige England die neugewonnene Kraft der Finanzen und gegen den ungläubigen Nationalfeind die Wirkſamkeit der militäriſchen Organiſationen und die gute Ordnung aller mit dem Krieg zuſammenhängenden Verwaltungszweige zu bewähren; der tolle carliſtiſche Putſch des General Ortega, der den alten Abſolutiſten den letzten Stoß verſetzte; die ebenſo tolle ſocialiſtiſche Erhebung von Loja; die freiwillige Rückkehr Domingo's unter ſpaniſche Herrſchaft: das waren lauter Erlebniſſe, welche das Anſehen der Regierung beträchtlich verſtärkten, ihr ein einträchtiges und zum Theil ſehr ſtark pulſirendes vaterländiſches Gefühl zur Stütze gaben und die Nation mit lange nicht gekanntem Selbſtbewußtſein erfüllten. Freilich drohte der wieder erwachende Stolz bei dem erſten Winken des Glückes das Volk in die alten Verirrungen der Eroberungsſucht zurückzuwerfen: die erſten Siegesnachrichten aus Afrika verſetzten ganz Spanien in einen wahren Taumel: die Einen träumten von der alten Miſſion gegen die Ungläubigen, die Anderen ſahen das ſpaniſche Amerika wieder zu den Füßen des caſtilianiſchen Löwen. Aber die Regierung, welche dem ſeit Generationen nur mit militäriſchen Demüthigungen vertrauten Volke dieſen Aufſchwung zuverſichtlicher Erhebung verſchaffte, verſtand mit weiſer Mäßigung die Ausſchweifungen des patriotiſchen Selbſtgefühls im Zaume zu halten; ſie ſchloß mit Marokko Frieden, ſobald die nothwendige Genugthuung erlangt war; ſie nahm Domingo erſt dann an, als die Inſel ſich unter die Botmäßigkeit der Vereinigten Staaten zu ſtellen drohte, was gleichbedeutend geweſen wäre mit dem Verluſt von Cuba; ſie hielt auf der lockenden Bahn der mejicaniſchen Einmiſchung trotz des Geſchreies ſogar eines Theils ihrer Freunde mit erſtaunlicher Selbſtbeherrſchung inne; ſie widerſtand den leidenſchaftlichen Forderungen des Klerus und des Hofes, für die italieniſchen Bourbonen und das weltliche Regiment des Pabſtes eine hoffnungsloſe Campagne zu unternehmen. Das alles ſind negative Verdienſte, aber von nicht geringem Werth. Ohne dieſe ſtrenge Reſignation O'Donnell's würde Spanien in zerrüttenden Abenteuern den Ruhm von Tetuan begraben haben; jetzt iſt der marokkaniſche Krieg eine Erinnerung, an der jeder Spanier ſeine Zuverſicht für die Zukunft belebt, die ein über den Parteien ſtehendes Gefühl lebendig erhält. Denn an den in Afrika gewonnenen Trophäen hatten alle Parteien ihren Antheil; O'Donnell vertheilte die Poſten in ſeiner Armee wie in ſeiner Regierung an die Häupter aller Parteien.*)

*) Wer ſich näher über den marokkaniſchen Krieg und die militäriſchen Zuſtände

Dank diesen äußeren Erfolgen, welche die Persönlichkeit des Herzogs von Tetuan mit wachsender Autorität dem Volke wie dem Hofe gegenüber bekleideten, hielt er die vielfach auseinanderstrebenden Elemente seiner Regierung und seiner Partei leidlich zusammen. Die politische Situation litt indessen schon 1861 an fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. Das Nichtsthun der Regierung für die Lösung der großen politischen Fragen, die reactionäre und chicanöse Praxis des Ministers des Innern, die bei der spanischen Empfindlichkeit unausbleiblichen Zerwürfnisse zwischen den Chefs der Departements und ihren ersten Dienern, namentlich zwischen dem Minister des Auswärtigen und seinen Diplomaten, das Alles lockerte die Bande der liberalen Union auf eine sehr bedenkliche Weise. In der Cortessitzung 1861 auf 1862 erhoben sich einige der wichtigsten Träger des Systems gegen die Regierung, weil sie ihr Programm verkümmere und verfälsche, und neben den Gegnern im progressistischen und Moderadolager standen nun die sogenannten Dissidenten, geführt im Congresse von Rios Rosas, dem früheren Gesandten in Rom, im Senat von Pacheco, dem gewesenen Gesandten in Mejico, zwei durch Intelligenz und Charakter gleich bedeutenden Persönlichkeiten. Von da an war ein großer Theil der Regierungsthätigkeit von dem Kampf um die eigene Existenz absorbirt, von der mühseligen Arbeit, die überall auseinanderstrebenden Elemente der Mehrheit künstlich zusammen zu halten. Die ersten Monate des Jahres 1863 sahen die Lebenskraft der liberalen Union vollends erlahmen. Sie hatte für die Schwäche ihrer positiven Energie Erstaunliches geleistet unter der Gunst der Verhältnisse, unter dem allgemeinen Verlangen, endlich einmal von dem unfruchtbaren Parteihader zu ruhen. Aber jene Gunst war zurückgetreten, dieses Verlangen befriedigt. Das rasche Temperament des Volkes hatte die alten Leiden vergessen und seufzte unter den gegenwärtigen Verdrießlichkeiten. Die Führer waren des Stilllebens müde und unter den Hunderten von Ministercandidaten, die Spanien besitzt, regte sich der sehr lebendige Wunsch, endlich einmal wieder einen Ministerwechsel zu erleben.

So verlöschte das Ministerium O'Donnell im Februar 1863, nicht weil eine der alten Parteien oder irgend eine andere Combination ihm das Terrain abgewonnen hatte, sondern lediglich, weil es in sich selber zerbröckelte. Es konnte die Aufgaben der Regierung nicht mehr lösen und zog es vor, sich zurückzuziehen, ehe ihm ein siegreicher Feind gegenüberstand. Unter diesen Verhältnissen war begreiflich die Bildung einer neuen

---

Spaniens zu unterrichten wünscht, der findet in den „Reise- und Lagerbriefen aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko von A. v. Göben, königlich preußischem Generalmajor, Hannover 1864, 2 Bde." reichliches Material.

Regierung mit beträchtlichen Schwierigkeiten verknüpft. Einen Augenblick drohte ein Cabinet Narvaez; aber die öffentliche Meinung remonstrirte so vernehmlich gegen die Rückkehr der Moderados, daß endlich, da die Progressisten gar nicht in die Lage kamen, ihre Kräfte zu versuchen, ein ziemlich seltsames Mischministerium unter dem alten Marques von Miraflores herbeigerufen werden mußte. Soweit diese Regierung überhaupt ein Programm hatte, stimmte dasselbe wesentlich mit den Grundsätzen der liberalen Union überein, aus welcher Partei auch die meisten Minister hervorgegangen waren. Eine Weile schien die Regierung nichts zu sein, als eine Fortsetzung des früheren Geschäfts mit veränderter Firma und verändertem Rufe. Der Herzog von Tetuan und die anderen Führer der Union hielten ihre wohlwollende Protectorhand über die junge und etwas zärtliche Pflanze und die alte Parteimehrheit im Congreß votirte das Budget mit großer Gefälligkeit. Aber es gab im Cabinet einige hochstrebende Personen, die sich nicht damit begnügten, gewissermaaßen eine Administration für fremde Rechnung zu besorgen, die eine eigene Politik wollten und in diesem Streben, bei der unbequemen Fesselung an die liberale Union, dahin kamen, sich mehr und mehr in Opposition gegen dieselbe zu werfen. Die im October 1863 stattfindenden Neuwahlen gaben dieser ziemlich verzwickten Lage eine eigenthümliche Illustration. Der Minister des Innern, Vaamonde, machte mitten in der Wahlbewegung eine kecke Schwenkung nach rechts, verdrängte eine Menge Candidaten der liberalen Union durch alte Moderados und hie und da sogar durch Neukatholiken und ließ so aus dem Kampf, der als ein gemeinsames Unternehmen der gegenwärtigen und der früheren Regierung begonnen war, eine entschiedene Moderadomehrheit als Siegerin hervorgehen. Sobald dieses Ergebniß bekannt wurde, geriethen alle Parteien in die heftigste Gährung. Die Progressisten, von den auch numerisch sehr schwachen Demokraten zu schweigen, hatten schon vorher aus Anlaß eines Wahlcirculars Vaamonde's, welches allgemeine Volksversammlungen zur Besprechung der Wahlen untersagte, dem Ministerium mit einer lange nicht mehr gesehenen Heftigkeit den Krieg erklärt und sich der Theilnahme an den Wahlen enthalten. Die liberale Union antwortete auf den Verrath Vaamonde's mit einer entschiedenen Wendung zur Opposition. Die Moderados, welche wie durch Zufall in den Besitz der Mehrheit im Congreß gelangt waren, überlegten sich, ob sie diese Macht einer Regierung zur Disposition stellen sollten, die nur durch ein Spiel der Laune auf ihre Seite getrieben sei, oder ob sie ein eigenes Regiment versuchen könnten. In der Presse erhob sich der Tumult der alten Leidenschaften mit drohender Reizbarkeit. Die Regierungsgewalt arbeitete mit stärkster Willkür, durch massenhafte Entsetzun-

gen und Ernennungen zu schrecken und zu locken und, wenn es möglich sei, aus lauter fremden Elementen eine unzuverlässige Mehrheit zusammen zu flicken.

Unter diesen höchst unerquicklichen Verhältnissen begann im November eine Cortessitzung, deren Debatten das denkbar unerfreulichste Bild der spanischen Politik boten. Es war, als ob die fünf Jahre beruhigenden, versöhnenden Waltens einer so zu sagen parteilosen Regierung auch nicht die geringste Wirkung auf die Beschwichtigung der Leidenschaften geübt hätten. Gleich die Prüfung der Wahlacten im Congreß gab das Signal zu einem höchst widerwärtigen Kampf. In anderen Ländern ist die ernstliche Anfechtung einer Wahl eine Ausnahme; hier hatten wenige Abgeordnete das Glück, ungehechelt zu passiren. Freilich waren ja auch wohl wenige Wahlen ohne ziemlich starke Ungehörigkeiten zu Stande gekommen. Die Regierung hatte nicht ihren Einfluß, sondern ihre Macht im weitesten Umfange geltend gemacht durch Eingriffe und Manöver der verschiedensten Art, zu denen sich bei uns kaum die schamloseste Willkür verirren würde. Liest man diese Verhandlungen, so bekommt man den Eindruck, daß der politische Wille der Wähler bei den spanischen Wahlen ein untergeordneter Factor ist trotz des sehr hohen*) Census und der Theilung des Landes in ebenso viele Wahldistricte, als Abgeordnete zu wählen sind. Die Entscheidung liegt im Willen der Regierung. In den neunzehn Wahlen, welche Spanien seit 1834 erlebt hat, ist jedesmal die Regierung Siegerin geblieben, aus keinem anderen Grunde, als weil die Regierung über die größte Fülle der Machtmittel verfügt, weil sie mit Gaben, Verheißungen, mit dem Druck auf die Zulassung oder Beseitigung von Wählern, auf die Zusammensetzung der Wahlcommission, auf die Lesung der Wahlzettel eine in den meisten Fällen unwiderstehliche Gewalt zu üben vermag. Natürlich stellen sich dieser Regierungspraxis von Seiten der Parteien ähnliche Künste entgegen. Der Speculation auf den Genuß der gegenwärtigen Regierungsmacht kann sich nur die Hoffnung auf den größeren Vortheil entgegenwerfen, den eine künftige Regierung verheißt. Oder ein großer Grundherr, ein reicher Fabrikant und Börsenmann, ein Erzbischof legt seine Macht in die Waagschale. Oder es lassen sich auch Männer als Regierungscandidaten wählen, die bei der nächsten Gelegenheit ihre wahre antiministerielle Gesinnung enthüllen. So zu Stande gekommene Wahlen bieten dann freilich dem Parteistreit einen unerschöpflichen Stoff. Aber das Resultat reducirt sich nach mehrwöchentlichem Gezänk darauf, daß, nachdem der Congreß eine unglaubliche Summe der stärksten

*) Spanien zählte bei den Wahlen von 1858 157,931 Wahlberechtigte, noch nicht so viele, als Preußen bei den letzten Wahlen höchstbesteuerte Urwähler hatte.

von allen Seiten vollbrachten Excesse vernommen hat, die Wahlen mit sehr geringen Ausnahmen approbirt werden. Einen kaum erbaulicheren Verlauf nahm im November und December die Adreßdebatte. Ein mit den Details des spanischen Parlamentslebens nicht vertrauter Beobachter konnte diesen wahrhaft endlosen und streng genommen absolut zwecklosen Verhandlungen nur mit wachsendem Erstaunen folgen. Das Ministerium, von dem Jedermann überzeugt war, daß es heute oder morgen in seiner Bedeutungslosigkeit untergehen werde, konnte trotz der zahlreichen und wichtigen Gesetzvorlagen, welche die Thronrede angekündigt hatte, keinen Mittelpunkt der Debatte bilden. Die ganze Aufmerksamkeit war auf die künftige Regierung gerichtet, über deren Charakter und Zusammensetzung sich unendliche Conjecturen kreuzten. Die Einen fürchteten eine Wiederkehr der liberalen Union, die Anderen ein Ministerium Narvaez, die Dritten einen Sieg der Progressisten, die mit ihrer Wahlenthaltung auf die ganze Situation einen recht empfindlichen Druck ausübten. So wurde die politische Lage in ihrer weitesten Allgemeinheit der unbegrenzte Gegenstand dieser Adreßdebatte; ihr eigentliches Leben aber zog sie aus der widrigsten Entfaltung der Persönlichkeiten. Ein jeder hatte seine eigene oder seiner Partei Vergangenheit in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen, die Gegner mit schwärzesten Schatten zu bedecken. Gleichviel ob im Congreß oder im Senat der jüngste Deputirte oder der älteste Staatsmann sprach, sie Alle folgten wesentlich derselben verderblichen Methode, die, wie sie nur aus einem maaßlosen Ueberwiegen persönlicher Leidenschaft und Reizbarkeit hervorgehen kann, gerade bei Männern von so unglaublicher Empfindlichkeit wahrhaft verheerend wirken muß.

In der That steigerte jeder Tag dieser peinlichen Verhandlungen das Chaos der spanischen Politik. Aber eben diese trostlose Erfahrung erzeugte, nachdem sie in ihrer vollen Wucht der öffentlichen Meinung entgegen getreten war, rasch eine heilsame Reaction. Man schämte sich, der Welt ein so unwürdiges Schauspiel zu bieten; man zitterte vor den Folgen des drohenden Rückfalls in die alte Zerrissenheit und Unsicherheit; die mächtig gewordenen materiellen Interessen erhoben Protest gegen diesen nutzlosen Hader eines wesentlich impotenten Parteiwesens; die Parteien selber fürchteten in wachsender Zersetzung vollständig paralysirt zu werden. Der Ruf nach einer starken, den Interessen des Landes entsprechenden, versöhnlichen Regierung ertönte allmählich aus allen Blättern und allen Clubs und da das Ministerium Miraflores sich mit einer schwer begreiflichen Krampfhaftigkeit an die Gewalt klammerte, so benutzte der Senat die erste Gesetzvorlage, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Am 15. Januar dieses Jahres lehnte der Senat mit 86 gegen 54 Stimmen ab, in die De-

tailberathung eines Gesetzentwurfes über die Verfassungsreform von 1857 einzutreten, obwohl derselbe sachlich mannichfache Anerkennung verdiente und zugleich den aristokratischen Interessen alle mit den Zeitumständen verträgliche Berücksichtigung schenkte.

Am 18. Januar trat das Ministerium Arrazola vor die beiden Häuser mit der Erklärung, die Principien der historischen Moderadopartei zu vertreten. Was hieß das? Was bedeutete überhaupt diese aus ziemlich obscuren Größen zusammengesetzte Verwaltung? Es ließ sich schwer sagen. Das Ministerium selber hätte schwerlich eine präcise Antwort gehabt. Es repräsentirte die Moderados, ohne die anerkannten Führer der Partei einzuschließen. Es sprach von liberal und conservativ, ohne daß man wußte, ob das eine oder andere maaßgebend sein solle. Zum Glück bot die bevorstehende Entbindung der Königin die Gelegenheit, die Cortessitzung auf vierzehn Tage zu unterbrechen. In dieser Zwischenzeit enthüllte sich dann aber durch die unvermeidlichen Entlassungen und Ernennungen die conservative oder richtiger reactionäre Natur des Cabinets unumwunden genug; der Congreß, in dem doch bei'm Beginn der Session die Moderados die Mehrheit gehabt hatten, galt jetzt für unzuverlässig; die Freunde der Regierung sprachen immer lauter von der Nothwendigkeit einer neuen Wahl, bei der sie auf ein Compromiß mit den Progressisten zu rechnen schienen; die alten schroffen Parteigegensätze sollten in voller Gewalt hergestellt, das ausgleichende Element der liberalen Union niedergetreten werden. Es wäre eine verhängnißvolle Wendung gewesen, ein Rückfall in die Herrschaft des wilden Parteitreibens, vielleicht gar in revolutionäre Erschütterungen.

Hatte der Verlauf der Dinge seit dem Rücktritt O'Donnell's ernste Sorgen für die Zukunft des Landes erregt, so wird der strengste Beurtheiler nicht umhin können, in dem Schicksal des Ministeriums Arrazola sehr erfreuliche Symptome einer durchgreifenden Wendung des spanischen Staatslebens zu einer nüchternen, verständigen, positiven Praxis zu erkennen. Die Presse, die Börse und die Cortes machten gleichmäßig Front gegen eine Regierung, die im besten Falle zu der Staatskunst von 1857, vielleicht gar zu den schlimmen Experimenten von 1853 und 1854 gedrängt worden wäre. Man stieß das exclusive Parteiregiment, die illiberalen Tendenzen der alten Moderados mit einmüthigem Nachdruck zurück und die Moderadomehrheit des Congresses selber erhob zuerst die Hand gegen ein Cabinet, das gewissermaaßen aus ihrem Schooße hervorgegangen war. Bei der Wahl der Commission für ein von der Regierung vorgelegtes Wahlgesetz stimmte die Mehrheit der Sectionen gegen die Regierung. Noch denselben Abend bat das Ministerium um seine Entlassung oder um Auflösung des Congresses. Die Krone, obwohl sicherlich mehr geneigt, den

conservativen Charakter der Verwaltung zu stärken als zu beseitigen, ordnete ihre Wünsche mit löblicher Weisheit den unzweifelhaften Forderungen der Lage unter, wie sie es im Sommer 1858 bei der Berufung O'Donnell's ebenfalls gethan hatte. Sie verweigerte die Auflösung und übertrug D. Alejandro Mon, dem Schöpfer des spanischen Steuersystems, dem Chef des liberalen Ministeriums vom Herbst 1857, dem in eine Hauptstütze der liberalen Union verwandelten Moderadoführer, die Bildung des neuen Cabinets. Mon, einer der erfahrensten und nüchternsten Staatsmänner Spaniens, wußte sein Ministerium aus politischen Capacitäten und geschickten Verwaltungsmännern glücklich zusammenzusetzen. Es waren wesentlich die Elemente, welche in den besten Zeiten der liberalen Union sich um O'Donnell geschaart hatten, nur mit dem sehr erheblichen Unterschiede, daß nicht ein glücklicher General, sondern ein erprobter Staatsmann an der Spitze stand.

Am 1. März unterzeichnete die Königin die Ernennungen der neuen Minister und schon am 8. trat das Ministerium mit vier zum Theil sehr wichtigen Gesetzentwürfen vor die Cortes. Diese, mit der Presse, der Börse und der gesammten öffentlichen Meinung einig in der Freude über den glücklichen Ausgang der bedrohlichen Krisis, kamen der Regierung mit einer außerordentlichen Bereitwilligkeit entgegen, um in der Herstellung der reinen Verfassung von 1845, der Befreiung des Gemeindelebens von ungebührlichen Eingriffen der Regierung, der Emancipation der Presse von dem Joch des Gesetzes Nocedal und der Beseitigung der gröbsten Wahlexcesse ein festes Fundament für eine ungehemmte Entfaltung des constitutionellen Lebens zu schaffen. Täuscht nicht Alles,*) so darf das Ministerium Mon auf eine dauernde Verwaltung rechnen, vielleicht wie sein Vorgänger O'Donnell; aber diese Verwaltung würde dann wohl thätiger, schöpferischer sein als die der liberalen Union. Gewiß ist, daß die öffentliche Meinung einer fruchtbaren, die wahren Landesinteressen fördernden Regierung jede wünschenswerthe Stütze zu bieten bereit ist, daß die alte Wuth der Parteileidenschaften sich erschöpft hat und daß, wenn die persönliche Reizbarkeit noch immer zu viele Gewalt besitzt, wenigstens das Streben beginnt, das erkannte Uebel einzuschränken.

Nach solchen Erfahrungen der letzten acht Jahre darf man wohl sagen, daß Spanien politisch ebenso wie ökonomisch auf der Bahn eines gedeihlichen und allmählich den Charakter der Regelmäßigkeit gewinnenden Fortschritts sich befindet. Je mehr die materiellen Interessen Gewicht erlangen, desto stärker wird der turbulente Charakter des Staatslebens zurück

*) Es ist dies Anfang April geschrieben.

gedrängt werden, und je mehr die Politik in das Geleise einer geordneten Bewegung einlenkt, desto fruchtbarer werden die auf den Ackerbau und das Gewerbe gelenkten Impulse wirken. Es ist nicht zu sagen, von welcher Seite diesem erfreulichen Proceß ernstliche Gefahren drohen sollten; im Umkreis des spanischen Lebens selber sind wenigstens die Kräfte nicht wahrzunehmen, die eine dauernde Störung bewirken könnten, obgleich man nie vergessen darf, wie plötzlich und gewaltsam in Spanien die unerwartetsten Wendungen hereinzubrechen pflegen. Unter allen Umständen wird es indessen noch eine geraume Weile anstehen, bis die constitutionellen Formen volle Wahrheit geworden sind. Nicht als ob dort die Krone dauernd ihren Eigenwillen der Macht der öffentlichen Meinung entgegenstellen könnte — die Berufung O'Donnell's 1858 und Mon's jetzt beweist das Gegentheil — sondern weil in allen Factoren des öffentlichen Lebens, in der Regierung, in den Cortes und in den Gemeinden gleichmäßig die Neigung lebt, das Belieben über das Gesetz zu stellen, weil die objectiven Interessen noch schwach sind im Vergleich mit den persönlichen Leidenschaften, weil eine dreißigjährige irreguläre Gewöhnung, die in Temperament und Bildung die stärksten Stützen findet, nur sehr allmählich überwunden werden kann. Es wird sich weniger darum handeln die Gesetze als die Sitten zu reformiren. Es kommt z. B. zunächst weit mehr darauf an, die maaßlose Wahlcorruption zu beseitigen, an der, wie es scheint, alle Parteien die gleiche Schuld tragen, als das Wahlgesetz zu verändern, die Beamten von der Wahl auszuschließen und den Census zu mindern. Die Cortes verfügen über alle nothwendige Macht, aber sie üben ihre Befugnisse zum Theil in der verkehrtesten Weise. Sie treiben zum Beispiel mit Interpellationen über jedes Detail der Verwaltung einen sehr weitgehenden Mißbrauch und gehen daneben über die wichtigsten Gesetze mit unbegreiflicher Leichtigkeit hinweg; bei jeder spannenden Debatte sind die Bänke dicht besetzt, und wenn es sich um den trockenen Ernst der eigentlichen Gesetzgebung handelt, so ist kaum die nothdürftige Zahl zusammenzubringen. „Wir haben in unserem Parlament, klagte kürzlich die Epoca, dem Wort eine übertriebene Bedeutung beigelegt. Es giebt kein Parlament, in dem mit der Form ein solcher Cultus getrieben wird wie bei uns, während wir den praktischen Kern der Dinge oft ganz vergessen. In fast allen europäischen Kammern wird die parlamentarische Beredtsamkeit jeden Tag nüchterner und stützt sich auf genaue und tiefe Sachkenntniß; bei uns aber gelten diejenigen für die größten Staatsmänner, die die schönsten Phrasen machen." Das mag etwas übertrieben sein, aber gewiß ist, daß die Rhetorik in den Cortes sich im schädlichsten Uebermaaße entfaltet; nur der Mangel einer gesunden Tradition kann wochenlange Adreßdebatten ohne

jegliches praktisches Ziel erklären und nur der Mangel gereifter Sitte läßt jene maaßlosen Ausbrüche persönlicher Leidenschaft zu, welche nur zu oft den regelmäßigen Gang der Verhandlungen unterbrechen. Die Presse hat sogar unter der Herrschaft des Gesetzes Nocedal in der letzten Zeit wenigstens alle wünschenswerthe Freiheit genossen, aber auch die Presse, die in Spanien eine wahre Macht ist, ja die geistigen Kräfte des Landes nur zu sehr absorbirt, leidet vielfach an den Gebrechen der Cortes. Sie ist unendlich wortreich, läßt sich übermäßig von den Parteizänkereien beherrschen, räumt dabei der Leidenschaft viel zu große Gewalt ein und lebt zu exclusiv in den politischen Fragen. Da diese wesentlich in Madrid spielen, so nimmt die Presse, deren bedeutende Organe mit wenigen Ausnahmen der Hauptstadt angehören, von dem Lande viel zu wenig Notiz. Von dem Leben der Provinzen erfährt man aus den Madrider Blättern außerordentlich wenig, wie denn überhaupt seit zwanzig Jahren dem bis dahin übermächtigen Particularismus und Provincialismus des spanischen Lebens sich eine fast französische Centralisation entgegengestellt hat. Die Unbändigkeit der Kräfte nöthigte vielleicht dazu, aber eine gesunde Praxis wird sich doch erst aus dem selbständigen Wirken der gerade in Spanien so bedeutenden Sonderkreise innerhalb des gemeinsamen Gesetzes ergeben.

Neben diesem ohne Zweifel langsamen Processe der politischen Genesung ist der spanischen Nation eine andere, vielleicht noch schwierigere und gewiß nicht weniger wichtige Arbeit vorbehalten. Das spanische Geistesleben hat von den furchtbaren Schlägen, welche die letzten Generationen erlitten, auf's tiefste erschüttert werden müssen. Bei der gewaltsamen Umgestaltung aller Verhältnisse und Einrichtungen konnten die alten Ueberzeugungen und Begriffe nicht unverändert bleiben: ging jene Umgestaltung doch nur aus einem tief greifenden Wechsel der Ansichten hervor. Aber diese Umbildung des inneren Menschen vollzog sich nicht harmonisch, sondern in den wunderlichsten Sprüngen und Widersprüchen. Noch in der großen Krisis von 1808 bis 1814 war die strengkatholische Gläubigkeit der Grundton der spanischen Gemüthsstimmung und Geistesrichtung; in den Cortes von Cadiz fiel die Inquisition nur nach den schwersten Kämpfen und Artikel 12 der Verfassung von 1812 lautete: „Die Religion der spanischen Nation ist und wird immer sein die katholische, apostolische, römische, die einzig wahre. Die Nation beschützt sie durch weise und gerechte Gesetze und verbietet die Ausübung jeder anderen." Es gab einige hervorragende Köpfe, die sich von dem Joch der Bigotterie ein wenig losmachten, aber die ungeheure Mehrzahl auch der Gebildeten war demselben unterworfen. Hatte sich das total geändert, als sich in den dreißiger Jahren das Volk selbst vielfach gegen die Geistlichkeit erhob, zahlreiche Klöster zerstörte und

die Säculariſation im größten Maaßſtabe forderte? Garrido irrt ſicherlich, wenn er das annimmt. Die Spanier erklärten den politiſchen Uebergriffen des Klerus, der abſolutiſtiſchen Wühlerei und dem ökonomiſchen Druck der todten Hand den Krieg, aber mit nichten dem religiöſen Glauben. In den doch ziemlich radicalen conſtituirenden Cortes von 1854 fiel der Antrag auf religiöſe Toleranz und die Nation proteſtirte leidenſchaftlich gegen derartige Abſichten. In den letzten Jahren erfreute ſich die Verfolgung gegen Matamoros des lauten Beifalls der öffentlichen Meinung, und als derſelbe im letzten Winter von Bayonne aus, wo er nach längerer Gefangenſchaft in der Verbannung lebt, eine Petition an die Cortes richtete, in welcher er um Reform der Geſetzgebung im Sinne der Toleranz bat, beſchloß der Congreß, daß kein Anlaß vorliege, über einen derartigen Antrag zu verhandeln. Wer auch nur einen flüchtigen Blick in die ſpaniſche Preſſe und Literatur wirft, muß überall die frappanteſten Beweiſe einer allgemein verbreiteten ſtarren Gläubigkeit oder wenigſtens unbedingten Unterwerfung unter die ſtricteſten kirchlichen Formen entdecken, die im übrigen Europa längſt zu einer abnormen Erſcheinung geworden iſt. Nicht ſowohl der ſpaniſche Geiſt als der ſpaniſche Staat hat ſich bisher von der kirchlichen Herrſchaft befreit. In der Politik übt der Klerus nur einen mäßigen Einfluß; im Congreß ſind die Neukatholiken auf eine ſo geringe Anzahl von Stimmen beſchränkt, daß ſie gar nicht daran denken können, für ſich eine ſelbſtändige Macht zu bilden. Dagegen hatte die neukatholiſche Esperanza im erſten Quartal dieſes Jahres unter allen größeren Parteiblättern die meiſten Abonnenten (9335), während zwei andere klerikale Organe an fünf und dreitauſend Exemplare abſetzten. Und dann ſehe man in die Maſſe der liberalen Zeitungen, wie ſie den ausſchließlich katholiſchen Charakter des ſpaniſchen Staats bei jeder Gelegenheit betonen, mit welchem Eifer ſie den Kampf gegen Renan unterſtützen, wie ſie die Kirchenfeſte verherrlichen und die weltliche Macht des Papſtes hochhalten. Oder man nehme die freieſten Erzeugniſſe der wiſſenſchaftlichen Literatur zur Hand, etwa die philoſophiſche Zeitſchrift La Razon, welche vor einigen Jahren Schüler der deutſchen Philoſophie herausgaben: man wird da auch nicht den ſchüchternſten Verſuch finden, religiöſe Fragen zu discutiren, wohl aber manchen Spuren einer ſtarr katholiſchen Weltauffaſſung begegnen, die mit dem Radicalismus der politiſchen Anſichten im ſeltſamſten Contraſt ſteht. Sogar der demokratiſchen Partei konnte noch vor wenigen Jahren ein amerikaniſcher Geſinnungsgenoſſe vorwerfen, daß ſie ihre Propaganda weſentlich auf religiöſe Argumente ſtütze.

Mit dieſer geiſtigen Herrſchaft der Kirche ſtehen dann wieder zahlreiche Erſcheinungen des ſpaniſchen Lebens im ſonderbarſten Widerſpruch.

Spanien ist in den letzten dreißig Jahren dem französischen Einfluß in sehr bedauerlichem Maaße unterthänig geworden; die schlechtesten Erzeugnisse der Pariser Literatur finden in der Halbinsel die eifrigsten Leser. Durchblättert man die spanischen Bibliographien, so findet man, daß die große Masse der gedruckten Bücher in zwei Gruppen zerfällt, von denen die eine durch Erbauungsschriften, Heiligenlegenden u. dgl. gebildet wird, die andere durch Uebersetzungen französischer Romane, Dramen, Memoiren. Neben der dumpfsten Gläubigkeit macht sich die frechste Frivolität breit. Noch bezeichnender ist ein anderes Verhältniß. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatte sich Spanien von der philosophischen und überhaupt von der wissenschaftlichen Thätigkeit, welche in den übrigen civilisirten Ländern seit der Reformation erblüht war, vollständig abgesperrt. Alle Universitäten trieben sich noch in den völlig albern gewordenen Distinctionen der Scholastik herum und von Mathematik und Naturwissenschaften hatte Niemand eine Vorstellung. Als nun unter Karl III. die Reform endlich durchbrach, warfen sich die erleuchtetsten Köpfe mit dem größten Eifer auf diese bisher absolut vernachlässigten Disciplinen und Philosophie und Naturwissenschaften! wurde der Wahlspruch aller Aufgeklärten. Das blieb so, bis die Rückkehr Ferdinand's den Mönchen wieder die Staatsleitung überantwortete, die dann natürlich mit ebenso blinder Leidenschaft die Lieblingsstudien der Liberalen aus Universitäten und Schulen verbannten.. Nur um so tiefer überzeugten sich die Constitutionellen von der unvergleichlichen Bildungskraft der philosophischen und exacten Wissenschaften und da ihnen mit der Zeit die Gewalt dauernd zufiel, erhielten diese Wissenszweige in dem spanischen Unterrichtssysteme eine höchst unverständige Bevorzugung. Bekanntlich giebt es auch bei uns nicht wenige Männer, welche die feste Ueberzeugung hegen, es werde mit unserem Volke erst besser werden, wenn der todte Kram der alten Sprachen in unseren Schulen auf das bescheidenste Minimum beschränkt und die jetzt auf Homer und Horaz verschwendeten Stunden der Physik und Chemie gewidmet wären. Die übertriebene Idee Buckle's, der Fortschritt der Menschheit werde wesentlich von der Ausbreitung der Naturkenntniß getragen, hat bei mehr als einem berühmten Gelehrten Deutschlands eine warme Zustimmung gefunden. Nun ist es gewiß eine interessante Thatsache, daß nirgend in Europa die exacten Wissenschaften in dem Maaße den öffentlichen Unterricht beherrschen als in Spanien, und nicht etwa seit zwanzig, sondern, wenn auch mit Unterbrechungen, seit achtzig Jahren, und daß diese Herrschaft der vermeintlich allein freien und befreienden Wissenschaften auf die Freiheit des spanischen Geistes bis heute einen ganz außerordentlich geringen Einfluß geübt hat.

Werden wir darin eine abnorme, oder eine normale Erscheinung zu sehen haben? Ich für meine Person bin der Ansicht, daß die absonderliche Einrichtung des spanischen Unterrichtsplanes an der heutigen Lage des spanischen Geistes einen sehr wesentlichen Antheil hat. Es fehlt der spanischen Wissenschaft das bei allen anderen Culturvölkern erprobte Fundament der Alterthumsstudien und damit die beste Schule der Kritik und historischen Erkenntniß; es fehlt der spanischen Jugend die naturgemäße Uebung und Nahrung des Geistes. Die spanische Wissenschaft schwebt gewissermaaßen in der Luft und das spanische Denken sieht sich auf mehr oder weniger willkürliche Ausgangspunkte angewiesen. Für die Einen beginnt die lebendige Geschichte mit dem Mittelalter und für die Anderen gar erst mit dem achtzehnten Jahrhundert. Die mönchischen Vorstellungen der Einen haben keinerlei Correctiv in der lebendigen Kenntniß der Antike, und der Radicalismus der Anderen, lediglich in den Abstractionen einer meist mangelhaft verstandenen Philosophie und den äußerlichen Resultaten der exacten Forschung wurzelnd, findet keinerlei praktische Anknüpfung an die historischen Bedingungen der Gegenwart. Indem aber so durchaus unvermittelte Extreme sich gegenüber stehen, ist es natürlich, daß das Gemüthsleben des Volkes der Herrschaft der Priester unterworfen bleibt. Menschen von glühender Phantasie und heißer Leidenschaft wie die Spanier, in denen die unmittelbare Empfindung so überaus mächtig, die kalte Reflexion so überaus schwach ist, werden dem modernen Nihilismus niemals anhangen können, ohne einem sehr derben Materialismus zu erliegen. Bei derartigen Naturen wird auch die abergläubische Devotion leicht bessere sittliche Früchte tragen, als die Ungläubigkeit. Wenn hier die französische Frivolität und dort die altspanische Bigotterie steht, so wird zwar die erstere mehr und mehr Terrain gewinnen, aber doch nur so, daß sie sich wenigstens den Formen der Gläubigkeit unterwirft, und die ernsteren Geister werden mehr zu der letzteren neigen. Soll das spanische Leben wirklich innerlich befreit werden, so muß die Wissenschaft und die Schule einen anderen Gang einschlagen, so muß Spanien auch hier die Erfahrungen des übrigen Europa sich zu Nutze machen.

Bis jetzt leider scheint eine Erkenntniß dieser Nothwendigkeit sich kaum zu regen. Das erst 1857 mit einem kaum nennenswerthen Minimum von Stunden in die Schulen eingeführte Griechisch findet mehr Gegner als Freunde und Männer, die für Zierden der spanischen Wissenschaft gelten, reden über diesen Gegenstand oft in einer Weise, die einen traurigen Mangel der elementarsten Kenntnisse verräth. Die Discussionen über das Unterrichtswesen bewegen sich meist auf der einen Seite um ziemlich hohle begriffliche Distinctionen, auf der anderen um theologische Gesichts-

punkte; eine wirkliche pädagogiſche Einſicht begegnet höchſt ſelten. Nichts deſtoweniger ſind gerade auf dieſem Gebiete des öffentlichen Unterrichts ſeit zwanzig Jahren die erfreulichſten Fortſchritte gemacht. Auch hier wieder muß man die ſpaniſche Vergangenheit in's Auge faſſen, um das richtig zu würdigen, was heute beſteht. Wer die unglaublich verrotteten Zuſtände der ſpaniſchen Univerſitäten und Schulen in den erſten Decennien unſeres Jahrhunderts kennt, der muß die Unterrichtsreform von 1845 und was ſeitdem geſchehen iſt der größten Anerkennung würdig nennen. Nirgends mehr als hier fehlte den Spaniern jede verſtändige Tradition. Hier mußte ganz von Neuem geſchaffen werden. Nun aber iſt das bekanntlich in keinem Zweige ſchwieriger, als im Schulweſen, nirgends die lebendige Erfahrung weniger zu entbehren. Man hatte keine Lehrer, keine Schulbücher, keine Schulhäuſer, kein Geld und man hatte vor Allem in dem von politiſchen Leidenſchaften aufgewühlten Lande für die ſtille mühſelige Arbeit der Schule keinen Sinn. Unter dieſen Umſtänden läßt das bisher Geleiſtete der Zukunft freudig entgegen ſehen, wie der Leſer aus wenigen Thatſachen entnehmen wird. Die Zahl der Elementarſchulen betrug 1846 15,640, 1860 aber 24,353; ſie wurden in dem erſteren Jahre von 663,611 Kindern, in dem letzteren von 1,101,529 beſucht. 1846 hatten nur 4396 Volksſchulen eigene Gebäude, 1860 11,603. Noch 1850 kam es vor, daß in ganzen Bezirken die Kinder nichts anderes hatten um leſen zu lernen, als die Kreuzzugsbulle; 1860 waren wenigſtens in 11,849 Schulen Bücher in genügender Anzahl vorhanden. Aehnliche Fortſchritte wären von der Qualität der Lehrer zu berichten, für deren Bildung erſt 1845 die nöthigſten Anſtalten getroffen wurden, von der Verbeſſerung der pecuniären Lage der Schulen und namentlich von der wachſenden Theilnahme der Bevölkerung. Denn der Staat hatte für dieſe Dinge ſo gut wie gar keine Mittel und die ganze Laſt fiel auf die Gemeinden. Von den 61 Millionen Realen, welche 1860 für die Elementarſchulen verwendet wurden, mußten die Gemeinden 54 Millionen aufbringen; der Staat gab ihnen gar nichts und das Schulgeld trug nicht ſechs Millionen ein.

Anſtalten, die man wenigſtens der äußeren Stellung nach mit unſeren Gymnaſien vergleichen kann, gab es 1845 in Spanien nur 10; 1852 exiſtirten deren 52. 1850 wurden die ſämmtlichen Mittelſchulen von 13,868 Schülern, 1860 von 21,478 beſucht. Der äußere Organismus des Schulweſens, die Stufenfolge von unvollſtändigen zu vollſtändigen Volksſchulen, von dieſen zu den Mittelſchulen aller Art, von dieſen zu den zehn Univerſitäten und zahlloſen Akademien iſt mit ausreichender Vollſtändigkeit hergeſtellt. Vor dreißig Jahren gab es in Spanien noch gar keinen Lehrerſtand, keine von ſonſtigen Lebensaufgaben unabhängigen Träger der Wiſſenſchaft; das

Lehren wurde nebenher von Prieſtern und Mönchen, oder auch von Advocaten und Schreibern beſorgt. Jetzt giebt es einen ſelbſtändigen Beruf in der Schule, reichlich dotirt und mit würdiger Stellung ausgeſtattet. Früher lebte die Schule von der Kirche, heute ruht ſie auf der Gemeinde und dem Staat. Früher wuchs die große Maſſe des Volks ohne jegliche Bildung auf, ein unbedingt gefügiges Werkzeug in der Hand der Kirche; heute dringt das Leſen und Schreiben bis in die einzelnen Bauernhöfe. Die äußeren Mittel ſind da. Es kommt darauf an, daß der rechte Geiſt erſteht, um dieſe Mittel fruchtbar zu machen. Wenn Spanien heute die Zahl zum Theil wahrhaft hervorragender Köpfe beſäße, die mit ihrer geiſtigen Kraft die Erhebung des Jahres 1808 trugen und veredelten, was würden ſie in der gegenwärtigen Lage des Staats ausrichten! Aber den Spaniern ſo wenig als anderen Völkern iſt es vergönnt, die eigenthümlichen Kräfte verſchiedener Epochen in demſelben Moment zu vereinigen. Kehrt dem Lande eine Zeit ruhiger Entwickelung zurück, in der die Jugend ſtill heranwachſen und der Mann feſten Aufgaben ungeſtört leben kann, in der nicht jedes Jahr das unterſte zu oberſt kehrt, dann wird auf den neu gewonnenen Culturgrundlagen auch ein echtes, geſundes, nationales Geiſtesleben gedeihen.

H. Baumgarten.

Die deutſche Volkswirthſchaftslehre unter den beiden erſten Königen von Preußen.

III.

Die ungeſchichtlich paradoxenluſtige, aber auf zeitgemäß praktiſche Nützlichkeit bedachte Genialität von Thomaſius fand unter den deutſchen, zumal preußiſchen Rechtslehrern ſeiner Zeit ſo vielen Anklang, daß die Nüchternheit und ſyſtematiſche Pedanterie eines Wolf daneben als wohlthätiges Gegengewicht erſcheinen mochte. Wie ſelbſt auf dem Gebiete des römiſchen Rechts der ältere Stryk die Kenntniß des Alterthums für etwas ſehr Entbehrliches hielt, ſo trieb Heinrich Cocceji, Profeſſor zu Frankfurt a. O. (1690—1719), ſeine genialen Hypotheſen bekanntlich ſo weit, daß er z. B. die ſechs Maximilianiſchen Reichskreiſe auf die ſechs (!) Volksſtämme bei Plinius zurückführte, was aber nicht aus den Quellen, ſondern aus neueren Schriften bewieſen wurde.

Der für unseren Zweck bedeutsamste der großen Hallischen Juristen ist

Johann Peter Ludewig (1670—1743).

Derselbe steht zwischen seinem Lehrer Cocceji und Thomasius ungefähr in der Mitte. Alle seine Schriften sind geistreich, im guten wie im üblen Sinne des Wortes; sie tragen aber auch fast alle, persönlich wie politisch, jene prahlerische Farbe, wodurch sich Preußen vom Anfang seiner großen Zeit an so viel unnöthige Feindschaft zugezogen hat. Seine Vorlesungen betrafen deutsche Reichshistorie, deutsches Staatsrecht, deutsche Fürstenhäuser, differentiae juris Romani et Germanici, Seckendorff's Fürstenstaat u. dgl. m. Charakteristisch ist es für ihn, daß er 1719 geadelt wurde und mehrere Rittergüter erwarb, ähnlich wie Christian Wolf.

Ludewig's frühere Schriften haben wenig volkswirthschaftliche Bedeutung. In seiner Germania Princeps (1702), die von Oesterreich und den weltlichen Kurstaaten handelt, ist die descriptio politica regionum doch sehr kurz und auch keineswegs immer charakteristisch, wenn er doch z. B. die Vortrefflichkeit des sächsischen Weines rühmt, die jeden anderen entbehrlich mache! Ebenso dürftig die jeweilige historische Einleitung, fast nur genealogisch, höchstens mit einigen Durchblicken auf die Rechtsgeschichte. Nachher spielen immer die dynastischen Ansprüche auf andere Länder, die besonderen reichsrechtlichen Prärogativen jedes Fürsten, die Beschreibung des Wappens u. s. w. eine Hauptrolle! — Schon viel ökonomischer ist die „Einleitung zum deutschen Münzwesen mittlerer Zeiten" (1709). Den leitenden Gedanken bildet hier die Geringschätzung jeder philologischen und unpraktischen Kleinigkeitskrämerei, wogegen man besser thue, theils das deutsche Alterthum zu behandeln, theils nützliche Dinge, wie z. B. einen Index zum Corpus Juris zu machen. Den Widerwillen des Mittelalters gegen Zinsnehmen erklärt Ludewig daher, daß Geld in jener Zeit nur zur Ausgleichung des die Regel bildenden Tauschverkehrs gedient habe. Es sei deshalb für unehrenhaft gehalten worden, sich einen so ausnahmsweisen Gebrauch bezahlen zu lassen (Cap. 13). Ebenso „geistreich" unbegründet ist die Idee, alle gleichnamigen, aber verschiedenhaltigen Maaße seien um so kleiner, je mehr Mühe der Transport der gewöhnlich damit gemessenen Waare vom Entstehungsorte gekostet; daher z. B. in dem Weinlande Württemberg der Eimer, in dem Tuchlande Brabant die Elle besonders groß (Cap. 13). Ungleich besser ist seine Polemik gegen die Beibehaltung römischer Institute, wo die römischen Gründe längst aufgehört haben: so z. B., daß man zwei Zeugen hinreichen läßt, um ein Todesurtheil zu fällen, aber sieben Zeugen fordert, um ein Testament zu be-

glaubigen (Cap. 15). Schon hier die bittere Klage, daß die Professoren der praktischen Philosophie so gar wenig von der disciplina oeconomica verstehen; daher eine neue Professur nöthig ist für „Leute, welche einer Cammer oder dem Landwesen wohl fürzustehen wüßten," auch um „Kundschaft des Geldes" zu lehren (Cap. 15).

Das Meisterstück Ludewig's und in der That überaus merkwürdig ist aber folgende Schrift: „Die von Sr. K. Majestät .... am 14. Juli 1727 auf der Universität Halle neu angerichtete Profession in Oekonomie, Policey und Cammer-Sachen wird nebst Vorstellung einiger Stücke verbesserter K. Preußischer Policey bekannt gemacht von dem zeitigen Prorector," Halle 1727, 166 S. in klein 8. Eine schmeichlerische, obwohl nicht unverdiente und nach damaligen Begriffen sehr geistreiche Apologie der „fridhelminischen" Regierung: jedenfalls eine der wichtigsten, am meisten charakteristischen Staatsschriften aus der Zeit Friedrich Wilhelm's I.

Der Panegyricus beginnt mit „den zwei vornehmsten und sichersten Stücken und Grundsäulen, die ein Volk, Reich und Land beständig glückselig machen." Schon Cyrus habe sie in einer auserlesenen Armee und einer guten Wirthschaft der Unterthanen erblickt; und zwar seien Cyrus und der ihm beipflichtende Sokrates, ungeachtet ihres Heidenthums, von Gott besonders erleuchtet gewesen. Jene beiden Stücke gehören unzertrennlich zu einander. Armeen ohne Geld und Nahrung sind wie Bäume ohne Wurzel; ein reiches Land ohne Heer wie ein Garten ohne Zaun. Rom ist durch seine Kriegsmacht Beherrscher der Welt geworden, alsdann aber wegen seiner (aus Columella erwiesenen) Vernachlässigung der Wirthschaft zu Grunde gegangen. In der ersten Beziehung wird es fast wie das Preußen Friedrich Wilhelm's I. geschildert: „1,200,000 Mann auserlesener Truppen; Rom ließ den ganzen Erdcreiß von seinen Werbern durchsuchen; anfangs begnügten sich die Kayser mit Compagnien langer und wohlgemachter Leute (ostensionales), die man durch vieles Geld zusammengebracht, endlich wurden gantze Regimenter daraus; Niemand war zu Rom geachtet, der nicht Soldat war" (S. 7). Wie wenig übrigens sich der wohlbegründete Absolutismus damaliger Zeit dem Cäsarismus verwandt fühlte, sieht man aus dem Urtheile von Ludewig, daß Cäsar „für sein Bubenstück einen wohlverdienten Tod" gelitten (S. 19). Späterhin ist das byzantinische Reich gefallen, weil es die Armee vernachlässigte, hauptsächlich aus Gründen höfischer Pracht, wobei zwischen den Zeilen wiederum der schmeichelhafte Gegensatz Preußens durchblickt (S. 24 ff.). In neuerer Zeit soll Heinrich IV. ein Musterbild vereinigter militärisch-ökonomischer Größe gewesen sein. Ihm werden rücksichtlich seiner Jugenderziehung, Tafel, Gewerbepolizei, seines Finanz- und Heerwesens ꝛc. ganz dieselben

Dinge nachgerühmt, die Friedrich Wilhelm I. wirklich übte. Dabei ist Vieles, was von Heinrich IV. behauptet wird, rein erfunden: so z. B., daß er seine Domänenpächter so vortheilhaft instruirt habe, daß auch die Privatlandwirthe von ihnen gelernt; daß man in ganz Frankreich immerfort Trommeln gehört und Wachparaden gesehen; daß den Generalen, wenn sie bei der Musterung gute Regimenter vorgeführt, alles Andere vergeben worden sei. Ludwig's XIV. Macht sei erst durch Heinrich IV. möglich geworden (S. 27 ff.): ebenso wahr, wie wir heute sagen können, daß Friedrich's des Großen Macht erst durch Friedrich Wilhelm I. möglich geworden ist.

Alles dies findet sich nun im höchsten Grade vereinigt bei „unserem Salomo, unserem Gesalbten," dessen großartige Selbstthätigkeit S. 129 enthusiastisch, aber nicht unwahr geschildert wird. „So lange die Welt stehet, hat der Erdcreiß noch keine Armeen gesehen, welche denen preußischen zu vergleichen:" wobei Ludewig ausdrücklich an die Größe und Schönheit der Soldaten gedacht haben will. Auch Pyrrhus habe die Körperlänge als Hauptbedingung der kriegerischen Tüchtigkeit angesehen (S. 33 ff.). Dann werden nach einander gepriesen: die Recrutenkasse, das adelige Cadettenwesen, das Militärwaisenhaus zu Potsdam, die Almosenämter, die Arbeits- und Zuchthäuser, die Invalidenhäuser, die Medicinalcollegien, die Leichenschauanstalten, die Begünstigung der Anatomie, die Berufung von Einwanderern, — bei welcher Gelegenheit Ludewig beiläufig sehr flache Populationsideen ausspricht; so z. B. daß die Vielweiberei zur Uebervölkerung führe, Krieg und Seuchen aber sie verhindern (S. 54 ff.), — die Ansetzung der geeigneten Zahl von Handwerkern, die Hebung der Tuchfabriken durch Wollausgangsverbote, überhaupt der Gewerbeschutz, die Urbarungen, die Canalbauten, die Salinenverbesserungen, die Verwandlung der Domanialerbpachten in wohlgeregelte Zeitpachten,*) die Creirung von Auditoren bei den Landescollegien, die vom Könige selbst herrührenden systematischen Ordnungen für alle Behörden, die Vorarbeiten zum allgemeinen Landrechte, die Gleichmachung der Maaße und Gewichte, die Ablösung der Lehndienste, die durch Sparsamkeit ermöglichte Verschonung des Landes mit allen außerordentlichen Steuern, die Unterlassung schlechten Münzens, die Errichtung von Rechenkammern, die große Sorgfalt im Unterschreiben der königlichen Befehle, die Abkürzung der Processe, die Sammlung eines reichen Schatzes, die Aufhebung lästiger Cerimonien, die genaue Kartirung des Landes, die

*) Ludewig hatte selbst früher gegen die Erbpacht geltend gemacht, daß sie bei sinkendem Geldwerthe für den Eigenthümer zu unvortheilhaft würde: Jus clientelare secundum mores et jura medii aevi in Germania, III. 4.

Aufhebung der Vorspanndienste, endlich die Vereinigung der Kriegs- und Domänenkammern, so wie die Gründung des General-Finanz-Directoriums. Zu diesem Allen trete jetzt noch die Errichtung der ersten ökonomischen Professuren. — Man sieht, die ganze Zusammenstellung ist bunt und verworren genug, aber sie trifft das Wesentliche und charakterisirt es in einer Weise, die Friedrich Wilhelm I. wohl selbst als congenial würde anerkannt haben. So ist es gewiß im Sinne des Königs, wenn Ludewig meint, das Rechnen sei jetzt eine Machtkunst geworden, deren genauerer Vergleichung von Kriegskosten und Kriegsgewinn Europa hauptsächlich den Frieden verdanke (S. 106). Er tadelt jene Geschichtschreiber, die nur von Kriegen ꝛc., nicht aber von den „Großthaten zu Hause und im Lande" reden (S. 133). Pufendorff z. B. habe in seiner Geschichte des großen Kurfürsten, die so viele Tausend gekostet, fast keine Zeile von der „Verbesserung der Landessachen" (S. 136).

Was Ludewig in wissenschaftlicher Hinsicht von der Oekonomik fordert, zeigt sein Tadel, daß Aristoteles eigentlich nur die Sittenlehre des Hauses u. s. w. behandelt habe, nicht aber den Acker-, Wiesen-, Teich-, Forstbau, die Düngung, den Getreideverkauf u. s. w. (S. 142). Für ein neues Lehrbuch der Polizei und Oekonomik empfiehlt er Sechserlei: 1) eine gute Anordnung des Stoffes, so daß Eins immer aus dem Andern fließt; 2) Gründe aus der Natur der Sache; 3) Regeln erst aufgestellt, dann bewiesen und durch Beispiele erläutert; 4) daß die Eigenschaften einer Wirthschaft überhaupt von denen eines besondern Landes unterschieden werden; 5) Vermeidung des allzu kleinlichen Details; 6) Auseinanderhaltung der Sachen selbst und der juristischen Normen darüber (S. 158 ff.).

Von Ludewig's zahlreichen sonstigen Schriften übergehen wir die in Bezug auf Wirthschaftsrecht nicht unwichtige: De jure clientelari Germanorum (1717), und betrachten blos noch seine Anmerkungen zu Seckendorff's Teutschem Fürstenstaate, welche 1753 und 1766 aus den Manuscripten der Senkenberg'schen Bibliothek durch Ch. E. Klotz herausgegeben worden sind. Dem strengen Mercantilsysteme hängt Ludewig ebenso wenig an, wie Seckendorff selbst. Zwar rühmt er die Stettiner Zuckersiederei: obgleich man den Zucker von hier aus theuerer, als von Holland beziehe, so bleibe das Geld doch im Lande (S. 16). Aber er meint zugleich, „der Ueberfluß von Gold und Silber, als leere Zeichen, bringe dem Lande keinen andern Nutzen, als daß die pretia rerum dadurch gesteigert werden" (S. 64). Einen Staatsschatz billigt er vom nationalökonomischen Gesichtspunkte aus nicht. Das Geld soll nicht müßig liegen. Nur finanziell mag es da rathsam werden, Schätze zu sammeln, wo der Fürst kein

hält, der nicht eigentlich gelehrt werden könne (S. 84).*) Jedenfalls hatte Gasser ein sehr gesundes Auge für praktische Dinge; und da er im preußischen Staate Provinzen von sehr verschiedener Entwickelungsstufe kennen gelernt, so war ihm, wenigstens in landwirthschaftlichen Fragen, eine Ahnung aufgegangen von der nothwendigen Relativität so mancher Regel: eine Ahnung, welche damals selten war und bei vollem Verständniß zu der heutigen historischen Methode geführt haben würde. Hierauf bezieht sich die auffallende Behauptung, welche Gasser in seiner Dedication ausspricht, „daß die Oeconomi so uneinig unter sich seyn, als sonsten die Gelehrten in anderen Disciplinen kaum seyn können."

Auf solche Weise hat Gasser namentlich die wichtige Lehre von den Bedingungen und Wirkungen der mehr extensiven oder mehr intensiven Landwirthschaft vorbereitet. Jene war ihm praktisch in Pommern und der Mark, diese im Halberstädtischen und Magdeburgischen bekannt geworden. Hielte man dort ebenso starke Pferde und Geschirre wie hier, so würde man Schaden leiden. Es giebt in Pommern und der Mark viele schlechte Weiden, die man nicht in Aecker umwandeln kann, die aber geringe Pferde wohl erhalten. Ein ganzes Dorf hat daselbst oft kaum so viel Hafer, wie ein einziger Magdeburgischer Bauer für sein Gespann braucht. Hier dagegen würde ein Landwirth, „der Geld für ein gutes Ackerpferd sparet, doppelt betrogen sein" (Vorb. S. 18). Ganz vortrefflich zeigt Gasser, weshalb man in Pommern und der Mark lieber mit Ochsen, als mit Pferden arbeitet, die in der Anschaffung, Erhaltung, Wartung und Bespannung viel kostbarer sind. Anderswo hingegen „ist es an sich selbst nicht nur ein gut Zeichen, wo man keine Ochsen brauchet, weil den kostbahren Acker zur Ochsen-Weide liegen zu lassen, sehr lächerlich seyn würde, sondern man kan auch mit zweyh Pferden in einem Tage mehr verrichten, als mit zweyh Ochsen in dreyen, und brauchet also nicht so viel Leute zu unterhalten" (S. 92 ff.). Er hebt hervor, wie die fruchtbarsten Aecker insgemein auch der kostspieligsten Instrumente u. s. w. bedürfen (S. 312). Die eigene Fohlenzucht ist nur in Gegenden mit reichlicher Hütung und Wiesenwachs zu empfehlen; sonst kauft man seinen Pferdebedarf lieber zu (S. 164). Sehr fein, obschon nicht ausführlicher motivirt, ist der Rath, daß von Staats wegen nur da Capital an die Bauern verliehen werden soll, wo das Land theuer ist und den Bauern eigenthümlich gehört: also z. B. wohl in Magdeburg und

*) Gerade so wie die berühmtesten Aerzte seiner Zeit. Selbst ein Mann wie Stahl pflegte von seinen Pillen zu sagen, es seien nur die Becher'schen Pillen; daß sie aber nicht Jeder nachmachen könne, „sei der Handgriff." Dies hängt mit seinem Grundsatze zusammen: Qui bonus theoreticus, malus practicus.

Forsten, Capitel 22 vom Rechnungswesen. — Vergleicht man dies Werk mit dem Seckendorff'schen Fürstenstaate (über den auch Gasser Vorlesungen hielt), so ist das Gasser'sche Buch viel specieller ökonomisch, in dieser Specialität aber viel eingehender und sachkundiger. Dem praktischen Inhalte nach verhält sich Gasser zu Seckendorff, wie Friedrich Wilhelm I., dem jener sein Buch dedicirt hat („dem großen Oeconomus und noch größern Soldaten"), zu Herzog Ernst von Gotha, welcher diesen zur Abfassung des seinigen aufgefordert hatte. Wenn z. B. Seckendorff Zoll und Geleit aus „Anmaaßung" des Landesherren ableitet, so möchte Gasser statt dessen: „eigenes Befugniß" setzen, „weil die Regalien ein Annexum der Landeshoheit" sind (S. 288). Daß die Einkünfte aus Domänen und Regalien den Civiletat zu decken haben, die Steuern dagegen den Militäretat, scheint Gasser durchaus selbstverständlich, gleichsam in der Natur der Sache liegend (S. 306). Vom Steuerbewilligungsrecht der Landstände meint er, „daß es dem Lande mehr beschwerlich als zuträglich sei, immaßen die zusammenberuffenen Stände ihre Diäten bekommen, ... welches doch billig gespart werden könnte, immaßen man doch gemeiniglich schon vorher weiß, wie viel ohn überflüssiges Capituliren herausgebracht werden solle; allenfalls aber die Erfahrung bezeuget, daß die darzu verordnete Collegia im Lande, als Commissariate, Steuer-Directoria u. s. w. stärker und mit mehrem Nachdruck für das Land sprechen, als die Landstände, es wird ihnen auch mehr geglaubet, wenn sie mit Grunde zu remonstriren wissen, daß das Land ein mehres nicht thun könne; immaßen die Stände nicht nur gewissermaßen interessiret, sondern auch zum öfteren der mächtigere Stand den geringern im Mangel gleichmäßiger Auctorität zu unterdrucken suchet" (S. 307). Einem plusmacherischen Regalismus huldigt Gasser, der warme Verehrer Schröder's (Vorbericht S. 21), nicht. Er kennt wichtige Dinge, „die mit keinem Gelde ästimirt werden können," wie z. B. große Städte. Das Aufblühen einer solchen kann dem Fürsten viel nützlicher sein, als der Ertrag eines fiscalischen Gewerbes; auch wenn derselbe größer wäre, als die an seine Stelle getretene Accise (Vorb. S. 14).

Von wirthschaftlicher Beweisführung, die aus dem Naturrechte geschöpft wäre, hält Gasser wenig; er mahnt namentlich den Adel, sich in Bezug auf seine Jagdansprüche doch lieber auf die landesherrliche Verleihung, als auf ein Naturrecht zu stützen, dessen volle Consequenz leicht zum Bellum omnium contra omnes führen, oder wenigstens die Bauern dem Adel gleichstellen könnte (S. 316). — Noch ferner liegt ihm natürlich die exacte Methode neuerer Wissenschaft, daher er bei jeder Regel, die man aufstellen kann, so viel auf „den Handgriff" in der Ausübung

hält, der nicht eigentlich gelehrt werden könne (S. 84).*) Jedenfalls hatte Gasser ein sehr gesundes Auge für praktische Dinge; und da er im preußischen Staate Provinzen von sehr verschiedener Entwickelungsstufe kennen gelernt, so war ihm, wenigstens in landwirthschaftlichen Fragen, eine Ahnung aufgegangen von der nothwendigen Relativität so mancher Regel: eine Ahnung, welche damals selten war und bei vollem Verständniß zu der heutigen historischen Methode geführt haben würde. Hierauf bezieht sich die auffallende Behauptung, welche Gasser in seiner Dedication ausspricht, „daß die Oeconomi so uneinig unter sich seyn, als sonsten die Gelehrten in anderen Disciplinen kaum seyn können."

Auf solche Weise hat Gasser namentlich die wichtige Lehre von den Bedingungen und Wirkungen der mehr extensiven oder mehr intensiven Landwirthschaft vorbereitet. Jene war ihm praktisch in Pommern und der Mark, diese im Halberstädtischen und Magdeburgischen bekannt geworden. Hielte man dort ebenso starke Pferde und Geschirre wie hier, so würde man Schaden leiden. Es giebt in Pommern und der Mark viele schlechte Weiden, die man nicht in Aecker umwandeln kann, die aber geringe Pferde wohl erhalten. Ein ganzes Dorf hat daselbst oft kaum so viel Hafer, wie ein einziger Magdeburgischer Bauer für sein Gespann braucht. Hier dagegen würde ein Landwirth, „der Geld für ein gutes Ackerpferd sparet, doppelt betrogen sein" (Vorb. S. 18). Ganz vortrefflich zeigt Gasser, weshalb man in Pommern und der Mark lieber mit Ochsen, als mit Pferden arbeitet, die in der Anschaffung, Erhaltung, Wartung und Bespannung viel kostbarer sind. Anderswo hingegen „ist es an sich selbst nicht nur ein gut Zeichen, wo man keine Ochsen brauchet, weil den kostbahren Acker zur Ochsen-Weide liegen zu lassen, sehr lächerlich seyn würde, sondern man kan auch mit zwey Pferden in einem Tage mehr verrichten, als mit zwey Ochsen in dreyen, und brauchet also nicht so viel Leute zu unterhalten" (S. 92 ff.). Er hebt hervor, wie die fruchtbarsten Aecker insgemein auch der kostspieligsten Instrumente u. s. w. bedürfen (S. 312). Die eigene Fohlenzucht ist nur in Gegenden mit reichlicher Hütung und Wiesenwachs zu empfehlen; sonst kauft man seinen Pferdebedarf lieber zu (S. 164). Sehr fein, obschon nicht ausführlicher motivirt, ist der Rath, daß von Staats wegen nur da Capital an die Bauern verliehen werden soll, wo das Land theuer ist und den Bauern eigenthümlich gehört: also z. B. wohl in Magdeburg und

*) Gerade so wie die berühmtesten Aerzte seiner Zeit. Selbst ein Mann wie Stahl pflegte von seinen Pillen zu sagen, es seien nur die Becher'schen Pillen; daß sie aber nicht Jeder nachmachen könne, „sei der Handgriff." Dies hängt mit seinem Grundsatze zusammen: Qui bonus theoreticus, malus practicus.

Halberstadt, nicht aber in der Mark und Pommern (Vorb. S. 20). — Bei dieser vorsichtigen Relativität des Urtheils hat es für seine Zeit um so größeres Gewicht, daß Gasser ziemlich apodiktisch die Urbarung von Weiden, so wie die Ausdehnung des Ackers auf Kosten der Wiesen empfiehlt (S. 150).

Gasser's Anforderungen an die socialen Verhältnisse der Landwirthschaft tragen durchaus die Farbe seiner Zeit, die allerdings keine Uebergangsperiode im engeren Wortsinn war, sondern wesentlich mit ihren Staats- und Gesellschaftsformen zufrieden lebte. Unverkennbar ist eine gewisse Vorliebe Gasser's für große Güter, so daß er sich z. B. „ohne Brauerei und Schäferei kein Gut wünschen mochte" (S. 192). Er hatte öfters daran gedacht, ob nicht alle größeren Adelsgüter am besten mit Familienfideicommiß belegt würden; eine Veränderung, welche namentlich den Glanz der Hauptstädte sehr vermehren würde (Vorb. S. 9). Sein lebhaftes, viel zu unbedingtes Lob der Domänenverpachtung im Gegensatze der Regie (S. 113) berührt einen Punkt im Finanzsysteme Friedrich Wilhelm's I., welchen dieser persönlich zu hoch hielt, als daß ihn der Lehrer seiner Cameralbeamten hätte übergehen dürfen. So wenig Gasser verkennt, daß die Landleute im Vergleich mit den reichen Städtern zu hoch besteuert sind (S. 306), so will er doch von Ermäßigung der bäuerlichen Reallasten im Allgemeinen nichts wissen. Dauern diese in der bisherigen Höhe fort, so fühlt der Bauer davon so gut wie Nichts, weil er seinen Hof ja um einen entsprechend niedrigeren Preis übernommen hat (Vorb. S. 13). Dem Zehntrechte sollen auch die Brachfrüchte unterworfen sein, obwohl sie selten verkauft werden. Aber ein besömmertes Brachfeld trägt im Kornjahre weniger ein, als die reine Brache (S. 217). Ob aus rein wirthschaftlichen Gründen die Naturalleistung der Frohnden, oder aber ein Dienstgeld vorzuziehen sei, ist für Gasser keine schlechthin zu beantwortende Frage. Im Allgemeinen kann der Gutsherr mit eigenem Gespann wohl besser operiren, als mit den Frohndiensten seiner Bauern. Dazu das nutzlose Herumfahren der Unterthanen von einem Dorfe zum andern (S. 136. 229). Man erinnert sich dabei, daß, wie Stenzel in seiner Geschichte des preußischen Staates III. 175 erzählt, dies meilenweite Herumfahren auch in dem Domänen-Erbpachtsysteme des Luden von Wulffen unter Friedrich I. (1700) den Hauptgrund gebildet hatte, um die Verwandlung der Frohnden in Dienstgelder zu empfehlen. Auch sonst dämmert die Ahnung auf, daß Frohndienste mit niederer Cultur zusammenhängen. Wo die Aecker „rar und angenehm" sind, da pflegt es wenig Frohnden zu geben (S. 229). In solchem Falle soll man sich aber doch mit der Umwandlung der wenigen Frohnden in Dienstgelder,

zumal wenn Pächter oder Beamten die letzteren erheben, sehr in Acht nehmen (S. 231 ff.). Wo es dagegen noch sehr viele Frohnden giebt, und die Bauern ihren Hof nur mit Frohnleistungen bezahlen, da scheint es Gasser am rathsamsten, die Bauerhöfe entweder zu verpachten, oder zum Hauptgute einzuziehen (S. 229).*)

Dithmar verhält sich zu Gasser nach dem Grade seiner wissenschaftlichen Bedeutung, wie die Frankfurter Universität zur Halliſchen. Der Artunterschied beider Männer läßt sich am besten dadurch charakterisiren, daß der Eine von der Rechtswissenschaft, der Andere von der Geschichte zur Volkswirthschaftslehre gekommen ist. Geboren war Dithmar zu Rothenburg in Hessen, kam dann als Hofmeister in die Familie des Ministers Dankelmann und durch diesen als Professor zuerst der Geschichte, nachher des Naturrechts auf die Frankfurter Hochschule. Von seinen zahlreichen Schriften behandeln die meisten historische Gegenstände, zumal aus der Geschichte Brandenburgs und der geistlichen Ritterorden. Uns interessirt vornehmlich seine „Einleitung in die ökonomischen, Policey- und Cameralwissenschaften," 1731. (Die sechste Auflage wurde 1769 von D. G. Schreber veranstaltet.)

Dies Werk ist an Systematik dem von Gasser unstreitig überlegen. Es umfaßt nach damaligen Begriffen die ganze ökonomische Wissenschaft („wie durch rechtmäßige Land- und Stadtgewerbe Nahrung und Reichthum zu Beförderung zeitlicher Glückseligkeit mögen erlangt werden:" I. 1); ferner die Polizeiwissenschaft („wie das innerliche und äußerliche Wesen eines Staates zu allgemeiner Glückseligkeit in guter Verfassung und Ordnung zu erhalten sei:" I. 8); endlich auch die Cameralwissenschaft („wie die fürstlichen Einkünfte mögen erhoben, verbessert und zu Erhaltung des gemeinen Wesens angewendet werden:" I. 10). Diese drei Wissenschaften hängen dadurch im Innern zusammen, „daß das ökonomische Wesen ohne eine gute Polizei nicht bestehen kann, das Cameralwesen aber von beiden größtentheils seinen Zufluß erwarten muß" (I. 11). Einem „Oekonomiebeflissenen" schreibt Dithmar außer dem Studium der genannten Wissenschaften noch folgenden Cursus vor: Geometrie, Mechanik, Civilbaukunst, Physik und Chemie, so wie einige Kenntniß der Menschen- und Thierheilkunde. „In der Rechtsgelehrsamkeit müßte sich derselbe von einem rechtschaffenen Rechtspractico so viel unterweisen lassen, daß er sich bei

*) Wie wenig überhaupt im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die besten Theoretiker gegen die Natural- und Dienstform der bäuerlichen Abgaben zu erinnern hatten, beweisen in Frankreich Vaubau (Projet d'une dime royale, 1707, p. 41 éd. Daire) und Boisguillebert (Nature des richesses, Ch. 3. 5); in Italien Bandini (Sopra la maremma Sienese, 1737, p. 248 ff. Cust.).

vorfallenden Gelegenheiten und Processen selbst helfen könne und wisse, wie man in seinen Amtsgeschäften rechtlich verfahren müsse, wozu auch derselbe der in teutscher Sprache häufig vorhandenen praktischen Anleitungen sich nützlich wird bedienen können, ohne in die ungeheueren Rechtsbücher sich zu vertiefen." Selbst den Studirenden der Rechte empfiehlt Dithmar ausdrücklich, im römischen, kanonischen und Lehnrechte alle unnützen Weitläuftigkeiten zu vermeiden; dagegen außer den Cameralien noch Natur- und Völkerrecht, deutsches Staatsrecht und Anleitung zur Rechtspraxis zu treiben (IV. 5, 9). Vorher sollen auf dem Gymnasium u. A. auch die griechischen und römischen Landbauschriftsteller behandelt werden; nach beendigter Universitätszeit aber ein praktischer Cursus bei einem geschickten Amtmann, auf einer städtischen Börse u. s. w., in einem Cameral-Collegium und zum Schluß größere Reisen folgen (I. 14 ff.).

Im Uebrigen ist Dithmar's Werk nur eine, von eigentlich volkswirthschaftlichen Ideen fast unberührt gebliebene, Darstellung der Land- und Stadtökonomik, so wie des preußischen Polizei- und Finanzwesens nach ihrer technischen und juristischen Seite, so daß sein Nachfolger Darjes (Erste Gründe der Cameralwissenschaften, Vorrede zur zweiten Auflage, 1768), der ihn übrigens lobt, ihm doch vorwirft, daß er die Sachen lediglich beschreibe, nicht aber zeige, wie sie auszuführen oder zu verbessern sind. Wo er von den Grenzen der Landgüter spricht, kommt auch nicht der leiseste Anklang an die Frage vor, welche Größe derselben wirthschaftlich am zweckmäßigsten (II. 3, 1 ff.). Die jagdbaren Thiere werden ganz nach Flemming (Teutscher Jäger II. 83) eingetheilt in grimmig reißende (Löwen, Tiger, Auerochsen u. s. w.), edle (Hirsche, Schweine, Hasen u. s. w.) und Raubthiere (Luchse, Marder, Wölfe u. s. w.). Von der Dürftigkeit der Darstellung im Einzelnen mag III. 6, 19 einen Begriff geben. „Subhastationen oder Auctionen sind öffentliche Ausbietungen oder Verkaufungen der Waaren, wohin auch gehöret der Actienhandel." Dagegen ist es ein interessanter Gedanke, daß die „zerrissenen Bauergüter durch Ausmessungen der Aecker wieder zusammengebracht" werden sollen (IV. 13, 9). Wenn Dithmar den Bergbau selbst mit Schaden der Bauenden getrieben wissen will, so empfiehlt er dies nicht, wie Schröder, wegen der Geldvermehrung, sondern wegen der „Leuteerhaltung" (IV. 12, 1). Wie er überhaupt mit allem Bestehenden zufrieden ist, so hat er auch gegen die Steuerfreiheit der „Adeligen, wegen ihrer Rittergüter und darauf haftenden Ritterdienste oder Roßdienstgelder," nichts einzuwenden (V. 12, 3).

König Friedrich Wilhelm I. (1688—1740).

Man hat wohl versucht die Eigenthümlichkeiten der Regierung Friedrich Wilhelm's I. mit der Formel: „Zopf und Schwert" zu bezeichnen. Charakteristischer möchte statt dessen: „Schwert und Kasse" gesagt werden, aber mit dem Zusatze, daß die Führung des Schwertes doch friedlicher, die der Kasse landesväterlicher gewesen ist, als das Wort an und für sich zu bedeuten scheint. In Friedrich Wilhelm I. steckt schon etwas von dem erhabenen Pflichtgefühle, das sein Nachfolger in dem Satze ausgedrückt hat: Le roi c'est le premier serviteur de l'état. Aber zugleich noch viel von dem trotzigen Selbstgefühle: L'état c'est moi. Persönlich allerdings hat er mit Ludwig XIV. wenig Aehnlichkeit. Eher könnte man sagen, daß er Louvois und besonders Colbert in Einer Person vereinigte.

Denn mit Colbert läßt sich Friedrich Wilhelm I. an staats- und volkswirthschaftlicher Bedeutung gar wohl vergleichen. Beide Männer sind Schöpfer von Systemen, die sie ebenso original entworfen, als consequent durchgeführt haben, und die für ihren Staat, ihr Volk dermaaßen paßten, daß man die Grundzüge noch in der heutigen Praxis von Preußen und Frankreich deutlich wieder erkennt. Beide Männer waren ferner in ihren Edicten u. s. w. Schriftsteller, und zwar unter den zeitgenössischen Autoren ihres Faches wahrlich keine von den geringsten. Es ist nicht Schmeichelei, wenn Gasser von der Audienz sagt, welche ihm der König vor Antritt seiner ökonomischen Professur gewährte: „Se. Majestät habe die erste Stunde in dieser wichtigen Materie selbst dociret, so daß ich nicht mehr wünschen möchte, als von der Capacität zu sein, in den anderen hierzu destinirten Stunden auf gleiche Weise continuiren zu können" (Gasser, Einleitung, Vorb. S. 8). Ebenso wenig übertreibt Ludewig (Die neue ökonomische Profession u. s. w. S. 108 ff.), daß der König täglich viele hundert Mal seinen Namen unterschreiben müsse; daß er auch „den Entschluß der Sachen sich nicht von den Ministern vorlegen lasse, sondern selbsten den Abschied sowohl mache, als auch selbigen denen Memorialien ... eigenhändig beischreibe. Ueber welche Arbeit von so unzehlichen und unterschieblichen Dingen ihre Bediente und Unterthanen nicht allein erstaunen, sondern auch die Güte Gottes hierunter preisen, die das weise Herz seines Gesalbten öfters einen guten Weg geführet, auf welchen die Bedienten und Collegia selbsten mit aller ihrer Vernunft nicht kommen mögen."

Der König besaß, abgesehen von einzelnen Aufwallungen der Leidenschaft, einen außerordentlich systematischen Sinn, weshalb er den größten Werth legte auf vollständige lehrbuchartige Instructionen jeder

Behörde, ja sogar jedes wichtigeren Einzelbeamten. Das Lehrhafte tritt besonders in der Art und Weise hervor, wie der König seinen Willen durch Beispiele erläutert. Es klingt nicht selten, wie der stenographisch nachgeschriebene Vortrag eines lebhaft docirenden Professors. Ein großer Theil dieser Instructionen, die für seine Zeit als wahre Muster gelten können, läßt sich unmittelbar auf den König selbst zurückführen. So vor Allem die (zuerst von Fr. Förster veröffentlichte) geheime Instruction für das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Directorium vom 20. December 1722, deren einzelne Artikel er zum Theil im Entwurfe eigenhändig geschrieben, zum Theil wenigstens dictirt hat, auch die schon ausgearbeitete Urkunde mit eigenhändigen Zusätzen und Randbemerkungen versehen: ein Werk von solcher Einheit und umfassenden Wichtigkeit, daß der König selbst es wohl mit dem Namen seiner „Verfassungsurkunde" bezeichnet hat. Eben dahin gehört aber auch eine Reihe von Publicationen in Mylius' Corpus Constitutionum Marchicarum. So z. B. die Bierziese-Instruction von 1714, die Instruction für das Berliner Accisewesen von 1733 (IV. 2, S. 329 bis 438), die Marktordnung von 1713 (V. 2, 2, Nr. 71), die Instruction für die Polizei-Ausreuter von 1733 (V. 1, 1, Nr. 24); ganz besonders die Instruction für die Polizeimeister der Hauptstadt von 1735, welche, nach einer kurzen Anweisung über das Betragen der Polizei im Allgemeinen, eine sehr gute Uebersicht der damaligen Wirthschaftspolizei gewährt, in Bezug auf Wochenmärkte, Hausirer, Kornhandel, Biertaxen, Aichungswesen, Eingangsverbote, Viehseuche, Bettelei, Handwerksrechte u. s. w., Alles reichlich so gut, wie in irgend einem schriftstellerischen Werke jener Zeit (V. 1, 1, Nr. 27). Auch die Generalprivilegien und Gildebriefe der verschiedenen Gewerbe von 1733 bis 1737, alle nach derselben Schablone, bei Mylius zusammen 309 enggedruckte Folioseiten füllend, sind in ihrer Art vortrefflich redigirt. — Von Beweisgründen freilich enthalten diese königlichen Lehrbücher so gut wie Nichts. Colbert hatte Gründe vorbringen müssen, weil er nicht selbst zu befehlen, sondern zunächst seinen Herrn zu überzeugen gehabt. In der Zeit Kaiser Joseph's II. waren von Neuem Gründe in den Gesetzen üblich, um auf die Meinung der gebildeten Welt zu wirken. Friedrich Wilhelm I. liebte statt dessen Drohungen, sehr harte, ja grausame Drohungen, wie er z. B. 1715 leichtsinnige Bankerottirer mit dem Galgen bestraft wissen will (II. 2, 31), ebenso 1723 alle diejenigen, welche nach selbsterkannter Insolvenz noch Anleihen machen (II. 2, 40). Wer gestohlene Ammunitionsstücke gekauft hat, soll Todesstrafe leiden (1731: II. 3, 61); ebenso Wilddiebe und Alle, die mit Wildprett und Flinte in königlichen Gehegen angetroffen werden (1728: II. 3, 57). Das Einschlagen

einer öffentlichen Laterne wird mit 200 Thalern Geldbuße, Staupenschlag und zehnjähriger Landesverweisung bedroht (1720); späterhin außerdem noch mit Brandmarkung (1732). Das Geldverleihen an minderjährige oder sonst unter väterlicher Gewalt stehende Personen soll nicht blos den Verlust des Capitals, sondern Karren- ja Lebensstrafe nach sich ziehen (1730: II. 1, 256). In dieser Art der Widerlegung war der König so gründlich, daß er z. B., als zur Ausführung des Reichsschlusses von 1731 alle bisherigen Handwerksstatuten aufgehoben wurden, jedem Advocaten bei 10 Thalern Strafe untersagen ließ, dieselben zu irgend einem Zwecke auch nur einmal anzuführen (V. 2, 4, 94).

Wollte man die Nationalökonomik eines Herrschers unserer Tage systematisch zusammenstellen, so würde man gewiß zuerst seine Ansichten über die Volkswirthschaft im Ganzen als Grundlage schildern, hierauf seiner finanziellen und zuletzt seiner Ansichten über die Behördenorganisation, das Kassen- und Rechnungswesen u. s. w. gedenken. Bei Friedrich Wilhelm I. muß der Gang der Darstellung, wenn sie ein Abdruck der Wirklichkeit sein will, genau die umgekehrte Reihenfolge einhalten.

Außerordentlich groß und wahrhaft Epoche machend, nicht blos gegenüber der schlaffen Unordnung seines Vorgängers, sondern überhaupt in der Geschichte der neueren Staatskunst, sind seine Verdienste um die Organisation der wirthschaftlichen Behörden. Hier ist sein Grundgedanke die strengste Einheit. Einheit zunächst gegenüber den provinzialen Verschiedenheiten, indem Friedrich Wilhelm I. recht eigentlich Schöpfer des preußischen Beamtenwesens ist. Während noch der große Kurfürst im Landtagsabschiede von 1653 den Märkern hatte versprechen müssen, so lange keine Preußen und Clever in der Mark anzustellen, wie keine Brandenburger in Preußen und Cleve angestellt werden dürften: verordnete jetzt die Instruction an das General-Directorium, daß in jeder größeren Provinz nur Eingeborne der anderen Provinzen Finanzämter bekleiden sollten (Förster S. 176). Neue Einrichtungen wurden gern zuerst in Berlin getroffen, wo der König so genau die Aufsicht führte, daß die Stadt z. B. für Bauzwecke nicht über 6 Thaler ohne seine Genehmigung ausgeben durfte (1715: Mylius V. 1, 4, 27). — Ferner Einheit der Behörden unter einander, so daß namentlich der frühere, in der Landtagsgeschichte begründete Gegensatz der Kriegs- und Domänenkammern wegfiel. Der König ist unerschöpflich in Ausdrücken über die „Windmacherei," daß seine eigenen Behörden gegen einander processirt, oder eine auf Kosten der anderen Gewinnste und Ersparnisse gemacht hätten. Dieser Gedanke vertritt bei ihm großentheils die Rücksicht auf das Volkswohl im Allgemeinen: wie er z. B. die Erhöhung der bäuerlichen Dienstgelder nur dann für eine

„Verbesserung" erklärt, wenn die Bauern dadurch nicht außer Stande gesetzt werden, ihre Contributionen in bisheriger Weise zu bezahlen (Förster S. 190; vgl. 207). — Endlich auch Einheit unter den Mitgliedern derselben Behörde, indem auf's Genaueste bestimmt ist, wie weit sich die Verantwortlichkeit jedes Einzelnen erstrecken soll. Bei'm General-Directorium z. B. sind die fünf Minister für Alles, was vorgeht, verantwortlich, die Räthe nur für dasjenige, was in ihrem Departement vorgeht. Die Provinzialbeamten sollen mit dem Zustande ihres Departements „ebenso bekannt sein, als wir prätendiren, daß ein Capitän von unserer Armee seine Compagnie kenne" (Förster S. 178). „Wir beschuldigen etliche von unseren Bedienten, daß sie Diebe sein; wir thun ihnen aber groß Unrecht, denn es diesen guten Leuten in ihrer Bestallung also mitgegeben ist. Wir führen dieses blos zu dem Ende an, daß wir zeigen wollen, wie schlecht die Bestallungsbriefe unserer Bedienten größtentheils beschaffen" (Förster S. 177). So wenig es uns gefällt, wenn der König die Controle hauptsächlich durch geheimen Briefwechsel der Centralbeamten mit „Espions" in den Provinzen will betrieben wissen (Förster S. 215), so rühmlich wieder ist die Strenge, womit er, um keine Verwirrung der Einnahme und Ausgabe zu verstatten, jedes Anweisen von Zahlungen auf die Domänenpächter („wenn die Assignationes auch von uns selbst unterschrieben wären") verbietet, und namentlich das Domanialbauwesen durchaus von dem Pächterwesen getrennt haben will (Förster S. 216 ff).

Unter den einzelnen Hauptstücken des Finanzwesens hat für den König, wie bei seiner vorwiegend hausherrlichen Auffassung des Staates zu erwarten, das Domanium noch immer das vornehmste Interesse. Als eine besondere Reaction gegen den Vererbpachtungseifer, der unter Friedrich I. eine Zeit lang geherrscht hatte, ist das Edict wegen Unveräußerlichkeit aller älteren und neueren Domänen vom 13. August 1713 zu betrachten (Mylius IV. 2, 3, 13). Der König erklärt hierin allen Unterschied zwischen Domänen- und Chatoulgütern auf immer für aufgehoben, selbst in allen künftig noch zu erwerbenden Ländern. Er läßt von der Regel der Unveräußerlichkeit gar keine Form der Ausnahme zu, so daß jeder künftige Herrscher die von einem seiner Vorgänger veräußerten Güter jederzeit ohne alle Entschädigung wieder zurückfordern kann. Man weiß, wie dieses Gesetz 1809, als Friedrich Wilhelm III. in größter Landesnoth zu seiner Aufhebung gezwungen war, mit Erfolg nur durch Zuziehung eines volksvertretenden Elementes (Notabelnversammlung) aufgehoben werden konnte. — In der oben erwähnten „Verfassungsurkunde" handelt ein eigener Artikel (28) vom Ankaufe neuer Domänen, wofür z. B. im Magdeburgischen 100,000—150,000 Thaler jährlich verwandt werden

sollten. Wie detaillirt sich der König dabei um eine schonende Behandlung der Güter durch ihre Zeitpächter kümmerte, beweist die Vorschrift der Instruction für das General-Directorium, daß „gute Misthöfe und Mistpfützen gehalten, das Stroh fleißig eingestreuet und der Mist zur rechten Zeit abgefahren" werde (Förster S. 211). Für das Weitere beruft sich der König auf das Beispiel des sogenannten Schenkenländchens, wo „wir die Domänen und Oekonomie selbst instruiret nach denen Principiis, so wir durch die Experience und nicht aus Büchern erlernet haben" (Förster S. 237). — In der Geschichte der Forstpolitik macht es Epoche, daß dem Adel verboten wurde, sein Holz unter der Kammertaxe zu verkaufen; einen höheren Preis durfte er nach Belieben fordern (Mylius IV. 1, 2, 106). Also in demselben Sinne, wie die Ermahnungen zum Schonen der Wälder, wogegen noch 1694 die Taxe im Interesse der Holzverbraucher als Maximum gegolten hatte (Mylius IV. S. 802). Wie die Holzordnungen von 1720 den Förstern zur besseren Controle gebietet, was sie außer ihrem Deputatholze brauchen, nur auf dem Holzmarkte zu kaufen, so erfolgte 1725 ein Verbot der Lattstämme, so daß man Latten nur aus Sägeblöcken zuschneiden sollte (Mylius IV. 1, 2, 121).

Dem Regalismus,*) der auch die eigentlich politischen Thätigkeiten des Staates überwiegend vom Standpunkte des mit ihnen verbundenen fiscalischen Nutzens betrachtet, und der seinem Wesen wie seiner Geschichte nach so eng mit der absoluten Monarchie zusammenhängt, war Friedrich Wilhelm I. im Ganzen abhold. Er hat, wie Stenzel III. 390 bezeugt, bei keiner Vermählung in seinem Hause die Prinzessinsteuer eingefordert. Er hat das Münzregal so wenig ausgebeutet, daß er in seiner Instruction für das General-Directorium selbst eine Zubuße dabei von jährlich „ein Paar tausend Thalern" gestattete (Förster S. 226). Während er das königliche Haus accisepflichtig machte (Förster S. 193), hat er die Geistlichen, Schullehrer u. s. w. accisefrei gelassen (Mylius IV. 3, 2, 84). Nur seine bekannte Leidenschaft für lange Soldaten verführte ihn zu einer Ausnahme von der Regel: indem er zu Gunsten seiner Recrutenkasse dem Systeme des Aemterverkaufs doch sehr nahe kam (Mylius IV. 5, 2, 27), auch eine Menge von Criminalverbrechen durch Zahlungen an diese Recrutenkasse abbüßen ließ.

Im Steuerwesen schärft die Instruction für das General-Directorium ein, daß „so viel, als immer möglich, eine Provinz gegen die andere, und ein Kreis und District gegen den anderen gerechnet, nicht mehr contribuiren, als die unter ihnen zu haltende Proportion und Gleichheit

*) Vgl. über dies System des Unterzeichneten Deutsche National-Oekonomik an der Grenzscheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, S. 23 ff.

mit sich bringet" (Förster S. 191). Bei der Accise war schon 1719, zunächst in Berlin, das ältere System der Versteuerung nach dem Werthe der Waaren mit dem nach Gewicht, Zahl und Maaß vertauscht worden.

Mit welchem Eifer der König seinen Schatz zu füllen strebte, wie fast alle wirthschaftlich tüchtigen Monarchen damaliger und früherer Zeit, freilich nicht das constitutionelle England, das republikanische Holland und die Republik Venedig, ist bekannt. Es hängt damit zusammen sein großer Widerwille gegen Staatsschulden, die er binnen zwei Jahren zu tilgen befahl. „Wir sind müde, uns länger mit solchen Zinsen, die mit uns aus der Schüssel essen, zu chargiren" (Förster S. 194. 244). — Uebrigens war die Ausgabe Friedrich Wilhelm's I. nicht ohne eine gewisse Großartigkeit: sehr liberal für Alles, was ihm nützlich schien, aber furchtbar karg für Dinge, die er nicht zu schätzen wußte. Seinen großartigen Geschenken z. B. an das Berliner Krankenhaus steht in classischer Weise die Thatsache gegenüber, daß die königliche Bibliothek oft in vielen Jahren gar nicht vermehrt, oder nur für 4—5 Thaler neue Bücher angeschafft wurden, wonebèn Doublettenverkäufe den laufenden Verwaltungsaufwand decken mußten. Man muß den warmen Eifer des Königs für Volksschulen daneben halten, um solche Dinge nicht falsch zu verstehen.

Was endlich die Volkswirthschaftspolitik im engeren Sinne betrifft, so gehört Friedrich Wilhelm I. keineswegs zu den seiner Zeit so gewöhnlichen unbedingten Gönnern der Volksvermehrung. Die Stiftung des Collegium Medicum (1715), die Verwendung der Berliner Akademie hauptsächlich für anatomische und medicinische Zwecke wird man nicht blos von populationistischen Beweggründen herleiten wollen. Daß 1721 die Auswanderung eines preußischen Bauern, sowie die Verleitung dazu mit dem Tode bedroht wurde, hängt zum Theil mit der besonderen Entvölkerung dieser Provinz durch die Pest von 1709—1710 zusammen, zum Theil mit der großen, dem Könige sehr geläufigen Ausdehnung des Begriffs militärischer Desertion. Die Aufnahme der Salzburger, wobei Friedrich Wilhelm eine für ihn sonst ungewöhnliche Liebenswürdigkeit bewies, mit seiner Stellung als Haupt der deutschen Protestanten. Oekonomisch hatte er den sehr richtigen Grundsatz, daß fremde Einwanderer nicht sowohl durch positive, für den Staat immer bedenkliche, sondern durch negative Gunstbezeugung angelockt werden müssen: Freijahre von Steuern, Kriegsdienst und Einquartirung, Abzugsfreiheit, unentgeltliche Aufnahme in Bürger- und Zunftrechte u. s. w. (Mylius V. 1, 4, 33 ff.). Doch wurden 1734 für diejenigen, welche sich in Berlin anbauen wollten, auch positive Vortheile bewilligt: Reisegelder, freie Bauplätze und Baumaterialien u. s. w. (Mylius V. 1, 4, 54). Der König hielt eben auf die Ver-

größerung seiner Hauptstadt ganz außerordentlich viel: vgl. die Instruction für das General-Directorium, S. 203, worin „vor allen Dingen" befohlen wird, dasselbe solle „unverzüglich und mit allem ersinnlichen Fleiße" darauf bedacht sein und diese Vergrößerung „so weit poussiren, als immer mensch- und möglich ist." Auch in der Urbarungspolitik, worin so viele Staaten durch falsche Berechnung der Kosten und Erträge verloren haben, stellte er den engherzig klingenden, aber echt national-ökonomischen Grundsatz auf: „wenn etwas neues gebaut werden soll von Dörfern und Vorwerken, prätendiren wir, daß uns solches 10 Procent eintragen müsse; sonst ist dergleichen Verbesserung nichts" (Förster S. 221). Daß er damit in Wahrheit die beste Bevölkerungspolitik getroffen hatte, zeigt das Schreiben Friedrich's des Großen an Voltaire vom 27. Juli 1739, worin Litthauen als „eine neue Schöpfung des Königs" bezeichnet wird, der durch eine „großmüthige und wahrhaft heroische Arbeit eine Wüste bewohnt, fruchtbar und glücklich gemacht habe."

Hinsichtlich des Volksreichthums im Allgemeinen läßt sein ernster Befehl an das General-Directorium („eine der größesten Sorgen"), daß die Steuer alle Einfuhren vertheuern und alle Ausfuhren begünstigen soll, wobei ausdrücklich auch Korn und andere Rohproducte genannt werden (Förster S. 192 ff.), mit Sicherheit auf eine mercantilistische Ansicht von der Natur des Geldes schließen. Auch hier bewog ihn aber seine Leidenschaft für lange Soldaten zu einer systemwidrigen Ausnahme von der Regel. Von 1713 bis 1735 sollen 12 Millionen Thaler Werbegelder in's Ausland gegangen sein (Förster II. S. 296). — In der Creditpolitik hat sich der König um das Hypothekenwesen ein Verdienst erworben, das Colbert schon 1673 erstrebt, aber nicht erreicht, Kursachsen 1724 nachgeahmt, aber 1734 wieder aufgegeben hatte. Die preußische Hypothekenordnung von 1722 befriedigt wenigstens die Hauptansprüche der neuen Zeit, Eintragung der Eigenthümer, der reservirten Dominia u. s. w., der [illegible] Hypotheken; obschon der reine Vorzug der Priorität noch wenig durchgeführt ist, und die Generalhypotheken noch oft den Specialhypotheken vorgehen. — Die Consumtionspolitik des Königs beruht auf einem merkwürdigen Gemische sittenpolizeilicher und merkantilistischer Gesichtspunkte, und zwar alles dies mit seiner gewöhnlichen Hörte durchgeführt. So hebt z. B. die Trauerordnung von 1716 außer dem [illegible] Bedenken noch hervor, wie durch unmäßiges Trauern der Absatz [illegible] Stoffe gar zu sehr gestört werde (Mylius V. 1, 1, 18). [illegible] wird das Tragen seidener Stoffe theils wegen [illegible] verboten, theils auch im Interesse der Volksindustrie [illegible]. Das Tragen von Holzschuhen belegt der

König 1722 mit 200 Ducaten Strafe für jeden Beamten oder Rittergutsbesitzer, der es in seinem Bezirke duldet, weil es „ein Ruin vor die Unterthanen ist und zum Nachtheil der Accise gereichet" (Mylius V. 2, 10, 63). Das Trinken von Gesundheiten wurde 1718 unbedingt verboten. Wie leicht sich Friedrich Wilhelm in solchen Dingen übereilte, zeigt die Verordnung für Preußen 1720, daß Gäste, die zu königlichen Vasallen kommen, ihre Dienerschaft nicht bei diesen, sondern im Gasthofe einquartieren sollen. Dies zeigte sich alsbald so unpraktisch, daß 1721 eine Declaration erfolgen mußte, es beziehe sich die Verordnung blos auf die ungebetenen Gäste, welche „nur Ungelegenheit und Unkosten verursachen". (Mylius V. 5, 5, 8 ff.).

Für die Landwirthschaftspolitik Friedrich Wilhelm's I. ist der Versuch charakteristisch, alle adeligen, Schulzen- und Bauernlehen gegen einen jährlichen Kanon allodial zu machen: 1717. Der erste Schritt auf dieses Ziel hin thut sehr liberal, indem von freier Veräußerung, Verpfändung u. s. w. die Rede ist, Alles auch lediglich im Interesse der Ritterschaft u. s. w. geschehen soll. Sehr bald jedoch wird bei den weiteren Verhandlungen die militärische Unbrauchbarkeit der Lehnspferde in den Vordergrund gestellt; wie der König gezwungen sei, ein großes Heer zu halten; wie er eigentlich doch ein stetes Bereithalten der Lehnspferde fordern könne, wofür ja die Zahlung von jährlich 40 bis 50 Thalern eine sehr billige Abfindung sei. Zugleich wird ausdrücklich versprochen, daß die Stellung der Lehngüter in Bezug auf die Familie der Vasallen unangetastet bleiben soll. Andererseits soll der Magdeburgischen Ritterschaft, welche sich über die aufgezwungene Ablösung bei'm Reichshofrath beklagt hatte, durch „allerhand Chicanen der Kitzel vertrieben werden, gegen ihren angeborenen Landesherrn dergleichen frevelhaftes und gottloses Beginnen weiter zu gedenken" (Instruction für das G.-D., S. 228). Auch gegen die Bauern war der König hart: selbst ein Auszügler, wenn er irgend nur dazu fähig ist, soll wöchentlich einen Tag Frohndienst leisten (1722: Mylius V. 3, 1, 36). Die Absicht, die Friedrich I. 1702 in seiner Dorf-, Acker- und Fleckenordnung aussprach, alle Domanialleibeigenen frei zu machen (Mylius V. 3, 1, 32), ist von seinem Nachfolger eigentlich nur in dem sogenannten Prügelmandate von 1738 bethätigt worden, wonach das Prügeln der Fröhner mit anderen Strafen (Einspannen in den Bock, Festungsarbeit u. s. w.) vertauscht werden sollte. Dagegen finden wir ernstliche Maaßregeln zum Schutze der Bauern gegen Mißbrauch ihrer Vorspanndienste im Privatinteresse (1736). Schon 1714 ein strenges Verbot, wüste Bauerhöfe nicht einzuziehen, sondern neu zu besetzen, wobei namentlich erinnert wird, daß sonst die Frohnden der Unterthanen eine nicht zu bil-

ligende Ausdehnung erhielten (Mylius IV. 3, 1, 39). Seit 1717 das Bestreben, die eingegangenen oder zerrissenen Bauerhöfe, auch auf den Rittergütern, wieder auf den Statusquo des Jahres 1624 zurückzuführen (Mylius V. 3, 2, 20 ff). Die hin und wieder auftauchenden Vorschriften, daß Naturalleistungen in Geldleistungen verwandelt werden sollen, wie z. B. der Holz- und Weidehafer der waldberechtigten Unterthanen (Mylius IV. 1, 2, 106), ferner die Kriegs- und Mahlmetze (Mylius IV. 4, 61), sind mehr aus Gründen finanzieller Ordnung zu erklären, als nationalökonomischer Zweckmäßigkeit.

Zur Hebung des Gewerbfleißes wurde im Allgemeinen auf den Grundsätzen des großen Kurfürsten weiter gebaut, mit solcher Energie, daß z. B. 1719 jede Uebertretung des Wollausfuhrverbotes mit Confiscation der Waare und des Geschirres, sowie außerdem noch mit einem Thaler pro Pfund gebüßt werden sollte, bei Wollhändlern und Juden sogar mit dem Tode. Um 1723 ward die Geldstrafe auf 10 Thaler pro Pfund erhöht und die Galgenstrafe unter Umständen jedem Uebertreter angedroht (Mylius V. 2, 4, 64. 80). Damit die Producenten des Rohstoffes nicht leiden, suchte der König die Zahl der inländischen Arbeiter zu steigern, nöthigenfalls durch förmliche Anwerbung im Auslande (Instruction für das G.-D., S. 197 ff.). Ueberhaupt wurde 1718 eine höchst merkwürdige Liste der in den einzelnen Städten „noch fehlenden" Handwerker bekannt gemacht, „welche sich darinnen gar füglich nehren könnten" (Mylius V. 2, 10, 39). Ebenso 1723 allen auf der Straße feilhaltenden Hökerfrauen u. s. w. das Verspinnen einer gewissen Menge Wolle als Pflicht auferlegt (Mylius V. 2, 4, 81). Als charakteristische Neuerungen sind noch hervorzuheben: die Befreiung z. B. aller Wollarbeiter von der Militärpflicht (1717 und 1721); das Vorzugsrecht im Concurse für diejenigen, welche zur Wollfabrication Geld herleihen (1719: Mylius II. 2, 35); sowie die jährlichen statistischen Uebersichten der von jedem Dorfe u. s. w. verkauften Wolle (1717: Mylius V. 2, 4, 57). Welchen Erfolg dies Alles hatte, bezeugt ein angesehener Kursachse damaliger Zeit, von Rohr, wenn er in seiner „Compendieusen Haushaltungs-Bibliothek," S. 438 sagt, daß „in keiner deutschen Provinz die Manufacturen besser etablirt" waren, als in Brandenburg-Preußen, hauptsächlich wegen Aufnahme der Hugenotten.

Die Handelspolitik Friedrich Wilhelm's I. wendet sich im Ganzen von den Ueberresten des Mittelalters energisch ab. So z. B. soll das Hausiren auf dem platten Lande bei Karrenstrafe verboten sein (Instruction für das G.-D., S. 195). Ein Edict von 1728 will die Juden im ganzen Lande aussterben lassen, so daß gar keine neuen Schutzbriefe mehr gegeben werden sollen (Mylius V. 5, 3, 51), ein Edict, das jedoch 1730

zurückgenommen wurde, indem nun selbst über die bisherige Zahl neue Juden aufgenommen werden sollen, wenn sie 10,000 Thaler Vermögen nachweisen. Dagegen wurde die 1712 in Berlin abgeschaffte Reihenschiffahrt 1714 wiederhergestellt (Mylius V. 2, 1, 25). Auch wird das General-Directorium ausdrücklich angewiesen, die Brot-, Fleisch- und Biertaxen alljährlich um Pfingsten und Martini machen zu lassen (Förster S. 204). Im großen Stile absolutistisch ist das Kornmagazinwesen Friedrich Wilhelm's I., der in guten Jahren (z. B. 1727 und 28) den Bauern u. s. w. das auf dem Markte nicht abzusetzende Getreide für einen bestimmten Preis abkaufen ließ, um dann in schlechten Jahren (wie 1719, 1720, 1724, 1726) an die Aermeren unterhalb des Marktpreises zu verkaufen (Mylius V. 5, 4, 9 ff.). Wer die Rolle kennt, welche Friedrich's des Großen Magazinwesen 177½ während der großen Hungersnoth gespielt hat, der wird den charakteristischen Zusammenhang dieser Einrichtung gerade mit den guten Seiten jenes hausherrlichen Absolutismus nicht übersehen können.

Wilhelm Roscher.

Arthur Schopenhauer.

5.

Wir sind der Lösung des Räthsels, wie das Schopenhauer'sche System habe zusammenhalten können, durch die Prüfung seines Beruhens auf Kant'scher Grundlage nicht näher gekommen. Die so kraus ineinander gewachsenen Gedanken stimmen unter sich selbst nicht, sie stimmen ebenso wenig mit den Kant'schen zusammen. Nicht blos einzelne Gedanken, sondern ganze Gedankenreihen stehen feindlich gegen einander. Wie in einem Tonstück, welches unvermittelt aus einer Tonart in die andere überspränge, so werden wir hier aus dem Idealismus in den Empirismus, aus dem Materialismus in die Mystik hinübergeworfen. Disharmonie ist geradezu der Charakter des Ganzen. Vorstellung und Wille theilen sich in die Welt wie Kastor und Pollux in das Recht des Lebens. Der Wille hinwieder kehrt sich feindlich gegen das Wollen, die höhere Erkenntniß verdrängt die gewöhnliche vom Platze. Mit Kant sollen wir Cabanis, mit Hobbes und Voltaire Plato und den Buddhismus zusammenreimen. Und diese Zumuthung, wohlgemerkt, wird nicht etwa in der Weise des Eklekticismus gemacht, der das Gemeinsame verschiedener Vorstellungsweisen aufsucht und die Unterschiede abstumpft, sondern so vielmehr, daß dieselben, an ihren

contraſtirenden Enden gegen einander gekehrt, wechſelſeitig ineinander umſchlagen. Wir ſind vielleicht keine deliſchen Schwimmer: aber wir bekennen, daß wir uns auf dieſes Meer unmöglich wagen können. Wir ſehen nichts als ſich kreuzende, begegnende und hemmende Strömungen, und was allenfalls von Weitem wie ein in ſich zurücklaufendes Syſtem erſcheinen konnte — es iſt in Wahrheit nur der durch jene Strömungen hervorgebrachte, nie zur Ruhe kommende Strudel.

Wo jedoch iſt das Syſtem, das von Widerſprüchen völlig frei wäre, und wie verſtünde man den Zuſammenhalt irgend eines, wenn man es nicht zuletzt aus der lebendigen, individuellen Einheit desjenigen Geiſtes deutete, der es erſchuf? Keine Philoſophie der Welt iſt das bloße Facit einer Gedankenrechnung. Eine jede, wir zweifeln nicht daran, iſt irgendwie ein Moment der Entwickelung der Wahrheit; — allein könnte die Wahrheit ſich überhaupt, im ſtrengen Sinne des Ausdrucks, entwickeln, wenn ſie aus nichts als aus logiſchen Elementen beſtünde? ja, hätte für Menſchen das Mühen um ſie einen Reiz, wenn in dieſer Entwickelung nicht das volle Leben des Geiſtes, nach all' ſeinen natürlichen und ſittlichen, ſeinen Gemüths- und Phantaſiebeziehungen pulſirte? Die Frucht wäre überall durch den Boden bedingt, und nur das philoſophiſche Denken wäre losgeſprochen von den Bedingungen der individuellen Exiſtenz? Vielmehr, wie die philoſophirenden Individuen ſelbſt mannichfach beſtimmte und beeinflußte Weſen ſind, ſo auch ihre Syſteme. Alle ohne Ausnahme: — am gewiſſeſten eines, das ſich rühmt, aus lebendiger Anſchauung der Welt hervorgegangen zu ſein, ein Syſtem, das für ſeinen Urheber den Werth einer Religion hatte, in das er ſich dergeſtalt eingeſponnen hatte, daß es all' ſein Lebensintereſſe ausfüllte und deckte.

Unſere Prüfung daher ſo wenig wie unſere Charakteriſtik der Schopenhauer'ſchen Philoſophie darf auf dem Punkte ſtehen bleiben, den wir bisher erreicht haben. Sinn und Werth derſelben iſt erſchöpfend nur aus ihrer *Entſtehung*, ihre Entſtehung nur im Zuſammenhang mit dem *Leben*, dem *Bildungsgange*, der *Charaktereigenthümlichkeit* ihres Urhebers zu erkennen. Auch für dieſen neuen Gang werden wir uns ſo viel wie möglich an die eigenen Werke unſeres Philoſophen halten, aber wir werden nun zugleich die thatſächlichen Mittheilungen benutzen dürfen, welche uns die Schriften von Gwinner und Frauenſtädt darbieten, einſchließlich natürlich der Auszüge aus Schopenhauer's Erſtlingsmanuſcripten, welche eine jüngſte Publication von Frauenſtädt zu den ſchon früher von ihm gegebenen hinzugefügt hat.*) *Ein* Reſultat aber dürfen wir

*) Aus Schopenhauer's handſchriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Leipzig 1864, F. A. Brockhaus.

vorweg ankündigen. Auch die Schopenhauer'sche Lehre, wie sich von selbst versteht, hat sich unter dem Einfluß der Bildung, der Denk- und Empfindungsweise ihrer Epoche entwickelt. Wenn aber die Größe unserer wahrhaft großen Denker darin besteht, daß sich in ihrem Denken das Wesen und Wollen der Zeit zu treffendem Ausdruck zusammenfaßte, so wird sich bei Schopenhauer ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht einer eigenartigen und eigenwilligen Natur zeigen, die der geistigen Substanz der Zeit das Gepräge individueller Paradoxie und Laune aufdrückt. Die thörichte Prätension, nicht sowohl mit dem lebenden Geschlechte mit-, als den kommenden Geschlechtern vorzudenken, stellt diesen Mann seitwärts von dem Strome der Meinungen, Strebungen und Bedürfnisse der Nation. Er ist ein Apfel, der weit vom Stamme fällt, da er denn spät und wie zufällig aufgehoben — und wieder weggeworfen werden mag. Das scheinbar launische Schicksal, das über ihm gewaltet, ist einzig und allein die Schuld seiner eigenen Ungeselligkeit, die natürliche Folge seines launischen Denkens und Einbildens. —

Man ist versucht, die geistige Eigenart des Mannes zurückzuverfolgen bis auf seine Herkunft. Schopenhauer stammt von väterlicher Seite aus einer alten und angesehenen Danziger Patricierfamilie. Sein Vater, Heinrich Floris Schopenhauer, wird als ein stolzer, heftiger, selbstwilliger Charakter, voll republicanischen Sinns für Freiheit und Recht, zugleich als ein Mann von ungewöhnlicher geistiger Bildung und als thätiger und gewandter Geschäftsmann geschildert. Achtunddreißigjährig vermählte er sich mit der zwanzig Jahre jüngeren Johanna Henriette Trosiener, derselben, welche sich später als talentvolle Schriftstellerin hervorthat, und der das romanlesende Publicum so viele Bände anmuthig unterhaltender Geschichten verdankt. In Danzig den 22. Februar 1788 geboren, war Arthur ein fünfjähriges Kind, als der Vater der preußischen Herrschaft, der die alte Hansestadt verfallen war, trotzig den Rücken wandte und sich nach Hamburg übersiedelte. Die jugendliche Mutter, allzu sehr mit sich selbst beschäftigt, war schwerlich die beste Erzieherin; nur für den Vater wenigstens, trotz seiner gelegentlichen Härte und Heftigkeit, blieb dem Sohne auch später noch ein Gefühl dankbarer Achtung. Zu frühzeitig verpflanzt, entging dem Knaben auch der Segen einer wohlgestimmten Häuslichkeit. Es gab in dem Hause seines Vaters Statuen und Bilder, eine reiche französische und englische Bibliothek, aber wenig Familienglück und Stetigkeit. Wenn schon das reichliche, glänzende Leben daheim den Knaben verwöhnte: noch mehr that es das vornehme Reiseleben, das die Eltern seit der Uebersiedelung nach Hamburg führten. Schon den Neunjährigen nimmt der Vater mit nach Frankreich, um ihn dort zwei Jahre bei einem Geschäfts-

freund in Havre zu laſſen. Die thörichte Abſicht, ihn ganz zum Franzoſen zu bilden, wurde erreicht; nicht ebenſo die, ihm Neigung zum Kaufmannsſtande einzuflößen. Am Schluſſe einer nun folgenden vierjährigen Erziehung in einem Hamburger Privatinſtitut war in dem talentvollen Knaben ein lebhafter Trieb zur Wiſſenſchaft, eine Abneigung gegen Erwerbsthätigkeit erwacht. Als echter Geſchäftsmann ſchließt der Alte mit dem Sohne einen Handel ab. Gegen das Verſprechen einer mehrjährigen Reiſe entſagt dieſer dem Plane zum Studiren. Er ſieht, in Begleitung ſeiner Eltern, während der Jahre 1803 und 1804 Belgien, England, Frankreich, die Schweiz und Deutſchland; ſechs Monate verbringt er in einer Penſion in London und legt hier den Grund zu ſeiner nachmaligen Vertrautheit mit engliſcher Sprache und Literatur. Das war ohne Zweifel ganz der Weg, ihm eine weltmänniſche Ausbildung zu geben, es diente vortrefflich dazu, ihn, ſtatt mit todten Begriffen, mit lebendigen Anſchauungen zu nähren — wäre er nur nicht der Zucht der Schule, der Gleichmäßigkeit einfacher Gewöhnung, der Anhänglichkeit an die Heimath darüber verluſtig gegangen. Des Vaters Rechnung überdies erwies ſich als irrig. Nach ſo viel genoſſener Freiheit drückte den Jüngling die Knechtſchaft, der er ſich verſchrieben, nur um ſo härter. Neujahr 1805 war er bei einem Hamburger Kaufmann in die Lehre getreten; als jedoch wenige Monate ſpäter ſein Vater in einem Anfall krankhafter Verſtörtheit — ſo wenigſtens ſcheint es — ſeinem Leben ſelbſt ein Ende machte, da hielt zwar den Sohn der Reſpect vor dem Willen des Geſtorbenen noch eine Zeit lang bei der verhaßten Laufbahn feſt, aber den Pflichten derſelben ſuchte er ſich doch auf jede Weiſe zu entziehen, um ſtatt deſſen ſeinen wiſſenſchaftlichen Liebhabereien nachzugehen. Je länger, je mehr warf ihn der unerträgliche Zuſtand in eine tiefe Melancholie, der er in lebhaften Klagen gegen die Mutter Luft machte. Von dieſer, die ſich inzwiſchen in Weimar niedergelaſſen und ſich hier eine neue, ihren Neigungen zuſagendere, äſthetiſche und geſellige Exiſtenz gegründet hatte, ward ihm endlich der Weg zur Freiheit geöffnet. Noch ließ ſich das Verſäumte nachholen. Im Jahre 1807 bezieht er das Gothaer Gymnaſium; er zeichnet ſich durch reißende Fortſchritte in den klaſſiſchen Sprachen aus — allein das prätentiöſe, reizbare Weſen des jungen Mannes, der nebenher nach vornehmem Umgang und modiſcher Kleidung ſtrebt, verträgt ſich nicht mit der Ordnung der Schule; ſchon nach einem halben Jahre, Ende 1807, wendet auch er ſich nach Weimar, um ſich hier, unter Paſſow's Leitung, durch Privatſtudium auf die Univerſität vorzubereiten. Die Mutter lehnt es ab, hier mit ihm in Einem Hauſe zuſammen zu wohnen. Und zwar weshalb? „Ich verkenne," ſo ſchreibt ſie ihm nach Gotha, „Dein Gutes

nicht; auch liegt das, was mich von Dir zurückscheucht, nicht in Deinem Gemüth, nicht in Deinem inneren, aber in Deinem äußeren Wesen, Deinen Ansichten, Deinen Urtheilen, Deinen Gewohnheiten; — — Dein Mißmuth, Deine Klagen über unvermeidliche Dinge, Deine finsteren Gesichter, Deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von Dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, drücken mich und verstimmen meinen heiteren Humor, ohne daß es Dir etwas hilft. Dein leidiges Disputiren, Deine Lamentationen über die dumme Welt und das menschliche Elend machen mir schlechte Nacht und üble Träume." Das ist vielleicht nicht der rechte Ton, in welchem eine Mutter zu ihrem Sohne reden sollte; weder tiefere Menschenkenntniß noch innige mütterliche Zärtlichkeit spricht aus diesen Vorhaltungen der lebensheiteren, geistreichen, etwas oberflächlichen Frau, aber es ist nichts desto weniger das vollgültige Zeugniß einer vertrauten Beobachterin. Schon jetzt, es ist klar, haben sich all' die unliebenswürdigen Züge, die bis an's Ende den Charakter des Mannes entstellten, in dem Jüngling festgesetzt. Er steht vor uns als ein unerträglich eingebildeter, übellauniger, mürrischer, absprechender, rechthaberischer Gesell. Er ist unverkennbar der Sohn seines Vaters. Ein unglückliches Naturell, verbunden mit einer reichen Begabung, war durch eine verwöhnende und ungleichmäßige Erziehung zu abstoßender Mißgestalt entwickelt worden.

Dank seinem energischen Fleiße konnte er endlich, einundzwanzigjährig, mit der ausreichendsten Vorbereitung die Universität Göttingen beziehen. Sein realistischer Sinn wies ihn auf die Medicin und auf das eifrigste Studium sämmtlicher Naturwissenschaften. Bald jedoch fesselte ihn auch der Vortrag G. E. Schulze's, des Verfassers des „Aenesidemus." Durch diesen zuerst gewann er das lebhafteste Interesse für Philosophie. Dieser lehrte ihn die Kant'sche Philosophie zweifelnd bewundern; dieser gab ihm den trefflichen Rath, neben Kant für's Erste nur Plato zu studiren. Eine aus Göttingen geschriebene Briefstelle verräth uns, wie er schon damals ganz wunderbar von jener transscendentalen Kant'schen Betrachtungsweise ergriffen wurde, die er noch im späteren Alter, in den „Parerga," als den „entfremdetsten Blick, der jemals auf die Welt geworfen worden," charakterisirt. Und zwar zunächst im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Imponirenden der Kant'schen Moralansicht; denn ganz Kantisch spricht er von dem moralischen Gefühl als dem Quell alles Trostes und aller Hoffnung, von der offenbarenden Stimme des Gewissens, von der Pflicht, „allen irdischen Gründen entgegenzuhandeln." Aber auch schon jetzt war es Plato, dessen Ideenlehre dazu mitwirkte, daß die Annahme eines Dinges an sich, eines realen Kernes aller Erscheinung ihm als ein Haupt-

punkt des Kantianismus erschien. Es ist überreichlich bezeugt, daß die Entdeckung der angeblichen Identität von Kant's und Plato's Grundlehren, diese echte Anfängerentdeckung, unserem Philosophen sehr frühzeitig kam. Wie Schelling schon auf der Universität Fichte und Spinoza combinirte, so las der junge Schopenhauer Kant in Plato, Plato in Kant hinein: — er hatte, ihm selbst unbewußt, das Schema, die formellste Grundlage für sein ganzes nachheriges System gewonnen.

Gewonnen aber zugleich einen Standpunkt, dessen Uebersichtigkeit und Vornehmheit das hochmüthige Selbstgefühl, an dem er krankte, nicht wenig steigerte. Frauenstädt hat einige von den naseweisen Randglossen mitgetheilt, mit denen er seine Collegienhefte zu garniren liebte. Noch indem er sehr beherzigenswerthe Dinge von dem Göttinger Philosophen lernte, fühlte er sich von seinem eigenen Platonismus und seinem unreifen Dünkel aus über den trockenen Skeptiker, der „das Göttliche in Plato's Philebus" nicht zu verstehen im Stande sei, gewaltig erhaben. Und nun vollends über Fichte! Der Ruhm des Wissenschaftslehrers vor Allem hatte ihn veranlaßt, im Herbst 1811 von Göttingen nach Berlin zu gehen. Wir wissen, daß er, neben eifriger Fortsetzung seiner naturwissenschaftlichen und neben philologischen Studien, bei Fichte die „Thatsachen des Bewußtseins" und die „Wissenschaftslehre" hörte, daß er dessen Disputatorium besuchte und sich in den Besitz von Heften der Fichte'schen Rechts- und Sittenlehre setzte. Der damalige Fichte, mit seinem Bestreben, über das Ich hinauszugehen, die ursprünglichen Bestimmtheiten des Ich aus einem Höheren abzuleiten, war im Grunde selbst ein platonisirender Kantianer geworden. Auch Fichte betonte ja jetzt auf's Stärkste, daß die Erscheinung oder Vorstellung blos Bild eines dahinter liegenden Seins oder Wesens sei; auch er unterschied ja jetzt, gegenüber dem Wirklichen, ein „Ueberwirkliches," das nicht als solches, sondern nur in dem Wirklichen erscheine. Von hier aus polemisirte er nicht blos gegen die gewöhnliche Naturansicht, die bei der Materie und ihrer allgemeinen Anziehung als einem Letzten, Absoluten stehen bleibe, sondern auch gegen die idealistische Naturphilosophie, welche nicht weiter komme als zur Construction der Natur aus dem Begriffe. Er wies nach, wie das Ich im Selbstbewußtsein, in der Anschauung seiner selbst, sich als Vorstellungsvermögen und als Wille finde und wie von diesen beiden der Wille das Höhere, die eigentliche Wurzel des Ich sei. Deutlich unterschied er zwischen dem Willen als Naturglied (dem Triebe, wie er sich früher ausdrückte), und dem Willen, der über der Natur steht, dem reinen sittlichen Willen. Alle Natur galt ihm — vermöge des Primats des Willens über das Vorstellungsvermögen — als Bild und Erscheinung des Willens; das Princip aber dieses erscheinenden Willens war

ihm der Wille in seiner reinen Form als Grund einer übersinnlichen Ordnung, der Wille, dessen ganzes Wesen in dem sittlichen Sollen aufgeht. Alle diese Bestimmungen konnte Schopenhauer in Fichte's Vorlesungen über die „Thatsachen des Bewußtseins" hören; hier wurde ihm die Wichtigkeit der Kant'schen Unterscheidung zwischen empirischem und intelligiblem Charakter eingeschärft; hier vernahm er Ausdrücke wie den, daß die Natur und mit ihr der Mensch als organisches Naturglied nur „die Sichtbarkeit des Willens" sei; hier ward immer von Neuem die Anschauung des Willens im Selbstbewußtsein als der Punkt bezeichnet, bei dem das Ich von der Erscheinung zu einem höheren Erkennen, dem Erkennen des Ueberwirklichen fortgehe, — ja, es fehlte endlich in diesen Vorlesungen auch die platonisirende Wendung nicht, daß das Mittelglied zwischen dem reinen Willen und der Objectenwelt die Ideen seien, „zu denen die Objecte nur die Sichtbarkeit sind," die Ideen, die nun sofort auch Fichte als die aller Kunst zu Grunde liegenden Urbilder faßte. Die Kunst, so lehrte er jetzt, „macht schon die Grenze zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt," und „das Urbild der Kunst ist selbst das formale Bild der übersinnlichen, an sich seienden Ordnung."

Wie übermüthig daher die Bemerkungen sind, mit denen der junge Mann seine Nachschrift der Fichte'schen Vorlesungen verbrämte, wie beflissen er in seinen späteren Schriften gegen alle Gemeinschaft mit Fichte protestirt, ja, wie unfehlbar er jede Erwähnung des Namens Fichte zur Verhöhnung, Herabsetzung und Verunglimpfung des Lehrers, des Denkers und des Menschen Fichte benutzt: es ist nichts desto weniger eine Thatsache, daß er, außer von Kant und Plato, von Niemand mehr gelernt hat als von ihm. Er lernte, wollen wir annehmen, ohne das Bewußtsein des Lernens. Denn in mehrfacher Beziehung freilich mußte ihn Form und Inhalt der Fichte'schen Lehre abstoßen. Sein auf sinnliche Anschauung gestelltes Wesen mußte sich gegen die abstracten Deductionen, gegen die „algebraischen Formeln" des Wissenschaftslehrers empören. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Interessen konnten sich nicht so kurzweg durch die Fichte'sche Aufhebung der Natur in den subjectiven Willen abfinden lassen. Das scharfe Pathos Fichte's endlich mußte ihm unverständlich, ja unleidlich sein, weil ihm für die moralische Ueberschwenglichkeit, die dazu den Hintergrund bildete, das Organ abging. Hier schied ihn von Fichte die sittlich niedrigere Temperatur seines Wesens. Der Wille, aus dem heraus Fichte lebte, das Princip, welches das Denken wie das Leben dieses energischen Menschen trug und begeisterte, war der souveräne Wille zum Guten: der Wille, aus dem heraus Schopenhauer lebte, war, um seinen eigenen späteren Ausdruck zu brauchen, der Wille

zum Leben, der Wille seines Blutes, ein ganz und gar naturalistischer, begehrlicher und wandelbarer Temperamentswille.

Kein Wunder daher, daß von den Fichte'schen Ansichten keine direct und unverändert in den Besitz Schopenhauer's übergehen konnte, — auch dann nicht, wenn er nun, wie die neueste Publication von Frauenstädt beweist, zur Lectüre der älteren Druckschriften Fichte's, der Kritik aller Offenbarung, des Naturrechts und der Sittenlehre überging. Nur in geringem Maaße erst erscheint der Kantianismus des jungen Mannes durch Fichte'sche Elemente modificirt in jener Erstlingsschrift, mit der er sich im October 1813 von der Universität Jena den Doctortitel erwarb und die das nächste Stadium seiner philosophischen Entwickelung so überaus charakteristisch bezeichnet.

Ohne Sinn für die große Bewegung, welche damals unsere Nation, die Jugend voran, ergriffen hatte, mit dem Widerwillen einer speculativgenußsüchtigen Natur vor praktischer Aufregung flüchtete sich nämlich Schopenhauer nach der Schlacht bei Lützen von Berlin zuerst nach Dresden, dann nach Rudolstadt, und hier arbeitete er jene Abhandlung aus: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde."*) Gleich zu Anfang der Schrift kündigt sich der Schüler des „göttlichen" Plato und des „erstaunlichen" Kant an; denn die von diesen Beiden übereinstimmend empfohlene Methode, die gleichmäßige Beachtung des Gesetzes der Homogeneität und des Gesetzes der Specification, will der Verfasser auf den Satz vom zureichenden Grunde anwenden, insbesondere aber soll der kritische, der scheidende Geist Kant's in der nachfolgenden Untersuchung ihn leiten. Und dem Kantianismus gehört auch das ganze Thema der Abhandlung an. Der Verfasser, indem er gleichsam einen Querdurchschnitt durch die Kant'sche Kritik der Vernunft führt, sucht offenbar eine einheitliche Grundlage für die Hauptresultate dieser Kritik — ähnlich wie ja auch die Beck, Reinhold, Fichte nach einer solchen Einheit gesucht hatten. Den Wurzeln des Satzes vom Grunde nachgrabend, will er die wesentlichen Gesetze unseres Erkenntnißvermögens aufdecken, will er eben damit zugleich das sichere Fundament aller Wissenschaft hinstellen, da ja Wissenschaft nichts Anderes als ein Ganzes von verknüpften Erkenntnissen sei und diese Verknüpfung durchweg auf jenem Satze beruhe. Wie Kant's ganze Nachforschung nach dem Recht und der Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori durch Hume's Kritik des Causalitätsbegriffs hervorgerufen worden, so sucht Schopenhauer die mannichfaltigen Gänge und Ergebnisse

*) Rudolstadt 1813, in Commission der Hofbuchhandlung. Es versteht sich von selbst, daß wir im Folgenden von der so viel späteren, fast um das Doppelte erweiterten Umarbeitung der Schrift (vom Jahre 1847) gänzlich absehen.

jener Nachforschung wieder zu vereinfachen, sucht sie zusammenzudrängen in die Untersuchung über den Gehalt und die verschiedenen Formen des Satzes vom Grunde. Ein gewiß sehr glücklicher Griff!

Unser Bewußtsein — so eröffnet er seine Untersuchung —, so weit es als Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft erscheint, zerfällt in Subject und Object und enthält bis dahin nichts außerdem. Object für das Subject sein und unsere Vorstellung sein, ist dasselbe. Aber „nichts für sich Bestehendes und Unabhängiges, auch nichts Einzelnes und Abgerissenes kann Object für uns werden, sondern alle unsere Vorstellungen stehen in einer gesetzmäßigen und der Form nach a priori bestimmbaren Verbindung." Dieses über alle unsere Vorstellungen herrschende, nicht weiter erklärbare, sondern als Thatsache anzuerkennende Gesetz eben findet seinen allgemeinen Ausdruck in dem Satze: nichts ist ohne Grund warum es sei, dieser Satz aber nimmt wieder nach den Klassen, in welche alle unsere Vorstellungen zerfallen, eine vierfach verschiedene Form an.

Eine erste Klasse nämlich der möglichen Gegenstände unseres Vorstellungsvermögens ist die der vollständigen, das Ganze einer Erfahrung ausmachenden Vorstellungen, ist das, was die objective reale Welt genannt wird. Und alsbald giebt er den Umriß einer Analysis der Erfahrung, die der von Kant gegebenen noch um Vieles näher steht als die später von ihm vorgetragene. Noch hat er mit nichten in der Causalität die einzige und einfache Springfeder zur Erklärung der empirischen Realität gefunden, noch gilt ihm eine vollständige Analysis der Erfahrung für ein „sehr mühsames und schwieriges Geschäft." Noch ist ihm mit nichten die Materie lediglich das „objective Correlat der Causalität," sondern sie ist ihm (S. 109, 110) die „Wahrnehmbarkeit" als solche, der — eigentlich nicht auszudenkende — Gedanke einer abstracten, durch Raum, Zeit und Verstandesbegriffe noch nicht bestimmten Grundlage des Objectseins. Durch Verstandesbegriffe! denn noch spricht er — nicht blos hier, sondern auch an mehreren Stellen seiner gleichzeitigen kritischen Glossen — von diesen Begriffen in der Mehrzahl; er bekennt sich zu der Kategorienlehre vollständig, ja, er rechtfertigt ausdrücklich die Kant'sche Ableitung derselben von den Urtheilsformen. Eine exclusive Stellung freilich räumt er schon jetzt der Kategorie der Causalität ein. Schon von Anderen nämlich, und zwar am scharfsinnigsten von dem Verfasser des „Aenesidemus," war die Stichhaltigkeit des Kant'schen Beweises für die Apriorität dieses Begriffs, der versuchte Nachweis, daß alles Folgen sich als objectiv nur wahrnehmen lasse auf Grund des aprioriſchen Verstandesbegriffs des causalen Erfolgens, angefochten worden. Mit seinem Göttinger Lehrer also verwirft Schopenhauer diesen Beweis. Nicht genug indeß, daß ihm schon

die Apodiktizität und Unwegdenkbarkeit des Causalitätsgesetzes für dessen Aprioritität Bürgschaft leistet: er verschreitet dazu, einen anderen, einen dem Kant'schen analogen Beweis aufzustellen, sucht eingehend zu zeigen, daß zwar nicht die objective Wahrnehmung der Succession, wohl aber die vollständige, die eigentliche Erfahrung in der That nur durch Vermittelung eines Gesetzes möglich sei. Die vollständige Erfahrung. Unmittelbar nämlich, so führt er S. 33 ff. (vgl. S. 35 ff.) aus, erkennt das Subject nur durch den inneren Sinn, die Zeit. In dieser Unmittelbarkeit ist dem Subject nur Ein Object gegeben — der eigene Leib, so zwar, daß auch dieser zum Object erst durch den Verstand wird, „durch die Anwendung der Kategorien der Substistenz, Realität, Einheit u. s. w." Diese Kategorien jedoch reichen nicht aus, um über diese Vorstellung hinaus zu anderen Objecten im Raum zu gelangen, sondern hier eben tritt die Kategorie der Causalität ein. „Den der Veränderung im Auge, Ohr oder jedem anderen Organ wird auf eine Ursache geschlossen, und solche wird im Raume dahin, wo die Wirkung ausgeht, als das Substrat dieser Kraft gesetzt, und dann erst können die Kategorien der Substistenz, Dasein u. s. w. auf sie angewandt werden." Der Causalitätsbegriff also bekommt unserem Verfasser für's Erste nur eine ganz eigene und vorzugsweise Wichtigkeit, derselbe bezeichnet ihm den Uebergangspunkt von der Erkenntniß des „unmittelbaren Objects" zur Erkenntniß der vermittelten Objecte, d. h. aller Objecte außer unserem Leibe; durch die Kategorie der Causalität allererst „erkennen wir die Objecte als wirklich, d. i. auf uns wirkend." War nun dieser Beweis richtig, dann freilich stand es schon jetzt mißlich um die elf übrigen Kategorien; sie verdankten ihre Beibehaltung nur dem völlig unhaltbaren Begriffe des Leibes als des unmittelbaren Objects. Unter der Hand mußte ja dieser Begriff unserem Philosophen zerrinnen! Schon in einer Anmerkung zu S. 37 der kleinen Schrift geht die Auflösung desselben gleichsam vor unseren Augen vor sich. Auch alle Theile des unmittelbaren Objects, erklärt diese Anmerkung, seien wieder vermittelte Objecte, sofern ein Theil auf den anderen einwirke: meine Hand z. B. sei mein unmittelbares Object, wenn ich durch ihr Tasten die Einwirkung eines anderen Objectes auf sie und solches daher als im Raume gegenwärtig erkenne: die Hand sei dagegen vermitteltes Object, wenn ich sie sehe u. s. w. Von hier war augenscheinlich nur Ein Schritt zu der Einsicht, daß der Begriff „unmittelbares Object" in dem angegebenen Sinne ein sich selbst aufhebender Widerspruch sei, daß unser Unmittelbares, wie die Herbart'sche Recension sich ausdrückt, allein in dem Einfachen der Empfindung bestehe, daß auch der Leib zum Object nur durch die Causalität werde, daß mithin diese die alleinige Bedin-

gung sei, durch die es überhaupt zu Objecten kömmt. That nun Schopenhauer diesen Schritt einstweilen noch nicht, so betont er dagegen schon jetzt eine andere Abweichung, eine wenigstens vermeintliche Abweichung von Kant. Zeit und Raum sind ihm mit Kant die Formen, welche der innere und der äußere Sinn hergiebt. Alsbald jedoch setzt er, deutlicher als Kant, die Thätigkeit des Verstandes in eine unmittelbare Continuität mit diesen Sinnlichkeitsformen. Nicht durch die bloßen Kategorien für sich nämlich, sondern dadurch, daß er Zeit und Raum durch die Kategorien *vereinige*, bringe der Verstand die Erfahrung zu Stande. War diese Abweichung, war ebenso die Herbeiziehung des Leibes und war endlich die scharf idealistische Haltung der ganzen Schrift durch einen, wenn auch unbewußten Einfluß des Fichte'schen Systems vermittelt? Wir müssen es trotz aller, schon in den gleichzeitigen handschriftlichen Aufzeichnungen Schopenhauer's gegen Fichte laut werdenden Polemik wahrscheinlich finden; — genug, daß die Schrift nun weiter auseinandersetzt, wie in der solchergestalt deducirten Klasse von Vorstellungen, in der realen Welt, der Satz vom zureichenden Grunde als Gesetz der Causalität herrscht. Er bekömmt als solches den Namen: Satz vom zureichenden Grunde des *Werdens*. Alle in der Gesammtvorstellung, die wir Erfahrung nennen, enthaltenen Vorstellungen sind durch ihn eine an die andere geknüpft; Causalität ist das Verhältniß zweier Zustände, nicht zweier Dinge u. s. w.

Es folgen als *zweite* Klasse von Objecten die Vorstellungen von Vorstellungen oder die *Begriffe*, beruhend auf dem dem Menschen eigenthümlichen Vermögen der Vernunft. Schon hier unterscheidet Schopenhauer sehr bestimmt zwischen Verstand und Vernunft, aber doch ohne die letztere bereits dergestalt gegen den ersteren herabzusetzen wie später. Die Vernunft ist ihm noch mit nichten ein blos empfangendes Vermögen, sie gilt ihm mit Kant als das Vermögen der Principien a priori, und in analoger Weise wie dieser stellt er dar, wie sie auf die Ideen — im Kant'schen Sinne des Wortes — gerathe. Nur die Kant'sche Behauptung, daß sie, als „praktische" Vernunft, der Ursprungsort des Moralgesetzes sei, bestreitet er schon jetzt und sieht darin eine Verwechselung der Erkenntniß von dem, was sein muß mit dem, was sein soll. Der Satz vom Grunde aber, so lehrt er, tritt bei dieser zweiten Klasse von Vorstellungen als Satz vom zureichenden Grunde des *Erkennens* auf.

Die *dritte* Klasse wird gebildet durch den formalen Theil der vollständigen Vorstellungen, d. h. durch die reinen Anschauungen des äußeren und inneren Sinnes, des Raums und der Zeit. Das Gesetz, nach welchem die Theile des Raums und der Zeit in Absicht auf das Verhältniß

der Lage und auf das der Folge einander bestimmen, ist der Satz vom zureichenden Grunde des Seins.

Sehr merkwürdig aber endlich und sehr bezeichnend für den dermaligen Standpunkt unseres Philosophen ist seine Auseinandersetzung über die vierte Klasse. Diese nämlich begreift für Jeden nur Ein Object, das unmittelbare Object des inneren Sinns, das Subject des Wollens, einzig in der Zeit erscheinend. Unmöglich zwar ist ein Erkennen des Erkennens; auch die Erkenntnißkräfte Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft sind nur bekannt in und mit den durch diese Kräfte gesetzten Objecten: wohl aber erkenne ich mich selbst, und zwar durch innere Erfahrung, als wollend. Als wollend — das hat er sich aus Fichte's Vorlesungen herausgehört, aus Fichte's Sittenlehre, laut ausdrücklichen Zeugnisses seiner Anmerkungen zu diesem Buche, herausgelesen. Die Identität aber des Subjects des Wollens mit dem erkennenden Subject, vermöge welcher das Wort „Ich" beide einschließt, ist — so fügt er hinzu — schlechthin unbegreiflich, ist „das Wunder κατ' ἐξοχήν."

Diese Darstellung nun wird zwar noch vierunddreißig Jahre später in der zweiten Auflage unserer Schrift wiederholt, allein sie wird in Wahrheit durch das ganze System, wie es in der „Welt als Wille und Vorstellung" auftritt, zurückgenommen und unmöglich gemacht. In diesem System, wie Schopenhauer schon 1819 eingesteht (Welt als W. und V. erste Aufl. S. 150, vergl. dritte Aufl. S. 121), kann das Subject des Wollens nimmermehr als eine besondere „Klasse von Objecten" den übrigen Objecten, kann das den Willen beherrschende Gesetz nicht mit dem Gesetz des Werdens-, Erkennens- und Seinsgrundes auf gleiche Linie gestellt werden. Wir stehen eben mit der Abhandlung vom Jahre 1813 noch vor dem vollendeten System, und deutlich können wir die Grenze wahrnehmen, bis zu der die Ueberzeugungen Schopenhauer's um jene Zeit vorgerückt waren. Hier findet sich noch kein Wort davon, daß der Wille das Ding an sich, noch kein Wort davon, daß nicht blos in uns, sondern in allen Dingen der Wille das eigentlich Innere und Treibende sei. Am Leitfaden der Analogie, wie wir uns erinnern, geht Schopenhauer in dem späteren Systeme von dem Willen in uns zu dem Willen in der Natur fort, und die Vermittelung zu diesem Schritt muß der Leib als die „Objectität des Willens" bilden. Diese letztere Vorstellung, es ist wahr, keimt schon in unserer Abhandlung; denn wie er den Leib zunächst als unmittelbares Object des Erkennens bezeichnet hatte, so bezeichnet er ihn nun (S. 114) auch als „unmittelbares Object des Wollens." In völlig anderem Sinne jedoch als in welchem er später von der „Objectität des Willens" redet, um mit diesem Ausdruck jeden Gedanken an ein causales

Verhältniß zwischen Willensact und Leibesaction fern zu halten. So für jetzt mit nichten. Er erklärt es für „Thatsache," daß das Wollen a parte posteriori, wie er sich ausdrückt, unter dem Gesetze der Causalität stehe, indem es ursächlich auf die realen Objecte und darunter auch auf den Leib wirke. Erst dahinter steht ihm die Frage, unter welchem Gesetz das Wollen a parte priori stehe — die Frage nach der Freiheit. Und er beantwortet diese Frage durch die Behauptung des unmittelbaren Abhängens des Entschlusses von dem Subjecte des Wollens. Wir sehen, sagt er (S. 115), daß für den Willen das Gesetz der Causalität nicht gilt, sondern statt dessen das Gesetz der Motivation, der „Satz vom zureichenden Grunde des Handelns." Die Differenz dieser von der späteren Ansicht Schopenhauer's ist, denken wir, deutlich. Während ihm nachmals der zureichende Grund für das Handeln einfach mit dem für das Werden, mit der Causalität zusammenfällt und ein zureichender Grund für das Wollen gar nicht existirt, so ist ihm jetzt das Gesetz der Motivation eine vierte, den drei anderen coordinirte Form des Satzes vom zureichenden Grunde. Während ihm später, und zwar schon in der kleinen optischen Schrift vom Jahre 1816, Motiv nichts Anderes ist als eine durch das Erkennen hindurchgegangene Ursache (Ueber das Sehen; erste Aufl. S. 25), so gilt ihm jetzt die Causalität als die eine, die Motivation als eine andere, eine eigene, daneben stehende Klasse von Gründen, und es stimmt damit vollkommen, daß er in einer handschriftlichen Anmerkung zu Fichte's „Kritik aller Offenbarung" auch den sinnlich motivirten Willen der Thiere für frei erklärt. Genauer allerdings bezeichnet er in der Dissertation als den eigentlichen Grund des Wollens nicht das Motiv, sondern das dahinter Liegende, den außer der Zeit zu denkenden, gleichsam permanenten Zustand des wollenden Subjects, den „intelligiblen Charakter" desselben. Nur desto mehr aber kömmt damit der weite Abstand zum Vorschein, in dem er sich für jetzt noch von seiner späteren Freiheitslehre befindet. Er lehrt einstweilen, in Uebereinstimmung mit Kant, die Freiheit als wirkliche, individuelle Freiheit. Natürlich; — denn er weiß schlechterdings noch nichts von jenem metaphysischen, von dem „Einen, untheilbaren Willen." —

Um die Summe zu ziehen: die Lehre Schopenhauer's von der Welt als Vorstellung, die eine Hälfte seiner Philosophie, war in allem Wesentlichen schon in dieser seiner Magisterschrift fertig. Er hatte sich völlig in einem ganz prägnanten Idealismus befestigt; diesen transscendentalen idealistischen Gesichtspunkt festzuhalten und alle Consequenzen desselben sich klar zu machen, war seine bewußte Absicht. Nicht mit Begriffen des vorstellenden Bewußtseins über dieses Bewußtsein hinauszugehen, die

[illegible] derselben, [illegible] aus [illegible] — wir [illegible] [illegible]licher [illegible]

[illegible] theoretischen [illegible], so [illegible] geschrie- [illegible] das Sehen und [illegible] Ergeb- [illegible] 1813 auf [illegible] und so [illegible] den jungen [illegible] An- [illegible] der Schrift [illegible] demonstrative [illegible], mußte [illegible] dagegen die Zurückführung [illegible] als eine Umkehrung des [illegible] gerade die Farbenlehre ganz [illegible] daß man sich trotz dieser Differenz gegenseitig verstand [illegible] Göthe's geniales Gewahrwerden imponirte dem jungen Manne [illegible] die idealistische Weltansicht Kant's imponirt hatte. Was [illegible] in Beziehung auf die Philosophie, das ist ihm Göthe in Beziehung auf das Farbenwesen. Er wird sein Schüler und will sein Vertheidiger werden. Es ist seine Absicht mit der genannten Abhandlung, das Göthe'sche Werk dadurch zu ergänzen, daß er zu der von diesem gegebenen [illegible] Darstellung der Thatsachen das oberste Princip, zu den [illegible] Daten die Theorie aufstellt. Eifrigst gegen die Newton'sche Ansicht für die Göthe'sche Partei ergreifend, setzt er sie — wem fiele nicht Berkeley's „Neue Theorie vom Sehen“ ein? — in Verbindung mit seinem Idealismus. Dieser Idealismus wird einestheils zur philosophischen Unterlage der Göthe'schen Anschauungen und wird anderentheils in physiologischer Wendung direct auf dieselben übertragen. Er will dem Entdecker Göthe gegenüber nur dem Manne gleichen, der das entdeckte Land in einer genauen Karte verzeichnet: er hat doch zugleich von dieser seiner Leistung einen möglichst hohen Begriff. Kant hatte sich mit Copernicus verglichen. Mit Beiden vergleicht er sich selbst. Auch in Bezug auf die Farbenlehre nämlich gilt es, den von jenem eingeschlagenen Weg des Zurückgehens vom beobachteten Gegenstand auf den Beobachter, vom

Objectiven zum Subjectiven zu betreten. An die Stelle der Newton'schen Erklärung der Farbe aus einer Theilung des Lichtstrahls setzt er die Erklärung aus der sich theilenden Thätigkeit der Netzhaut. Die Farben, das ist die Summe seiner Theorie, die somit ein genaues Gegenstück zu seiner Erkenntnißtheorie bildet, die Farben, ihre Verhältnisse zu einander und die Gesetzmäßigkeit ihrer Erscheinung — Alles liegt im Auge selbst und in der unendlichen Modificabilität der Thätigkeit der Retina.

Allein nicht blos auf dem Boden der Farbenlehre begegnete sich unser junger Kantianer mit dem Altmeister der deutschen Dichtung. Der Verkehr mit Göthe war ihm während dieses Weimarschen Aufenthalts um so mehr ein unschätzbarer Anhalt, je weniger ihm die übrige Gesellschaft zusagte, je mehr sich insbesondere in dieser Zeit das Zerwürfniß mit seiner Mutter vollendete. Es trat ihm in Göthe das Bild eines vollkommenen Menschen entgegen. Er empfing den ganzen Eindruck echter Genialität. Wie ihn Kant's Geist durch seine Schriften, so riß ihn Göthe in seiner ganzen Persönlichkeit unwiderstehlich hin. Wie diese Zwei sich gegenseitig ergänzen, so sprechen sie, der Eine den grüblerischen Trieb, der Andere das Bedürfniß unseres Philosophen nach Anschauung und sinnlichem Leben an: sie werden und bleiben fortan die beiden Sterne, zu denen er mit so viel Andacht und Staunen aufblickt, als ihm von der Verehrung übrig bleibt, mit der er sich selbst betrachtet. Außer von sich selbst schöpft er vorzugsweise von Göthe's Erscheinung den Begriff der Genialität, den wir sogleich in seiner Philosophie die hervorragendste Rolle werden spielen sehen. Von Göthe und Göthe's Werken kömmt ihm jenes innige Verständniß einer rein objectiven Auffassung der Dinge, wie er sie in dem dritten Buche seines Hauptwerkes so schön zu schildern und im Zusammenhange mit der Lehre von den Ideen und der Kant'schen Lehre von dem interesselosen Wohlgefallen als das charakteristische Kennzeichen des ästhetischen Verhaltens darzustellen weiß. Aber nicht dies blos. Die ganze poetische Sinnigkeit der Göthe'schen Naturanschauung, die ja früher schon auf die Ausbildung der Schelling'schen Naturphilosophie einen mitwirkenden Einfluß geübt hatte, ging auch ihm ein, und wurde, leicht sich anschmiegend an seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Studien, zu einem Gegengewicht gegen seine subjectivistischen Kant'schen Ueberzeugungen. Wie Göthe's Naturanschauung, so endlich dessen Lebensanschauung. Wir kennen die leidenschaftliche Weltverstimmung, die frühzeitig von dem Inneren des jungen Mannes Beschlag genommen hatte. Je unebener nun und je stürmischer es in ihm aussah, um so verständlicher mochte ihm der Spinozismus des von allen falschen Prätensionen und von allem Sturm und Drang geheilten Dichters sein, desto mehr mochte ihm die antigeschichtliche Denkweise,

die milde, behagliche Lebensweisheit des Alten einleuchten. Das letzte Wort dieſer Weisheit, die Entſagung, gerade weil er ſie ſelbſt nicht zu üben wußte, erſchien ihm auf alle Fälle als ein begehrenswürdiges Ziel.

Wurde ihm doch dieſelbe Weisheit gleichzeitig nicht blos in dem lebendigen Beiſpiel des verehrten Meiſters, ſondern reiner, abgezogener noch auch in einer neuen theoretiſchen Formulirung, in einer ſeinen Tiefſinn und ſeine Einbildungskraft reizenden Darſtellung vorgeführt! Er empfing während eben dieſer Weimarſchen Zeit „die Weihe uralter indiſcher Weisheit.“ Angeregt durch Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, hatte Fr. Majer ſich in das Studium des indiſchen Alterthums vertieft. Ein mythologiſches Taſchenbuch, welches derſelbe herauszugeben begonnen hatte, war gerade an dem Punkte, wo der Verfaſſer „von jenem Sonnenglanze ſprechen zu können hoffte, welcher bereits in den Frühlingstagen der Menſchheit den Geiſt der Menſchen im Gebiete der Jamuna erleuchtete und entzündete“ — ſo erzählt er ſelbſt in der Vorrede zu ſeinem „Brahma“ — wegen mangelnder Theilnahme des Publicums in's Stocken gerathen. Um ſo begieriger mochte der Mann ſein, bei mündlichen Mittheilungen einen Gläubigen zu finden, den er in ſeine Entdeckungen und in ſeine Begeiſterung einweihen konnte. Durch ihn wurde Schopenhauer mit den Veden bekannt, und ſo gut wie z. B. W. v. Humboldt ſeinen Kantianismus und ſeine Bewunderung des claſſiſchen Alterthums mit der für die Weisheit der Inder in's Gleichgewicht zu ſetzen verſtand, ſo leicht konnte ſich auch Schopenhauer mit einer Weltanſchauung befreunden, welche ihm den Gedanken, daß hinter der nichtigen ſinnlichen Erſcheinung das Weſen der Dinge liege, den Gedanken, den er längſt als den Berührungspunkt zwiſchen Plato und Kant entdeckt hatte, zugleich mit dem ethiſchen Gedanken reſignirender Verſenkung in jenes Weſen entgegenbrachte. —

Doch, wie natürlich dieſe neuen Eindrücke und Eröffnungen in ſein Ideenleben einſchlugen, das wird vollſtändig erſt begreiflich, wenn wir die Fäden aufſuchen, die er ſchon während und vor der Abfaſſung der Schrift vom zureichenden Grunde nach anderen als der dort zu Ende verfolgten Richtung angeſponnen hatte. Dieſe Schrift ſelbſt giebt uns hie und da zu verſtehen, daß ſie eine Kehrſeite habe, die der Verfaſſer abſichtlich zugedeckt halte; die ihr vorausgehenden, ihr gleichzeitigen oder unmittelbar nachfolgenden handſchriftlichen Aufzeichnungen aber gewähren uns die erwünſchteſten Einblicke in die der Lehre vom Grunde im Rücken liegenden Gedankenanläufe Schopenhauer's — in die noch ganz unfertigen Anfänge der zweiten Hälfte ſeiner Philoſophie.

Unſer Bewußtſein, ſo lehrte jene Monographie, gehe ganz auf in der

Wechselbeziehung von Subject und Object. Allein woher das? giebt es keine Erklärung dieses Phänomens? „Diese Frage," sagt der Verfasser S. 111, „fertigen wir vorläufig mit der Antwort ab, daß der Satz vom zureichenden Grunde und folglich auch diese nur durch ihn autorisirte Frage schon Subject und Object, ja sogar ihre Formen und Gesetze voraussetzt. Doch will mir ahnden, daß aus einem ganz anderen Theil der Philosophie als der, zu welchem gegenwärtige Abhandlung gehört, nicht sowohl eine Antwort auf diese Frage als vielmehr etwas, das die Frage überflüssig macht und auf eine ganz andere Weise beschwichtigt, uns kommen könnte." Eine sehr mysteriöse Hindeutung also auf ein jenseits aller Sinnlichkeit und verständigen Erkennbarkeit gelegenes Gebiet! Und ähnliche Winke und Wendungen, ganz von der Art wie sie bekanntlich Schelling liebte, wiederholen sich. Nur so viel wird noch deutlich, daß in diesem Gebiete das Ethische und Aesthetische liegen werde, denn geflissentlich, so sagt er an ein paar anderen Stellen (S. 120, 143 vgl. 131, 132), habe er dies Beides von der gegenwärtigen Monographie ausgeschlossen; wohl möglich jedoch, daß ihm die Betrachtung desselben einmal der Gegenstand einer größeren Schrift werden könnte, die von der vorliegenden sehr verschieden lauten, obwohl in völliger Uebereinstimmung mit ihr sein, ja, sich zu dem Inhalte dieser „wie Wachen zum Traum" verhalten würde.

Und so hatte er also doch wohl schon damals seine metaphysische Lehre vom Willen erfaßt?

Nichts weniger als das. All' jene erwähnten Aufzeichnungen aus den Jahren 1812 bis 1814 bezeugen übereinstimmend, daß er damals in Ansehung des ganzen, dem Satze vom Grunde entrückten Gebiets noch demselben Subjectivismus huldigte wie in Beziehung auf die Welt des vorstellenden Bewußtseins. Seine Ethik und Aesthetik trat damals noch so wenig wie seine Erkenntnißtheorie von dem Boden der Selbsterkenntniß auf den einer objectiven Erkenntniß des Grundes der Dinge hinüber. Nicht eine Metaphysik, sondern, wie Kant, nur eine kritische Erklärung des subjectiven Ursprungs, der „Naturanlage zur Metaphysik" glaubte er geben zu können. Nicht: „die Welt als Wille und Vorstellung," sondern „die Wurzel des Satzes vom Grunde und die Thatsachen des besseren Bewußtseins" — so etwa würde damals der Titel einer Schrift gelautet haben, die das Ganze seiner Ueberzeugungen zusammengefaßt hätte.

Des besseren Bewußtseins; denn das ist in dieser Zeit der stehende Name für dasjenige, worauf nach Schopenhauer alle Kunst und alle Tugend ebenso beruht, wie alle Wissenschaft auf dem Satze vom Grunde, der Name für „das Beste im Menschen," auf das er schon in seiner Erst-

lingsschrift hindeutet, um es sofort (S. 132) als dasjenige zu bezeichnen, „wogegen die ganze übrige Welt sich verhält wie ein Schatten im Traum zum wirklichen soliden Körper.“ Es giebt außer dem in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, Subject und Object befangenen Bewußtsein noch ein anderes Bewußtsein. Jenes ist, laut des in der Abhandlung von der vierfachen Wurzel geführten Nachweises, „der innerste Keim aller Dependenz, Relativität, Instabilität und Endlichkeit;“ auf ihm ruht diejenige Welt, welche Plato als das immer nur Werdende und Vergehende, nimmer Seiende, als das Gebiet der Wahrnehmung und Meinung herabwürdigt, das Christenthum treffend als „Zeitlichkeit“ bezeichnet. Dieses dagegen, das bessere Bewußtsein, trägt uns schlechthin über alle Endlichkeit und Bedingtheit hinaus; auf dem Standpunkt dieses besseren Bewußtseins erblicken wir alles durch Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft Erkennbare als Schein und Nichtigkeit, wir fühlen unser wahres, wesenhaftes Sein, fühlen uns eben damit durchdrungen von absoluter, unerschütterlicher Befriedigung. Neben und hinter dem zeitlichen, empirischen Bewußtsein auftauchend, ist das bessere, außerzeitliche „des Menschen höchstes innerstes Wesen und Vermögen.“ Es giebt einen Zustand, in dem kein Subject und Object ist und daher auch nichts meinem jetzigen Bewußtsein Analoges. Die Sehnsucht nach diesem Zustand, nach Befreiung von allen Bestimmungen des empirischen Bewußtseins ist der Grund alles echten philosophischen Bestrebens. So erklärt sich Schopenhauer in zahlreichen Variationen, und in den schönen Worten, mit denen Schelling in den Briefen über Dogmatismus und Kriticismus die subjective Anschauung beschreibt, die dem Substanzbegriff Spinoza's zu Grunde gelegen, wo er von dem uns Allen einwohnenden „geheimen, wunderbaren Vermögen“ redet, „uns aus dem Wechsel der Zeit in unser innerstes, von Allem, was von außen her hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige in uns anzuschauen“ — in diesen Worten kann er „große lautere Wahrheit“ anerkennen.

Mit diesem durchaus subjectivistischen Standpunkt aber verbindet sich die strengste kritische, dieselbe scheidende Tendenz, welche die Abhandlung über die vierfache Wurzel beherrschte. Je mystischer die allgemeine Beschreibung jenes besseren Bewußtseins, um so stärker wird die absolute Gegensätzlichkeit desselben gegen das zeitliche Bewußtsein betont. Hier hat es nach Schopenhauer's Meinung selbst Kant versehen, wenn er das in den Bereich des besseren Bewußtseins fallende Sittengesetz aus der Vernunft ableitet, wenn er vollends durch die Verbindung von Tugend und Glückseligkeit das bessere durch das empirische Bewußtsein verfälscht und so eine neue theologisirende Metaphysik installirt. Eben hier

liegt der Irrthum aller vorkant'schen Metaphysik sowie aller Religion. Desselben Fehlers machen sich in der plumpsten Weise Fichte und Schelling schuldig. Denn überall hat Fichte, ganz wie die frühere dogmatische Philosophie, den Verstand und seine Gesetze als absolut betrachtet, die ganze Welt, auch das, was den Gehalt des besseren Bewußtseins ausmacht, nach den Gesetzen des Verstandes, er hat — der Gipfel der Verkehrtheit — sogar den kategorischen Imperativ begreiflich zu machen gesucht. Desgleichen Schelling. Ganz vortrefflich, wenn derselbe erklärt, daß das Absolute dem Verstande durchaus unerkennbar sei und daß die Philosophie zu dessen Erkenntniß nichts thun könne als die Nichtigkeit aller endlichen Gegensätze zeigen; aber gründlich verkehrt, wenn er nun trotzdem dieses Absolute wieder als einen Begriff setzt und dasselbe durch lauter logische Unmöglichkeiten charakterisirt. Es hat einen guten Sinn, daß das Zerfallen unseres Bewußtseins in Subject und Object etwas Unwesentliches ist; aber aller Sinn hört auf, wenn daraus bei Schelling eine objective Einheit des Subjectiven und Objectiven wird, die nun zugleich das ewig wechselnde und werdende Weltwesen sein soll. Die richtigste Ahnung liegt auch der Schelling'schen „intellectuellen Anschauung" zu Grunde; allein sie ist doch etwas Anderes als das bessere Bewußtsein, das nicht, wie Schelling von jener fordert, immer gegenwärtig erhalten werden kann wie ein Verstandesbegriff, und nicht von unserem empirischen Willen abhängig ist. Genug, in allem diesem nachkant'schen Philosophiren stößt unser Kritiker auf den von Kant verpönten transscendenten Gebrauch der Kategorien und der Gesetze der reinen Sinnlichkeit, sieht er Rückfall in den alten Dogmatismus und verwerflichen Synkretismus. Er sieht einen solchen auch bei Jacobi, und doch, — er steht mit seiner Lehre von der Duplicität des Bewußtseins, steht mit dem dualistischen Subjectivismus seiner Anschauungen Niemandem für jetzt so nahe wie diesem. Scharfsinniger als Jacobi und, wie wir sogleich sehen werden, von ganz anderen inneren Bedürfnissen getrieben, zieht er freilich die Grenze zwischen dem Gebiet der Verstandesdemonstration und dem, „was über allen Verstand ist," ganz anders als dieser: — das Grenzeziehen jedoch, das Auseinanderhalten des zwiefachen Bewußtseins ist auch ihm die Hauptsache. Alle wahre Philosophie, so schärft er ein, statt wie die bisherige die Welt des Verstandes und die höhere zu Monstris zu vereinigen, hat zu arbeiten, sie immer vollständiger zu trennen, sie muß, auf der Grundlage der Selbsterkenntniß, „wahrer, vollkommener, reiner Kriticismus sein." Und sinnreich vergleicht er nun die Aufgabe des wahrhaften, d. h. des kritischen Philosophen mit dem Verhalten des wahrhaft Tugendhaften, der ja auch dem besseren Willen in ihm ohne Rücksicht auf, ohne Vermischung mit

dem Begehren der sinnlichen Natur folge. Ganz ähnlich muß der wahre Philosoph sich genügen lassen, „die Duplicität seines Seins erkannt zu haben, und erscheint sie ihm als zwei Parallellinien, so krümmt er sie nicht, um sie zu einer zu vereinigen: sondern wenn er auch muthmaaßt, daß sie an irgend einem Punkt zusammentreffen, so geht er in der Erkenntniß beider Arten seines Seins fort, bringt beide zum hellsten Bewußtsein, und wartet ab, ob er auf einen Punkt gelangt, von dem aus er ihre Vereinigung erkennt.“ Der wahre Kriticismus — so heißt es an einer anderen, nicht minder charakteristischen Stelle, einer Anmerkung zu [illegible] der wahre Kriticismus „wird das bessere Bewußtsein trennen von dem empirischen, wie das Gold aus dem Erz, wird es rein hinstellen ohne alle Beimengung von Sinnlichkeit oder Verstand, — wird es ganz hinstellen. Alles, wodurch es sich im Bewußtsein offenbart, sammeln und vereinen zu einer Einheit: dann wird er das empirische auch rein erhalten, nach seinen Verschiedenheiten klassificiren. Solches Werk wird in Zukunft vervollkommnet, genauer und feiner ausgearbeitet, faßlicher und leichter gemacht, nie aber umgestoßen werden können. Die Philosophie wird da sein; die Geschichte der Philosophie wird geschlossen sein.“

Auch in einem anderen Punkte aber, das zeigen schon die eben angeführten Stellen, berührt sich die hier in Aussicht genommene Philosophie mit der Kantischen, die sich bekanntlich „Dasein zu enthüllen,“ „Menschheit, wie sie ist, gewissenhaft vor Augen zu legen“ bescheiden wollte. Nur eine Consequenz des kritischen Standpunktes ist es, daß auch unser Philosoph jede Absicht des Erklärens oder Construirens von sich weist, daß ihm die Frage z. B. wie die Welt, die Natur entstanden sei, als die Frage eines noch halb Träumenden“ erscheint. Und was denn will er statt dessen? Er will — auch darin entspricht für jetzt der zweite Theil seiner Weltweisheit seinem ersten, in der Abhandlung vom Grunde vorgetragenen — nur erzählen und darstellen, will eben die Thatsachen des höheren Bewußtseins aufzählen und klassificiren. Der wahre Kriticismus, sagt er ein andermal, hat nur nachzuweisen, wo die höhere Welt ihre Erscheinungen in die Verkennacht des Verstandes sendet, damit auch ihm ihr Ursprung nicht unmöglich offenbare. Dieser Kriticismus, sagt er ein anderes Mal, hat sich zu begnügen, „empirisch und historisch“ die „Aeußerungen,“ oder — so heißt es an einer dritten Stelle — die „mancherlei Wirkungen des höheren Bewußtseins zur Erkenntniß für den Verstand auszubreiten und darzustellen.

Und worin denn also bestehen jene Offenbarungen, Aeußerungen oder Wirkungen? Worin endlich ist der Sinn und Gehalt jenes „besseren Bewußtseins“?

Nur zwei solcher Aeußerungen weiß unser junger Philosoph zu unterscheiden. Die eine hat schon Kant hervorgehoben und nur darin geirrt, daß er sie auf die Vernunft zurückführte. Kant kannte das bessere Bewußtsein einzig als moralische Triebfeder. Und „unter Anderem" allerdings offenbart es sich als Moralität, unter Anderem fällt die höhere über der Verstandeswelt liegende Welt in den Gesichtskreis des Verstandes im kategorischen Imperativ. Ganz wie Kant und Fichte feiert Schopenhauer in zahlreichen Stellen dieser seiner ältesten Manuscripte die Absolutheit des reinen Willens, den Primat des Praktischen vor dem Theoretischen. Es ist ganz der Kant'sche Rigorismus, die Erhabenheit des Willens über alle sinnlichen Triebfedern, zu dem auch er sich bekennt, ja, den er noch rigoristischer zuspitzt, schon jetzt die Tugend in Askese setzend und das Platonische Wort wiederholend, daß das ganze Leben des Weisen ein langes Sterben sei. Vielmehr, die Uebersteigerung des Kant'-Fichte'schen Moralismus geht noch weiter. Indem er die Vermittelung abschneidet, die bei Kant die Vernunft zwischen der Verstandeswelt und dem Uebersinnlichen bildet, bestimmt er schon jetzt die „Heiligkeit" in überschwenglich negativer Weise. Aus dem Soll des kategorischen Imperativs deducirt er, daß die sittliche Freiheit eigentlich eine „Freiheit des Nichtwollens" genannt werden müsse. Dieses Sollen nämlich hebt mein Wollen, d. h. meinen Eigenwillen auf; im sittlichen Handeln ist nicht mehr mein Individuum thätig, sondern es ist das Werkzeug eines Unnennbaren; „der Tugendhafte," sagt er, „handelt als ob er wollte, aber er will nicht mehr. Man kann ihn dem gezähmten Falken vergleichen, der noch thut als ob er raubte, doch nicht mehr raubt, sondern seinem Herrn jagt."

Aus derselben Quelle nun aber, aus der der kategorische Imperativ stammt, stammt zweitens auch die Apodikticität des ästhetischen Urtheils. Wie die praktische Negation der zeitlichen, die praktische Affirmation der ewigen Welt Tugend und Askese, so ist die theoretische Negation jener und Affirmation dieser das Wesen des Schönen und des Erhabenen, welches Letztere nur das Extrem des Schönen ist. Das Eine wie das Andere liegt in der „Anregung des besseren Bewußtseins" — mit dieser leichten Wendung kann sich Schopenhauer fast unverändert die Lehre der Kritik der Urtheilskraft vom Erhabenen und ebenso die von der ruhigen, interesselosen Contemplation als der Bedingung des Schönen aneignen. Wie viel mehr die Kant'schen Auseinandersetzungen über das Genie. Neben die Heiligkeit als die eine Erscheinungsform des besseren Bewußtseins tritt als zweite die Genialität. Das bessere Bewußtsein, wo immer es auftritt, verdrängt die Vernunft. Sofern es sich an die Stelle der theoretischen Vernunft setzt, zeigt es sich als Genie, sofern es

sich an die Stelle der praktischen Vernunft setzt, als Tugend oder Heiligkeit. Bei dem Heiligen, so unterscheidet er anderwärts, prädominirt das bessere Bewußtsein ungestört: bei'm Genie ist ein ebenso lebendiges besseres Bewußtsein begleitet von einem lebhaften Bewußtsein der Sinnenwelt; der Heilige kann sich beruhigen im bloßen reinen festen Willen, unbekümmert wie der Zufall den Erfolg störe, das Genie dagegen hat einen bestimmten Zweck in der Sinnenwelt zu verwirklichen, nämlich sein Kunstwerk.

So unterscheidet er, vielmehr so sucht er zu unterscheiden — denn in der Natur der Sache liegt es, daß die Unterscheidungen in der mystischen Region des besseren Bewußtseins nicht haften wollen! Bei Kant überall ein klares Scheiden und im Hintergrunde ein sinniges Wiedervereinigen des Getrennten. So verbindet Kant Theoretisches und Praktisches durch die Vernunft mit ihrem Janusgesicht, so dient ihm das Schöne und Erhabene, die beiden Gebiete des Phänomenischen und Noumenischen zu verbinden durch Vermittlung des Begriffs der Zweckmäßigkeit. Aber nicht so unser junger Kantianer. Von der praktischen Vernunft im Kant'schen Sinne will dieser nun einmal nichts wissen, und die Vermittlung des Natur- und Freiheitsgebiets durch den Zweckmäßigkeitsbegriff erklärt er kurzer Hand für „ihm unverständlich." Er scheidet schärfer als Kant das zeitliche von dem überzeitlichen Bewußtsein: — nur um so mehr, ja gerade in Folge dessen schlägt sein „vollendeter Kriticismus" in die allerschlimmste Unkritik um. Auf der einen Seite nämlich laufen ihm alsbald die Grenzen von Genialität und Moralität in bedenklicher Weise in einander, wenn er doch das bessere Bewußtsein des Genialen jetzt zu einem Surrogat für die Heiligkeit macht, jetzt Aeußerungen thut, wie die, daß „der Geniale in einem gewissen Grade über das Moralische hinaus sei." Schlimmer aber als das. Den vielgerügten Fehler, mit Begriffen des zeitlichen Bewußtseins das überzeitliche zu verfälschen, sucht er zu vermeiden: dafür jedoch verfällt er in den entgegengesetzten; er verfälscht das erstere durch den Reflex des Contrastes, den er von dem besseren Bewußtsein auf dasselbe fallen läßt. Tief setzt er nun das Letztere herab; es wird ihm geradezu zum schlechteren Bewußtsein, zum Inbegriff des Ungenialen und des Unheiligen. Aehnlich wie neupythagoräische und neuplatonische Mystik die Materie zum Princip des Bösen machte, so schiebt auch er dem Begriff des Sinnlichen, Zeitlichen, Verständigen und Vernünftigen den des Verwerflichen und Schlechten unter. Schon die Manuscripte aus den Jahren 1812 und 1813 sind dieser Verwirrung voll. Das bessere Bewußtsein hat mit der Vernunft nichts zu thun, so schreibt er zu Berlin 1812, „als insofern es, vermöge seiner geheimnißvollen Verbindung mit ihr in Einem Individuo, auf sie stößt,

wo dann dem Individuo die Wahl entsteht, ob es Vernunft oder besseres Bewußtsein sein will. Will es Vernunft sein, so wird es als theoretische Vernunft ein Philister, als praktische ein Bösewicht." Wie die Ideen der theoretischen Vernunft — so führt er auf einem Bogen vom Jahre 1813 im Anschluß an Kant aus — völlige Abgeschlossenheit und Befriedigung in Hinsicht auf Erkenntniß im Umkreis und nach den Gesetzen der Erfahrungswelt vorspiegeln, „so spiegelt die Idee der praktischen Vernunft, d. i. die Idee der Glückseligkeit, vollendete Befriedigung aller Wünsche unserer sinnlichen Natur und gänzliche Zufriedenheit im Zustande der Zeitlichkeit ohne weitere Sehnsucht vor. — Wer ganz ihr hingegeben wäre, würde der vollendete Philister sein" u. s. w. Und ganz übereinstimmend damit schreibt er 1814 zu Weimar: „Man könnte sagen, alle unsere Sündhaftigkeit ist nichts, als der Grundirrthum, die Ewigkeit durch die Zeit ausmessen zu wollen, ist gleichsam nur ein fortwährender Versuch der Quadratur des Zirkels." Wir wollen alsdann immerfort zeitliches Dasein, ohne zu merken, daß dasselbe seiner Natur nach flüchtig und bestandlos, eine mathematische Linie ist, die auch durch unendliche Länge keine Dicke gewinnt. „Wir wähnen durch Succession das zu erhaschen, was nur mit Einem Schlage ergriffen werden kann, durch das Uebertreten aus der Zeit in die Ewigkeit, aus dem empirischen in's bessere Bewußtsein. Wir laufen rastlos an der Peripherie herum, statt zum ruhigen Centro zu dringen. Jener Grundirrthum erzeugt praktisch Sündhaftigkeit, theoretisch Mangel an Genialität, Polymathie statt Philosophie." Vielmehr aber, der dies schreibt, geht erst recht auf eine Quadratur des Zirkels aus: Schopenhauer's Grundirrthum besteht darin, daß er einen ethisch-ästhetischen Maaßstab und zwar einen völlig unbestimmten und mystischen an ein Gebiet anlegt, das nur mit einem logischen gemessen werden darf, daß er, wie einer seiner Beurtheiler sich ausdrückt, quantitative und intensive Unendlichkeit verwechselt.

Wir müssen uns, um ein solches Durcheinanderwerfen des Ethischen und Aesthetischen, ein solches Uebertragen ethisch-ästhetischer Werthbestimmungen auf Erkenntnißverhältnisse zu begreifen, erinnern, daß unser junger Philosoph eben nicht blos aus Kant's, sondern zugleich aus Plato's Schule kömmt, müssen uns weiter erinnern, daß er — ähnlich wie Plato — unter dem Einfluß einer zugleich philosophisch erregten und zugleich von Kunstbegeisterung ergriffenen Epoche steht. Offenbar, seine ganze Theorie vom besseren Bewußtsein ist ein Ausläufer jener allgemeinen Strömung des deutschen Geistes, welche seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts begonnen hatte, gegen die nüchterne und einseitige Verstandesrichtung der bisherigen Bildung und Denkweise anzugehen. Durch Jacobi

zuerst war dieselbe auch in die deutsche Philosophie eingedrungen. Dieselbe Strömung, nachdem sie inzwischen in unserer classischen Dichtung ein Bett gefunden, trug Schelling und den späteren Fichte in die Nähe des Mysticismus. Dieselbe Strömung hatte schon vor dem Beginn des neuen Jahrhunderts Hegel von dem Kantianismus und Rationalismus allgemach abgebracht. Schon am Ende der neunziger Jahre hatte sein grübelnder Sinn die Tiefen des Gemüthslebens gleichsam mit sehnsüchtigem Verlangen umkreist, war ihm einerseits der Gegensatz des beschränkten und bedingenden Verstandes zu der schrankenlosen Unendlichkeit dessen, was er Leben, Liebe, Schönheit nannte, in's Bewußtsein getreten, hatte er andrerseits die Schätze religiöser Empfindung und ästhetischer Anschauung — den Gehalt des besseren Bewußtseins, um mit Schopenhauer zu reden — für den Verstand und durch den Verstand zu heben versucht. Um die „Selbsterhebung des endlichen zum unendlichen Leben," wie sie in der Religion sich energisch vollzieht, dreht sich Hegel immerfort in seinen Erstlingsaufzeichnungen, und sein System entsteht, indem er mit bewunderungswürdigem Aufwand von Geist und Scharfsinn dem verständigen Denken eben diesen Charakter der Religion und Kunst einzuimpfen, indem er der Welt der Begriffe ein neues edleres Blut, eine höhere Natur, eine veränderte Organisation zu leihen bemüht ist. Statt Verstandesbegriffe in das Absolute hineinzutragen, begann er vielmehr umgekehrt — darauf beruht sein Anspruch auf Originalität, darauf seine epochemachende Bedeutung — mit der Verlebendigung der Begriffe, so daß gerade durch die Aufzeigung der Beschränkungen des Endlichen dieselben sich vernichten und im „schönen lebendigen Ganzen" zum Unendlichen aufheben sollen. In dem Gleichgewicht zwischen der Kraft des analysirenden Denkens und der Energie der tieferen, zusammenfassenden Anschauung bestand die Macht, aus der heraus Hegel sein geschmeidiges Gedankenwerk schuf. Von einem solchen Gleichgewicht, einem solchen Streben nach Harmonie war bei dem jungen Schopenhauer nicht die Rede. Dualistisch daher liegt bei ihm die kritische, verständige und die mystische Ansicht nebeneinander. Er hatte mit seinem Bildungsgange nicht eigentlich Schritt gehalten mit der allgemeinen Entwickelung des deutschen Geistes. Ein Nachzügler schon in seiner Gymnasialbildung, war er auf der Universität noch ganz auf die Kant'sche Philosophie eingeschult worden, zu einer Zeit, als die universelle Geltung derselben bereits vorüber war. Nun widerfuhr ihm, was Anderen viel früher, und unter ganz anderen Zeit- und Bildungsverhältnissen widerfahren war. Auch er fand sich mit seinen ästhetischen und Gemüthsbedürfnissen in einem Gegenüber gegen die Härten und Schranken der Kant'schen Lehre, aber ihm kam nicht mehr, um Beides auszugleichen,

wie ein halbes Menschenalter früher den Schelling und Hegel, die erste Frische jener harmonischen Stimmung entgegen, die sich aus den Werken unserer classischen Dichtung einen kurzen Moment lang über die Nation verbreitet hatte. Schon hatte es in den Doctrinen und Poesien der Romantiker einen neuen Zusammenstoß, eine wunderliche Mischung des ästhetischen Geistes mit dem Geiste kritischer Reflexion gegeben. Durch eine Combination von Witz und Phantasie soll die geniale Unmittelbarkeit schöpferischer Kraft ersetzt werden. Eine bewußte Genialität wendet sich reflectirend und polemisirend gegen den guten wie gegen den schlechten Verstand der Aufklärung; dieselben Elemente mit Einem Worte bewegen sich in der Romantik durch einander, die in dem Geiste Schopenhauer's neben einander lagen. Was Wunder, wenn er, der von seinem früheren Aufenthalt in Weimar, von seiner Mutter her, den contagiösen Stoff in sich trug, in Berlin von der Krankheit ergriffen wird? Wieder erscheint er als ein Nachzügler. Wir glauben uns, wenn wir seine Erstlingsmanuscripte lesen, in die Blüthezeit der jungen romantischen Schule zurückversetzt. Das Bild des, von ihm philosophisch construirten Philisters findet er in Tieck's Zerbino wieder; die Mystiker lobt er sich, trotz Schelling, und bei Jacob Böhme vor Allem, dem Hauptheiligen der Romantiker, findet auch er „göttliche Erkenntniß." In der Herabwürdigung der Vernunft macht er durchaus Chorus mit ihnen. Ganz wie das Athenäum und die Schleiermacher'schen Reden und die Lucinde, nur mit etwas geänderter Terminologie, führt er Krieg gegen die Prosa des Lebens, gegen die Nützlichkeits- und Glückseligkeitstheorien des Zeitalters, gegen das Vernunftideal von Staat und Civilisation, verkündet er das Evangelium der Genialität, sieht er souverän herab auf die Gemeinen, die Platten, die Philister. Ja, auch die Form, in der er seine Gedanken zu Papiere bringt, erinnert an das unfertige, abgerissene, paradoxe Wesen, womit die Novalis und Schlegel Geist und Unsinn auszustreuen liebten; einzelne dieser Fragmente und Aphorismen könnten füglich unter denen im Athenäum stehen, und man würde Mühe haben, sie von denen des Verfassers der Lucinde zu unterscheiden.

Und doch wieder wie anders! Die Wahrheit ist: nur nicht entziehen kann sich Schopenhauer dem Geist und den Pointen der Romantik: die innere Anschauung, die treibende Kraft, die seinen Gedanken zu Grunde liegt, ist eine viel ursprünglichere und frischere, sie wurzelt in dem Eigensten seiner Persönlichkeit. Das bessere Bewußtsein, von dem er redet, ist nicht etwas Erraisonnirtes und Gemachtes; früher als die Formel vielmehr ist der Gehalt der Formel da; er spricht aus der innersten Erfahrung seines Wesens, aus lebendigem Bedürfniß nach einer Erhebung

über die Schranken der Sinnlichkeit und des Verstandes. Und der eigentliche Kern dieses Bedürfnisses? Auch nicht einmal in der Ferne erscheint das Gefühl der Frömmigkeit: das religiöse Gebiet kennt er schlechterdings nur in der Form des Mythologischen und Dogmatischen, ausdrücklich spricht er die Hoffnung aus, daß alle Religion dereinst, wie das Gängelband der Kindheit, werde können weggeworfen werden. Heiligkeit und Genialität sind die beiden einzigen Formen, unter denen er das bessere Bewußtsein auftreten läßt. Wiederum aber, wenn wir genauer zusehen, so überwiegt von diesen beiden bei Weitem die letztere Vorstellung über die erstere. Mit dem absoluten Gegensatz gegen die Vernunft wird ja der Begriff von Moralität nothwendig inhaltlos — Sittlichkeit ohne Vernünftigkeit ist ein leerer Name; Schopenhauer spricht von der Heiligkeit wie der Blinde von der Farbe; er ist selbst ohne Organ dafür, ja, er ist das Gegentheil eines „ethischen Virtuosen" und das Gegentheil eines Helden; nur in dunkler Sehnsucht und mit der Phantasie hat er jetzt und später ein Ideal der Heiligkeit aufgestellt, für dessen Verwirklichung er die Büßer und Asketen sorgen läßt, während er sich selbst davon entbunden erachtet. Ganz anders und schonender als gegen die verhaßte Vernunft verhält er sich gegen die Sinnlichkeit. Ein lebendiges sinnliches Bewußtsein „begleitet" ja bei dem Genie das bessere Bewußtsein, und von diesem Zustande spricht er wie Einer, der ihn selbst erfahren hat. Nur als ein Erbtheil der Kant'schen Philosophie gleichsam schleppt er den Begriff der Moralität mit sich, um ihn zur Carrikatur zu machen: dasjenige dagegen, was er Genialität nennt, ist ihm im eignen Innern erschienen, an dieser Vorstellung hängt sein Herz und sein Denken. Ja, daran ist ihm der Begriff des besseren Bewußtseins überhaupt zuerst aufgegangen, wie man sehr deutlich aus einer Randglosse zu den Fichte'schen Vorlesungen sieht. Der gesunde, verständige Mensch nämlich, so setzt er da aus einander, sei in den Bedingungen des Bewußtseins, die Raum, Zeit und Verstandesbegriffe ihm schaffen, fest eingeschlossen: „das Genie, durch eine Kraft, die als etwas ganz Uebersinnliches nicht weiter bestimmt werden kann, sieht gleichsam durch jene Beschränkungen, welche Bedingungen der Erfahrungserkenntniß sind, durch, erkennt sein eignes und der Dinge Wesen an sich und sucht sein Lebenlang diese Erkenntniß mitzutheilen und handelt auch nach ihr." Und unermüdlich ist er fortan in seinen Aufzeichnungen, die Genialität zu beschreiben und zu verherrlichen. Von ihr weiß er so zu reden wie Schleiermacher von dem frommen Gefühl, wie Fichte von dem aller Sinnlichkeit trotzenden Willen, von der abstrakten praktischen Freiheit, — denn genug, was er unter diesem Namen beschreibt und feiert: das ist er selbst, ist seine eigenste Natur.

Zuweilen nimmt seine Charakteristik des Genies geradezu die Form von Selbstbetrachtungen an: in Wahrheit haben wir es mit Selbstconfessionen auch da zu thun, wo dies nicht der Fall ist.

Er selbst! Das will sagen: sein eignes, von hoher Begabung getragenes, aber zugleich einbildsam überspanntes Selbstbewußtsein, das hochgestimmte Gefühl sinnlich-intellectueller Kraft. Wenn er immer wieder das Genie im Gegensatz zu dem Alltagsbewußtsein der Ungenialen, der Philister, der Vielwisser charakterisirt, so fühlt er sich eben selbst als eine privilegirte Natur gegenüber dem gewöhnlichen Menschenpack, als der Faust im Gegensatze zum Wagner. Wenn er das Genie in gewissem Maaße als losgesprochen von den Pflichten der Moral bezeichnet, so ertheilt er mit diesem Satze sich selbst für seine sittliche Schwäche Absolution. Wenn er den Charakter des Genies in dem freien Spiel einer starken Intellectualität findet, hinter der die Ausbildung des Willens zurückgeblieben sein könne, so weiß er sehr wohl, daß eben auch seine Stärke nicht im Praktischen, sondern im Theoretischen liegt. Sich selbst, seine eigne Schwäche und seine eigne Stärke, sein eignes geistreiches, hochmüthiges, prätentiöses Wesen, seine eigne Verstimmung gegen die Welt, seinen eignen Dünkel, seine Unverträglichkeit und Ungeselligkeit, — das Alles bringt er unter dem Namen des „besseren Bewußtseins" auf einen philosophischen Ausdruck, stempelt er zu einem scheinbar objectiv Berechtigten. Mehr als das. Auch jene Duplicität des Bewußtseins, welche die Grundlage seines werdenden Systems bildet, ist in letzter Instanz nur die Disharmonie seines eignen Wesens. In ihm selbst macht fortwährend das unedlere Roß dem edleren zu schaffen. In seiner energischen, unmäßigen, den Zügel verachtenden Natur liegt nur allzu sichtlich die heißblütigste Sinnlichkeit im Streite mit klarer und hoher Geistigkeit. Man sieht dieser Zwiespältigkeit auf den Grund in einem Fragmente, wie das vom Jahre 1813, wo er schildert, wie eng die höchste Spannung der Kräfte des Geistes mit dem Triebe zur Wollust zusammengekoppelt sei, wie Gehirn und Genitalien die entgegengesetzten Pole des kräftigsten, thätigsten Lebens seien, die eben deshalb leicht in einander umschlagen, sobald es nur dem Willen gelinge, die Richtung zu ändern. Indem er mit sinnlichster Wahrheit dieses Zusammen und dieses Umschlagen, den Conflict zwischen dem zeitlichen und überzeitlichen Bewußtsein, den Uebergang von dem „Reiche der Finsterniß, des Bedürfnisses, Wunsches, der Täuschung, des Werdenden und nie Seienden" zu dem Reiche „des Lichts, der Ruhe, Freude, Lieblichkeit, Harmonie und Friedens" als eine allgemein gültige geistige Thatsache darstellt, so macht er sich damit seinen eigenen inneren Menschen erklärlich und erträglich.

Es gilt von dieser Schopenhauer'schen Theorie des zwiefachen Bewußtseins eben das, was Fr. Schlegel mit Jacobi's eigenen Worten von dessen Philosophie sagte: — sie ist einzig „der in Begriffe und Worte gebrachte Geist seines individuellen Lebens." Und noch, wir wiederholen es, ist dabei kein Uebergriff in metaphysische Regionen unternommen, noch beschränkt sich die philosophische Umprägung persönlicher Erfahrungen auf eine, zwar mystische, aber doch noch durchaus immanente Selbsterkenntniß des menschlichen Geistes.

Ganz diesem subjectivistischen Standpunkte und ganz den mitspielenden romantischen Motiven entspricht es, daß die Philosophie selbst in den in Rede stehenden Manuscripten durchaus als Kunst gefaßt wird. Denn auch sie, natürlich, fällt in den Bereich des besseren Bewußtseins. Der Philosoph steht auf Einer Linie mit dem Künstler und Dichter. Wie diese muß er den Begriff, die Vernunft, das Früher und Später und die Frage nach dem Warum fahren lassen, muß unbefangen anschauen, eben damit er alsdann die Begriffe und die Vernunft bereichere. Wie der Maler, was er gesehen, auf der Leinwand, der Bildner in Marmor, der Dichter in Bildern für die Phantasie abbildet, so giebt der Philosoph von den Vorstellungen aller Klassen ein Abbild in Begriffen, also für die Vernunft. Sein Material sind die Begriffe und er ist daher an die Prosa gewiesen; sein Gegenstand ist die Idee, das Was, im Gegensatz zu dem Warum. „Die Idee alles dessen, was im Bewußtsein liegt, was als Object erscheint, fasse also der Philosoph auf, er stehe wie Adam vor der neuen Schöpfung und gebe jedem Ding seinen Namen: dann wird er die ewig lebenden Ideen in den todten Begriffen niederlegen und erstarren lassen, wie der Bildner die Form in Marmor." Und eben dieses Verfahrens rühmt sich dann Schopenhauer in noch viel späterer Zeit, wenn er es doch als seinen genialen „Kniff" bezeichnet, „das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbeigeführt hat, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten, abstracten Reflexion zu übergießen und es dadurch erstarrt aufzubewahren." Ganz richtig, in der That, ist damit jene allgemeine Forderung an die Philosophie überhaupt zu einem individuellen „Kniff" herabgesetzt. Denn so gewiß jede gehaltvolle wissenschaftliche Production dadurch entsteht, daß ein lebendiges Gewahrwerden sich in die rechtfertigende Klarheit des Begriffs übersetzt, so gewiß beruht die Schopenhauer'sche Auffassung dieses Hergangs auf einem romantischen Mißverständniß. Auch die Hegel'sche Philosophie, beispielsweise, ist nichts weniger als eine Geburt aus todten Begriffen, auch Hegel spricht davon, daß sich ihm „das Ideal habe in die Reflexionsform verwandeln müssen" und daß auf diese Weise sein System

entstanden sei. Allein an eben diesem Beispiel mögen wir uns den Unterschied klar machen. Ein erstes weiteres Erforderniß wird darin bestehen, daß die der wissenschaftlichen Schöpfung zu Grunde liegende Anschauung oder Empfindung von allgemeiner Wahrheit, von objectiver Berechtigung sei —: wir sahen in dieser Hinsicht bereits, daß es überwiegend individuell gefärbte Anschauungen von nur subjectiver Wahrheit sind, welche Schopenhauer in die Reflexionsform übersetzt. Ein zweites Erforderniß aber ist dies, daß die Umbildung eine allseitig vermittelte sei, daß der Uebergang nicht plötzlich und sprunghaft erfolge, daß die begeisterte Anschauung sich in das Einzelne der technischen Ausführung fortsetze und als geduldige Besonnenheit in ihr gegenwärtig bleibe. Gerade in dem Unvermittelten und Jähen dagegen besteht die vermeintliche geniale Virtuosität unseres Romantikers. Es sind vereinzelte Anschauungs- und Empfindungsmomente, welche er in Reflexionen umsetzt, in Begriffen „erstarren" läßt. Seine Philosophie, wenigstens der ethisch-ästhetische Theil, derjenige, der am meisten sein eigen ist, besteht einstweilen aus einem Haufen von Aphorismen — werden sich dieselben jemals zu einem Ganzen, einem wissenschaftlichen Ganzen verbinden? Gewiß, sie werden! so sagt er sich selbst in begeisterungsvoller Zuversicht; die frische volle Freude des Entdeckers athmet in den schönen Worten, die er schon im Jahre 1813 in Berlin geschrieben hat: „Das Werk wächst, concrescirt allmählich und langsam, wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist. Ich werde ein Glied, ein Gefäß, einen Theil nach dem anderen gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert, wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiß, es ist Alles aus Einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes, und nur ein solches kann leben. Ich, der ich hier sitze, und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehen des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe begreift" — und er ruft den Zufall, den Beherrscher dieser Sinnenwelt an, daß er ihn leben lasse, bis die Frucht reif sei; wenn aber nicht, so mögen, meint er, diese unreifen Anfänge so, wie sie sind, der Welt gegeben werden: „dereinst erscheint vielleicht ein verwandter Geist, der die Glieder zusammenzusetzen versteht und die Antike restaurirt."

Fürwahr, wenn die Intensität innerer Anschauung, wenn ein begeisterter Glaube an sich selbst und der gerühmte geniale „Kniff" dazu ausreichte, ein philosophisches System zu erzeugen, so konnte es unserem Romantiker nicht fehlen. Uns muß es billig Bedenken erregen, wie dem Manne ein Systembau gelingen werde, der die Philosophie in demselben Athem als Kunst in ausdrücklichem Gegensatz zur Wissenschaft und wieder als strengen, reinen Kriticismus bezeichnet. Nicht an den Elementen zu einem

Syſtem, wohl aber an den verbindenden Mittelgliedern wird es fehlen; denn nicht an Energie der Anſchauung, auch nicht an ſcharfem kritiſchem Verſtande, wohl aber an der geduldig vermittelnden, an jener im beſten Sinne künſtleriſchen, die Gegenſätze in Eins bildenden Kraft fehlt es ihm ſelber. Iſt es blos zufällig, daß die Frauenſtädt'ſchen Mittheilungen aus den Erſtlingsmanuſcripten Schopenhauer's uns für die nächſten Jahre kaum etwas Neues bieten, daß ſie uns für den ganzen Proceß des Zuſammenwachſens jener fermenta cognitionis zum Syſteme ſo gut wie vollſtändig im Stich laſſen? Wir denken nicht. Zwiſchen dem Inhalt der Papiere bis zum Jahre 1814 und der Darſtellung vom Jahre 1819 liegt eine Anzahl kecker Combinationen: eine ſtätige, originelle Entwickelung der uns bekannten Grundanſchauungen, eine Gedankenarbeit, die, was Energie und Selbſtändigkeit betrifft, der erſten Conception jener Elemente auch nur einigermaaßen gleichkäme, liegt nicht dazwiſchen. Nicht aus ſich ſelbſt, um es kurz zu ſagen, ſondern aus den Vorrathskammern anderer Philoſophien entnahm er das weitere Bauzeug, die gedankenmäßige Füllung, die begrifflichen Bindeglieder der vereinzelten im eigenen Geiſt entſprungenen Aperçus. So hatte er ſich ja bereits für den erſten Theil ſeiner Philoſophie aus der Kant'ſchen Kritik der Vernunft verſorgt, und ſofort müſſen die Engländer weiteres Material dafür liefern. So wird er nun auch für den zweiten Theil zum Freibeuter an den Lehren Kant's, Fichte's, Schelling's und der franzöſiſchen Materialiſten. Die entlehnten Vorſtellungen werden ſämmtlich den tiefen, aber in ſich ſelbſt keiner begrifflichen Entfaltung fähigen Grundanſchauungen dienſtbar gemacht. Dieſer Stempel, den ſie empfangen, verbunden mit dem maaßloſen Selbſtgefühl des Mannes verdeckt ihm ſelbſt die begangene Entlehnung. Er dünkt ſich ein ganz originelles, neues, erſtaunliches Werk zu Stande gebracht zu haben, und es iſt ſchon viel, wenn er ſich zu dem Eingeſtändniß herbeiläßt, daß ſeine Lehre nie hätte entſtehen können, „ehe die Upaniſchaden, Plato und Kant ihre Strahlen zugleich in eines Menſchen Geiſt werfen konnten."

In Weimar bereits war ihm die Aeußerung entfallen, daß er der Philoſoph des neunzehnten Jahrhunderts zu werden gedenke. Im Frühjahr 1814 ging er von Weimar nach Dresden, und hier nun, in verhältnißmäßiger Einſamkeit, im Umgange mit Literaten, die er unter ſich erblicken durfte, in ſcrupelloſem Genuß auch der ſinnlichen Darbietungen des Lebens, im Verkehr mit Kunſt und Natur, hier verknüpfte er allmählich durch die mannichfaltigſten, kreuz- und querlaufenden Hülfslinien die feſten Punkte ſeiner Ueberzeugungen und Anſchauungen zu einem Ganzen.

Wir ſind, wie ſchon geſagt, für die Nachconſtruction dieſer Arbeit

auf wenige Data angewiesen. Mit Vorsicht gehen wir den erkennbarsten Spuren nach und bescheiden uns, nur ungefähr, nur in der Hauptsache dem inneren Gange des Systembildners nachkommen zu können.

Weit am wichtigsten zunächst der Schritt, der aus dem mystischen Subjectivismus, in dem er bis dahin verharrt war, in eine Metaphysik hinüberführte. An dem Subjectiven, an dem „besseren Bewußtsein" haftete bis dahin untrennbar die Vorstellung von dem, „was außer der Zeit und Natur," was „über die Vernunft ist," die Vorstellung einer „höheren Welt," eines „Reiches des Lichts" u. s. w. Noch hatte diese höhere Welt keinerlei selbständige Consistenz gewonnen. Offenbar aber, der schwebenden Unbestimmtheit dieser Vorstellung entsprachen am meisten die Platonischen Ideen, von denen er z. B. in einer Note zur Kritik der Urtheilskraft sagt, daß wir sie in der rein objectiven Betrachtung des Schönen sehen. Auch die Platonische Idee war ihm dabei für's Erste das bloße Correlat des ästhetischen Zustandes, eine bloße Formel für die Befreiung des besseren Bewußtseins von aller Subjectivität. Eben dieser Begriff jedoch trug bei Plato selbst das Gepräge selbständiger metaphysischer Existenz: — wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß an diesen Begriff zuerst die Verdichtung der höheren, außerzeitlichen Welt ansetzte.

Und vermuthlich, daß es hiebei sein Bewenden gehabt haben würde, wenn das ethische Bewußtsein unseres Philosophen so rein und so mächtig gewesen wäre wie sein ästhetisches. Aber Schopenhauer war nicht in dem Falle Kant's und Fichte's. Dem reinen, sittlichen Willen hatte er frühzeitig das Moment der Vernünftigkeit genommen und so war ihm der Begriff der „Heiligkeit" alsbald in den inhaltslosen des Nichtwollens entschlüpft. In ihm selbst jedoch lebte und regte sich gar ungeberdig ein anderer Wille, der Wille von Fleisch und Blut. Und dieser Wille stand doch auch — mindestens an der Grenze des zeitlichen und des überzeitlichen Bewußtseins. Den Willen überhaupt als eine besondere Klasse von Objecten zu behandeln, das hatte sich schon am Schlusse der Abhandlung vom Grunde als ein Quidproquo herausgestellt; mit dem Subject zusammenfallend, hörte der Wille eben auf, Object zu sein. Object und doch wieder nicht Object, mußte er jenseits der Vorstellungswelt in die übersinnliche Welt verlegt, er mußte mit metaphysischem Dasein ausgestattet — zum Ding an sich gemacht werden. Die mystische Region des besseren Bewußtseins klärt sich; der sittliche Wille bleibt unter dem Namen der Heiligkeit eine subjectiv-ethische Thatsache: der Wille schlechtweg, der Niederschlag gleichsam des besseren Bewußtseins, wird zum An sich, zum unsinnlichen Substrat der Natur. Denn von altem Datum war ja die

Gleichsetzung der Kant'schen und der Platonischen Unterscheidung zweier Welten; der Begriff des Dinges an sich und der der Platonischen Ideen stützen sich gegenseitig und dienen vereint der Fixirung des Willens als eines metaphysischen Wesens zur Folie. Begünstigt wird das Werden dieser Vorstellung durch die sich von selbst unterschiebenden Reminiscenzen der Fichte'schen Lehre, die ja gleichfalls, nur in bewußterer Unterscheidung des zwiefachen Willens, nur mit zäherem Festhalten an dem subjectiven Standpunkt, die Natur für die Sichtbarkeit des Willens erklärt hatte. Begünstigte vielleicht auf der anderen Seite auch die Lehre der Veden von dem Einen, aller Erscheinung zu Grunde Liegenden das Umschlagen des Willens in ein an sich seiendes Naturprincip? — Wie dem sei: noch einmal wird hier die Macht einer großen Anschauung anzuerkennen sein, die, aus dem Ganzen seiner Persönlichkeit aufsteigend, schließlich all' jenen Anstößen des Denkens sich unterbreitete. Wie der ruhige, naturergebene und künstlerische Sinn Göthe's nach der wesentlichen Form, nach der bildenden Urgestalt suchte, „mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannichfaltige Leben hervorbringt," so gewann für Schopenhauer alles natürliche Dasein erst Sinn, wenn er ihm denselben heftigen, unruhigen, eigensüchtigen, immer unbefriedigt arbeitenden, unverträglichen und an sich selbst zehrenden Geist leihen durfte, der auch ihn beständig in Athem hielt, ihn jetzt zum Genuß, jetzt vom Genuß zur Begierde, jetzt von Beidem zur Sehnsucht nach absoluter Ruhe drängte. Ueber der Vertiefung in diese Anschauung mochte er billig vergessen, daß ihm das Wort des Räthsels zuerst von Fichte war vorgesagt worden. Mit der ganzen Gewalt der Einbildungskraft warf er sich in die Ausführung seiner Entdeckung, und der Einbildungskraft, demselben Vermögen, das im künstlerischen Schaffen die ewigen Ideen ergreift, diesem Geschwister gleichsam des besseren Bewußtseins, schien nun auf einmal gestattet, was er, in beständiger Polemik gegen die Fichte und Schelling, dem Verstande so bestimmt untersagt hatte. Seine Naturkunde, begreiflich, kam ihm in aller Weise zu Statten. Es ist ein Bild, das wir gerne festhalten, wie er, seiner eigenen Erzählung zufolge, mit erregter Geberde im Treibhause zu Dresden umhergeht und, in Betrachtungen über die Physiognomie der Pflanzen vertieft, sich fragt: woher diese so verschiedenen Formen und Färbungen der Pflanzen? was will mir hier dieses Gewächs in seiner so eigenthümlichen Gestalt sagen? welches ist das innere Wesen, der Wille, der hier in diesen Blättern und Blüthen zur Erscheinung kömmt? Unwillkürlich kömmt uns das ähnliche Bild in den Sinn, wie Göthe in dem öffentlichen Garten zu Palermo über dem Anblick all' der vielen abweichenden Gestalten kräftig entwickelter Pflanzen auf die Entdeckung der

Urpflanze, des Musters, nach dem sie alle gebildet seien, sich hingewiesen sieht.

Sich selbst — noch einmal — wie er persönlich war, deutete er in die Welt hinüber; sein Individuum ist ihm der eigentliche Schlüssel zum Verständniß der ganzen Natur: — was Wunder, daß auch der Beweis für die Willensgrundlage in allem Sein an das Individuum anknüpft? Sich fühlt er, in erster Linie, im innersten Wesen als Willen. So wird Jeder sich fühlen. So würde die ganze Welt, wenn sie Selbstbewußtsein hätte, sich als Erscheinung eines Willens fühlen. Durch Empfindung, durch Selbstanschauung, durch Phantasieschlüsse stehen ihm die Sätze fest. Aber woher nun Kalk und Mörtel nehmen, um diese Sätze zu verbinden, um sie haltbar zu befestigen? — Erinnern wir uns an die Schrift vom Satze des Grundes zurück, an die unter Fichte'schem Einfluß dort entwickelte Vorstellung von dem Leibe als dem „unmittelbaren Object" sowohl des Erkennens als des Wollens! Der Leib sollte dort für das Erkennen Object werden ohne die Kategorie der Causalität. Kaum aufgestellt, hatte sich diese luftige Vorstellung und mit ihr die eilf übrigen Kant'schen Kategorien verflüchtigen müssen. Sie wird darauf reducirt, daß der Leib vermöge der Sensibilität der Ausgangspunkt alles Vorstellens, das aller Anwendung des Causalitätsbegriffs Vorausgehende ist, und gleich die erste Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung" gesteht es (S. 29) ein, daß das sogenannte unmittelbare Object in Wahrheit nicht Object ist. Dieser Begriff ist also frei geworden; er kann eine anderweitige Verwendung finden; von seiner ersten Stelle verdrängt, zieht er sich in einer für das ganze System verhängnißvollen Weise hinüber in die Vorstellung von dem Leibe als unmittelbarem Objecte des Wollens. Diese letztere, ursprünglich durchaus unschuldige, ein causales Einwirken des Wollens auf den Leib besagende Vorstellung bekömmt in Folge dessen einen ganz anderen Sinn, den, in Ansehung des Erkennens beseitigten Sinn, daß etwas auch ohne die Kategorie der Causalität Object sein könne, einen Sinn, der nun in den Ausdruck geborgen wird, daß der Leib die „Objectität" des Willens sei. Mit dieser Vorstellung ist, zunächst für das Individuum, ein Uebergang aus dem Wollen in die Erscheinung, aus dem Bereich des besseren Bewußtseins in die sinnliche Welt, ein Uebergang, wohlgemerkt, ohne Anwendung von Verstandesbegriffen gewonnen; ein Schleichweg ist ermittelt, auf dem uns die von Schopenhauer gegen jeden Anderen so streng gehandhabte kritische Grenzpolizei kein Halt zurufen darf! Eine Kleinigkeit nun, den schmalen Pfad zu erweitern, das, was von dem Individuum gilt, auf die ganze Welt zu übertragen! Interessant aber, zu sehen, wie auch diese weitere Willkürlichkeit

schon in der Schrift über die „vierfache Wurzel" keimt. In einer Anmerkung zu dem Paragraphen vom unmittelbaren Object nämlich hatte schon dort Schopenhauer sich einen Analogieschluß von dem menschlichen Leibe auf die übrige Natur gestattet. „Es ist," sagt er, „leicht zu bemerken, daß, wenn ich unter den mir mittelbar gegebenen Objecten einige finde von einer der des mir unmittelbaren ähnlichen Beschaffenheit, ich schließe, daß auch sie unmittelbare Objecte des Subjects sind, auch dann, wenn jene Aehnlichkeit mehr oder weniger entfernt ist, wie bei den Thieren. Die Pflanzen geben Anlaß zu der Vermuthung, daß sie zwar unmittelbare, aber nicht vermittelnde Objecte des Subjects sind, d. h. Leben, aber keine Sinnlichkeit haben." Man sieht, sobald die Vorstellung: „der Leib ist die Objectität des Willens" den ganzen Sinn der Vorstellung: „der Leib ist unmittelbares Object des Erkennens" in sich absorbirt hatte, so war es nur eine ganz natürlich sich einstellende, eine fast unausbleibliche Consequenz, jene Anmerkung dahin umzubilden: auch die Thiere, die Pflanzen, kurz alle Naturdinge sind Objectität des Willens.

Und mit dieser letzteren Wendung rücken wir denn nun freilich in eine ziemlich weite Entfernung von der Fichte'schen Lehre vom Willen und von der Bedeutung des Leibes. Daß dieselbe nichts desto weniger im Hintergrunde den ganzen Gang des Schopenhauer'schen Denkens geleitet, geht noch einmal auf's Einleuchtendste aus der näheren Ausführung hervor, die bei ihm die Vorstellung des Leibes als der Objectität oder der „Sichtbarwerdung" des Willens erhält. Er beruft sich auf die vollkommene Angemessenheit des menschlichen und thierischen Leibes zum menschlichen und thierischen Willen, auf die unbedingte Zweckmäßigkeit, auf die teleologische Erklärbarkeit des Leibes. Jeder, der Fichte's Sittenlehre und Naturrecht gelesen, weiß, wie genau damit die Fichte'sche Deduction des Leibes als des unmittelbaren Instruments unseres Willens übereinstimmt. Schon Herbart hat darauf hingewiesen, nur daß Herbart noch meinen konnte, nur die Wissenschaftslehre sei dem Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" bekannt gewesen. Wir wissen jetzt, daß Schopenhauer die genannten Fichte'schen Werke mit der Feder in der Hand durchstudirt hat. Die ursprüngliche Beschränktheit meiner Freiheit ist nach Fichte meine Natur. Diese meine Natur ist ein Trieb, Trieb zur Selbsterhaltung. Die Beziehung der Mittel auf diesen Zweck geschieht unmittelbar und absolut ohne alle zwischenliegende Erkenntniß, Ueberlegung oder Berechnung — mein Leib ist das unmittelbare Instrument meines Willens, er ist als solcher articulirter Leib. In diesen Fichte'schen Sätzen liegt implicite die ganze Schopenhauer'sche Theorie nicht blos vom Leibe sondern auch von der Welt als der Objectität des Willens, die im Einzelnen eben deshalb

aus den unbewußten Zwecken des Willens gedeutet werden müsse. Nur durch die Beseitigung der bei Fichte zu Grunde liegenden Vernünftigkeit und Freiheit des menschlichen Willens, nur durch den Zuschlag andererseits der lebendigsten Naturanschauung unterscheidet sich Schopenhauer von Fichte. Daß seine Lehre nichts desto weniger seine ureigene Erfindung sei — diese Einbildung mag man dem im Punkte der Selbstschätzung völlig unzurechnungsfähigen Manne gönnen: für jeden Dritten kann davon keine Rede sein.

Tauchten indeß die Gedanken der Fichte'schen Schriften vielleicht nur aus älterer Erinnerung in ihm auf, so war es anders mit den Gedanken des französischen Materialismus. Erst jetzt las er Cabanis und Helvetius. Was er diesen verdanke und wie die Lectüre ihrer Schriften Epoche bei ihm gemacht habe, gesteht er willig ein. Die Lehren namentlich des Ersteren, dessen wissenschaftliche Zuversicht, dessen exacte Methode und durchsichtige Darstellungsweise dem in naturwissenschaftlichen Studien Vielbewanderten imponiren mußte, gingen so gut wie völlig unverarbeitet in das werdende System über. Der Depotenzirung des freien Willens zum Naturwillen schien vortrefflich die Herabsetzung des Intellects auf eine Function des Gehirns zu entsprechen. Schon nach der Theorie von der Duplicität des Bewußtseins war ja die Vernunft sehr geringschätzig behandelt worden: er fand jetzt für die Nichtigkeit des zeitlich-vernünftigen Bewußtseins, für die secundäre Natur des Intellects einen erwünschten sinnlichen Ausdruck in der materialistischen Ansicht von dem Wesen des Geistes. Indem er Kant und Cabanis, so verknüpfte er sein eigenes philosophisches mit seinem naturwissenschaftlichen Interesse.

Nicht zum ersten Mal seit dem neuen Aufschwung der Naturwissenschaft wurde eine solche Combination von Physik und Metaphysik versucht. Wenn er irgend um die Einreihung jener physiologischen Anschauungen in den Zusammenhang des Systems verlegen war: — die Schelling'sche Naturphilosophie lieh ihm das Schema dazu her. Zu oft in der That verräth er, zwischen allen Ausfällen auf Schelling, seine geheime Zuneigung zu dem Geist und der phantasiereichen Manier dieses Philosophen, als daß man die Aehnlichkeit der beiderseitigen Systeme für zufällig halten dürfte. Ganz wie Schelling in der Naturphilosophie eine „physikalische Erklärung des Idealismus" gegeben haben wollte, ganz so giebt das zweite Buch der „Welt als Wille und Vorstellung" eine, nur handgreiflichere, durch die Hereinnahme der materialistischen Ansichten concreter vermittelte Erklärung, eine Entstehungsgeschichte des Bewußtseins. Der „erloschene" Geist ist nach Schelling „die Kraft, wodurch Metalle sprossen, Bäume im Frühling aufgeschossen," und dieser „Riesengeist" lernt

zuletzt „im Kleinen Raum gewinnen, darin er zuerſt kommt zum Beſinnen.“ Nun wohl, jene ſelbe Kraft iſt bei Schopenhauer der Wille, und im Menſchen allererſt hat dieſer Wille „ſich ein Licht angezündet.“ Der Unterſchied der Anſchauungen iſt ja wohl klar, aber eben ſo klar, daß das ſyſtematiſche Gerüſt hier wie dort das gleiche iſt. Die Objectivationsſtufen des Willens, von denen jede höhere die niedere vorausſetzt, ſind in den Potenzen der Schelling'ſchen Naturphiloſophie vorgebildet, und ganz wie nach den Erklärungen der Identitätslehre, ſo wird auch in der „Welt als Wille und Vorſtellung“ wechſelsweiſe das Objective aus dem Subjectiven, das Subjective aus dem Objectiven abgeleitet, ſo ſind auch hier Natur- und Transſcendentalphiloſophie die beiden gleichberechtigten, im Kreiſe in einander zurücklaufenden Richtungen der Philoſophie.

Und ſoweit alſo, ſoweit ungefähr läßt ſich der Geneſis des Schopenhauer'ſchen Syſtems nachkommen. Die Geſchichte dieſer Geneſis iſt die Löſung des Räthſels, wie ſo viele unzuſammenſtimmende Züge dennoch den Eindruck Einer und zwar einer anziehenden und charaktervollen Phyſiognomie machen können.

Es iſt in einer Stelle der Parerga, wo Schopenhauer dem Urheber der Naturphiloſophie den Rang eines Eklektikers zuſpricht, der aus Plotin, Spinoza, Jacob Böhm und Kant ein Amalgam bereitet, der die Naturwiſſenſchaft unſeres Jahrhunderts dazu benutzt habe, den Spinoza'ſchen abſtracten Pantheismus zu beleben. Die Charakteriſtik trifft mutatis mutandis auf den Verfaſſer der Parerga ſelbſt zu. Ein noch wunderlicheres Geſchichtenerzählen, ein noch nackter zu Tage liegendes Zuſammenheften fremder Gedankenelemente! Und doch, die Bezeichnung eines Eklektikers paßt weder auf den Einen noch auf den Andern. Sie paßt auf Schelling nicht, weil, wenigſtens in ſeiner beſſeren Zeit, die fremden Elemente durch die Kraft origineller Combination, durch die Einſtimmung mit den geiſtigen Bedürfniſſen der ganzen Epoche getragen werden. Sie paßt auf Schopenhauer nicht, weil eine noch viel buntſcheckigere Menge von heterogenen Beſtandtheilen durch die Gewalt einer ſubjectiven Empfindungs- und Charakterweiſe zuſammengehalten wird. Die allerdünnſten Fäden dienen äußerlich zur Verknüpfung: das innere Band iſt die Energie der Schopenhauer'ſchen Perſönlichkeit und der aus dieſer Perſönlichkeit erwachſenen Grundanſchauung von der Macht und von der Qual des egoiſtiſchen Willens, von der ſelbſtgenügſamen Seligkeit äſthetiſcher oder theoretiſcher Betrachtung.

6.

Im Sommer des Jahres 1818 konnte Schopenhauer das Manuscript der „Welt als Wille und Vorstellung" abschließen. Charakteristisch der Titel; charakteristisch das von Göthe entlehnte Motto: „Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?" — charakteristisch die „statt der Einleitung" vorgesetzte Vorrede. Es war eine Vorrede voll Anmaaßung und Dünkel. Hier endlich wird der Welt die längst gesuchte, die wahre Philosophie mitgetheilt. Ein Buch, nach Inhalt und Form keinem andern vergleichbar, muß dasselbe auch anders gelesen werden als gewöhnliche Bücher. Und in einem Tone, sehr abweichend von dem bescheidenen seiner Erstlingsschrift, spricht der Vorredner mit unholdem Spott von dem Treiben der zeitgenössischen Philosophie, mit hochmüthiger Resignation davon, daß das Werk immer nur für Wenige sein werde und daß ohne Zweifel der Wahrheit, die es enthalte, wie allezeit aller Wahrheit, nur ein kurzes Siegesfest beschieden sein werde „zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial geringgeschätzt wird."

Ohne den Druck des Buches abzuwarten, das erst im November erschien,*) im Vollgefühl des gelungen Vollbrachten, eilte er, nach Kunst- und Lebensgenuß verlangend, über die Alpen. Daß er unter dem italiänischen Himmel nicht etwa praktische Uebungen in der Askese machte, daß er es, um mit Heinse's Ardinghello zu reden, nicht verschmähte, sich mit dem Schönen zu vereinigen, wo er es fand, ist zur Genüge durch seine eigenen Geständnisse bezeugt. Wie aber wirkte dieser italiänische Aufenthalt auf die weitere Entwickelung seines Geistes? Auszüge aus seinem Reisetagebuch liegen uns zur Seite. Sie zeigen uns, daß Kunst und Natur, Welt und Menschen kaum noch einen bildenden Einfluß auf ihn übten. Er war nicht wie Göthe oder wie Winkelmann in Italien. Er lernte Mancherlei zu, aber er lernte nirgends um. Den Kunstwerken gegenüber fehlte es ihm von Hause aus an dem Sinn eindringender Anschauung, den Menschen gegenüber an jener Hingebung, die den Verkehr mit Andern fruchtbar und bildend für Herz und Geist macht. Mit jenem extremen krankhaften Selbstgefühl, das ihn schon jetzt von dem Denkmal träumen ließ, welches die Nachwelt dem Entdecker des Welträthsels setzen werde, war er mitten unter Statuen und Gemälden, bei allen Studien und in der mannichfaltigsten gesellschaftlichen Bewegung dem armen Reichen gleich, der den Gedanken an sein Gold nicht loswerden kann. Immerwährend wiegt er sich in dem Gefühl seines eigenen Werthes, befestigt er sich in der wahnsinnigen Einbildung, daß unendliche Fernen ihn von

*) Mit der Jahreszahl 1819 im F. A. Brockhaus'schen Verlag, XVI und 725 S.

den übrigen Menschen, von dem „Kröten- und Otterngezücht“ trennen, das er doch immer wieder für Seinesgleichen nehme. Alle Reiseerlebnisse, alle Anschauungen von Land und Leuten spiegeln ihm immer nur die Welt, die er sich in seinem Buche aufgebaut hatte. Mit der Befangenheit des Systems und mit der zwischen Verdrossenheit und Ueberhobenheit schwankenden Stimmung, aus der dasselbe entsprungen, sieht und mißt er Alles; er sucht und findet nur Bestätigungen dieses Systems; alle geistige Nahrung, die er von Außen aufnimmt, verwandelt sich in Anmerkungen und Zusätze zu der „Welt als Wille und Vorstellung.“ Wie wir aber den Mann schon von früher her kennen, so ist das nicht eine vorübergehende Eingenommenheit. Ein allzu zeitig versteiftes und verkrümmtes Genie, ist er doppelt fertig mit dem Moment, wo sein System fertig geworden. Alles, was folgt, hat nur noch ein pathologisches Interesse. Auf die Entstehungsgeschichte des Systems folgt die Krankheitsgeschichte desselben, und immer deutlicher treten durch diese, immer unliebenswürdiger und immer abstoßender die Züge der Schopenhauer'schen Persönlichkeit hindurch.

Zwar, das Schicksal hatte es gut mit ihm im Sinne. Drohende Vermögensverluste veranlaßten ihn früher als es eigentlich seine Absicht gewesen, zur Rückkehr in die Heimath und drängten ihm den sehr vernünftigen Entschluß auf, als Docent an einer Universität sein Heil zu versuchen. Was hätte er Besseres thun können, als sich in angestrengter Arbeit der mündlichen Verkündigung einer Lehre zu widmen, von der er überzeugt war, daß sie dem Menschengeschlechte alles das gewähre, was dasselbe bisher vergeblich in aller Philosophie und aller Religion gesucht habe? Er entschied sich nach einigem Schwanken zwischen Heidelberg, Göttingen und Berlin für die letztere Universität und betrieb dort im Frühjahr 1820 seine Habilitation. Ein offenbares Docirtalent stand ihm zur Seite. Die Proben, welche Frauenstädt aus den Vorlesungen mitgetheilt hat, in denen er alsbald das Ganze seiner Philosophie vorzutragen sich anschickte, bekunden dieselbe Gabe des Klar- und Anschaulichmachens, die seinen Schriften einen so großen Reiz verleiht. Aber Katheder erfolge werden nicht im Sturm erobert. Daß der Neuling neben der Herrschaft, welche Männer von schon befestigtem wissenschaftlichen Ansehn wie Hegel und Schleiermacher über die Jugend ausübten, nicht sogleich durchdringen konnte, das war, ganz abgesehen von der Beschaffenheit seiner Lehre, nur natürlich. Eben das jedoch war dem hochmüthigen Manne unerträglich. Der ernsteste Eifer, die zäheste Ausdauer wäre nöthig gewesen, ihn vorwärts zu bringen. Nicht blos für sich, sondern auch für Andere hätte er an das Heil der Wahrheit, in deren Besitz er sich träumte, glauben, mit

dem Gefühl sittlicher Verpflichtung glauben müssen, um gegen Wind und Wellen unverdrossen anzukämpfen. Seine maaßlose Selbstüberschätzung, seine Verachtung der Menschen, seine Verwöhntheit und sein quietistischer Egoismus ließen es nicht zu. Nachdem er ein halbes Jahr hindurch vor einer Handvoll Zuhörer den Inhalt seines Buches in mündlichem Vortrage exponirt hatte, warf er, verstimmt über den kümmerlichen Erfolg, die Flinte in's Korn. Eine neue Reise nach Italien, — ein nochmaliger fehlschlagender Versuch in Berlin zu lesen — und seine Docentenlaufbahn war zu Ende.

Es war das, wie gesagt, die Schuld des Lehrers: es war mindestens ebenso sehr die Schuld der Lehre. So wie dieselbe war, durfte sie nicht bleiben, wenn sie nicht blos frappiren und unterhalten, sondern wissenschaftliches Interesse erwecken sollte. In ihrer Entstehung war es begründet, daß ihr mit der begrifflichen Vermittelung zwischen dem genialen Aperçu und der Reflexionsform der eigentlich wissenschaftliche Charakter, die überzeugende Form und folglich die Fortpflanzungsfähigkeit abging. In aller Beziehung merkwürdig ist ein, nach Frauenstädt's Angabe aus der Zeit der Berliner Vorlesungen stammender Versuch unseres Docenten, die Vernunftlehre mit einem Capitel eigener Erfindung zu bereichern. Er entwirft eine „eristische Dialektik," die Grundzüge einer Lehre von der Kunst, im Disputiren per fas et nefas Recht zu behalten — er will der Machiavell der Logik werden. So hat er später eine Theorie der Lebenskunst zur Seite seiner Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben zusammengestellt, — so liegen immerwährend seine empirischen, praktisch-realistischen Neigungen, sein Behagen an der niederen Natur des Menschen dualistisch neben jenem überstiegenen und übersichtigen „besseren Bewußtsein." Immer baut er sich am liebsten da an, wo ihm nicht so leicht ein Anderer nachbauen wird: er gefällt sich im Aparten und Absonderlichen. Darum macht er einen Ansatz zu wissenschaftlicher Begründung gerade an der Stelle, wo die Wissenschaft am Ende ist und versäumt dagegen die methodische Durchbildung da, wo sie unerläßlich hingehört. Schon daß er irgendwo dazu die Anstalt trifft, ist nichts desto weniger ein Beweis, daß die Universitätsluft den heilsamsten Einfluß auf eine mögliche Umgestaltung oder Fortbildung seiner Philosophie geübt haben würde. Und es bedarf dafür keines Beweises. Im weiteren Lehren hätte er die Lehrbarkeit und damit die wissenschaftliche Stichhaltigkeit seines Systems erprobt. Im Eingehen auf die Anforderungen seiner Zuhörer an die Verstehbarkeit und Annehmbarkeit des Vorgetragenen würde er genöthigt worden sein, aus sich selbst herauszugehen, von sich selbst loszukommen. Er würde der offenbaren Lücken und Widersprüche seines Systems inne geworden,

er würde zu klaren Definitionen seiner Begriffe, zu einer stätigen Verknüpfung, zu strenger dialektischer Durchführung derselben, er würde mit Einem Worte gezwungen worden sein, die romantische Methode ein wenig durch die scholastische zu verbessern.

Damit jedoch nicht genug. Echte Philosophie pflegt sich nicht am wenigsten durch den befruchtenden Einfluß zu legitimiren, den sie auf die übrigen Wissenschaften ausübt. An unseren Universitäten gerade wird das lebhafte Ineinandergreifen der einzelnen Zweige des Wissens, ihr Zusammenhang mit der höchsten Wissenschaft, die Verpflichtung dieser gegen jene am anschaulichsten und fühlbarsten. Hier daher hätte auch Schopenhauer dazu fortgehen müssen, die allgemeinen Gedanken seiner Weltansicht zu den besonderen Disciplinen in Bezug zu setzen; hier hätte er sich der Aufforderung nicht entziehen können, jene Grundgedanken in den Organismus der Wissenschaft hineinzuarbeiten. Statt von zufälligen Aperçus, von zerstreuten Kenntnissen, von aufgerafften Einzelheiten zu phantastischen Allgemeinheiten überzuspringen, hätte er die Durchführbarkeit seiner höchsten Gesichtspunkte an dem Ganzen der Naturwissenschaft, an dem Ganzen der Ethik, der Rechtswissenschaft, der Aesthetik zu erproben nicht umhin gekonnt. Bald genug würden sich dabei jene Spielereien mit naturwissenschaftlichen Dingen, jene geistreiche metaphysische Pfuscherei mit psychologischen Erscheinungen verboten haben. Das geringste tiefere Eingehen auf die Psychologie, in der That, würde für sich allein ausgereicht haben, ihm seine Deutung der Welt aus dem Willen von Neuem verdächtig zu machen. Sehr bemerkenswerth ist es in dieser Beziehung, daß die transscendentale Erklärung der Erfahrung, der erste Theil der Schopenhauer'schen Philosophie, sich noch sehr wohl mit psychologischen Untersuchungen vertrug. Die erste Auflage der Abhandlung über den Satz vom Grunde handelt in besonderen Paragraphen über Phantasmen und Träume und das Vermögen der Phantasie, über das Gedächtniß, über die verschiedenen Klassen der Gefühle, Affecte und Leidenschaften. Der einzige Paragraph über das Gedächtniß ist in der späteren Umarbeitung stehen geblieben, während die genannten anderen Erörterungen nun ausdrücklich als in die empirische Psychologie gehörig abgelehnt werden. Mit dem Auftreten der Lehre vom Willen blieb eben für das Psychologische kein Platz; ohne Weiteres verdampfte dasselbe in Metaphysik. Eine Kritik der Phantasie würde die Lehre von den Ideen, eine Kritik des Gefühls vielleicht den ganzen Rest des Systems zerstört haben.

Endlich aber. Wenn es überhaupt noch ein Mittel gab, die Ichsucht und die verhärtete Einseitigkeit des Mannes zu brechen, — nichts so sehr als die Stellung an der Universität, der hier gebotene Wettkampf hätte

dieſe heilſame Cur an ihm vollbringen können. Auch wenn er den lebendigen Gedankenaustauſch mit Fachgenoſſen verſchmähte: ſchon die Pflicht des Docirens hätte ihn zu ernſtlicherem Eingehen auf fremde Anſchauungen, zur wiſſenſchaftlichen Auseinanderſetzung mit anderen Syſtemen bringen müſſen. Er hatte ehedem dieſen Weg des Lernens nicht unbetreten gelaſſen. Daß es ihm an analytiſchem Scharfſinn, an kritiſchem Talent nicht fehlte, iſt hinreichend durch ſeine ausführliche Kritik der Kant'ſchen Philoſophie, durch einzelne kritiſche Excurſe und gelegentliche kritiſche Bemerkungen bewieſen. Er hat übrigens und gerade da, wo es am unerläßlichſten war, ſolche Auseinanderſetzungen unter ſeiner Würde gehalten; weitaus am öfteſten hat er es vorgezogen, der Welt ſein Talent des Abſprechens und eine wahrhaft virtuoſe Fertigkeit des Schimpfens zu zeigen. So nackt iſt die „göttliche Grobheit" der romantiſchen Doctrin nirgends ſonſt im Bezirk der Wiſſenſchaft aufgetreten. Fichte ſowohl wie Schelling kommen dem Ideal der Grobheit ziemlich nahe, aber die barſchen und harten Abfertigungen des Erſteren treten in der Form der Deduction, die ausgeſuchten Bosheiten des Anderen im Gewande vornehmer Ironie auf. Die Grobheit Schopenhauer's iſt reine, poſitive, ungeſchminkte Grobheit. Der Ton, der ihm allein paſſend ſcheint, um ſeine Meinung über Männer wie Fichte, Schelling, Herbart und Hegel kundzugeben, iſt der, in welchem ſich Matroſen und Fuhrknechte, Gaſſenjungen und Fiſchweiber ihrer gegenſeitigen Zuneigung und Hochachtung verſichern. Die wiſſenſchaftliche Form, deren Umſtändlichkeit dieſem Mann überhaupt unbequem iſt, dünkt ihn für die Polemik vollends ein Luxus; wie er ſeine perſönliche Stimmung in Ethik und Metaphyſik, ſo ſetzt er ſeine Abneigung gegen die zeitgenöſſiſche Philoſophie in leidenſchaftliche Invectiven, in eine Fluth von Schimpfworten um. Und daß nur Niemand etwa denke, unſerem Autor könne die Leſſing'ſche Unterſcheidung einer ungeſitteten und einer unmoraliſchen Art zu ſtreiten zu gute kommen. Zu ſtreiten? Das hieße mit Gründen kämpfen. Nur einmal hat er ſich öffentlich herbeigelaſſen, dem armen Hegel förmlichſt das Exercitium zu corrigiren. Darauf hin, daß er, der Incorrecteſte aller Denker, dem großen Syſtematiker zwei oder drei incorrecte Schlüſſe nachgewieſen, — darauf hin ſchüttet er bei jeder paſſenden und jeder unpaſſenden Gelegenheit ſein reiches Vocabularium von Kraftwörtern über das Haupt deſſelben aus. Derſelbe iſt ihm ein „gemeiner Kopf," ein „frecher Unſinnsſchmierer," ein „geiſtloſer und unwiſſender Charlatan," ſeine Philoſophie eine „Hanswurſtiade," die „rechte Schule der Plattheit," ja, nicht nur die heutige Herrſchaft der atomiſtiſchen Anſicht in der Naturwiſſenſchaft, ſondern auch der Deutſchkatholicismus ſoll eine Frucht der durch Hegel herbeigeführten

„Seichtigkeit, Rohheit und Unwissenheit" sein. Man könnte, wenn man bei guter Laune ist, diese in die Luft gethanen Streiche possierlich finden, wenn es jemals etwas Erfreuliches haben könnte, einen Mann, der doch seines gesunden Sinne nicht beraubt scheint, mit besinnungsloser Wuth auf den Gegenstand seiner Antipathie losfahren zu sehen. Seiner Antipathie? Denn gewiß, mit dem Ausdruck seines Abscheus vor der „allerelendesten Langweiligkeit," die über dem „Wortkram dieser widerlichen [illegible] der nachkantischen Philosophen — schwebe, ist es aufrichtig gemeint, wir glauben es ihm ohne Schwur, daß ihm bei der Lektüre der Herbart'schen Schriften immer bald die Geduld ausgegangen, und [illegible] guten Grund zu der Annahme, daß er in den Hegel'schen und [illegible] Schriften nicht viel weiter gekommen. Nur zu begreiflich, daß er [illegible] Erkenntnißtheorie aus, in dem [illegible] und hohlen Wort- [illegible] erblickte. Be- [illegible] reines [illegible] der Schleier- [illegible] daß die ganze [illegible] als darauf, [illegible] Rechte [illegible] seinen eigenen [illegible] Ignoriren [illegible] Pro- [illegible] Herbart, [illegible] Kunst [illegible] Augen. [illegible]

führt, Niemand mit mehr rhetorischem Pathos ihn als Trumpf aus-
spielt, Niemand nachdrücklicher versichert, daß es ihm um die Wahrheit
lein und ihm allein um Wahrheit zu thun sei. Wie stimmen doch diese
erherrlichungen der Wahrheit mit dem, was den wirklichen Kern und
is eigentliche, tiefste Pathos seiner Lehre ausmacht? Wo liegt doch der
iendliche Werth, den die Entdeckung der Wahrheit für uns Andere hat,
ir eine Anschauung, welche den ganzen Reichthum wirklicher Erkenntniß
itsammt der gestaltenreichen Welt für eine Erscheinung erklärt, von der
ian nicht früh und nicht völlig genug enttäuscht werden könne, und welche
e geschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechts für ein eben solches
piel vergänglicher kaleidoskopischer Bilder hält? Wir können uns nicht
lfen, es geht uns mit diesem Trumpfen auf Wahrheit, wie wenn wir
i gewöhnlichen Leben einen Mann unaufhörlich und unaufgefordert Be-
euerungen seiner Ehrlichkeit abgeben hören. Die Ehrlichkeit ist eine so
lbstverständliche Tugend im Handel und Wandel wie die Wahrheit im
hilosophiren. Beide beweisen sich durch die That, und Niemand, sicher,
weniger von dem keuschen Geiste der Wahrheit durchdrungen, als wer
zum Deckmantel eines mehr als pfäffischen Fanatismus, einer Scho-
ngslosigkeit und Unduldsamkeit macht, die in der Wahl der Mittel
id Worte absolut scrupellos ist. Wie durch die Löcher des Mantels je-
s Sokratikers, so blickt durch alles pathetische Gerede von Wahrheit
r rechthaberische, der anmaaßliche und unlautere Sinn unseres Autors
ndurch.

Denn nein! Es ist nicht blos eine sachlich motivirte Antipathie,
cht blos die innere Gegensätzlichkeit seiner zu den angegriffenen Mei-
ngen, was den Cynismus dieser Angriffe erklärt. In dunkleren und
mer dunkleren Farben zeichnet sich durch das polemische Gebahren des
annes seine Persönlichkeit und sein Charakter hindurch. Aus
inen eigenen Schriften und vollends aus den Actenstücken, die wir
m urtheilslosen Eifer seiner Anhänger verdanken, geht mit peinlicher
ewißheit hervor, daß zu den hervorstechendsten Zügen seines Charak-
rs Anmaaßung, Neid, Schadenfreude und unversöhnliche Rachsucht ge-
rten. Die beiden Eigenschaften, die uns selbst unbedeutende Men-
hen werth machen und die, wenn sie sich vereint mit hohen Gaben
s Geistes finden, unsere Verehrung zur Liebe stimmen, Bescheidenheit
id Gutmüthigkeit, waren nicht das Erbtheil dieses ungewöhnlichen Men-
hen. Pfui über die Philistertugenden! Das Göthe'sche Wort, daß nur
e Lumpe bescheiden sind, ist unter den Lieblingsthemen, die er nicht
üde wird, zu variiren. Nicht minder offen, mit wahrhaft schamloser
aivetät, trägt er seine Schadenfreude und Unversöhnlichkeit zur Schau.

Die Leser des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“ werden sich der Stelle erinnern, in der er, bei Gelegenheit der Erwähnung Fr. Schlegel's, er, der Lobredner der christlichen Ethik selbstvergessender Liebe, die erhabene Maxime aufstellt, daß Obscurantismus eine Sünde gegen den menschlichen Geist sei, die man nie verzeihen, sondern „dem, der sich ihrer schuldig gemacht, dies unversöhnlich, stets und überall nachtragen und bei jeder Gelegenheit ihm Verachtung bezeugen soll, so lange er lebt, ja, noch nach dem Tode.“ Die Leser der Parerga erinnern sich auch wohl der in noch späterer Zeit geschriebenen Stelle, wo er im Ton eines hämischen Buben sich an dem Spotte kitzelt, der schon jetzt die Deutschen wegen ihrer Bewunderung der Hegel'schen Afterphilosophie von Seiten ihrer Nachbarn treffe. Wir haben in dieser Stelle den ganzen Mann. „Geht,“ ruft er seinen eigenen Landsleuten zu, „geht zu den Demokolaken und laßt euch loben. Tüchtige, plumpe, von Ministern aufgepuffte, brav Unsinn schmierende Charlatane, ohne Geist und ohne Verdienst, — das ist's, was den Deutschen gehört; nicht Männer wie ich.“ Unter den Sätzen seiner Lebensweisheit endlich findet sich auch der, daß Vergeben und Vergessen nichts Anderes heiße, als gemachte kostbare Erfahrungen zum Fenster hinauswerfen. Er hat diesem Spruche getreulich nachgelebt. Nicht blos gegen den Obscurantismus hat er sich, im Namen des Geistes der Menschheit, unerbittlich gezeigt. Eine unverzeihlichere Sünde war in seinen Augen die, ihn selbst, den Entdecker „noch nie dagewesener Gedanken,“ ihn, den „nicht für Ein Geschlecht, sondern für viele“ Geborenen, verkannt oder beleidigt zu haben. Seit die dänische Akademie ihm den Preis, den er, ein zweiter Columbus, für die Lösung des gestellten Problems verdient zu haben glaubte, verweigert und ihm überdies seine unehrerbietigen und absprechenden Urtheile über die geachtetsten Philosophen zum Vorwurf gemacht, seitdem bricht er jede Gelegenheit vom Zaune, um seinem Unmuth darüber in Hohn gegen die Akademie, in stärker aufgetragenen Schmähungen gegen die „summi philosophi“ Luft zu machen. Doch statt aller Anführungen eine Geschichte! Ein Jahr nach dem ersten Erscheinen der „Welt als Wille und Vorstellung“ hatte Beneke, damals ein ganz junger Mann und angehender Docent, eine Recension des Buches in die Jenaische Literaturzeitung geschrieben. Die Recension war nicht schmeichelhaft und der Recensent hatte es obendrein mit dem Citiren der Worte des Autors nicht allzu genau genommen. Die Erbitterung Schopenhauer's über diesen Versuch, „ihn zu unterminiren,“ die Entrüstung desselben über die „erlogenen Citate“ suchte darauf der junge Mann durch mündliche Erklärungen entschuldigend zu beschwichtigen; zweimal läßt er sich bei seinem Collegen anmelden, zweimal

wird er abgewiesen. Darüber sind vierunddreißig Jahre verflossen. Da ging durch alle Zeitungen die Nachricht, daß jener Mann, der sich inzwischen durch seine consequenten wissenschaftlichen Bestrebungen eine gewisse Anerkennung selbst bei den Gegnern seiner Richtung errungen hatte, durch langjährige Noth und Zurücksetzung auf's Aeußerste gebracht, seinem Leben selber ein Ende gemacht habe. Das Schicksal des Mannes erweckte mit Recht allgemeine Theilnahme; — nur Einer haßte noch jetzt so frisch wie am Tage, nachdem er jene Recension gelesen hatte: nur Schopenhauer nahm eine letzte Rache, indem er sich brieflich in Worten des rohesten und herzlosesten Spottes über den Unglücklichen ausließ!

Es ist nicht unsere Absicht, in's Geschichtenerzählen zu gerathen. Das Mitgetheilte soll einzig zu unserer Rechtfertigung dienen, wenn wir unbedenklich die Polemik Schopenhauer's noch aus anderen als sachlichen, wenn wir sie zur größeren Hälfte aus persönlichen und zwar aus den niedrigsten und unwürdigsten Motiven erklären. Sein Verhalten gegen Fichte steht hier in erster Linie. Daß er ihn einmal über das andere Mal einen „Windbeutel," daß er ihn „den Affen Kant's" nennt, der, da er Kant nicht habe übertreffen können, ihn wenigstens habe überbieten wollen, — diese Behauptungen, in diesem Jargon vorgebracht, mag zur Noth der Gegensatz der Denkweise entschuldigen. Aber wer vermag es gleichmüthig zu ertragen, wenn wiederholt versichert wird, daß es Fichte an dem echten philosophischen Ernst gefehlt habe, daß es ihm lediglich um sein Fortkommen zu thun gewesen sei, daß er mit seiner Philosophie habe Carriere machen wollen? Wir fürchten, wir haben Schopenhauer's Verhältniß zu Fichte bisher zu gutmüthig beurtheilt. Die Beflissenheit, mit der er sich von dem Wissenschaftslehrer lossagt, die nachdrückliche und renommistische Betonung seiner Originalität gerade bei den Punkten seiner eigenen Lehre, für welche Fichte's Priorität offenkundig ist, das erschwert die Unverantwortlichkeit jener Anklagen und stempelt sie zu unfreiwilligen Geständnissen, daß er allzuviel, mehr als sein Egoismus ertragen mochte, von dem Manne gelernt hatte. Und ebenso. Daß Herbart der Erste war, der gegen ihn schrieb, daß Hegel und Schleiermacher zu derselben Zeit das Katheder beherrschten, als er selbst einen ohnmächtigen Versuch machte, dasselbe zu occupiren — das ist es, was er nicht ertragen und nicht verzeihen kann. Fichte und Schelling sind es, von denen er beständig seinen Anspruch auf Originalität bedroht sieht, Hegel vor Allem ist es, der in der Bildung der Zeit, in der Anerkennung der Zeitgenossen durchgedrungen ist: das fordert Rache, das allein erklärt den giftigen Haß und die pöbelhafte Sprache, in der er denselben ausläßt. Um in der Terminologie des Systems zu bleiben: es ist die Bejahung des Willens zum Leben, die sich blind gegen alles

andere Lebendige kehrt. Die Praxis unseres Philosophen erinnert an nichts so sehr wie an die jener Gewaltherrscher, deren Moral Machiavelli codificirte. Entschlossen, sich im Gebiete des Denkens eine Tyrannis zu gründen, scheut er keine innere und keine äußere Gewaltthat — keinen Widerspruch im Inneren, keine Lüge, keine List, keinen Schimpf, keine Verleumdung, keinen moralischen oder intellectuellen Mord nach Außen.

Nur natürlich aber, daß Schopenhauer von allen Einzelangriffen auch zu einem Gesammtangriff fortschritt. Vielmehr aber: die Leidenschaftlichkeit und Rohheit, die in ihm tobte, würde ihn erdrückt haben, wenn ihm nicht die Fähigkeit innegewohnt hätte, sich irgendwie durch Reflexion darüber zu erheben. Der unwiderstehliche Zug zur Theorie ist es überhaupt, der ihn davor gerettet hat, durch die furchtbare Sinnlichkeit seiner Natur zu vielleicht schwereren praktischen Verirrungen fortgerissen zu werden. So hatte er das Ganze seines unheimlichen und widerspruchsvollen Wesens, seine Menschenverachtung und Weltverstimmung in ein System übersetzt, so construirt er sich, seit den zwanziger Jahren, auch das Fehlschlagen seiner Docirversuche, die Erfolge seiner Nebenbuhler und seine Scheu vor wetteifernder Thätigkeit und angestrengter Arbeit zurecht. Nach dem Beispiel des Fuchses in der Fabel flüchtet er sich in die fixe Idee von der Verwerflichkeit aller Kathederphilosophie. Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf die Ausführungen, daß die Universitätsphilosophie die Antagonistin der echten Philosophie, der freien Liebe zu Weisheit und Wahrheit sei, daß jene unter dem Druck der theologischen Facultät und aller jener Staatszwecke stehe, welche die Regierungen an die Universitäten knüpfen, daß die Philosophieprofessoren von „Absichten," statt von „Einsichten" geleitet seien, daß ihnen die höchste Wissenschaft lediglich ein des Brodes wegen getriebenes Gewerbe sei u. s. f. —, Ausführungen, welche endlich mit der ganzen Geschwätzigkeit des Alters in einem endlosen Capitel der „Parerga" zusammengestellt werden, einem Capitel, das er Narr genug ist, die schönste Invective zu nennen, die seit Cicero in Verrem geschrieben sei und das in Wirklichkeit nichts als eine Reihe der polterndsten Schimpfereien, untermischt mit einer sehr mäßigen Dosis Wahrheit, ist. Alle jene sublimen Theorien von der Herrlichkeit des willensfreien Intellects im Gegensatz zu dem dem Willen dienenden, von genialer Anschauung und reflectirender Wissenschaft erscheinen hier in etwas gröberem Stoff wiederholt, ein verwischter, schmutziger Abklatsch der ehedem in metaphysisch-ethischer Wendung geistvoller und feiner ausgeführten Ideen. Ganz nackt steht der schlechteste persönliche Kern eben dieser Ideen vor uns, und wir mögen die Wahrheit derselben nunmehr an dem Bilde des Philosophen prüfen, der, wie die Götter Epikur's, in seliger Selbstgenügsamkeit nur

für sich lebt und philosophirt, im Gegensatz zu denjenigen, die mit den höchsten Gedanken zugleich zu wirken, sie in die Wissenschaften und in die Gemüther der Lernenden hineinzusenken bemüht sind.

Wahrlich, es war ein verhängnißvoller Schritt, welchen Schopenhauer that, als er — von der Cholera und einem ängstigenden Traume aus Berlin vertrieben — im Jahre 1831 sich ganz und für immer in das Privatleben, nach Süddeutschland zurückzog. Er hatte damit nach seiner eigenen Meinung das bessere Theil erwählt. Sein Genius bewahrte ihn vor der „Thorheit," welche Göthe beging, als er seine Ruhe, Muße und Unabhängigkeit „für Glanz, Rang, Prunk, Titel und Ehre dahingab!" Der Unselige, Verblendete — den gerade Göthe's Beispiel hätte lehren können, daß der höchste Segen, der dem kraftstrotzenden, genial begabten Manne zu Theil werden kann, darin besteht, wenn ihm vergönnt ist, das Gute in treuer Berufsarbeit zu fördern, um an der Noth und den Verworrenheiten anderer Menschen zur Klarheit in sich selbst und zur Bändigung der ungeregelten Mächte des eigenen Busens zu gelangen! Das Gegentheil von dem Allen erfuhr unser Philosoph, und keine der traurigen Folgen seiner Unweisheit ist ihm erspart geblieben. Die nächste Zeit nach seiner Uebersiedelung in den Süden scheint eine der traurigsten seines Lebens gewesen zu sein. Nur allmählich fand er in der ungezähmten Kraft seines Wesens selbst die Mittel, um das Unerträgliche, die Nichtbeachtung seines Werkes und seiner Lehre, zu ertragen. Auf die Periode, aus der, wie Frauenstädt sagt, leicht ein ganzes Buch des Unmuths sich zusammenstellen ließe und in der er sich, außer mit stiller Aufzeichnung seiner Gedanken, nur mit allerlei Uebersetzungsplänen beschäftigte, folgte die Periode, in der es der Ueberschuß seines Selbstgefühls wieder über die Niedergeschlagenheit davontrug. Er rafft sich nun doch wieder zu schriftstellerischen Versuchen, Versuchen einer Einwirkung auf die Meinung der Mitlebenden auf. Im Jahre 1836 veröffentlicht er, nach achtzehnjährigem Schweigen, das kleine Schriftchen „Ueber den Willen in der Natur." Bald darnach läßt er sich sogar herbei, um die von der norwegischen und der dänischen Akademie ausgeschriebenen Preise zu ringen, und nun, da die Fluth der Hegel'schen Philosophie im Sinken begriffen ist, nun endlich scheint ihm auch der günstige Augenblick zur Erneuerung seines Hauptwerks gekommen. Mit neuen Hoffnungen geht er an die Redaction eines Erläuterungsbandes, betreibt er die Herausgabe des Werkes und rückt so, mit verstärkter Macht, unter herausfordernden Proclamationen, in's Feld. Mit der endlich gewonnenen oder ertrotzten Aufmerksamkeit des Publicums aber kamen endlich die zweiten Auflagen und die zwei Bände der „Parerga und Paralipomena."

So viele Veröffentlichungen, so viele Zeugnisse von der unheilbaren Krankheit, von der Stockung der Säfte, die ungewöhnlich früh in diesem starken, überkräftigen Organismus Platz gegriffen hat! Wir nehmen bis auf einen gewissen Grad die beiden Abhandlungen über die Freiheit des Willens und über das Fundament der Moral aus, zwei Abhandlungen, von denen namentlich die erstere im Punkte der Klarheit das Höchste leistet und welche beide der Schopenhauer'schen Ansicht über jene wichtigen ethischen Fragen, wenn nicht eine neue Wendung, so doch eine neue Begründung geben. Noch einmal, in der That, erinnern „die beiden Grundprobleme der Ethik" an den kritischen Geist, an die sachliche Haltung, an die wissenschaftliche Reinlichkeit der Schrift über die vierfache Wurzel. Die Ausnahme jedoch bestätigt nur die Regel. Es ist klar, jene beiden Abhandlungen verdanken ihre Vorzüge dem Anlaß, durch den sie hervorgerufen sind, der Rücksicht auf die Forderungen und das Urtheil der preisausschreibenden gelehrten Körperschaften. Aber aller solcher Rücksichten entbunden, nicht als Bürger der wissenschaftlichen Republik, mit dem trotzigen Gefühle des Alleinstehenden, des Exilirten, der eigentlich berufen sei, allen Anderen das Gesetz zu dictiren, so hat Schopenhauer die übrigen Werke dieser Periode geschrieben. Sie sind nicht Denkmale wissenschaftlicher Fortentwickelung, sondern wissenschaftlichen Stillstandes, das Ergebniß völligen Mangels an Selbstkritik. Die intellectuelle Selbstgerechtigkeit des Mannes, das Wohlgefallen, das er an seiner eigenen geistigen Physiognomie hat, ist unbedingt und grenzenlos. Mit dem Eigensinn eines Kindes, das sich in den Schmollwinkel gestellt hat, erklärt er immer von Neuem seine vorgefaßten Meinungen, seine Launen, seine Einfälle für die Wahrheit. Geflissentlich sperrt er sich von allen Einflüssen fremder Belehrung ab. Er umzieht sich mit einem Kreise von Lieblingslectüre, über den er niemals hinausblickt. Was kümmert ihn die zeitgenössische philosophische Literatur? Immer wieder liest er diejenigen Autoren, aus denen er seine eigenen Gedanken heraus- oder in die er sie wenigstens hineinlesen kann, und die todten, natürlich, diejenigen, die ihm keine Concurrenz machen können, sind ihm die liebsten. Nicht blos in der Philosophie, sondern in allem Wissen hält er es so. Die Autodidaxie, auf die ihn sein Bildungsgang und seine hohe Meinung von sich selbst frühzeitig hingewiesen, macht, daß seine Kenntnisse ebenso einseitig und schief sind wie seine Urtheile und allgemeinen Ansichten. Seine unmethodischen Studien, die er sich capricionirt, auf eigene Hand, unter Zurückweisung der nächstliegenden Hülfsmittel, zu machen, tischt er nichts desto weniger in der zuversichtlichsten, anspruchvollsten Weise auf. Er ist unfehlbar auch in naturwissenschaftlichen Dingen, in Sachen der Geschichte der Philosophie, und Niemand

soll sich unterstehen, ihm etwa die neueren Ergebnisse der Sanskritforschung für diejenigen unterzuschieben, die einmal in seinem Anschauungskreise festgewachsen, die in der „Welt als Wille und Vorstellung" den Stempel ewiger Wahrheiten bekommen haben. Mit seinen philosophischen Gegnern hat er sich ein für allemal durch die Theorie von der Universitätsphilosophie abgefunden, aber auch auf dem Gebiet der Gelehrsamkeit giebt es für ihn keine Autoritäten; die größten Forscher, wenn ihre Entdeckungen seine Lieblingsmeinungen kreuzen, werden mit improvisirten Schmähungen zur Seite geworfen. Er verbindet mit dem Muth der Alleinweisheit den ganzen Cynismus der Unwissenheit.

Wie sollte bei solcher Verfassung des Mannes daran zu denken sein, daß er in der Hauptsache, in Beziehung auf seine philosophischen Dogmen, in den Jahren des Mannesalters noch habe umlernen, wie auch nur daran, daß er zu einer Vervollkommnung seiner Methode habe gelangen können? Nur durch die Verachtung aller Methode waren jene Dogmen zu Stande gekommen; statt aller Methode hatte ein genialer „Kniff" gedient und dieser wieder war nur der Exponent seines persönlichsten Wesens gewesen. Am besten vielleicht sieht man in die Werkstätte der Entstehung seiner Lehren in dem Capitel von der Musik, die er, auf der Grundlage einiger hastig zurechtgeschobenen Analogien, für diejenige Kunst erklärt, die, im Unterschiede von den anderen Künsten, den Willen nicht mittelst der Ideen, sondern unmittelbar objectivire. Parallel damit läuft der anderwärts hingeworfene Gedanke, daß sich im Organismus der Wille am unmittelbarsten im Blute objectivire, und mit diesem Parallelgedanken haben wir nahezu den Schlüssel für diese ganze Systemfabrik in der Hand. Die Gedanken dieser Philosophie haben den Werth musikalischer Phantasien und ihre Beweise beweisen nur, daß innere oder äußere Erfahrungen ihren Urheber so oder so zu empfinden und zu wollen nöthigten. So wenig dieser daher seine Natur ändern kann, so wenig kann er aus dem Zauberkreise seiner Metaphysik heraus. Er geht nicht darauf aus, seine Ideen zu vertiefen, sie in sich zu vermitteln und zu bereichern, sondern einzig und allein darauf, sie durch neue Thatsachen in's Unendliche zu multipliciren. Wie früher einige lebendige und bedeutsame Anschauungen sich in ein System, so setzen sich nun die fixen Vorstellungen des Systems in scheinbare Erklärungen aller möglichen Phänomene um. Der Weg von dem Aperçu zum begrifflichen Ausdruck ist so verschwindend kurz wie der von der metaphysischen Formel zu beliebigen Einzelheiten der Erfahrung, wie sie unserem Philosophen in dem Bezirk seiner Anschauung, seines Lebens, seiner Studien, seiner Lectüre aufstoßen. „Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers seit ihrem Auftreten durch die em-

piriſchen Wiſſenſchaften erhalten hat," ſo bezeichnet er auf dem Titel den Zweck und Inhalt ſeiner Schrift „Ueber den Willen in der Natur." Einen ſchlimmeren Dienſt hätte er ſeiner Sache nicht wohl leiſten können. Wenn das die Beſtätigungen waren, die er in einem Zeitraum von achtzehn Jahren für ſeine Lehre hatte aufbringen können, — nun, ſo bedeutete Beſtätigung jedenfalls etwas Anderes als Beweis. Wo irgend ein Naturforſcher, ein Philoſoph oder wo die Sprache ſelbſt eine Metapher braucht, welche vom Willen hergenommen iſt, da gilt ihm das als eine „Beſtätigung" ſeiner Lehre. So hier und ſo in allen folgenden Ergänzungs- und Erläuterungsſchriften. Seine Art zu beweiſen iſt das genaue Gegenſtück zu ſeiner ſchimpfenden Art des Widerlegens. Wahllos rafft er dieſe vermeintlichen Beweiſe nach der ganzen Zufälligkeit ſeiner Lectüre auf; welchen Maaßſtab er auch ſonſt an die Geiſter lege: als Zeuge für ſeine Behauptungen iſt ihm Lucian ſo viel werth wie der Prophet Jeremias, und ohne Unterſchied brandſchatzt er die Werke der Klaſſiker wie die vermiſchten Nachrichten der Zeitungen. Auch darin, wer wollte es leugnen, bekundet ſich eine trotzige Kraft. Es iſt das Analogon der echten ſyſtembildenden Kraft, der Kraft, welche die Fäden eines weit ausgeſponnenen Ideengewebes durch die innere Macht der Idee zuſammenhält. In bewunderungswürdigem Grade beſitzt er das Talent, Alles eigenſinnig auf Einen oder zwei Geſichtspunkte zu beziehen, die ganze Welt, gut oder übel, durch einige wenige fixe Vorſtellungen zuſammenzuhalten.

Doch wir irren, wenn wir ſagten, daß ſeine Lehre in dieſen ſpäteren Jahren keinerlei Fortbildung mehr erfahren habe. Erfuhr doch ſeine ganze Art zu ſein, ſein perſönlicher Charakter jene traurige Art der Veränderung, die eine nothwendige Folge der zunehmenden Iſolirung und der zunehmenden Jahre war. Der Schatten in dieſem ſchattenreichen Gemälde dunkelte nach, tiefer und tiefer fraßen ſich die ſittlichen Schäden in das Mark ſeines Lebens ein, und die Züge, die in der Jugend häßlich erſchienen, erſcheinen häßlicher im Alter. Es widerſteht uns, das ganze Bild des Mannes und ſeiner perſönlichen Exiſtenz, wie Gwinner und Frauenſtädt uns daſſelbe vorgeführt haben, wiederholend auszumalen. Alles in Allem genommen iſt es das Bild eines koloſſalen Egoiſten. In dem kraft- und lebensvollen Naturell, das dieſem Egoismus zur Unterlage und Stütze diente, hatte ſich in jüngeren Tagen auch eine entgegenſtrebende Kraft geregt. Das „beſſere Bewußtſein," von dem er redete, war ohne Zweifel in ihm ſelbſt eine Wahrheit geweſen; die Sehnſucht hatte ihn ernſtlich bewegt, über das Gemeine, das uns Alle und ihn mit den ſtärkſten Feſſeln bändigte, hinauszuſtreben; jene Theorie von der Heiligkeit, als einem Analogon der Genialität, hätte nicht aufgeſtellt werden können, wenn

der Begriff unbedingter sittlicher Reinheit nicht zeitweise als lebendige Empfindung in ihm gegenwärtig gewesen wäre. Aber seit all' diese Regungen in der Reflexionsform starr geworden, seit sie in ein System hinübergerettet worden, verdrängte das Bewußtsein, zum mindesten doch und auf alle Fälle ein Genie zu sein, die lebendige Wahrheit jenes echten besseren Bewußtseins. Allmählich mußte der Trost genügen, daß er zwar nicht selbst ein Heiliger sei, aber doch gelehrt habe, was ein Heiliger sei, und nur in gelegentlichen Seufzern, daß die Gnade der Heiligung ihm nicht zu Theil geworden, mochte sich das „bessere Bewußtsein" noch zu Zeiten melden. Im Ganzen blieb für seine Praxis und seine persönliche Existenz nur noch der Bodensatz davon übrig. Die Praxis des Genies ist nur noch der Cultus seiner selbst. Die Menschenliebe ist das Fundament seiner Ethik, — ihm selbst ist es bequemer, die Menschen zu verachten und sein Mitleid, seine fürsorgende Zärtlichkeit den Thieren zuzuwenden. Er trägt theoretisch die abstracteste Geringschätzung des gewöhnlichen Treibens der Menschen zur Schau — in praxi ist er auf's Aengstlichste um die Mittel für seine eigene Subsistenz bedacht, zeigt er sich als den sparsamsten, ja knickrigsten Hauswirth. Es geschieht ja im Dienste der Wahrheit, daß er für die Erhaltung seines Lebens und seiner Unabhängigkeit hypochondrisch besorgt ist! Eben dieser Wahrheit zu Liebe schont er kein noch so geheiligtes Vorurtheil, keinen noch so geachteten Namen — es sei denn, daß seine grenzenlose Feigheit ihn Vorsicht und Schweigen lehre! Was kümmern ihn die Welthändel, was die Interessen anderer Menschen — seine Person, seine Philosophie und sein Pudel, das sind die allein wichtigen Dinge, um die sich seine Gedanken drehen. Im Hintergrunde zwar macht sich unvertilgbar immer wieder der Zwiespalt seiner Natur geltend, die Qual seiner Angst, seiner Feigheit, seines Argwohns, seines Neides, seiner sonstigen Leidenschaften: aber immer wieder wird auch sein Selbstgefühl zu dem Polster, auf dem er sich behaglich einrichtet. Sein Genialitätsbewußtsein nimmt die Gestalt des raffinirtesten Epikuräismus an. Auch im Selbstgenuß seines Geistes ist er ein ausgebildeter Gourmand: nur die ersten zwei oder drei Morgenstunden werden der Arbeit und dem Nachdenken gewidmet; nur gleichsam den ersten Aufguß seines Gehirns verbraucht er für seine schriftstellerische Thätigkeit.

Dieser abwärtsgehenden Entwicklung seines Charakters entspricht nun in der That eine Art von Fortbildung auch seiner Lehre. Er hatte früher die großen Grundzüge seines Wesens in Metaphysik übersetzt: er übersetzt in diesen späteren Jahren, immer mittelst desselben „Kniffes," mehr und mehr auch das völlig Particulare, das Zufällige, das Gemeine seiner Persönlichkeit in Theorie. Wir sagen absichtlich: in Theorie, nicht in

Metaphysik. Diese letztere bildet nur noch den allgemeinen Rahmen, in den irgendwie Alles eingefügt wird, die wenigen Grundgedanken derselben werden wie einmal eingeschlagene Nägel benutzt, um einen mannichfaltigen Hausrath, brauchbaren und unbrauchbaren, daran aufzuhängen. Niemals sind so wenige Ideen durch eine solche Fülle von Einfällen variirt worden; fast immer aber lassen sich diese, wie jene, auf die individuellsten Empfindungen oder auf gewisse „Grundkrümmen" seines Charakters zurückführen. Die Toleranz, mit der er sich über die Lüge ausläßt, klingt verwunderlich im Munde dessen, der so pathetisch von seiner Mission für die Wahrheit spricht, aber mit unwillkürlicher Aufrichtigkeit läßt er uns sehen, daß er eine Tugend unmöglich so hoch stellen kann, die nur mit Furchtlosigkeit und Verachtung von Gefahr zusammenbesteht. In dem Capitel des zweiten Bandes seines Hauptwerks, das er „Metaphysik der Geschlechtsliebe" überschrieben hat, thun wir einen tiefen Blick in die Physiologie seines inneren Menschen. So werden seine körperlichen Erfahrungen, so werden nach und nach alle seine Sympathien und Antipathien zu Ergänzungscapiteln seiner Philosophie. Sein alter Mysticismus hat einen starken Zusatz von Leicht- und Abergläubigkeit bekommen: da widmet er denn einige jener kostbaren Morgenstunden der Aufgabe, uns eine Theorie der Geistererscheinungen zu geben. Von allen Liebesabenteuern ist dem alten Junggesellen nur eine schnöde Mißachtung des schwächeren Geschlechts übrig geblieben: er münzt sie zu einer eigenen Abhandlung über die Weiber und zu anderen Excursen in Mephisto's Manier aus. Und so geht es fort von der Theorie der Erblichkeit der Eigenschaften bis zu den mannichfach variirten Aeußerungen seines cynischen Judenhasses, von den Maximen seiner praktischen Lebensweisheit bis zu jenen schrullenhaften Behauptungen über die Schlafbedürftigkeit des Genies und über die Empfindlichkeit desselben gegen Lärm und Geräusch, bis zu den Wuthausbrüchen gegen die „Infamie," griechische und lateinische Schriftsteller mit deutschen Noten herauszugeben, oder gegen die „niederträchtige Buchstabenknickerei," die den Stil heutiger deutscher Schriftsteller entstelle. Es ist klar, daß alle diese Expectorationen ohne jegliches wissenschaftliche Interesse sind, aber das Charakteristische ist, daß Schopenhauer selbst dergleichen zu den „Perlen" seiner Philosophie rechnet, daß er mit derselben Ereiferung und demselben Anspruch auf unumstößliche Wahrheit uns seine Marotten und Idiosynkrasien vorträgt wie seine Lehre vom Verhältniß des Willens zum Intellect. Vollkommen in der Ordnung; denn in gewissem Sinn ist auch diese Lehre ein bloßer Einfall und eine Marotte, und der Unterschied nur der, daß wir jetzt die Hefen, vorher die trinkbare Flüssigkeit vorgesetzt bekamen. Auch äußerlich, natürlich,

trägt seine eigensinnige Absperrung und seine Müßiggängerei die Schuld, daß er auch diese Hefen ausschenkt. Er ist wohl noch in einer übleren Lage als jene Philosophieprofessoren, die außer ihren Büchern auch noch ihre Vorlesungen drucken lassen. Wir kennen kaum einen so lästigen Wiederholer, als Schopenhauer in seinen Altersschriften ist. Das macht: der einzige Mensch, den er seines Umgangs würdig erachtet, ist der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung." Was Andere leichthin im Gespräche fallen lassen, die momentansten Einfälle, die flüchtigsten Stimmungsurtheile — er befestigt sie auf dem Papier und weiht sie der Unsterblichkeit.

Diese Unsterblichkeit ist sein Traum bei Tag und bei Nacht. Die Unsterblichkeit seiner Philosophie aber ist ihm identisch mit der Unsterblichkeit seines Namens. In der Ruhmsucht, an der er krankt, kömmt noch einmal das Subjectiv-Persönliche seines Werks zum Vorschein. In diesem Werke liebt und sieht am Ende er selber nur sich selber, und es ist ihm wichtiger, daß seine Person, als daß seine Philosophie gelte und durchdringe. Auch den Ruhm macht er wieder eigens zu einem Gegenstande der Reflexion. Das ist mehr als Eitelkeit, das ist eine ganz besondere verzehrende Leidenschaft, wie sie wohl in gewissen Epochen der Geschichte epidemisch aufgetreten ist. Hier vor Allem haben die Frauenstädt'schen Memorabilien den Vorhang geöffnet; sie zeigen den von der Welt Zurückgezogenen in fieberhafter Sorge und Aufregung um öffentliche Anerkennung. Alle seine Vornehmheit, alle seine Verachtung der Literatur des Tages wird verschlungen von dem Eifer, sich um jeden Preis zum berühmten Manne zu machen. Es wird zu einem seiner wichtigsten Geschäfte, allen Urtheilen, die über ihn laut werden, nachzuspüren. Darauf hin durchstöbert er alle neu erscheinenden Bücher und Zeitschriften, zu diesem Zweck organisirt er ein förmliches System der Spionage und der Propaganda. Er, dem Hegel eine „Ministercreatur" ist, er, der die Philosophieprofessoren beschuldigt, daß sie ein förmliches Complot geschmiedet, ihn todtzuschweigen und sich emporzubringen, er scheut sich nicht, mit allen, mit den kleinlichsten und gemeinsten Mitteln für sich selbst zu agitiren, er überwindet sich zu einer lästigen, fortgesetzten Correspondenz, zu herablassender Gemeinschaft mit denen, die, voll Bewunderung vor seiner Größe und voll Duldsamkeit gegen seine Grobheit, sich dazu hergeben, ihn auszuposaunen. Es erscheint uns als ein schweres Strafgericht, welches über ihn kömmt, daß er in der Hölle dieser kleinen Betriebsamkeit schwitzen muß, nachdem er sich zu gut dazu gehalten, die legitimen, die in der Sache selbst gelegenen Mittel zur Verbreitung und für den Sieg seiner Lehre anzuwenden. Der unglückliche Mann, wie er uns in den Briefen an seinen lieben Getreuen, an seinen Erzevangelisten entgegentritt, erinnert

an jene spanischen Hidalgos, die mit Manschetten und Degen auf den Straßen einherstolzirten, während ihre Diener in den Klöstern für sie betteln gingen. Bei seinen Lebzeiten begann die Buße: sie wurde vollständig nach seinem Tode durch die Prostituirung seitens seiner Lobredner und Vertheidiger.

7.

Ueberlassen wir diese Apologeten sich selbst und ihrer eigenen Uneinigkeit. Es gab einige Aussicht, den Mann zu retten, so lange die Anklage in erster Linie auf den Widerspruch ging, der zwischen dem Leben und der Lehre Schopenhauer's, zwischen seinem praktischen Epikuräismus und seiner Theorie von der Heiligkeit bestehe. Dieser Widerspruch jedoch ist nicht größer als der, welcher die verschiedenen Theile und Sätze der Lehre selbst in Spannung setzt und ist kein anderer als der, welchen uns so manche Erscheinung auf religiösem Gebiet, jene, namentlich in orientalischen Culten so gewöhnliche Mischung greller Sinnlichkeit und überspannter Askese zur Anschauung bringen kann. Wir kehren die Anklage um. Das, was das Geschäft der Vertheidigung zu einem verzweifelten macht, ist gerade die Uebereinstimmung zwischen dem Philosophen und dem Menschen. Beide stehen und fallen miteinander, wie sie wechselsweise einander erläutern. Verdeutlichen mochte diesen Zusammenhang die Memorabilienliteratur, aber auch ohne diese kann es doch nur der oberflächlichsten Betrachtung entgehen, daß z. B. die Theorie von der absoluten Entsagung gerade so das punctum caecum der Philosophie Schopenhauer's ist, wie sie das punctum caecum seines Charakters ist. Die besten Memoiren hat er selbst in seinen Werken geschrieben, und selten hat ein Mensch, am seltensten ein Philosoph, mit all' seinen Schwächen und Fehlern, wir wollen sagen mit seinem Guten und seinem Schlimmen, sich so blosgegeben wie dieser in den Geschichten, die er von dem Wesen und Zusammenhang der Welt erzählt. Diese Weltanschauung steht statt einer Lebens- und Seelengeschichte da: sie leistet nahezu dasselbe, was etwa die Selbstbiographie des Cardanus oder die Confessionen Rousseau's.

Was demnach von dieser Philosophie übrig bleibt?

Doch wohl nur dasjenige, worin sie dem Geiste, dem guten Geiste unserer Zeit und unseres Volkes wahlverwandt ist, und das, Gottlob, ist wenig, sehr wenig. Wir nannten eben den Cardanus. Zuweilen, in der That, haben wir uns des Einfalls nicht erwehren können, als ob die Seele dieses oder eines andern der abenteuerlichen Denker aus dem Zeitalter der Wiedergeburt der Wissenschaften in den Sohn der Johanna

Schopenhauer, den Zeitgenossen Göthe's und Kant's gefahren sei: so sehr erinnert sein Charakter an den jener heißblütigen Italiäner, sein System an die bunte Gedankenmischung, an die Naturbegeisterung, an den sensualistischen Mysticismus, an das selbstbewußte juxta propria principia der Vorläufer Baco's. Wenn freilich nach drei Jahrhunderten einer dieser abgeschiedenen Geister den Schauplatz der Erde wieder betreten hätte, so müßte ihm wohl die heutige Gestalt der Welt befremdlich vorkommen. Er fände sich inmitten einer reichen, vom Verstande beherrschten Bildung, er sähe sich hier durch die Schranken der Sitte, der Zucht, der Ordnung in's Enge getrieben, dort wieder durch eine allgemeine, unbestrittene Freiheit zu nicht geringer Verlegenheit in's Weite gewiesen. Er würde, dünkt uns, zunächst in vollen Zügen an dem Geiste moderner Selbsterkenntniß sich berauschen, — um schließlich verstimmt sich zurückzuziehen und unter leidenschaftlichen Beschuldigungen gegen die Welt, die zu ihm nicht paßt, sich über die eigene Unzulänglichkeit durch unbedingte Entsagung zu täuschen. In dem gleichen Falle ist Schopenhauer — ein Revenant wie die Romantik überhaupt. Vielleicht am ehesten im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hätte eine Lehre wie die seinige Anerkennung finden, sie hätte zum philosophischen Glaubensbekenntniß der damaligen genießsüchtigen Jugend werden können; ist doch offenbar etwas von jener Stimmung in ihr, die sich in den Faustdichtungen jener Literaturperiode, in dem Naturcultus, in dem starkgeistigen und doch vor der Pflicht des Lebens nicht Stand haltenden Selbstgefühl, in dem „Sturm und Drang" der Progonen der Romantik regte. Ihr Streben, sich heutigen Tages gewaltsam in den Besitz der Herrschaft zu setzen, scheitert unsausbleiblich. Man kann einen neu begründeten Thron nur befestigen mittelst zeitgemäßer Institutionen, durch organisatorisches Talent. Die Schopenhauer'sche Philosophie weiß sich nur im Allgemeinen auf das „metaphysische Bedürfniß," auf den kritischen Zustand von Religion und Speculation zu berufen: die Wissenschaft hat sie nicht zu organisiren, sondern nur zu desorganisiren verstanden. Sie hat, von einzelnen flüchtigen Anregungen abgesehen, keine Spur eines Einflusses auf das Wachsthum der Wissenschaften zurückgelassen; sie ist so unfruchtbar wie alle Zwitterspecies, sie verhält sich auch in dieser Beziehung zu der Kant'schen Philosophie wie die gefüllte Blüthe zu der einfachen. Die Hauptschwierigkeit jeder Tyrannis besteht bekanntlich darin, sie erblich zu machen. Wie ließe sich wohl die persönliche Virtuosität, welche diese Gedanken zusammengebracht, die paradoxe Genialität, auf die sie gestellt sind, wie ließe sich diese ganz individuell motivirte Weltanschauung forterben? Jedes Reich kann sich nur erhalten, wenn es sich weiter bildet. Dieses ist nach der Meinung seines Gründers unver-

beſſerlich. Ausdrücklich betont er die Unveränderlichkeit ſeiner Lehre. Seine Werke ſollen kanoniſches Anſehen haben und keine Sylbe ſoll an ihnen geändert werden. Wiederholt ſchärft er ſeinem Evangeliſten ein, daß er ſich „rein halten," daß er „nicht fackeln und irrlichterliren" ſolle und weiß ihm keinen beſſeren Rath zu geben, als den, „durch periodiſches Wiederleſen aller ſeiner Schriften ſich ſtets den ganzen Complex des Syſtems gegenwärtig zu erhalten." Der Fürſt, der ſeinen Kammerdiener adoptirte, um ihn zu ſeinem Nachfolger zu erklären, würde ebenſo weiſe für den Fortbeſtand ſeines Reiches ſorgen. Und offen liegt nun bereits zu Tage, wie die Theophraſte und Metrodore die doctrinelle mitſammt der literariſchen Erbſchaft dieſes Ariſtoteles zu verwalten verſtanden haben. Daß jeder Verſuch einer Entwickelung dieſes Syſtems ſeiner Zerſtörung gleichkömmt, davon mag man ſich beiſpielsweiſe durch die Anwendung überzeugen, welche Herr Lindner von demſelben auf die Theorie der Tonkunſt gemacht hat; — einiger confuſer Myſticismus, etwas von der mißvergnügten Laune und ein paar aus der Metaphyſik des Meiſters niedergeſchlagene Bruchſtücke empiriſcher Pſychologie, das iſt Alles, was von dem Syſtem übrig bleibt. Es hat allezeit religiöſe Fanatiker gegeben, denen es trotz oder wegen der Abenteuerlichkeit ihrer Predigt geglückt iſt, ſich zu Sektenſtiftern aufzuwerfen. Gewiſſe ſittliche und Gemüthskrankheiten, an denen es in Zeiten voll hochgeſteigerter und doch noch unfertiger Bildung niemals fehlen kann, werden ſich durch die Sätze einer ſolchen Lehre angezogen fühlen, wenn es einem energiſchen Individuum gelungen iſt, für ſie einen entſprechenden, vielleicht einen geiſtvollen und hinreißenden Ausdruck zu finden. Nicht anders iſt es mit der Schopenhauer'ſchen Philoſophie. Sie giebt ſich ſelbſt die Bedeutung einer Religion, wie ſie denn an allem Ende ihre Blößen mit der Berufung auf Chriſtliches und vor Allem auf „unſere allerheiligſte Religion," das will ſagen auf den Buddhismus zudeckt. Wen nun beſchliche nicht zuweilen, in ſchlechten Stunden, etwas von jener peſſimiſtiſchen und quietiſtiſchen Stimmung, von jener Weltverbitterung und Weltmüdigkeit, welche Schopenhauer mit ſo glänzender Beredſamkeit entfaltet? Derjenige, in dem dieſe Stimmung habituell wäre, wenn er nun bei unſerem Schriftſteller fände, daß ſie dennoch mit einiger Poeſie ſich verſetzen laſſe, ja, durch einen gewiſſen Idealismus eine Wendung zum Poſitiven bekommen könne, ein Solcher wäre offenbar reif für die Philoſophie dieſes Mannes, und doppelt wird er es ſein, wenn ſtrenges wiſſenſchaftliches Denken nicht ſeine Sache iſt, wenn er ſich vielleicht an der Dürre und Künſtlichkeit anderer Syſteme ermüdet hat, wenn er endlich gar von dem Genialitätstick beſeſſen iſt oder Luſt hat, mit Methode den Sonderling zu ſpielen. Es muß auch ſolche Käuze geben. Für ſie iſt

die Schopenhauer'sche Philosophie eine Delicatesse, und unter der Gemeinde dieser wunderlichen Heiligen wird sie ohne Zweifel noch eine Weile fortfahren, Mode zu sein.

Man beruft sich, um ihr höhere Ansprüche zu sichern, auf den starken Accent, den sie auf das Moment der Anschauung lege, auf das Verdienst, das sie sich durch die erneute Hervorhebung und Popularisirung der Kant'schen Gedanken erworben habe, auf die sinnreiche Weise, in der sie den Materialismus der Naturwissenschaften unschädlich mache, ja, ihn in den Dienst des Idealismus herumwende. Sie trifft, es ist wahr, in allen diesen Punkten mit sehr reellen wissenschaftlichen Bedürfnissen der Gegenwart zusammen. Allein etwas Anderes ist der pädagogische und etwas Anderes der wissenschaftliche Werth eines philosophischen Systems. Wir begreifen sehr wohl, daß die natürliche Reaction gegen den Scholasticismus insbesondere des letzten der großen nachkantschen Systeme sich gerade durch die undisciplinirte Geistreichigkeit lebhaft angesprochen fühlen konnte. Glückauf, wenn irgend wer allererst durch die Schopenhauer'sche Lehre inne ward, daß Anschauung und Begriff, Physik und Metaphysik doch noch einer anderen und durchgreifenderen Vermittelung oder Auseinandersetzung bedürfen als jener, die sie in der Hegel'schen Dialektik gefunden haben! Glücklich ebenso derjenige, der durch diesen corrumpirten Kantianismus auf ein ernstes Studium des echten Kant hingeführt wird, des echten Kant, dessen Größe sich eben auch darin bewährt, daß sie noch durch die dicksten Nebel der Romantik hindurchleuchtet! Daß Schopenhauer die damit angedeuteten Bedürfnisse zwar wohl aufregen mochte, aber nimmer sie zu befriedigen im Stande ist, dafür nehmen wir den letzten durchschlagenden Grund aus seinem eigenen Munde. Er selbst giebt uns den Maaßstab für den Werth seiner Lehre in die Hand. Mit Recht sucht er, treu der alten Kant'schen und Fichte'schen Tradition, die Wurzeln aller Metaphysik im Ethischen. Daß der Sinn und Zweck des Lebens kein intellectueller, sondern ein moralischer, daß die letzte Spitze, in welche die Bedeutung des Daseins überhaupt ausläuft, das Ethische sei, diese Sätze unterschreiben wir durchaus — und diese Sätze sind zugleich das Todesurtheil einer Lehre, welche die Wurzeln der Ethik in's Nichts verlegt, welche das Ziel aller Weisheit in der Ertödtung des Willens, in der Flucht aus dem handelnden Leben und der Wirklichkeit sucht. Eine solche Doctrin vernichtet alle echte Sittlichkeit, indem sie den Kampf gegen den eigenen Leib zur einzigen Aufgabe des sittlichen Strebens macht. Sie stempelt die Tugend zu einer Sache der Gnade und führt also auch auf diesem Gebiete ein Privilegium, ähnlich dem der Genialität ein. Sie hebt die Bedeutung der Geschichte und des geschichtlichen Fortschritts auf;

an eben dem Punkte, wo sie durch die Liebe den Einzelnen mit der Gesammtheit verknüpfen will, schneidet sie dieses Band durch die Askese wieder durch; sie bricht aller Begeisterung, aller Lust und Liebe das Herz aus, — sie löst nicht, sondern sie zerhaut den Knoten des Daseins. Diese Doctrin daher können wir nicht brauchen; wir protestiren gegen sie im Namen der Humanität, im Namen all' der Bildung, die eine tausendjährige Entwickelung zum Erbtheil unseres Geschlechtes gemacht hat. Mag sie ihre Anhänger da suchen, wo nach ihrer Einbildung der Ursitz aller Weisheit war, fern im Osten, unter jenem früh gebrochenen Volk, wo unter der sengenden Gluth eines wolkenlosen Himmels, unter dem Druck eines ertödtenden Despotismus die Kräfte der strebenden Freiheit in Schlummer sanken, in einen Schlummer, den nur die wüsten Träume der Phantasie und die Krämpfe des immer noch zuckenden Lebens unterbrachen. Zu deutlich verräth sie sich als eine Nachgeburt aus derjenigen Periode unseres nationalen Daseins, wo auch wir, von den Pflichten und Sorgen, von dem Ehr- und Rechtsgefühl öffentlicher Thätigkeit ausgeschlossen, einzig auf die Pflege des intellectuellen und ästhetischen Lebens angewiesen waren, aus der Periode, wo auch Göthe nach der Lehre des Spinoza seinen Geist gewöhnen wollte, Alles sub specie aeternitatis zu betrachten. Wir verdanken dieser Zeit einiges von dem Köstlichsten, was wir geistig überhaupt besitzen: der Schopenhauer'schen Philosophie war es vorbehalten, den Grundschaden dieser Periode in eine abstracte, und darum grelle und übertreibende Formel zu bringen. Ihre Ethik ist die Quintessenz des Vergänglichsten unserer damaligen Existenzweise, die Fixirung des Geistes, dem wir seit dem Wiedererwachen unseres nationalen Bewußtseins ein für allemal abgeschworen haben, den wir in den Kämpfen der Gegenwart von Tage zu Tage gründlicher abthun lernen. Wir streben in Folge dessen nach Versöhnung überstiegener idealistischer Forderungen und harter praktischer Nothwendigkeiten, wir fangen an, uns des Gefühls der Gesundheit zu erfreuen, das aus dem Gleichgewicht zwischen den sich in die Ewigkeit erstreckenden Ansprüchen individueller Vervollkommnung und der Hingebung an die Pflichten und Ordnungen des sittlichen Gemeinlebens entspringt. Das abschreckende Bild der Krankheit mag uns aus einer Ethik entgegentreten, welche uns nur die Wahl läßt zwischem dem Uebergange in's Nichts und der Qual der „Bejahung des Willens zum Leben," welche das Leben einer Kreisbahn aus glühenden Kohlen vergleicht, mit einigen kühlen Stellen, die wir unabläßig zu durchlaufen oder aus der wir mit Eins herauszutreten hätten. Die Unverträglichkeit von Ideal und Wirklichkeit, die Zerrissenheit des sittlichen Bewußtseins ist nie in genialerer Weise, nie in groteskerer Verzerrung gezeichnet worden. Einen weiteren

Wink aber über den Ursprung dieser Krankheit mag uns das politische Glaubensbekenntniß unseres Philosophen geben. Hier vor Allem blickt jener traurige Gegensatz, in dem unsere ganze Nation ehedem befangen war, deutlich hindurch: ein Schwelgen in abgezogenen Ideen, eine ideenlose Wirklichkeit, eine begeisterungslose Praxis. Dem entsprechend ist das ethische Ideal Schopenhauer's jener Zustand übermenschlicher und inhaltsloser Heiligkeit, sein staatliches Ideal die vollkommenste und klügste Gewaltherrschaft, die durch Zwang das von Natur herrschende Unrecht verhindert und der Schlechtigkeit, dem Eigennutz und der Bosheit der Menschen einen Zaum anlegt. In diese Staatslehre wie überhaupt in seine Lebenslehre lagert sich all' jene überschüssige realistische Kraft und jener nüchterne Verstand ab, die auch unserem Volke, wenn auch ohne ersprießliche Verwerthung, neben allem Spiritualismus, allem speculativen und poetischen Treiben niemals ganz abhanden gekommen ist. In einem ähnlichen Gegensatz bewegt sich die Ethik des Spinoza zu seiner Politik; er formulirt in jener die Weltanschauung des unglücklichen, selbstlos in der Substanz des Weltgeistes untergegangenen Volkes, dem er durch Geburt angehörte: er findet sich in dieser wider Willen mit dem praktischen und thatenfrohen Sinn des jugendlichen Gemeinwesens ab, an dessen jüngst eroberter Freiheit und bürgerlicher Ordnung auch ihm theilzunehmen vergönnt war. Wir werden gemahnt, daß dasselbe Jahrhundert, in welcher die Cardanus und Bruno ihre Speculationen über die Natur und das All ersannen, auch die Zeit war, in welcher Machiavelli sein famoses Buch vom Fürsten schrieb.

Kein Zweifel: für die neue Form des Lebens, die wir uns zu gründen begonnen haben, wird früher oder später, wenn die Umbildung der sie begleitenden und bedingenden sittlichen Anschauungsweise erst weiter gediehen sein wird, auch die deutsche Philosophie wieder einen neuen wissenschaftlichen Ausdruck finden. Es handelt sich, gegenüber dem einseitigen Moralismus der früheren und dem nach dem Aesthetischen gravitirenden Princip der späteren deutschen Systeme, um eine ausgleichende mittlere Formel, um eine Fassung des Wirklichen, die den ideellen Gehalt desselben hier als ein Seiendes, dort als ein Sollen zu begreifen im Stande ist. Die Fortschritte der einzelnen Wissenschaften zwingen unaufhörlich zu neuen, die individuellen Stoffe bewältigenden, ihrer Natur nachgehenden Methoden, und so geht am Ende aus dem, was uns die Dinge lehren und dem, was dabei durch geistige Anticipation geleistet wird, ein neuer Gesammtaufschluß über den Sinn alles Seins und Lebens hervor. Da ist denn nun nichts bedeutsamer als die parallele Entwickelung, deren sich in den Tagen, in denen wir leben, mit der Naturwissenschaft die Geschichtswissenschaft erfreut. Hier liegt die Bürgschaft, daß es gelingen

werde, dem Materialismus, auf den die Naturwissenschaften hinzuführen scheinen, das Geständniß seiner Unwahrheit und Unzulänglichkeit abzudringen. Die Geschichte ist die zurückgebliebene, aber eben jetzt jugendlich vorwärtsstrebende Wissenschaft, und darum wird Niemand die wissenschaftlichen wie die sittlichen Probleme der Gegenwart zu einer philosophischen Formel verknüpfen können, der nicht dem Werth und Sinn der Geschichte gerecht wird. Wenn durch alles Bisherige der Beweis noch nicht ausreichend geführt wäre, daß die Schopenhauer'sche Lehre ein Gast ist, den wir nicht beherbergen können, ein fremder Blutstropfen in dem Körper dieser Zeit, — die totale Verkennung des Historischen, die Mißachtung, welche die historische Wissenschaft bei ihm erfährt, würde diesen Beweis vollenden. Diese Wissenschaft gilt ihm als das gerade Widerspiel der Philosophie, da sie es lediglich mit dem Einzelnen zu thun habe. Gegen die Geschichte selbst drückt er überall die entschiedenste Abneigung aus, und diese Abneigung ist das eigentlich Constante in den mannichfachen Mißurtheilen, die er, nicht ohne Widersprüche im Einzelnen und mit der ihm eigenen Heftigkeit, über sie fällt. Immer, natürlich, ist der Kern der, daß die Geschichte der eigenthümliche Schauplatz der Bejahung des Willens zum Leben, daß sie ihrem innersten Wesen nach „lügenhaft" ist, ein trügerischer Schein in der Nichtigkeit der Zeit. Er erblickt von der Höhe seiner melancholischen Ethik in den Thaten und Leiden unseres Geschlechts lediglich einen „langen, schweren und verworrenen Traum." Im Sinn seines Pessimismus wendet er das Wort, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei. Jetzt vergleicht er sie mit den wechselnden und doch immer dasselbe darbietenden Configurationen des Kaleidoskops, jetzt mit den Dramen des Gozzi, in denen zwar die Motive und Begebenheiten immer andere, die Personen, die Absichten, die Schicksale, der Geist der Begebenheiten immer derselbe sei. Er würdigt nur herab, wofür er selbst ohne jedes Organ ist. Sein völliger Mangel an historischem Sinn verräth sich zur Genüge, wenn er z. B. Kant, Plato und die Bedenlehre als sich deckende Größen behandelt, wenn er das Weltentsagende in der christlichen Ethik, statt es aus der historischen Stellung seines Stifters und seiner ersten Bekenner zu begreifen, aus indischen Quellen ableitet, und im Ernste hoffen kann, daß die Zeit herangerückt sei, wo unsere ganze occidentalische Cultur von der höheren Weisheit des Orients könne verschlungen werden, wo, nach langer Verirrung, „die aus Asien stammenden Völker Japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimath wieder erhalten werden!"

Und so: welchen Maaßstab wir immer anlegen mögen, den logischen, den ethischen, den des wissenschaftlichen oder den des praktischen Bedürfnis-

ſes, — die Ergebniſſe aller dieſer Meſſungen ſtimmen in derſelben Summe zuſammen. Wir können die Sätze dieſer Philoſophie nicht unter ſich zuſammenreimen; unſer ſittliches Gefühl ſträubt ſich mit allen Faſern gegen ſie; für den Fortſchritt der Wiſſenſchaften erwarten wir kein Heil, für unſer nationales Leben könnten wir nur Hemmung und Gefährdung von ihr erwarten. Mit dem Philoſophen Schopenhauer geben wir den Menſchen, mit dem Menſchen den Philoſophen preis. —

Es giebt nichts deſto weniger eine Rehabilitation für ihn; es giebt einen Grund, der das Aufſehn rechtfertigt, das er in ſo hohem Grade erregt hat.

Wir denken dieſem Manne weder nachzuleben noch nachzuphiloſophiren, aber wir denken nach wie vor ſeine Schriften mit aufrichtiger Bewunderung und mit wahrem, wenn auch nicht ungemiſchtem Vergnügen zu leſen. Denn was er immer ſonſt ſei — er iſt ein eminenter Schriftſteller.

Iſt Byron darum weniger ein großer Dichter, weil ſeine Lebens- und Weltanſchauung uns ungefähr ebenſo abnorm und verwerflich erſcheint, wie die unſeres philoſophiſchen Autors? Es iſt vielleicht nicht ganz ſo leicht, aber es ſteht uns ohne Zweifel frei, auch bei dem Letzteren davon abzuſehen, daß er uns die wahre, die einzig berechtigte Philoſophie mittheilen will. Jedenfalls iſt es ſeine Philoſophie, und dieſe trägt er wie ein geiſtreicher und geſcheuter Mann, er trägt ſie überdies wie ein überzeugter vor. Da iſt kein Satz, bei dem wir nicht den Eindruck hätten, daß eine kräftige, eigenartige Perſönlichkeit, gleichviel ob gut oder böſe, anziehend oder abſtoßend, ſich darſtelle. Es giebt einzelne, auch ſtiliſtiſch wahrhaft glänzende, einige in hohem Maaße ſchwungvolle Stellen in ſeinen Werken, Stellen wie jener unvergleichliche Schluß der kleinen Schrift über das Sehen, in der ſich das gehobenſte Selbſtbewußtſein, gedämpft durch die edelſte Faſſung ausſpricht. Wäre dieſe Faſſung dem ungeſtümen Manne nicht allzu ſchwer geweſen, wäre ſie ihm nicht mehr und mehr abhanden gekommen, ſo würden wir ſolcher Stellen mehr zu bewundern, wir würden einen wirklich klaſſiſchen Schriftſteller vor uns haben. Nicht dieſe Stellen jedoch geben ſeiner Darſtellungsweiſe ihren charakteriſtiſchen Reiz, und mit der Muſtergültigkeit ſeines Stils verhält es ſich nicht anders als mit der Allgemeingültigkeit ſeiner Lehre. Der Ausdruck der Großheit, der Würde und Feierlichkeit iſt ihm nicht natürlich; gerade hier und nur hier iſt er nicht ohne Affectation. Noch entſchiedener fehlen ihm die Töne für das Zarte und Anmuthige. Es mißlingen ihm alle diejenigen Formen, welche kühle Selbſtbeherrſchung und Freiheit des Geiſtes vorausſetzen. Er ſcheitert kläglich, er verfällt in's Plumpe, ſo oft er iro-

werde, dem Materialismus, auf den die Naturwissenschaften hinzuführen scheinen, das Geständniß seiner Unwahrheit und Unzulänglichkeit abzudringen. Die Geschichte ist die zurückgebliebene, aber eben jetzt jugendlich vorwärtsstrebende Wissenschaft, und darum wird Niemand die wissenschaftlichen wie die sittlichen Probleme der Gegenwart zu einer philosophischen Formel verknüpfen können, der nicht dem Werth und Sinn der Geschichte gerecht wird. Wenn durch alles Bisherige der Beweis noch nicht ausreichend geführt wäre, daß die Schopenhauer'sche Lehre ein Gast ist, den wir nicht beherbergen können, ein fremder Blutstropfen in dem Körper dieser Zeit, — die totale Verkennung des Historischen, die Mißachtung, welche die historische Wissenschaft bei ihm erfährt, würde diesen Beweis vollenden. Diese Wissenschaft gilt ihm als das gerade Widerspiel der Philosophie, da sie es lediglich mit dem Einzelnen zu thun habe. Gegen die Geschichte selbst drückt er überall die entschiedenste Abneigung aus, und diese Abneigung ist das eigentlich Constante in den mannichfachen Mißurtheilen, die er, nicht ohne Widersprüche im Einzelnen und mit der ihm eigenen Heftigkeit, über sie fällt. Immer, natürlich, ist der Kern der, daß die Geschichte der eigenthümliche Schauplatz der Bejahung des Willens zum Leben, daß sie ihrem innersten Wesen nach „lügenhaft" ist, ein trügerischer Schein in der Nichtigkeit der Zeit. Er erblickt von der Höhe seiner melancholischen Ethik in den Thaten und Leiden unseres Geschlechts lediglich einen „langen, schweren und verworrenen Traum." Im Sinn seines Pessimismus wendet er das Wort, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei. Jetzt vergleicht er sie mit den wechselnden und doch immer dasselbe darbietenden Configurationen des Kaleidoskops, jetzt mit den Dramen des Gozzi, in denen zwar die Motive und Begebenheiten immer andere, die Personen, die Absichten, die Schicksale, der Geist der Begebenheiten immer derselbe sei. Er würdigt nur herab, wofür er selbst ohne jedes Organ ist. Sein völliger Mangel an historischem Sinn verräth sich zur Genüge, wenn er z. B. Kant, Plato und die Vedenlehre als sich deckende Größen behandelt, wenn er das Weltentsagende in der christlichen Ethik, statt es aus der historischen Stellung seines Stifters und seiner ersten Bekenner zu begreifen, aus indischen Quellen ableitet, und im Ernste hoffen kann, daß die Zeit herangerückt sei, wo unsere ganze occidentalische Cultur von der höheren Weisheit des Orients könne verschlungen werden, wo, nach langer Verirrung, „die aus Asien stammenden Völker Japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimath wieder erhalten werden!"

Und so: welchen Maaßstab wir immer anlegen mögen, den logischen, den ethischen, den des wissenschaftlichen oder den des praktischen Bedürfniß-

ſes, — die Ergebniſſe aller dieſer Meſſungen ſtimmen in derſelben Summe zuſammen. Wir können die Sätze dieſer Philoſophie nicht unter ſich zuſammenreimen; unſer ſittliches Gefühl ſträubt ſich mit allen Faſern gegen ſie; für den Fortſchritt der Wiſſenſchaften erwarten wir kein Heil, für unſer nationales Leben könnten wir nur Hemmung und Gefährdung von ihr erwarten. Mit dem Philoſophen Schopenhauer geben wir den Menſchen, mit dem Menſchen den Philoſophen preis. —

Es giebt nichts deſto weniger eine Rehabilitation für ihn; es giebt einen Grund, der das Aufſehn rechtfertigt, das er in ſo hohem Grade erregt hat.

Wir denken dieſem Manne weder nachzuleben noch nachzuphiloſophiren, aber wir denken nach wie vor ſeine Schriften mit aufrichtiger Bewunderung und mit wahrem, wenn auch nicht ungemiſchtem Vergnügen zu leſen. Denn was er immer ſonſt ſei — er iſt ein eminenter Schriftſteller.

Iſt Byron darum weniger ein großer Dichter, weil ſeine Lebens- und Weltanſchauung uns ungefähr ebenſo abnorm und verwerflich erſcheint, wie die unſeres philoſophiſchen Autors? Es iſt vielleicht nicht ganz ſo leicht, aber es ſteht uns ohne Zweifel frei, auch bei dem Letzteren davon abzuſehen, daß er uns die wahre, die einzig berechtigte Philoſophie mittheilen will. Jedenfalls iſt es ſeine Philoſophie, und dieſe trägt er wie ein geiſtreicher und geſcheuter Mann, er trägt ſie überdies wie ein überzeugter vor. Da iſt kein Satz, bei dem wir nicht den Eindruck hätten, daß eine kräftige, eigenartige Perſönlichkeit, gleichviel ob gut oder böſe, anziehend oder abſtoßend, ſich darſtelle. Es giebt einzelne, auch ſtiliſtiſch wahrhaft glänzende, einige in hohem Maaße ſchwungvolle Stellen in ſeinen Werken, Stellen wie jener unvergleichliche Schluß der kleinen Schrift über das Sehen, in der ſich das gehobenſte Selbſtbewußtſein, gedämpft durch die edelſte Faſſung ausſpricht. Wäre dieſe Faſſung dem ungeſtümen Manne nicht allzu ſchwer geweſen, wäre ſie ihm nicht mehr und mehr abhanden gekommen, ſo würden wir ſolcher Stellen mehr zu bewundern, wir würden einen wirklich klaſſiſchen Schriftſteller vor uns haben. Nicht dieſe Stellen jedoch geben ſeiner Darſtellungsweiſe ihren charakteriſtiſchen Reiz, und mit der Muſtergültigkeit ſeines Stils verhält es ſich nicht anders als mit der Allgemeingültigkeit ſeiner Lehre. Der Ausdruck der Großheit, der Würde und Feierlichkeit iſt ihm nicht natürlich; gerade hier und nur hier iſt er nicht ohne Affectation. Noch entſchiedener fehlen ihm die Töne für das Zarte und Anmuthige. Es mißlingen ihm alle diejenigen Formen, welche kühle Selbſtbeherrſchung und Freiheit des Geiſtes vorausſetzen. Er ſcheitert kläglich, er verfällt in's Plumpe, ſo oft er iro-

nisch sein will. Er ist immer er selbst, und darum ist sein Ungeschick geradezu lächerlich, wenn er es hin und wieder versucht, seine Gedanken in die dialektische Form des Gesprächs zu kleiden. Er hat den Eigensinn des Sprechens wie er den des Denkens hat. Niemand kann ein strengerer und anspruchsvollerer Kritiker fremden Stils sein, und doch, um sich selbst jenen stilistischen Gesetzen zu fügen, die, aus der Natur der Sprache, dem Beispiel großer Meister und dem Gemeingefühl der Nation erwachsen, den schriftstellerischen Ausdruck mit der Macht der Sitte und Bildung beherrschen, dazu ist er eine viel zu zuchtlose Natur. Er hat einen trefflichen Geschmack, einen großen natürlichen Instinct für die Handhabung der Rede, aber die polemische Leidenschaft zumal reißt ihn nur zu oft über die Grenzen des Anständigen und Schönen: wo seine Antipathien in's Spiel kommen, da greift er in der Rede selbst zu den verletzendsten Gesten, ja zu Thätlichkeiten. Auch in Sachen des Stils eben ist er allezeit bereit, Gesetze zu dictiren, aber unwillig, zu gehorchen. In eigenen Abhandlungen bekämpft er das Unregelmäßige, das Auffallende, das Willkürliche moderner Schriftstellerei: nur er selbst, wohlgemerkt, will das Vorrecht des Absonderlichen und die Freiheit der Unregelmäßigkeit haben, und er übt Beides in der Ungezwungenheit so mancher halsbrechenden Periode, in der unmäßigen Wiederholung gewisser Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke, in dem unnöthigen Gebrauch der übelklingendsten, aus dem Stegreif geborgten Fremdwörter. Aber trotzdem oder vielmehr gerade deswegen: in Allem, was jenseits der stilistischen Etikette liegt, ist er ein unübertrefflicher Meister. Erst hier gilt in vollem Maaße, daß der Stil der Mensch ist. Wir mögen wollen, oder nicht: an dieser Individualität als solcher müssen wir Interesse nehmen. Was kümmert uns die allgemeine, die philosophische Wahrheit dieser Philosophie: so wie die Dinge da ausgesprochen werden, haben sie eine unbestreitbare subjective Wahrheit; so eben spiegelt sich die Welt in diesem Kopfe, dieser Kopf ist eine Welt für sich, und unter allen Köpfen, die uns vorgekommen, ist keiner, der diesem gleiche. Mit wie ergreifender Kraft weiß er uns das Entsetzliche des egoistischen, leidenschaftlichen Willens, wie er in dem Einzelnen immer unbefriedigt heischt und tobt, in der Geschichte zerstörend waltet; mit wie überredender Anschaulichkeit den in den elementaren Kräften der Natur treibenden, im Organischen bildend herrschenden, in der Gierigkeit und dem Grimm der Thiere hervorbrechenden Willen zu schildern! Wie zwingt er uns in alle Windungen seiner quälenden Grübelei über den Sinn von Tod und Leben, über das Räthsel der Sterblichkeit hinein! Wie einzig weiß er uns in die Stimmung jener reinen, schmerz- und willensfreien Betrachtung zu versetzen, die in den Dingen nur die Ideen erblickt! Wie

wunderbar bestrickt uns seine Rede, daß wir uns einbilden, ihm nachzufühlen, auf Momente wenigstens nachzufühlen, daß Trost, Frieden und Seligkeit nur in dem Dunkel jener Nacht sei, in der alle Farben des Lebens erloschen und die Unruhe des Wollens beschwichtigt sei! Mit gleicher Beredsamkeit schmeichelt er uns jetzt in die überstiegenste Mystik und jetzt wieder in den welt- und menschenkundigsten Skepticismus hinein; uns schwindelt dort, und hier fühlen wir, daß wir Gift schlürfen, aber wir begreifen die Anziehungskraft, welche die bodenlose Tiefe und die gliederlösende Kraft des verderblichsten Tranks hat. Und wie reiche, funkelnde Lichter des Geistes weiß er überall aufzusetzen! Wann fehlt es ihm je an einem treffenden Bilde, an einer überzeugenden Analogie? Mit der genuinen Kraft besitzt er den schlagfertigen Witz der Anschauung. Das ist, wir wissen es, dieselbe Verbindung geistiger Elemente, die ihm die ganze Welt verkehrt und verzaubert hat; daraus gerade ist ihm sein ganzes System entsprungen, es ist nichts als das eigensinnig festgehaltene Aperçu einer großen Analogie zwischen dem Wesen des Menschen und der Welt, aber die Uebereilung des Systematikers wird zur Tugend des Schriftstellers, dem für das Einzelne der Darstellung die Aehnlichkeiten flüssig bleiben, die für das Ganze der Weltbetrachtung starr wurden. Wir wissen ihn, was Reichthum der Anschauung und Fertigkeit im Auffinden fruchtbarer Vergleichungen anlangt, einzig mit dem Verfasser des Novum Organon zu vergleichen. Wie er sich aber diesem in der poetisch-sinnigen Gleichnißrede, so stellt er sich in der Nüchternheit skeptischer Lebensreflexionen den Montaigne und Rochefoucauld zur Seite. Er weiß es selbst, was er an diesen Vorgängern hat, und es soll ihm nicht zum Vorwurf gereichen, wenn er seinen Lieblingsschriftstellern zuweilen nur nachsprach, was er auch ohne sie hätte finden und denken können.

Ein Schriftsteller erster Klasse ist Schopenhauer, und, so müssen wir hinzufügen, ein vortrefflicher philosophischer Schriftsteller. Alle die Gaben, die wir bereits hervorgehoben, mußten sich am meisten bewähren bei dem Vortrag solcher Materien, die, nach deutschem Maaßstab zumal, für unzertrennlich von Dunkelheit oder doch von Trockenheit gelten. Die abstractesten Gedanken anschaulich, die schwierigsten Probleme klar und faßlich zu machen, diese Aufgabe löste er mit natürlicher Leichtigkeit und ohne daß man jemals die Anstrengung gewahr würde. Er hat in dieser Hinsicht schlechterdings nicht seines Gleichen. Gleich der Erste, der über die Philosophie Schopenhauer's strengen Tadel aussprach, war zugleich freigebig im Lobe seines Darstellungstalentes: mit Recht nannte ihn Herbart von allen Kantianern den „klarsten, gewandtesten und geselligsten" und hob die Lebendigkeit des Vortrags, die glückliche Benutzung einer reichen Be-

leſenheit zu lichtvoller Darſtellung ſpeculativer Gegenſtände hervor. Niemand wird ihm dieſes Lob ſtreitig machen, und doch erſchöpft daſſelbe noch keineswegs den ganzen Charakter ſeiner Darſtellungsweiſe. Es hebt hauptſächlich nur diejenigen Seiten hervor, für die er nicht zum wenigſten jenen Engländern und Franzoſen verpflichtet war, deren Schriften er mit ſo einſeitiger Vorliebe las und bewunderte. Andere Eigenſchaften hängen auf's Innigſte mit der Natur ſeines Denkens, mit der Beſchaffenheit ſeines Syſtems zuſammen. Er verſteht es, metaphyſiſche Gedanken ſo eindringlich vorzutragen wie ein Dichter die intimſten Geheimniſſe ſeines Herzens; denn jene Gedanken ſind in Wahrheit nur der Reflex ſeiner individuellen Seelenzuſtände. Er verſteht es, die dem gewöhnlichen Bewußtſein fremdartigſten Vorſtellungen zu derſelben handgreiflichen Deutlichkeit zu bringen, welche das Vorzeigen ſinnlicher Dinge begleitet; denn jene Vorſtellungen haben ſich in ſeinem eigenen Kopfe zu einem ganz empiriſch-naturaliſtiſchen Sinn umgeſetzt. So berühren ſich die Vorzüge der Form durchaus mit dem Mißlichen des Inhalts und können dazu dienen, über die Grundloſigkeit der Anſicht zu täuſchen. Wenn er kritiſche Gewiſſenhaftigkeit genug beſeſſen hätte, dieſen Zuſammenhang zu löſen, um ihn mit Freiheit, zum Behufe der Darſtellung, wieder zu knüpfen, ſo würde unſere Bewunderung nicht blos dem Schriftſteller, ſondern auch dem Denker gelten. Es ſcheint uns, daß in dieſem Sinne das Studium ſeiner Schriften von den heilſamſten Folgen ſein könnte, und im Voraus wünſchen wir dem Denker Glück, dem es beſſer als Schopenhauer gelänge, mit der ſubjectiven Lebendigkeit des Denkens die objective Wahrheit des Gedankens, mit der gleichen didaktiſchen Meiſterſchaft einen echteren und probehaltigeren Kriticismus zu verbinden. —

Ein Gemiſch großer Schwächen und ungewöhnlicher Trefflichkeiten ſteht nach Allem der Mann, mit dem wir uns beſchäftigt haben, in ſeltener Durchſichtigkeit vor uns. Es hält nichts deſto weniger, ſo wie er iſt, ſchwer, ihn unterzubringen. Er iſt kein Philoſoph, an dem Maaßſtab gemeſſen, den uns Kant oder Ariſtoteles an die Hand geben. Die Intenſität der Einbildungskraft, der Reichthum poetiſcher Anſchauungen reicht weit nicht aus, ihn zum Dichter zu machen. Mit wie geiſtvollen Blitzen er einzelne wiſſenſchaftliche Regionen beleuchtet hat, — in dem Bereiche ſtrenger Wiſſenſchaft iſt kein Platz für ihn. So genial er iſt: dieſe Genialität hat ſich zu keiner beſonderen Virtuoſität, zu keiner beſtimmten wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Leiſtung von dauerndem Werthe zuſammengenommen. Wir ſind verſucht, ihn einen Dilettanten im eminenten Sinne des Wortes zu nennen. Einen Schriftſteller haben wir ihn genannt, und den Menſchen müſſen wir überdies als eine „Merkwürdigkeit

der Naturgeschichte" bezeichnen. So gehört er, wenn es doch eine Kategorie sein soll, in die Geschichte der deutschen Literatur und steht hier als eine einzige Erscheinung, als eine Rarität da. Man wird ihn von dort am Ende doch wieder für die Philosophie reclamiren, aber die Wahrheit ist: nicht was er gelehrt hat, sondern daß es einmal eine Zeit gegeben hat, in der, nach der Zersetzung großer wissenschaftlicher Systeme, ein lebhaft geträumter und geistreich ausgeführter Traum für Philosophie gegolten hat, das ist die Thatsache, welche in Zukunft die Geschichte der Philosophie zu erzählen haben wird.

R. Haym.

Die letzten Kriegsereignisse in Schleswig.

Unsere frühere Darstellung der Kriegsereignisse schlossen wir mit einer kühnen That der preußischen Waffen; mit einer minder blutigen, doch nicht weniger kühnen und ehrenvollen That dürfen wir die jetzige beginnen. Es ist die Eroberung von Alsen, mit welcher der Krieg wieder eröffnet, und wie es scheint, zugleich sein rasches und definitives Ende vorbereitet wurde. Ein zweites, noch größeres Unternehmen, das sich an den glänzenden Sieg anschließen sollte, ist durch das dringende Gesuch des erschöpften Feindes um Waffenruhe hinausgeschoben worden. Vielleicht daß am Morgen des 29. Juni überhaupt die letzte Entscheidung in diesem Krieg fiel, aber mag nun der Friede jetzt oder erst später geschlossen werden, wir werden hoffentlich zum letzten Mal von einer Action „in Schleswig" zu berichten haben.

Es ist bisher nicht völlig klar, warum nicht unmittelbar nach der Erstürmung der Düppeler Linien, warum auch nicht während der drei Wochen, die noch von da bis zur Waffenruhe verflossen, ein Versuch auf Alsen geschehen ist. Die militärischen Bedingungen für das Unternehmen lagen, so viel wir sehen können, damals nicht anders als jetzt; ja sie waren in dem einen Punkte günstiger, daß man die Erschütterung des Feindes zu jener Zeit noch größer annehmen durfte. Es bleibt also kaum eine andere Vermuthung, als daß die Unklarheit über das politische Ziel auch zu Ende April wieder, wie um die Mitte des Februar, die rasche Vollendung des Siegs verhindert hat; obwohl man mit dem größeren Sieg sich doch auch auf der Londoner Conferenz jedenfalls besser befinden mußte. Die Frage, ob die Eroberung Alsens, wenn sie zu jener Zeit geschah, den gerechten und dauernden Frieden, wie ihn Deutschland verlangen mußte, herbeigeführt hätte, kann im Augenblick schwerlich entschieden werden; jedenfalls aber bleibt die militärische Forderung, daß unter dem Eindruck des Düppeler Siegs dessen Vollendung versucht werden mußte, bestehen, bis militärisch die Unausführbarkeit nachgewiesen ist. Diese Versäumniß ist von Seiten des Heeres nun freilich wieder glänzend ausgeglichen.

Die Vorbereitungen zur Eroberung von Alſen ſind, ſoweit es erlaubt und möglich war, offenbar ſchon während der Waffenruhe getroffen worden. Der Oberbefehlshaber der verbündeten Armee, Prinz Friedrich Karl, hatte die Ausführung dem General der Infanterie v. Herwarth übertragen. Mit dem 26. lief die Waffenruhe ab; mit dem 28. waren die Batterien längs des Meeresufers ſo weit vollendet, daß ſie an dieſem Tage theilweiſe, am 29. vollſtändig armirt werden konnten. Sie zählten im Ganzen 62 meiſt ſchwere Geſchütze, 16 an der Alſener Föhrde von Ballegaard bis Schnabeckhage; 38 an der Uebergangslinie, von da bis Sandberg; 8 auf den Düppeler Höhen zur Demonſtration gegen die Sonderburger Batterien. Gleichzeitig ſtanden auch im Sundewitt die Truppen bereit. Es waren die Brandenburger (6. Diviſion) und Weſtphalen (13. Diviſion), welche von Anfang die Mühen, Gefahren und Ehren dieſes Feldzugs getheilt hatten; die Garden, welche bei Düppel an ihrer Seite gefochten, wurden diesmal in Jütland verwendet. Die beiden Volksſtämme waren für die Ausführung des Uebergangs in gemiſchte Diviſionen vereinigt: dem Generallieutenant v. Manſtein, der zuerſt übergehen ſollte, waren die brandenburgiſche Brigade Röder (die 12.) und die weſtphäliſche Brigade Göben (die 26.), ſodann das brandenburgiſche Jägerbataillon Nr. 3., vier Fußbatterien und ein Theil des Zieten'ſchen Huſarenregiments zugetheilt; Generallieutenant v. Wintzingerode commandirte die brandenburgiſche Brigade Canſtein (die 11.) und die weſtphäliſche Brigade Schmid (die 25.), dann das brandenburgiſche Ulanenregiment, ſowie die Artillerie der 13. Diviſion. An Pontonniers waren zu den bereits auf dem Kriegsſchauplatz befindlichen Compagnien des 3. und 7. Bataillons noch drei weitere vom 2., 4. und 5. Bataillon herbeigezogen. Das ganze Corps zählte 25 Bataillone zu etwa 700 M., 8 Schwadronen zu 120 bis 130 M., 5 Compagnien zu 130 bis 140 M., in runder Summe 21,000 M. mit 110 bis 120 Geſchützen*) einſchließlich der Uferbatterien; wovon ſich jedoch, wie wir gleich ſehen werden, einzelne Truppentheile am Uebergang nicht betheiligten. Zur Ueberſchiffung waren aus den Hafenplätzen 160 Boote für je 16 bis 26 M. zuſammengebracht; außerdem ſtanden 32 Pontons**) bereit, die, zu je zweien vereinigt, vorzugsweiſe zum Uebergang der Artillerie und Reiterei dienen ſollten. — Bezüglich der Dänen weiß man bis jetzt nur, daß die Regimenter Nr. 3., 4., 5., 6., 10. und 18. ganz oder theilweiſe, ferner 5 Feldbatterien und 2 Schwadronen des 4. Dragonerregiments am Kampfe betheiligt waren. Das 4. Re-

*) Eine genaue Berechnung der Artillerie erſcheint, ſo lange nicht die ſpeciellen und officiellen Daten vorliegen, ſchon darum unmöglich, weil die Organiſation vom 1. Mai 1862 bei einem Theil der Batterien durchgeführt iſt, bei einem anderen nicht. Dazu bemerken wir beiläufig, daß unterm 16. Juni d. J. ſchon wieder ein Reorganiſationsplan genehmigt wurde, der allerdings zur Einführung der Vierpfünder, die ſich ſo ausgezeichnet bewährt haben, nöthig erſchien, aber, ſo viel wir ſehen können, einem Hauptmangel, der Zurückſetzung der Waffe bezüglich des Avancements und der höheren Führung, noch nicht oder nur ungenügend abgeholfen hat. Ein neuer Beleg, daß bei der Heeresreform gerade der wichtigſte Theil, der perſonelle nämlich, bisher noch viel zu wenig in's Auge gefaßt wurde.

**) Wie viel von den 128 Pontons der übrigen vier Pontonniercompagnien überhaupt auf dem Kriegsſchauplatz waren, und wie viele zum Brückenſchlagen bei Sonderburg verwendet wurden, war bis jetzt nicht zu ermitteln.

giment ſtand nördlich des Dorfes Kjär auf der Halbinſel gleichen Namens und hatte demgemäß den erſten Angriff auszuhalten, das 5. und 10. ſtanden dahinter bei Sonderburg auf dem linken Flügel, den rechten ſollte das 18. und 3. bei Sundsmark und Ulkebüll ſtützen; das 6. Regiment ſtand im nördlichen Theil der Inſel. Die ganze Macht läßt ſich auf 9 bis 10,000 M. mit 90 bis 100 Geſchützen (die 72 ſchweren Stücke der Schanzen und des Rolf Krake eingerechnet) anſchlagen.

Zum Uebergang boten ſich drei verſchiedene Stellen dar: die eine bei Sonderburg; die andere weiter oberhalb am Alſenſunde zwiſchen Sandberg und Schnabeck; die dritte an der Alſenföhrde bei Ballegaard. Die erſte ſchloß ſich durch die Natur des befeſtigten Alſener Ufers wohl ſofort aus, wenn man nicht, wie bei Düppel, gründliche Vorbereitung durch Geſchützfeuer, ſondern Ueberraſchung wollte; doch war ſie eben darum zu einer Demonſtration geeignet und ſcheint auch zu einer ſolchen benutzt worden zu ſein. Die dritte Stelle ſoll anfangs auserſehen geweſen ſein; doch mußte jedenfalls die Betrachtung bald davon zurückbringen, daß hier bei einer Meerbreite von 3—4000 Schritten der Uebergang, von der zweifelhaften See ſelbſt abgeſehen, ſchon durch die däniſchen Schiffe, namentlich durch die ſelbſt für ſchwere gezogene Geſchütze auf dieſe Entfernung unverwundbare Panzerbatterie, aufs äußerſte gefährdet war. Es blieb alſo, dem beabſichtigten, trefflich vorbereiteten Charakter des Unternehmens gemäß, nur die zweite Stelle übrig. Hier wurde als Landungspunkt die nördliche Spitze der Halbinſel Kjär, Arnskiel-Oere mit der dabei liegenden Fohlenkoppel, gewählt. Mit richtigem Blick: denn die Breite des Alſenſundes von 800—1000 Schritten erlaubte noch die volle Wirkung der gezogenen Geſchütze auch gegen die Panzerbatterie; während jenſeits die Befeſtigung vorausſichtlich ſchwach, die Unterſtützung fern war. Die Dispoſition des General Herwarth vom 28. Juni beſtimmte demgemäß die Linie Schnabeckhage-Satrupholz zum Einſchiffen: die Boote werden in der Nacht zum 29. Schlag 2 Uhr an vier Punkten in's Waſſer gelaſſen und ſofort geſchieht in ununterbrochener Folge das Ueberſetzen. Alles beobachtet die ſtrengſte Stille; die Artillerie feuert erſt, wenn der Feind zu feuern anfängt. Jenſeits nimmt die Diviſion Manſtein zunächſt die Fohlenkoppel, ſowie Rönhof und Gegend und dringt dann auf Ulkebüll und Hörup, um den Feind am Einſchiffen zu hindern. Die Diviſion Wintzingerode folgt zunächſt mit der 25. Brigade auf Ulkebüll, mit der 11. Brigade in Reſerve. Die Diviſionsartillerie der 13. Diviſion ſteht bei Blans zur Verwendung bereit, eine gezogene ſechspfündige Batterie wird bei Blaukrug aufgefahren. Das Ulanenregiment bewacht die Küſte der Alſener Föhrde. Der Pontontrain des Hauptmann Schütze iſt bei Sonderburg zum möglichſt raſchen Brückenſchlag bereit. Die Truppen tragen Mützen und kein Gepäck, aber Kochgeſchirr. Zu einer Demonſtration in Kähnen vom Wenningbund aus, deren die Dispoſition nicht erwähnt, war, wie es ſcheint, das Füſilierbataillon des Regiments Nr. 24. beſtimmt. Zur Führung der Boote ſtanden neben den Pontonnieren je 3 bis 4 Schiffer bereit, die aus allen Regimentern ausgewählt waren, außerdem waren einige 20 Schiffer von Flensburg und der Schlei freiwillig betheiligt. Die Leitung beim Einſchiffen war an Ingenieurhauptmann Adler, Premier-

lieutenant Mantey und Schiffscapitän Bartelſen aus Schleswig übertragen. Die Boote konnten jedesmal 3000 M. oder 3½ Bataillone überführen; auf die Ueberfahrt mußte man 12 bis 15, auf die Rückfahrt 10 bis 12 Minuten rechnen. Die See war an beiden Ufern ſo flach, daß die Soldaten beim Ein- und Ausſchiffen etwa 100 Schritte weit durch's Waſſer waten mußten.

Die Ueberraſchung gelang; nichts hatte den Dänen das Unternehmen verrathen,*) die Geſchütze hatten am 27. nur ſchwach gefeuert und auch den 28. nur benutzt, um über Abſtände und Richtung ſicher zu werden. Die erſte Morgendämmerung ſendete ihr zweifelhaftes Licht in kühlen Strahlen aus dem Oſten, als die Truppen von vielen Wegen her geräuſchlos in der angewieſenen Ordnung ſich am Strande aufſtellten. Wind und Wetter waren den deutſchen Waffen günſtig; die See lag ſtille ausgebreitet, der abnehmende Mond vermochte ihr keinen Glanz zu geben; die Nacht war ruhig, nicht dunkel noch helle. Tauſende von tapfern Männern waren zum blutigen Waffenſpiel bereit: ſie hatten's ſchon mit Ehren erprobt, wo feſter Boden unter ihren Füßen war; jetzt ſollten ſie zuerſt auf das ungewiſſe Meer ſich wagen, da hat doch über der unbekannten Gefahr wohl manchem Tapfern das Herz geklopft. Es war „peinliche Stille" befohlen, und Ordnung und Gehorſam der Truppen waren feſt genug, daß kein lauter Befehl nöthig wurde; doch als die Boote, mühſam von vielen Schultern ſchneckengleich fortgebracht, in die rauſchenden Wellen geſtoßen wurden, als das Geräuſch von tauſend Schritten durch's Waſſer ging, als im leiſen Gewirre vieler Stimmen ſich die helfenden Hände zum Einſteigen regten; da ſchlugen doch wohl viele Töne, welche die Abſicht verriethen, über die ſchweigenden Wellen hinüber an des Feindes Ohr. Zeit und Raum meſſen ſich in ſolchen Augenblicken verſchieden: Einige ſagen, daß nach 200, andere daß nach 500 Schritten vom Land plötzlich der Donner des Kampfs das leiſe Schlagen der Ruder unterbrach. Die däniſchen Kanonen waren erwacht und ſendeten dem nahenden Gegner ihren ehernen Morgengruß zu. Mit einem Schlage war Alles verwandelt; das Werk, das in unheimlicher Stille vorbereitet war, kam unter Blitz und Donner an den Tag. Auf die däniſchen Geſchoſſe gaben die preußiſchen Geſchütze am Strand hin von der Nord- bis zur Südſpitze des Alſenſundes die oft erprobte überlegene Antwort; zugleich erwiderten die Schützen, in den Kähnen ſtehend und knieend, den unhöflichen Gruß des Feindes; dem Erfolg nach hätten ſie das Pulver und Blei wohl beſſer geſpart, doch wären das mehr als Soldaten, die ein ſolches Feuer unerwidert hinnehmen könnten. Und zwiſchen den grellen Blitzen der Geſchütze und des kleinen Gewehrs erhellten noch

*) Wir ſagen dies, obwohl wir die Behauptungen der däniſchen Blätter, als hätte General Steinmann Alles gewußt, wohl kennen. Die Truppenmärſche der Preußen und die anderen Nachrichten von dem bevorſtehenden Unternehmen, worin die Dänen durch ihre Nachrichtgeber allerdings zum Theil bis in's Einzelne unterrichtet waren, begründeten nämlich durchaus noch keine hinreichende Kenntniß des Unternehmens bei den Dänen. Daß ein Angriff auf Alſen bevorſtand, konnten ſie ſchon aus der ganzen Lage wiſſen; aber über die Art des Angriffs konnten ſie nichts wiſſen, weil dieſe, der landläufigen Vorſtellung ganz entgegen, durch Spionage u. dgl. überhaupt nicht verrathen werden kann, ſondern ihr Geheimniß und ihren Grund in der Tüchtigkeit der Führer und in der Disciplin der Truppen hat.

andere Feuer die Nacht: die Dänen ließen längs des Strandes und in's Land hinein die Raketen ſteigen und zündeten die hochaufgeſtellten Pechkränze an, um ſchleunig herbeizurufen, was an Mannſchaft auf der Inſel bereit ſtand. Das waren die Zeichen, unter denen, von immer angeſtrengteren Ruderſchlägen getrieben, die preußiſchen Boote dem feindlichen Ufer nahten.

Es waren zumeiſt Männer vom 24. und 64. brandenburgiſchen Regiment, zuſammen über 3000, unter ihnen in den vorderſten Booten die Generale v. Manſtein und v. Röder, welche zuerſt an's feindliche Ufer gebracht wurden. Das ſeichte Waſſer war raſch durchwatet und raſch war der Strand erſtiegen, auf dem ſich, 20 bis 30 Fuß über dem Waſſerſpiegel, die däniſchen Schützengräben und Batterien hinzogen. Der Tag von Düppel war während der Waffenruhe von beiden Seiten noch nicht vergeſſen; die Preußen wählten wieder das Bajonnet und die Dänen widerſtanden nicht. Sie hätten hier, ſowie die Boote nahten, an den Rand des Waſſers herabſteigen, ein einziges kräftiges Feuer geben und ſich mit dem Bajonnet auf die Landenden ſtürzen müſſen. So blieben ſie in ihren Gräben, wo vorſtehendes Gebüſch und die Steilheit des Ufers gerade in der nächſten Nähe den Schuß unſicher machten; natürlich dann, daß ſie der Muth verließ, als ſie das preußiſche Bajonnet wieder vor ſich ſahen; vielleicht auch waren ſie überraſcht und an Zahl zu ſchwach. Genug, in fünf Minuten war das Ufer in den Händen der Preußen, und ohne Aufenthalt ging's weiter zum Angriff auf das nahe Gehölz, die Fohlenkoppel. Hier hatten ſich die Dänen inzwiſchen verſtärkt; ſie empfingen die Stürmenden mit einem kräftigen Feuer, es fielen manche Braven vom 64. Regiment, an ihrer Spitze Hauptmann Graf Maltzahn und Lieutenant Rechholz, der letztere als Landwehrofficier hierher commandirt, und ſo einer der Zeugen, daß in der Landwehr doch noch die Ueberlieferung der Freiheitskriege lebt. Nicht zu theuer war mit dieſen Opfern der Wald erkauft, der Beſitz des Ufers geſichert; der Feind floh gegen Rönhof und Kjär; dort ſtießen die verfolgenden Sieger auf einen kräftigeren Widerſtand.

Inzwiſchen waren die Boote zurückgerudert, um eine neue Colonne hinüberzuführen. Ueberaus günſtig war es, daß gerade die nächſten däniſchen Batterien von Arnskiel-Oere bis zur Bucht von Kjär ſich ſchlecht bewaffnet erwieſen; ſie führten, etwa zwölf an der Zahl, nur ſieben Kanonen und vier Espingols, von jenſeits hatten ſie weit drohender ausgeſehen.*) Gerade hier hätte das feindliche Geſchütz den Booten verderblich werden können, denn die preußiſchen Batterien durften in dieſer Richtung nur ſehr vorſichtig feuern, um nicht die eignen Leute zu treffen. Die ferneren däniſchen Batterien ſchoſſen meiſt zu hoch; auch wurden ſie, namentlich von Sandberg aus, kräftig im Schach gehalten und zum Theil zum Schweigen gebracht, noch ehe ſie von der übergeſetzten Infanterie genommen wurden. Dagegen nahte ſich ein anderer, gefährlich geachteter Feind, als eben die Boote die zweite Colonne hinüberführten.

*) Wir ſind hier dem Correſpondenten der Flensburger N. Z. gefolgt, in welchem wir einen zuverläſſigen und ſachkundigen Officier zu erkennen glauben. Ein däniſcher Bericht im „Dagbladet" gibt die Armirung für den nördlichen Theil der Halbinſel Kjär auf 17 ſchwere Geſchütze an.

Rolf Krake hatte in der Auguſtenburger Föhrde gelegen und war wahrſcheinlich ſeiner vollen Dampfkraft nicht ſogleich mächtig. Erſt gegen $2\frac{3}{4}$ Uhr kam er um die Nordſpitze der Halbinſel Kjär herum und beſchoß ſofort die Boote ſowie die Truppen am Strande mit Granaten, Shrapnels und, wie Einige meinen, auch mit Kartätſchen. Hätte die Panzerbatterie das Aeußerſte daran wagen wollen, ſo konnte ſie wohl mitten unter die Boote hineinfahren und mit dem Feuer aus der nächſten Nähe, wie mit der Wucht ihres Stoßes viel Unheil anrichten, ehe ſie unſchädlich gemacht war; doch ſie hatte zu viel Reſpect vor den preußiſchen Kanonen. Von den 50 bis 60 Ladungen, die ſie abgab, ſcheinen nur zwei getroffen zu haben; zwei Boote ſollen geſunken ſein, einige 20 M. wären dabei umgekommen. Ob das Kuppelſchiff ſelbſt erheblichen Schaden litt, weiß man nicht; jedenfalls hielt es das kräftige Feuer der preußiſchen Strandbatterien, die noch von zwei gezogenen Feldbatterien unterſtützt wurden, kaum eine halbe Stunde aus, dann wandte es ſich vom Schauplatz des Kampfes ab und dampfte, mit den preußiſchen Uferbatterien Schüſſe wechſelnd, an der Alſener Föhrde fort. Später erſchien es noch einmal wieder, um die Kanonenboote, die es erſt vergeſſen, durch die Alſener Föhrde an den gefürchteten Batterien vorbei zu geleiten; dann war es verſchwunden. Von da an konnte der Uebergang ohne weitere Gefahr und Störung fortgehen; neben den Booten waren die Pontons lebhaft in Bewegung, um die Reiterei und Artillerie hinüber zu führen. Auch eine Demonſtration mag beigetragen haben, die Aufmerkſamkeit der Dänen zu theilen. Bald nach zwei Uhr hätten die acht Geſchütze auf den Düppeler Höhen ein kräftiges Feuer nach Sonderburg hinüber eröffnet, dann wären vom Wenningbund her ſechs Boote mit Mannſchaft vom 24. und 35. Regiment vorgerudert; die Feinde hätten aus ſechszehn Geſchützen ein gewaltiges Feuer dagegen eröffnet und die Brandenburger wären lachend zurückgerudert. Die Sache ſcheint nach mehrfachen Nachrichten richtig zu ſein, obwohl ihrer die erſten officiellen Berichte nicht erwähnen.

Sowie das Ueberſetzen geſichert war, konnte der Ausgang nicht mehr zweifelhaft ſein. Die Brigade Röder hatte zwar bei Kjär und Rönhof eine Zeit lang einen harten Stand; es war den Dänen wohl gelungen, die Stellung von ihrem Hüttenlager bei Ulkebüll her noch rechtzeitig zu beſetzen und die Angreifer waren zuerſt in der Minderzahl. Doch hatte der General v. Manſtein gegen vier Uhr eilf Bataillone und eine gezogene Feldbatterie drüben; es konnte jetzt die Brigade Göben in geſchloſſener Ordnung antreten, ein Theil ging am Strand her, der andere mit der Batterie traf gegen fünf Uhr bei der Brigade Röder zur Unterſtützung ein. Jetzt war der Widerſtand bald gebrochen. Die Dänen wichen von Stellung zu Stellung; bald nach ſechs Uhr war das Dorf Kjär völlig in den Händen der Preußen; die Brigade Röder drängte nach und entriß, von der Brigade Schmid unterſtützt, dem immer eiliger weichenden Feinde gegen acht Uhr Ulkebüll und danach auch Wollerup. Gleichzeitig wies auf dem rechten Flügel die Brigade Göben am Windmühlenberg bei Sonderburg einen letzten Vorſtoß der Dänen kräftig zurück und nahm unmittelbar danach auch die Stadt. Inzwiſchen hatte General v. Herwarth, der zuerſt unter dem feindlichen Feuer perſönlich leitete, auch einen Theil der Diviſion Wintzingerode, namentlich die

Brigade Schmid nebst einer weiteren gezogenen Feldbatterie, gesammelt und rasch über Ulkebüll vorgeführt; es war dies im Sinne der Disposition ein Vorschieben des linken Flügels, das ein Abschneiden des Feindes von seiner Rückzugslinie nach Hörup zum Zwecke hatte, und theilweise auch diesen Zweck erreichte. Die Brigade Schmid griff von Ulkebüll ab nachdrücklich in das Gefecht ein und übernahm von Wollerup an vorzugsweise dessen Fortführung. Es waren hier das 3. und 18. dänische Regiment, welche versucht hatten, das Gefecht noch einmal aufzunehmen; sowie sie geworfen waren, wälzte sich der Rückzug, einer Flucht ähnlich, unaufhaltsam gegen Hörup fort. Von dort wich der größere Theil über Maibüll nach der Landzunge von Kekenis, der kleinere nach Höruphaff, um sich dort einzuschiffen. Es war hier höchstens noch vereinzelter Widerstand. Die erreicht wurden, warfen meist die Waffen weg und gaben sich gefangen. Nur ein Theil des 10. dänischen Regiments, das bei Sonderburg gefochten hatte, versuchte, als er sich vom Rückzug auf Hörup abgeschnitten sah, sich im Süderholz zu behaupten. Es gab ein kurzes Gefecht, dann streckten die Dänen die Waffen. Das westphälische Regiment Nr. 53. verlor dabei den Regimentsadjutanten, Premierlieutenant Bär, und manchen tapferen Soldaten, brachte aber dafür auch gegen 400 Gefangene auf einmal ein. Um zehn Uhr etwa, als eben auch die letzten Truppen übergeschifft waren, endete das Gefecht. Prinz Friedrich Karl hatte zu Anfang den Uebergang von den Trümmern der Schanze Nr. 10. beobachtet, um acht Uhr war er nach Sonderburg herübergekommen. Die Truppen begrüßten ihn und die Generale, unter denen sie gefochten hatten, mit lautem Siegesjubel.

Es war ein großer Erfolg; im Verhältniß zur Gefahr des Unternehmens mit wenig Opfern erkauft. Die officiellen Berichte geben bis jetzt drei todte und 15 bis 20 verwundete Officiere, sowie von der Mannschaft gegen 340 Todte und Verwundete an. Dagegen gestehen die Dänen einen Verlust von 3000 M., worunter 70 Officiere zu; wahrscheinlich aber muß ihr Gesammtverlust höher angenommen werden, denn es steht fest, daß sie an Gefangenen allein 50 Officiere und 2600 M. einbüßten. Außerdem fielen den Siegern gegen 60 meist schwere Geschütze, wozu zwei Tage später auf der Halbinsel Kekenis noch eilf weitere kamen, also fast die ganze Positionsartillerie der Dänen, sodann eine Anzahl Danebrogs und einige Magazine mit vielen Vorräthen in die Hände. Die große Zahl der Gefangenen nach einem nicht sehr blutigen Gefecht beweist, daß Muth und Haltung der Dänen tief erschüttert sind. Sie haben wohl seit dem Tage von Düppel keine Zuversicht mehr, daß sie es mit den Preußen aufnehmen können; darum drückte sich auch bei der großen Mehrzahl der Gefangenen nicht Niedergeschlagenheit, sondern Befriedigung aus, einem hoffnungslosen Kampfe entnommen zu sein, und zwar zum Theil in solchem Grade, daß die preußischen Soldaten sich davon zurückgestoßen fühlten. Als eine Wirkung dieser moralischen Erschütterung muß es auch gelten, daß die Halbinsel Kekenis, welche nur durch eine 500 Schritt lange, mittelst Schanzen, Gräben und Geschützen völlig unnahbar gemachte Landenge mit Alsen zusammenhing, schon am zweiten Tag nach dem Uebergang von den letzten Dänen eilfertig geräumt wurde, als die Preußen, nur dem Schein nach, sich zum Angriff in Bewegung setzten. Man

raſchen kräftigen Durchführung zu loben; wir müſſen aber vor Allem auf den Geiſt hinweiſen, der die That eingegeben und vollendet hat und der der Bürge künftiger ähnlicher Leiſtungen iſt, wenn ſie Noth thun. Dieſer Geiſt ſprach ſich diesmal in drei Stücken aus, die zugleich als eine Errungenſchaft aus den früheren Unternehmungen dieſes Krieges gelten können: in der Zuverſicht, daß die Preußen bei gleicher Zahl ihre Feinde ſchlagen, bei geringerer mindeſtens das Feld gegen ſie halten würden; in der Gewißheit, daß kein Schrecken neuer und unbekannter Gefahren dieſe Soldaten ſo leicht veranlaſſen werde, das einmal begonnene Unternehmen aufzugeben; in dem erprobten Vertrauen auf die Güte der preußiſchen Waffen, namentlich auf die Ueberlegenheit der Artillerie. Nur jener Zuverſicht konnte das Unternehmen überhaupt möglich ſcheinen; denn wie gering man auch die Anſtalten und die Mittel des Feindes annahm, es blieb immer wahrſcheinlich, daß er den 3000 M., die zuerſt landen, den 7 bis 8000, auf welche ſie binnen einer Stunde höchſtens anwachſen konnten, in derſelben Zeit eine ſtärkere Macht entgegenwerfen werde. Nur jener Gewißheit konnte das Unternehmen möglich ſcheinen; denn man mußte das erſte Feuer aus den feindlichen Strandbatterien viel verheerender vorausſetzen, als es wirklich war, und man mußte vor Allem von den feindlichen Schiffen ein viel heißeres Dazwiſchentreten, ein wirkliches opfervolles Wagen erwarten, wo ſich's faſt um das letzte Bollwerk der Dänen handelte. Nur dieſes Vertrauen endlich konnte in das Unternehmen hinein- und hindurchtragen; denn wo die Artillerie über die feindlichen Batterien und Schiffe nicht zuletzt Meiſter wurde, hätte Alles noch in der Ausführung mißlingen müſſen. Für alle drei Stücke aber gab es nicht die Sicherheit, die ſich in Zahlen berechnen und ausſprechen läßt; den Muth dazu konnte einzig das Bewußtſein der eignen Kraft, der eignen Tüchtigkeit, des eignen feſten Willens leihen; und allenfalls noch das Vertrauen in das Glück, das dem Kühnen hold iſt, oder vielmehr in die Führung Gottes, der ſich der gerechten Sache von Anfang an ſo wunderbar günſtig bewieſen hat.

Wie dieſer Geiſt, dem wir den Sieg auf Alſen zuſchreiben, in der preußiſchen Armee verbreitet iſt, davon geben noch zwei andere kleinere Thaten Zeugniß, wenn ſie auch ohne Blut abgelaufen ſind. Wir meinen zuerſt jenen glücklichen Fang von acht Segelſchiffen und vierzehn Kähnen, den der Hauptmann v. Schkopp, als kaum die Waffenruhe vorüber war, blos mit ſeiner Infanterie in den Hafen von Aarhuus einbrachte, zur großen Enttäuſchung der Jüten, die anfangs eine däniſche Hülfsflotte im Herannahen glaubten. Wir meinen ſodann den Uebergang über den Lymfjord, den General Vogel v. Falkenſtein am 10. Juli auf Kähnen vollziehen ließ, wie es bei Alſen geſchehen war. Auch der letzte Reſt des Feſtlands iſt damit erobert, während zugleich mit Beſetzung von Sylt und den Nachbar-Inſeln durch öſtreichiſche Jäger der letzte Fleck ſchleswigſcher Erde dem Feinde genommen iſt. Bei dieſem jüngſten Acte des Krieges, der Befreiung der frieſiſchen Inſeln, kam endlich auch eine Abtheilung der alliirten Flotte wieder zur Thätigkeit. Vier Kanonenboote, zwei preußiſche, „Blitz" und „Baſilisk," und zwei öſterreichiſche, „Seehund" und „Wall," unterſtützt von dem K. K. Raddampfer „Eliſabeth" umſtellten die Ausgänge, welche aus dem Binnenmeer zwiſchen dem ſchleswigſchen Feſtland und den Inſeln Sylt und Föhr

in die offene See führen, warfen nach der Besetzung von Sylt Truppen nach Amrum und Föhr, und zwangen so den Peiniger der Friesen, der in diesen seichten Gewässern hauste, den dänischen Kapitän Hammer, die Waffen zu strecken. Hammer hatte eine Flotille von etwa dreißig Schiffen, darunter zwei kleine Dampfer, sechs Ruderkanonenjollen, etwa zwölf Zollkutter, die Uebrigen Transportschiffe. Den gezogenen Geschützen der Kanonenboote war er nicht gewachsen; als sie am 18. Juli bei Wyk an der Ostküste von Föhr ihr Feuer auf ihn eröffneten, entzog er sich ihrem Bereich, indem er nach Norden zu ein Fahrwasser suchte, wo die schwereren feindlichen Schiffe ihm nicht nahe kommen konnten. Der „Blitz," der den geringsten Tiefgang hatte, rückte ihm am nächsten auf den Leib und nahm mit ausgesetzten Booten mehrere dänischen Fahrzeuge. Am 19. ergab sich Hammer dem Commandanten des „Blitz," Capitän-L. Mac-Lean. Einige Kanonenjollen hatte er versenkt; alle übrigen Fahrzeuge mit 8 Officieren und etwa 200 Mann fielen in die Hände der Alliirten; und die wackeren Bewohner dieser so wichtigen Inseln konnten endlich ihrer Freiheit froh werden. Die Unentbehrlichkeit leichter, beweglicher Kanonenboote mit möglichst geringem Tiefgang und einigem schweren Geschütz trat in diesem Fall recht deutlich hervor. — Leider waren zur See sonst keine Erfolge aufzuweisen. Insbesondere in der Ostsee kam nichts vor, außer einigen Kanonaden und den Seefahrten der Grille, die weiter keine Resultate ergaben. Schade, daß dieser jungen Flotte, auf der Officiere und Mannschaft gleich begierig nach Thaten sind, nach der ersten so glücklichen Probe ihrer Tüchtigkeit nicht weitere Gelegenheit zu kühnen Wagnissen geboten worden ist. —

Die Eroberung Alsens hatte einen Umschlag der Stimmungen in Kopenhagen zur Folge, wie er in diesem Maaße kaum vorauszusehen war. Die Dänen haben zum Zweck der Friedensverhandlungen eine Waffenruhe erbeten, die ihnen seit dem 20. für die Dauer von eilf Tagen bewilligt worden ist. Mögen die Verhandlungen zum Ziel führen oder noch einmal scheitern, — wir zweifeln jetzt nicht mehr, daß das Werk der Waffen durch einen gerechten, einen ehrenvollen und dauernden Frieden gekrönt werden wird, denn Niemand wird den Thaten des Heeres ihren verdienten Preis zu entziehen wagen.

Politische Correspondenz.

Berlin, Ende Juli.

Wir dürfen mit unserer Darstellung diesmal kürzer sein, denn das wichtigste Ereigniß, welches seit dem Scheitern der Londoner Conferenz geschehen ist, fällt in das Gebiet des militärischen Berichterstatters dieser Blätter. Als in der Nacht zum 29. Juni unsere braven Brandenburger und Westphalen, den Küstenverschanzungen und den schwimmenden Batterien des Feindes zum Trotz, die kühne Fahrt über den Alsensund machten, entschieden sie die Unterwerfung Dänemarks. Was der rasche Verlust der Dannewirke, was die Erstürmung der

Düppeler Schanzen, was ſelbſt die vollſtändige Occupation Jütlands nicht bewirkt hatte, das trat plötzlich ein, als jene unſcheinbare Inſel von kaum ſechs Quadratmeilen genommen war. Laut und allgemein rief das däniſche Volk nach Frieden; es erfolgte der Miniſterwechſel und das Geſuch um Einſtellung der Feindſeligkeiten.

Freilich für die nüchternen Köpfe in Kopenhagen lag das entſcheidende Moment in anderen Verhältniſſen. Sie hatten auf der Schleilinie, auf der Wiederaufnahme des Krieges nur aus dem Grunde beharren können, weil ſie England in den Krieg zu ziehen hofften. Als Biſchof Monrad am 25. Juni den däniſchen Reichsrath eröffnete, war die einzige Ausſicht, die er zu geben wußte, daß wenigſtens Eine europäiſche Großmacht von dem Schickſal der alten däniſchen Monarchie gerührt werden möchte. Sobald dieſe Rechnung fehlſchlug, mußte er ſeine Sache vor der Hand verloren geben. Anders das Volk der Hauptſtadt und der Inſeln. Sein unnachgiebiger Trotz, ſeine vielgerühmte Zähigkeit hatte zwar auch auf der Illuſion beruht, daß der däniſche Staat für das Gleichgewicht der Welt unentbehrlich ſei, aber doch weit mehr auf dem Gefühl der perſönlichen Sicherheit und Unangreifbarkeit. Die Erfahrung, daß der Feind nun ſelbſt breite Meeresarme nicht mehr reſpectire, verwandelte den Heroismus in Verzagen. Jetzt trat zu Tage, wie ſehr dieſe Nation, die ihre Exiſtenz auf die Unterdrückung und Ausbeutung eines fremden Volksſtammes gegründet hatte, in ſich ſelbſt des ſittlichen Halts und des wahren Gemeinſinnes entbehre. Die Handwerker ſtürzten auf die Bureaux der Sparkaſſen, die kleinen Capitaliſten wechſelten ihre Papiere in Gold um, das ſie bei ſich tragen konnten; jeder dachte an ſich ſelbſt, von einem patriotiſchen Aufſchwung der Volkskräfte, von freiwilligen Anſtrengungen Angeſichts der Gefahr war nichts bemerkbar. Selbſt Organe, die wie das Dagbladet bisher die extremſten Forderungen des Eiderdänenthums vertreten hatten, gaben jetzt den Rath, die Truppen aus Fünen zurückzuziehen, damit ſich nicht das Mißgeſchick von Alſen wiederhole, die blockirenden Schiffe aus der Oſtſee gegen die wachſende alliirte Flotte herbeizurufen, alle Streitkräfte zum Schutze Seelands und Kopenhagens zu concentriren. Ehrenvoller wäre es geweſen, wenn die Hauptſtadt, ſtatt nach Hülfe zu ſchreien, ſich ſelbſt gerührt, wenn man aus den Tauſenden waffenfähiger Männer auf Seeland Landwehrbataillone gebildet, und dadurch alle Truppentheile zur Abwehr des Feindes von Fünen disponibel gemacht hätte. Das Beiſpiel eines ſolchen Patriotismus hätte das Pflichtgefühl, das Selbſtvertrauen der erſchütterten Armee wieder aufrichten können. Aber das Heer war immer noch beſſer geſinnt, als das Volk. Die gläubigſten ausländiſchen Verehrer der Dänen ſprachen jetzt mit Unwillen von der Selbſtſucht und Frivolität der Maſſen, von ihrem Kleinmuth, ihrer Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Unglück. Im Landsthing zürnte Madwig: „Die, welche noch vor 14 Tagen über die Annahme der Schleilinie raſend wurden, heulen jetzt wegen eines gefürchteten Bombardements wie alte Weiber, ſehen gepanzerte Fregatten vom Himmel herunterfallen und bringen ſich durch eingebildete Gefahren um Sinn und Verſtand.“ Dieſe allgemeine Entmuthigung gab Chriſtian IX. endlich die Kraft, das Miniſterium Monrad von ſich abzuſchütteln. Am 8. Juli ward der Biſchof entlaſſen und der Graf Karl Moltke mit der Bildung des

Monrad nannte die Personalunion das größte Unglück für Dänemark. Er drohte dem Monarchen, daß er durch sie in Gefahr komme, beide Theile zu verlieren. Ihrerseits waren die Eiderdänen jetzt insoweit mürbe geworden, daß sie die Schleilinie preisgaben; aber den dänischen Theil von Schleswig wollten sie jedenfalls festhalten. Jetzt beriefen sie sich auf das Nationalitätsprincip, das sie in London beharrlich hinter die militärischen und commerciellen Bedingungen ihrer Existenz zurückgestellt hatten. Monrad's Anhänglichkeit an die dänischen Schleswiger war so groß, daß er erklärte: wenn ihre Einverleibung in den Bund nicht zu hindern sei, so müsse das dänische Volk das Schicksal seiner Brüder theilen. Natürlich war diese theatralische Phrase nur darauf berechnet, die Schwachköpfe in Stockholm, London und Paris zu erschrecken. Im Ernst denken die Dänen so wenig daran, ihre Unabhängigkeit dem deutschen Bunde zu opfern, wie wir Deutsche daran denken, den Werth unserer schwachen Föderation durch Aufnahme feindlicher Nationalitäten völlig zu vernichten.

Hiernach hatten die Alliirten allen Grund, gegen den hülflosen Feind nicht zu langmüthig zu sein. Sie verstanden sich nur zu einer kurzen Waffenruhe, nach dessen Ablauf der Krieg unweigerlich wieder aufgenommen werden sollte, wenn es inzwischen nicht gelänge, über die Friedenspräliminarien einig zu werden. Die Waffenruhe wurde für die Zeit vom 20—31. Juli in dem Hauptquartier zu Christiansfeld abgeschlossen. Es ist charakteristisch, daß der dänische Militärbevollmächtigte anfänglich keine Vollmacht hatte, die Aufhebung der Blockade ohne Gegenleistungen zuzugestehen. Um so nöthiger war es, allen Ausflüchten und Hintergedanken des Gegners von vorn herein entgegenzutreten. Es wurde von Karlsbad aus mündlich, von Wien aus schriftlich erklärt, daß die deutschen Mächte nur die volle und ganze Lostrennung der Herzogthümer als Basis des Friedens gelten lassen könnten, daß, wenn diese Bedingung nicht annehmbar erscheine, man sich die Mühe des Unterhandelns ersparen möge. Da diese Position zwischen den Alliirten verabredet war, so ist es nicht wahrscheinlich, daß sich Oestreich in Paris nachgiebiger geäußert und bereits wieder die Linie Apenrade-Tondern, oder den Austausch zwischen Lauenburg und Nordschleswig in Aussicht gestellt habe. Vielleicht aber wird man geneigt sein, gegen die dänischen Enclaven und die zu Jütland gerechneten Theile der Westseeinseln einen Grenzstrich abzutreten, der im Osten nahe der Königsau beginnen und im Westen der Insel Romö gegenüber auslaufen würde. Dieses Stück Land, in welches deutsche Cultur und Gesinnung noch keinen auch nur sporadischen Eingang gefunden hat, würden wir ohne Schmerz missen können. Endlich ist es wahrscheinlich, daß man Dänemark in der Geldfrage milde behandelt und ihm für die Abtretung Lauenburgs einen Theil der Kriegskosten erläßt. Was mit diesem Ländchen dann weiter geschehen würde, ist nicht schwer zu errathen.

Man kannte in Kopenhagen die Entschlüsse der beiden Mächte, als Herr von Quaade zögernd von dort abreiste. Er traf an dem Ort der Unterhandlungen, in Wien am 25., ein Paar Tage nach Herrn von Bismarck, ein; er klagte unterwegs, daß die Forderung der Mächte der Ruin Dänemarks sei, und er wird in Wien die Gefahren schildern, welchen sich der König durch Annahme so harter Bedingungen aussetze. Sein Streben wird es sein, Zeit zu

gewinnen, einen Waffenstillstand zu erzielen, und wenn sich dies nicht durchführen läßt, die Präliminarien mit dem Hintergedanken zu vollziehen, daß seine Regierung ihn in dem nächsten günstigen Moment desavouiren werde. Nach dem Charakter der dänischen Politik müssen wir schließen, daß sie sich zur sofortigen Abtretung der drei Herzogthümer nur dann verstehen wird, wenn zwischen Preußen und Oestreich keinerlei Differenz eintritt, und wenn auch fernerhin vom Westen her kein Hoffnungsstrahl leuchtet. *) —

Bis jetzt ist von dort aus kein Anzeichen aufgetaucht, daß den deutschen Mächten die Freiheit des Handelns beschränkt werden würde. England athmet auf, seitdem das Unterhaus mit einer Mehrheit von 18 Stimmen seine Befriedigung darüber ausgesprochen hat, daß J. Maj. „bei dem jetzigen Zusammentreffen der Umstände" berathen worden sei, sich der Einmischung in den Krieg zwischen Dänemark und Deutschland zu enthalten. In der Parlamentsdebatte, welche über diese und die entgegenstehende, jedoch gleichfalls friedliche Erklärung der Tories gehalten wurde, verglich Cobden die Lage der Schleswig-Holsteiner mit der der Belgier 1830, und stellte seinen Landsleuten vor, wie sie nicht die Mittel hätten, eine Politik der Dictatur in Europa zu treiben, zumal gegen 40 Millionen Deutsche. Ob jener Vergleich der gewaltthätigen englischen Aristokratie, ob diese freimüthige Mahnung dem Hochmuth der Nation eingeleuchtet hat, ist uns sehr zweifelhaft, aber allgemein war die Verurtheilung jener kopflosen Politik, — Cobden nannte sie einen Zustand der Anarchie — die im Sommer 1863 Rußland in der polnischen, im Herbst Frankreich in der Congreßfrage beleidigte, und im kommenden Winter beide Mächte zum Krieg gegen Deutschland aufrief. Allgemein war das Verlangen, daß dieser unruhigen und systemlosen Einmischung ein Ziel gesetzt werde, und so hat man es mit Befriedigung aufgenommen, daß Lord John Russell in der Depesche vom 6. Juli sich von seinem dänischen Schützling deutlich und offen lossagte. Der englische Minister suchte den Dänen zu beweisen, daß sie die Schuld ihres Unglücks lediglich sich selbst zuschreiben müßten. Warum hätten sie den Bernstorff'schen Vorschlag einer Linie nördlich von Flensburg nicht angenommen? England habe schon damals gefragt, wie sie glauben könnten, durch den Krieg eine bessere Grenze zu erreichen. Jetzt sei nicht mehr zu hoffen, daß Graf Bernstorff seinen Vorschlag erneuern werde. England aber habe sich nie verpflichtet und könne sich nicht verpflichten, die dänische Sache mit Waffengewalt zu unterstützen und Deutschland zu den in der Conferenz aufgestellten Bedingungen zu zwingen.

Die Niederlage der englischen Politik rührte vorzugsweise von den gestörten Beziehungen zu Frankreich her, und nachdem man die lähmenden Wirkungen dieses Zwiespaltes erfahren hat, ist der Wunsch nach dem Einvernehmen mit jener Macht äußerst lebhaft geworden. Natürlich würde das alte Verhältniß zu dem Pariser Cabinet sofort wieder hergestellt sein, wenn in Karlsbad zwischen Preußen und Oesterreich noch andere Dinge als die Herzogthümerfrage verabredet, wenn in Berlin und Kissingen zwischen Rußland und den deutschen Mäch-

*) Inzwischen ist, während unsere Uebersicht bereits geschlossen war, die Nachricht eingetroffen, daß sich Dänemark den deutschen Bedingungen vorläufig gefügt hat.

ten außer einem allgemeinen Ideenaustausch auch concrete europäische Fragen in Bezug auf Polen, den Orient, Italien u. s. w. verhandelt worden wären. Aus dem Bündnisse der drei Ostmächte, das seine Spitze auch heute gegen den Urheber des italiänischen und des Krimmkrieges kehren würde, folgt die westliche Allianz; auf dieser sehr einfachen Rechnung ruhten die Erfindungen der Morning Post, und in diesem Sinne sind sie auch in dem englischen Parlament benutzt worden. In der Sitzung des Oberhauses vom 22. Juli mahnte Lord Stratford de Redcliffe, Angesichts der Gefahren der h. Allianz die freundlichen Beziehungen mit Napoleon III., und die Wehrkraft des Landes zu pflegen. Auch dieser letztere Punkt ist wohl zu beachten; es scheint, daß der Zustand der englischen Armee und Militärverwaltung nicht grade ein glänzender ist, und daß es im Juni schwer gewesen sein würde, auch nur ein Corps von 20,000 Mann den Dänen zu Hülfe zu schicken. Im Uebrigen nahm der edle Lord als selbstverständlich an, daß England, im Gegensatz zu den reactionären Tendenzen der Ostmächte, die Principien der Völkerfreiheit vertrete. Wie es mit dieser Behauptung bestellt ist, haben wir an der Geschichte des Londoner Protokolls gesehen. Und sogar für die Periode, wo die „h. Allianz" gegründet wurde, ist sie nicht richtig. Selbst damals, zur Zeit der Wellington und Castlereagh, war England der starrste Vertreter eines volksfeindlichen Legitimismus, ein Gegner aller Reformen im eigenen Land wie in Europa, während der russische Kaiser Alexander die Charten und Constitutionen begünstigte. Dies Verhältniß änderte sich erst, als im Osten der Metternich'sche Einfluß siegte, und in England Canning das Staatsruder ergriff. Aber wie für ihn die Anerkennung der spanischen Colonien nicht eine Freiheits- sondern eine Machtfrage war, so hat England auch später die Bewegung der Völker nur da unterstützt, wo die Gründung einer neuen Ordnung der Dinge seinen Interessen entsprach. Es war liberal, etwa wie Rußland in Griechenland und Italien liberal war, um seine Gegner zu schwächen; und es rieth oder schritt zur Gewaltthat, wo eine populäre Gährung seine Herrschaft zu schädigen oder eine rivalisirende Nation zu verstärken drohte. Dieser Egoismus eines Staates ist völlig berechtigt, nur ist es eine Heuchelei, wenn die englischen Staatsmänner ihre auswärtige Politik mit dem Flitter liberaler und volksthümlicher Zwecke behängen. Speciell in der Herzogthümerfrage hatte sich England, gleich Dänemark, Schweden und Rußland, ausdrücklich gegen eine Lösung des wesentlichsten Streitpunktes durch Befragung der Bevölkerung erklärt; es hatte den entsprechenden preußischen Vorschlag zurückgewiesen und seine Zustimmung zu dem französischen von dem Beitritt Dänemarks abhängig gemacht. Gleichwohl besaß Lord John in seiner Antwort auf die Stratford'sche Rede die Dreistigkeit, so zu thun, als ob auch in der schleswig-holsteinschen Sache England mit Frankreich auf dem populären und die deutschen Mächte auf dem reactionären Princip gestanden hätten. Er äußerte dann seine Freude über das Einverständniß der beiden westmächtlichen Gesandten in der Donaufürstenthümerfrage und berief sich auf eine Depesche, worin Herr Drouyn de Lhuys die Hoffnung ausspreche, daß jenes Einvernehmen der Vorbote ferneren guten Einverständnisses über andere, eventuell auftauchende wichtige Angelegenheiten sein werde. Diese Worte können ein Ausdruck diplomatischer Höflichkeit sein; sie können auch mehr bedeuten. Jedenfalls gab Lord John dem

am 29. Juli vertagten Parlament die Erklärung auf den Weg, daß die Wiederherstellung der französischen Allianz das Ziel seiner Bemühungen sein werde. Die schleswig-holsteinsche Frage aber schien er in ihrem jetzigen Stadium als Etwas zu betrachten, was abgemacht ist, und worüber sich nur noch der Bund und die deutschen Mächte zu verständigen hätten.

Auch Frankreich hat nach dem Schluß der Conferenz den Ereignissen freien Lauf gelassen. Es hat sich begnügt, seine neutrale und uninteressirte Stellung gegenüber dem Conflict hervorzuheben und die Sieger zur Mäßigung zu ermahnen. Aber wir zweifeln, ob Napoleon III. mit der Stellung zufrieden ist, die er durch seine Politik gewonnen hat. Als er am 8. Januar seine Noten an die Mittel- und Kleinstaaten erließ, dachte er wohl daran, die nationale Bundespolitik gegen die beiden Großmächte in Schutz zu nehmen. Aber der Bund zeigte sich unfähig zu einer Action und wurde durch die Energie Preußens sehr bald überflügelt. Jetzt begünstigte Frankreich in Berlin die Annexionsideen und schien eine Allianz auf dieses Programm hin zu wünschen. Auch diese Eventualität ist nicht vorwärts gegangen, und seit der Londoner Conferenz schritten nun die Thatsachen über die französischen Wünsche, über die Theilung nach dem Nationalitätsprincip, die Abstimmung und die Schiedsrichterrolle hinaus. Jetzt ist man in Frankreich wieder der wohlwollende Freund des Bundes geworden; man bedauert, daß er zu den Friedensunterhandlungen in Wien nicht hinzugezogen wird, man beklagt seine Unterdrückung durch Preußen. Dieser freundlichen Theilnahme kommen in der mittelstaatlichen Presse manche Stimmen entgegen. Hat doch die A. A. Z. gefunden, daß Frankreich die eigentliche Schutzmacht der „rein deutschen" Staaten sei, daß ohne Frankreich die schleswig-holsteinsche Frage ihren deutschen Charakter verloren haben, ja ganz Deutschland bereits unter die beiden ehrgeizigen Großmächte vertheilt sein würde. Indessen so lange Oesterreich und Preußen aufrecht und zusammen stehen, sind Rheinbundsgelüste in Deutschland nicht durchführbar, und wenn der Gegensatz zwischen den beiden Staaten hervorbricht, wird Oesterreich, so lange seine Macht nicht völlig gebeugt ist, seine alte Rolle als Haupt der Mittelstaaten wieder übernehmen. So hat denn die Napoleonische Politik während dieser Krise nichts erreicht, als das negative Resultat, England zu demüthigen. Eine dominirende Stellung hat sie nicht gewonnen. Bei den Friedensverhandlungen ist Frankreich gleich allen neutralen Mächten ausgeschlossen. Ob Napoleon III. es ertragen wird, daß so die schließliche Lösung des Conflicts ohne seinen Einfluß erfolgt? Die Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten war das französische Programm, und die Reise des Prinzen Johann nach Brüssel steht mit der des Königs Leopold nach Vichy wahrscheinlich im Zusammenhang. Seit den Zusammenkünften der gekrönten Häupter in Berlin, Kissingen und Karlsbad sprach man davon, daß die französische Diplomatie sich mißtrauisch zeige, daß sie die beruhigenden und freundschaftlichen Versicherungen Preußens etwas kühl entgegen nehme. Indessen heute, wo Dänemark niedergeworfen ist und England sich für den Frieden entschieden hat, ist es für Napoleon III. doch schwer, nun nachträglich einzugreifen; wenigstens dann halten wir solchen Entschluß für unwahrscheinlich, wenn die beiden mitteleuropäischen Mächte bis zum Friedensschluß zusammenhalten.

Dieses Zusammenhalten Oesterreichs mit Preußen und die Stellung, in die
r Kaiserstaat dadurch gegen den Bund gerieth, war das Unerwartetste unter
len politischen Ereignissen. Seit 1815 hat Oesterreich zu uns nur unter der
oraussetzung in Allianz gestanden, daß wir seinen Zwecken dienen; seit 1848
ar der Antagonismus gegen den norddeutschen Staat geradezu das Princip
iner Politik geworden. Jetzt kämpfte Oesterreich zum Vortheile des deutschen
ordens und es half dazu mit, seine getreuesten Vasallen zu erniedrigen. Wenn
an freilich die einzelnen Hergänge verfolgt, wird es klar, wie Oesterreich in seine
ntige Lage kam. Es ging im December und Januar mit Preußen, weil es
e nationale Bewegung, die die kleinen Staaten fortriß, eindämmen wollte; es
ieb dann im Krieg auf unserer Seite, weil es die Annexion und unsere Ver-
indigung mit Frankreich verhindern wollte. Aber als nun seit dem Ende Mai
e Ziele der Mittelstaaten und der beiden Vormächte in Schleswig-Holstein zu-
mmenfielen, als der Wiederausbruch des Krieges herannahte, da durfte man
ch den Traditionen der österreichischen Politik erwarten, daß sie sich durch den
und gegen Preußen verstärken, ihn zur Theilnahme an dem Krieg, zur Ent-
heidung der Successionsfrage in Holstein, zur Mitverwaltung in Schleswig
ranziehen werde. Allein bis auf einige Velleitäten blieb Oesterreich in den
esseln der preußischen Politik. Selbst die Besetzung Rendsburgs durch unsere
ruppen ließ es sich gefallen. Der „Botschafter" ermahnte die Mittelstaaten, sich
des Schrittes zu enthalten, der nur ihre Ohnmacht constatiren würde. Oester-
eich müsse die Consequenzen seiner Allianz tragen, die unter ausschließlich eu-
päischen Gesichtspunkten geknüpft sei. Gleichwohl hat Oesterreich für Italien
der Ungarn keine Versprechungen bekommen und wird sie auch schwerlich bekom-
en; aber bei der Ohnmacht der Mittelstaaten, bei der Energie Preußens scheint
ihm unrathsam, seinen Stützpunkt zu wechseln. Durch seine Annäherung an
reußen hat es zugleich seine Beziehungen zu Rußland gebessert, so daß bei
ner Bewegung in Italien und Ungarn wenigstens kein erklärter Feind in sei-
m Rücken steht. Preußen aber wird, wenn solche Gefahren drohen, nicht wie-
r wie 1859 neutral bleiben. Soll also verhindert werden, daß es gegen
esterreich auftritt, so muß aus der Zeit der heutigen Waffengemeinschaft keine
ttere Erinnerung zurückbleiben. Das Budget des Kaiserstaats zeigt ein jähr-
hes Deficit von über hundert Millionen; seine Steuern sind bis auf das
öchste gespannt, seine Anleihen gelingen nicht mehr; im Augenblick der Be-
ohung wird er noch weniger Credit finden. Ein Staat in solcher Lage ist
ne eine Allianz, die das Vertrauen belebt, geradezu unfähig einen großen
rieg zu führen.

Bei diesem Verhältniß Oesterreichs zu Preußen waren die Mittelstaaten
türlich nicht im Stande, gegen den Willen dieser Macht das Geringste aus-
richten. Durch die Theilnahme an der Londoner Conferenz hatte der Bund
n Schein einer selbständigen Bedeutung gewonnen, die durch das persön-
he Talent seines Bevollmächtigten erhöht worden war; — nach dem Schluß
r Verhandlungen sank diese Bedeutung wieder zusammen. In den säch-
schen Kammern war noch einmal von Bundeskrieg die Rede, die „äußerste
eschleunigung" der Successionsfrage kam wieder auf die Tagesordnung, und

Herr von Beust benutzte die bekannte, vom Bunde sanctionirte Erklärung vom 28. Mai zu Gunsten des Erbrechts des Augustenburgers, um die Anerkennung desselben als eine gleichsam schon vollendete Thatsache hinzustellen. In seinem Schlußbericht vom 7. Juli forderte er, daß der Gesandte Herzog Friedrich's sofort zugelassen, Oldenburg dagegen mit seinen Ansprüchen auf ein Austrägalgericht verwiesen werde. Aber Oesterreich interessirte sich nur zum Schein für diese schnelle Erledigung; in der That geboten ihm seine „europäischen" Interessen, auf den Schützling des russischen Hofes Rücksicht zu nehmen. Am 7. Juli ward der Großherzog Peter durch Beschluß des Bundes ersucht, die Begründung seiner Successionsansprüche möglichst zu beschleunigen, damit sie und ihr Verhältniß zu anderen früher gemeldeten Ansprüchen näher geprüft werden könnten; und am 8. führte Oesterreich in einem Circulare aus, daß, was von einem Bundesfürsten verlangt sei, auch einem noch nicht souveränen Prätendenten nicht geschenkt werden dürfe. Oldenburg und Augustenburg wurden vollständig gleichgestellt. Demgemäß verlangte ein österreichisch-preußischer Antrag im Interesse der Unparteilichkeit, daß auch an den Erbprinzen Friedrich die Forderung gestellt werde, seine Rechte ab ovo zu beweisen. Am 21. Juli wurde der Antrag mit 11 gegen 5 Stimmen angenommen, und somit war erreicht was Preußen wollte; es war am Bunde ein Streit zwischen zweien Prätendenten anhängig gemacht, über dessen Entscheidung noch sehr lange Zeit discutirt werden kann.

Wer sich bei diesen Reibungen zwischen Preußen und dem Bund, die in der Besetzung Rendsburgs am 21. Juli vorläufig culminirten, das rechte Urtheil bewahren will, der möge doch bedenken, daß sich das Verhältniß jener beiden Factoren zur nationalen Sache seit dem December und Januar geradezu umgekehrt hat. Damals standen die Mittelstaaten — Hannover und Kurhessen ausgenommen — für das volle Recht der Herzogthümer ein; die Vormächte dagegen für die Stipulationen von 1851—52 und für das Londoner Protokoll. Seitdem ist Schleswig-Holstein vorzugsweise durch Preußens Leistungen und Opfer befreit, und der Bund hat träge zur Seite gestanden. Es ist nicht wahr, daß ihn nur die zweideutige Politik der Großmächte vom Kampfe zurückhielt; er konnte im Februar und März noch eintreten, als der Ernst des Krieges erwiesen war, aber er hatte in seiner Mehrheit keine Neigung an Opfern Theil zu nehmen. Die kriegführenden Mächte mußten Millionen aus ihrer Tasche bezahlen, die beiden Executionsregierungen dagegen sicherten sich ihre Auslagen sofort durch die Ueberschüsse der holsteinschen Kassen. An diesem Einen Umstande erkennt man die wirkliche Sachlage, die nur durch den Dunst und Nebel patriotischer Phrasen verhüllt wird. Wozu hält der Bund seine militärische Position in Holstein so hartnäckig fest, wozu dringen gerade die mittelstaatlichen Minister so eifrig auf sofortige Anerkennung des Herzogs Friedrich? Ist Holstein heute noch von der Wiederkehr der Dänen bedroht, ist das Recht jenes Fürsten noch ein Schutzmittel gegen Gesammtstaat und Personalunion? Oder ist — was die nationale Partei in Deutschland freilich nicht scheuen sollte — unter den jetzigen Verhältnissen noch an Annexion zu denken? Ist endlich bei den bekannten Gesinnungen des Berliner Hofes im Ernst zu fürchten, daß Großherzog

Peter den Sieg über Herzog Friedrich davon trage? Um alle diese Dinge handelt es sich in Wahrheit nicht, sondern darum, daß der Herzog unverpflichtet gegen Preußen den Thron besteige, daß er in das mittelstaatliche Lager hineingezogen werde, daß die Constituirung eines selbständigen Schleswig-Holstein, statt den preußischen Einfluß auf die deutschen Küstenstaaten, insbesondere auf Hannover zu verstärken, vielmehr den Keil noch kräftiger mache, der den Osten und den Westen unserer Monarchie auseinanderdrängt.

Wem dieser innere Grund alles Streits noch nicht klar war, der möge die Beschlüsse sich ansehen, welche die Delegirten der schleswig-holsteinschen Vereine am 25. Juli in Rendsburg faßten. Es ist ein großer Uebelstand für die Herzogthümer, daß sie bisher unter getrennten Verwaltungen standen, und insbesondere in Schleswig ist der Wunsch sehr lebhaft, die Vereinigung und Verschmelzung beider Lande sofort zu vollziehen. Die schleswigsche Presse, die Grundbesitzer, die Hauptstadt haben diesen Wunsch ausgesprochen, und da sie einsehen, daß die Einsetzung des Herzogs Friedrich vor dessen Verständigung mit Preußen nicht durchführbar sei, so haben sie um eine provisorische gemeinsame Verwaltung gebeten. Dieses Provisorium wäre gegen den heutigen Zustand der Doppelregierung unzweifelhaft ein Fortschritt; aber freilich würde es der mittelstaatlichen Herrlichkeit in Holstein ein Ende machen. Darum ward von Kiel aus gegen jene Strömung reagirt, und demgemäß in jener Rendsburger Versammlung jedes Interim verworfen. Aber der Kieler Particularismus ging noch weiter. Der Delegirten-Ausschuß hatte vorgeschlagen, die Ueberzeugung auszusprechen, daß nur eine enge Verbindung mit dem preußischen Staate die deutsche Zukunft Schleswig-Holsteins für alle Zeiten sichere, und daß man eine Gemeinsamkeit der diplomatischen, militärischen und maritimen Einrichtungen mit Freuden begrüßen werde. Dieser Vorschlag fiel, und an seine Stelle trat freilich nur mit vier Stimmen Majorität der charakteristische Satz: daß erst nach Einsetzung Herzog Friedrich's derselbe in Verbindung mit der Landesvertretung das Aequivalent bestimmen könne, welches Oesterreich und Preußen für ihre Opfer gebühre.

Die in Rendsburg gefaßten Beschlüsse repräsentiren nur die Ansicht eines Bruchtheils der holsteinschen Bevölkerung. Denn der wichtigste Theil derselben, der ländliche, größere und kleinere Grundbesitz, steht jenen Vereinen größtentheils kühl und fremd gegenüber. Ferner befanden sich unter den 198 Delegirten nur 26 Schleswiger; die abweichende Ueberzeugung dieses Landes konnte also gar kein Gewicht in die Waagschale werfen. Es dominirten die Elemente, an denen die Ereignisse vom Februar bis zum Juli fast wirkungslos vorübergegangen sind, die heute noch den Bund als den entscheidenden Factor, Herrn von Beust als den Helden der Londoner Conferenz, und Preußen höchstens als die Macht betrachten, welche viel zu spät ihre verfluchte Schuldigkeit gethan und sich dadurch einiges Anrecht auf das moderirte und mit Mißtrauen gemischte Wohlwollen der Herren aus Kiel und Altona erworben hat. Gleichwohl hatten die Thatsachen doch eine solche Gewalt, daß selbst in diesen Kreisen die preußische Partei der mittelstaatlichen an Zahl fast gleichkam. Aber man sieht doch, wie rührig die

particularistische Agitation ist, und wie die großen Zwecke, für welche die Herzogthümer dem preußischen Staat und durch Preußen Deutschland dienen sollen, an ihr zerscheitern würden, wenn ihr Eifer nicht glücklicher Weise machtlos wäre. Preußen muß auf Schleswig-Holstein seine Seestellung begründen. Es hat gegenwärtig keinen Hafen, der tief genug wäre, um auch nur eine Fregatte zu bergen; es hat keinen Platz, wo es größere Schiffe bauen und ausrüsten könnte; es hat keinen Zugang zur Nordsee. Aber welch' ein Geschrei würde die Würzburger Partei in- und außerhalb Holsteins erheben, wenn Preußen nun an den beiden Ausgängen des projectirten Canals Raum für seine Marine-Etablissements und für Fortificationen forderte, wenn es damit freilich eine deutsche Seemacht, aber zugleich die militärische Beherrschung der Herzogthümer, sowie Hannovers und der Hansestädte anbahnte. Nur die Macht setzt solche Zwecke durch, von dem guten Willen werden wir sie nicht erreichen.

Aus diesen Gründen — aber auch nur aus ihnen — können wir nicht umhin, alle Schritte der preußischen Regierung zu billigen, durch welche die Würzburger Politik mit sammt ihrem Truppencorps in Holstein neutralisirt, und der künftige Souverän unter den preußischen Einfluß gestellt wird. Wir beklagen, daß in diesem Conflict mit den Mittelstaaten die Bevölkerung der letzteren zum Theil so leidenschaftlich Partei nimmt; wir beklagen, daß der wirre — und zum guten Theil durch die Schuld der preußischen Politik verwirrte — Verlauf der schleswig-holsteinschen Angelegenheit die Nationalpartei in Deutschland in verschiedene Lager gedrängt hat; wir wünschen endlich und haben jetzt auch Grund es zu hoffen, daß Herzog Friedrich die Wege finde, sich mit der Krone Preußen zu verständigen, und so alle, seiner Anerkennung noch entgegenstehenden Gründe und Vorwände hinwegräume; aber wir können, so lange der jetzige Streit dauert, unsere Stellung nur da nehmen, wo die Interessen und die Macht Preußens es gebieten; denn wir wissen, daß allein durch die Entwickelung dieser Macht der deutschen Ohnmacht aufgeholfen werden kann.

Notizen.

Wir sind ersucht worden, die folgenden Preisfragen der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft in Leipzig auch zur Kenntniß des Leserkreises unserer Zeitschrift zu bringen:

Aus der Geschichte.

Für das Jahr 1864 wiederholt: Erörterung des Begriffs, den die reichs- und landesherrliche Gesetzgebung in Deutschland vom funfzehnten Jahrhundert bis zu Ende des siebzehnten mit dem Worte Polizei verbunden hat. Auf Sachsen ist vorzugsweise Rücksicht zu nehmen.

Für das Jahr 1865, wiederholt aus dem Jahre 1861: Culturgeschichte der Städte Danzig und Thorn in der Zeit vom Jahre 1454 bis zur ersten Theilung Polens.

Für das Jahr 1866: Würdigung der Verdienste, welche die Deutschen als Culturträger bei ihren östlichen Nachbarn im Mittelalter gehabt haben.

Aus der National-Oekonomie.

Für das Jahr 1865: Die Volkswirthschaft von Norditalien erinnert während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters in vielen Stücken an die unserer Gegenwart; namentlich giebt ihr eine beträchtliche Annäherung an die Grundsätze der persönlichen und sächlichen Freiheit im agrarischen, industriellen und mercantilen Verkehr oft eine fast moderne Façon. Andererseits ragt doch wieder sehr viel Mittelalterliches in jene Zustände herein, sowohl aus der Gesammtheit des übrigen Europas, welches damals noch ganz im Mittelalter lebte, wie aus den unmittelbar vorhergegangenen Verhältnissen von Norditalien selbst. Eine Vergleichung solcher Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten mit unserer Gegenwart ist nicht blos für die tiefere Specialcharakteristik der verglichenen Zeiträume, sondern auch für die Kenntniß der allgemeinen volkswirthschaftlichen Entwickelungsgesetze lehrreich. Die Gesellschaft wünscht daher

eine quellenmäßige Erörterung, wie weit in Norditalien gegen Schluß des Mittelalters die Grundsätze der agrarischen, industriellen und mercantilen Verkehrsfreiheit durchgeführt waren.

Sollte sich eine Bewerbungsschrift auf den einen oder den anderen norditalienischen Einzelstaat beschränken wollen, so würde natürlich ein besonders wichtiger Staat zu wählen sein, wie z. B. Florenz, Mailand oder Venedig. (Preis 60 Ducaten.)

Für das Jahr 1866: Eine Darstellung der volkswirthschaftlichen Ansichten der Glossatoren des Corpus Juris Civilis.

Die Preisbewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet

sein, der auswendig dasselbe Motto trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet für das Jahr der Preisfrage mit dem Monat November; die Adresse ist an den jedesmaligen Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1864 an den ordentl. Prof. der Physik an der Universität zu Leipzig Dr. Hankel) zu richten. Der ausgesetzte Preis beträgt für jede Aufgabe 48 Ducaten, für die nationalökonomische im Jahre 1865 60 Ducaten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden jederzeit durch die Leipziger Zeitung im März bekannt gemacht.

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Ueber den jüngeren William Pitt.

Life of the R. H. William Pitt by Earl Stanhope. Vol. I—IV. London 1861—62.

Seit jenem großen Oranier, der Ende des siebzehnten Jahrhunderts die englische und die europäische Freiheit rettete, fällt in der englischen Geschichte auf keinen Namen ein größerer Glanz als auf den Namen Pitt. Der ältere und der jüngere Pitt, Vater und Sohn, haben den englischen Staat ruhm- und ehrenvoll geleitet in ernsten und wichtigen Zeiten. Sie haben in der inneren Politik es zuerst verstanden in den neuen Formen des parlamentarischen Systems eine kräftige und sichere Regierung zu führen ohne unehrliche und schmutzige Mittel, sie haben nach Außen, in den größten Kriegen der neueren Zeit, die volle Energie ihres Volkes in einer Weise zu entwickeln gewußt, die die englische See- und Weltherrschaft auf ihren Höhepunkt geführt hat. Ueber den zweiten dieser beiden Männer besitzen wir seit mehreren Jahren einen Essay von Macaulay, der mit dem glänzenden Talente der Darstellung geschrieben ist, durch welches sich dieser erste Meister der neueren englischen Geschichtschreibung auszeichnet. Aber bei allen Vorzügen der kleinen Schrift läßt sie doch Unbefangenheit und Gerechtigkeit des Urtheils in mancher Hinsicht vermissen. Es kann uns das nicht Wunder nehmen. Denn wenn Macaulay kaum in einer seiner Schriften über neuere Geschichte den Parteimann ganz verleugnet hat, so konnte ihm das am wenigsten in der Würdigung eines Mannes gelingen, den Viele seiner Gönner und Freunde als ihren gefährlichsten politischen Gegner bekämpft hatten und von dem die Partei gebildet worden war, welcher Macaulay im politischen Leben immer gegenüber gestanden hat. Da nun überdies unsere Kenntniß der Periode, in welche Pitt's politische Thätigkeit fällt, während der letzten Jahre durch Veröffentlichung einer Reihe von Memoiren und besonders durch das mit Benutzung aller Familienpapiere von Earl Stanhope mit sorgfältiger und gewissenhafter Treue verfaßte Leben Pitt's wesentlich bereichert ist, so dürfte vielleicht der Versuch einer kurzen Skizze des großen Staatsmannes auch nach Macaulay berechtigt erscheinen.

Als der ältere Pitt auf dem Höhepunkte seines Lebens stand und das von ihm geleitete England mit unserem großen Friedrich alliirt in allen Welttheilen Siege über Siege erfocht, wurde 1759 ihm sein zweiter Sohn geboren. Der Knabe, auf den der Name des Vaters William gelegt wurde, war ein zartes, schwächliches Kind. Aber in überaus rascher Weise begann er sich geistig zu entwickeln und schon sehr früh außergewöhnliche Anlagen zu zeigen. Er wurde bald der Liebling des Vaters. Der alte und stolze Herr leitete selbst mit der größten Sorgfalt und mit aller der Liebe, deren sein warmes Herz fähig war, die Erziehung seiner Kinder. Es verging kein Tag, wenn es seine Gesundheit erlaubte, an dem er sie nicht selbst unterrichtet, selbst mit ihnen die heilige Schrift gelesen hätte. Ganz besonders bemühte er sich im Hinblick auf künftige parlamentarische Thätigkeit die Gabe der Rede in dem kleinen William zu entwickeln. Auf dem Schooße des Vaters schon mußte der Knabe Stellen aus Shakspeare und Milton recitiren und später wurde er besonders dazu angehalten, lateinische und französische Prosaiker vom Blatt weg zu übersetzen. Wenn ihm ein Wort fehlte, eine Satzbildung nicht gelingen wollte, so mußte er anhalten, bis er den richtigen Ausdruck, die passende Wendung gefunden hatte. So ist es kein Wunder, wenn das Kind von sieben Jahren, mit Rücksicht auf die Pairswürde, die von der Mutter, einer peeress of her own right, auf seinen ältesten Bruder übergehen mußte, zu seinem Lehrer sagte: „ich freue mich, daß ich nicht der älteste Sohn bin, ich will im Unterhaus sprechen wie Papa." Uebrigens concentrirten sich Unterricht und Studien des Knaben und Jünglings bis zu seinem Eintritt in's öffentliche Leben auf die griechischen und römischen Classiker und die Mathematik. In diesen Fächern muß er sehr gründliche Kenntnisse erworben haben. Noch in späteren Jahren setzte er competente Beurtheiler in Staunen durch die Gewandtheit, mit der er die schwierigsten griechischen Autoren las. Aber von neueren Sprachen, von neuester Literatur, von den für's praktische Leben unmittelbar nützlichen Kenntnissen eignete sich der junge Pitt nur wenig an und blieb namentlich der französischen Bildung fremd, die im vorigen Jahrhundert auch in England unter den höheren Ständen verbreitet war. Seine überaus schwächliche Gesundheit war die Ursache, daß er nicht auf einer jener berühmten öffentlichen Schulen des Landes erzogen wurde, nur durch beständige Pflege im elterlichen Hause glaubte man ihn erhalten zu können. Von der Universität Cambridge, die er schon mit vierzehn Jahren bezog, mußte er anfangs wegen Krankheit auf längere Zeit nach Hause zurückkehren, an die stärksten Reizmittel zur Erhaltung der Kräfte, namentlich den täglichen Genuß starker Dosen Portwein, gewöhnte sich auf ärztlichen Rath schon der Knabe. Allmählich aber be-

festigte sich gerade während der Universitätsjahre seine Gesundheit. — In Cambridge ist er dann sieben Jahre, weit über die gewöhnliche Zeit hinaus, geblieben, mit dem größten Eifer den Studien sich widmend.

In alle dem war seine Erziehung in stiller Zurückgezogenheit, unter elterlicher Aufsicht, mit strenger Gewöhnung zu regelmäßiger Arbeitsamkeit, ein völliger Gegensatz gegen die damals unter der vornehmen Welt herrschenden Gewohnheiten. Der Mann insbesondere, mit dem Pitt sich später vorzugsweise messen sollte, Fox, lernte in seiner Jugend nur in ganz unregelmäßiger Weise und ehe er das neunzehnte Jahr vollendet, war er unter Zulassung, ja unter Leitung seiner Eltern in die Spielgesellschaften von Paris und Spa und in die leichtsinnigsten Kreise großer Städte eingeführt.

Der akademische Fleiß hinderte den jungen Pitt nicht jedesmal nach London zu kommen, wenn sein Vater im Parlament sprach, was freilich um diese Zeit seltener und seltener geschah. So war er denn auch gegenwärtig, als der alte Staatsmann, von Krankheit und Alter niedergebeugt, sich in's Parlament tragen ließ, um gegen einen Friedensschluß zu sprechen, den er für unverträglich mit Englands Ehre hielt. Kaum hatte er seine warnende Stimme erhoben, als er, von tiefer Gemüthsbewegung überwältigt, bewußtlos zusammensank. Von seinem Sohne und Schwiegersohne wurde er hinausgetragen auf das Krankenbett, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Wenige Wochen darauf setzte man die Leiche des großen Earl of Chatam in der Westminsterabtei bei. Er hinterließ seinem Sohne einen Namen populärer und geachteter als irgend ein anderer in England. Von ihm sagt Lord Brougham, daß, sowie er das Staatsruder ergriff, man an jeder Bewegung des Schiffes die feste Hand bemerkte, die es lenkte. Seine Vaterlandsliebe und Geisteskraft waren so groß, daß unter seiner Leitung sofort ein gehobener Patriotismus, eine regere Thätigkeit, ein größeres Selbstvertrauen sich in allen Zweigen der Verwaltung des großen Reichs verbreitete. — Das Parlament ehrte sein Andenken durch Dotirung der für ihn gegründeten Pairie, Fürsorge für seine Wittwe; aber für seinen zweiten Sohn blieben kaum die dürftigsten Subsistenzmittel und nur mit einiger Mühe konnte er von seinem Onkel Earl Temple die Summe geliehen erhalten, die er zu seinem bald darauf erfolgenden Eintritt in die Advocatenlaufbahn nöthig hatte. Obgleich in dieser neuen Thätigkeit es dem jungen Manne nicht an Eifer und Erfolg fehlte, so war doch sein ganzer Blick auf das öffentliche Leben gerichtet. Durch Vermittelung des jungen Herzogs von Rutland, mit dem ihn Familienfreundschaft von den Vätern her verband, gelang es ihm denn auch in's Unterhaus zu kommen, noch ehe er sein zweiundzwanzigstes Jahr vollendet hatte.

Die Zeit, in der Pitt in das öffentliche Leben trat, war für die englische Geschichte von nicht geringer Bedeutung. Unter den beiden ersten Königen aus dem Hause Hannover hatten sich die Grundzüge der parlamentarischen Parteiregierung ausgebildet, wie wir sie gegenwärtig in England entwickelt finden. Der König beauftragt den Führer der Majorität im Unterhause mit der Bildung des Ministeriums aus seinen Parteigenossen. Das so gebildete Ministerium, das Cabinet, — wesentlich also ein Ausschuß der herrschenden Partei aus beiden Häusern des Parlaments — führt die Regierung des Landes, ohne daß der König an seinen Berathungen Antheil nimmt, auf seine Entschließungen einen directen Einfluß äußert. Noch unter Wilhelm III. war das anders gewesen. Er hat selbst sein Ministerium aus verschiedenen Parteien gebildet, den Berathungen des Ministerraths präsidirt, die auswärtige Politik des Staats persönlich geleitet; auch Königin Anna hat in ihren eigenen obwohl viel schwächeren Händen die Leitung der höchsten Staatsgewalt gehalten. Bekanntlich waren ja Intriguen ihrer Hofdamen die Hauptveranlassung der für Europa so wichtigen Ministerwechsel während des spanischen Erbfolgekrieges. Aber den beiden ersten Hannoveranern hatte es nicht viel gekostet, auf jeden Antheil an der Landesregierung zu verzichten. Dem Lande vollständig fremd, ohne Kenntniß seiner Einrichtungen und Sitten, nicht einmal der englischen Sprache ganz mächtig, dabei von höchst beschränkten Geistesgaben und den gröbsten sinnlichen Genüssen ausschließlich hingegeben, überließen sie gern die Regierung den großen und mächtigen Whigfamilien, die dies Königshaus auf den Thron gesetzt hatten und deren Partei damals im Parlament die Oberhand hatte. Georg III. aber fühlte sich wieder in einem ganz anderen Sinne, als seine beiden Vorgänger, König von England. „In England geboren und erzogen," sagte er in seiner ersten Thronrede, „ist es mein Stolz ein Engländer zu sein." Er nahm wieder Interesse an der Regierung des Landes und suchte seine persönliche Ueberzeugung in derselben zur Geltung zu bringen. Vor Allem wollte er deshalb die Herrschaft der regierenden Partei, der eng unter sich verbundenen Whigfamilien brechen und nicht die Führer des Parlaments, sondern Männer seiner Wahl und seines Vertrauens zu Ministern ernennen. Mit wechselndem Glück hatte er diesen Kampf während der ersten zwanzig Jahre seiner Regierung geführt und in der letzten Zeit war es ihm gelungen, in Lord North einen Ministerpräsidenten zu finden, der ihm persönlich angenehm und in wichtigen Dingen gefügig war, aber doch nicht ohne parlamentarische Fähigkeiten im Unterhause eine, wenn auch oft nur schwache, Majorität sich zu erhalten wußte. Die Elemente, auf die sich das Ministerium North stützte, waren einmal die unter Georg III. rasch erstarkte

Hofpartei, die Freunde des Königs, wie man sie wohl nannte, und dann die Reste der alten Torypartei, die wegen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Stuart nach der hannöverschen Succession zum Theil vom öffentlichen Leben verdrängt waren, jetzt jedoch ihren Frieden mit den neuen Zuständen gemacht hatten und wieder mächtiger hervorzutreten begannen. Gegenüber aber standen in geschlossenen Reihen mit viel begabteren Führern die Whigs, gehoben überdies durch das Bewußtsein, vorzugsweise die Vorkämpfer englischer Freiheit in schweren Zeiten gewesen zu sein. Nomineller Führer dieser Partei war Lord Rockingham, aber die beiden hervorragendsten Männer unstreitig Burke und Fox. — Burke, der größte politische Denker Englands während des letzten Jahrhunderts, der gegen das Bestreben des Königs, eine persönliche Regierung zu führen, unlängst die bedeutendste Vertheidigungsschrift parlamentarischer Parteiregierung verfaßt hatte, die jemals geschrieben ist, ein Mann von umfassendem Wissen, warmem Herzen, lebhafter Phantasie und großer Rednergabe, aber mitunter mehr Gelehrter als Staatsmann; Fox, von nicht geringen Talenten und in viel höherem Maaße als Burke durch Beweglichkeit des Geistes, rasche Auffassungsgabe, Schlagfertigkeit der Rede, persönliche Liebenswürdigkeit geeignet zur Führerschaft einer parlamentarischen Partei, ein principal debater durch und durch, aber ohne solides Wissen, von überaus leichtsinnigem, anstößigem Lebenswandel. Der letztere Umstand schadete ihm zwar nicht im Parlamente und auch nicht in der guten Gesellschaft damaliger Zeit, wohl aber bei'm Könige und einem großen Theil des englischen Volks. — Außer diesen beiden großen Fractionen hatte eine kleine Anzahl persönlicher Anhänger des älteren Pitt unter der Führung von Earl Shelbourne eine gewisse Selbständigkeit bewahrt. Der ältere Pitt hatte, wenn er auch meistens mit den Whigs ging, doch niemals sich unbedingt einer der Hauptparteien des Landes angeschlossen, und eine kleine Zahl seiner Freunde setzte diese Politik fort. Natürlich schloß sich Pitt, den väterlichen Traditionen treu, dieser Fraction an.

Schon einige Wochen nach seinem Eintritt in's Haus hielt er seine erste Rede über Finanzreformen. Niemals hat eine erste Rede einen solchen Eindruck gemacht. Das ist nicht ein Spahn vom alten Block, sagte Burke, das ist der alte Block selbst. In weiten Kreisen freute man sich, daß der alte Pitt dem Lande wiedergegeben sei. Als bald nach diesem glänzenden Debüt Lord North vom Amte weichen, der König wieder einmal ein Whigministerium nehmen mußte, dachten schon die Führer dieser Partei den jungen Pitt an sich zu ziehen und boten ihm höchst einträgliche Stellen in der neuen Verwaltung an; aber weil mit denselben kein Sitz und Stimme im Ministerrath, dem Cabinet, verbunden war, lehnte

Pitt sie ab. Er blieb in seinen äußerlich sehr beschränkten Verhältnissen und begnügte sich, im Parlament mit jugendlichem Eifer an den Debatten theilzunehmen und die mannichfachsten Reformen auf den verschiedensten Gebieten der Verfassung und Verwaltung anzuregen oder zu unterstützen.

Nach wenigen Monaten verlor das neue Whigministerium seinen Chef, den Lord Rockingham, durch den Tod. Der König wollte die erledigte Stelle dem Earl Shelbourne, dem Führer der Pitt'schen Partei und bisherigen Colonialminister übertragen, während die Whigs unter sich den Earl of Portland, einen ganz unbedeutenden Mann, aber einer ihrer größten und vornehmsten Familien angehörig, zu dieser Stelle ausersehen hatten. Als der König nicht nachgab, resignirten Fox, Burke und fast alle hervorragenden Männer der Partei; Shelbourne mußte aus seinen wenigen Freunden eine neue Verwaltung bilden, in der Pitt, eben dreiundzwanzig Jahr alt, die Stelle des Finanzministers erhielt. Diesem Ministerium, das nur eine so kleine Partei im Unterhaus hinter sich hatte, fiel nun sofort die undankbare Aufgabe zu, den unglücklichen, durch den Eigensinn des Königs schon über Gebühr verlängerten Krieg gegen die americanischen Colonien, gegen Frankreich und Spanien durch den ungünstigsten Friedensvertrag zu beenden, den England in den letzten Jahrhunderten geschlossen hat. Vergebens suchte Pitt die Verwaltung dadurch zu stärken, daß er persönlich Fox um seinen Beitritt bat, Fox wies jede Vereinigung mit Lord Shelbourne auf das Schroffste zurück. Dagegen trugen er und seine Freunde kein Bedenken, sich mit ihrem früheren Gegner, dem eben gestürzten Lord North, auszusöhnen und gemeinschaftlich mit ihm das Ministerium zu bekämpfen. Seit diesem Augenblick trennten sich für Lebenszeit die Wege von Pitt und Fox. Jahre lang hatte Fox mit Shelbourne vereint das Ministerium North bekämpft, North für den imfamsten aller Menschen erklärt, ihm Ehre und Gewissen abgesprochen, hatte auf's Leidenschaftlichste Beendigung des unseligen, nur auf den Wunsch des Königs von North fortgeführten Krieges verlangt — und nun, wo Shelbourne und Pitt diesem Krieg wirklich ein Ende setzen, reicht er eben diesem Lord North die Hand zum Bündniß gegen den früheren Bundesgenossen, zur Bekämpfung eines Friedensvertrages, den er im Amte ganz ebenso abgeschlossen hätte!

Die tiefere Ursache dieses auf den ersten Blick kaum begreiflichen Verhaltens lag darin, daß man den König zwingen wollte, die parlamentarische Parteiregierung anzuerkennen. Der König sollte sein persönliches Vertrauen bei der Ernennung der Minister gar nicht, die Führer der Partei ausschließlich berücksichtigen. Für den Augenblick siegte dies Bestreben, Whigs und Tories reichten sich die Hand den Grundsatz durchzusetzen, das

Ministerium Shelbourne konnte sich gegen eine solche Coalition von links und rechts nicht halten, der König mußte die Regierung in die Hände der gegen ihn verbündeten Parteiführer legen. Der von den Whigs ausgesuchte Lord Portland wurde nun wirklich Premier, Fox und North Staatssecretäre, aber bei dem fügsamen Charakter des Letzteren war Fox ohne Zweifel die Seele des Coalitionsministeriums.

Es schien, als ob einem solchen Bündniß gegenüber für alle Zeiten der Wille des Königs gebrochen sei. Aber im Bewußtsein ihrer Macht versuchten die Parteiführer eine Maaßregel, die, bestimmt ihren Einfluß für die Zukunft zu sichern, einen ganz entgegengesetzten Erfolg hatte. Fox brachte einen Gesetzentwurf ein, nach dem die Regierung der indischen Besitzungen der ostindischen Handelsgesellschaft entzogen und — nicht etwa unter die verantwortlichen Minister des Königs, sondern unter ein wenigstens zunächst vom Parlament zu ernennendes Directorium gestellt werden sollte. Die Beseitigung der ostindischen Compagnie war offenbar nicht der einzige Zweck des Gesetzes. Man wollte die Regierung des großen indischen Reichs selbst gewinnen und für die Dauer der damaligen Generation unabhängig vom Könige und von der wechselnden Volksstimmung der eigenen Partei sichern. Der ganze damit verbundene Einfluß wäre fast ausschließlich den herrschenden Whigfamilien zu Gute gekommen.

Von einer starken Majorität im Unterhaus angenommen, ging der Gesetzentwurf an's Oberhaus. Hier war von einigen bedeutenden Männern, namentlich den conservativen Juristen, ein kräftiger Widerstand zu erwarten. Aber entscheidend war, daß der König, der in der Bill einen Eingriff in seine Prärogative sah, den Earl Temple in's Oberhaus schickte mit einem Billet folgenden Inhalts: „Se. Majestät bevollmächtigt den Earl Temple zu sagen, daß, wer für die Indiabill stimmt, nicht nur nicht sein Freund ist, sondern von ihm als sein persönlicher Feind betrachtet werden wird, und wenn diese Worte nicht stark genug sind, so mag Earl Temple alle Worte brauchen, die ihm stärker und geeigneter erscheinen." — Der Gesetzentwurf fiel darauf im Oberhause. Das Unterhaus faßte sofort unter lebhafter Befürwortung der Minister die Resolution, daß es ein Bruch der Rechte des Parlaments und der Verfassung sei, Meinungen des Königs über zur Verhandlung stehende Gegenstände zu berichten und dadurch auf die Verhandlungen einzuwirken. Natürlich war nun das Verhältniß der Minister zum Könige unhaltbar geworden; als sie noch zögerten ihre Entlassung zu nehmen, gab sie ihnen der König und wandte sich an Pitt, mit der Bitte ein anderes Ministerium zu bilden. Pitt nahm ohne einen Augenblick zu zögern den Auftrag an, aber mit Hohngelächter wurde die Nachricht davon im Unterhause aufgenommen. Kein Mitglied

dieſer Verſammlung trat mit ihm in's Cabinet, in's Staatsminiſterium, nur Leute zweiten Ranges konnte er dort für ſeine Verwaltung gewinnen. Eine Auflöſung des Hauſes war nach allgemeiner Meinung der einzige Ausweg, der ihm blieb, ein Ausweg überdies von ſehr zweifelhaften Erfolge. Er wählte den Weg nicht, ſondern trat geradeswegs dem Sturme entgegen, der ſich im Unterhaus gegen ihn erhob, — er der vierundzwanzigjährige Jüngling ganz allein den erfahrenſten Staatsmännern, den erprobteſten Rednern ſeiner Zeit gegenüber. Ich kann die Reihenfolge der drohenden Reſolutionen, der Mißtrauensvoten hier nicht durchgehen, die das Haus gegen dieſen anmaaßenden Knaben, wie man ſich wohl ausdrückte, beſchloß. Man wandte ſich zweimal in einer Adreſſe an den König mit der Bitte um ein anderes Miniſterium, das Oberhaus beſchloß Gegenreſolutionen, eine Gegenadreſſe, der König und Pitt blieben feſt. Es kam Alles darauf an, ob das Haus die letzten und gewichtigſten Mittel gebrauchen wollte, welche die Verfaſſung in ſeine Hand gelegt hatte. Eine Zeit lang ſcheint man ſchwankend geweſen zu ſein, ob man dem Miniſterium nicht die zur Führung der Regierung nothwendigen Geldmittel verweigern ſolle. Man faßte Beſchlüſſe, die nur als eine Drohung mit dieſer Waffe aufgefaßt werden können. Aber ſehr bald ſcheint die Majorität zur Ueberzeugung gekommen zu ſein, daß es nicht im Intereſſe des Landes ſei, den Conflict ſo weit zu treiben und das wichtige Recht der Budgetfeſtſtellung als Mittel zum Sturz eines Miniſteriums zu gebrauchen. Als Fox die Stimmung des Hauſes ſondirend die Berathung der vom Miniſterium verlangten Geldbewilligungen um einige Tage verſchieben wollte, erlangte er nur neun Stimmen Majorität. Er mußte ſehen, daß zu einer Verweigerung man ihm nicht folgen würde. Es iſt das in England ſeit der zweiten Revolution das einzige Mal, daß man ernſtlich daran dachte der Krone die geforderten Geldmittel nicht zu bewilligen, aber auch dieſes Mal wurde die Gefahr beſeitigt durch die Mäßigung des Hauſes der Gemeinen.

Unmittelbar nach den erfolgten Geldbewilligungen und der Zuſtimmung zum Meutereigeſetz löſte der König auf Pitt's Anrathen das Haus auf und die bald darauf ſtattfindenden Wahlen ergaben eine glänzende Majorität für Pitt. Schon während der letzten Sitzungen des aufgelöſten Hauſes hatten in verſchiedenen Landestheilen Kundgebungen in dieſem Sinne ſtattgefunden, und bei den Wahlen ſelbſt zeigte ſich in ſchlagender Weiſe, daß der Mittelſtand und die Landedelleute überall ganz überwiegend auf Pitt's Seite ſtanden. Die Urſache dieſes großen Erfolges iſt gewiß in erſter Linie in dem royaliſtiſchen Sinne zu ſuchen, der damals einen großen Theil der Engländer wieder beſeelte. Die Erfahrung dieſes

Einflusses, welchen königliches Ansehen und königliche Autorität auf die Gemüther übten, ließ Fox am Ende seines Lebens in die Klage ausbrechen: „Ohne Coalitionen ist gegen die Krone gar nichts auszurichten, mit Coalitionen, Gott weiß, wie wenig!" Sodann ist die öffentliche Meinung in England niemals den Coalitionsministerien hold gewesen; aber ganz besonders war das diesmal der Fall. Es verletzte das sittliche Gefühl, daß Männer so verschiedener Richtung, die sich gegenseitig auf's Aeußerste bekämpft hatten, jetzt sich gegen den König und allgemein geachtete Diener des Königs vereinigten. Endlich aber ist gewiß nicht zum kleinsten Theil der Erfolg Pitt selbst zuzuschreiben. Auf ihn war schon ein Theil des väterlichen Ruhms übergegangen. Seine Talente, seine Rednergabe, seine Kenntnisse, seine Sittenreinheit waren allgemein bekannt geworden. Jedermann wußte, daß er keineswegs in nahen persönlichen Beziehungen zum Hofe oder zur Hofpartei gestanden; nicht als Hofmann, als Reformer war er im Parlament aufgetreten. Daß er nicht eigenen Vortheil suche, davon überzeugte man sich noch ganz insbesondere, als während der Kämpfe mit dem Unterhause eine der einträglichsten Sinecuren im Lande frei wurde. Nach damaliger englischer Sitte war es fast selbstverständlich, daß ein unbemittelter Premierminister sich eine solche Stelle selbst vorbehielt. Aber Pitt verwandte die erledigte Pension sofort im Interesse des öffentlichen Dienstes. „Es ist eine große Sache," sagt bei dieser Gelegenheit Macaulay, „für Jemand, der nur 2000 Thaler jährlich hat, zu zeigen, daß er 20,000 Thaler jährliches Einkommen nur für Schmutz unter seinen Füßen ansieht, im Vergleich mit öffentlichem Interesse und öffentlicher Hochachtung." Dazu kam denn die Art und Weise, wie Pitt sich in den parlamentarischen Kämpfen im Unterhause bewährte. Die größte Ruhe und Selbstbeherrschung, allzeit klare und durchdachte Rede vermochte der junge Mann den Angriffen seiner Gegner entgegenzusetzen und mit Staunen mußten die erprobten Führer des Hauses bemerken, wie schon während der Session mit jedem Tage ihre Majorität geringer wurde. Von dieser Beredtsamkeit und von dem wunderbaren Eindruck, den sie auf das Unterhaus machte, ist es uns schwer eine klare Anschauung zu gewinnen. Es gab damals nicht nur keine stenographischen, sondern überhaupt noch keine genauen Berichte über die Debatten im Parlament, und die Zeitgenossen bemerken, daß unter allen großen Rednern der Zeit Pitt am wenigsten nach seinen gedruckten Reden beurtheilt werden dürfe. Ein großer Theil des Eindrucks sei dem Vortrage, der überaus wohlklingenden Stimme, der trefflichen Betonung, der fließenden Satzbildung, der Zuversicht und Ruhe des ganzen Auftretens, der ganzen Persönlichkeit zu danken. In diesen Eigenschaften war er allen Rednern der Zeit überlegen, ihm fehlten die

begeisterten, oft stürmischen Ausbrüche der Beredtsamkeit seines Vaters, die asiatische Fülle und Phantasie von Burke; seine Sache war vielmehr klare, durchsichtige Auseinandersetzung der Argumente, scharfe gedrängte Schlagsätze, stattliche gewichtige Sentenzen, in der Debatte eine rasche Auffassung der Schwächen des Gegners und sehr oft ein gegen dieselben in wirksamer Weise angewandter Spott. Er ganz allein konnte auch bei trockenen finanziellen Auseinandersetzungen durch seine Art der Rede stundenlang die Zuhörer fesseln.

Keineswegs war ihm dabei eine besondere Gefälligkeit des ganzen Benehmens eigen. Im Gegentheil, seine Manieren waren kalt, steif, ohne alle Grazie. Ein Augenzeuge schildert ihn uns: Groß, schlank, mit eckigen ungelenken Bewegungen; in's Parlament eingetreten, geht er mit festem, raschem Schritt, den Kopf stolz hinten übergelegt, eilig auf seinen Platz zu, ohne jemals einen seiner Freunde zu begrüßen, ein freundliches Wort mit ihnen zu wechseln. Wie viele der Größten und Vornehmsten in England, die da um ihn herum sitzen, sagt dieser Berichterstatter, würden sich freuen, das kleinste Zeichen der Aufmerksamkeit von dem jungen Manne zu erhalten, das ihnen niemals zu Theil wird. Ganz anders sein großer Gegner Fox. Von kräftiger, untersetzter Gestalt, mit dem Ausdruck des größten Wohlwollens und herzlicher Gutmüthigkeit auf dem Gesicht, pflegt er links und rechts beim Eintritt in's Haus die Hände zu schütteln, überall heitere Unterhaltung anzuknüpfen, von Freunden umringt, kann er kaum auf seinen Platz gelangen. Pitt, obwohl von vornehmer Höflichkeit gegen Jedermann, lud durch sein Wesen Niemand zur Annäherung ein. Nur im ganz kleinen Kreise bewährter Freunde gab er sich in ungezwungener Heiterkeit als der liebenswürdigste Gesellschafter, und von solchen Diners trugen er und seine Freunde in einzelnen, wenn auch seltenen, Fällen jugendlichen Uebermuth und Weinlaune sogar in die abendlichen Sitzungen des Unterhauses.

Weit über die Kreise des Parlaments, ja weit über Englands Grenzen hinaus, erregten übrigens damals Pitt's Verhalten und Erfolge Theilnahme und Bewunderung. „Hier," schrieb kurz nachher (24. Octbr. 1784) Gibbon von Lausanne, „ist Alles leidenschaftlich gegen Fox und für Pitt," und der berühmte Historiker selbst, obwohl er seinerseits Bedauern über die Niederlage seiner eigenen Partei und Mißtrauen gegen die Zunahme königlichen Einflusses ausspricht, fügt doch hinzu: „Gewiß ist auch ein junger Mann von 25 Jahren, der sich zur Regierung eines großen Reichs erhebt durch die Macht seines Geistes und den Ruf seiner Jugend, ein Beispiel ohne Gleichen in der Geschichte und nicht weniger ehrenvoll für sein Vaterland als für ihn selbst."

Seitdem ist Pitt 18 Jahre lang ununterbrochen im Amte gewesen und von Jahr zu Jahr, darf man sagen, hat sich das Vertrauen und die Achtung seines Volks und seines Königs gegen ihn gemehrt. Die unerfreulichen Conflicte zwischen Georg III. und der parlamentarischen Majorität sind nun wie mit einem Schlage verschwunden, das Unterhaus und der König werden in gleichem Maaße von der überlegenen Kraft des großen Mannes geleitet.

Seine Verwaltung wird durch die französische Revolution in zwei fast gleich große Hälften geschieden. In der ersten Hälfte bewährt sich Pitt als der genialste und glücklichste Reformer auf den verschiedensten Gebieten des gemeinen Wesens.

Der englische Staat zu Ende des vorigen Jahrhunderts bietet ja ohne Zweifel ein Bild großen politischen Lebens, glänzender staatsmännischer Talente, rasch wachsender Macht und Ansehens nach Außen, aber im Innern war er doch voll kräftiger Mißbräuche und verkommener Einrichtungen. Die regierende Klasse, die grundbesitzende Aristokratie und Gentry, hatte ganz ausschließlich Staat und Kirche in ihren Händen; nicht der dritte Theil des Unterhauses wurde wirklich von unabhängigen Wählern gewählt, zwei Drittel wurden ernannt von den großen Grundherren, in ganz abhängigen, nur dem Namen nach existirenden Wahlkörperschaften. Im Unterhaus selbst bestrebte jedes Ministerium durch ein ausgedehntes Bestechungssystem sich die Majorität zu sichern, große Geldgeschenke, Jahrgelder, Geldvortheile aller Art wurden, um Stimmen zu kaufen, von den Ministern vertheilt. Dabei übten die regierenden Stände einen starken Druck auf die niederen Volksklassen. Fast das ganze Einkommen des Staats wurde bestritten durch hohe Consumtionssteuern, die auf den nothwendigsten Lebensbedürfnissen und auf den ärmeren Klassen unverhältnißmäßig lasteten. Die Civiljustiz war wegen der enormen Proceßkosten nur den Reichsten zugänglich, drakonische Gesetze bestraften Diebstahl, Jagdfrevel und andere Vergehen, die vorzugsweise von den Besitzlosen verübt werden; eine weitgehende arbiträre Strafgewalt gegen die kleineren Vergehen dieser Art übten die größeren Grundbesitzer selbst; für sittliche und intellectuelle Hebung der niederen Stände, für Volksschulen z. B., wie sie der größere Theil des nördlichen und mittleren Deutschlands damals schon lange hatte, sorgte weder Staat noch Kirche. Ein engherziges Handels-, Schiffahrt- und Colonialsystem lastete auf Handel und Gewerben, die Entwicklung der Landwirthschaft wurde gehemmt durch die Zehntpflichtigkeit alles Landes. Alle Unterthanen, die nicht zu der in geistiger Erstarrung befindlichen Staatskirche gehörten, waren der politischen Rechte gänzlich beraubt, der größte politische und kirchliche Druck lastete auf dem unglücklichen Irland.

Auf allen diesen Gebieten hatte die Gesetzgebung seit dem ersten Beginn der parlamentarischen Parteiregierung fast Nichts gebessert, Manches verschlimmert. Der erste Staatsmann, der den geschilderten Uebelständen mit Entschiedenheit zu Leibe ging, der wieder eine energische Thätigkeit dem wenig anziehenden Gebiet der inneren Landesverwaltung zuwandte, war Pitt.

Zunächst faßte er das Finanzwesen des Landes an. Eine großartige Defraudation, eine Fülle von Mißbräuchen herrschte in Folge der übermäßig hohen Consumtionssteuern und der schlechten Controlle in der Finanzverwaltung. Pitt wagte es trotz des herrschenden Deficits, die zu hoch gesteigerten Zölle und Accisen zu ermäßigen und u. A. den Theezoll von 119 auf 12½ pCt. herabzusetzen. So groß war in Folge dieser Ermäßigung und der gleichzeitig verbesserten Erhebungs- und Verwaltungs-Controlle die Zunahme der wirklich verzollten Quantitäten Thee, daß die Zolleinnahme davon nur von Lstr. 700,000 auf Lstr. 340,000 sank. Den immerhin unvermeidlichen Ausfall deckte er durch eine Wohnungssteuer und Abgaben von verschiedenen Luxusgegenständen. Durch diese und ähnliche Maaßregeln gelang es Pitt in wenigen Jahren der Staatskasse einen Ueberschuß, den Steuerpflichtigen und besonders den niederen Volksklassen eine wesentliche Erleichterung und sich selbst den Namen des ersten Finanzmannes seiner Zeit zu verschaffen.

Sodann suchte er Irland zu helfen. Er wollte zunächst die Handelsbeschränkungen zwischen England und Irland aufheben und beide so sehr entfremdeten Völker durch freien commerciellen Verkehr allmählich einander nähern. Aber er scheiterte damals noch an den Vorurtheilen, die sich ihm in beiden Ländern, besonders aber in Irland, entgegenstellten.

Viel glücklicher war er in der Regelung der auswärtigen Handelsbeziehungen. Er war auf diesem Gebiete der erste Staatsmann, der, angeregt durch die großen nationalökonomischen Schriftsteller seines Volkes, entschiedene Schritte zu größerer Freiheit des auswärtigen Handels machte. Von Frankreich war seit Ludwig XIV. und Colbert mehr noch als von England aus das System engherziger Schutz- und Prohibitivzölle durch das ganze Europa gewandert. Es gelang nun Pitt, im Jahre 1787 einen Handelsvertrag mit Frankreich abzuschließen, der dort an die Stelle des schlimmsten, alle fremden Manufacturwaaren ausschließenden Tarifs die liberalsten Zölle setzte, die damals irgend ein größeres Land in Europa hatte. Wir freuen uns jetzt des englisch-französischen Handelsvertrags von 1860 und des folgenreichen Beispiels, den er für Europa gegeben hat. Aber die Zölle, die in Frankreich gegenwärtig für die Producte begün-

stigter Länder in den wichtigsten Waarenklassen eingeführt werden, sind hoch im Vergleich zu denen, die Pitt damals erlangte.*)

In Betreff der Bildung und Leitung des Unterhauses war es sodann ein Lieblingsgedanke Pitt's von den ersten Tagen seiner Beschäftigung mit öffentlichen Dingen an, dieselbe zu reinigen von dem Schmutz der Bestechung und sonstiger unsittlicher Beeinflussung, welcher ihr anklebte. In seinem eigenen Verhältniß zum Unterhaus war ihm dies leicht. Sein Ministerium war das erste, welches keine Geldgeschenke, keine Pensionen mehr vertheilte, um Stimmen zu gewinnen; welches Anleihen und andere Geldgeschäfte des Staats abschloß, ohne daß für die Parteigenossen Geldvortheile abfielen. Pitt's geistige Bedeutung war so groß, daß er solcher Mittel der Beeinflussung nicht mehr bedurfte. Auch sein Vater hatte persönlich seine Hände von solchem Schmutz rein gehalten, aber seine Amtsgenossen hatten für ihn dies unreinliche Geschäft besorgt. Erst vom Jahre 1783 datirt die englische Geschichte das Verschwinden dieser Praxis, die man bis dahin als einen unvermeidlichen Uebelstand parlamentarischer Regierung angesehen hatte.

Viel schwieriger war es in der Bildung des Unterhauses die allmählich entstandenen Anomalien zu beseitigen. Pitt's Plan stimmte natürlich darin mit dem aller anderen Reformer überein, daß er dem größten Theil der verfallenen Wahlflecken ihr Wahlrecht entziehen wollte; aber indem er vorschlug, die so im Unterhaus erledigten Sitze ganz überwiegend den Grafschaften d. h. dem platten Lande zuzutheilen, wollte er das Uebergewicht der Landedelleute im Unterhaus nicht brechen, den socialen Charakter der Repräsentation nicht ändern, er wollte nur, daß der Einfluß der Grundaristokratie sich nicht auf unbedingte Abhängigkeit der Wahlkörperschaften, sondern auf edlere, sittliche Motive gründe. Mit diesen Anträgen drang indeß Pitt im Parlament nicht durch und so ließen sich noch manche andere großartige Reformen anführen, die von Pitt damals zuerst angeregt oder unterstützt, aber noch nicht sofort zur Durchführung gebracht sind. So pflegt es ja in England zu geschehen. Selten findet eine reformirende Maaßregel sofort die Zustimmung aller gesetzgeberischen Factoren, wichtige und nothwendige Gesetzentwürfe werden Jahrzehnte lang immer wieder eingebracht und immer wieder verworfen, ohne daß man darum eine Verfassungsänderung, eine Reform des Ober- oder Unterhauses verlangte. Man vertraut auf die zwar langsam, aber allmählich auch die Gegenpartei überzeugende Kraft einer guten Sache.

*) Für alle Arten von Wollen- und Baumwollenwaaren z. B. sollte in keinem der contrahirenden Staaten der Zoll 12 pCt. ad valorem, für alle Arten Eisenwaaren 10 pCt. ad valorem überschreiten.

Wie man im Lande dieſe Thätigkeit Pitt's anerkannte, das zeigte ſich, als 1789 der König an einem Gehirnleiden gefährlich erkrankte. Es war kein Zweifel, daß der damalige Prinz von Wales, zur Regentſchaft oder zur Thronfolge berufen, dem Miniſterium Pitt trotz der Majorität, die daſſelbe in beiden Häuſern des Parlaments hatte, ſofort ein Ende machen werde. Denn mit ſeinem Vater auf's Heftigſte überworfen, war dieſer Prinz ein naher Freund von Fox, ein Genoſſe ſeiner Spiel- und Trinkgeſellſchaften. Als damals unter einigen Cityhandelsherren von den ſchlechten Vermögensumſtänden Pitt's die Rede war, die ihm den Verluſt ſeines Gehalts empfindlich erſcheinen laſſen mußten, brachte man in weniger als zwei Tagen in der City von London 700,000 Thlr. für ihn zuſammen. Es iſt das wohl das größte Ehrengeſchenk, das jemals für einen Staatsmann durch freiwillige Gaben auch in England geſammelt iſt. Aber — „Keine Macht auf der Erde ſoll mich bewegen, das anzunehmen" ſagte Pitt. Als die Nachricht von der Wiederherſtellung des Königs kam, ſtrahlte London unverabredet in der glänzendſten Beleuchtung und ein Freudenjubel ging durch's ganze Land.

Kurz nach dieſem Triumph Pitt's trat die franzöſiſche Revolution ein.

Pitt ſcheint anfangs den Begebenheiten im Nachbarlande faſt gleichgültig zugeſehen zu haben. Er hatte zu viel praktiſchen und nationalengliſchen Sinn, als daß er ſie mit Freude begrüßt hätte, wie das Fox und manche Andere thaten. Im Gegentheil, Frankreich war ihm in ſeiner inneren Unordnung nur ein Gegenſtand des Mitleids. Er hatte aber auch nicht genug Kenntniß continentaler Zuſtände, nicht genug allgemeine hiſtoriſche Bildung, um die Bedeutung der franzöſiſchen Revolution in ihrer ganzen Tragweite zu würdigen. Burke iſt ohne Zweifel der Staatsmann geweſen, der in dieſer Beziehung zuerſt am weiteſten geſehen hat. Er zeigte ſchon 1791, wie die engliſche Verfaſſungsgeſchichte nichts gemein habe mit dem, was in Frankreich vorgehe. Wenn Fox die Conſtitution von 1791 das ſtaunenswertheſte und glorreichſte Gebäude der Freiheit nannte, das jemals Menſchenhand aufgerichtet, ſo ſagte Burke voraus, daß es keinen Beſtand haben und daß Knechtſchaft, nicht Freiheit das Ende der Bewegung ſein werde. Er löſte öffentlich auf's Entſchiedenſte die langjährige Freundſchaft mit Fox, ſchloß ſich mit einem anſehnlichen Theile der Whigpartei Pitt an und verlangte von ihm einen heiligen Krieg gegen die Jakobiner und gegen ihre, die ganze Geſellſchaft zur Barbarei zurückführenden Grundſätze. Pitt theilte nicht die Beſorgniſſe Burke's. Mit gutem, reinem Gewiſſen, wie er es hatte, hegte er keine Furcht für England und für ſeine Regierung. Wenn Burke ihm die anſteckende Kraft der verderblichen Lehren, den Ruin der engliſchen Verfaſſung, der aus

ihnen hervorgehen müsse, auseinandersetzte, meinte er: „Ich fürchte nicht für England, England wird dauern bis zum Tage des jüngsten Gerichts, des letzten Urtheils." Worauf ihm dann Burke freilich erwiderte: „Es ist nicht der Tag des letzten Urtheils, es ist der Tag ohne Urtheil, den ich für unser Volk fürchte." (It is not the day of judgement, I fear, it is the day of no judgement.) Aber Pitt hatte auch nicht die geringste Lust, sich aus den so glücklich betretenen Bahnen innerer Reform und friedlicher Entwicklung durch einen Krieg hinaus drängen zu lassen. Niemals haben in England Handel und Gewerbe einen solchen Fortschritt gemacht, wie in eben diesen zehn Jahren von 1783—93. Die Baumwollenindustrie verfünffachte, die Wollenindustrie verdoppelte sich in dieser kurzen Periode. Auch in der auswärtigen Politik hatte Pitt 1791 noch seine Blicke nach einer ganz anderen Seite hin gewandt. Ihm machten die großen Fortschritte Rußlands im Türkenkriege Sorge und er vermochte das damals mit England eng verbündete Preußen, eine drohende Haltung anzunehmen und eine Armee gegen Rußland aufzustellen. Als er aber mit diesen Plänen vor's Parlament kam, mußte er merken, daß er der Einzige sei, der in der rasch wachsenden Macht Rußlands damals schon eine Gefahr sah. Es blieb ihm nichts übrig, als sofort die schwächste Note nach Berlin zu schicken, die er wohl jemals geschrieben, in der er die Nothwendigkeit des Rückzugs entwickelt und ausführt, wie eine parlamentarische Regierung in der Unterstützung ihrer Alliirten vom Parlament abhängig sei. Dies Zurückweichen Englands, zu dem Pitt sich wider bessere Ueberzeugung entschloß, nöthigte Preußen sich andere Allianzen zu suchen und trug viel bei zur zweiten Theilung Polens und zu der von nun an bis 1806 leider fast continuirlich steigenden Entfremdung des Berliner und Londoner Cabinets.

Obgleich in dieser Richtung seiner Politik gehemmt, ließ sich Pitt doch nicht bewegen, an den Coalitionen gegen Frankreich im Jahr 1792 theilzunehmen. Erst die französische Occupation von Belgien, die vertragswidrige Eröffnung der Schelde, die offenen Vorbereitungen zum Angriff auf Holland nöthigten ihn, Ende des Jahres eine drohende Haltung anzunehmen. Dazu kamen die Verbindungen, welche die Franzosen mit den revolutionären Elementen in England und Irland anknüpften, die Geldunterstützungen, welche Unruhestifter in diesen Ländern von Paris erhielten. So bedurfte es nur der allgemeinen Entrüstung, welche die Hinrichtung Ludwig's XVI. in England erregte, um den Krieg zum Ausbruch zu bringen, der von da an fast ununterbrochen mehr als 20 Jahre lang zwischen den beiden großen Nationen gedauert hat. So ungern ohne allen Zweifel Pitt in diesen Kampf ging, mit so viel Zähigkeit hat er ihn geführt.

Nachdem er einmal die unersättliche Eroberungssucht der französischen Machthaber erkannt hatte, war er — ein echt angelsächsischer Charakter — unermüdlich, immer neue Ressourcen zur Kriegführung, neue Allianzen aufzufinden. Er folgte treu den Worten des größten englischen Dichters: „Hüte Dich vor Händeln. Bist Du drin, führ' sie, daß sich Dein Feind vor Dir mag hüten."

Daß nicht nur die Franzosen von jeher Pitt als eine wahre Kriegsfurie dargestellt, sondern daß sogar englische Schriftsteller ihn wegen seiner kriegerischen Politik gegen Frankreich getadelt, kann uns nicht Wunder nehmen. Er hatte sich ja noch nicht zu der Staatsweisheit erhoben, welche in Frankreich und Dänemark natürliche und alte Alliirte Englands, in den Deutschen aber gefährliche Welteroberer sieht.

Mit dem Beginn des Krieges nimmt die englische Regierung, unterstützt von der großen Majorität des Parlaments, in den inneren Angelegenheiten eine neue Wendung. Bis dahin hatte man den geheimen Gesellschaften, den Flugschriften und Volksreden, welche für die französische Freiheit Propaganda machten, wenig Hindernisse in den Weg gestellt. Jetzt ließ Pitt das Parlament einige Ausnahmegesetze genehmigen, welche die Habeascorpusacte suspendirten, die Fremden unter besondere polizeiliche Aufsicht stellten und der Regierung die Macht zur Unterdrückung republicanischer Tendenzen gaben. Fast gleichzeitig ging durch das ganze Volk eine heftige Bewegung gegen die Freunde der Franzosen in England. In den meisten Theilen Englands bildeten sich Vereine, um der Executivgewalt zur Entdeckung und Verfolgung aufrührerischer Schriften und Reden behülflich zu sein, und so organisirte die freie Vereinsthätigkeit ein förmliches System der Ausspürung und der Anzeige jeder politisch verdächtigen Aeußerung, jedes unvorsichtigen Worts. Hier ist nun ein wichtiger Anklagepunkt der Gegner Pitt's, daß er diese Bewegung nicht gehemmt, sondern durch seine Ausnahmegesetze eher gefördert habe. Mir scheint, man muß bei Beurtheilung dieser Gesetze und der ganzen Volksbewegung den Kriegszustand bedenken, in dem England sich befand, und die so oft verkündete Absicht der Jakobiner, Volksbewegungen in allen den Ländern hervorzurufen, mit denen Frankreich im Kriege war. Man hatte ja in eben den Jahren das Schicksal der Niederlande unmittelbar vor Augen, ein Land, in dem viel mehr bürgerliche Freiheit, viel weniger aristokratische Gesetze, viel geringerer Druck der niederen Klassen bestand als in England. Dort warf sich die Majorität des Volks unter Mißachtung der von den Vätern theuer erworbenen Freiheit der neuen Brüderlichkeit und Gleichheit in die Arme und es fehlte wenig, so hätten die brüderlichen französischen Umarmungen das Land völlig erdrückt. Gegen eine solche Ge-

fahr war die beste Waffe eine Anregung des nationalen Gefühls, des nationalen Stolzes, der sich natürlich gegen diejenigen wandte, welche mit ausländischer Hülfe die fremde Freiheit importiren wollten. Für jede einzelne Handlung aber, die aus dieser großen Volksbewegung hervorging, für jedes harte Urtheil der Richter und Geschworenen kann Pitt nicht verantwortlich gemacht werden.

Den Krieg gegen Frankreich hat er nun allerdings nicht ganz mit dem Glück und wohl auch nicht ganz mit dem Geschick geführt, mit dem er die Werke des Friedens handhabte. Zur See sind freilich unter seiner Verwaltung die größten Siege erfochten, die England jemals gewonnen hat. Trotzdem daß Frankreich sich successive die maritimen Hülfsmittel fast aller alten seefahrenden Nationen aneignete, wurden die französischen Flotten von allen Meeren weggefegt. Aber zu Lande war, wie Macaulay nicht ganz mit Unrecht sagt, die englische Armee unter Pitt's Verwaltung der Spott von ganz Europa. Der große Redner und Staatsmann war eben kein Soldat, und selbst wenn er es gewesen wäre, so hätte er eine schlagfertige Armee und tüchtige Führer nicht hervorzaubern können. Wie das in England bis auf die allerneuste Zeit üblich war, so hatte auch Pitt die Landarmee nach dem letzten Friedensschluß vollständig vernachlässigt. Es bedurfte erst mancher bitteren Erfahrung und vor Allem eines Mannes, wie der Herzog von Wellington, um wieder eine ordentliche Feldarmee zu schaffen.

Um so mehr war Pitt auf continentale Allianzen angewiesen, die er mit großen Subsidien zu erkaufen suchte. Die enormen Geldmittel aber für eigene und zugleich für fremde Kriegführung aufzubringen, konnte auch einem Finanzmann wie Pitt in einem Lande von etwa 10 Millionen Einwohner nicht leicht fallen. Er, der schon vor dem Kriege immer geklagt, daß durch die hohen Consumtionssteuern ein ganz unverhältnißmäßig großer Theil des Arbeitslohns des gemeinen Mannes in die Staatskasse fließe, sah sich genöthigt, die kaum herabgesetzten Abgaben dieser Art wieder zu erhöhen, so daß zuletzt manche Erhöhungen keinen Mehrertrag, sondern einen Mindererertrag in Folge der abnehmenden Consumtion brachten. Salz zahlte in der letzten Hälfte der französischen Kriege das dreißigfache seiner Productionskosten an Steuer, das preuß. Quart Branntwein 22—23 Sgr., das Pfund roher Tabak über 1 Thlr., und doch reichten diese Abgaben nicht aus zur Deckung der Staatsbedürfnisse. Durchschnittlich mußte ein Deficit von ca. 100 Mill. Thlr. jährlich durch Anleihen aufgebracht werden. Um die Subsidien an Oesterreich im baaren Gelde zahlen zu können, mußte Pitt die Baarvorräthe der Bank angreifen, so daß diese 1797 ihre Zahlungen einstellte. In dieser Verlegenheit aber faßte er einen kühnen

und genialen Entschluß. Er wagte es, zum ersten Mal in einem größeren Staat Europa's eine allgemeine Einkommensteuer einzuführen, und diese Steuer, die bald auf 10 pCt. von allem Einkommen erhöht wurde, bewährte sich als das wichtigste finanzielle Werkzeug zur Durchführung des großen Kriegs. Sie trug allein in den letzten Kriegsjahren über 100 Mill. Thaler, mehr als drei Mal so viel als alle unsere directen Steuern zusammen aufbringen. Von dieser Einkommensteuer aber datirt nicht nur für England eine Reform des ganzen Steuerwesens, der Gedanke Pitt's ist für die Finanzgeschichte der meisten modernen Staaten Epoche machend gewesen.*) —

So stand Pitt am Schluß des Jahrhunderts, seinem Volke die größten Opfer zumuthend, die es jemals gebracht hat, und doch im Unterhaus von der größten Majorität gestützt, deren sich in der neueren Geschichte jemals ein englischer Minister erfreut, als plötzlich eine unerwartete und unerfreuliche Verwicklung seiner Verwaltung ein Ende machte.

In Irland war 1797—98 ein heftiger Aufstand ausgebrochen, dessen die Engländer nach blutigen Kämpfen Meister geworden waren. Während nun frühere Regierungen solche Unruhen nur benutzt hatten, um die Ketten des unglücklichen Landes fester anzuziehen, hatte Pitt andere Gedanken mit Irland. Er nahm den schon erwähnten Plan wieder auf, beide Länder einander zu nähern, mit einander zu verschmelzen. Er wollte eine Politik der Versöhnung mit dem niedergeworfenen Lande versuchen, wie sie in Bürgerkriegen wohl nur Julius Cäsar gekannt und durchgeführt hat. Zwei Maaßregeln waren es hauptsächlich, die er zu diesem Zweck in's Werk setzen wollte. Erstens eine Verwandlung der Personalunion beider Reiche in eine Realunion, Vereinigung also der Parlamente, der Finanzen, der Zolllinien, und zweitens eine Zulassung der Katholiken zu öffentlichen Aemtern, von denen sie bis dahin in beiden Ländern ausgeschlossen waren, obschon sie bekanntlich in Irland die Majorität der Bevölkerung bildeten. Daran sollte sich dann eine Staatsunterstützung der katholischen Kirche in Irland und eine Ablösung oder anderweitige Regelung der an die protestantische Geistlichkeit zu zahlenden Zehnten schließen. Die erste von beiden Maaßregeln, die Union, brachte Pitt im Jahre 1800 glücklich durch's englisch-irische Parlament. Als aber dann im Ministerrath die Emancipation der Katholiken vorbereitet wurde, und

*) Wir übergehen in diesem Aufsatz Pitt's Thätigkeit in Bezug auf Contrahirung von Anleihen und Schuldentilgung. Ein Eingehen auf die damit zusammenhängenden Controversen würde zu weit führen. Das früher herrschende schlechthin verwerfende Urtheil über Pitt's Anleihemethode ist wohl einigermaaßen corrigirt worden durch die sorgfältigen Untersuchungen von Newmarch. (Journal of the statistical society vol. XVIII. 1 u. 2.)

Pitt am 31. Januar 1801 den König brieflich von seiner Absicht in Kenntniß setzte, die Testacte aufzuheben und den durch sie vorgeschriebenen Eid durch einen anderen zu ersetzen, den auch königsgetreue Katholiken schwören könnten, stieß er bei der Krone auf den entschiedensten Widerstand. Einige von seinen Collegen hatten den König treuloser Weise von den Absichten Pitt's unterrichtet und seine Bedenken gegen diese Maaßregel erregt. Der König hielt seine Zustimmung zu einem solchen Gesetze für unvereinbar mit seinem Krönungseide, der ihn verpflichte, die Verfassung und die Rechte der Staatskirche aufrecht zu erhalten. In dieser Meinung war er durch Gutachten des Lordkanzlers und durch eine Eingabe des Erzbischofs von Canterbury, also der beiden ersten weltlichen und geistlichen Würdenträger im Reiche bestärkt worden, und eine auf diese Weise im König befestigte persönliche Ueberzeugung war nicht mehr zu erschüttern. Pitt, mit Recht entrüstet über die Art, wie man hinter seinem Rücken den König gegen ihn eingenommen, vielleicht auch engagirt durch Versprechungen gegen irische Katholiken, bestand auf seiner Entlassung. Der König beauftragte einen Anhänger und Jugendfreund Pitt's, den damaligen Sprecher des Unterhauses, Mr. Addington, mit Bildung einer neuen Verwaltung. So tief aber war die Gemüthsbewegung Georg's III. in dieser Sache gewesen, daß er in die Gehirnkrankheit zurückfiel, von der er vor 12 Jahren zuerst befallen war, in Fieberphantasien auf Pitt schmähte, weinte, daß man ihn zum Eidbruch verleiten wolle, er wolle seinem Eide und seiner Kirche treu bleiben. Indeß besserte sich seine Gesundheit und Pitt, tief bewegt durch das traurige Schicksal seines Königs, ließ ihm durch den Leibarzt sagen, er werde während seiner Regierung die Katholikenfrage weder in noch außer dem Amte wieder anregen.

Das Privatleben, in das Pitt nun zurücktrat, konnte ihm keinen Ersatz seiner öffentlichen Thätigkeit gewähren. Häusliches Glück hat er nie gekannt, er ist niemals verheirathet gewesen, hat niemals ein näheres Verhältniß zu einer Frau gehabt. Der einzigen Liebe, die er gehegt zu der schönen und geistvollen Tochter des Lord Auckland, mußte er entsagen, weil er nicht die Mittel besaß, eine Familie standesgemäß zu ernähren. Der Kunst und den Wissenschafen war er mit Ausnahme der eigentlich klassischen Literatur der Griechen, Römer und des eigenen Volks im frühen Drange massenhafter Staatsgeschäfte fremd geblieben. Es ist vielleicht der größte Vorwurf, den man ihm machen kann, daß er niemals seinen Einfluß und seine Macht zur Unterstützung von Kunst und Wissenschaft verwandt hat. So erklärt es sich wohl, daß gerade die Jahre der Ruhe und Thatenlosigkeit, die für Pitt nun folgen, seine körperliche Kraft nicht gestärkt, sondern verzehrt haben. —

Dem neuen Miniſterium Addington ließ Pitt, ſoweit er am öffentlichen Leben noch theilnahm, anfangs auf's Freundlichſte ſeine Unterſtützung zu Theil werden. Es kann uns indeß nicht Wunder nehmen, daß dies gute Verhältniß kein dauerndes war, vielmehr allmählich eine kühle Entfremdung zwiſchen ihm und den Miniſtern eintrat. Pitt war gewiß nicht dazu gemacht, der entſchiedenen Mittelmäßigkeit, die in der neuen Verwaltung vorherrſchte, auf die Dauer ſecundirend zur Seite zu ſtehen. Indeß hatte Addington anfangs das Glück, den Frieden zu Amiens abſchließen und die Kriegslaſten des Volks ermäßigen zu können. Er genoß deshalb vorübergehend einer gewiſſen Popularität. Als ſich aber zeigte, daß mit Napoleon ein ehrenvoller Friede nicht zu halten war und ein neuer Krieg auszubrechen drohte, da verlangte die öffentliche Meinung ſehr bald immer entſchiedener, daß Pitt wieder die Leitung der Geſchäfte übernehme. In ſeine Talente, ſeine Erfahrung, ſeine Zuverſicht und Sicherheit ſetzte faſt das ganze Volk unbegrenztes Vertrauen. Addington that Schritte, Pitt zum Wiedereintritt in's Miniſterium zu bewegen, aber die Verhandlungen führten nur zu einem entſchiedenen Bruch der beiden Männer mit einander. Vor Allem ſcheiterte die Verſtändigung wohl daran, daß Pitt nicht ohne ſeine Freunde Canning u. A. eintreten wollte, durch deren unaufhörlichen Spott und Hohn Addington ſich beleidigt glaubte. Immer mehr aber ſchwand, nachdem der Krieg wirklich ausgebrochen, Addington's Majorität im Unterhauſe, der arme Mann hatte jetzt mit beiden Rieſen, mit Pitt und Fox, zu kämpfen, und eines ſo ungleichen Kampfes wurde er bald müde. Schon am 4. Mai 1804 wurde Pitt wieder zum Könige berufen, um ihm ſeine Vorſchläge in Betreff der Bildung eines anderen Miniſteriums zu machen. Er ſprach dem Könige die Abſicht aus, bei der gefahrvollen Lage des von einer franzöſiſchen Invaſion bedrohten, ohne Alliirten daſtehenden Staats, ſämmtliche hervorragende Männer des Parlaments, ſeinen heftigſten Gegner Fox mit einbegriffen, im Miniſterium zu vereinigen. Wie man auch über die wahrſcheinlichen Reſultate eines ſolchen Plans urtheilen mag, jedenfalls iſt er ein Zeugniß von dem weiten Herzen, dem großen Geiſte Pitt's. Gegenüber der von Außen drohenden Gefahr, meinte er, ſollten alle innere Parteizwiſtigkeiten zurücktreten. Der Gedanke ſcheiterte am Widerſtande des Königs, der in Fox ſeinen perſönlichen Feind, den Verführer ſeines Sohnes, den Freund der Jakobiner ſah. Ohne Fox aber weigerten ſich die anderen Führer der Whigs einzutreten, und Pitt wollte wohl dem damals immer am Rande der Geiſteskrankheit befindlichen Könige die Ueberwindung einer ſo tief gehenden Abneigung nicht zur Bedingung des eigenen Eintritts machen, er mochte vielleicht auch die Bedenken nicht verkennen, die ein

Ministerium so verschiedener und so bedeutender Männer immerhin erregen mußte. Er übernahm also auf's Neue nur mit seinen Getreuen, seinen persönlichen Anhängern, die Verwaltung des Staats. Die auswärtige Lage, der Kampf gegen Frankreich, mußten sofort seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es waren ja die Tage, in denen Napoleon ernstlicher als je daran dachte, die auf den Höhen von Boulogne versammelte große Armee nach England hinüberzuführen. Schon war die Medaille geschnitten, auf deren einer Seite descente en Angleterre, auf deren anderer frappé à Londres en 1804 stand. Pitt war unermüdlich die Vertheidigungsarbeiten zu leiten, zu fördern, selbst zu inspiciren und wieder eine Coalition zu Stande zu bringen.

Das Letztere gelang ihm erst im folgenden Jahre, aber in einer Weise, wie er kaum hatte erwarten dürfen. Rußland und Oesterreich traten beide bei, nur Preußen blieb allein unter den Großmächten neutral, der gemeinsamen Gefahr hartnäckig die Augen verschließend. Es war ja damals der König von Männern berathen, deren Gesinnungen und deren Namen uns glücklicher Weise nur in jenen traurigen Tagen der preußischen Geschichte begegnen. Aber man darf nicht unerwähnt lassen, daß diese Richtung der preußischen Politik wesentlich unterstützt wurde durch die in Norddeutschland damals verbreitete Abneigung gegen England und gegen Pitt insbesondere. Bei weitem die Mehrzahl der öffentlichen Blätter, der gelesensten politischen Schriftsteller nicht nur in Berlin, sondern auch in Hamburg und an anderen Orten, zeigen von 1795—1805 einen glühenden Haß gegen Pitt. Zum Theil mag diese Erscheinung wurzeln in schwächlicher Friedensliebe, in französischer Gesinnung und Denkungsart, zum großen Theil war sie aber auch durch die räuberischen Sitten veranlaßt, welche im Seekriege durch englischen Einfluß damals bestanden und der Hauptsache nach noch heute erhalten werden.

Die Coalition von 1805 ist die letzte große That von Pitt. Schon lange hatte seine Gesundheit wieder zu wanken begonnen und jetzt sollte sie durch tiefen Schmerz und tiefe Gemüthsbewegung von Grund aus erschüttert werden.

Der Marineminister Henry Dundas, Lord Viscount Melville, ein Mann von großen administrativen Fähigkeiten, hatte von den ersten Kämpfen des Jahres 1783 an treu zu Pitt gestanden und war ihm ein naher Freund geworden. Um viele Verwaltungszweige, namentlich auch um die Marine, hatte er sich große Verdienste erworben. Es stellte sich aber damals heraus, daß unter seiner Verwaltung grobe Unordnungen in der Verwendung öffentlicher Gelder vorgekommen waren. Pitt hegte die Ueberzeugung, daß vielleicht Nachlässigkeit, keineswegs aber strafbarer Ei-

gennutz Melville vorzuwerfen sei, eine Ansicht, die sich bei der späteren Untersuchung auch bestätigt hat. Er suchte deshalb Melville zu retten, aber das Haus der Gemeinen sprach ein scharfes Tadelsvotum aus, Melville verlor seine Aemter und wurde in Anklagestand versetzt. Als mit einer Stimme Majorität das Tadelsvotum angenommen war, drückte Pitt seinen Hut tief in's Gesicht, aber die Naheſtehenden sahen deutlich die Thränen seine Wangen hinabrollen.

Die Kämpfe der Coalition auf dem Continent waren bekanntlich nicht glücklich. Die Nachricht von der Convention Mack's bei Ulm, durch die ein großer Theil der österreichischen Armee ohne Schwertschlag in Kriegsgefangenschaft gerieth, kam zuerst in einem holländischen Zeitungsblatt an Pitt. Er selbst verstand kein Holländisch, alle Büreaus waren am Sonntag geschlossen, er suchte den bekannten Diplomaten Lord Malmesbury auf mit der Bitte, ihm die Zeitung zu übersetzen. Lord Malmesbury erzählt, daß er tief erschreckt worden sei durch den furchtbaren, todesähnlichen Ausdruck, den bei Mittheilung dieser Nachricht Pitt's Züge annahmen. Vier Tage darauf folgte die Botschaft vom Seesieg bei Cap Trafalgar, mit Jubel wurde Pitt auf der Straße empfangen, als er sich zum Lord-Mayorsdiner begab, die Pferde spannte man ihm aus, das Volk zog seinen Wagen durch Cheapside. Der Lord Mayor brachte ihm einen Toast, als dem Retter Europas. Er lehnte solch ein Compliment ab. „Hoffen wir," sagte er, „daß England, wie es sich selbst gerettet hat durch seine eigenen Anstrengungen, so Europa retten wird durch sein Beispiel." Aber wieder einige Wochen später und die Schlacht bei Austerlitz machte der mühsam hergestellten Coalition ein Ende. Seit dem Eingang dieser Kunde sanken zusehends die Kräfte von Pitt. Das Austerlitzgesicht, so pflegte sein Freund Wilberforce die eingefallenen Gesichtszüge Pitt's während seiner letzten Lebenswochen zu nennen. Eine Karte von Europa in seinem Vorzimmer befahl er wegzunehmen. Man werde sie in den nächsten zehn Jahren nicht brauchen. Die Aerzte schickten ihn in die Bäder von Bath, aber bald kam er todtkrank zurück und am 23. Jan. 1806 starb er in seinem Landhaus bei Putney. Mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigte er sich in seinen letzten Fieberphantasien, oh my country, how I love my country — waren seine letzten Worte.

Das Haus der Gemeinen beschloß eine feierliche Bestattung unter Englands großen Todten in der Westminsterabtei. Der Ernst der Zeiten theilte sich der Feier im hohen Grade mit. Es war, erzählt Wilberforce, als wenn die Statue des alten Pitt mit Sorge und Kummer hinabsähe in das Grab, das sich für die Leiche seines Sohnes öffnete.

Wer wollte verkennen, daß sich ein hochtragisches Moment in diesem

Leben findet. Den Werken des Friedens mit Vorliebe und dem größten Erfolge hingegeben, wird Pitt aus diesem Berufe, in dem er die meisten seiner großen Gedanken kaum hat andeuten, geschweige denn ausführen können, hinausgerissen zur Führung des größten Krieges der neueren Geschichte; und in dem Augenblick, in dem alle Anstrengungen und alle Opfer, zu denen er sein Volk begeistert, vergeblich scheinen, wird er im besten Mannesalter auch aus dieser Thätigkeit abberufen. Dennoch hat an Allem, was das englische Staatsleben in diesem Jahrhundert Großes aufweist, Pitt mehr als irgend ein anderer Staatsmann der neueren Zeit Antheil. Die Integrität der Sitten und die einfache Größe, die manche neuere englische Staatsmänner auszeichnet, war zuerst und im höchsten Maaße in ihm vorhanden. Wir haben gesehen, wie Geld und Reichthum auf sein Gemüth gar keinen Einfluß ausübten, seine Sorglosigkeit wurde in dieser Hinsicht sogar zum Fehler, er wurde in seiner Haushaltung betrogen und bestohlen und hinterließ viele Schulden, die der Staat für ihn bezahlte. Aber auch Titel, Ehren, Orden berührten ihn nicht. Er hat mehr Lords, Grafen, Marquis gemacht als irgend ein anderer englischer Minister, aber er selbst lehnte jede derartige Auszeichnung ab. Er blieb immer der Mr. Pitt ohne Adel, ohne Titel, ohne Orden und doch nächst Napoleon der mächtigste und einflußreichste Mann der Welt. Aber wenn auch die einfache, selbstbewußte Größe eines so bedeutenden Mannes, der über Geld und Gut, über äußere Ehre weit erhaben nur im Dienst des Vaterlandes seine Befriedigung sieht, für sich selbst wirkt, so ist doch noch mehr hervorzuheben, welche Richtung seine Thaten dem englischen Gemeinwesen gegeben haben. Alle die großen Gedanken, die Pitt angeregt und für die er gekämpft, — die Reform des Parlaments, die politische Gleichberechtigung der christlichen Confessionen, die Sühne des gegen Irland geschehenen Unrechts, die Freiheit des Handels und Verkehrs sind durchgeführt worden von Canning und Grey, von Peel und Gladstone. Diesen glücklich vollendeten Reformen dankt es England, daß es in unserer Zeit fast allein unter allen größeren Staaten in einer nicht durch gewaltsame Störungen unterbrochenen rechtlichen Entwickelung sich befindet, daß seine alte, historisch gewordene Verfassung unverletzt dasteht und daß die Macht der regierenden Klasse, das Ansehen der Aristokratie, welche diesen Staat mit jener viel bewunderten Erbweisheit ohne Gleichen leitet, sich erhalten hat auch in ungünstigen, zu demokratischer Entwickelung neigenden Zeiten. Und kaum geringer ist das andere Verdienst, daß Pitt sich niemals beugte weder vor dem Drohen französischer Revolutionäre, noch vor der Gewalt französischer Eroberer. Es ist nicht zum geringsten Theil sein Werk, daß England auch in der schlimmsten Zeit allen Feinden des gefürchteten Ge-

walthabers eine Stütze und Hoffnung und nöthigenfalls ein sicherer Zufluchtsort war.

In allen diesen Richtungen, in Reinheit der Sitten, Unbeflecktheit des Charakters, in edlem nationalen Stolz und in reformirender Thätigkeit auf nationaler und historischer Grundlage dürfen wir Pitt mit vollem Rechte unserem Freiherrn von Stein vergleichen. Bei der Würdigung beider Männer wird man aber auch nicht blos auf die unmittelbaren Erfolge sehen dürfen. Weder Pitt noch Stein haben Alles erreicht, was sie erstrebten, aber sie haben weit über ihre Lebensdauer hinaus durch ihre ganze Persönlichkeit gewirkt und haben mehr als irgend Jemand sonst dazu beigetragen, dem politischen Leben in England und Deutschland die neuen Ziele zu stecken, nach denen in unserem Jahrhundert die Besten in beiden Nationen gestrebt haben.

Erwin Nasse.

Die deutsche Politik des großen Kurfürsten bis zum Reichstage von 1653.

Joh. Gust. Droysen, Geschichte der preußischen Politik. Dritter Theil. Der Staat des großen Kurfürsten Zweite Abtheilung. 1863.

Die politischen Bedingungen.

Auf der Höhe des dreißigjährigen Krieges, als die kaiserlichen Armeen den Kampf und die Lockerung der socialen Zustände, die in seinem Gefolge war, über Norddeutschland verbreiteten, um die dort gelegenen geistlichen Stifter behufs der Ausführung des Restitutionsedictes militärisch zu umspannen und die Küstenlande zu unterwerfen, — schrieb ein vaterländisch gesinnter, der Wunden seines Zeitalters wohl kundiger Bürger aus einer der großen Hansestädte in einer mehrfach aufgelegten Schrift: wenn es der Kaiser ist, welcher an all' diesem Unheil die Schuld trägt, so ist es nicht der Kaiser wie er nach der Wahlcapitulation und den Reichsgesetzen sein sollte, sondern es ist der Erzherzog von Oesterreich, der sich des von der böhmischen Revolution und dem Mißverstand der Parteien im deutschen Reich herrührenden Krieges unter dem Namen der kaiserlichen Würde einzig zur Erhöhung und Stärkung seines Hauses bedient.

Dem richtigen Urtheil dieses Mannes erschien der Bruch der Verfassung als die letzte, grundbildende Schuld des über die Nation hereingebrochenen Elends.

Und welcher Verfassung?

Auf einen wenigstens in seinen letzten Erfolgen für ihn unglücklichen Bürgerkrieg hatte Karl V. sich genöthigt gesehen einen Rechtszustand folgen zu lassen welcher die Reichsstände mit sehr wesentlichen und umfassenden Befugnissen unabhängig von dem Kaiserthum hinstellte. Es geschah dies bekanntlich auf dem Reichstag von Augsburg (1555), mit dem für Deutschland eine neue Epoche begann. Das Uebermaaß der Bewunderung das die Menschheit in schweren Zeiten der nach ihrer Meinung glücklicheren Vergangenheit zu zollen pflegt hat später zu einem allerdings überschwänglichen Lob der dem Kaiser abgenöthigten Satzungen geführt. Darum darf aber doch nicht behauptet werden daß jene Verfassung in ihren einzelnen Theilen durchaus unfähig gewesen sei ein einigendes Band zwischen den Gliedern des deutschen Reiches zu bilden. Denn mit den zu Augsburg theils erst geschaffenen, theils erneuerten Instituten, dem allgemeinen Religions- und Landfrieden, dem Reichskammergericht, der Executionsordnung und den sich an dieselbe knüpfenden Kreis- und Militärverfassungen waren unleugbar die Grundlagen für die rein ständische, im Gegensatz zur monarchischen rein föderative Einigung gegeben.

Allein es ließ sich doch nicht verkennen welchen Gefahren diese Föderation von Anfang an ausgesetzt war. Dafür nämlich daß sie den ursprünglichsten und innerlichsten Kern des Kaiserthums, die monarchische Macht, völlig ausschälte, stand sie nun selbst unter dem Gesetz zweier Möglichkeiten der Weiterentwickelung, von denen die eine, sobald sie eintrat, die ganze Verfassung in Trümmer zusammenbrechen ließ. Denn einmal konnten allerdings die zu Augsburg vereinbarten Institute in der ständischen Richtung welche sich in ihnen die Lebenssphäre geschaffen hatte fortgebildet werden und dann gewann das deutsche Reich je länger je mehr jenen bundesstaatlichen Charakter, wie er in den vereinigten Provinzen der Niederlande eben modern wurde und sich bald so lebensfähig wie lebenskräftig erwies. In diesem Falle wäre Alles darauf angekommen daß die ständisch-nationale Einigung sich mit dem Habsburgischen Kaiserthum, welches in ihr einen seiner Natur auf's Aeußerste widerstrebenden Gegensatz sehen mußte, auseinandergesetzt hätte. Oder aber das föderative Element, welches ja immer schon in soweit eine centripetale Strebung in sich trug als es sich überhaupt gegen die erste Würde im Reiche richtete, setzte um in den vollen Particularismus, der auch das Band der reichsständischen Verfassung als unerträgliche Fessel empfand, sie durchbrach und keine Macht

über sich anerkannte als die Interessen der Libertät, die seine Grundbedingung war. Von dieser Zersetzung hatte die Habsburgische Politik Alles zu hoffen, denn sie gab, mochte sie nun aus der primitiven Wurzel der vorhandenen Sonderbestrebungen allmählich emporwachsen oder von dem Kaiser durch die Mittel der Diplomatie künstlich angebahnt und unterhalten werden, dem Kaiserthum die Möglichkeit sich in die Zwistigkeiten der Reichsstände zu mischen, die einen gegen die anderen zu decken und zu fördern und so auf Umwegen wieder zu einem seiner früheren Macht ähnlichen Einfluß zu gelangen, der durch prompte Wirksamkeit das ersetzte was ihm an Rechtskräftigkeit abging.

An und für sich war von diesen beiden Richtungen welche der ständischen Föderation offen standen die letztere vielleicht schon um deswillen die näher liegende weil sie der Machtsucht und dem politischen Egoismus besser entsprach als die erstere, die nationale, die von den Einzelnen Opfer zu Gunsten des Ganzen forderte. Daß sie wirklich den Sieg davongetragen hat, beweist ein Blick auf das Ergebniß des westphälischen Friedens. Denn dieser verlieh jener Ausgeburt des späteren sechszehnten Jahrhunderts, den Souveränetätsbestrebungen der deutschen Fürsten und aller an Besitz noch so unbedeutenden Reichsunmittelbaren, jenem glänzenden Phantom unumschränkter Landeshoheit in weltlichen und geistlichen Dingen, die staatsrechtliche Geltung. Aus der Schwäche Habsburg-Oesterreichs während der Regierungen Rudolph's und Mathias' und aus dem Verfall der allgemein-ständischen Einrichtungen, der durch die gesteigerte Erbitterung zwischen den Religionsparteien nothwendig geboten war, hat der deutsche Particularismus seinen Lebensstoff gezogen. Die Anfänge die das Reich zur föderalistischen Einigung gemacht hatte wurden im Zeitalter Rudolph's gründlichst ausgemerzt, und an ihre Stelle schließlich das Gegentheil gesetzt: „Die Auflösung des Reiches in seine Territorien," — um den glücklichen Ausdruck Droysen's hier zu wiederholen.

Wenn man das Urtheil der Gleichzeitigen über diese Entwickelung verfolgt, so wird man bemerken daß sie, so weit sie nicht in blindlings vorgefaßten Meinungen befangen sind, die Schuld an der zunehmenden Zersplitterung Deutschlands sehr wohl auf den Kaiser und die Stände zu vertheilen wissen.

Es ist noch lange nicht hinreichend betont worden wie in diesen zeitgenössischen Ausführungen eine Polemik gegen das Bestehende lebt und webt welche weit über das hinausgeht was die kritische Geschichtschreibung der heutigen Tage mit ihrer pathologischen Untersuchung der Zustände als unheilvoll bezeichnet. Wenn sie dafür von gewisser Seite, eben jener welche den Habsburgischen Gedanken einer katholischen Monarchie verficht,

oder jener welche das Kaiserreich mit seinen möglichst vielen excentrischen Kreisen als die vollkommenste Form einer deutschen Verfassung anpreisen möchte, angegriffen wird, so kann sie sich zu ihrer Vertheidigung auf die evidentesten Zeugnisse, die Stimmen der gleichzeitigen Publicistik stützen. Scheute man sich doch nicht die Nothwendigkeit jenes Lebenspunktes von dem aus alle die Menschenalter hindurch seit Maximilian I. das Schicksal Deutschlands sich — freilich zu sehr negativen Erfolgen — gestaltet hatte, des Habsburgischen Kaiserthums selbst, geradewegs zu negiren: wie oft ist es den deutschen Kurfürsten während des dreißigjährigen Krieges gesagt worden daß sie durch die immer wieder erneute Wahl eines Kaisers aus Habsburgischem Geschlecht den Grund alles Uebes, namentlich auch des Auseinanderfalles der Verfassung verschuldeten!

Und doch ergeht sich die Partei in der heutigen Geschichtschreibung welche sich gern die der Reichshistoriker nennen hört in einer unbedingten Apotheose des Kaiserthums, dem Deutschland unter der Hand zerbröckelte: als wäre alles Recht bei ihm und der von ihm getragenen Hierarchie, alles Unrecht bei den Evangelischen. Sie weiß nur von einem Recht der österreichischen Hausmacht und verliert darüber den nationalen Gesichtspunkt gänzlich aus den Augen, — sie giebt sich einer so feurigen Bewunderung der immer gewandten Habsburgischen Politik hin daß sie nicht ein einziges Mal die Ruhe gewinnt zu bemerken wie eben diese Politik der Verfassung, in welcher das Kaiserthum mit den Ständen zu leben sich verpflichtet hatte, an unzähligen Stellen Gewalt anthat. Deshalb verhält sie sich zu den Forschungen Droysen's theils oberflächlich abweisend, theils einfach ignorirend: denn wie dieser Historiker die chaotischen Zustände Deutschlands zumeist von ihrer negativen Seite, also im nationalen Sinne, beleuchtet, so begnügt er sich nicht die Conflicte zwischen dem Kaiser und den Ständen in ihrem pragmatischen Verlauf darzustellen, sondern er prüft sie nach ihrer rechtlichen Substanz an der Hand der ständischen Verfassung. Droysen ist der erste nach Ranke welcher die Gründung und die Abwandelungen dieser letzteren von Maximilian I. an durch das Zeitalter Karl's V. betrachtet, und überhaupt der erste der ihrem Schicksal in den Wirren und Wehen der katholischen Reaction während der letzten Jahrzehnte des sechszehnten Jahrhunderts und während des dreißigjährigen Krieges nachgeht. Sein Angriff richtet sich nicht gegen das Kaiserthum an sich, nicht gegen die höchste Würde der Christenheit vor ihrer frühen Entweihung, und mehrere Male giebt er zu, daß in einer monarchischen Führung die einzige Rettung für Deutschland gewesen wäre; erst in dem Antheil welchen es an der Zersetzung des Reiches nahm verliert nach seiner Auffassung das Kaiserthum jedes altehrwürdige Recht, um dann, ma-

teriell schon lange gesunken, unter den Waffenschlägen des deutschen Bürgerkrieges, in welchem es die Nation fast noch einmal unterworfen hätte, zu unterliegen, zur Wesenlosigkeit zusammenzuschrumpfen, sich völlig auszuleben.

Nicht der Kaiser war Deutschlands Verderb, wohl aber der Kaiser der, wie jener patriotische Bürger sagte, gegen Capitulationen und Gesetze handelte.

Erst wenn man die österreichische Politik während der dreißig Jahre parallel mit den nationalen Erfordernissen und den Reichssatzungen betrachtet, ergiebt sich wirklich das rechtliche und sittliche Urtheil über die Katastrophe des Krieges und das äußerste Resultat des Friedens, die Souveränetät der Fürsten: sie erscheint, wie der Gang der geschichtlichen Entwickelung denn überhaupt zuweilen einer Tragödie verglichen werden darf, die sich zwischen Schuld und Vergeltung abspinnt, als die Sühne für die eigenmächtige, ja revolutionäre Politik der Kaiser.

Oder war es nichts daß der Kaiser gleich im Anfang des Krieges einen Kurfürsten des Reichs, Friedrich von der Pfalz, wider alles Recht ohne Citation und ohne Verhör seines Landes entsetzte, anderer nicht minder unrechtmäßiger Confiscationen zu geschweigen? war es nichts, daß er, ohne die Stände zu befragen, ohne je den Reichskrieg auf einem Reichstage gesetzmäßig beschließen zu lassen, mit seinen Armeen die Reichslande überschwemmte, die Stände entweder zu gezwungenem Anschluß an seine Sache fortreißend oder die widerstrebenden mit der Gewalt seiner Soldateska unterwerfend: ein Verfahren, für welches die Reichssatzungen den entehrenden Namen und die Strafe des Landfriedensbruches kannten? war es ferner nichts daß er ein altangestammtes Geschlecht, die Herzöge von Mecklenburg, deren Herrschaft älter war als das Christenthum auf jener Scholle Landes, ohne Proceß aus seinem Besitz vertrieb, um mit demselben seinen General Wallenstein bezahlt zu machen, — nur eins von den Beispielen, wo der Versuch gewagt wurde, auf das altehrwürdige Ansehen der deutschen Reichsfürstenschaft den jungen Ruhm militärischer Emporkömmlinge zu pfropfen? war es nichts daß er auf der Höhe seiner Macht, wieder ohne ein Reichstagsvotum, jenes Restitutionsedict veröffentlichte, welches die Besitzverhältnisse namentlich in Norddeutschland umzustoßen drohte? war es endlich nichts daß er, um nur seine tief herabgebrachte Hausmacht zu retten, den Frieden mit deutschen Provinzen erkaufte, dergestalt daß im Norden und Westen fremde Mächte Zugang und Eintritt in Deutschland gewannen? Die Aufopferung der nationalen Unabhängigkeit Deutschlands, das war der Mißklang mit welchem Oesterreich seine zweihundertjährige Leitung des Reiches vor der Hand abschloß.

Trotzdem war nicht zu verkennen daß der westphälische Friede dem Kaiser außer dem Namen seiner Macht noch immer eine weite Möglichkeit ließ sie geltend zu machen. Denn es blieb die ganze ständische Gliederung des Reiches die vornehmlich von der Staufenzeit her sich um das Kaiserthum gruppirt hatte, in demselben seinen Abschluß fand, dauernd seiner bedurfte. Freilich das eine Zugeständniß der Souveränetätsrechte an die Fürsten, — Territorialrecht sagte die deutsche Uebersetzung des Friedensinstrumentes, in dem französischen Exemplar aber lautete der Ausdruck droit de souveraineté, — würde hingereicht haben jeden monarchischen Gedanken mit dem sich das Kaiserthum etwa noch trug stumpf zu machen; wenn diese Verfassung nur für die Rechte welche sie gewährte auch zugleich die Mittel der Erhaltung hätte bieten können. Allein das vermochte sie nicht: weil an die Stelle des Kaiserthums, das den letzten Rest der Einheit der Nation, freilich unendlich mangelhaft, dargestellt hatte, — nicht ein solidarisches Band unter den Gliedern des Reiches, sondern jenes Trugbild der bis in die kleinsten und allerkleinsten Kreise verbreiteten Souveränetätsgelüste gesetzt war. Das waren keine naturgemäßen Zustände, d. h. keine Zustände, welche in sich selbst ein genügendes Gesetz der Weiterentwickelung trugen: sie machten aus dem deutschen Reiche eine anorganische Masse, welche ihre breite Fläche in starrer Apathie jeder Pulsion von Außen zukehrte, sie bewirkte die für ein starkes Volk unbegreifliche, nur aus der Unnatur seiner heimischen Verhältnisse erklärliche Erscheinung der Hinneigung zu unterwürfigen Bündnissen mit fremden Mächten. Es ist die Auffassung vollkommen gerechtfertigt, welche in den Bündnissen des siebzehnten Jahrhunderts — der protestantischen Union, die unter der Aegide Heinrich's IV. von Frankreich zusammengetreten war, und der katholischen Ligue, die am Gängelbande Spaniens operirte, — lediglich das Symptom der Schwäche und Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse zu erblicken vermag, und man begreift recht wohl daß sie bei manchen Zeitgenossen auf eine Entrüstung stießen die sich mit jener vergleichen läßt welche später der Napoleonische Rheinbund innerhalb der nationalen Publicistik hervorgerufen hat.

Diese Schmach des Rheinbundes aber hat in einer Vereinigung welche die geistlichen Kurfürsten und einige Fürsten, wie wir noch berichten werden, bald nach dem westphälischen Frieden mit Frankreich und Schweden abschlossen sein frühes Ebenbild. Von Habsburg, welches diese Zustände herbeigeführt hatte, war wenig zu hoffen daß es sich zur Beseitigung derselben aufraffen werde. Mit Furcht mußten die in ihrer Isolirung hülflosen kleinen Territorien weiterer Vergewaltigung entgegensehen, wenn nicht innerhalb der deutschen Grenzen ein Staat erstand der Substanz genug

hatte, um das schönste Vorrecht das anderwärts die Monarchie ausübte in Deutschland über sich zu nehmen: den Schutz vor dem Angriff der übermächtigen Nachbarn.

Es ist von welthistorischer Wichtigkeit, daß in diesem Augenblick, unter diesen politischen Bedingungen die Macht der Hohenzollern emporkam.

In der Zeit wo das Wort Deutschland anfing nicht mehr einen — mindestens durch die Verfassung als Einheit anerkannten — Complex mannichfaltiger, ständisch unterschiedener Staatengebilde, die doch noch in wichtigen politischen Geschäften gemeinsam functionirten, sondern lediglich einen geographischen Begriff zu bezeichnen, vereinte Brandenburg-Preußen weite Strecken deutschen Ländergebietes mit seinen alten Provinzen: wenn dies gerade an den entgegengesetzten Flanken des Reiches geschah, so wurde es dadurch nur um so gewisser daß der neue Staat in alle politischen Verhältnisse Deutschlands hineingezogen werden mußte und wenn seine Ausdehnung sich auf solche Lande erstreckte, wie Jülich-Cleve, die schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts für sich allein widerstandsunfähig gewesen waren, so trat damit seine Bestimmung nur um so deutlicher hervor. Auch war es von der größten Bedeutung daß dieser Staat mehr, unmittelbarer als alle anderen von dem westphälischen Frieden bedroht und benachtheiligt wurde und sich deshalb am wenigsten bei demselben genügen lassen konnte. Denn nicht nur daß Brandenburg auf das ganze Pommern alte, wohlbegründete Rechte hatte, welche durch Friedrich Wilhelm in den Verhandlungen zu Osnabrück und Münster bis zum letzten Augenblick, aber ohne bei Oesterreich einen Eindruck hervorzubringen, geltend gemacht worden waren, es war auch, so lange Schweden in Besitz von Vorpommern mit Stettin und den Odermündungen blieb, die Mark beständig von Norden militärisch gefährdet und ihr Handel vernichtet. Ueberdem machten die Schweden vorläufig Schwierigkeiten die beiden Stifter Halberstadt und Minden, welche dem Brandenburger als Entschädigung zuerkannt waren, zu räumen und die Verhandlungen über die Abführung ihrer Truppen aus Hinterpommern wußten sie nicht nur von Jahr zu Jahr hinzuziehen, sondern sie zeigten sich nur zu deutlich bemüht auch dieses Land an sich zu reißen. Bald konnte gar kein Zweifel sein daß sie danach trachteten sich zu ausschließlichen Herren der Ostsee zu machen: der Friede schon hatte sie mit den Zöllen der Häfen an der pommerschen und mecklenburgischen Küste belehnt, jetzt warfen sie ihr Auge auch auf Preußen: sie forderten geradezu einige der wichtigsten Seeplätze. Darin aber gerieth die Nordmacht, die seit Gustav Adolph unaufhaltsamen Muth in sich fühlte, mit Brandenburg in einen auf friedlichem Wege nicht zu lösenden Conflict. Die baltische Politik, der Antheil an der Beherrschung

der Ostsee, an jenem schon in früheren Jahrhunderten von den Hohenzollern erstrebten dominium maris Baltici, wurde von dem großen Kurfürsten, wie wir später näher zeigen werden, als eine Lebensfrage für seinen Staat betrachtet. Und er hatte sicherlich Recht, wenn er dem Kaiser einmal schrieb, „daß sein Widerstand gegen die Krone Schweden nicht blos ein Sonderinteresse belange, sondern die gemeine Wohlfahrt des Reiches und deren einigen und wahren Grund, die Vollziehung und Stabilirung des inneren Friedens im Reich, nicht weniger angehe." Denn es war in der That undenkbar daß Schweden Frieden halten werde.

Man nennt es gewöhnlich irriger Weise eine Erfindung der Napoleonischen Staatsweisheit eine gewaltsame Bewegung im Inneren der Staaten dadurch abzulenken daß der Volkskraft eine sie völlig anspannende Thätigkeit nach Außen eröffnet wird. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts handelte aber Schweden bereits nach dieser politischen Klugheit und setzte ganz Europa damit in Unruhe. Seit Erich Wasa waren alle Regierungen in Schweden von Kämpfen des Königthums mit den Ständen erfüllt. Wenn Karl IX. noch sich auf den Bürger- und Bauerstand gestützt hatte, um den Adel im Zaum zu halten, so trat nach dem Tode seines Sohnes eine Reaction ein, welche die Uebermacht der Aristokratie begründete. Es wurde dieser Umschwung dadurch unterstützt daß seit jener Zeit die unruhige schwedische Nation, die seit einem halben Jahrhundert nicht aus den Kriegen herausgekommen war, nicht mehr von königlicher Hand gelenkt wurde. Denn während Christine, anfangs wegen ihrer Unmündigkeit, später wegen weibischer Laune, Wankelmuth und ihrer, eine ernste Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten ausschließenden Neigungen unfähig war zu regieren, herrschte ihr oberster Reichsrath Axel Oxenstierna, dessen Verwaltung zwar zunächst einige der vornehmsten und besonders die ihm verwandten Familien zu Macht und ungemessenem Reichthum erhob, doch aber auch überhaupt in der Förderung und Befriedigung des adeligen Selbstgefühls seine Stütze suchte. Eben der Adel nun wünschte die Fortsetzung des Krieges. Es stand ihm nach seinen Privilegien zu, von seinen Bauern zum Heeresdienst auszuschreiben wen er wollte: ein Vorrecht, durch welches er sich aller derer zu entledigen pflegte die sich widerspenstig gegen den von ihm ausgeübten Steuerdruck erwiesen. Zudem bot der Name des Krieges die Möglichkeit dem Lande Lasten aufzuerlegen die im Frieden Jeder als eine unerträgliche Qual verweigert haben würde und die nun, der Vaterlandsliebe abgerungen, nicht etwa zum Unterhalt der Truppen verwandt wurden, — denn diese brachten den größten Theil des Soldes und der Nahrung durch Contribution auf, — sondern als Benefize in die Taschen des Adels flossen. Noch entsannen sich die ältesten

unter den Mitlebenden, wie einst der Grundbesitzer in ledernem Wamms, bei bescheidenen Einkünften zufrieden gewesen war sein einfaches Mahl mit Bier und Meth würzen zu dürfen; jetzt gefiel er sich in glänzendem Staat, von vielen Dienern umgeben, bei zügelloser Ueppigkeit und er war wenig bekümmert darum daß seine Güter sich auf Kosten der Krondomänen vergrößerten, durch deren Vergabung das Königthum mehr und mehr zur Hülflosigkeit herabsank. Schäden, die, wie der große Kurfürst einmal sagte, innerliche Empörung hervorbringen mußten, sobald der Krieg sie nicht mehr überdeckte. Es bedurfte also desselben.

Oxenstierna hatte bereits mehrere Jahre vor dem Frieden erklärt Schweden müsse Pommern besitzen, um dann Dänemark und Polen angreifen zu können, und Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken, den Christine zu ihrem Nachfolger wünschte, war, wie er sich in Deutschland an der Spitze schwedischer Truppen gezeigt hatte, ganz der Charakter dazu solche Pläne in sich aufzunehmen und ihrer Durchführung ein Leben zu weihen.

Frankreich, wo die unter dem Namen der Fronde bekannten Irrungen zwischen dem Königthum und den Baronen bis nach der Thronbesteigung Ludwig's XIV. fortdauerten, war zwar nicht ganz in der Lage der jeden Augenblick zum Angriff bereiten Schwedenmacht, doch aber zu Folge der Richtung welche sein Ehrgeiz genommen hatte nicht minder zu fürchten. Denn die Coalition Heinrich's IV. gegen Habsburg, die nicht sowohl dem deutschen Reiche als der drohenden Verbindung zwischen Spanien und Oesterreich gegolten hatte, war von Richelieu und Mazarin aufgenommen und zu jener Angriffs- und Eroberungspolitik fortgebildet worden welche dem Zeitalter Ludwig's IV. seine Signatur gegeben hat. Dazu kam daß Frankreich in allen wichtigen Fragen mit Schweden verbündet und gleich diesem bestrebt war den Einfluß über den es, als einer der Garanten des westphälischen Friedens, im deutschen Reiche gebot dazu anzuwenden um jede Consolidirung des verwirrten Deutschlands zu verhindern. In dem Instrument des westphälischen Friedens war innerhalb sechs Monaten ein Reichstag in Aussicht gestellt worden auf welchem eine neue Ordnung der Dinge, eine neue Verfassung vereinbart werden sollte. Aber der Kaiser schob diese constituirende Versammlung hinaus und Frankreich wie Schweden suchten beide nicht minder eifrig sie zu hintertreiben. Schon zeigte Schweden Neigung mit einigen deutschen Ständen, welche sich bereit finden ließen, einen Sonderbund einzugehen, der dann die Verzwicktheit der provisorischen Zustände in Deutschland noch steigern sollte. Zu helfen war hier nur wenn die Stände selbst auf Berufung des Reichstages drangen. Auch in dieser Angelegenheit wußte der große Kurfürst eine nationale Stellung zu nehmen.

Noch ein überaus wichtiges Interesse ruhte wesentlich auf ihm. Brandenburgs Bemühungen auf dem Congreß zu Osnabrück und Münster war es zu verdanken daß die reformirte Religion von Reichswegen anerkannt worden war. Allein dies reichte noch nicht hin um die Evangelischen in Deutschland sicher zu stellen. Selbst wenn sie erreichten worauf ihr nächstes Streben gerichtet war: die Parität der protestantischen und katholischen Stimmen in dem Reichskammergericht und dem Reichshofrath, blieben sie ähnlichen Bedrückungen ausgesetzt wie vor dem Kriege. Sie bedurften eines Staates der ihre Rechte mit gewichtiger Stimme vertreten und, wenn es nöthig wurde, mit tapferem Schwerte vertheidigen konnte. Daß die religiöse Exclusivität sich noch nicht überlebt hatte, — so sehr auch in den Kämpfen der Zeit, man mochte auf den Continent sehen oder auf England, das politische Interesse das religiöse zu überwiegen begann, — das zeigte der Kaiser, indem er die in der Friedensacte den Anhängern der Augsburgischen Confession gewährte Religionsfreiheit den Unterthanen seiner Erblande versagte. Wohl hatten sich auf dem Congreß von Osnabrück und Münster die evangelischen Fürsten für ihre Glaubensgenossen in Oesterreich, in Böhmen und wo sonst die Habsburger herrschten, verwandt; ihre Bemühungen waren aber an dem Widerspruch der kaiserlichen Bevollmächtigten gescheitert, welche ein Uebriges zu thun meinten, wenn sie dem König von Schweden und den deutschen Ständen Augsburgischer Confession die Erlaubniß gaben auf dem nächsten Reichstage oder an anderer Stelle bei dem Kaiser ihre Interventionen fortzusetzen, — nur müßten sie nicht mit Ungestüm und Feindseligkeit vorgebracht werden: ein Entscheid, den wenigstens Jeder sofort als nichtssagend erkennen konnte. Im Grunde lag eine Gefahr für das ganze evangelische Deutschland darin daß der Kaiser sich in den ihm zugehörigen Landen an die Religionsfreiheit nicht band: wie leicht konnte sich in seinen Gebieten das Beispiel gewaltsamer Ausrottung der Evangelischen wiederholen mit welchem Ferdinand II. als Erzherzog das Signal zur Gegenreformation im ganzen Deutschland gegeben hatte. Noch mangelte es im Reiche an einem lebendigen, bethätigten Gegensatz gegen den Glaubensdruck: einer unbedingten Toleranz. Auch hier zeigte sich die Lücke in welche der Genius des Hauses Hohenzollern eintreten sollte.

So viel von den politischen Bedingungen welche sich aus den Zuständen Deutschlands und dessen Verhältniß zu den garantirenden Mächten für den Staat des großen Kurfürsten ergaben. Aber auch die Bewegungen in anderen Reichen boten Berührungspunkte mit seinen Interessen. Von allen Mächten durfte er bei keiner eine größere Bereitwilligkeit zum Bunde gegen Schweden erwarten als bei den Niederlanden, welchen Han-

same Indifferenz. Außerdem behagte ihnen das Gefühl eines rein provinziellen Daseins: selbst während der allgemeinen Drangsale des Krieges hatten die einzelnen Territorien sich nicht als Glieder eines Ganzen empfinden gelernt. In dem Verhältniß der Landesregierung zu den Provinzen mußte demnach die doppelte Veränderung eintreten: einmal daß jene in den einzelnen Provinzen die nutzbaren Rechte der Verwaltung an sich brachte, sei es unter ihre alleinige Competenz, sei es wenigstens unter ihre Aufsicht, dann daß sie alle Landschaften zur Unterordnung unter die Aufgaben zwang welche sie selbst aus dem Gesichtspunkt der bisher nur in ihr verkörperten Staatseinheit ergriff. Es wird sich zeigen wie der Kurfürst Friedrich Wilhelm beide Ziele gleich scharf in's Auge faßte.

Ehe er aber noch entscheidende Maaßregeln in dieser Richtung ergriff, nahmen zwei Ereignisse seine ganze Thätigkeit in Anspruch, von denen das eine, ursprünglich nur sein Territorium berührend, doch durch die Einmischung des Kaisers eine Wichtigkeit für Deutschland gewann, die andere von vornherein eine im eminenten Sinne nationale Bedeutung umschloß: der jülichsche Krieg und der Reichstag von 1653.

Der jülichsche Krieg und der constituirende Reichstag.

Der jülich-clevische Erbfolgestreit ist in allen Darstellungen, alten wie neuen, als eines der wichtigsten Vorspiele zum dreißigjährigen Kriege betrachtet worden. Daß Pfalz-Neuburg, welches von Jülich und Berg nicht hatte ausgeschlossen werden können, zur katholischen Kirche übertrat zog den das Reich beherrschenden Gegensatz der beiden Religionen auch in diese Angelegenheit hinein und bewirkte unaufhörliche Streitigkeiten zwischen den beiden Possidenten. In Osnabrück und Münster war die Erbschaftssache nicht zum Austrag gekommen: ohne jede nähere Bestimmung hieß es daß sie einem Urtheil des Kaisers, oder einem gütlichen Vergleich der Betheiligten, oder endlich irgend einer andern Form friedlicher Schlichtung anheimgestellt bleiben solle. Demgemäß hätten die Verträge zwischen Neuburg und Brandenburg ungestört weitere Wirksamkeit haben müssen. Der Pfalzgraf aber war anderer Meinung.

Es ist katholischerseits von jeher geltend gemacht worden daß gewisse Bestimmungen die der vorletzte Herzog von Jülich den Eheverträgen seiner Töchter, den Erbinnen seiner Lande, einverleibt hatte, die Religion betreffend, die gewaltsamen Reactionen des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg vollkommen gerechtfertigt hätten. Dort habe nämlich, wie es sich denn wirklich verhielt, gestanden es solle das Herzogthum auch in Zukunft bei der alten katholischen und apostolischen Religion

belassen werden. Allein es wurde von jener Seite vergessen daß die Stände, als sie 1609 Brandenburg und Neuburg huldigten, die neuen Herren feierlichst versprechen ließen so gut den evangelischen Glauben wie den katholischen an jedem Orte zu gestatten und Niemandem die freie Ausübung seines Bekenntnisses zu wehren. Seinestheils hatte der Pfalzgraf, trotz des Religionswechsels, dies Gelöbniß rechtskräftig 1614 wiederholt. Allein je weniger er bei der zunehmenden Ohnmacht Brandenburgs eine Intervention des Landesherrn von Cleve zu Gunsten der Evangelischen in Jülich zu fürchten brauchte desto rücksichtsloser trat er gegen die Andersglaubenden auf. Er verjagte die Prediger, sperrte die Kirchen, verweigerte die Begräbnisse, zwang die Widerstrebenden mit entehrenden Körperstrafen den katholischen Ceremonien beizuwohnen, und suchte sie, namentlich durch Ueberbürdung mit Einquartirungen, mürbe zu machen; kurz er schlug ein Verfahren ein welches die Dragonaden Ludwig's XIV. etwa um ein halbes Jahrhundert im Voraus würdigst präludirte. Erst der große Kurfürst warf sich für seine Glaubensgenossen, deren im Gebiet Wolfgang Wilhelm's über sechszig Tausend gezählt wurden, kräftig in's Mittel: er errang im Jahre 1647 einen Provisionalvergleich, in welchem der Pfalzgraf sich verpflichtete die kirchlichen Zustände auf den Maaßstab des Jahres 1612, wo die katholischen Reactionen noch nicht begonnen hatten, zurückzuführen. Wir finden, daß mit der Verwirklichung dieses Versprechens nie auch nur ein Anfang gemacht worden ist. Zwar traten im Februar 1648 Commissare von Cleve und von Jülich zusammen, um zu berathen, welchergestalt die Unterdrückungen der Protestanten bis zu der durch den Vergleich angegebenen Grenze rückgängig gemacht werden könnten; allein es brachen Differenzen aus und Wolfgang Wilhelm wußte durch eine geschickte Wendung den Verhandlungen den Boden zu entziehen. Er appellirte nämlich auf die inzwischen veröffentlichte Schlußacte des westphälischen Friedens, durch welche als Normaljahr für die Restitution der geistlichen Territorien in Deutschland das Jahr 1624 festgesetzt worden war. Es störte ihn nicht daß er sich hinsichtlich dieses Punktes in mannichfache Widersprüche verstrickte. Denn zunächst hatte er sich jenes Jahr 1612 für Jülich bei dem Vergleich gefallen lassen, obgleich das Normaljahr für das Reich schon 6 Monate vor dem Vertrage mit Brandenburg auf dem Congreß von Osnabrück und Münster vereinbart worden war. Dann konnte gerade aus dem Friedensinstrument die Rechtsgültigkeit des Provisionalvergleiches hergeleitet werden, weil eben jenes im Voraus allen Pacten welche die deutschen Fürsten nach ihrer Freiheit untereinander abschließen würden Gültigkeit zusprach. Außerdem hatte der Pfalzgraf nicht nur die Friedensacte noch gar nicht angenommen, sie bis zum Jahre

1651, dem Zeitpunkt des ausbrechenden jülichschen Krieges, noch nicht einmal unterschrieben, sondern er kämpfte gegen gar manche Punkte derselben an, entschlossen sie nicht zu bestätigen. Dies Alles hinderte, wie gesagt, den Pfalzgrafen nicht sich an gelegener Stelle des Friedensinstrumentes zu bedienen und Brandenburg zu provociren. Er würde es nicht haben wagen können, hätte er nicht an seinen katholischen Mitfürsten und ihren Reactionsgelüsten mächtige Bundesgenossen gehabt. Selbst der Kaiser stellte sich auf seine Seite.

Damit trat nun ein Moment ein welches diese Streitsache, die zunächst nur aus der local beschränkten Feindschaft zweier benachbarter Reichsfürsten entsprungen war, zum Angriffspunkt für die das ganze Reich erfüllenden Gegensätze machen zu sollen schien. Zunächst nämlich verbargen sich die Katholiken nicht, daß das Evangelium im Westen Niederdeutschlands so gut wie ausgerottet sei, wenn der Kurfürst von Brandenburg durch einen Krieg Cleve und Mark verlöre. Denn außer diesen Landen waren an der ganzen Linie von der Weser zum Rhein und den Lauf dieses Flusses entlang bis wo er oberhalb Coblenz die Lahn in sich aufnimmt keine protestantischen Territorien weiter gelegen. Und ferner: noch war, trotz der Executionscommission die zu Nürnberg tagte der Friede in Deutschland nicht ausgeführt. Die öffentlichen Zustände waren flüssig, rechtlich so gut wie unbegrenzt, gefügige Masse in der Hand des Stärkeren. Wie nun wenn der Kaiser gleich dies jülichsche Incidenz benutzte, um mit schlagfertiger Diplomatie wieder in den factischen Besitz der Rechte zu gelangen die sein besiegtes Schwert hatte fallen lassen müssen? Schon aus seinen ersten Maaßnahmen wurden weitreichende Absichten kund: als bestände jener Paragraph der Friedensacte über das Territorialrecht der Fürsten nicht, ernannte er kaiserliche Bevollmächtigte, welche, ohne erst auf den Rechtspunkt einzugehen, die kirchlichen Verhältnisse in Jülich und Berg nach dem Stand von 1624 herstellen sollten. In Rücksicht auf diese Wendung ist es, nach Droysen, geschehen, daß der große Kurfürst zu den Waffen griff. Ihn bewog schon nicht mehr blos die Theilnahme an dem Schicksal der Evangelischen in Jülich; — er mußte darauf gefaßt sein, für die Weiterexistenz seiner Herrschaft am Rhein einzustehen, und mußte die Einmischung Fremder in seine territorialen Angelegenheiten zurückweisen. So erklärt sich der plötzliche Aufbruch Friedrich Wilhelm's zum Kriege, der von der Gegenseite als ein durch und durch unberechtigter Gewaltact bezüchtigt wird, einfach aus der allgemeinen Lage seines Staates. Droysen findet aber auch Spuren, daß er als das Anfangsglied einer größeren Combination gedacht und angelegt war. Schon Pufendorf, der Biograph des großen Hohenzollern, berichtet

an zwei Stellen: die Niederlande hätten gefürchtet, der Kurfürst werde den Krieg am Rhein als Mittel ergreifen um die Oranische Partei wiederherzustellen. Der Verfasser der preußischen Politik hebt einige neue und wichtige Momente die für diesen Gedanken sprechen hervor. Einen Plan einiger seiner Räthe, der dahin ging den Pfalzgrafen geradeswegs in Düsseldorf zu überfallen und so die Streitsache als ein rein inneres Geschäft zu behandeln, verwarf Friedrich Wilhelm zu Gunsten eines andern, der das jenseitrheinische Gebiet von Jülich mit in den Krieg hineinzog und, dadurch daß er die Besetzung der dort gelegenen Städte Brügge, Heinsberg und Düren, die Hauptplätze gegen die spanisch-niederländische Grenze, umfaßte, der Verwickelung größere Dimensionen gerade nach den Niederlanden hin öffnete. Zweck dieser Aufstellung war der spanischen Besatzung die noch in der Festung Jülich lag den Zuzug abzuschneiden. Der Brandenburger sah wohl ein, daß, wenn es gelänge die Spanier zu entfernen, die katholische Opposition am Rhein an ihrer Wurzel getroffen sein würde.

Und eben zu dieser Politik, die das wieder ergriff was die Oranier seit zwei oder drei Menschenaltern in mannichfachen Formen unterstützt hatten, hoffte er, würden die Niederlande sich mit fortreißen lassen. Noch unter dem kraftvollen Aufschwung den große Aussichten zu erzeugen pflegen ist jenes Manifest gegen den Pfalzgrafen (vom 13. Juni 1651) erlassen welches vielleicht die letzten Absichten des Kurfürsten am treuesten abspiegelt. Er hatte nie aufgehört sich als den einzig rechtmäßigen Erben des ungetheilten Herzogthums Jülich-Cleve anzusehen: jetzt redete er die Stände des jülicher Landes mit „unsere Ritterschaft, Städte und gemeine Unterthanen" an, befahl ihnen dem Neuburger hinfort keine Steuern und Dienste, sowie überhaupt keinen Gehorsam mehr zu leisten, sondern sich einzig und allein zu ihm, seinen Erben und Nachkommen zu halten. Daß der Pfalzgraf die Verträge gebrochen habe befreie auch ihn von denselben. So möchten denn die Stände zulassen, daß er einige feste Oerter besetze. Man wird nicht anzunehmen brauchen daß es seine Absicht war sie nur provisorisch innezubehalten, wenn das Glück sich für ihn erklärte. Aber die Abneigung der Generalstaaten vor jeder Offensive zwang ihn seinen Plan zu beschränken. Zwar einige Provinzen hatten seine Sache zur Unterstützung empfohlen, allein Holland, dessen Stimme den Ausschlag gab, war, trotzdem der Kurfürst persönlich im Haag erschien, zu nichts weiter zu bewegen als zur Uebernahme der Vermittelung zwischen Brandenburg und Neuburg.

Dieses von seiner Seite erklärte sich nun auch zur gütlichen Beilegung bereit und Friedrich Wilhelm befahl seinen Truppen, die bereits

eine Stellung eingenommen hatten um Düsseldorf anzugreifen, die Waffen ruhen zu lassen. Während aber die von den Niederlanden zur Vermittelung geschickten Abgesandten auf Ja oder Nein, Friedensannahme oder Kriegserklärung dringen, weiß der Beherrscher von Jülich sie mit allen möglichen Aufmerksamkeiten hinzuhalten, abwartend, bis ein am Rhein abenteuerndes lothringisches Kriegsvolk, das zuerst dem Brandenburger seine Dienste angeboten hatte, jedoch von ihm verschmäht worden war, und nun im Begriff stand sich zu den Spaniern zu schlagen, herbeigekommen sein würde. Sogleich läßt darauf der Kurfürst die Feindseligkeiten wieder beginnen; am 17. Juli 1651 fällt Angermund, am 19ten Ratingen. Dazwischen schreibt er an Blumenthal, den er schon im Juni als Botschafter nach Wien gesandt hatte, daß er gern den Frieden wolle und sich mit dem Fürstenthum Berg begnügen werde.

Denn die Gefährlichkeit seiner Lage entging ihm nicht; erst die Entrüstung die sein erneuter Aufbruch zum Kriege allenthalben hervorrief hatte Zeugniß von der völligen Isolirung Brandenburgs abgelegt. Seit der Zeit des beginnenden jülichschen Krieges unter Johann Sigismund, hielten die Generalstaaten einige Festungen in Cleverland besetzt; sie meinten jetzt nicht anders als daß der Kurfürst, da sie in den gegenwärtigen Kämpfen nicht auf seine Seite treten wollten, darauf aus sei ihre Garnisonen aus seinen Grenzen zu verjagen; sie schrieben an den Kaiser, er möge gegen Brandenburg nach der Executionsordnung verfahren: denn nur so könne das Reich vor größeren Unruhen bewahrt bleiben. Und während schon die Lothringer längs der Mosel heranziehen, von allen Seiten die benachbarten katholischen Fürsten, theils zum Vergleich rathend, theils den Pfalzgrafen zum Widerstand anspornend, an der jülichschen Sache erhöhten Antheil nehmen, regt sich gegen den Kurfürsten in seinen eigenen Gebieten eine neue und vielleicht die drohendste Opposition. Die Landstände sprechen ihm das Recht ab ohne ihre Bewilligung ein Kriegsvolk zu bewaffnen; gleich als wären sie die höchste Obrigkeit im Lande, verbieten sie den Rentmeistern und sonstigen landesherrlichen Beamten das Volk mit Auflagen zu beschweren; ja sie gehen so weit zur Verweigerung der Kriegssteuer zu ermächtigen. Zu dem Angriff von Außen kommt also im Innern eine mit verdecktem Spiel fortwirkende Empörung. Dennoch giebt Friedrich Wilhelm nicht sogleich nach; selbst als die Lothringer Ende Juli wirklich am Rhein erscheinen, und der Erzherzog-Statthalter in Brüssel sich für den Pfalzgrafen erklärt, versucht er es noch einmal persönlich im Haag die Stände von Holland zu sich hinüber zu ziehen. Erst als diese seine natürlichsten Bundesgenossen bei ihrem früheren Beschluß beharren, schickt er sich an seine Politik auf anderer Grundlage weiter zu führen.

Blumenthal's Berichte hatten keinen Zweifel darüber gelassen daß der Kaiser eifrigst wünschte den Frieden am Niederrhein erhalten zu sehen. Nur war der Kurfürst nicht gemeint, die kaiserliche Intervention eine Form annehmen zu lassen welche irgend wie an Competenzen erinnerte die er seit dem Frieden für erloschen ansah. „Der Kaiser mußte sich," um Droysen's Worte zu gebrauchen, „zu Brandenburg nicht als Reichsoberhaupt, sondern als befreundete Macht verhalten wollen." Dazu kam daß der Kurfürst noch feststand auf seiner eigenen Kraft. Die Brandenburger hatten den ersten Anprall der lothringischen Völker ausgehalten; noch konnte Friedrich Wilhelm eine unbesiegte Hand frei selbst zur Versöhnung darbieten; er ließ dem Pfalzgrafen eine Zusammenkunft antragen. Zu Angerort hatte sie am 19. August statt. Es bezeichnet die Art des großen Kurfürsten daß er die neuburgischen Räthe, als sie die Verhandlungen mit einem weitläufigen Referat aus den Acten beginnen wollten, mit den an den Pfalzgrafen gerichteten Worten unterbrach: „Vetter, wir sind hergekommen Frieden und Freundschaft zu machen, nicht um alle die Acten nachzusehen; lassen wir, wenn's Euer Liebden gefällt, das Disputiren." Aber schon die erste Conferenz wurde vereitelt. Zwar hatten die Fürsten Einiges vereinbart; allein, indem sie zu Weiterem übergehen wollen, erscheint ein lothringischer Oberst, der gegen eine Fortsetzung dieser Verhandlungen ohne seinen Herrn Einspruch thut. Am nächsten Tage wird der Pfalzgraf von seiner kriegerisch gestimmten Umgebung in Düsseldorf zurückgehalten; vergeblich erwartet ihn der Kurfürst durch mehrere Stunden zur Zusammenkunft. Eine aus conventioneller Höflichkeit an ihn abgeschickte Botschaft, die das Ausbleiben seines Contrahenten mit Krankheit entschuldigen soll, verletzt ihn mehr, als daß sie ihn beschwichtigt hätte.

Es dauerte noch bis zum 12. September, ehe der Pfalzgraf den Waffenstillstand förmlich aufkündigte. Bereits stand der Einfall der Lothringer in Cleve zu erwarten. Als die Generalstaaten auf die Anfrage was sie in diesem Falle thun würden erklärten, sich nur für ihre Besatzungen wehren zu wollen, blieb Friedrich Wilhelm nichts mehr übrig als die kaiserlichen Commissare, die noch unter der Zeit des Waffenstillstandes in Cöln eingetroffen waren, zu empfangen. Es geschah am 19. September in Cleve. Allein die Forderungen dieser Abgesandten zeigten nun doch, daß der Kaiser nicht sowohl zu vermitteln als das oberste Schiedsrichteramt zu üben gesonnen war; denn die von ihm 1649 bestellte Commission, die mit richterlichen Befugnissen ausgestattet worden war, sollte anerkannt und der Erbschaftsstreit endgültig durch Kaiser und Reich entschieden werden. Ja die Bevollmächtigten hatten den Auftrag sich in die Sache der landständischen Opposition, die doch gewiß eine innere war, einzulassen;

sie beriefen Deputirte der Landschaft nach Cöln, um ihre Beschwerden zu prüfen. Dem gegenüber nahm der Kurfürst nach den Rechten des Territorialherrn seinen Standpunkt. Damit die Angelegenheit nicht aus der Continuität der territorialen Verträge herausgerissen werde, verlangte er die Zugrundelegung der brandenburgisch-neuburgischen Verabredungen seit 1609; — er verlangte weiter und setzte durch, daß er und der Pfalzgraf je zwei Beigeordnete zu der Commission ernannten, er verbot seinen Landständen in Köln zu erscheinen und brachte die Commissare dahin zu bestätigen, daß die Landstände sich mit ihren Klagen fortan nur an den Landesherrn wenden dürften.

Betrachtet man die Ergebnisse des am 11. October zu Stande gekommenen Vergleiches, so leuchtet ein daß sie allerdings weit hinter dem zurückblieben was der Kurfürst gehofft hatte. Nicht einmal seinen nächsten Zweck, die Befriedigung der Evangelischen in Jülich und Berg, erreichte er, denn der Vergleich bestimmte, daß die Zustände hergestellt werden sollten wie sie vor dem letzten Kriege gewesen waren. Zudem sah er überall Mißachtung und Mißtrauen gegen Brandenburg im Wachsen, am meisten in den Landen selbst, deren unaufhörlicher Widerspruch gegen den miles perpetuus, wie man die bewaffnete Macht des Kurfürsten nannte, erst bezwungen werden mußte wenn der Staat sich frei nach Außen regen sollte.

Dies hatten die letzten Ereignisse gelehrt und darin hatte der Mißerfolg des Krieges seine segensvolle Wirkung. Die bedrohliche Lage in welcher sich Brandenburg-Preußen seit demselben befand leitete den Kurfürsten zu Reformen im Innern. Gegen Kaiser und Reich hatte er seine Souverainetät behauptet. Denn das eben ist der Sinn der Vorgänge von 1651. Es kam nun darauf an der Souverainetät auch im Innern des Landes Geltung zu verschaffen, und dies wiederum war nur dann möglich wenn an Stelle der gutsherrlich-feudalen Wirthschaft, deren weitreichende Competenzen wir oben andeuteten, eine einheitliche, obrigkeitliche Verwaltung und Regierung Platz griff. Es fehlte dem Kurfürsten nicht an solchen Räthen welche längst den Neuerungen nachgedacht und theilweis durch Projecte vorgearbeitet hatten. Doch auch die entgegengesetzte Richtung war vertreten. Wie Adam von Schwarzenberg unter George Wilhelm bemüht gewesen war Brandenburg in dem Schlendrian der kaiserfreundlichen Politik zu erhalten, so hatte Conrad von Burgsdorf seinen Einfluß darauf gewandt den Kurfürsten von allen administrativen Verbesserungen zurückzuhalten. War er doch selbst dem Plan einer Canalverbindung zwischen Spree und Oder entgegengetreten, „weil es den Schweden Ombrage geben werde." Man sieht was es für das System der

Verwaltung bedeutete daß dieser Mann 1651 verabschiedet wurde: nun erst konnte mit den Reformen begonnen werden.

Sie bewegten sich in drei Richtungen: Einheit des Regiments, Ordnung der Finanzen, Organisation der Armee. Der Geheimerath wurde als berathende Behörde für alle kurfürstlichen und Landessachen die eigentliche Centralstätte der Verwaltung; die Angelegenheiten jedes Territoriums besorgte ein besonderer Beamter; zu einer Vertheilung der Arbeiten nach festen Ressorts war es noch nicht gekommen. Von den Geheimenräthen vorbereitet, wurden die Geschäfte an den Kurfürsten und das Cabinet gebracht, von wo die Entscheidungen erfolgten. In der Finanzverwaltung, für die unter dem 4. December 1651 eine Centralstelle geschaffen wurde, sollte zunächst auf eine ordentliche Rechnungsführung über Einnahme, Ausgabe und Schulden gesehen werden, um Unterschleife und Unordnungen zu vermeiden; dann sollte für gute Verpachtung der Domainen und die Wiedereinlösung verpfändeter herrschaftlicher Güter Sorge getragen werden. Eigentliche Veränderungen in der Heeresverfassung hat der Kurfürst vor dem Jahre 1654 nicht vornehmen können. Den jülichschen Feldzug hat er lediglich mit geworbenen Truppen geführt. Die Dringlichkeit mit welcher die Landstände verschiedener Provinzen die Entlassung dieses Kriegsvolks forderten, zeigte, wie wenig sie für einen wehrhaften Zustand des Landes zu thun geneigt waren. Cleve und Mark standen auch hier im Widerspruch voran: sie suchten ihren Rückhalt an der Opposition welche sich auf dem Reichstag von 1653 allmählich gegen den Kurfürsten gebildet hatte.

Wenn man die Politik der Kaiser während des dreißigjährigen Krieges verfolgt, so bemerkt man als einen durchgehenden Zug in derselben die Scheu vor der Berufung eines Reichstages, der eine Meinungsäußerung der Stände über die Zerrüttung Deutschlands und über die Habsburgische Politik herausgefordert haben würde.

Vielleicht hätte Ferdinand III. den Reichstag der in dem Frieden auf sechs Monat nach geschehener Ratification verheißen war und folgerecht im August 1649 hätte eröffnet werden müssen noch weiter hinausgeschoben, wenn nicht nach dem Wortlaut des Friedensinstrumentes zur Vornahme der ihm bei seinem wachsenden Siechthum besonders am Herzen liegenden Wahl eines römischen Königs der Zusammentritt der Reichsversammlung erforderlich gewesen wäre. Durch Zuthun der Schweden war nämlich in die Schlußacte von Osnabrück und Münster die Verordnung gebracht worden: über die künftige Königswahl und die beständige Wahlcapitulation solle der nächste Reichstag Bestimmungen treffen. Eine an sich zweideutige Festsetzung, deren wahren Sinn man erst erfaßt, wenn

man berücksichtigt daß Schweden fort und fort darnach trachtete die alte Verbindung des Hauses Oesterreich mit dem Kaiserthum aufzulösen. Kam nun das Wahlrecht von den Kurfürsten an die volle Reichsversammlung, in der die evangelischen Elemente überwogen, so war keine Aussicht vorhanden daß die Führung des Reiches durch ein erzkatholisches Haus ferner bestehen blieb.

Der Kaiser mußte daher, soviel nur immer möglich, bestrebt sein die Einwirkung Schwedens von dem Reichstag fern zu halten, und eben damit fiel zusammen daß die Gegenstellung die Brandenburg, mehr als irgend ein anderer deutscher Staat, gegen Schweden einnahm auch für ihn von größerer unmittelbarer Bedeutung wurde. Er konnte hoffen, daß der Kurfürst, um auch in dieser inneren Frage Schweden die Spitze zu bieten, für die alte Form der Wahl eintreten werde, und mußte sich sagen, daß an der Stimme Brandenburgs die ganze Entscheidung hing. Waren auch die übrigen Kurfürsten für die Wahl im österreichischen Sinne, so hätte doch Brandenburg, wenn es für die Verallgemeinerung des Wahlrechtes aufgetreten wäre, durch sein Beispiel so gut die Reichsfürstenschaft wie die anderen Stände mit sich fortreißen können. Der Kaiser lud also den Hohenzollern nach Prag; erst wiederholter Bitte leistete derselbe Folge (Juli 1652). Es wurde ihm versprochen, daß der schwedische Gesandte nicht eher zur Session auf den Reichstag zugelassen werden solle, bis Hinterpommern geräumt sei. Als die Schweden trotzdem die Conferenz in Stettin, die zur Beilegung der pommerschen Streitsache bestimmt war, bis zur Eröffnung des Reichstages zu Regensburg nicht hatten weiter gedeihen lassen, vertagte Ferdinand III. auf Brandenburgs Antrag den Beginn der Reichstagsverhandlungen für vier bis fünf Wochen (11. Februar 1653). Den übrigen Ständen war dieser Aufschub nichts weniger als genehm; sie klagten, daß sie um Brandenburgs willen Geld und Zeit verthun müßten. Dem gegenüber wies Friedrich Wilhelm darauf hin daß sein Widerstand gegen Schweden ganz Deutschland zum Vortheil gereiche; um sich den Klagenden gefällig zu erzeigen, drückte er den Wunsch aus daß die Stände wenigstens zur Berathung der Wahlcapitulation zugelassen würden. Endlich konnten die brandenburgischen Gesandten dem Kaiser melden, daß die schwedischen Commissarien den 11. Juni zur Räumung Hinterpommerns angesetzt hätten. Nunmehr meinte der Kaiser seine Verpflichtung gegen Brandenburg erfüllt zu haben. Ob die Schweden dem Kurfürsten Treue halten würden, war für ihn jetzt von um so geringerem Belang als Christine, deren Entschluß zur katholischen Kirche überzutreten damals wohl bereits feststand, sich der Wahl seines Sohnes, Ferdinand's von Ungarn, zum römischen König günstig erklärte. Der Wahltag wurde

also ausgeschrieben, ohne daß Brandenburg weiter befragt worden wäre. In Augsburg sollte die Kur stattfinden. Theils wegen der Vorenthaltung Jägerndorfs, dessen Restituirung der Kaiser zur Zeit der Prager Zusammenkunft hatte hoffen lassen, theils wegen der Stellung die er in Regensburg zu der obschwebenden Frage über die Wahlcapitulation eingenommen hatte war der Kurfürst mit der übereilten Wendung nicht zufrieden. Sein Verhältniß zu den Ständen mußte ihn wünschen lassen, daß dem Wahltag ein Reichstag vorangehe, damit bestimmt werde ob und in welchem Umfang die Fürsten und Stände an der Capitulation Theil nehmen sollten. Die Instruction Blumenthal's, der nach Augsburg geschickt wurde, lautete daher auf Verzögerung oder nöthigen Falls Versagung der Wahl; ja in einer ihm nachgeschickten Weisung wurde ihm der Auftrag gegeben mit den anwesenden Kurfürsten von „mehreren Subjecten zur königlichen Wahl" zu reden. Noch bei Verlesung der Capitulation suchte der Gesandte Friedrich Wilhelm's das Geschäft hinzuhalten.

Schon auf dem Reichstag hatte sich Brandenburg, und zwar allein unter den Ständen protestantischen Glaubens, einer Deputation evangelischer Grafen und Herren aus Oesterreich, die erschienen waren, um Religionsfreiheit zu erbitten, angenommen. Am kaiserlichen Hofe war diese Theilnahme übel vermerkt worden; die Deputation hatte die Stadt verlassen müssen. Scheidend hatten jene Glaubensgenossen mit Thränen in den Augen es ausgesprochen, daß sie ihre ganze Hoffnung nächst Gott auf den Kurfürsten von Brandenburg setzten. Eben an dem Punkt der Gleichstellung der Religionen in den Erblanden knüpfte Blumenthal an: er forderte, daß die Wahlcapitulation in dieser Beziehung nachhole was das Friedensinstrument nicht gewährt hatte. Aber er mußte sich sagen lassen, daß jetzt keine Aenderungen mehr gemacht werden könnten. Zum zweitnächsten Tage darauf wurde die Wahl angesetzt; auch die Weigerung Brandenburgs hätte sie, da Majorität entschied, nicht mehr aufhalten können; am 31. Mai wählten die Kurfürsten Ferdinand IV. einstimmig zum römischen König.

Es wurde nur zu bald klar daß mit diesem Erfolge jeder Eifer des Kaisers für die weitere Ordnung der Verhältnisse im Reich, dem eigentlichen Geschäft des Reichstages, erloschen sei. Hatte er ja doch wieder eine mächtige Partei unter den Ständen. Das Kurcollegium, Brandenburg ausgenommen, hing ihm von Neuem an, und in dem Fürstenstande konnte er wenigstens auf Mehrheit der Stimmen rechnen, da er eben damit umging sieben besonders treue Diener der Habsburgischen Politik, die überdem alle zur katholischen Religion gehörten, in den Reichsfürstenstand zu erheben. Am schlimmsten traf dieser Umschwung wieder den Kur-

fürsten von Brandenburg. Vor der Wahl hatte er auf dem Reichstag die erste Rolle gespielt; seinetwegen war die Verkündigung der Propositionen, d. h. der officielle Beginn des Reichstages, ausgesetzt worden; jetzt dagegen gewahrte er, daß der Kaiser in Regensburg durchaus dominire. Es wurde berichtet, daß daselbst alle Stände von dem Wohle des Reiches sprächen, und doch in Wahrheit nur auf das eigene Interesse bedacht wären, zu dessen Beförderung sie eben wieder ihre Stelle in der Gnade des Kaisers suchten. Er selbst meinte dazu, ob es keinen besseren Weg gebe sich zu mainteniren als kaiserlicher Majestät Respect zu augmentiren, das stelle er dahin; der Meinung aber sei er gänzlich daß nächst der Ehre Gottes kein ander Mittel sei sich zu schützen als wenn die goldene Bulle, die Reichsabschiede und die zulässigen Verfassungen strict gehalten würden, welche nothwendig fallen müßten, wenn jeder nur seine Sache und kaiserlichen Respect suchen wollte. Er wußte sehr wohl, weshalb er von der Willkür und den Schleichwegen der Diplomatie weg auf die Verfassung hinwies. Eben begannen die kaiserlichen Staatsmänner, — an ihrer Spitze jener Auersberg, „vor dem, wenn er durch den Saal ging, kein geringeres Bücken war als vor dem Kaiser selbst," — die zuerst anerkannten Ansprüche Brandenburgs auf Jägerndorf wieder in Frage zu stellen und selbst zu leugnen; auch verkehrten sie mit Niemandem eifriger, als mit dem Sohn und Nachfolger Wolfgang Wilhelm's, jenem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg, der schon während des jülischen Krieges seine geheimsten Absichten dahin kund gethan hatte, daß Brandenburg keinen Zollbreit Landes am Rhein behalten dürfe; ja sie setzten sich in Verbindung mit einer Deputation der aufsässigen Landstände von Cleve-Mark, welche in Regensburg erschienen war, den Kaiser um Schutz ihrer Libertät und Befehl an den Kurfürsten zur Schleifung der Festungen Hamm und Lippstadt zu bitten.

So waren die Gegensätze gespannt, als endlich nach monatelangem Zögern auf dem Reichstag die ersten concreten Fragen in Behandlung genommen wurden. In der Friedensacte stand daß die Reichsdeputation welche zur Beilegung der aus dem dreißigjährigen Kriege noch übrig gebliebenen Streitpunkte zusammentreten würde paritätisch, halb mit Katholiken und halb mit Protestanten, besetzt werden solle. Hier erhob sich nun die Schwierigkeit, wie diese Festsetzung in Rücksicht des Kurcollegiums durchzuführen sei, dessen sieben Stimmen unter drei Evangelische und vier Katholische vertheilt waren. Hatte der Kurfürst bei der Wahl gezeigt, daß er die alten Vorrechte seines Standes gewahrt wissen wollte, so war er doch nicht gemeint wichtige Verheißungen des Friedensinstrumentes untergehen zu lassen, zumal wo sie das evangelische Interesse in sich schlossen. Er

drang also auf die Parität im Kurcollegium, die etwa durch Gründung einer neuen evangelischen Kur geschaffen werden könne. Ein Vorschlag, der den andern sechs Wählern eine Art von Schauder einflößte. Er werde sich, sagte der von Mainz, solcher Novität mit allen Kräften, so lange noch ein warmer Athem aus seinem Munde gehe, widersetzen. Allein es fehlte dem Hohenzollern diesmal nicht an einer Partei, die seine Forderungen unterstützte; die Evangelischen des Fürstenrathes machten mit ihm gemeinsame Sache; so blieb sein Gesandter am Reichstage fest, und der Kaiser sah sich genöthigt, die Verhandlungen über die Zusammensetzung der Reichsdeputation zu vertagen (9. December 1653). Man mußte dies als einen Sieg der brandenburgischen Politik betrachten.

In demselben Augenblick gewann sie Gelegenheit in einer Sache von wahrhaft nationalem Interesse ihre Grundverschiedenheit von der österreichischen Staatskunst zu bethätigen. Die Lothringer, die noch von dem jülichschen Kriege her am Niederrhein hausten, fielen in das cölnische Gebiet ein und die Spanier, immer von Nebenabsichten auf die Niederlande erfüllt, machten Miene ihren Angriff zu unterstützen. Alle benachbarten Territorien sahen sich bedroht. Sie hätten zunächst von dem Kaiser erwarten können, daß er die Verletzung der Reichsgrenzen verhindere. Aber Ferdinand III. sann bereits wieder auf eine Verbindung mit Spanien, welche der westphälische Friede sehr zum Nachtheil Oesterreichs verboten hatte; er gab sich Mühe, eine Ehe seines Sohnes, des römischen Königs, mit der spanischen Infantin zu Stande zu bringen. Da wandte sich Kurcöln, das auf dem Reichstage zu den Gegnern Brandenburgs gehört hatte, an Friedrich Wilhelm (Januar 1654). Es erhielt sofort den günstigsten Bescheid; dem Statthalter von Cleve wurde befohlen die Landvölker aufzubieten, und von der Mark aus setzte sich der General-Feldzeugmeister Sparr an der Spitze von 800 Soldaten in Bewegung. Außerdem war der Kurfürst bemüht die evangelischen Stände Niederdeutschlands heranzuziehen. Andererseits veranlaßte die Einmischung Spaniens die Franzosen zur Theilnahme an diesem Conflict. Schon hieß es der Kurfürst werde über den Rhein gehen und seine Streitkräfte mit einem heranziehenden französischen Heere von 6000 Mann vereinigen. Zugleich wurden die Oranischen Sympathien durch diese Unruhen neu belebt; um so mehr als die republicanische Regierung de Witte's in Folge mehrerer Niederlagen im Kriege mit England ihren Credit verloren hatte. Die antispanische Combination, die 1651 nur versucht worden war, schien sich jetzt verwirklichen zu sollen.

Diese Entwicklung mußte natürlich auf die Gegenstellungen am Reichstage zurückwirken. Am liebsten hätte der Kaiser, obschon noch nichts zur

Ausführung der Friedensacte geschehen war, die Reichsversammlung geschlossen; auch sprach er von seiner nahe bevorstehenden Abreise. Für ihn waren nur noch drei Punkte von Wichtigkeit: die Aufnahme der neu ernannten Fürsten, die beständige Wahlcapitulation, die außerordentliche Bewilligung von sechszig Römermonaten, und nur diese betrieb er noch. Wenn Brandenburg gleich in dem ersten Punkt sich den Wünschen des Kaisers widersetzte, so stützte es sich dabei auf den Rechtsgrund. Die zur Standeserhöhung vorgeschlagenen österreichischen Edlen erfüllten nicht alle die Bedingungen, an welche die Erhebung in den Reichsfürstenstand geknüpft war; so z. B. ermangelte Lobkowitz eines reichsunmittelbaren Gebietes, wofür er hätte zur Matrikel gezogen werden können. Ob der Kaiser die mangelnden Qualificationen durch Indulte ersetzen durfte mußte mehr als fraglich erscheinen; allein die Mitfürsten, auch die evangelischen, gaben ihre Zustimmung, — und die Aufnahme der neu geschaffenen Dynasten war geschehen.

Was nun die Verhandlungen über die beständige Wahlcapitulation betrifft, so tauchte auch hier wieder, wie bei der Feststellung der Wahlcapitulation für Ferdinand IV., die Frage auf wer an denselben Theil nehmen sollte. Friedrich Wilhelm meinte, daß die Stände nicht davon ausgeschlossen werden dürften. Er rieth einen mittleren Weg: davon ausgehend daß es bedenklich sei „des Reiches Wohlfahrt an gar zu viele Interessen und Sentiments zu theilen," empfahl er die Präminenz der Kurfürsten allerdings zu wahren, aber doch auch den Erwägungen der Fürsten Gehör zu schenken. Indem er auf diese Weise den Schutz der Stände übernahm, hoffte er dieselben am ehesten von der Verfolgung ihrer Sonderinteressen abbringen zu können. Dem altösterreichischen divide et imperabis gegenüber verfolgte er, wie Droysen sagt, die Politik des Einigens und Ausgleichens, das conjunge et imperabis. Zur Sache freilich half diese vermittelnde Richtung nichts: der Kaiser brach die Verhandlungen über die Wahlcapitulation ab. Ihm konnte es nur wünschenswerth sein das Verhältniß des Kaiserthums zum Reiche nicht für alle Zeit fixirt zu wissen.

Es blieb somit nur noch ein Punkt: die Bewilligung der Römermonate. In ihm concentrirte sich zuletzt, so zu sagen, das ganze Schicksal dieses Reichstages. Bei allen Anwesenden war die Meinung verbreitet daß der Kaiser, sobald die Geldleistung decretirt worden sei, die Versammlung schließen werde. Gerade deshalb wies Friedrich Wilhelm das an ihn gestellte Ansinnen die evangelischen Stände zur Zahlung zu bewegen zurück. Sein ruhiger, auf das Praktische gewandter Blick konnte sich nicht überzeugen, daß dieser Reichstag seine Aufgabe erfüllt habe. Um des Kur-

fürsten eigene Gedanken wiederzugeben, so hießen die zu Regensburg gewonnenen wohlfeilen Erfolge: Königswahl, Einführung der neuen Fürsten und eine gleich Anfangs erzielte Feststellung von hundert Römermonaten. Dagegen war das Friedensinstrument durchlöcherter als je: eine für die Sicherstellung der Evangelischen fundamentale Verheißung desselben, die paritätische Besetzung des Reichshofrathes, war zu Regensburg von den kaiserlichen Räthen todtgeschwiegen worden. Man wußte, daß diese dahin arbeiteten, unter Aufrechterhaltung seines katholischen Charakters möglichst alle Sachen vor den Reichshofrath zu ziehen, die Stände der verschiedenen Bekenntnisse in Spaltung zu erhalten und überhaupt den Frieden thatsächlich unwirksam zu machen. Ueber die Religionsfreiheit in den Erblanden war gar nichts Bestimmtes beschlossen. In Anbetracht dieser Punkte sah der Kurfürst den Reichstag für unbeendet an: er forderte, daß er fortgesetzt oder, wenn vertagt, so jedenfalls in kurzer Frist wieder berufen werde. Bis dahin sollten die Processe bei'm Reichshofrath, alle Mandate, Decrete, Commissionen und Sentenzen in suspenso bleiben. Die Vertheidigung dieser Rogation wurde den Evangelischen an's Herz gelegt, wenn sie nicht von den katholischen Ständen in's Elend gejagt werden wollten. Schärfer konnte das Gefühl der Unzulänglichkeit, des rein provisorischen Charakters der augenblicklichen Zustände nicht ausgedrückt werden. Erst wenn sie beseitigt seien, erklärte Friedrich Wilhelm, sei er bereit, dem Kaiser mit einer Geldhülfe zu willfahren. „Wenn der Reichstag künftiges Jahr continuirt und wie es des Reiches Wohlfahrt fordert, abgethan sein wird, so werden wir nicht unterlassen, Kais. Maj. wirklich zu bezeugen, daß man derselben, so weit die Kraft und die Zeitläufte es zugeben, nach Möglichkeit zur Hand zu gehen, beflissen sein wird." Darnach lautete sein Votum bei der Abstimmung über die außerordentlichen Römermonate.

Man würde sehr irren, wollte man glauben daß diese Politik Friedrich Wilhelm's, welche einzig die realen Verhältnisse zu ihrem Maaßstab nahm, ohne Nachahmung geblieben sei. Der Art war weder das Vertrauen zu dem Kaiser, noch die Ehrfurcht vor seiner Würde, daß die Stände über ihnen einen Augenblick die Gefahr hätten vergessen können welche ihren Freiheiten drohte. Namentlich die Evangelischen hielten diesmal fest mit Brandenburg zusammen. Gemeinsam mit ihm setzten sie ihre Bedenken auf. Sie verlangten, daß dieselben in den Reichsabschied aufgenommen würden. Die Verlesung desselben zeigte, daß es nicht geschehen sei. Da der Kaiser schon abgereist war, blieb ihnen nichts übrig als in der Kanzlei einen Protest gegen den Reichsabschied zu hinterlegen: namentlich verwahrten sie sich auch jetzt gegen die Beschlüsse des Reichs-

hofrathes, so lange derselbe nicht paritätisch besetzt sein werde (Mai 1654). Aber getreu einem Verfahren, welches von den kaiserlichen Beamten schon vielfach gegen unliebsame Petitionen der Evangelischen in Anwendung gebracht worden war, verweigerte der Reichsvicekanzler die Empfangnahme des Documentes zu bescheinigen. Ein erneuter und erweiterter Protest wurde gar nicht einmal angenommen. Die Wirkung blieb trotzdem dieselbe: es wiederholte sich das in der deutschen Geschichte nur zu gewohnte Beispiel eines Reichsgesetzes, welches dadurch, daß ein Theil der Stände dasselbe sofort für unverbindlich erklärte, gleich von seiner Entstehung an zur Fixirung oder Fortführung der öffentlichen Zustände so gut wie unkräftig wurde.

Wenn es irgend einen Punkt giebt in welchem der Regensburger Reichstag die Ausführung der westphälischen Schlußacte um einen Schritt vorwärts gebracht hat, so ist es das Zugeständniß der Parität für die zum 1. October 1654 zu berufende Reichsdeputation: ein Zugeständniß, welches noch in der letzten Stunde der Kurfürst von Brandenburg erlangt hatte. Das Mißverhältniß der kurfürstlichen Vota sollte dies eine Mal dadurch ausgeglichen werden daß abwechselnd immer einer der evangelischen Kurfürsten über zwei Stimmen gebot.

Außerdem hatte Friedrich Wilhelm eine Vereinbarung zwischen Kaiser und Ständen durchgesetzt welche ihm für die Stellung die er seinen Landständen gegenüber einnahm von größter Bedeutung war und, gewissenhaft geübt, auch zu Nutzen der deutschen Gesammtheit ausschlagen mußte. Sie betraf den militärischen Schutz des Reiches.

Bisher hatte es nur von dem Belieben der Landstände abgehangen wie weit sie zur Landesvertheidigung beisteuern wollten, und gar oft hatten sie dem Landesfürsten, wenn er an ihre Opferwilligkeit appellirte, mit einer Klage über Bedrückung die sie bei den Reichsgerichten erhoben geantwortet. Während des Reichstages von Regensburg hatten ja die Stände von Cleve und Mark ein Beispiel davon gegeben. Um nun der Wehrlosigkeit der Reichsstände, welche die natürliche Folge dieses unpatriotischen Beginnens sein mußte, zu steuern, bestimmte der Reichsabschied von 1654 in dem wichtigen § 180: es sollten „jedes Kurfürsten und Standes Landsassen, Unterthanen und Bürger zu Besatz- und Erhaltung der einem oder anderen Reichsstand zugehörigen nöthigen Vestungen, Plätzen und Guarnisonen, ihren Lands-Fürsten, Herrschaften und Obern mit hülflichem Beytrag gehorsamlich an Hand zu gehen schuldig sein." Diejenigen aber die es wagen würden gegen solche Pflicht bei dem Reichshofrath oder dem Kammergericht zu protestiren, oder gar sich nach einem Proceß gelüsten zu lassen, sollten von der Schwelle des Gerichtes fort und zu schuldiger

„Parition" verwiesen werden. Daß damit der Grundstein zur Kriegsherrlichkeit der Landesfürsten gelegt ist, leuchtet von sich selbst ein.

Die cleve-märkische Deputation verkannte das nicht, sie mochte voraussehen, daß der Kurfürst sich jenes § 180 unnachsichtig bedienen werde: deshalb hinterlegte sie gegen denselben heimlich bei Mainz einen Protest.

Von dem militärischen Theil des Territorialrechtes, welcher durch die eben besprochene Bestimmung begründet wurde, kann man sagen daß er aus der Rücksicht auf eine allezeit gewärtige Reichskriegsverfassung erwachsen ist. Für diese hatte der große Kurfürst überhaupt, und nicht ohne Erfolg, zu Regensburg eine neue Grundlage erstrebt. Das Andenken an die Ausnutzung Deutschlands für Habsburgische Zwecke, besonders während des dreißigjährigen Krieges, ließ ihn davon ausgehen daß die absolute Direction der Waffen in des Kaisers Händen für die Glieder des Reiches nachtheilig sei. Aus diesem Grunde erwirkte der Kurfürst zu Regensburg, daß die Direction der Waffen in das Bereich der kreisständischen Befugnisse gestellt wurde. Die Stände jedes Kreises sollten sich ihre Obersten wählen; diese hatten dann das durch kein Veto der Libertät unterbundene Recht die Leistungen für jeden kreiseingesessenen Reichsstand anzusetzen und beizutreiben; da war kein reichsunmittelbares, und zu Folge jenes Paragraphen 180 kein mittelbares, landsässiges Glied der deutschen Nation welches nicht nach der neuen Verfassung die Pflicht gehabt hätte für die Vertheidigung des Gesammtreiches mitzuthaten. So war eine Form angedeutet welche wenigstens nach der militärischen Richtung hin in der vielgestaltigen deutschen Nation Einheit schaffen konnte. Doch aber auch nur angedeutet. Denn es stand dahin ob es möglich sein werde die Stände zur Unterwerfung unter die Kreisverfassung zu bringen. Gelang es, so wurde, nach Droysen, die Föderation der Stände zunächst militärisch gesund und stark. Gelang es nicht, so hat man hier, in der Unzulänglichkeit der ständischen Kriegsverfassung den Punkt zu suchen, wo es zum ersten Male in voller Deutlichkeit hervortrat daß Deutschland eines Staates bedurfte der sich allezeit für die Vertheidigung des Vaterlandes kriegsbereit hielt. In den deutschen Interessen sind die Keime für die Idee einer Militärmacht wie sie die Hohenzollern im siebzehnten Jahrhundert zu begründen begannen zu suchen.

In der Regierung des großen Kurfürsten hebt sich mit besonderem Glanz, schon dem ersten Blicke kenntlich, eine etwas mehr als ein Menschenalter umfassende Periode ab in der man ein beständiges Anwachsen und Fortschreiten seiner politischen Thätigkeit bemerken muß. Sie wird durch die Jahre 1648 und 1680 abgegrenzt. Der erste Act dieser Glanzperiode erreicht mit dem Beschluß des Reichstages von Regensburg sein

Ende. Er ist dadurch ausgezeichnet daß die beiden Bestrebungen welche seine Handlung im Wesentlichen ausfüllen, die Vorbereitung des Kampfes zum Schutz der Reichsgrenze und die Sorgen für die inneren Verhältnisse Deutschlands, gleich sehr davon Zeugniß ablegten wie der brandenburgisch-preußische Staat zum Bewußtsein seines deutschen Berufes erwacht sei.

Zu einem eigentlichen Kriege war es noch nicht gekommen; auch die drohenden Aussichten im Beginn des Jahres 1654 hatten sich bald verzogen, als die Lothringer vor den brandenburgischen Soldaten hatten weichen müssen. Da entbrannte der schwedisch-polnische Krieg. Es handelte sich in demselben um nichts so sehr als um Preußen und die Ostsee; eben deshalb war der Staat des großen Kurfürsten gezwungen mit der äußersten Anstrengung in Action zu treten.

Er hätte sie nicht aushalten, ja nicht einmal versuchen können, wenn er dabei stehen geblieben wäre seine Kriegsmacht in der alten Weise nur aus unzuverlässigem Söldnervolk und den Lehnsmannen zusammen zu setzen.

P. Hassel.

Zum Begriffe der Socialpolitik.

Noch Niemand, der die Erforschung der politischen Institutionen zu seiner Aufgabe gemacht, ist zu dem Resultate gekommen, daß in den Zuständen, die er untersucht, Alles vollkommen, nichts der Verbesserung fähig oder bedürftig sei. Jede politische Doctrin gelangt zu Vorschlägen, die die Abänderung der bestehenden Zustände bezwecken, — mag sie diese Vorschläge direct aussprechen, oder sich damit begnügen theoretische Resultate aufzustellen, aus denen die Nothwendigkeit praktischer Abänderungen sich mit logischer Consequenz ergiebt. Einige haben den bestehenden Staat in seinem innersten Wesen angegriffen und an dessen Stelle ein Staatsideal setzen wollen; Andere haben ihre Kritik und ihre Abänderungsvorschläge auf weniger wichtige Punkte beschränkt. Aber auch sie gingen von der Ansicht aus, daß dem Staatsleben eine Idee zu Grunde liege, jeder einzelne Staat aber diese Idee nur unvollkommen zum Ausdruck bringe, und durch menschliche Thätigkeit der Erfüllung des Ideals genähert werden könne. Der Staat ist nicht nur eine *Erscheinung*, und steht als solche in dem Kreise der Ursachen und Wirkungen, durch welche die Außenwelt verknüpft ist; er ist gleichzeitig ein *Postulat*, das dem freien Willen gestellt ist. Er ist der kategorische Imperativ, der sich nicht an den Willen des Individuums, sondern an die nationale Gesammtheit wendet. Die erstere Seite seines Wesens ist hin und wieder verkannt worden; in der Theorie und Praxis hat man versucht, den gegebenen Staat auszurotten und auf der tabula rasa einen neuen

„Parition" verwiesen werden. Daß damit der Grundstein zur Kriegsherrlichkeit der Landesfürsten gelegt ist, leuchtet von sich selbst ein.

Die cleve-märkische Deputation verkannte das nicht, sie mochte voraussehen, daß der Kurfürst sich jenes § 180 unnachsichtig bedienen werde: deshalb hinterlegte sie gegen denselben heimlich bei Mainz einen Protest.

Von dem militärischen Theil des Territorialrechtes, welcher durch die eben besprochene Bestimmung begründet wurde, kann man sagen daß er aus der Rücksicht auf eine allezeit gewärtige Reichskriegsverfassung erwachsen ist. Für diese hatte der große Kurfürst überhaupt, und nicht ohne Erfolg, zu Regensburg eine neue Grundlage erstrebt. Das Andenken an die Ausnutzung Deutschlands für Habsburgische Zwecke, besonders während des dreißigjährigen Krieges, ließ ihn davon ausgehen daß die absolute Direction der Waffen in des Kaisers Händen für die Glieder des Reiches nachtheilig sei. Aus diesem Grunde erwirkte der Kurfürst zu Regensburg, daß die Direction der Waffen in das Bereich der kreisständischen Befugnisse gestellt wurde. Die Stände jedes Kreises sollten sich ihre Obersten wählen; diese hatten dann das durch kein Veto der Libertät unterbundene Recht die Leistungen für jeden kreiseingesessenen Reichsstand anzusetzen und beizutreiben; da war kein reichsunmittelbares, und zu Folge jenes Paragraphen 180 kein mittelbares, landsässiges Glied der deutschen Nation welches nicht nach der neuen Verfassung die Pflicht gehabt hätte für die Vertheidigung des Gesammtreiches mitzuthaten. So war eine Form angedeutet welche wenigstens nach der militärischen Richtung hin in der vielgestaltigen deutschen Nation Einheit schaffen konnte. Doch aber auch nur angedeutet. Denn es stand dahin ob es möglich sein werde die Stände zur Unterwerfung unter die Kreisverfassung zu bringen. Gelang es, so wurde, nach Droysen, die Föderation der Stände zunächst militärisch gesund und stark. Gelang es nicht, so hat man hier, in der Unzulänglichkeit der ständischen Kriegsverfassung den Punkt zu suchen, wo es zum ersten Male in voller Deutlichkeit hervortrat daß Deutschland eines Staates bedurfte der sich allezeit für die Vertheidigung des Vaterlandes kriegsbereit hielt. In den deutschen Interessen sind die Keime für die Idee einer Militärmacht wie sie die Hohenzollern im siebzehnten Jahrhundert zu begründen begannen zu suchen.

In der Regierung des großen Kurfürsten hebt sich mit besonderem Glanz, schon dem ersten Blicke kenntlich, eine etwas mehr als ein Menschenalter umfassende Periode ab in der man ein beständiges Anwachsen und Fortschreiten seiner politischen Thätigkeit bemerken muß. Sie wird durch die Jahre 1648 und 1680 abgegrenzt. Der erste Act dieser Glanzperiode erreicht mit dem Beschluß des Reichstages von Regensburg sein

Ende. Er ist dadurch ausgezeichnet daß die beiden Bestrebungen welche seine Handlung im Wesentlichen ausfüllen, die Vorbereitung des Kampfes zum Schutz der Reichsgrenze und die Sorgen für die inneren Verhältnisse Deutschlands, gleich sehr davon Zeugniß ablegten wie der brandenburgisch-preußische Staat zum Bewußtsein seines deutschen Berufes erwacht sei.

Zu einem eigentlichen Kriege war es noch nicht gekommen; auch die drohenden Aussichten im Beginn des Jahres 1654 hatten sich bald verzogen, als die Lothringer vor den brandenburgischen Soldaten hatten weichen müssen. Da entbrannte der schwedisch-polnische Krieg. Es handelte sich in demselben um nichts so sehr als um Preußen und die Ostsee; eben deshalb war der Staat des großen Kurfürsten gezwungen mit der äußersten Anstrengung in Action zu treten.

Er hätte sie nicht aushalten, ja nicht einmal versuchen können, wenn er dabei stehen geblieben wäre seine Kriegsmacht in der alten Weise nur aus unzuverlässigem Söldnervolk und den Lehnsmannen zusammen zu setzen.

P. Hassel.

Zum Begriffe der Socialpolitik.

Noch Niemand, der die Erforschung der politischen Institutionen zu seiner Aufgabe gemacht, ist zu dem Resultate gekommen, daß in den Zuständen, die er untersucht, Alles vollkommen, nichts der Verbesserung fähig oder bedürftig sei. Jede politische Doctrin gelangt zu Vorschlägen, die die Abänderung der bestehenden Zustände bezwecken, — mag sie diese Vorschläge direct aussprechen, oder sich damit begnügen theoretische Resultate aufzustellen, aus denen die Nothwendigkeit praktischer Abänderungen sich mit logischer Consequenz ergiebt. Einige haben den bestehenden Staat in seinem innersten Wesen angegriffen und an dessen Stelle ein Staatsideal setzen wollen; Andere haben ihre Kritik und ihre Abänderungsvorschläge auf weniger wichtige Punkte beschränkt. Aber auch sie gingen von der Ansicht aus, daß dem Staatsleben eine Idee zu Grunde liege, jeder einzelne Staat aber diese Idee nur unvollkommen zum Ausdruck bringe, und durch menschliche Thätigkeit der Erfüllung des Ideals genähert werden könne. Der Staat ist nicht nur eine *Erscheinung*, und steht als solche in dem Kreise der Ursachen und Wirkungen, durch welche die Außenwelt verknüpft ist; er ist gleichzeitig ein *Postulat*, das dem freien Willen gestellt ist. Er ist der kategorische Imperativ, der sich nicht an den Willen des Individuums, sondern an die nationale Gesammtheit wendet. Die erstere Seite seines Wesens ist hin und wieder verkannt worden; in der Theorie und Praxis hat man versucht, den gegebenen Staat auszurotten und auf der tabula rasa einen neuen

zu errichten, indem man überſah, daß viele der ſtaatlichen Erſcheinungen und Geſetze in ſich die Nothwendigkeit von Naturerſcheinungen und Naturgeſetzen tragen. Die andere Seite ſeines Weſens hingegen iſt niemals völlig verkannt worden. Den Zuſammenhang des Weltalls und den Bau des menſchlichen Organismus unterſuchen wir aus rein theoretiſchem Intereſſe; wir können nichts daran ändern. Bei'm Staate verzichten wir nicht auf den Wunſch, zu ſeiner Verbeſſerung beizutragen. Gerade diejenigen, welche am ſtärkſten die Aehnlichkeit der Staatskörper mit Naturerſcheinungen, der Geſetze des menſchlichen Gemeinlebens mit Naturgeſetzen betonen, tadeln den modernen Staat am meiſten, und wollen, um zu der verlaſſenen Natur zurückzukehren, ſich der menſchlichen Freiheit bedienen. So conſervativ iſt Niemand, daß er alles Beſtehende conſerviren möchte; es läge auch in dieſem Standpunkte ein innerer Widerſpruch. In jedem Staate beſtehen Einrichtungen, mittelſt derer die beſtehenden Zuſtände und Geſetze geändert werden können. Wer dieſe Zuſtände und Geſetze für durchaus vollkommen hält, muß das Beſtreben haben, der Möglichkeit, der Gefahr vorzubeugen, daß dieſelben geändert würden und damit etwas Unnützes, wohl gar Schädliches geſchehe. Er muß alſo darauf dringen, die Einrichtungen zu beſeitigen, mittelſt deren das Beſtehende geändert werden könnte — Einrichtungen, die doch auch zum Beſtehenden gehören.

Je nach dem Geiſte der Zeit iſt an dem Staate bald die Naturſeite, bald die ethiſche Seite ſtärker betont worden, iſt derſelbe mehr als Erſcheinung oder mehr als Poſtulat aufgefaßt worden. In der Periode des Rationalismus, in dem Zeitraum zwiſchen Reformation und Revolution hatte man den Staat ausſchließlich als ein Erzeugniß der menſchlichen Freiheit aufgefaßt. Die antike Auffaſſung war der Exiſtenz und der Eigenſchaften des Staates unmittelbar gewiß, als ſei er ein ſinnlich wahrnehmbares Weſen; der Staat ſtand ihr in der Reihe der Naturerſcheinungen. Der Ausſpruch des Ariſtoteles, daß der Menſch ein *ζῶον πολιτικόν* ſei, beſagt doch im Grunde nichts weiter, als daß dem Menſchen der ſtaatenbildende Trieb eingepflanzt ſei, wie dem Vogel der Trieb ſein Neſt zu bauen, oder der Biene der Trieb Honig zu ſammeln. Und wenn es weiter heißt, daß der Staat älter ſei, als der einzelne Menſch, ſo dürfte mit demſelben Rechte geſagt werden, daß der Bienenſchwarm älter ſei, als die Biene. Die Unterſcheidung des Bürgers vom Barbaren, die Rechtfertigung der Sklaverei als etwas natürlich Gegebenen zeigt, in wie hohem Grade der Staat abhängig war von den natürlichen Beſtimmtheiten des Menſchen.

Erſchien im Alterthume das ſittliche Gemeinleben der Menſchen als etwas von Natur Gegebenes, ſo erſchien es im Mittelalter als etwas durch unmittelbaren göttlichen Rathſchluß Eingeführtes. Das Pabſtthum, als eine weitreichende Macht, leitete ſein Beſtehen und ſeine Gewalt von göttlicher Einſetzung her, und neben ihm ſtand das Kaiſerthum des heiligen römiſchen Reiches nicht minder als etwas von Gott Gewolltes. Wie neben das größere Licht der Sonne das kleinere des Mondes am Himmel aufgepflanzt war, ſo war das Kaiſerthum neben das Pabſtthum geſtellt. Durch die beiden Schwerter, das geiſtliche des Pabſtes und das weltliche des Kaiſers, erſchien die geſammte katholiſche Chriſtenheit zu einer ſittlichen Gemeinſchaft vereinigt, denn wie ſchwach auch in der

Praxis die Autorität beider Gewalten sich zeigen mochte, theoretisch ist sie nicht angetastet worden.

Wie die antike Republik, war also auch der hierarchisch-feudale Organismus von Kirche und Reich etwas, was nicht Menschenwitz geschaffen, sondern was von höherer Macht den Menschen mitgegeben worden war. Beides konnte daher auch nicht durch menschliche Beschlüsse erschüttert werden, sondern mußte in seinen wesentlichen Grundlagen unverändert erhalten bleiben. Der Grieche fragte nicht nach dem Warum, dem Wozu des Staates; seine Nothwendigkeit stand ihm fest, wie der griechische Boden in dem umwogenden Ocean; der katholische Christ fragte nicht nach dem Warum, dem Wozu der päbstlichen und kaiserlichen Gewalt, er war von ihrer Nothwendigkeit überzeugt, wie von dem geoffenbarten Evangelium. Mit der Reformation tritt eine andere Auffassung ein. Das Oberhaupt der Kirche, der Stellvertreter Christi auf Erden verwandelt sich für die halbe Christenheit in den leibhaftigen Antichrist; dem Kaiser wird das Recht bestritten, in die Religionsverhältnisse der Territorien einzugreifen; die Stände des römischen Reiches spalten sich nach ihren Confessionen in verschiedene Körperschaften. Ein scharfblickender und furchtlos denkender Italiener sieht das Staatsleben, wie es in den von Factionen zerklüfteten, von Usurpatoren zerrissenen, von Bürgerkriegen verheerten italienischen Gebieten, das Patrimonium Petri nicht ausgenommen, wirklich ist — nicht als eine religiöse Gemeinschaft, sondern als einen jedes sittlichen Gedankens baaren Mechanismus, in dem die überlegene List und Gewalt den Sieg über alle mitstrebenden Kräfte davonträgt — und lehrt den Staat zu lenken nach den Rücksichten der reinen Nützlichkeit; und auf der Insel Britannien ersteht in Heinrich VIII. der erste König, der sich als den Vertreter der neueren Staatsraison fühlt und von seinem kirchlichen Gegner, dem Cardinal Polo, verwünscht wird als das treue Abbild des Machiavellischen Fürsten. Baco und Descartes befreien den Menschen von den überkommenen Vorurtheilen, der eine lehrt ihn, als denkenden Geist sich im Gegensatze zu fühlen zur ausgedehnten, materiellen Natur, der andere bestreitet der religiösen Lehre jede Wahrheit für die menschliche Vernunft und läßt ihr nur den Glauben, das Gewissen als den Sitz ihrer Wirksamkeit. Religion und Natur, jede substantielle Grundlage wird dem staatlichen Gebilde gleichzeitig entzogen, und dasselbe muß neu aufgeführt werden auf dem Fundamente der menschlichen Vernunft.

Wie weit in dieser Periode des Rationalismus die Ansichten über den Staat auseinandergehen mögen, von der Apotheose des Despotismus bis zum Streben nach schrankenloser Freiheit, — Ein gemeinsamer Grundzug lebt in ihnen allen. Der Staat ist nicht etwas dem Menschen Gegebenes, er ist etwas von ihm Erschaffenes; er verdankt seine Entstehung dem menschlichen Witz. Der Mensch ist nicht um des Staates willen da, sondern der Staat um des Menschen willen, damit dieser in der Gemeinschaft angenehmer, glücklicher, menschenwürdiger lebe, als er es in der Isolirung vermöchte. Der Staat wird Mittel für einen Zweck; die richtige Erkenntniß dieses Zweckes und die möglichst vollkommene Erreichung desselben wird der Kern aller politischen Weisheit. Die Staatslehre dreht sich darum das Recept zu finden, nach welchem die Mensch-

heit ihr Zusammenleben in möglichst zweckmäßiger Weise ordnen kann; ihre Aufgabe ist nicht mehr das Anschauen, das Verstehen des Gegebenen wie bei Aristoteles, nicht mehr das Zurückführen der zufälligen, vom Begriffe abgefallenen Erscheinung auf die ewige, allein wahre Idee, wie bei Plato, nicht mehr die Unterordnung unter den erkannten göttlichen Willen, wie sie das Mittelalter sich stellte. Ihre Aufgabe ist jetzt selbstschöpferische Thätigkeit, ist die Kunst, aus den in der menschlichen Natur gegebenen Elementen ein Werk herzurichten, wie es weder die Natur, noch die göttliche Vorsehung erschaffen. An der Spitze der Staatslehre steht ein Postulat. Exeundum esse e statu naturali, der Naturzustand müsse verlassen werden — lehrt Thomas Hobbes und sein ganzes Leben war dem Bestreben geweiht zu untersuchen, auf welche Weise der Mensch am besten aus dem Naturzustande zu dem der staatlichen Ordnung gelange. Das direct entgegengesetzte Postulat stellt Jean Jacques Rousseau auf: redeundum esse ad statum naturalem, der Mensch müsse zum Naturzustande zurückkehren, und der weiteren Ausführung dieser Forderung war wiederum sein Leben ausschließlich gewidmet. In den Augen der Zeitgenossen haben Hobbes und Rousseau als Extreme sich gegenübergestanden; die Nachwelt kann nicht verkennen, daß ihre Lehren auf dem Boden derselben Weltanschauung erwachsen sind. Gemeinsam ist ihnen die Ueberzeugung, daß der staatliche Zustand und der Naturzustand etwas direct Entgegengesetztes sind; gemeinsam ferner, daß sie an die Menschheit Forderungen stellen, wie sie so kühn, so gewaltig nie zuvor erhoben worden waren.

Da der Staat nur um des Menschen willen da ist, so mußten in der menschlichen Natur Züge gefunden werden, die zur Herstellung der staatlichen Ordnung drängten. In welcher Weise dies versucht worden ist, danach bestimmte sich die innere Geschichte der rationalistischen Staatslehre. Bald wurde die Nothwendigkeit des Staates aus den Vorzügen, bald aus den Mängeln der menschlichen Natur hergeleitet. Hier war es die Furcht, welche die Menschen veranlaßte die Herstellung eines gegenseitigen Schutzes zu suchen, bald der Trieb der Geselligkeit, der sie einander näher führte. Die weltgeschichtlichen Verhältnisse, unter denen die verschiedenen Schriftsteller wirkten, bestimmten ihnen unbewußt ihre Abstractionen. Unter den Greueln des Bürgerkrieges lebend, von ihnen mehrfach persönlich ergriffen, mußte Hobbes der Sehnsucht nach einer starken und unerschütterlichen Autorität einen kräftigen Ausdruck geben. Innerhalb der französischen Gesellschaft, welche scheinbar glänzend emporblühte, während ihre Sittlichkeit und Gesundheit untergraben war, wurde Rousseau von tiefem Ekel gegen die moderne Civilisation erfüllt und sehnte sich nach den paradiesischen Zuständen zurück, die er in einer entfernten Vorzeit träumte.

Durch diese Zufälligkeiten, die von dem Temperament und den Schicksalen der einzelnen Autoren abhingen, mußte sich indessen mit logischer Nothwendigkeit Ein Gedanke hindurcharbeiten. Beruht der Staat auf einer psychologischen Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, so kann diese Eigenthümlichkeit nur eine solche sein, die *allen* gemeinsam ist, in welcher alle Menschen gleich sind. So verschwinden in der staatlichen Betrachtung die individuellen Unterschiede der Menschen und an ihre Stelle tritt die Forderung der *Gleichheit*. Sind alle

Menschen gleich, so kann keiner von dem anderen abhängig sein. Die Menschen können eine Autorität über sich einsetzen, wie das Königthum des Hobbes oder die volonté générale des Rousseau, allein von einem Gliede des Staates als solchem kann ein anderes Glied des Staates nicht abhängig sein. Positiv ausgedrückt heißt das: die Menschen sind frei. „Freiheit und Gleichheit" ist das letzte Resultat, bei welchem die abstract rationalistische Staatslehre ankommen mußte. Rousseau hatte theoretisch diese Folgerung mit solcher Klarheit und so überzeugender Kraft gezogen, daß es nur noch darauf ankam, sie praktisch durchzuführen. Der Verwesungsproceß des französischen Königthums bot dazu die Hand. Wir haben die französische Revolution, Robespierre, den Convent.

Man pflegt den Idealisten, welche die Existenz der Materie leugnen, den Rath zu geben, mit dem Kopfe gegen die Wand zu laufen, um sich von deren Existenz zu überzeugen. Der Idealismus Rousseau's zerstieß sich den Kopf an einer Realität, deren Dasein er nicht einmal geahnt hatte, an der Gesellschaft. Lehrt die Speculation die Freiheit und Gleichheit aller Menschen, so schränkt die geschichtliche Erfahrung diese Lehre erheblich ein. Der Mensch ist nicht blos ein geistiges, sondern auch ein körperliches Wesen, welches als solches Bedürfnisse hat, die Befriedigung erheischen. Diese Befriedigung wird durch Arbeit herbeigeführt. Kein Mensch ist im Stande durch eigene Arbeit ausschließlich seine Bedürfnisse zu befriedigen. Um den Ertrag der Arbeit zu vermehren, haben die Menschen die Theilung der Arbeit durchgeführt. Um meine Bedürfnisse zu befriedigen, muß ich den Ertrag fremder Arbeiten für mich verwenden, bin also nicht frei, sondern von Anderen abhängig. Um mir den Ertrag fremder Arbeiten zugänglich zu machen, muß ich meinerseits für denselben etwas leisten. In welchem Maaße ich dies kann, hängt ab von meinem erworbenen Besitz, von Körperkraft, Geschicklichkeit, Einsicht, und von Conjuncturen, die von meiner Person völlig unabhängig sind. Das Maaß der Abhängigkeit ist also bei jedem Menschen ein verschiedenes. Mit derselben logischen Consequenz, mit welcher die Forderung der Gleichheit zur Forderung der Freiheit führt, führt die Thatsache der Abhängigkeit zur Thatsache der Ungleichheit. Aber mein Einfluß auf Andere d. h. die Abhängigkeit, in welcher Andere von mir stehen, hängt nicht allein von den Mitteln ab, die ich besitze ihre Bedürfnisse zu befriedigen; es giebt daneben einen Einfluß rein geistiger Art, mittelst dessen der an Kenntnissen und Begabung Reichere die minder Bevorzugten veranlaßt, seinem Rathe, seinem Beispiele zu folgen. Der Inbegriff der Verhältnisse, nach welchem in einem Volke die Vorzüge der Geburt, des Besitzes und der Einsicht, so wie das auf diesen Vorzügen beruhende Ansehen vertheilt ist, heißt die Gesellschaft. Bis zum Beginn des laufenden Jahrhunderts hatte man diese Verhältnisse nie zum Gegenstande der wissenschaftlichen Betrachtung gemacht. Seitdem die Wissenschaft sich dieses Gegenstandes einmal bemächtigt, kann sie ihn nie wieder aufgeben. Wir leben als Bürger zweier Welten, des Staates und der Gesellschaft. Das Verhältniß dieser beiden Welten zu einander zu bestimmen, wird in alle Zukunft eine Hauptaufgabe der politischen Forschung sein. Es kann in Zukunft keine andere Politik geben, als Socialpolitik.

Die Socialpolitik hat bisher drei Stadien durchlaufen. In dem ersten Stadium suchte man den Gegensatz des Staates und der Gesellschaft dadurch zu überwinden, daß man den einen Factor dieses Gegensatzes schlechthin verneinte und aufzuheben suchte. Dies geschah durch die Restaurationspolitik einerseits, den Socialismus andererseits. Jene löst den Staat in die Gesellschaft, dieser die Gesellschaft in den Staat auf.

Haller's „Restauration der Staatswissenschaften," das entschlossenste unter allen contrerevolutionären Systemen, pflegt man so zu charakterisiren, daß es den Staat in ein Aggregat von Privatrechtsverhältnissen auflöse. Diese Bezeichnung ist indessen nicht zutreffend, denn die Idee des Rechts überhaupt, also auch des Privatrechts, setzt das Bestehen des Staates voraus; die Verwirklichung eines Rechtes bedarf des Rechtsschutzes, dieser der Gerichtsverfassung und letztere des Staates. Treffender dürfte der Ausdruck sein, daß Haller das sittliche Gemeinleben der Menschen in ein Aggregat gesellschaftlicher Abhängigkeitsverhältnisse auflöst. Er sieht die Welt vom Standpunkte des feudalen und kirchlich gesinnten Gutsherrn an. Mit dem Ausdruck einer patriarchalischen Regierung bezeichnen wir eine solche, in welcher von Recht und Gericht, von Rechtsschutz und Staatszwecken nicht die Rede ist, sondern nur von einer geistigen und materiellen Abhängigkeit. Im günstigsten Falle wird dieses Verhältniß sich so gestalten, daß Wohlwollen auf der einen, Vertrauen auf der anderen Seite herrscht; aber selbst da, wo Mißbrauch der Macht auf der einen, Empörung auf der anderen Seite herrscht, soll an der legitimen Macht des Grundherrn jeder Einfluß von anderer Seite her sich brechen. Das Bedürfniß des geistigen Lebens wird ausschließlich durch die Kirche, concret gefaßt durch den Schloßcaplan vertreten; er übt durch seine Stellung eine sittliche Macht aus, theils über den Gutsherrn, theils über seine Unterthanen, die sich mit der Macht des Gutsherrn verschränkt. Das Herrscherrecht des Monarchen ist nichts von diesem Gutsherrenrechte specifisch Verschiedenes; er übt in einem größeren Kreise mittelst seines Ansehens und seiner Mittel dieselbe Macht aus, wie der Gutsherr im Kleineren und findet an den, dem seinigen ähnlichen Rechten der Stände seine Schranke.

Die Ansichten de Maistre's weichen von denen Haller's eben nur soweit ab, als die Zustände des ancien regime von den feudalen Zuständen Deutschlands im vorigen Jahrhundert. Der starke Ton, den er auf die ritterliche Gesinnung des Adels legt, ist ihm eigenthümlich. Wie Haller giebt er indessen den Staat Preis zu Gunsten der gesellschaftlichen Ansprüche des Adels. In England war es Burke, der in seinen politischen Theoremen von dem gleich energischen Haß gegen die Revolution getragen wurde, wie Haller in Deutschland und de Maistre in Frankreich. Allein in England war der Staat den gesellschaftlichen Ansprüchen gegenüber immer so stark gewesen, hatte der Feudalismus so wenig Spuren hinterlassen, daß Burke, indem er die Wirklichkeit copirte, nicht ein gleiches Zerrbild lieferte, wie es sich den beiden continentalen Schriftstellern aus den Zuständen ihrer Heimathsländer ergeben mußte. Die Festigkeit corporativer Verbindungen ist der gesellschaftliche Zustand, auf welchen er den größten Werth legt.

Gewissermaaßen ihren Abschluß hat die Restaurationspolitik in der Rechtsphilosophie Stahl's gefunden, diesem Manna, von welchem unsere Feudalpartei

in der Wüste ihrer Geistesarmuth zehrt. Das Streben nach strenger Durchbildung der Begriffe, eine gewisse Mäßigung, die sich nicht gegen alle Ansprüche des modernen Staatslebens spröde ablehnend verhält, ist diesem Buche nachzurühmen. Aber das hat er mit seinen Vorgängern gemein, daß er das lebendige, aus der idealen Natur des Menschen, aus der Ueberzeugung der gegenwärtigen Generation fließende Recht zurücksetzt gegen das historisch Gewordene. Das ist der gesammten Restaurationspolitik eigen, daß sie nicht einen geistigen Zug des Menschen, nicht das Streben nach Freiheit und Gleichheit ihren Erörterungen über den Staat zu Grunde legt, sondern lediglich die erworbene Macht. Das Recht des Grundherrn wie das des Königs ruht auf der physischen Macht, die ihre Vorfahren erworben und den Nachkommen hinterlassen haben. Da nun täglich Macht neu erworben und mittelst derselben die ältere Macht umgestürzt werden kann, so würde dieses System gerade das revolutionärste von allen sein, wenn es behufs Erhaltung des Bestehenden nicht seine Zuflucht zu einer theologischen Hülfsconstruction nähme. In dem bisher Gewordenen, in dem System gesellschaftlicher Abhängigkeitsverhältnisse, wie es sich bisher entwickelt hat, in den Erwerbungen, die der Macht bisher zugefallen sind, wird die Zulassung und somit der Wille Gottes erkannt. Jeder Versuch an diesen Verhältnissen zu rütteln, der Macht, die Andere ererbt, diejenige gegenüberzusetzen, die wir erworben, wird als Auflehnung gegen die göttliche Ordnung bezeichnet und bleibt Sünde, selbst wenn es glückt. Leider ist es nie gelungen, das Datum zu bestimmen, an welchem Gott aufgehört hat seine Zustimmung zu den Ereignissen dadurch zu geben, daß er sie geschehen läßt.

Den umgekehrten Weg wie die Restaurationspolitik schlägt der Socialismus und Communismus ein. Die abstracte Politik hatte in Rousseau Gleichheit des Rechts gefordert, die thatsächliche Ungleichheit aber stehen lassen. Baboeuf beseitigt auch diese. Um die rechtliche Gleichheit zu sichern, muß der Einfluß des materiellen wie des geistigen Besitzes, das heißt des Capitals wie des Talents gebrochen werden. Jeder Mensch beginnt in jedem Augenblicke von Neuem sich durch seine Thätigkeit von Anderen zu unterscheiden, durch die Frucht seiner Thätigkeit sich den Anderen, seine Lage der ihrigen ungleich zu machen, sich für seine Bedürfnisse Befriedigungsmittel zu verschaffen, deren die Anderen entbehren. So muß denn in jedem Augenblicke der Staat, die Gesammtheit, controllirend eintreten, um die Gleichheit aufrecht zu erhalten. Der Privatmann, der Mensch geht völlig auf in dem Staatsbürger. „So lehret man Euch manchen Tag, Daß, was Ihr sonst auf Einen Schlag Getrieben wie essen und trinken frei, Ein Staatsact dazu nöthig sei.“ Arbeiten, essen und trinken, Ehen schließen und Kinder zeugen — Alles wird zu Staatsgeschäften. Da Jeder nur als Glied der Gemeinschaft existirt, hört er auf als Individuum, als Ich zu bestehen. Der Egoismus wird völlig getilgt, da es nicht gestattet ist den egoistischen Trieb zu befriedigen. Auf diesem Triebe allein beruht aber der Anreiz zur Thätigkeit. Um uns glauben zu machen, daß ein solcher Zustand Bestand haben kann, ein Zustand, in welchem der Mensch aufhört Gegenstand seiner eigenen Sorge zu sein, muß der Socialismus denselben Ausweg suchen, wie die Restaurationsphilosophie, er muß die Religion zu Hülfe nehmen, um menschliche Dinge

auf, ordnet sich dem absoluten Selbstzwecke unter, weil — der Begriff es so will. Der harte Kampf zwischen gesellschaftlichen Ansprüchen und staatlichen Pflichten, der Kampf, der so viel Blut gekostet, so viel Elend über die Welt gebracht, wird zu einem friedlichen dialektischen Proceß, zu einem heiteren Spiel mit Verstandsbegriffen. Die Frage, die von den höchsten Verfassungsangelegenheiten bis herab zu jedem Chausseebau, jeder Gasbeleuchtung, jeder Polizeiordnung sich von Neuem entspinnt, wie sociale Sonderinteressen mit den Staatspflichten auszugleichen seien, findet keine Lösung. Stillschweigend wird vorausgesetzt, daß um der Logik willen alle socialen Bestrebungen den politischen sich friedlich unterordnen müssen. Für positive Fragen wird die Staatslehre nicht fruchtbar gemacht; daß ein Zusammenhang obwaltet zwischen der Form, welche die Gesellschaft in einem bestimmten Volke angenommen hat, und der Staatsform, die dieses Volk sich geben muß, ist etwas Unbekanntes. Die Staatsform wird von dem allgebietenden Meister, dem Begriffe, ein für allemal vorgeschrieben und nicht minder hat die Gesellschaft ihm Folge geleistet.

In bewußtem und stark ausgesprochenem Gegensatze zur Hegel'schen Philosophie entwickelte sich die Anschauung der *historischen Rechtsschule*; aber auch hier gilt, was wir über Hobbes und Rousseau bemerkt haben; trotz aller Verschiedenheit in der Auffassung ist nicht zu verkennen, daß beide auf dem Boden der gleichen Weltanschauung gewachsen sind. Beiden zu Grunde liegt die Ueberzeugung, daß Staat und Gesellschaft nur zwei verschiedene Seiten des gemeinsamen Volkslebens sind, daß beide daher mit einander nicht in Kampf, nicht in Widerspruch stehen, sondern identisch sind. Bei Hegel ist der Staat die Hauptsache, die Gesellschaft das Untergeordnete, ersterer der Zweck, letztere das Mittel. Bei Savigny ist die Gesellschaft die Hauptsache, der Staat das Untergeordnete, erstere der Stoff, letzterer die Form. Des Ausdrucks „Gesellschaft" bedient sich Savigny allerdings nicht. Er spricht von dem „in einer bestimmten Weise geregelten Zusammenleben mehrerer Menschen," von der „Einheit" derselben, und den „in diesem Zustande dem Einzelnen zustehenden Machtgebiete, seinen Befugnissen, seinen Rechten." Offenbar ist dies dasselbe, was wir als Gesellschaft bezeichneten. „Nun wirkt im Volke ein unaufhaltsamer Trieb, die unsichtbare Einheit in sichtbarer und organischer Gestalt zu offenbaren. Diese leibliche Erscheinung der geistigen Volksgemeinschaft ist der Staat, und mit ihm sind zugleich scharf bestimmte Grenzen der Einheit gegeben." Der Staat ist daher hier nicht „Pflicht des Einzelnen," wie bei Hegel, er bedarf zu seiner Erhaltung und Fortbildung nicht der hingebenden Thätigkeit des Einzelnen, vielmehr ist er eine logische Folge aus der vorhandenen Gemeinschaft, mit dieser unmittelbar gegeben. In dem Leben der Völker findet eine ununterbrochene organische Entwickelung statt d. h. eine Entwickelung der Verkehrsverhältnisse, der Gesellschaft. Mit derselben gleichzeitig ändert sich das Recht d. h. der Inbegriff der über die Abgrenzung der gegenseitigen Befugnisse bestehenden Regeln; es ändert sich ohne menschliches Zuthun, allein aus innerer Kraft und Nothwendigkeit und mit dem Rechte ändert sich der Staat, das höchste Product der Rechtserzeugung. Man sieht, der Staat tritt hier *fast* nur als Erscheinung, *fast* nicht mehr als Postulat auf. Die wichtigste Aufgabe der Rechtserzeugung wird *fast* ganz der still-

wirkenden, organiſchen Kraft der gemeinſamen Volksüberzeugung überlaſſen, die bewußt eingreifende Thätigkeit der Geſetzgebung faſt vollſtändig ausgeſchloſſen. Allerdings nicht vollſtändig, denn ſo lebhaft die Abneigung gegen tief eingreifende Thaten der geſetzgebenden Gewalt iſt (nicht nur unſerer, ſondern jeder Zeit wird dazu der Beruf abgeſprochen), wird doch eingeräumt, daß es gewiſſe Verhältniſſe giebt, unter denen die Geſetzgebung d. h. die Fortbildung des Staates durch bewußt eingreifende menſchliche Thätigkeit ſchlechthin unentbehrlich iſt.

Auf dem Felde des Privatrechts iſt die Thätigkeit Savigny's behufs Herſtellung des richtigen Verhältniſſes zwiſchen Staat und Geſellſchaft eine außerordentlich fruchtbringende geweſen. Es iſt eines ſeiner Hauptverdienſte, welches nicht von allen Seiten hinreichend, am wenigſten von vielen ſeiner Schüler gewürdigt worden iſt, daß er zuerſt unter den deutſchen Juriſten ſeine Aufmerkſamkeit auf die nationalökonomiſche Seite der Rechtsverhältniſſe gewandt hat, nachdem dieſelben lange Zeit nur ein Gegenſtand nutzloſer, philologiſcher Spielereien geweſen waren, daß er die Bedeutung unterſuchte, welche die einzelnen Rechtsinſtitute für den Verkehr hatten. An vielen Stellen ſeiner Schriften zeigt ſich ein tief eindringendes volkswirthſchaftliches Verſtändniß; wir erinnern an ſeine Darlegung über die Veränderungen des Münzfußes. Leider haben viele ſeiner Nachfolger, Puchta an der Spitze, nicht denſelben Weg eingeſchlagen, ſondern ſind in die alte Scholaſtik zurückgefallen. Es giebt unter den neueren Werken aus der romaniſtiſchen Schule nicht wenige, bei denen es nicht zu verkennen iſt, daß die Verfaſſer gefliſſentlich zu Gunſten einer vermeintlichen juriſtiſchen Conſtruction die realen Verkehrsmotive verkannt haben. Hier auf dem Gebiete des Vermögensverkehres kann das Recht ſich nicht eng genug dem Verkehr, die Regel dem Bedürfniß, das Syſtem der Ueberzeugung, der Staat der Geſellſchaft anſchließen. Die Geſellſchaft iſt hier der herrſchende Factor; der Staat muß ihr dienen. Wenden wir hingegen unſeren Blick auf die großen Fragen des Staatslebens, ſo zeigt es ſich, daß Savigny das Verhältniß zwiſchen beiden Kreiſen nicht hinreichend klar aufgefaßt hat. Wo an eine Volksgemeinſchaft eine Anforderung herantritt wie Aufhebung der Sklaverei oder der Leibeigenſchaft, Aenderung der Wehrverfaſſung, Beſeitigung der Verkehrsſchranken durch Abſchaffung von Zunftzwang oder Schutzzoll, da ſanctionirt der Staat nicht das, was die Geſellſchaft geſchaffen, da beſtätigt das Geſetz nicht, was die lebendige Volksüberzeugung vorgeſchrieben, da werden vielmehr durch bewußte That und mit vollem Rechte Ueberzeugungen und Intereſſen verletzt. Es handelt ſich hier nicht um eine organiſche, alſo nach Naturgeſetzen ſich vollziehende Entwickelung, ſondern an den Staat, die ſittliche Gemeinſchaft, tritt eine ſittliche Aufforderung heran, die er durch ſittlich freie That löſt. Für die Frage, wann und in welcher Weiſe der Staat ſo in den Bau der Geſellſchaft eingreifen darf, bleibt uns die hiſtoriſche Anſchauung die Antwort ſchuldig.

Neben der poſitiven Rechtswiſſenſchaft iſt hier die poſitive Nationalökonomie zu nennen, welche die letztere Frage mit großer Sicherheit beantwortet. Dieſe Wiſſenſchaft iſt ſehr jungen Datums und konnte nicht entſtehen, ſo lange die Geſellſchaft noch nicht ein Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Betrachtung geworden war. Als der Staat allein der Körper war, um welchen die politiſchen Er-

örterungen sich drehten, konnte nur die Frage aufgeworfen werden, auf welche Weise die financiellen Bedürfnisse des Staates zu decken seien; diese Frage beantworteten das Mercantilsystem und das physiokratische System in verschiedener, aber unrichtiger Weise. Adam Smith fand den Weg, der zur richtigen Lösung führt und bahnte so einen bedeutenden Fortschritt an, allein auch er blieb noch bei jener Frage stehen. Er hat die wissenschaftliche Volkswirthschaft als ein systematisches Ganzes vorbereitet, aber nicht begründet. Sein großes Werk war eine Untersuchung zum Nutzen der praktischen Zwecke des Staatsmannes, ihm lag nicht das rein theoretische Interesse an Ergründung der Erscheinung zu Grunde. Zum Range einer selbständigen Wissenschaft erhob sich die Volkswirthschaft erst, als man die Gesellschaft als einen Complex von Kräften und Stoffen zu betrachten anfing und sie zum Gegenstande einer unbefangenen, vorurtheilslosen, die Wahrheit nur um ihrer selbst willen erforschenden Untersuchung machte.

Am energischsten ist dies von Bastiat geschehen, dessen Ergebniß sich in das Wort zusammenfassen läßt: die Gesellschaft ist die Harmonie der Interessen. In der bestehenden, ihrer natürlichen Entwickelung überlassenen Gesellschaft stimmen die Interessen des Capitalisten und des Arbeiters, des Ackerbauers und des Fabrikanten, des Landbewohners und des Städters, des Fremden und des Einheimischen, des Producenten und des Consumenten, der Bildung und des materiellen Besitzes völlig überein. Der natürliche Fortschritt der Gesellschaft fördert alle diese Interessen auf einmal und dieser Fortschritt beruht auf dem Fortschritte der Arbeit. Je weiter die Theilung der Arbeit vordringt, je mehr die gegenwärtige Arbeit durch ersparte Arbeit, d. h. durch Capital befruchtet wird, desto mehr Werthe werden geschaffen, desto mehr Bedürfnisse werden befriedigt, desto glücklicher werden alle Glieder der Gesellschaft. Damit aber die Arbeit fortschreiten kann, bedarf sie der Freiheit. Aufgabe des Staates ist es allein, ihr diese Freiheit, die er ihr Jahrhunderte hindurch aus Unkenntniß vorenthalten, wiederzugeben. Dem Staate als solchem steht keine Mitwirkung bei der Arbeit des Menschengeschlechtes zu; der Kampf gegen den „Zwangsstaat" ist die Hauptaufgabe der Gesellschaftslehre. Wir kommen hier fast in demselben Grade zur Verneinung des Staates, wie dies bei Haller geschah, nur daß Haller das Zusammenleben der Menschen vom socialen Standpunkte des feudalen Gutsbesitzers, Bastiat vom Standpunkte des modernen Industriellen betrachtet.

Daraus ergiebt sich aber ein wesentlicher Unterschied. Der Gutsbesitzer hat Ansehen und Gewalt genug, um dem Verbrechen auf dem Wege patriarchalischer Zucht entgegenzutreten; der Industrielle hat keine Macht als sein Capital, und dieses schützt ihn nicht gegen Gewalt. Der Mensch kann seine Bedürfnisse nicht allein durch Arbeit und Tausch mit den Resultaten fremder Arbeit, sondern auch durch Raub an letzterer befriedigen. Der Raub ist der Feind der Arbeit, somit des Fortschritts; ihm muß gewehrt werden. Der Staat soll die Gesellschaft gegen Raub schützen, was er darüber hinaus thut, ist vom Uebel. Die Folgerichtigkeit des Schlusses, durch den die Nothwendigkeit des Staates hier dargethan wird, leuchtet nicht ein. Im Gegentheil, der Staat kann die

[illegible] erfüllen, so lange nicht die [illegible] Staate zusammenbringt. Die Mitglieder des Staates [illegible] ein völkerrechtliches Band [illegible] des Krieges als der Gewalt [illegible] Staaten, die [illegible] dem Raube entgegen zu [illegible]. Man denke an [illegible], an [illegible] des Einzelnen, [illegible] schaffte. Die [illegible] Staaten Assecuranzen seien, [illegible] ihnen nachrühmt, der Herr[illegible]. Solche Assecuranzen wür[illegible] Nationalökonomie consequenter und zweckmäßiger [illegible], wenn sie in dem Sinne, der [illegible] haben. Bastiat und seine deutschen [illegible] Stellt es in das Belieben [illegible] dem Staate [illegible] von demselben auferlegten [illegible] Wohlthat, gegen Gewalt geschützt zu werden, [illegible].

In der That, die Nationalökonomie hat ihr letztes Wort noch nicht gesprochen; die nationalökonomische Theorie ist noch nicht geschrieben worden, allein sie wird geschrieben werden. Die deutschen Nachfolger der Bastiat und Mill werden sich diesen Ruhm nicht nehmen lassen. Schafft das geistige Eigenthum ab, lasset sie, lehrt den Nachdruck frei, die Sitte wird dafür sorgen, daß kein anständiger Mensch einen Nachdruck kaufe. Sie verlangen unbedingte Freiheit der Banknotenemissionen, Beseitigung der staatlichen Controle, denn nicht dem Vermögen, sondern von der [illegible] einer Bank hänge ihr Credit ab. Es ist in der That nur noch ein kleiner Schritt zu sagen: Schafft die Strafgesetze gegen den Diebstahl ab, dann wird die Sitte, die Sorge für den Credit so mächtig werden, daß Niemand stiehlt oder raubt.

Kehren wir von diesem Excurse zurück zu dem Satze, von welchem die Nationalökonomie ausgeht. Ist denn in der That die Gesellschaft die Harmonie der Interessen? Sie ist es nicht; die ihrer Freiheit überlassene Gesellschaft trägt nicht die Bürgschaft für den Fortschritt auf allen Gebieten in sich. Die fortschreitende Gesellschaft, die wachsende Civilisation, der steigende Verkehr haben unendlich viel Gutes, aber daneben einiges Böse gestiftet; unendlich viel Segen, aber hier und da Fluch gebracht. Anstatt der elenden Hütte des Wilden umgeben uns bequem und angenehm ausgestattete Wohnungen, aber innerhalb der harmonischen Gesellschaft sind große Städte mit einem Mangel an gesunder Luft und Licht entstanden, die Uebelstände hervorrufen, welche dem Wilden unbekannt sind. Anstatt von Milch und Wurzeln leben wir von schmackhaften und kostbaren Speisen, aber innerhalb der harmonischen Gesellschaft werden einer großen Anzahl von Menschen die nothwendigsten Lebensmittel verderbt und verfälscht. Innerhalb der harmonischen Gesellschaft sind Laster und Seuchen entstanden, die dem Wilden unbekannt sind. Innerhalb der harmonischen Gesellschaft wohnt neben hoher und edler Bildung auch eine Rohheit und Verwilde-

rung, die dem natürlichen Menschen fremd ist; in ihr entwickelt sich der Einzelne zu einem vollkommeneren Wesen oder zum Teufel. Die Civilisation hat die Fehler ihrer Tugenden; jenen entgegenzuarbeiten, ohne diese zu hemmen, ist die sittliche Pflicht der menschlichen Gemeinschaft. Die Gesellschaft löst diese Aufgabe nicht; sie ist vom Staate zu lösen.

Der Politiker, der die Verbesserung der Staatsform zu seiner Lebensaufgabe macht, schöpft aus den letzterörterten Richtungen keine Belehrung. Der logisch sich entwickelnde Begriff, die stillwirkende Kraft der Volksüberzeugung, die von allen Verkehrsschranken befreite fortschreitende Gesellschaft nehmen ihm das Geschäft ab, den Zustand des menschlichen Gemeinlebens fortzubilden. Von diesen Abstractionen kehrt in ihrem dritten Stadium die Socialpolitik zu der concreten Aufgabe zurück, den Zustand der Gesellschaft, wie er in den einzelnen Völkern sich entwickelt hat, genau zu ermitteln, um auf den Verschiedenheiten derselben die Verschiedenheiten der Staatsformen aufzuerbauen.

In Deutschland lebt eine Anzahl von Politikern, die in dieser Richtung thätig gewesen sind. Die Bahn brach vor mehr als zwanzig Jahren Vollgraff mit seinem damals wenig beachteten, aber still nachwirkenden Hauptwerke. Die „Deutsche Vierteljahrsschrift" war ausschließlich dieser Art der Betrachtung der politischen Dinge gewidmet; ihr nahe verwandt ist die Richtung, welche sich so eben in den neuen „Jahrbüchern für Staats- und Gesellschaftswissenschaften" ein Organ geschaffen hat. Ein unerschöpflicher Reichthum von Wendungen wird aufgeboten, um den Unterschied der neuen Lehre von der rationalistischen Staatslehre zu kennzeichnen. An die Stelle der mechanischen Auffassung des Staates soll eine „Physiologie der Staaten" treten (Vollgraff, Constantin Frantz); das Staatsleben wird nicht mehr durch Rechte und Pflichten, sondern durch Kräfte und Stoffe bestimmt (Frantz); der „klapperdürre Rechtsstaat" wird ersetzt durch den muskulösen Bau des wirthschaftlich gegliederten Gesellschaftsstaates" (Kiesselbach); der Unterschied der Stände wird als die Grundlage der Gesellschaft erkannt (Riehl); die verschiedenen socialen Interessen werden in verschiedenen Organen des Staatslebens incorporirt, etwa der ländliche Besitz als Oberhaus, der städtische als Unterhaus (Kiesselbach). Der unsere Entwickelung störende Widerspruch zwischen den politischen Institutionen und den socialen Strömungen wird dadurch beseitigt, daß erstere sich den letzteren anschmiegen, daß die socialen Mächte zu politischen erhoben werden.

Es ist bezeichnend, daß alle Vertreter dieser Lehre in der Stellung eines „unabhängigen Gelehrten" gelebt und sich auf dieselbe etwas zu Gute gethan haben. Keiner der Genannten hat je Gelegenheit gehabt, in seiner Thätigkeit den wirklichen Staat kennen zu lernen. Wir sind mißtrauisch dagegen, daß sie in der That im Stande gewesen sind, die reale concrete Betrachtung an die Stelle der Abstraction zu setzen. Die Theorie der drei Stände, welche Riehl aufstellt, ist unrichtig; sie wird durch jede Statistik widerlegt. Sie ist ein geeignetes Thema für ein pikantes politisches Feuilleton, aber nicht für die Strenge der Wissenschaft. Keinem Statistiker wird es gelingen, den Grundadel vom Bauernstande, das Ackerbürgerthum von der ländlichen Bevölkerung, die ländliche Fabrication von der städtischen, das ländliche Handwerk von dem städtischen

zu sondern. Die Zusammenwerfung der geistigen Arbeit mit Handel und Industrie in die graue ununterschiedene Masse des Bürgerthums war sogar für den Feuilletonisten unverzeihlich. Die Gliederung der Stände und alle auf dieselben gegründeten Theorien beruhen nicht auf der eingehenden Kenntniß der Gesellschaft, sondern auf einer oberflächlichen, dilettantenhaften Anschauung derselben. Der Gesellschaft charakteristisch ist nicht die starre Sonderung der Stände, sondern die jede Unterscheidung ausschließende Vermischung derselben, ihr fortdauerndes Zusammenfließen.

Das Grundproblem der Socialpolitik kann nicht die Feststellung der ständischen Gliederung sein; allen jenen Versuchen hat Gneist in seinem berühmten Werke ein gebieterisches Halt zugerufen. Es ist schwer zu sagen, welches Verdienst an jenem Werke das bedeutendere sei: die Erschließung eines ungeheuren, bisher unbekannten Materials, oder die neue Formulirung des politischen Problems. Letztere hat er allerdings nur in aphoristischer, unzusammenhängender Weise hingestellt, allein es erscheint uns unzweifelhaft, daß das nächste wahrhaft wissenschaftliche „System der Politik," welches in Deutschland erscheinen wird, die Aufgabe haben muß, die von Gneist hingeworfenen Gedanken zu sammeln und in eine zusammenhängende Reihe zu verarbeiten. Hier sei es uns nur vergönnt, auf den Grundgedanken aufmerksam zu machen, der ihn von allen seinen Vorgängern unterscheidet und den die Socialpolitik in Zukunft auszuarbeiten haben wird.

Staat und Gesellschaft bestehen neben, in einander; wir können keins dieser beiden Glieder beseitigen, denn die Gesellschaft ist eine unbestreitbare und unüberwindliche Thatsache, der Staat eine unerläßliche Pflicht. Staat und Gesellschaft sind im Kampfe mit einander, wie im Menschen Begierde und Pflicht. Der Zwiespalt ist nicht in friedlicher Weise, weder durch einen logischen Proceß, noch durch ein laisser aller, sondern nur durch menschliche That zu schlichten. Die Staatsform muß sich dem Zustande der Gesellschaft anbequemen, aber nicht um ihm zu dienen, sondern um ihn sich dienstbar zu machen.

Die Gesellschaft ist eine Thatsache, die wir nur beobachten, nicht ändern können. Wir können durch die Erkenntniß der Gesetze und Beschaffenheit der Gesellschaft unsere eigene sociale Stellung verbessern, wie wir unsere Gesundheit durch Erkenntniß der Beschaffenheit und Bedingungen unseres Körpers verbessern können; aber wir können die Gesetze, welche den Zustand der Gesellschaft bestimmen, so wenig ändern, als die Gesetze des Blutumlaufs und die Gesetze des Athemholens. Der Staat ist der kategorische Imperativ, die ethische Anforderung an die Gesammtheit. Sociale Gruppen zu staatlichen Mächten machen heißt die Harmonie zerreißen, das Gefühl der Gemeinsamkeit untergraben, die Erfüllung der staatlichen Pflicht lähmen.

Die Gesellschaft ist der Körper. Der Staat ist nach Vollgraff der Rock, der sich dem Körper möglichst leicht und schmiegsam anfügt; nach Gneist ist er der Geist, der in den Körper hineinfährt und ihn beseelt und bewegt, nach den Mitteln, die dem Körper zu Gebote stehen, aber nach den Intentionen des Geistes.

Die Gesellschaftslehre baut sich auf dem Begriffe der Macht oder — was dasselbe sagen will — des Rechts auf, denn Recht ist Macht, nämlich die durch die Norm des menschlich-sittlichen Gemeinlebens dem Einzelnen gewährte Erweiterung seiner natürlichen Machtsphäre; der Staat baut sich auf dem Begriffe der Pflicht auf. Die Gesellschaft erhält sich selbst durch die ihr innewohnende Kraft, der Staat muß durch die unabläßige Thätigkeit der Menschen erhalten werden.

Die Pflicht, welche der Gemeinschaft obliegt, den Staat zu erhalten, kann nur durch die Einzelnen erfüllt werden. Der Politiker muß den Zustand der Gesellschaft auf das Genaueste kennen, um danach bemessen zu können, in welchem Maaße und Umfange der Einzelne zur Erfüllung der Staatspflichten herangezogen werden kann. Beschränkt sich die Theilnahme der Einzelnen an Erledigung der staatlichen Aufgaben auf Steuerzahlung, so wird eine Berufsklasse nöthig, welche sich den übrigen Geschäften unterzieht; wir leben alsdann in einer bureaukratischen Staatsform, die sich nach oben in den Absolutismus zuspitzt. Können hingegen die Glieder der Gesellschaft zu individuellen Leistungen, zu Ehrenämtern herangezogen werden, so entsteht die Verwaltungsform, welche man Selfgovernment nennt, und die sich consequent ausgebildet, nach oben zum Parlamentarismus abrundet.

Der Schwerpunkt der Staatsverwaltung ruht bei dem Kreise, der Gesammtgemeinde; gegen die Geschäfte derselben treten die Geschäfte der Ortsgemeinde an Wichtigkeit, die der Centralverwaltung an Umfang zurück. Der Schwerpunkt der Staatsverfassung beruht daher auf der Frage, in wie weit die gesellschaftlichen Elemente für die Aufgaben der Gesammtgemeinde dienstbar gemacht werden können. Die ideale Auffassung des Staates erfordert es, sie in so weitem Umfange als möglich zu Ehrenämtern heranzuziehen. In dem Maaße, als gesellschaftliche Elemente den Staatszwecken dienen, ordnet sich die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit der Anforderung politischer Freiheit und Gleichheit unter. Durch die Vereinigung der verschiedenen socialen Elemente innerhalb der Gesammtgemeinde zu demselben Zwecke gestaltet sich letztere zu einer politischen Einheit, die den Anspruch hat, durch einen Abgeordneten gehört zu werden, wo es sich um Angelegenheiten des ganzes Staates handelt.

Die Uebertragung von Ehrenämtern hat drei Voraussetzungen; der Uebernehmer muß hinreichend vermögend sein, um einen Theil seiner Arbeitskraft, also seines Capitals diesem Berufe widmen zu können; er muß die erforderliche Bildung zur Ausübung desselben und, so weit es nöthig, technische Kenntnisse besitzen; er muß endlich das erforderliche Ansehen genießen, ohne welches es keine staatliche Autorität giebt. Von der Art und Weise, wie diese Factoren innerhalb der Gesellschaft vertheilt sind, hängt die Organisation der Ehrenämter ab. Viele englische Staatseinrichtungen sind an den dortigen Großgrundbesitz gebunden, der seine Muße den Staatsgeschäften widmet. Die Organisation der preußischen Schulen und die darauf beruhende Ausbreitung der Bildung ist ein Factor, der für das preußische Selfgovernment von größter Wichtigkeit werden muß.

Wir resümiren. Der vollkommenste Staat ist der, welcher sich die widerstrebenden gesellschaftlichen Elemente am meisten dienstbar gemacht hat. Er

macht sie sich dienstbar durch Uebertragung von Ehrenämtern. Die Möglichkeit dieser Uebertragung hängt ab von der Vertheilung von Besitz, Bildung und Ansehen innerhalb der Gesellschaft. Diese Vertheilung zu untersuchen ist die Fundamentalaufgabe der Socialpolitik.

A. Meyer.

Zur neueren Finanzgeschichte Oesterreichs.

(Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809 von Anton Springer. 1. Theil. Leipzig. S. Hirzel 1863.)

Die Finanzverlegenheiten Oesterreichs stammen bekanntlich nicht von heute und nicht von gestern; sie sind vielmehr ein Uebel, welches sich durch die ganze österreichische Geschichte zieht und welches in dem Maaße sich steigert, als die innere Kraftentwickelung des lose zusammengefügten Staats hinter seinen Ansprüchen auf europäische Machtstellung zurückbleibt. Schon Kaiser Friedrich, der Vater von Maximilian I., befand sich in beständiger finanzieller Bedrängniß, die sich unter seinem Sohne, der sich auf das Sparen nicht verstand und zahlreiche Kriege zu führen hatte, noch bedeutend vermehrte. Man kann behaupten, daß von diesem Zeitpunkt an und insbesondere seit der unheilvollen Wendung, welche der Kampf gegen die Reformation der inneren und äußeren Politik Oesterreichs gab, sämmtliche Kaiser von der Finanznoth zu leiden hatten. Die Jammerzeit des dreißigjährigen Krieges, die Bekämpfung der Suprematie Frankreichs unter Ludwig XIV., die Feldzüge gegen die Türken, die Kriege zwischen Maria Theresia und Friedrich von Preußen — alle diese Ereignisse schlugen den Finanzen des Staates tiefe Wunden, die nur durch verdoppelte Ordnung und Tüchtigkeit der inneren Verwaltung hätten geheilt werden können. Am folgenschwersten aber wurde Oesterreich durch die Kämpfe betroffen, die es seit 1792 mit kurzen Unterbrechungen fast ein Vierteljahrhundert hindurch gegen Frankreich zu bestehen hatte. Seine finanzielle Kraft versiegte sehr bald unter diesen Bedrängnissen; mit dem Patent vom Jahre 1811 trat die traurige Katastrophe ein, und die gedanken- und gewissenlose Staatskunst, welche dann nach dem Sturze Napoleon's Oesterreich beherrschte, brachte es dahin, daß die Zerrüttung des Staats-Haushalts und Credits selbst während eines mehr als dreißigjährigen europäischen Friedens nicht gehoben werden konnte.

Für die Kenntniß dieser Finanzverhältnisse seit dem Beginn der Revolutionskriege ist die neuere „Geschichte Oesterreichs" von J. Springer jetzt das weitaus wichtigste und reichhaltigste Werk. Wir besaßen vor demselben überhaupt keine Darstellung, welche das Material einigermaaßen umfaßt und kritisch geordnet hätte. Springer's Arbeit dagegen stützt sich auf die Acten, ist durch private Mittheilungen älterer österreichischer Finanzmänner bereichert, und hat so theils eine Menge unbekannter Thatsachen an das Tageslicht gebracht, theils sie zu einem neuen großen Zusammenhange verbunden. Es ist dies nur Eine Seite von den Verdiensten des Springer'schen Werkes. Für die Aufgabe

einer österreichischen Geschichte neuerer Zeit fanden sich zwar, was die auswärtige Politik betrifft, manche Vorarbeiten, so z. B. die so verdienstvollen Zeitgenössischen Geschichten von Adolph Schmidt; für die inneren Zustände des vielgliedrigen Reiches dagegen, insbesondere die ungarischen, die böhmischen Verhältnisse war fast noch die erste Grundlage zu gewinnen. Springer hat diese Basis gelegt durch sorgsame Quellenforschung, durch das Studium der ungarischen Reichstagsverhandlungen, der böhmischen Landtagsprotokolle u. s. w.; wir gewinnen ein Bild von den ständischen Regungen in den deutsch-slavischen Ländern bis zur Revolution; wir gewinnen vor Allem eine lebendige Anschauung von dem zähen Kampf der Ungarn mit dem trägen Absolutismus in Wien seit dem Jahre 1790 bis zum Reichstage von 1843; wir folgen der allmählichen Erstarrung und Zersetzung dieses Centralregiments bis zu dem Punkte hin, wo überhaupt nicht mehr von irgend einer Einheit der Regierung und Verwaltung die Rede sein kann; wo ein auswärtiger Stoß die Revolution, den Zerfall der zum Bewußtsein erwachten Nationalitäten und neue finanzielle Krisen zur Folge hat. An diesem Vorabend der Auflösung und des Bürgerkrieges bricht der bisher erschienene erste Theil des Springer'schen Werkes ab. Aus der reichen Fülle seiner Mittheilungen benutzen wir im Folgenden nur die Abschnitte, welche die Finanzlage Oesterreichs seit den Revolutionskriegen darstellen.

Seit dem Jahre 1782 bis auf den heutigen Tag schloß jedes österreichische Jahresbudget mit einem Deficit; die einzige *scheinbare* Ausnahme machte der Etat von 1817, der in Folge außerordentlicher Zuschüsse einen Ueberschuß zeigte. Die Schuld an dem schlechten Finanzzustand jener Josephinischen Zeit trug zum Theil das falsche Handelssystem und die unruhige Politik des Kaisers, zum anderen und größeren Theil trugen sie die Stände, die alle auf Regulirung des Steuerwesens und Verbesserung der Lage des Landmannes abzielenden Maaßregeln der Regierung systematisch bekämpften. Unter den folgenden Regierungen beging man den Fehler, sich gegen eine durch die Umstände gebotene Erhöhung der ordentlichen Steuern zu sträuben, um so dem Staate den Ruf eines wohlfeil regierten Landes zu bewahren. Dies war aber nur möglich, indem man andererseits außerordentliche wirklich drückende Auflagen auf das Volk häufte. Um den dringenden Bedürfnissen des Augenblickes zu begegnen, schritt man fort und fort zu Anleihen, welche, durch den Verkauf von Staatsschuldverschreibungen ohne die Handhabung nöthiger Controlle bewerkstelligt, nur unter immer lästigeren Bedingungen realisirt werden konnten. Wo dies nicht ausreichte, half man sich wohl auch mit Verschlechterung der Münze, zumeist aber mit der fortlaufenden Ausgabe von Bancozetteln. Auf einige kleinere Anleihen wurden zu Anfang der neunziger Jahre, unter dem Namen einer Kriegsanleihe, Zuschläge zur Grundsteuer von 60 und 30 Procent angeordnet, überdies von jedem Einkommen über 100 Gulden 4 bis 15 Proc. für den Staat eingefordert, Rückzahlung und Verzinsung waren verheißen worden; diese hörte aber schon im Jahre 1804 auf. Bald wurden mit besonderer Vorliebe Lotterieanleihen gepflegt, da sie von günstigem Erfolge begleitet waren. Derlei Anleihen wurden rasch auf einander in den Jahren 1795, 1797, 1802 und 1805 ausgeschrieben. Während der ersten zehn Kriegsjahre fristete die Regierung ihre Zahlungsfähigkeit mittelst jener An-

leihen, ferner durch Arrosirung der Stadtbanco- und Kupferamtsobligationen, durch Vorschüsse, welche Modena, Hessen-Kassel und das Gotteshaus Maria-Einsiedeln vorstreckten, endlich durch zwei von der englischen Regierung garantirte Anleihen im Betrage von 103 Millionen. Während die Staatsschuld im Jahre 1791 nur bei 399 Millionen betragen hatte, war sie nun im Jahre 1802 auf 680 Millionen gestiegen. In der nächsten Zeit bis zum Jahre 1810 war trotz zweier weiterer kostspieliger Kriege diese verzinsliche Staatsschuld nur um 47 Millionen vermehrt worden. Der neue Finanzminister Graf Zichy nämlich, der im Jahre 1802 die oberste Leitung der Hofkammer übernommen hatte, half sich in seinen Verlegenheiten mit Verschlechterung der Silber-, später auch der Kupferscheidemünze, welche trotzdem gegen das noch entwerthetere Papier der Bancozettel bald mit einem Aufgeld bezahlt wurde. Die Verbote des Agiotirens mit Kupferscheidemünze brachte Graf Zichy im Jahre 1807 dadurch zur Geltung, daß er 1600 Gulden in 30- und 15-Kreuzerstücken vom Centner prägen ließ. Als die Emission der Bancozettel, mit deren Ausgabe man schon mit der Hälfte der achtziger Jahre, ohne Rücksicht auf ihre Bedeckung, vorgegangen war, seither in immer vergrößertem Maaßstabe zugenommen hatte, kam es bereits im Jahre 1797 dahin, daß man die Bancozettel im Verkehre nicht mehr zu ihrem Nennwerth annahm und ein Agio dem Metallgelde zugestand. Die Regierung beschränkte nun die Einlösbarkeit der Bancozettel und gab ihnen einen Zwangscours. Nun ging man erst mit immer neuen Emissionen von Bancozetteln recht in's Maaßlose. Von 1796 bis 1800 waren sie von dem Dreifachen, um welches sie sich im Jahre 1795 gegen den ursprünglichen Bestand vermehrt hatte, rasch auf das Sechszehnfache gestiegen. Im Jahre 1800 waren 200,900,000, im Jahre 1806 449,700,000 Bancozettel im Umlauf. Nach dem unglücklichen Preßburger Frieden war die Hoffnung der Regierung auf ein allmähliches Steigen des Werthes der Bancozettel so gut wie gesunken; nun richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Vertilgung derselben. Durch das Patent vom 20. August 1806 ward ein Zwangsanlehen von 75 Millionen zur Bancozetteltilgung kundgemacht. Außerdem wurden zur Ausgleichung der Abgänge in den Staatskassen Erhöhungen von Steuern und Zöllen, die Verdoppelung des Briefporto's, eine Erhöhung der Taback- und Salzpreise angeordnet, eine neue mäßige Stempeltaxe eingeführt und die Rebunzirung aller Gold- und Silberwaaren anbefohlen. Der wenige Wochen später zwischen Napoleon und Preußen ausgebrochene Krieg, welcher auch Oesterreich zu neuen Rüstungen zwang, beseitigte den ganzen Bancozetteltilgungsfond. Im Jahre 1807 hatte man außer nahe einer halben Milliarde in Bancozetteln noch mit einem Deficit von 66 Millionen zu kämpfen, während die verzinsliche Staatsschuld sich bereits auf 708,700,000 Gulden belief. Schon im nächsten Jahre griff die Regierung wieder die vertagten Tilgungspläne auf. Eine in diesem Jahre zu dem Zwecke ausgeschriebene Anleihe auf die Staatsgüterhypothek hatte keinen rechten Erfolg. Nun wandte sich die Regierung mit dem Patent vom 14. April 1809 an die Besitzer schwerer Münze und die Eigenthümer von Gold- und Silbergeräthschaften und forderte sie zur Theilnahme an einer freiwilligen Anleihe auf, welche zu zwei Drittheilen in Metall und zu einem Drittheil, um für den Kunstwerth solcher Geräthe zu entschädigen, in Bancozetteln

eingezahlt werden konnte. Selbst nicht bunzirte Silberwaaren wurden unter gleichzeitiger Ertheilung der Strafnachsicht angenommen. Der unglückliche Fortgang des Krieges gegen Napoleon brachte eine neue Vermehrung der Bancozettel, deren Zahl nun schon bis auf 729 Millionen angewachsen war, während die freiwillige Anleihe völlig in's Stocken gerieth. Nachdem der unglückliche Wiener Frieden im Jahre 1809 die bekannten Länderverluste und Geldopfer über den österreichischen Staat verhängt hatte, entstand für die Regierung im ersten Augenblick die schwerste Sorge durch das Rückströmen der Bancozettelmassen aus den dem Feinde abgetretenen Gebietstheilen, in Folge dessen der Werth des Papiergeldes plötzlich tief herabgedrückt wurde. Kaiser Franz bot sich an, die durch die Entwaffnung entbehrlich gewordenen Officiere vorläufig aus seiner Privatschatulle zu besolden, und sandte einiges Silbergeräth aus dem Familiengut in die Münze. Viel guten Willen legte der an Zichy's Stelle im Jahre 1808 getretene Hofkammerpräsident Graf O'Donnel an den Tag, leider fehlte es ihm an Thatkraft, um sich den Einflüsterungen der zudringlichen Routine zu entziehen. Am 19. December 1809 erschien das Silberpatent, alles Silbergeräth — silberne Löffel, Uhren und Petschafte, dann chirurgische Instrumente und antike Medaillen ausgenommen — mußte nach demselben in die Münzämter abgeliefert werden, welche dafür Antheilscheine in einer gleichzeitig eröffneten Lotterieanleihe zurückgaben oder den Werth in Bancozetteln, 300 Gulden Bancozettel für 100 Silbergulden gerechnet, erstatteten. Auch diesmal wurde nicht bunzirtes Silber ohne Rüge angenommen. Die Einlieferung von Goldgeräthen blieb dem freien patriotischen Entschlusse vorbehalten. Nur die Ungarn wurden von den Bestimmungen dieses Patentes nicht betroffen. Zu den Klagen der Bevölkerung über den Inhalt des Patentes gesellten sich noch neue über die Art und Weise, wie es zur Durchführung gelangte. Die Antheilscheine der Lotterieanleihe lauteten nämlich nur auf 125, 250 und 500 Gulden. Da sich nun der Werth des von dem Einzelnen abgelieferten Silbers nicht immer gerade in jenen Beträgen abschätzen ließ, so war er genöthigt die Differenz mit baarem Gelde auszugleichen. Wollte er aber den Silberwerth gegen Geld eintauschen, so drohte ihm ein positiver Verlust. Für die Mark Silber empfing er 70 Gulden 40 Kreuzer Bancozettel, deren Cours damals zwischen 400—500 stand. So verlor der Unterthan doppelt, theils weil der Werth seines Silbers zu gering berechnet wurde, theils dadurch, daß der Cours der Bancozettel durch die Erklärung der Regierung, daß dieselben nicht länger ihren vollen Nennwerth besäßen, noch tiefer herabgedrückt wurde. Den Wiener Bankhäusern, welche die erwähnte Anleihe in's Werk setzten, mußte der Kaiser nicht nur mit seiner eigenen Unterschrift Sicherstellung gewähren, sondern überdies noch Staatsgüter zur Hypothek verschreiben.

Anstatt der gehofften günstigen Folgen dieser Maaßregeln aber wurde das geprägte Geld immer seltener, der Werth des Papiergeldes immer niedriger. Nun schien ein neuer Versuch zur Regelung der zerrütteten Finanzverhältnisse dringend geboten zu sein. Am 15. Februar 1810 berief der Kaiser eine Versammlung der leitenden Persönlichkeiten und anerkannten Autoritäten zu einer Sitzung, um über ein neues Finanzpatent zu berathen und zugleich einen endgültigen Plan zur Bancozetteltilgung festzustellen, und schon am 26. Februar er-

[illegible] Einlösung und all[illegible]
[illegible] Einlösungsscheine, welche
[illegible] Curse von 1 : 3 ge[illegible]
[illegible] des Vertrauens wurde
[illegible] die Rechte einer
[illegible] Charakter öffent[illegible]
[illegible] Zahlungsveru[illegible]
[illegible] der Handelsgremien
[illegible] über das Ver[illegible]
[illegible] auf die liegen[illegible]
[illegible] des Staates zu
[illegible] Eine be[illegible]
[illegible] Der Staat forderte von
[illegible] Stammvermögen.
[illegible] Katurich entzog
[illegible] Controle. Auch diese
[illegible] das Entschiedenste ver[illegible]
[illegible] Summe der Einlösungsscheine
[illegible] Weise eine Hin[illegible]
[illegible] bestimmte
[illegible] beaustragten, die
[illegible] die in
[illegible] einen Rem[illegible]
[illegible] Die Regierung
[illegible] Durchführung
[illegible] Finanzministers zu[illegible]
[illegible] Grafen Joseph
[illegible] Letztere seine
[illegible] der Schuldner,
[illegible] suspendirte,
[illegible] den.

[illegible] war nun das
[illegible] am 15. März
[illegible] bekannte in demsel[illegible]
[illegible] und bemerkte, daß
[illegible] gewähren könne,
[illegible] Betrage von 1,060,798,753
[illegible] erklärt, auch die
[illegible] zu realisiren, doch sei die Verminderung an
[illegible] „[illegible] der Verarmung zu retten und den Natio[illegible]
[illegible] zu beleben." Die Bancozettel wurden auf den fünften Theil
ihres Nennwerthes herabgesetzt, deren Umtausch gegen Einlösungsscheine angeord[illegible]
net. Diese sollten zwar keine Metallbedeckung erhalten, aber als einziges gülti[illegible]
ges Papiergeld und als diejenige (Wiener) Währung angesehen werden, in wel[illegible]
cher alle Geschäfte abgeschlossen werden müßten. Die Regierung gelobte, nicht

mehr Papiergeld auszugeben, als zur Einlösung der Bancozettel nothwendig sei. Da nun alle Steuern und Gebühren in der neuen Währung bezahlt werden mußten, so kam dieses einer fünffachen Erhöhung derselben gleich; andererseits verpflichtete sich die Regierung, alle Besoldungen und Pensionen nach dem gleichen Maaßstabe zu behandeln. Zu diesen Maaßregeln trat die Reduction der 30- und 15-Kreuzerstücke ebenfalls auf den fünften Theil ihres Nennwerthes, sowie die Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld auf die Hälfte ihres Betrages. Auch in die privatrechtlichen Verhältnisse griff das Patent ein; die Rückzahlung der seit dem Jahre 1799 eingegangenen Privatschulden wurde nach einer bestimmten Scala, welche den Bancozettelcours für die einzelnen Monate der Zeit von 1799—1810 festsetzte, geregelt. Diese Einmischung rief die heftigsten Beschwerden hervor; eine weitere Klage wurde allenthalben laut über die willkürliche Feststellung des Bancozettelcourses zu 500. Er entsprach nicht dem Wechselcourse, nach welchem die Bancozettel auf 800 standen, ebenso wenig aber gab er den im Verkehre gangbaren Preis des Papiergeldes wieder. Hierdurch entstand eine förmliche Verschiebung aller Geldverhältnisse und die Unmöglichkeit, zu einer festen und sicheren Preisbestimmung zu gelangen. Wer Steuern zu zahlen hatte, verlor, da er dieselben in der neuen Währung zu entrichten hatte, wer hingegen eine Besoldung zu beziehen oder Zahlungen in Einlösungsscheinen zu fordern hatte, gewann. Die Erschütterung des Verkehrslebens aber drohte eine andauernde zu werden, da die Einlösungsscheine einer Metallbedeckung entbehrten, daher mit dem gleichen Schicksal allmählicher Entwerthung bedroht waren, wie die alten Bancozettel. Die thatsächliche Unmöglichkeit, große Baarfonds herzuschaffen, entschuldigte zwar die Regierung, daß sie nicht mit der angeordneten Reduction der Bancozettel gleichzeitig die Einführung der Silberwährung verband; derselbe Umstand erklärte aber auch die allgemeine Unzufriedenheit der Bevölkerung. Das Harte und Gewaltsame der meisten Bestimmungen des Finanzpatentes wurde selbst von den Freunden und Anhängern der Regierung nicht in Abrede gestellt. Es war eine Aeußerung des allgemeinen Mißtrauens, daß gleich nach dem Erscheinen des Finanzpatentes die Course sanken. Schon im Mai wurden die Einlösungsscheine mit 216, im Juni gar nur mit 338 notirt, 1080 beziehungsweise 1690 Bancozettelgulden 100 Silbergulden gleichgestellt. Erst mit Ablauf des Jahres gewannen die Course eine größere Festigkeit, zunächst verdankte man diesen Wechsel zum Bessern einigen fehlerhaften Bestimmungen des Finanzpatentes. Bei dem Mangel an Creditanstalten erwies sich die Summe von 212 Millionen Einlösungsscheinen nach der Voraussage Geschäftskundiger für die Bedürfnisse eines so großen Staates als unzureichend. Es riß ein wirklicher Geldmangel ein. In Folge dessen war die Regierung gezwungen, die alte Kupfermünze noch weiter im Umlaufe zu lassen und zugleich die Einlieferungsfrist für die kleinen Bancozettel zu verlängern. Die Seltenheit der Geldzeichen hielt aber den Cours der Einlösungsscheine in der Höhe, wodurch heftige Schwankungen desselben verhindert wurden. Bei alle dem dauerte die Finanznoth fort. Zu Anfang des Jahres 1812 verschob die Regierung eine rückständige Ausloosung von Gewinnsten der Lotterieanleihe vom 2. Januar 1802 auf weitere 10 Jahre, da es ihr nicht möglich war, den nöthigen Silbervorrath aufzutreiben. Sie verpflichtete sich

zugleich, zur Schadloshaltung der Betheiligten die Gewinnstsumme auf 8 Millionen zu erhöhen. Bald kam es noch schlimmer. Das im Jahre 1812 mit Napoleon eingegangene Bündniß nöthigte bekanntlich Oesterreich zur Aufstellung eines Hülfscorps im russischen Kriege. Ausrüstung und Erhaltung desselben bürdeten nun neue kaum erschwingliche Kosten auf. Und zu noch gewaltigeren Anstrengungen wurde Oesterreich durch die Kriegsrüstungen im folgenden Jahre gezwungen. Nun half man sich mit Zollzuschlägen, führte die Erwerbsteuer ein, während zugleich trotz aller Gegenvorstellungen der Stände die Bedürfnisse für die Armee durch Naturallieferungen eingetrieben wurden. Da aber alle diese Mittel die leeren Staatskassen nicht zu füllen vermochten, Steuerzuschläge bereits bis zur Erschöpfung der Contribuenten angeordnet waren und man — da die Zinsherabsetzung der älteren Staatsschuld noch nicht verschmerzt war — nicht wohl an eine neue Anleihe denken durfte, so wurde der Noth des Augenblickes, trotz aller früheren Versicherungen, wieder durch die Ausgabe von neuem Papiergelde begegnet. Graf Wallis trat in Folge dessen von dem Posten eines Finanzministers zurück. Am 16. April 1813 erschien das neue Finanzpatent. Es wiederholte die Versicherung, daß die im Finanzpatente von 1811 bestimmte Summe von Einlösungsscheinen nicht vermehrt werden sollte. Das neue Papiergeld aber erhielt den Namen „Anticipationsscheine." Diese sollten, den künftigen Steuerertrag vorwegnehmend, im Belaufe von 45 Millionen ausgegeben werden. Aus den Grundsteuereinnahmen sollten jährlich 3,750,000 Gulden zur Tilgung der Anticipationsscheine verwendet, die hierdurch entstandene Einbuße in den Steuereinnahmen auf anderem Wege ersetzt werden. Daß diese Papiergeldwirthschaft vom übelsten Einflusse auf die Sittlichkeit der Bevölkerung gewesen ist, lehrt die Geschichte jener Tage. Genußsucht bis zur Verschwendung war an die Stelle der Sparsamkeit und Arbeitsliebe selbst in den mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung getreten. Bei der zunehmenden Entwerthung des Geldes hielt man es für überflüssig, für den nächsten Tag zu sorgen oder gar auf eine fernere Zukunft bedacht zu sein. Die obige Summe von 45 Millionen Anticipationsscheinen reichte nun kaum zu den Rüstungen im Frühjahre 1813 hin; und als Oesterreich im Herbste an den Kämpfen Theil nahm, sah es sich trotz aller früheren Versprechungen gezwungen, abermals zu einer Papiergeldvermehrung zu schreiten. Daß sich nun aber auch nach abgeschlossenem Frieden die Course nicht hoben, war offenbar eine Folge innerer Gründe. Die Unkenntniß der obersten Staatsbeamten in staatswirthschaftlichen Dingen, welche sie verhinderte die vorhandenen Kräfte im Staatsorganismus kennen zu lernen und entsprechend zu verwerthen, die mangelhafte Organisation des Staates, der bekannte Schlendrian im Geschäftsgange, hie und da auch Unredlichkeit, bildeten die gewichtigsten Hindernisse für eine durchgreifende Finanzreform. Indem man sich an dem unfruchtbaren und drückenden Steuersystem zu rütteln scheute, griff man, um den finanziellen Verlegenheiten des Augenblickes zu begegnen, am Ende des Jahres 1814 zu 50procentigen Zuschlägen zur Gewerbe-, dann zur Einkommen-Klassensteuer, während die Personalsteuer erhöht wurde. Diese Steuerzuschläge sollten dazu dienen, den Unterschied zwischen dem Nennwerthe und dem wirklichen Werthe des Papiergeldes zu verwischen und so

der Regierung die effective Steuersumme zu überliefern. Man konnte sie demnach nicht als eine eigentliche Vermehrung der Staatseinnahmen betrachten; zumal die Börse diese Steuerzuschläge mit einer schlechteren Coursnotirung beantwortete. Die Kosten des Feldzuges vom Jahre 1815 bestritt die Regierung mit einer Anleihe, welche auf 50 Millionen lautete, aber trotz in Aussicht gestellter 8¾ Proc. Interessen kaum 40 Millionen einbrachte. In der nächstfolgenden Zeit nun schrieb die Regierung, da jene Steuerzuschläge nicht mehr ausreichen wollten, größere Steuern aus. Da aber dieselben in einer täglich schlechter werdenden Währung eingezahlt wurden, nahm sie stets geringere Summen ein. Der Ertrag der indirecten Steuern war im Abnehmen begriffen, während die Theuerung der Lebensmittel in bedenklicher Weise zunahm. Mit einigem Grunde durfte man nach dem zweiten Pariser Frieden hoffen, die Oesterreich zugefallene Kriegscontribution zur Regulirung der Finanzen verwendet zu sehen. Nun war zwar die Summe der auf diesem Wege in die Kassen des Staates geflossenen Gelder vom Jahre 1815—1822 auf 43,573,000 Gulden berechnet worden; aber es traten von Seiten des Staates diesen außerordentlichen Zuflüssen auch ungewöhnliche Verpflichtungen entgegen. Rückständige Subsidien an England, welche nach langwierigen Verhandlungen mit der englischen Regierung bis auf die Summe von 2,500,000 Pfund Sterling ermäßigt worden waren, bezahlte Oesterreich mit Hülfe einer zu diesem Zwecke contrahirten neuen Anleihe von dreißig Millionen. Die Widmung der Kriegscontributionsgelder für den Tilgungsfond wurde zugesagt, ohne daß man später hierüber etwas Sicheres erfahren hat. Die Hauptaufgabe für die österreichischen Staatsmänner blieb nach wie vor die Einführung einer festen Währung, die grundsätzliche Regelung der Geldverhältnisse. Nachdem sich in den ersten Januartagen des Jahres 1816 Stadion mit dem Hofrath Kübeck nach Mailand begeben hatte, um mit dem Hofe, der sich damals dort aufhielt, den endgültigen Finanzplan festzustellen, erschien am 1. Juni jenes Jahres das neue Finanzpatent. Im Eingange desselben stand wieder die Verheißung: „Nie mehr soll neues Papiergeld mit Zwangswerth und Zwangscours ausgegeben, ebenso wenig das im Umlauf befindliche vermehrt werden.“ Die Regierung versuchte das öffentliche Mißtrauen, mit dem man seit dem Jahre 1811 jedem ihrer Schritte in Finanzangelegenheiten zu begegnen gewohnt war, dadurch zu bannen, daß sie für das umlaufende Staatspapiergeld den Weg freiwilliger Einlösung wählte und bemüht war, für diese Zwecke die Vermittlung eines unabhängigen Institutes zu gewinnen. Die österreichische Nationalbank wurde zu dem Ende in's Leben gerufen. Sie sollte als Zettel-, Escompte- und Hypothekenbank wirken; gleichzeitig wurde ihr die Verwaltung des Tilgungsfonds übertragen. Da die Actien (50,000) mit 2000 Gulden Papiergeld und 200 Gulden Conventionsmünze einbezahlt werden sollten, so hoffte man in solcher Weise 100 Millionen Papiergeldes aus dem Umlaufe zu ziehen. Die Einlagen in Papiergeld wurden gegen Obligationen von gleichem Betrag — welche 2½ Procent (in Wahrheit 7½ Procent) trugen umgetauscht in der Absicht — dieselben allmählich zum Course von 200 zu tilgen. Dem eigentlichen Bankgeschäfte blieb der Baarfonds von 10 Millionen überlassen. Nun blieben selbst für den Fall, daß alle Actien abgenommen wurden, noch 538 Millionen zur Ein-

lösung übrig. Diese Einlösung sollte die Nationalbank in der Art bewerkstelligen, daß für 140 Gulden Papiergeld eine Obligation à 100 Gulden zu einem Procent in C.-M. verzinslich, und zugleich 40 Gulden in Banknoten bezahlt wurden, welche stets gegen Silber eingelöst werden konnten. Da das Einlösungsgeschäft sogleich begann, während die Einzahlung der Actien langsam vor sich ging, so kam man bald zur Einsicht, daß die Bank das Kassengeschäft gleichsam für Rechnung des Staates führe. Das alte Mißtrauen erwachte; die kaum empfangenen Banknoten wurden an der Escompte-Kasse gleich wieder zur Einwechslung gegen Silber vorgewiesen. Aber außer dem Mißtrauen machte auch der materielle Vortheil der Einzelnen den Finanzplan zu Schanden. Die Bank hatte bei dem Einlösungsgeschäfte den Cours des Papiergeldes zu ungefähr 258 angenommen, an der Börse aber wurde das Papiergeld viel niedriger notirt. So kam die Agiotage bald in vollen Flor. Man wandte, um die Auszahlungen zu verzögern, von Seiten der Bank verschiedene Kunstgriffe an; forderte schriftliche Anmeldungen, beschränkte die Summen, welche zur Einlösung gebracht werden durften, aber dies Alles hatte nicht den gewünschten Erfolg. Die Regierung kam nun zur Einsicht, daß sie auf dem eingeschlagenen Wege in kürzester Frist den der Bank vorgestreckten Baarschatz bis zum letzten Pfennig erschöpfen würde, ohne damit die Finanzlage zu verbessern; da in dem Maaße, als das Einlösungsgeschäft fortgesetzt wurde, der Preis des Silbers gestiegen, der Courr des Papiergeldes aber gesunken war. Bald darauf wurde die Einlösung eingestellt, die bisherigen Actieneinlagen (ungefähr für 3000 Stück) bei Bankiers deponirt und nur, um die Ehre zu wahren, täglich für beiläufig 100,000 Silbergulden an der Börse Papiergeld gekauft. Schon im October desselben Jahres erschien ein neues Finanzpatent. Eine freiwillige Anleihe, die sogenannte Arrosirungsanleihe, war in diesem Patente ausgeschrieben worden. Gegen eine alte Schuldverschreibung von 100 Gulden erhielt man, wenn man denselben Betrag in Papiergeld zulegte, eine neue Obligation à 100 Gulden lautend, welche mit 5 Procent in Conventionsmünze verzinst wurde. Langsam gewann dieser Plan die Gunst des Publicums. Es war bis zum März 1818 auf diesem Wege gelungen, 129 Millionen Papiergeld einzuziehen. Doch hatte man so eine neue Staatsschuld von 120 Millionen geschaffen und die jährliche Zinsenlust um 6 Millionen vermehrt. Um das Silber wieder in Umlauf zu bringen, forderte man vom Jahre 1817 an die Erwerbssteuerzahlung, vom 1. Januar 1818 an die Bezahlung aller Stempelgebühren in klingender Münze. Die Regierung bezahlte ferner zu diesem Ende seit dem 1. Mai 1817 die Hälfte der Beamtengehalte, vom 1. November 1818 ab die ganzen Jahresgehalte in Silber, wogegen natürlich die bisher geleisteten Gehaltszuschüsse eingezogen wurden. Durch die mit dem Bankhause Parish im Mai 1818 abgeschlossene Anleihe von 50 Millionen, welche mit 5 Procent Conventionsmünze verzinst wurde, erhielt der Staatsschatz 35 Millionen zugeführt, womit man die bereits um 181 Millionen verringerte Summe des Papiergeldes noch ferner herabzudrücken vermochte. Daß es hierbei ohne mannichfache Schwankungen und harte Kämpfe nicht abging, lag in der Natur der damaligen Verhältnisse. Durch das Finanzpatent vom Jahre 1811 waren wie bemerkt die Zinsen der früheren Staats-

schuld auf die Hälfte herabgesetzt worden. Da nun seitdem die Valuta des Papiergeldes fortwährend gewichen war, so mußten sich die Gläubiger mit einem noch kleineren Bruchtheile, welcher höchstens ein Fünftheil betrug, begnügen. Um dieser Ungerechtigkeit ein Ende zu machen, bestimmte das Patent vom 21. März 1818 die allmähliche Wiedereinsetzung der Staatsgläubiger in den vollen Zinsengenuß. Die ältere Staatsschuld betrug nach der Amortisirungsanleihe noch 488 Millionen; man theilte sie nun in 488 Serien zu einer Million, jährlich sollten fünf Serien durch das Loos gezogen und dieselben in Metalliques mit 5 Procent Zinsen verwandelt werden. Zu diesem Behuf wurde ein besonderer Tilgungsfond dotirt. Abgesehen von anderen Gründen des Tadels, den man gegen diese Maaßregel erhob, erklärte das Publicum sie für eine Ungerechtigkeit gegen die Besitzer der alten Bancozettel, die verarmt blieben, denen keinerlei Vergütigung für ihren Schaden zu Theil wurde. Im Jahre 1817 war es mittlerweile auch, nachdem sich die Aufregung der Börsenwelt gelegt hatte, zur endlichen Verwirklichung des Bankprojectes gekommen. Die Zahl der Actien wurde verdoppelt, der Betrag für jede auf die Hälfte des früheren Betrages (1000 Gulden Papier und 100 Gulden baar) herabgesetzt. Diese Erleichterung, dann der Umtausch gegen $2\frac{1}{2}$ procentige Obligationen, der mit Rücksicht auf die damaligen Tagescourse einer 7 procentigen Verzinsung gleich kam, endlich die Aussicht auf eine Dividende von 30 Gulden bewirkte ein solches Zuströmen der Einlagen, daß am Schlusse des Jahres 1819 schon 50,621 Actien einbezahlt waren. Die bald darauf erfolgte Einstellung mit der Actienausgabe hatte ein bedeutendes Steigen der Actiencourse zur Folge. Die Regierung wandte den Bankactionären auch noch andere Vortheile zu. Sie ließ es geschehen, daß das Escompte-Geschäft, wozu die Baareinlage von 5 Millionen als Fonds dienen sollte, zum alleinigen Nutzen einiger Bankhäuser ausschlug, wodurch sich freilich ein wohlthätiger Einfluß der Bank auf Handel und Industrie kaum zu äußern vermochte; sie sicherte der Bank, wo diese durch eigene Schuld in Verlegenheit gerieth, ihre wirksame Hülfe zu. So erschien die Wiener Nationalbank ihrem Wesen nach bald als eine Gesellschaft von Staatsgläubigern, welche Bankgeschäfte machte.

Der Betrag der Anticipationsscheine war nach Vollendung der Arrosirung und durch die Einzahlungen auf Bankactien auf 449 Millionen herabgemindert, von denen wieder ein Betrag von etwa 200 Millionen, als in den Staatskassen und in Fideicommissen erliegend, abgezogen werden mußte; bald hatte sich der beabsichtigte Cours derselben ständig erhalten. Da die Regierung es weislich unterlassen hatte, eine Zeitgrenze für die endliche Einlösung der Anticipationsscheine festzustellen, so hatte sie auch kein Drängen, keine Verlegenheit zu befürchten. Doch wurde in den ersten Jahren die Einlösung mit einer Hast betrieben, als hätte jede Zögerung den größten Schaden hervorbringen können. Zu der früher erwähnten Anleihe vom Jahre 1818 kamen in dem Jahre 1820 noch zwei Lotterieanleihen bei den Häusern Parish und Rothschild im Betrage von 20,800,000 und 37,500,000, später im Juni 1823 eine Anleihe bei vier Wiener Wechselhäusern im Betrage von 29,520,000 hinzu. Man überwies dieselben zum größten Theile der Bank, welche kraft ihres Vertrages

mit der Staatsverwaltung vom 3. März 1820 die Einlöſung des Papiergeldes beſorgte. Zu dieſem Zweck hatte die Regierung die Nationalbank mit einem Reſervefond von 80 Millionen ausgeſtattet. In Folge dieſes Gebahrens war nun allerdings in den Jahren 1824—1827 die Summe des alten Papiergeldes von 119 Millionen auf 99 Millionen herab vermindert worden, aber es hatte ſich, wie wir geſehen haben, gleichzeitig die Staatsſchuld und mit dieſer die jährliche Zinſenlaſt geſteigert. Erſtere war in den Jahren 1816—1823 von 639,113,935 auf 904,727,377 geſtiegen, die letztere aber von 8,920,325 auf 23,000,000. Es erregte beim Publikum keinen Anſtoß, daß man das Papiergeld in eine fundirte Schuld verwandeln wollte, man tadelte aber die Uebertreibung, mit der man hierbei vorgegangen war, da dieſe nur den großen Bankhäuſern Früchte brachte. Im Jahre 1829 wurde die Wirkſamkeit des Tilgungsfonds bedeutend eingeſchränkt, für deſſen Vermehrung man bisher auf verſchiedene Weiſe Sorge getragen hatte. So fand ſich denn, als die Macht Oeſterreichs auf Congreſſen und Conferenzen ſich in ihrer größten Entfaltung zeigte, auch das Finanzweſen des Staates äußerlich geregelt. Der Jammer der Papiergeldperiode war verſchwunden, die Schwankungen in den Werthverhältniſſen hatten ein Ende genommen, es entſtand eine gewünſchte Sicherheit im Verkehr. Die Möglichkeit entſchwundener Tugenden, wie Sparſamkeit, Fleiß, Vorausſicht war wenigſtens vorbereitet worden. Trotz alledem aber war, weil man auf dem Wege der eingeſchlagenen Finanzpolitik die Finanznoth nur zu verhüllen, nicht aber zu beſeitigen vermocht hatte, der Grund zum ſpäteren Verfall des Staatsweſens gelegt. Staatsmänner wie Stadion, Pillersdorf, Kübeck, Hauer waren zwar vom redlichſten Willen beſeelt, aber ſie vermochten den Hauptübelſtand in der Finanzpolitik Oeſterreichs nicht zu beſeitigen, welcher darin beſtand, daß man die fortwährenden Abgänge fortwährend durch Anleihen zu decken unternommen hatte. Das öſterreichiſche Finanzſyſtem bedurfte nach Pillersdorf Ordnung und Klarheit, dann ein vernünftiges Erſparungsſyſtem, Feſthaltung des Vertrauens, ein innig verbundenes Beſteuerungsſyſtem und eine zweckmäßige Controlle zu ſeiner Grundlage. Es ſcheiterte, wie derſelbe Staatsmann richtig bemerkt, an dem Mangel an Oeffentlichkeit und an der Ohnmacht, übermäßigen Anforderungen anderer Regierungsgewalten zu widerſtehen. Der fünfte Theil der Staatseinnahmen beſtand aus verſchiedenen unberechenbaren Zuflüſſen, die Zinſen der Staatsſchuld verſchlangen den Geſammtertrag der directen Steuern, während der Jahresabſchluß ein mehr oder weniger großes Deficit zeigte. Ein Haupthinderniß beſſerer Zuſtände lag, wie angedeutet worden iſt, in dem fehlerhaften Steuerſyſtem. Die Grundſteuer war viel zu niedrig angeſchlagen, die Steuervertheilung in den Provinzen ſchlecht angelegt, für eine naturgemäße Steigerung der Verbrauchsſteuern war nichts geſchehen, der geſammte Steuerbeitrag Ungarns belief ſich auf etwa 20 Millionen. Dieſe Summe ſtand weit unter der Leiſtungsfähigkeit jenes Landes, und es führte dieſer Uebelſtand natürlich eine Ueberbürdung der anderen Provinzen herbei. Bei der feindſeligen Stimmung Ungarns aber war an eine Aenderung dieſes Mißverhältniſſes nicht wohl zu denken. Das Grundſteuerpatent vom 27. December 1817, für die deutſch-ſlaviſchen Erbländer erlaſſen, blieb fortwährend unwirkſam; kurze Zeit nach deſſen Veröffent-

lichung erschien nämlich schon ein zweites Patent, welches mit der Bemerkung, daß die in dem ersten Patent angeordnete Einführung eines stabilen Katasters nur mit großem Zeitaufwande durchgeführt werden könne, ein Provisorium verkündigte. Dieses schlug, indem es auf eine mehr oder weniger lange Zeit hinaus die Ungleichheit in der Besteuerungder Provinzen, die Ungleichheit in der Belastung der Einzelnen wieder bestätigte, zum Vortheil des grundbesitzenden Adels aus.

So nahm der Staat lange Jahre hindurch jährlich mehrere Millionen weniger an Grundsteuer ein, als er mit Fug und Recht hätte fordern können. Die indirecten Steuern brachten erst, als im Jahre 1829 die Accise eingeführt wurde, der Staatskasse größere Jahreserträge. Für die Stärkung der productiven Kräfte des österreichischen Staates geschah aber nach wie vor so gut wie nichts. Die Landwirthschaft litt vor Allem noch unter dem Drucke, den die Lasten der Unterthänigkeit auf die Bauerngüter ausübten, der sogenannte Herrschafts- oder Dominicalbesitz blieb fortwährend durch die Robot der Unterthanen zu einer ungesunden Bewirthschaftung verurtheilt. Gegen das Aufblühen des Handels und der Gewerbe stellten sich der fast gänzliche Mangel entsprechender Bildungsanstalten, die einseitige Verwendung der großen Capitalien in Staatspapieren, endlich eine schlechte Vertheilung des Wohlstandes als eben so viele Hindernisse entgegen. Auch die verschiedenen Zollinien selbst innerhalb der Reichsgrenzen, sowie die Zollgesetzgebung selbst, welche fortwährend den Geist strengster Prohibition athmete, trugen erklärlicherweise nicht wenig zur Versumpfung der heimischen Industrie bei. Als sich die Regierung durch einen im Jahre 1822 mit der Nationalbank abgeschlossenen Vertrag die Mittel zu einer sorgenfreien Vermehrung der schwebenden Schuld verschafft hatte, schien sie vollends an keine Finanzreform, welche eine stetige Entwicklung der volkswirthschaftlichen Kräfte hätte nach sich ziehen können, mehr denken zu wollen. In diesem Sinne erklärte man sich auch den Umstand, daß nach Stadion's Tode 1824 ein Finanzminister gar nicht mehr ernannt, sondern die oberste Leitung der Finanzen dem Grafen Nadasdy als Hofkammerpräsidenten übertragen wurde. Bei der äußerlichen Ordnung des Finanzwesens jedoch und dem gesteigerten Vertrauen der Bevölkerung, ja selbst des Auslandes, ließen sich neue Creditoperationen glücklich abwickeln. Eine neue Anleihe fand im Jahre 1829 unter günstigen Bedingungen Abnahme; und man konnte sogar an eine Convertirung der 5 proc. Obligationen in 4 proc. denken.

Aber wie wenig solid die Finanzzustände Oesterreichs waren, zeigte sich sofort nach dem Ausbruche der Julirevolution. Das alte Mißtrauen war plötzlich neu erwacht, und der Staatscredit in ein bedenkliches Schwanken gerathen. Die Bevölkerung beeilte sich, die Banknoten gegen Silber einzuwechseln, indem sie der früheren bösen Zeiten sich erinnerte. Daß es bei dem verschlimmerten Verhältnisse des Münzschatzes zu den Banknoten, welches sich seit dem Anfange des Jahres 1830 von 1:5 auf 1:10 gestellt hatte, nicht schon damals zu einer Coursdifferenz zwischen Metall- und Papiergeld kam, hatte besondere Gründe. Einerseits kannte nämlich das Volk nicht vollständig die schlimme Lage der Nationalbank, andererseits hatte die Regierung einer solchen Katastrophe durch Ankauf

leihen, ferner durch Arrosirung der Stadtbanco- und Kupferamtsobligationen, durch Vorschüsse, welche Modena, Hessen-Kassel und das Gotteshaus Maria-Einsiedeln vorstreckten, endlich durch zwei von der englischen Regierung garantirte Anleihen im Betrage von 103 Millionen. Während die Staatsschuld im Jahre 1791 nur bei 399 Millionen betragen hatte, war sie nun im Jahre 1802 auf 680 Millionen gestiegen. In der nächsten Zeit bis zum Jahre 1810 war trotz zweier weiterer kostspieliger Kriege diese verzinsliche Staatsschuld nur um 47 Millionen vermehrt worden. Der neue Finanzminister Graf Zichy nämlich, der im Jahre 1802 die oberste Leitung der Hofkammer übernommen hatte, half sich in seinen Verlegenheiten mit Verschlechterung der Silber-, später auch der Kupferscheidemünze, welche trotzdem gegen das noch entwerthetere Papier der Bancozettel bald mit einem Aufgeld bezahlt wurde. Die Verbote des Agiotirens mit Kupferscheidemünze brachte Graf Zichy im Jahre 1807 dadurch zur Geltung, daß er 1600 Gulden in 30- und 15-Kreuzerstücken vom Centner prägen ließ. Als die Emission der Bancozettel, mit deren Ausgabe man schon mit der Hälfte der achtziger Jahre, ohne Rücksicht auf ihre Bedeckung, vorgegangen war, seither in immer vergrößertem Maaßstabe zugenommen hatte, kam es bereits im Jahre 1797 dahin, daß man die Bancozettel im Verkehre nicht mehr zu ihrem Nennwerth annahm und ein Agio dem Metallgelde zugestand. Die Regierung beschränkte nun die Einlösbarkeit der Bancozettel und gab ihnen einen Zwangscours. Nun ging man erst mit immer neuen Emissionen von Bancozetteln recht in's Maaßlose. Von 1796 bis 1800 waren sie von dem Dreifachen, um welches sie sich im Jahre 1795 gegen den ursprünglichen Bestand vermehrt hatte, rasch auf das Sechszehnfache gestiegen. Im Jahre 1800 waren 200,900,000, im Jahre 1806 449,700,000 Bancozettel im Umlauf. Nach dem unglücklichen Preßburger Frieden war die Hoffnung der Regierung auf ein allmähliches Steigen des Werthes der Bancozettel so gut wie gesunken; nun richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Vertilgung derselben. Durch das Patent vom 20. August 1806 ward ein Zwangsanlehen von 75 Millionen zur Bancozetteltilgung kundgemacht. Außerdem wurden zur Ausgleichung der Abgänge in den Staatskassen Erhöhungen von Steuern und Zöllen, die Verdoppelung des Briefporto's, eine Erhöhung der Taback- und Salzpreise angeordnet, eine neue mäßige Stempeltaxe eingeführt und die Rebunzirung aller Gold- und Silberwaaren anbefohlen. Der wenige Wochen später zwischen Napoleon und Preußen ausgebrochene Krieg, welcher auch Oesterreich zu neuen Rüstungen zwang, beseitigte den ganzen Bancozetteltilgungsfond. Im Jahre 1807 hatte man außer nahe einer halben Milliarde in Bancozetteln noch mit einem Deficit von 66 Millionen zu kämpfen, während die verzinsliche Staatsschuld sich bereits auf 708,700,000 Gulden belief. Schon im nächsten Jahre griff die Regierung wieder die vertagten Tilgungspläne auf. Eine in diesem Jahre zu dem Zwecke ausgeschriebene Anleihe auf die Staatsgüterhypothek hatte keinen rechten Erfolg. Nun wandte sich die Regierung mit dem Patent vom 14. April 1809 an die Besitzer schwerer Münze und die Eigenthümer von Gold- und Silbergeräthschaften und forderte sie zur Theilnahme an einer freiwilligen Anleihe auf, welche zu zwei Drittheilen in Metall und zu einem Drittheil, um für den Kunstwerth solcher Geräthe zu entschädigen, in Bancozetteln

eingezahlt werden konnte. Selbst nicht bunzirte Silberwaaren wurden unter gleichzeitiger Ertheilung der Strafnachsicht angenommen. Der unglückliche Fortgang des Krieges gegen Napoleon brachte eine neue Vermehrung der Bancozettel, deren Zahl nun schon bis auf 729 Millionen angewachsen war, während die freiwillige Anleihe völlig in's Stocken gerieth. Nachdem der unglückliche Wiener Frieden im Jahre 1809 die bekannten Länderverluste und Geldopfer über den österreichischen Staat verhängt hatte, entstand für die Regierung im ersten Augenblick die schwerste Sorge durch das Rückströmen der Bancozettelmassen aus den dem Feinde abgetretenen Gebietstheilen, in Folge dessen der Werth des Papiergeldes plötzlich tief herabgedrückt wurde. Kaiser Franz bot sich an, die durch die Entwaffnung entbehrlich gewordenen Officiere vorläufig aus seiner Privatschatulle zu besolden, und sandte einiges Silbergeräth aus dem Familiengut in die Münze. Viel guten Willen legte der an Zichy's Stelle im Jahre 1808 getretene Hofkammerpräsident Graf O'Donnel an den Tag, leider fehlte es ihm an Thatkraft, um sich den Einflüsterungen der zudringlichen Routine zu entziehen. Am 19. December 1809 erschien das Silberpatent, alles Silbergeräth — silberne Löffel, Uhren und Petschafte, dann chirurgische Instrumente und antike Medaillen ausgenommen — mußte nach demselben in die Münzämter abgeliefert werden, welche dafür Antheilscheine in einer gleichzeitig eröffneten Lotterieanleihe zurückgaben oder den Werth in Bancozetteln, 300 Gulden Bancozettel für 100 Silbergulden gerechnet, erstatteten. Auch diesmal wurde nicht bunzirtes Silber ohne Rüge angenommen. Die Einlieferung von Goldgeräthen blieb dem freien patriotischen Entschlusse vorbehalten. Nur die Ungarn wurden von den Bestimmungen dieses Patentes nicht betroffen. Zu den Klagen der Bevölkerung über den Inhalt des Patentes gesellten sich noch neue über die Art und Weise, wie es zur Durchführung gelangte. Die Antheilscheine der Lotterieanleihe lauteten nämlich nur auf 125, 250 und 500 Gulden. Da sich nun der Werth des von dem Einzelnen abgelieferten Silbers nicht immer gerade in jenen Beträgen abschätzen ließ, so war er genöthigt die Differenz mit baarem Gelde auszugleichen. Wollte er aber den Silberwerth gegen Geld eintauschen, so drohte ihm ein positiver Verlust. Für die Mark Silber empfing er 70 Gulden 40 Kreuzer Bancozettel, deren Cours damals zwischen 400—500 stand. So verlor der Unterthan doppelt, theils weil der Werth seines Silbers zu gering berechnet wurde, theils dadurch, daß der Cours der Bancozettel durch die Erklärung der Regierung, daß dieselben nicht länger ihren vollen Nennwerth besäßen, noch tiefer herabgedrückt wurde. Den Wiener Bankhäusern, welche die erwähnte Anleihe in's Werk setzten, mußte der Kaiser nicht nur mit seiner eigenen Unterschrift Sicherstellung gewähren, sondern überdies noch Staatsgüter zur Hypothek verschreiben.

Anstatt der gehofften günstigen Folgen dieser Maaßregeln aber wurde das geprägte Geld immer seltener, der Werth des Papiergeldes immer niedriger. Nun schien ein neuer Versuch zur Regelung der zerrütteten Finanzverhältnisse dringend geboten zu sein. Am 15. Februar 1810 berief der Kaiser eine Versammlung der leitenden Persönlichkeiten und anerkannten Autoritäten zu einer Sitzung, um über ein neues Finanzpatent zu berathen und zugleich einen endgültigen Plan zur Bancozetteltilgung festzustellen, und schon am 26. Februar er-

schien ein neues Finanzpatent. In demselben fand sich die Einlösung und allmähliche Vernichtung der Bancozettel angeordnet. Einlösungsscheine, welche Conventionsmünze vorstellten, sollten angefertigt und im Course von 1 : 3 gegen Bancozettel eingewechselt werden. Zur Hebung jedes Mißtrauens wurde die Anfertigung des neuen Papiergeldes einer unabhängigen, die Rechte einer Privatgesellschaft genießenden Behörde anvertraut, über deren Thätigkeit öffentlich Bericht abgestattet werden sollte. Diese Einlösungs- und Tilgungsdeputation war aus ständischen Abgeordneten und Vertretern der Handelsgremien zusammengesetzt. Die Regierung wies, um mögliche Bedenken über das Vorhandensein eines entsprechenden Tilgungsfonds zu beseitigen, auf die liegenden Güter des Klerus hin, dessen Reichthümer „zum Besten des Staates zu verwenden, die von den Vorfahren befolgten Grundsätze berechtigen." Eine besondere Tilgungssteuer wurde gleichzeitig ausgeschrieben. Der Staat forderte von dem auf beiläufig fünf Milliarden geschätzten unbeweglichen Stammvermögen, desgleichen von allem beweglichen Vermögen den zehnten Theil. Natürlich entzog sich die Werthbestimmung des letzteren einer sicheren Controlle. Auch diese Maaßregeln wurden von der öffentlichen Meinung auf das Entschiedenste verurtheilt. Man tadelte es, daß die Regierung die Summe der Einlösungsscheine nicht fixirt hatte; man argwöhnte, daß dieselbe sich auf solche Weise eine Hintertür offen behalten wolle. Die zur Einlösung der Bancozettel bestimmte Frist von 15 Jahren fand man viel zu lang; die Grundbesitzer behaupteten, die auf ihren Besitz umgelegte Tilgungssteuer werde sie zu Grunde richten; die in Aussicht gestellte Mitwirkung Ungarns endlich bezeichnete man als einen frommen Wunsch, an dessen Realisirung Niemand glauben wollte. Die Regierung selbst beharrte bei dieser allgemeinen Anschauung nicht auf der Durchführung des Patentes, das bei dem bald darauf erfolgten Tode des Finanzministers zugleich mit diesem begraben schien. Unter seinem Nachfolger, dem Grafen Joseph Wallis, ging der Bancozettelcours rasch von 500 auf 800. Er leitete seine Finanzpolitik mit einem Moratorium ein, welches die Verpflichtung der Schuldner, eingegangene Verbindlichkeiten in Conventionsmünze zu bezahlen, suspendirte, weil ja solche Zahlungen gewissermaaßen unmöglich geworden seien.

Der nächste Act des gewaltthätigen neuen Finanzministers war nun das Patent vom 20. Februar 1811, dessen Inhalt in allen Provinzen am 15. März um dieselbe Stunde kund gemacht wurde. Die Regierung bekannte in demselben, daß alle bisherigen Maaßregeln erfolglos geblieben seien und bemerkte, daß das einzige Mittel, welches in der schwebenden Finanznoth Hülfe gewähren könne, in einer Reduction der Bancozettel bestehe, die im Betrage von 1,060,798,753 Gulden im Umlauf waren. Zugleich wurde es für unmöglich erklärt, auch die verminderte Summe in Metallgeld zu realisiren, doch sei die Verminderung an und für sich geeignet, „die Menschen vor Verarmung zu retten und den Nationalwohlstand neu zu beleben." Die Bancozettel wurden auf den fünften Theil ihres Nennwerthes herabgesetzt, deren Umtausch gegen Einlösungsscheine angeordnet. Diese sollten zwar keine Metallbedeckung erhalten, aber als einziges gültiges Papiergeld und als diejenige (Wiener) Währung angesehen werden, in welcher alle Geschäfte abgeschlossen werden müßten. Die Regierung gelobte, nicht

mehr Papiergeld auszugeben, als zur Einlösung der Bancozettel nothwendig sei. Da nun alle Steuern und Gebühren in der neuen Währung bezahlt werden mußten, so kam dieses einer fünffachen Erhöhung derselben gleich; andererseits verpflichtete sich die Regierung, alle Besoldungen und Pensionen nach dem gleichen Maaßstabe zu behandeln. Zu diesen Maaßregeln trat die Reduction der 30- und 15-Kreuzerstücke ebenfalls auf den fünften Theil ihres Nennwerthes, sowie die Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld auf die Hälfte ihres Betrages. Auch in die privatrechtlichen Verhältnisse griff das Patent ein; die Rückzahlung der seit dem Jahre 1799 eingegangenen Privatschulden wurde nach einer bestimmten Scala, welche den Bancozettelcours für die einzelnen Monate der Zeit von 1799—1810 festsetzte, geregelt. Diese Einmischung rief die heftigsten Beschwerden hervor; eine weitere Klage wurde allenthalben laut über die willkürliche Feststellung des Bancozettelcourses zu 500. Er entsprach nicht dem Wechselcourse, nach welchem die Bancozettel auf 800 standen, ebenso wenig aber gab er den im Verkehre gangbaren Preis des Papiergeldes wieder. Hierdurch entstand eine förmliche Verschiebung aller Geldverhältnisse und die Unmöglichkeit, zu einer festen und sicheren Preisbestimmung zu gelangen. Wer Steuern zu zahlen hatte, verlor, da er dieselben in der neuen Währung zu entrichten hatte, wer hingegen eine Besoldung zu beziehen oder Zahlungen in Einlösungsscheinen zu fordern hatte, gewann. Die Erschütterung des Verkehrslebens aber drohte eine andauernde zu werden, da die Einlösungsscheine einer Metallbedeckung entbehrten, daher mit dem gleichen Schicksal allmählicher Entwerthung bedroht waren, wie die alten Bancozettel. Die thatsächliche Unmöglichkeit, große Baarfonds herzuschaffen, entschuldigte zwar die Regierung, daß sie nicht mit der angeordneten Reduction der Bancozettel gleichzeitig die Einführung der Silberwährung verband; derselbe Umstand erklärte aber auch die allgemeine Unzufriedenheit der Bevölkerung. Das Harte und Gewaltsame der meisten Bestimmungen des Finanzpatentes wurde selbst von den Freunden und Anhängern der Regierung nicht in Abrede gestellt. Es war eine Aeußerung des allgemeinen Mißtrauens, daß gleich nach dem Erscheinen des Finanzpatentes die Course sanken. Schon im Mai wurden die Einlösungsscheine mit 216, im Juni gar nur mit 338 notirt, 1080 beziehungsweise 1690 Bancozettelgulden 100 Silbergulden gleichgestellt. Erst mit Ablauf des Jahres gewannen die Course eine größere Festigkeit, zunächst verdankte man diesen Wechsel zum Bessern einigen fehlerhaften Bestimmungen des Finanzpatentes. Bei dem Mangel an Creditanstalten erwies sich die Summe von 212 Millionen Einlösungsscheinen nach der Voraussage Geschäftskundiger für die Bedürfnisse eines so großen Staates als unzureichend. Es riß ein wirklicher Geldmangel ein. In Folge dessen war die Regierung gezwungen, die alte Kupfermünze noch weiter im Umlaufe zu lassen und zugleich die Einlieferungsfrist für die kleinen Bancozettel zu verlängern. Die Seltenheit der Geldzeichen hielt aber den Cours der Einlösungsscheine in der Höhe, wodurch heftige Schwankungen desselben verhindert wurden. Bei alle dem dauerte die Finanznoth fort. Zu Anfang des Jahres 1812 verschob die Regierung eine rückständige Auslooſung von Gewinnsten der Lotterieanleihe vom 2. Januar 1802 auf weitere 10 Jahre, da es ihr nicht möglich war, den nöthigen Silbervorrath aufzutreiben. Sie verpflichtete sich

zugleich, zur Schadloshaltung der Betheiligten die Gewinnstsumme auf 8 Millionen zu erhöhen. Bald kam es noch schlimmer. Das im Jahre 1812 mit Napoleon eingegangene Bündniß nöthigte bekanntlich Oesterreich zur Aufstellung eines Hülfscorps im russischen Kriege. Ausrüstung und Erhaltung desselben bürdeten nun neue kaum erschwingliche Kosten auf. Und zu noch gewaltigeren Anstrengungen wurde Oesterreich durch die Kriegsrüstungen im folgenden Jahre gezwungen. Nun half man sich mit Zollzuschlägen, führte die Erwerbsteuer ein, während zugleich trotz aller Gegenvorstellungen der Stände die Bedürfnisse für die Armee durch Naturallieferungen eingetrieben wurden. Da aber alle diese Mittel die leeren Staatskassen nicht zu füllen vermochten, Steuerzuschläge bereits bis zur Erschöpfung der Contribuenten angeordnet waren und man — da die Zinsherabsetzung der älteren Staatsschuld noch nicht verschmerzt war — nicht wohl an eine neue Anleihe denken durfte, so wurde der Noth des Augenblickes, trotz aller früheren Versicherungen, wieder durch die Ausgabe von neuem Papiergelde begegnet. Graf Wallis trat in Folge dessen von dem Posten eines Finanzministers zurück. Am 16. April 1813 erschien das neue Finanzpatent. Es wiederholte die Versicherung, daß die im Finanzpatente von 1811 bestimmte Summe von Einlösungsscheinen nicht vermehrt werden sollte. Das neue Papiergeld aber erhielt den Namen „Anticipationsscheine." Diese sollten, den künftigen Steuerertrag vorwegnehmend, im Belaufe von 45 Millionen ausgegeben werden. Aus den Grundsteuereinnahmen sollten jährlich 3,750,000 Gulden zur Tilgung der Anticipationsscheine verwendet, die hierdurch entstandene Einbuße in den Steuereinnahmen auf anderem Wege ersetzt werden. Daß diese Papiergeldwirthschaft vom übelsten Einflusse auf die Sittlichkeit der Bevölkerung gewesen ist, lehrt die Geschichte jener Tage. Genußsucht bis zur Verschwendung war an die Stelle der Sparsamkeit und Arbeitsliebe selbst in den mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung getreten. Bei der zunehmenden Entwerthung des Geldes hielt man es für überflüssig, für den nächsten Tag zu sorgen oder gar auf eine fernere Zukunft bedacht zu sein. Die obige Summe von 45 Millionen Anticipationsscheinen reichte nun kaum zu den Rüstungen im Frühjahre 1813 hin; und als Oesterreich im Herbste an den Kämpfen Theil nahm, sah es sich trotz aller früheren Versprechungen gezwungen, abermals zu einer Papiergeldvermehrung zu schreiten. Daß sich nun aber auch nach abgeschlossenem Frieden die Course nicht hoben, war offenbar eine Folge innerer Gründe. Die Unkenntniß der obersten Staatsbeamten in staatswirthschaftlichen Dingen, welche sie verhinderte die vorhandenen Kräfte im Staatsorganismus kennen zu lernen und entsprechend zu verwerthen, die mangelhafte Organisation des Staates, der bekannte Schlendrian im Geschäftsgange, hie und da auch Unredlichkeit, bildeten die gewichtigsten Hindernisse für eine durchgreifende Finanzreform. Indem man sich an dem unfruchtbaren und drückenden Steuersystem zu rütteln scheute, griff man, um den finanziellen Verlegenheiten des Augenblickes zu begegnen, am Ende des Jahres 1814 zu 50procentigen Zuschlägen zur Gewerbe-, dann zur Einkommen-Klassensteuer, während die Personalsteuer erhöht wurde. Diese Steuerzuschläge sollten dazu dienen, den Unterschied zwischen dem Nennwerthe und dem wirklichen Werthe des Papiergeldes zu verwischen und so

der Regierung die effective Steuersumme zu überliefern. Man konnte sie demnach nicht als eine eigentliche Vermehrung der Staatseinnahmen betrachten; zumal die Börse diese Steuerzuschläge mit einer schlechteren Coursnotirung beantwortete. Die Kosten des Feldzuges vom Jahre 1815 bestritt die Regierung mit einer Anleihe, welche auf 50 Millionen lautete, aber trotz in Aussicht gestellter 8¾ Proc. Interessen kaum 40 Millionen einbrachte. In der nächstfolgenden Zeit nun schrieb die Regierung, da jene Steuerzuschläge nicht mehr ausreichen wollten, größere Steuern aus. Da aber dieselben in einer täglich schlechter werdenden Währung eingezahlt wurden, nahm sie stets geringere Summen ein. Der Ertrag der indirecten Steuern war im Abnehmen begriffen, während die Theuerung der Lebensmittel in bedenklicher Weise zunahm. Mit einigem Grunde durfte man nach dem zweiten Pariser Frieden hoffen, die Oesterreich zugefallene Kriegscontribution zur Regulirung der Finanzen verwendet zu sehen. Nun war zwar die Summe der auf diesem Wege in die Kassen des Staates geflossenen Gelder vom Jahre 1815—1822 auf 43,573,000 Gulden berechnet worden; aber es traten von Seiten des Staates diesen außerordentlichen Zuflüssen auch ungewöhnliche Verpflichtungen entgegen. Rückständige Subsidien an England, welche nach langwierigen Verhandlungen mit der englischen Regierung bis auf die Summe von 2,500,000 Pfund Sterling ermäßigt worden waren, bezahlte Oesterreich mit Hülfe einer zu diesem Zwecke contrahirten neuen Anleihe von dreißig Millionen. Die Widmung der Kriegscontributionsgelder für den Tilgungsfond wurde zugesagt, ohne daß man später hierüber etwas Sicheres erfahren hat. Die Hauptaufgabe für die österreichischen Staatsmänner blieb nach wie vor die Einführung einer festen Währung, die grundsätzliche Regelung der Geldverhältnisse. Nachdem sich in den ersten Januartagen des Jahres 1816 Stadion mit dem Hofrath Kübeck nach Mailand begeben hatte, um mit dem Hofe, der sich damals dort aufhielt, den endgültigen Finanzplan festzustellen, erschien am 1. Juni jenes Jahres das neue Finanzpatent. Im Eingange desselben stand wieder die Verheißung: „Nie mehr soll neues Papiergeld mit Zwangswerth und Zwangscours ausgegeben, ebenso wenig das im Umlauf befindliche vermehrt werden.“ Die Regierung versuchte das öffentliche Mißtrauen, mit dem man seit dem Jahre 1811 jedem ihrer Schritte in Finanzangelegenheiten zu begegnen gewohnt war, dadurch zu bannen, daß sie für das umlaufende Staatspapiergeld den Weg freiwilliger Einlösung wählte und bemüht war, für diese Zwecke die Vermittlung eines unabhängigen Institutes zu gewinnen. Die österreichische Nationalbank wurde zu dem Ende in's Leben gerufen. Sie sollte als Zettel-, Escompte- und Hypothekenbank wirken; gleichzeitig wurde ihr die Verwaltung des Tilgungsfonds übertragen. Da die Actien (50,000) mit 2000 Gulden Papiergeld und 200 Gulden Conventionsmünze einbezahlt werden sollten, so hoffte man in solcher Weise 100 Millionen Papiergeldes aus dem Umlaufe zu ziehen. Die Einlagen in Papiergeld wurden gegen Obligationen von gleichem Betrag — welche 2½ Procent (in Wahrheit 7½ Procent) trugen umgetauscht in der Absicht — dieselben allmählich zum Course von 200 zu tilgen. Dem eigentlichen Bankgeschäfte blieb der Baarfonds von 10 Millionen überlassen. Nun blieben selbst für den Fall, daß alle Actien abgenommen wurden, noch 538 Millionen zur Ein-

schuld auf die Hälfte herabgesetzt worden. Da nun seitdem die Valuta des Papiergeldes fortwährend gewichen war, so mußten sich die Gläubiger mit einem noch kleineren Bruchtheile, welcher höchstens ein Fünftheil betrug, begnügen. Um dieser Ungerechtigkeit ein Ende zu machen, bestimmte das Patent vom 21. März 1818 die allmähliche Wiedereinsetzung der Staatsgläubiger in den vollen Zinsengenuß. Die ältere Staatsschuld betrug nach der Amortisirungsanleihe noch 488 Millionen; man theilte sie nun in 488 Serien zu einer Million, jährlich sollten fünf Serien durch das Loos gezogen und dieselben in Metalliques mit 5 Procent Zinsen verwandelt werden. Zu diesem Behuf wurde ein besonderer Tilgungsfond dotirt. Abgesehen von anderen Gründen des Tadels, den man gegen diese Maaßregel erhob, erklärte das Publicum sie für eine Ungerechtigkeit gegen die Besitzer der alten Bancozettel, die verarmt blieben, denen keinerlei Vergütigung für ihren Schaden zu Theil wurde. Im Jahre 1817 war es mittlerweile auch, nachdem sich die Aufregung der Börsenwelt gelegt hatte, zur endlichen Verwirklichung des Bankprojectes gekommen. Die Zahl der Actien wurde verdoppelt, der Betrag für jede auf die Hälfte des früheren Betrages (1000 Gulden Papier und 100 Gulden baar) herabgesetzt. Diese Erleichterung, dann der Umtausch gegen $2\frac{1}{2}$ procentige Obligationen, der mit Rücksicht auf die damaligen Tagescourse einer 7 procentigen Verzinsung gleich kam, endlich die Aussicht auf eine Dividende von 30 Gulden bewirkte ein solches Zuströmen der Einlagen, daß am Schlusse des Jahres 1819 schon 50,621 Actien einbezahlt waren. Die bald darauf erfolgte Einstellung mit der Actienausgabe hatte ein bedeutendes Steigen der Actiencourse zur Folge. Die Regierung wandte den Bankactionären auch noch andere Vortheile zu. Sie ließ es geschehen, daß das Escompte-Geschäft, wozu die Baareinlage von 5 Millionen als Fonds dienen sollte, zum alleinigen Nutzen einiger Bankhäuser ausschlug, wodurch sich freilich ein wohlthätiger Einfluß der Bank auf Handel und Industrie kaum zu äußern vermochte; sie sicherte der Bank, wo diese durch eigene Schuld in Verlegenheit gerieth, ihre wirksame Hülfe zu. So erschien die Wiener Nationalbank ihrem Wesen nach bald als eine Gesellschaft von Staatsgläubigern, welche Bankgeschäfte machte.

Der Betrag der Anticipationsscheine war nach Vollendung der Arrosirung und durch die Einzahlungen auf Bankactien auf 449 Millionen herabgemindert, von denen wieder ein Betrag von etwa 200 Millionen, als in den Staatskassen und in Fideicommissen erliegend, abgezogen werden mußte; bald hatte sich der beabsichtigte Cours derselben ständig erhalten. Da die Regierung es weislich unterlassen hatte, eine Zeitgrenze für die endliche Einlösung der Anticipationsscheine festzustellen, so hatte sie auch kein Drängen, keine Verlegenheit zu befürchten. Doch wurde in den ersten Jahren die Einlösung mit einer Hast betrieben, als hätte jede Zögerung den größten Schaden hervorbringen können. Zu der früher erwähnten Anleihe vom Jahre 1818 kamen in dem Jahre 1820 noch zwei Lotterieanleihen bei den Häusern Parish und Rothschild im Betrage von 20,800,000 und 37,500,000, später im Juni 1823 eine Anleihe bei vier Wiener Wechselhäusern im Betrage von 25,520,000 hinzu. Man überwies dieselben zum größten Theile der Bank, welche kraft ihres Vertrages

mit der Staatsverwaltung vom 3. März 1820 die Einlösung des Papiergeldes besorgte. Zu diesem Zweck hatte die Regierung die Nationalbank mit einem Reservefond von 90 Millionen ausgestattet. In Folge dieses Gebahrens war nun allerdings in den Jahren 1820—1827 die Summe des alten Papiergeldes von 449 Millionen auf 99 Millionen herab vermindert worden, aber es hatte sich, wie wir gesehen haben, gleichzeitig die Staatsschuld und mit dieser die jährliche Zinsenlast gesteigert. Erstere war in den Jahren 1816—1823 von 739,143,935 auf 904,727,377 gestiegen, die letztere aber von 8,920,325 auf 23,553,200. Es erregte beim Publicum keinen Anstoß, daß man das Papiergeld in eine fundirte Schuld verwandeln wollte, man tadelte aber die Uebertreibung, mit der man hierbei vorgegangen war, da diese nur den großen Bankhäusern Früchte brachte. Im Jahre 1829 wurde die Wirksamkeit des Tilgungsfonds bedeutend eingeschränkt, für dessen Vermehrung man bisher auf verschiedene Weise Sorge getragen hatte. So fand sich denn, als die Macht Oesterreichs auf Congressen und Conferenzen sich in ihrer größten Entfaltung zeigte, auch das Finanzwesen des Staates äußerlich geregelt. Der Jammer der Papiergeldperiode war verschwunden, die Schwankungen in den Werthverhältnissen hatten ein Ende genommen, es entstand eine gewünschte Sicherheit im Verkehr. Die Rückkehr entschwundener Tugenden, wie Sparsamkeit, Fleiß, Voraussicht war wenigstens vorbereitet worden. Trotz alledem aber war, weil man auf dem Wege der eingeschlagenen Finanzpolitik die Finanznoth nur zu verhüllen, nicht aber zu beseitigen vermocht hatte, der Grund zum späteren Verfall des Staatswesens gelegt. Staatsmänner wie Stadion, Pillersdorf, Kübeck, Hauer waren zwar vom redlichsten Willen beseelt, aber sie vermochten den Hauptübelstand in der Finanzpolitik Oesterreichs nicht zu beseitigen, welcher darin bestand, daß man die fortwährenden Abgänge fortwährend durch Anleihen zu decken unternommen hatte. Das österreichische Finanzsystem bedurfte nach Pillersdorf Ordnung und Klarheit, dann ein vernünftiges Ersparungssystem, Festhaltung des Vertrauens, ein innig verbundenes Besteuerungssystem und eine zweckmäßige Controlle zu seiner Grundlage. Es scheiterte, wie derselbe Staatsmann richtig bemerkt, an dem Mangel an Oeffentlichkeit und an der Ohnmacht, übermäßigen Anforderungen anderer Regierungsgewalten zu widerstehen. Der fünfte Theil der Staatseinnahmen bestand aus verschiedenen unberechenbaren Zuflüssen, die Zinsen der Staatsschuld verschlangen den Gesammtertrag der directen Steuern, während der Jahresabschluß ein mehr oder weniger großes Deficit zeigte. Ein Haupthinderniß besserer Zustände lag, wie angedeutet worden ist, in dem fehlerhaften Steuersystem. Die Grundsteuer war viel zu niedrig angeschlagen, die Steuervertheilung in den Provinzen schlecht angelegt, für eine naturgemäße Steigerung der Verbrauchssteuern war nichts geschehen, der gesammte Steuerbeitrag Ungarns belief sich auf etwa 20 Millionen. Diese Summe stand weit unter der Leistungsfähigkeit jenes Landes, und es führte dieser Uebelstand natürlich eine Ueberbürdung der anderen Provinzen herbei. Bei der feindseligen Stimmung Ungarns aber war an eine Aenderung dieses Mißverhältnisses nicht wohl zu denken. Das Grundsteuerpatent vom 27. December 1817, für die deutsch-slavischen Erbländer erlassen, blieb fortwährend unwirksam; kurze Zeit nach dessen Veröffent-

lichung erschien nämlich schon ein zweites Patent, welches mit der Bemerkung, daß die in dem ersten Patent angeordnete Einführung eines stabilen Katasters nur mit großem Zeitaufwande durchgeführt werden könne, ein Provisorium verkündigte. Dieses schlug, indem es auf eine mehr oder weniger lange Zeit hinaus die Ungleichheit in der Besteuerungder Provinzen, die Ungleichheit in der Belastung der Einzelnen wieder bestätigte, zum Vortheil des grundbesitzenden Adels aus.

So nahm der Staat lange Jahre hindurch jährlich mehrere Millionen weniger an Grundsteuer ein, als er mit Fug und Recht hätte fordern können. Die indirecten Steuern brachten erst, als im Jahre 1829 die Accise eingeführt wurde, der Staatskasse größere Jahreserträge. Für die Stärkung der productiven Kräfte des österreichischen Staates geschah aber nach wie vor so gut wie nichts. Die Landwirthschaft litt vor Allem noch unter dem Drucke, den die Lasten der Unterthänigkeit auf die Bauerngüter ausübten, der sogenannte Herrschafts- oder Dominicalbesitz blieb fortwährend durch die Robot der Unterthanen zu einer ungesunden Bewirthschaftung verurtheilt. Gegen das Aufblühen des Handels und der Gewerbe stellten sich der fast gänzliche Mangel entsprechender Bildungsanstalten, die einseitige Verwendung der großen Capitalien in Staatspapieren, endlich eine schlechte Vertheilung des Wohlstandes als eben so viele Hindernisse entgegen. Auch die verschiedenen Zollinien selbst innerhalb der Reichsgrenzen, sowie die Zollgesetzgebung selbst, welche fortwährend den Geist strengster Prohibition athmete, trugen erklärlicherweise nicht wenig zur Versumpfung der heimischen Industrie bei. Als sich die Regierung durch einen im Jahre 1822 mit der Nationalbank abgeschlossenen Vertrag die Mittel zu einer sorgenfreien Vermehrung der schwebenden Schuld verschafft hatte, schien sie vollends an keine Finanzreform, welche eine stetige Entwicklung der volkswirthschaftlichen Kräfte hätte nach sich ziehen können, mehr denken zu wollen. In diesem Sinne erklärte man sich auch den Umstand, daß nach Stadion's Tode 1824 ein Finanzminister gar nicht mehr ernannt, sondern die oberste Leitung der Finanzen dem Grafen Nadasdy als Hofkammerpräsidenten übertragen wurde. Bei der äußerlichen Ordnung des Finanzwesens jedoch und dem gesteigerten Vertrauen der Bevölkerung, ja selbst des Auslandes, ließen sich neue Creditoperationen glücklich abwickeln. Eine neue Anleihe fand im Jahre 1829 unter günstigen Bedingungen Abnahme; und man konnte sogar an eine Convertirung der 5 proc. Obligationen in 4 proc. denken.

Aber wie wenig solid die Finanzzustände Oesterreichs waren, zeigte sich sofort nach dem Ausbruche der Julirevolution. Das alte Mißtrauen war plötzlich neu erwacht, und der Staatscredit in ein bedenkliches Schwanken gerathen. Die Bevölkerung beeilte sich, die Banknoten gegen Silber einzuwechseln, indem sie der früheren bösen Zeiten sich erinnerte. Daß es bei dem verschlimmerten Verhältnisse des Münzschatzes zu den Banknoten, welches sich seit dem Anfange des Jahres 1830 von 1:5 auf 1:10 gestellt hatte, nicht schon damals zu einer Coursdifferenz zwischen Metall- und Papiergeld kam, hatte besondere Gründe. Einerseits kannte nämlich das Volk nicht vollständig die schlimme Lage der Nationalbank, andererseits hatte die Regierung einer solchen Katastrophe durch Ankauf

von Silberbarren im Werthe von 12 Millionen vorzubeugen gesucht, welche sie der Bank überwies. Allerdings hatte diese Maaßregel ein weiteres Sinken des Bankcredites verhindert, doch war die Regierung dadurch in eine unheilvolle Abhängigkeit von gewissen Börsenfürsten gerathen. Auch schienen von jenem Augenblick die Finanzen wieder in ein chronisches Siechthum verfallen zu sein. Unter dem Grafen Klebelsberg, der 1830 Hofkammerpräsident geworden war, wurden zur Deckung der Abgänge in den Staatskassen, welche der fortdauernde bewaffnete Friede hervorrief, gleich im Jahre 1831 zwei neue Anleihen im Betrage von 37 und 57 Millionen abgeschlossen. Schon 1833 folgte dann wieder eine neue Anleihe von 40 Millionen, an welche sich im nächsten Jahre eine Lotterieanleihe von 25 Millionen anreihte. Trotz solcher außerordentlichen Hülfsmittel schloß während dieser Zeit jedes Jahr mit einem Abgange von 28 bis 31 Millionen; außerdem mußte noch die Hülfe der Nationalbank in Anspruch genommen werden. Als am Schlusse des Jahres 1834 neue ernste Verlegenheiten den Staatshaushalt bedrohten und alle Hülfsquellen versiegt schienen, wurde Klebelsberg, dem der Kaiser mit Recht einen Theil der Schuld an der Lage der Dinge zumessen konnte, von seinem Posten enthoben. Doch das System war mit dieser Dienstenthebung leider nicht gebrochen. Im October 1835 wurde Peter Joseph Eichhoff, ein Rheinländer von Geburt, Hofkammerpräsident. Das Deficit nahm nun ab, wozu wohl die im Jahre 1835 erfolgte Armeereduction am Meisten beigetragen hat. Der Ertrag der indirecten Steuern steigerte sich zusehends. Im Jahre 1835 wurde eine 3procentige Anleihe im Betrage von 40 Millionen, im Jahre 1839 eine Lotterieanleihe im Betrage von 30 Millionen contrahirt. Der Abschluß dieser beiden Anleihen ging unter günstigen Bedingungen für die Regierung vor sich, ihr Ertrag war zur Tilgung älterer Staatsschulden bestimmt. Aber wenn Eichhoff die fundirte Schuld nicht in dem Maaße wie sein Vorgänger vermehrte, so trifft ihn dagegen der Tadel, leichtsinnig die schwebende Schuld vergrößert zu haben, wozu ihm die Nationalbank willig die Hand bot. Diese streckte dem Staate gegen halbjährig erneuerte Anweisung auf die Provinzialkassen 30 Millionen vor. Diesen ausgedehnten Discontocredit theilte die Regierung mit einigen privilegirten Handelshäusern, welche dadurch in die Lage kamen, ihren Geschäften eine ihre reellen Fonds weit überschreitende Ausdehnung zu verleihen, und sich der waghalsigsten Agiotage hingaben. Als im Jahre 1840 neue Kriegsgerüchte die Verkehrskreise mit panischem Schrecken erfüllten und der Münzschatz der Nationalbank zu ihrem Banknotenvorrath in das Verhältniß von 1:12 gerieth, kamen jene Mißbräuche zur Sprache, was die Versetzung Eichhoff's in den Ruhestand zur Folge hatte. Kübeck wurde nun Hofkammerpräsident. Er war tugendhaft, aufgeklärt, scharfsichtig, aber er war hoch in Jahren vorgerückt und seine finanziellen Anschauungen gehörten zum großen Theile einer früheren Zeit an. So wurde die innige Verbindung der Nationalbank mit der Staatsverwaltung auch unter seiner Leitung beibehalten; nach wie vor blieb jene ein bequemer Nothanker in allen Geldverlegenheiten. Die stetige Vermehrung der schwebenden Schuld wurde als eine läßliche Sünde betrachtet; ein jährliches Deficit von 11—21 Millionen als kein schweres Uebel angesehen. Blieben doch die Course gut, gingen doch die Staatspapiere fortwährend in die Höhe!

Und in Kleinigkeiten wurde ja der Fortschritt begünstigt. Das schmachvolle Stempelgesetz von 1840 blieb freilich in Kraft, aber das Postporto wurde geregelt, die Gefällenwache mit der Grenzwache vereinigt, statistische Arbeiten gefördert. Ueber diese Nebendinge ging entweder die Einsicht und die Willenskraft, oder doch der Einfluß Kübeck's nicht hinaus. Zu dem, was allein helfen konnte, zu einer principiellen Reform im Steuer- und Zollwesen kam es auch jetzt nicht; die volkswirthschaftlichen Kräfte Oesterreichs blieben gebunden; der Voranschlag des Jahres 1847 stimmte vollkommen mit dem des Jahres 1841 überein, es war also trotz des Stachels des Deficits auch in der Finanzverwaltung eine gedankenlose Unbeweglichkeit eingetreten; und nichts außer der elementaren Gewalt der Revolution war mehr im Stande, den Staat aus dieser allgemeinen Verkommenheit aufzurütteln.

Politische Correspondenz.

Berlin, Ende August.

Die jüngsten Wochen sind an Ereignissen — an solchen wenigstens, die sich bereits überschauen lassen — so unfruchtbar gewesen, daß wir unsere politische Betrachtung billig auf das Kürzeste zusammendrängen. Es ist eigentlich nur Ein Punkt auf den wir hinsteuern möchten, weil er uns für die nationalen wie für die preußischen Interessen gegenwärtig der Wichtigste scheint.

Noch nicht ganz ein Monat ist verflossen, seit der Wiener Telegraph uns die Kunde von dem provisorischen Friedensschluß brachte. Wir wollen errungene Erfolge nicht deshalb verkleinern weil das Schicksal wollte, daß die Ausführung *unseres* nationalen Programms in die Hände einer anderen Partei fiel; wir wollen mit Freuden es bekennen — die Präliminarien vom 1. August erfüllten jede gerechte Erwartung. Vor kurzem noch fanden namhafte deutsche Männer in der Personalunion der Herzogthümer mit Dänemark eine erträgliche Lösung des Streits, und noch jünger ist der Zeitpunkt, wo eine Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten oder doch die Linie Apenrade-Tondern von den Meisten als ein ehrenvoller Ausgang angesehen wurde. Jetzt war Schleswig-Holstein von fremden Banden gelöst, ungetheilt und ganz war es unser geworden. Die Schmach eines dreijährigen unheilvollen Krieges, die noch größere einer dreizehnjährigen Indolenz war durch frische und glänzende Thaten getilgt. Zum erstenmal seit unvordenklicher Zeit war das deutsche Gebiet um ein reiches und wichtiges Stück vermehrt; die deutsche Grenze, die thatsächlich an der Elbe begann, hinausgeschoben bis an die Königsau; der Posten gewonnen, von dem aus wir in die Geschicke des europäischen Nordens wirksam eingreifen können.

Es war freilich nur ein provisorischer Friede und erst seit dem 25. haben in Wien die Unterhandlungen begonnen, die ihn definitiv machen sollen. Indeß die territoriale Frage ist schon durch die Präliminarien im Wesentlichen festgestellt und im Vergleich zu ihr sind die finanziellen Auseinandersetzungen doch

immer nur nebensächlich. Keine Wolke ist am europäischen Himmel aufgestiegen, welche die reifende nationale Frucht zu schädigen drohte. Der Feind verzichtet auf den Widerstand, er tröstet sich damit, daß die Zukunft noch einmal glücklichere Tage bringen werde. Um vor der Opposition und ihren kriegerischen Phrasen die völlige Verlassenheit Dänemarks zu constatiren, hat das Ministerium Bluhme die Depeschen der Gesandten aus Paris, London und Stockholm veröffentlichen lassen. Wenn wir diesen Berichten trauen dürfen, so wurde durch die Annäherung der drei nordischen Mächte die friedliche Neigung des Pariser Cabinets nur noch verstärkt. Frankreich erklärte Schleswig für verloren und es hatte für die Dänen nur den Rath einen Widerstand aufzugeben, dessen Verlängerung Wahnsinn sein würde. So wird denn auf die glänzenden Thaten der deutschen Waffen auch ein würdiger Friedensschluß folgen.

Diesen bedeutenden äußeren Erfolgen entspricht jedoch die Stimmung der Nation — wenigstens außerhalb Preußens — keineswegs. Die Eindrücke von Düppel und Alsen sind bald erloschen, die Kunde von den Friedensverhandlungen ist kühl aufgenommen, und größer als die Freude über die Unterwerfung des Feindes scheint der Verdruß, daß das Volk der Herzogthümer noch immer ohne Vertretung und ohne Haupt ist. Von der schleswig-holsteinischen Sache — so hatten wir früher wohl geschwärmt — wird der Impuls zur deutschen Einheit ausgehen. Statt dessen wächst aus ihr eine Saat der Zwietracht und des Hasses empor und nicht so unrichtig scheint es, was jüngst ein französisches Blatt voller Schadenfreude sagte: Deutschland habe so viele Nationalitäten als es Staaten zähle.

Vieles von dieser Verwirrung entspringt aus den Institutionen, unter deren corrumpirendem Einfluß wir leben, und ist daher auch nicht heilbar außer durch Beseitigung dieser Institutionen. So lange die Nation aus dreißig Fragmenten zusammengesetzt ist, wird der Hader und die Widerwärtigkeit unter uns nicht aufhören und glücklich mögen wir uns schätzen, wenn wenigstens im Augenblick einer großen Gefahr oder im Hinblick auf erhebende Thaten das Vaterlandsgefühl den Sieg über so viel kleine Rivalitäten davonträgt. Unser Staatenbund besteht aus Gliedern von so verschiedener Abstufung und Größe; die Macht wie die Pflichten, die politische Bedeutung wie die Opfer sind in Folge davon auf die deutschen Bevölkerungen so ungleich vertheilt, daß, was auch geschehe, in irgend welchen Theilen Unmuth und Mißbehagen sich regen müssen. Die 17 Millionen Deutsche, die in den Mittel- und Kleinstaaten leben, haben in sich das berechtigte Gefühl, daß sie, wie fast an Zahl, so auch an Leistungsfähigkeit uns Anderen nicht nachstehen, und sie tragen es schwer, daß ihre regsame und reiche Kraft gleichwohl bei europäischen Fragen nicht zur vollen Geltung kommt, daß sie trotz aller entgegenstrebenden Wünsche in die Bahnen gezwungen werden, welche Preußen oder Oesterreich oder Beide zusammen ihnen vorzeichnen. Bei denen, welche einen klaren Blick haben, richtet sich der Unmuth nun freilich gegen das Princip, das jene Ohnmacht verschuldet, gegen die Vielstaaterei, die Zerspaltung in eine lose, eines einigen Willens niemals fähige Föderation; aber menschlich ist es, wenn er bei der Masse sich zugleich gegen den Staat kehrt, dessen geschlossene Macht die vereinzelten Kräfte überflügelt. So entsteht

die Klage über die Ansprüche, die Anmaaßungen dieses Staats, während wir Andern, die wir seine Lasten zu tragen, seine Pflichten zu erfüllen haben, vielmehr darüber klagen, daß er die Ansprüche, zu denen er durch seine Leistungen für das Ganze berechtigt ist, selten voll erhoben und noch seltener mit vollem Nachdruck zur Geltung gebracht hat. Wer z. B. will es leugnen, daß mindestens der deutsche Norden nur durch Preußen vertheidigt werden kann? Die Existenz von Hannover oder Sachsen, von den beiden Hessen oder Nassau gegenüber dem Ausland hängt von der Wehrhaftigkeit und der Stärke der preußischen Armee ab. Dennoch ist es uns bisher nicht gelungen zur Erleichterung unserer Aufgabe wenigstens die Garantie zu gewinnen, daß jene Staaten ihre Truppen bei Kriegsgefahr unter preußischen Befehl stellen.

Das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit, der Drang nach neuen Formen unseres Gesammtlebens ist in den letzten Jahrzehnten ja unzweifelhaft gewachsen. Gleichwohl will es uns oft scheinen, als ob das Einheitsgefühl sich mehr in den idealen Formeln, als in den concreten Fällen bethätigte; als ob das Princip, aus welchem 1815 der Bundestag hervorging, die Selbständigkeit, die Gleichberechtigung aller Glieder, der kleinen wie der großen, in unserem spröden deutschen Herzen noch recht lebendig wäre. Von Parlament und Centralgewalt redet Jedermann, denn das Eine verschafft ihm eine Stimme, und das Andere läßt sich in so unbestimmter Gestalt vorstellen, daß die Frage, wer denn führen und wer sich unterordnen soll, möglichst unentschieden bleibt. Wie Viele aber sind wirklich zu der Selbstüberwindung geneigt, ohne die wir von der Bundestagsmisere niemals loskommen werden, zur Unterordnung unter die Leitung des Größten? Ob ein Bundesland den Umfang einer Reichsstadt, eines Herzogthums oder eines Rheinbundkönigreichs hat, — unser Stolz auf diese particulare Existenz ist doch meist so groß, daß wir ihr Zurücktreten vor einer anderen wie eine Verletzung empfinden, und daß wir die Erweiterung der Macht, welche der stärkste Staat verfolgt, als Particularismus genau ebenso tadeln, als ob Nassau oder Frankfurt, Hannover oder Anhalt nach Annexionen strebten.

Wie gesagt, sehr Vieles von unserer heutigen Verwirrung liegt in diesen allgemeinen Verhältnissen. Als König Friedrich VII. die Augen schloß, entstand in den Mittel- und Kleinstaaten eine starke nationale Bewegung; aber die Kraft und der Wille der Regierungen entsprach dieser Begeisterung nicht; sobald es zur Action kommen sollte, gewannen die Vormächte die Oberhand, und jene tief erregten deutschen Volksstämme wurden zum Zuschauen verurtheilt. Indessen mochte es nun Recht oder Unrecht sein, daß Preußen die Mittelstaaten und den Bundestag lahm legte, jedenfalls hat es die nationale Aufgabe gelöst, die es unternahm, und es hat sie mit dem Blute seiner Söhne, mit dem Gelde seiner Unterthanen und mit der Gefahr seiner Existenz gelöst. Aus dieser besonderen Leistung entspringt sein besonderes Recht; die Herzogthümer, die es befreit hat und die seines Schutzes auch fernerhin bedürfen, haben ihm nun ihrerseits zu leisten, was sie zur Stärkung und Erhöhung seiner Vertheidigungsmittel leisten können. In der Mitte zweier Meere gelegen, mit Häfen und Inseln und einer seetüchtigen Bevölkerung versehen, werden sie insbesondere seinen maritimen Zwecken

dienen müssen. In diesem Dienst fördern sie zugleich wie die nationalen, so ihre eigenen Interessen; nur in Verbindung mit einem großen Staat wird ihr Verkehr belebt, werden ihre Häfen verwerthet und die großen Mittel herbeigeschafft werden, ohne welche die Gunst ihrer maritimen Lage nicht ausgebeutet werden kann.

Für den einfachen Menschenverstand verstehen sich diese Schlußfolgerungen von selbst. Staaten können nicht wie Individuen aus selbstlosem Wohlwollen handeln und nur Opfer bringen ohne zu empfangen. Indessen der Gegensatz, in welchem der Selbsterhaltungstrieb der Mittelstaaten zu der Expansionsfähigkeit Preußens steht, läßt jene Schlußfolgerung bei den ersteren nicht zu. Unzweifelhaft giebt es an den Höfen von Hannover und Dresden, von München und Stuttgart sehr einflußreiche Personen, denen die Abhängigkeit der Herzogthümer von Preußen weit größere Sorge macht, als die frühere Abhängigkeit von den Dänen. Und leider sind derartige Stimmungen nicht auf die Höfe beschränkt. Verhetzt durch die dienstfertigen Schaaren, deren trauriges Tagewerk es ist, die hohle Souveränetät ihrer Duodezfürsten zu vertheidigen, fassen auch Viele aus dem Volk die Stellung Preußens so auf, als ob es an der Ehre genug habe, das Schwert Deutschlands zu sein, und als ob nach dem Siege über Dänemark nichts weiter zu thun bleibe, als den Staat Schleswig-Holstein in seine volle Libertät zu setzen. Mag er diese Libertät dann benutzen, um in Würzburg oder Darmstadt Coalitionen mitzustiften, um über Triasentwürfe zu planen oder Frankfurter Fürstentage zu besuchen — das Alles ist sein Recht; und völlig unabhängig von dem Gebrauch dieses Rechts ist und bleibt es die preußische Pflicht, ihn zu schirmen, wenn der Feind wieder in's Land fällt.

Indessen diese sonderbare Auffassung von Recht und Pflicht ist doch in der öffentlichen Meinung Deutschlands nicht überwiegend. Vielmehr hat die Ansicht, daß in dem Verhältniß Preußens zu den Herzogthümern die bundesstaatliche Form gleichsam vorgebildet werden, oder doch daß sie mit ihren reichen natürlichen Hülfsmitteln die maritime Entwickelung Preußens unterstützen müßten, — auch in den Vereinen und der Presse Süddeutschlands warme Vertheidiger gefunden. Hier und da ward es dem Particularismus zwar sauer, den Gedanken zu verstehen, hier und da mußten seine Vertreter ihn vor ihrem Publicum in vorsichtige und künstliche Formen hüllen, aber im Ganzen hat er doch die Gemüther bezwungen, und wenn Preußen nur klar und bestimmt in dieser Richtung seine Forderungen stellte, so würde — trotz aller Gegenwirkungen der mittelstaatlichen Höfe — der öffentliche Geist in Deutschland auf seiner Seite stehen.

Aber eben hier ist der Punkt, wo die preußische Politik der Vorwurf trifft, an der Verwirrung und dem Zwiespalt in Deutschland mitschuldig zu sein. Statt sich die Ziele vorzustecken, welche jeder vaterländische Mann billigt und vertritt, scheint sie sich noch immer in unbestimmten Phantasien zu ergehen und indem sie so allenthalben Mißtrauen und Opposition erweckt, gefährdet sie zugleich die begrenzten Zwecke, welche sie erreichen könnte.

Eins dürfen wir hier wohl als allgemeines Zugeständniß vorausschicken. Der Zeitpunkt einer Erwerbung der Herzogthümer für Preußen ist vorüber,

oder vielmehr er trat niemals ein, weil Preußen auf der Basis der österreichischen Allianz in den Kampf ging, und weil es in dem weiteren Verlaufe desselben keine Gelegenheit suchte oder fand, diese Basis zu wechseln. Jetzt sind die Herzogthümer zwar an die alliirten Mächte, aber eben an beide Mächte abgetreten. Eine Selbständigkeit Schleswig-Holsteins — wenn auch eine durch besondere Zugeständnisse an Preußen beschränkte — wird also über kurz oder lang eintreten, und der Herzog von Augustenburg wird das Haupt dieses selbstständigen Staats werden.

Aber die preußische Politik scheint sich auf diesen Ausgang nicht einrichten zu wollen. Sie hat nach dem 1. Juni weder ihre Forderungen weiter präcisirt, noch hat sie seitdem einen Schritt gethan, um sie zu sichern. Allen Anzeichen nach denkt sie jetzt nicht daran, sich mit dem Herzog in ein Verhältniß zu setzen. Die Oldenburger Candidatur wird — dem Schein nach — begünstigt, obwohl so ziemlich alle Welt von ihrer Hoffnungslosigkeit überzeugt ist. Die officiöse Presse verhöhnt den Erbprinzen als „den traurigsten aller Prätendenten," und während es eine Thatsache ist, daß beide Herzogthümer zu ihm fest als zu ihrem rechtmäßigen Fürsten halten, giebt sie sich den Anschein als glaube sie, daß seine Anhänger nur eine kleine, das Land terrorisirende Partei seien. Ja, als wäre es vollkommen gleichgültig, ob die Bewohner dieses Landes uns geneigt oder abgeneigt sind, greifen jene Officiösen mit frivoler und ungeschickter Hand in die Verhältnisse ein, die mit unseren Staatszwecken durchaus nichts zu schaffen haben. Die Schleswiger und im Großen und Ganzen auch die Holsteiner sehen sehr wohl ein, daß sie den Schutz Preußens nicht entbehren können und um ein gutes Verhältniß mit ihm sich bemühen müssen. Viele von ihren tüchtigsten Führern sind mit der Passivität, welche man bisher in Kiel Preußen gegenüber beobachtet hat, durchaus nicht zufrieden. Aber sammt und sonders verlangen sie, daß man Achtung vor ihrer inneren Selbständigkeit habe. Der Angriff, welchen unsere officiöse Presse gegen das Staatsgrundgesetz vom 15. September 1848 richtete, war daher einer der thörichtsten Streiche, die sie überhaupt begehen konnte. Er war um so thörichter, als das Verhältniß der Bevölkerung zu jenem Grundgesetz keineswegs derartig ist, wie man es in Süddeutschland anzunehmen scheint. Viele seiner wichtigsten Bestimmungen sind bekanntlich auf die Personalunion mit der dänischen Krone eingerichtet und müssen daher nach allgemeinem Zugeständniß revidirt werden. Aber auch das Wahlgesetz vom 20. October 1848 steht in keiner ungetheilten Gunst. Man erinnere sich nur, daß nach demselben die Hälfte der Abgeordneten aus schlechthin allgemeinen Wahlen hervorgeht und daß zur Wahl der anderen Hälfte, mit Ausnahme von zehn, alle berechtigt sind, die ein jährliches Einkommen von 150 Thalern oder einen Grundbesitz von 600 Thalern nachweisen. Nur 10 Vertreter fallen auf diejenigen, welche einen Landbesitz von mehr als 30,000 Thalern haben. Der Wohlstand der Herzogthümer ist aber derart, daß nicht nur die begüterten Bauern in den Marschen sondern auch jeder tüchtige Geestbauer einen Besitz von 30,000 Thalern und mehr aufzeigen kann. Sie alle, nicht minder als der große Grundbesitz im Osten, sind daher — wenn sie auch jetzt nicht laut damit hervortreten — im Stillen der Meinung, daß jenes Wahlgesetz den

besitzlosen Klassen gar zu sehr die Dispositionen über den Geldbeutel der Besitzenden gebe. Mit feudalen Gesinnungen haben diese Ansichten durchaus nichts zu schaffen. Die Ritterschaft ist bekanntlich im Lande durchgängig unpopulär, seitdem sie die Stellung, die sie an der Spitze des Volks jahrelang einnahm, im vorigen Herbst verlassen und sich furchtsam und lau in der großen vaterländischen Sache benommen hat. — Jenes Verhältniß der wohlhabenden Bevölkerung zur Verfassung von 1848 tritt jetzt allerdings nicht so klar heraus, weil der Herzog mit Recht oder Unrecht am 16. November den Schritt that, sich feierlich auf das Staatsgrundgesetz zu verpflichten. Man will jedenfalls nicht, daß dem hochgeachteten Fürsten aus jenem Schritt Conflicte erwachsen, und man ist der tüchtigen Gesinnung des Landes sicher genug, um von dem Wahlgesetz vor der Hand keinerlei Gefahren zu befürchten. Es wird nicht schwer sein, durch den zusammenwirkenden Einfluß aller angesehenen Männer eine derartige Revision jener Verfassung zu bewirken, daß jedes berechtigte conservative Interesse damit zufrieden sein kann. Die Adelsprivilegien freilich werden unzweifelhaft fallen und die patriarchalischen Zustände in Verwaltung und Justiz durch weitgreifende Reformen umgewandelt werden müssen.

Sehr belehrend für die Anschauungen in der Constitutionsfrage war der Städtetag, der am 24. August in Neumünster abgehalten wurde. Er war einberufen, um im Gegensatz gegen die Beschlüsse der Prälaten und der Ritterschaft vom 8. August die Forderungen des Bürgerthums auszusprechen. Er erklärte sich gegen das Interim, bekannte sich dann auch seinerseits, wenn gleich in etwas reservirterer Form, für den Anschluß an Preußen — aber es gelang nicht, obwohl dies von einer Seite sehr gewünscht war, ihn zu einer anerkennenden Aeußerung über das Staatsgrundgesetz zu bewegen. Man wollte jene Frage sich offen halten, theils aus Zweckmäßigkeits- theils aus Rechtsgründen, denn die Rechtsbeständigkeit des, weder factisch zur Geltung gekommenen, noch von dem damals als legitim betrachteten Landesherrn sanctionirten Gesetzes ist allerdings eine zweifelhafte Sache. Auf diesem Terrain fordern die Schleswig-Holsteiner nur Eins und sie haben das heiligste Recht es zu fordern: sie wollen ihre Freiheitsfragen unter sich und mit ihrem Fürsten allein ausmachen und sie verbitten sich das Dreinreden unberufener Rathgeber. Wenn unsere officiöse Presse ihre Feldzüge gegen die Constitution von 1848 noch lange fortsetzt, so wird sie vielleicht eine allgemeine Begeisterung für dieselbe erwecken, aber sicherlich wird sie die preußischen Sympathien in den Herzogthümern nicht fördern.

Was kümmern uns die Sympathien, — so sagt man vielleicht, wir haben ja die Macht! Wir halten Schleswig besetzt, bis wir befriedigt sind; wir nehmen uns, was wir brauchen!

Das ist eine dreiste Sprache — wir nehmen uns, was wir brauchen! — Indessen wir können doch über die Herzogthümer nicht verfügen wie über eroberte Provinzen, denn wir haben nicht gegen sie, sondern gegen Christian IX. den Krieg geführt; und wenn wir es wollten, so würde dieser Wille sich an der harten Thatsache stoßen, daß neben uns die Oesterreicher im Mitbesitze sind. Das freilich wird nicht schwer halten, den Grafen Rechberg zu jedem conservativen Eingriff in die Verfassungsverhältnisse Schleswig-Holsteins zu bewegen;

ob er aber eben so leicht zur Befriedigung unserer Machtinteressen, ob er auch nur zur Errichtung eines provisorischen Regiments mit Ausschluß des Bundes zu bestimmen ist, wird der Erfolg der Verhandlungen von Schönbrunn und Wien uns bald lehren. Was hätten wir gegen solche Forderungen, was gegen die Aenderung der Bundeskriegsverfassung in jenem dualistischen Sinne, wie sie Herr von Schleinitz 1860 vorschlug, als Aequivalent zu bieten? Insbesondere dann, wenn wir doch für künftige österreichische Verlegenheiten keine Verpflichtung im Voraus übernehmen können? Aber gesetzt auch, daß das Wiener Cabinet in Berücksichtigung seiner europäischen Lage und des Werthes unserer Freundschaft sich nicht ganz unzugänglich zeigte, so wird das Resultat doch schwerlich so ergiebig sein, als wenn wir eine loyale Verständigung mit den Herzogthümern und ihrem künftigen Fürsten suchten.

Wäre eine solche Verständigung nicht möglich, wenn man preußischerseits dazu den aufrichtigen Willen hätte? Wir glauben dies, obwohl wir zugeben müssen, daß von Kiel aus wenig geschehen ist, um unter den nun einmal vorhandenen ungünstigen Umständen jenen Willen zu erwecken. Man hat sich dort eine ziemlich lange Zeit in falschen Rechnungen bewegt und auf Factoren vertraut, die sich einer nach dem anderen als illusorisch erwiesen. Man hat dann nach der Unterredung vom 1. Juni, wo doch auf beiden Seiten Mißverständnisse vorkamen, überhaupt keine ernste Anstrengung mehr gemacht, sich Preußen zu nähern. Wir wissen es aus Zeugnissen angesehener Schleswig-Holsteiner, daß dies von den politischen Köpfen des Landes gemißbilligt wird und daß sie mit den jetzigen Rathgebern des Herzogs in dieser Beziehung nicht einverstanden sind. Es ist nun einmal schlechterdings nicht möglich, in gleich guten Beziehungen mit Berlin und Wien und mit Herrn von Beust zu stehen. Man kann nicht zu gleicher Zeit Vertrauen in Preußen erwecken und z. B. in Rendsburg darauf hinwirken, daß die uns günstigen Ausschußvorschläge von der Delegirtenversammlung nicht angenommen werden. Manche Klage haben wir vernommen über die Hofsphäre, die sich in Kiel auszubreiten beginne. Der Herzog könnte hier Vieles thun, um die unebenen Verhältnisse wieder in's Geleis zu bringen. Er könnte zur Verstärkung seines Raths liberale und durch das wirkliche Vertrauen des Landes getragene Männer an sich heranziehen, Männer, die sich Preußen gegenüber noch nicht compromittirt haben und die ihre Aufgabe rein sachlich und nicht wie ein politisches Duell auffassen. Es würde dann eine neue und sicher erfolgreichere Anknüpfung möglich sein. Eine Maaßregel aber, die das Wohl des Landes fördert und daher von Vielen im Lande schon lange gewünscht wird, kann wahrlich nicht gegen die Ehre des Fürsten sein. Man darf doch nicht vergessen, daß auch die Macht einen Anspruch hat, und daß der zukünftige Träger einer Herzogskrone gegen die Krone Preußen immerhin einige Rücksicht nehmen kann.

Auf der anderen Seite aber haben wir allen Grund, die persönliche Gesinnung des Herzogs hochzuhalten. Wenn es ihm auch in Folge der zögernden und hinhaltenden Rathschläge, die ihm von seiner Umgebung und von großdeutschen Agenten ertheilt werden mögen, an der rechten Initiative fehlt, so ist er doch zu billigen Concessionen bereit, und man behauptet, daß diese Bereitwillig-

keit in Berlin nicht unbekannt sein könne. Was soll also das Hinzerren und Verschleppen, was soll das ganze Spiel kleiner Mittel zur Verzögerung eines definitiven Abschlusses? Es ist eine alte preußische Regel, die gerade die größten Regenten am sorgsamsten befolgten, auf das wechselnde Glück nicht zu viel zu vertrauen und sich lieber mit einem geringeren aber sicheren Erfolg zu begnügen. Preußen ist jetzt Herr der Situation, aber diese Situation ist den Gesetzen alles Irdischen unterworfen. Wie plötzlich diese Gesetze wirken, wie überraschend die Verwandlung der europäischen Conjuncturen vor sich gehen kann, das haben wir in den letzten zwei Jahren erlebt. Wenn man bei uns die günstige Zeit versäumt, so mag man sich nicht wundern, daß auch in Kiel die uns ungünstigere benutzt wird. Sobald z. B. der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen herausbrechen und das erstere sich wieder an die Spitze der Bundestagsmehrheit stellen sollte, werden alle Particularisten in Holstein dem Herzog zu einer verstärkten Sprödigkeit rathen. So kann es leicht kommen, daß man um die Wette thätig wird, eine definitive Auseinandersetzung immer weiter hinauszuschieben — zum großen Schaden der Herzogthümer, aber nicht minder zum Schaden Preußens.

Aus Süddeutschland.*)

Der Rückblick auf den Gang der schleswig-holsteinischen Sache ist für die Bevölkerung der kleineren Staaten peinlich genug. Er faßt sich zusammen in dem bitteren Geständniß, sich getäuscht und die eigene Kraft überschätzt zu haben. Die Ereignisse sind über unsere Berechnungen, über unsere Pläne, beinahe über uns selbst hinweggegangen. Was war das für eine Stufenleiter von Gefühlen, die sich in kurzer Spanne zusammendrängten, und nicht blos sich ablösten, sondern gleichzeitig sich das Recht streitig machten! Vom reinsten patriotischen Enthusiasmus bis zu dem bedenklichen Spiel mit dem Gedanken des Bürgerkrieges, von der opferwilligsten Begeisterung bis zu tiefstem Unmuth und dem Bewußtsein der eigenen Ohnmacht. Und doch war, nachdem die schmerzlichen Erfahrungen offen da lagen, der brennendste Gedanke der, daß auch wir uns bewußt waren, einen Antheil an dem Sieg der nationalen Sache zu haben, aber einen Antheil, den wir nicht in baarer Münze vorzurechnen im Stande waren. Wer ihn uns bestritt, dem mußten wir den stricten Beweis schuldig bleiben. Unsere Verächter wiesen auf die Erfolge der Waffen, auf die siegreiche Erweiterung der deutschen Mark, auf die Paragraphen des Friedensprotokolls. Dem Allem konnten wir nichts entgegen, nichts an die Seite setzen. Wir, die wir am lautesten von Anfang an die nationalen Forderungen formulirt und un-

*) Wir geben die folgende Darstellung als einen Ausdruck der Stimmungen, welche in den preußenfreundlichen Kreisen Süddeutschlands herrschen; wobei selbstverständlich einzelne Abweichungen von den in den Jahrbüchern vertretenen Ansichten nicht in Betracht kommen. A. d. R.

abläſſig wiederholt hatten, waren unthätige Zuſchauer geblieben. Und doch ſagte uns ein untrügliches Gefühl, daß der Krieg, der zur Wiederherſtellung der Abmachungen von 1851 und 1852 beſchloſſen, gegen den Willen der Nation begonnen worden war, nicht mit dem Siege dieſes Willens geendigt hätte, wenn nicht ſeine tauſendfältigen Manifeſtationen doch der Ausdruck einer Macht waren, die ſich Achtung erzwang auch im Ausland. „Wir konnten keinen Krieg für Dänemark beginnen," ſagte Graf Ruſſell, „weil wir es mit 40 Millionen unbändiger Deutſchen hätten aufnehmen müſſen;" in dieſen Worten lag die beſte Anerkennung, daß auch wir zum Siege mitgeholfen. Die Armeen mußten ſchließlich doch unſeren Willen thun. Sie zogen aus, faſt von unſeren Verwünſchungen begleitet, und ſie kehrten heim, das nationale Programm auf ihrer ſiegreichen Fahne. Die Enttäuſchung lag nicht darin, daß der Erfolg ein anderer war als wir wünſchten, ſondern darin, daß er auf einem anderen Wege eintrat, und daß wir unſeren Weg auch dann noch feſtgehalten hatten, als der andere bereits entſchieden war.

Es iſt jetzt, nachdem durch die Armeen der Großmächte die Herzogthümer von Dänemark befreit ſind, ſchwer, ſich in die Tage zurückzuverſetzen, da der erſte naive Enthuſiasmus in den kleineren Staaten ſeinen Höhepunkt erreichte, und man mit Stolz ſich etwas darauf zu Gute that, daß gerade hier die Bewegung ſo ſtark und mächtig war und die Regierungen mit ſich fortriß, während in den Großſtaaten die Bewegung lauer blieb und die Regierungen ſich den nationalen Forderungen entgegenſtellten. Man kann ſagen, die Anfeindung von Seiten der Großmächte vollendete die Popularität der Sache des Prinzen von Auguſtenburg. Jetzt war es ja an einem greifbaren Punkte ſonnenklar geworden, was die Particulariſten ſo oft mit Emphaſe verſichert hatten: wir in den Klein- und Mittelſtaaten ſind das „reine Deutſchland," das die Sonderpolitik Preußens und Oeſterreichs zu bekämpfen hat. Nicht blos in Deutſchland hörte man damals die Phraſe: Baiern iſt die Führerſchaft zugefallen, im Lager der Mittel- und Kleinſtaaten iſt Deutſchland. Das Alles klingt jetzt wie ein verſchollenes Märchen, wie ein entſchwundener Traum. Aber das Erwachen aus dem Traume zur Nüchternheit war kein plötzliches. „Stückweiſe," wie das Herz Georg Herwegh's, brachen die Illuſionen zuſammen. Es war die erſte Enttäuſchung, als für die zugefallene Führerſchaft der Führer mangelte, und die gehoffte Coalition der kleineren Staaten ſich in ein kleinliches Spiel von Intriguen, in ein Chaos unklarer Velleitäten auflöſte. Man war zur That bereit, aber was ſollte geſchehen und wie? Sollte man den Großmächten zuvor kommen? Aber dazu war ein großer, raſcher und einheitlicher Entſchluß vonnöthen. Sollte man Preußen und Oeſterreich den Krieg erklären? Nein, ſobald der Gedanke präciſirt wurde, ward auch ſeine Unmöglichkeit erkannt. Was blieb alſo übrig, als nach den hochtönenden Opferangeboten den Rückzug der Regierungen, in dem ſie allein einig waren, geſchehen zu laſſen? Die Trias war gerichtet. In demſelben Moment, da ſie die größten Chancen hatte, da ſie getragen war von dem Drang der patriotiſch erregten Nation, da ſie faſt eine Nothwendigkeit ſchien, in demſelben Moment war ihre Unmöglichkeit bewieſen. Das patriotiſche Gefühl hatte ſich auf einer falſchen Fährte ertappt, es war an einen Punkt gerathen, wo es

umkehren mußte. So endete die erste naive Periode mit einer allgemeinen Verwirrung und Rathlosigkeit, mit Anklagen gegen die Großmächte, gegen die Mittelstaaten, gegen Alle.

Mitten in diesen Conflict der Stimmungen erscholl der Kanonendonner von Düppel. Es war ein erster Sonnenblick. Das preußische Blut kann nicht umsonst geflossen sein — dies war der nächste Gedanke, der die Hoffnung neu belebte. Es hieß jetzt nicht mehr: Deutschland ist im Lager der Mittel- und Kleinstaaten, sondern: es ist im Lager der preußischen Armee. Die Machtverhältnisse traten deutlicher in's Bewußtsein, der Werth einer großen staatlichen Organisation begann denen aufzudämmern, deren Kräfte bei allem guten Willen zersplittert und in der Zersplitterung machtlos blieben. Die Mittelstaaten, dies sagte man sich erst leiser, dann lauter, haben sich unfähig für ihren natürlichen Beruf erwiesen, sie haben die Führerschaft verwirkt. Preußen allein kann die Herzogthümer retten, und — dies durfte man jetzt hinzusetzen — muß sie retten, die Ehre des Staates, die Ehre der Armee verlangen es. Von hier aus war eine Perspective eröffnet, welche dennoch den Sieg der deutschen Sache am Ende des Weges zeigte. Aber es war dies nicht blos ein Wendepunkt der Erkenntniß, es war auch der Punkt, wo die Parteien sich schieden.

Man hatte gerade in Süddeutschland den einigenden Charakter der schleswig-holsteinschen Frage mit besonderer Wärme ergriffen. So war man ja endlich glücklich des ermüdenden Feldgeschrei's: hie Großdeutsch! hie Kleindeutsch! enthoben; ein gemeinsames Ziel, das über den Parteien stand, war gefunden. Allein diese Einigkeit war doch nur so lange zu erhalten, als die Sache in einem gegebenen Bette sich fortbewegte. Frühzeitig zogen sich die Großdeutschen von der Farbe des Reformvereins zurück. Sie hatten mitgethan in der Hoffnung, Graf Rechberg werde in Fortsetzung der Fürstentagspolitik die billige Gelegenheit ergreifen, im Bund mit den Mittelstaaten den berühmten deutschen Beruf Oesterreichs endlich praktisch zur Geltung zu bringen. Als aber ihre dringenden Rathschläge in Wien gleichgültig bei Seite gelegt wurden, wandten sich die Ehrlichen verlegen ab, Viele nicht ohne bleibenden Groll, die Klügeren hüllten sich in Schweigen. Aber auch eine radicale Fraction, unmuthig über die Thatlosigkeit der Mittelstaaten, auf welcher ihr politisches System ruhte, zweigte sich jetzt ab, wenigstens in Schwaben. Die Episode, welche hier diese Partei aufführte, gehört zu den seltsamsten Verirrungen, welche die ziellos gewordene Aufregung der Kleinstaaten in ihrem Gefolge hatte. Ausgehend davon, daß nichts „geschehe," daß nach dem Gerede der Schleswig-Holstein-Vereine eine „That" noththue, fanden sie ihre That in einer knabenhaften Polemik gegen die Nationalpartei. War man in der Nähe dieses Treibens, so wußte man, daß sehr zufällige Gründe mitwirkten. Es waren eben ein Paar Flüchtlinge zurückgekehrt, welche mit frischen Kräften genau da wieder beginnen wollten, wo sie in den Revolutionsstürmen das Vaterland verlassen hatten. Sie führten eine Orgie auf, im Stil von 1848, mit den Ideen des Vormärzes. Es gelang ihnen, das bisherige Organ der schwäbischen Fortschrittspartei, den „Beobachter," in ihre Hände zu spielen, und hier trieben sie nun ihr terroristisches Wesen, für das ihnen die schleswig-holsteinsche Frage nur Mittel zum Zweck war. Ausdrücklich

verleugneten sie die nationalen Fragen; ihr Ideal war jene „schöne gesunde" Zeit der dreißiger und vierziger Jahre, da einzig der Freiheitsgedanke die politischen Bestrebungen ausfüllte. Der Eine kam aus der Schweiz, und verlangte Abschaffung der stehenden Heere und Constituirung der Herzogthümer mit Dänemark zu einer Bundesrepublik. Der Andere kam aus Frankreich, und da er vernommen hatte, daß dort die liberalen Parteien über Centralisation seufzen, machte er flugs die Anwendung auf Deutschland: „daß Deutschland seine Kaiserkrone in Stücke brach und jedwedem Potentaten einen Zinken davon überließ, ist die größte politische That, die es je vollbrachte." Die Wiederherstellung einer einheitlichen Reichsgewalt war von diesem Standpunkt aus ein reactionärer Wahnsinn, der uns in das 16. Jahrhundert zurückwerfen würde. Mit instinctivem Haß ging es nun aber, und dies war die Hauptsache, über Preußen her, dessen Existenz schon als ein Verbrechen galt. In demselben Augenblick, in welchem die Preußen gegen den auswärtigen Feind bluteten, schrieen jene ihr „Ceterum censeo Borussiam esse delendam." In demselben Augenblick, da die Mittelstaaten ihre Ohnmacht besiegelten, riefen jene in tausend Variationen: die Coalition der Mittelstaaten sei das einzige Rettungsmittel für die Herzogthümer, für die ganze deutsche Frage. „Nicht die Preußen können uns, wir, die Föderalisten, müssen den Preußen helfen von ihrem junkerlichen Großmachtskitzel so gut wie von ihren Junkern, von ihrer Hegemonie so gut wie von ihrer Centralisation; und dies können wir dadurch, daß wir Kleinen uns vereinigen und anfangen ein Deutschland zu bauen, gleichviel mit wie viel oder mit wie wenig Bausteinen." Je weiter die Preußen siegreich vordrangen und die Hoffnung wuchs, daß es nicht umsonst für die deutsche Sache sein werde, um so toller trieben sie es, und ihr particularistischer Zwillingsbruder, die einheimische Reaction, hatte ihr inniges Behagen.

Glücklicherweise blieb diese Erscheinung nicht nur im Wesentlichen auf Schwaben beschränkt, sondern sie hatte selbst hier wenig Bedeutung. Zwar konnte eine extreme Partei, die „Thaten" verlangte, unter den gegebenen Umständen immer auf einen gewissen Anhang Urtheilsloser zählen, zumal sie die Tugenden einer particularistischen Eigenliebe und alten Preußenhasses geschickt auszubeuten verstand. Aber sie verstand es auch vortrefflich aufzuschneiden, und mit der Zustimmung, die sie im ganzen Lande gefunden haben wollte, war es nicht weit her. Zunächst mißlang ihr der Plan, sich der Leitung der Schleswig-Holstein-Bewegung zu bemächtigen. Diese blieb vielmehr in den Händen der gemäßigten Parteien: Alles, was für Aufklärung des Volkes, für Befestigung der öffentlichen Meinung, wie an materiellen Opfern geleistet worden ist, ging von dieser Seite aus; jene hat thatsächlich nichts geleistet. Ebenso wenig gelang es ihr aber, sich an die Spitze der demokratischen Partei überhaupt aufzuschwingen, so wohlangelegt und terroristisch auch ihre Versuche dazu waren, und so sehr ihr der Besitz des einzig nennenswerthen demokratischen Organs in Schwaben dabei zu statten kam. Mit wenigen Ausnahmen weigerten sich sämmtliche Führer der Demokratie, sich in die neugebildete „Volkspartei" einreihen zu lassen. Der Bruch, der längere Zeit künstlich verklebt worden war, wurde jetzt vollendet, und wenn er nach außen nicht offener hervortrat, so geschah dies nur

deshalb, weil die Gemäßigten es verschmähten, gerade in dieser Zeit einen nutzlosen inneren Hader zu nähren. So war jene Abzweigung des schroffen Particularismus zugleich eine wohlthätige Krise für das innere Parteileben. Die schwäbische Fortschrittspartei ward sich noch klarer bewußt, daß sie des Zusammenhangs mit den liberalen Parteien im übrigen Deutschland, den jene mit Bewußtsein durchschnitten, nicht verlustig gehen dürfe.

Die Thätigkeit der Schleswig-Holstein-Vereine wurde jetzt eine bescheidenere. Nachdem die Grenze gegeben war, bis zu welcher unsere Regierungen sich fortschieben ließen, wurden sie inne, daß ihre Wirksamkeit nur eine moralische sein könne, und in der Sorge für die Kranken und Verwundeten, für die durch den Krieg mitgenommenen Schleswiger blieb ihnen immer noch ein praktisches Feld, auf dem sie mit Erfolg wirken konnten. Dabei empfand man es freilich überall schmerzlich, daß unsere Regierungen und damit wir selbst systematisch bei Seite geschoben wurden und wir zu alle dem noch den Spott hatten. Man gewöhnte sich nicht so leicht an den Gedanken, daß man auf eine erfolgreiche einmüthige Thätigkeit unserer Regierungen verzichten müßte. Allein man wog jetzt unbefangener Schuld und Verdienst auf beiden Seiten ab, der Gegensatz zu den Großmächten war milder geworden, in den Erfolgen der preußischen Waffen durfte man jetzt mit freudigem Dank deutsche Siege anerkennen. Mit steigendem Vertrauen sah man in der Haltung Frankreichs einen Sporn für die Politik unserer eigenen Großmächte, in dem Gang der Conferenz die Beseitigung fremder Einmischung, in der Erneuerung des Krieges die Bürgschaft für die Befreiung der beiden Herzogthümer. Es kam so wie wir wollten, nur auf einem Umweg, der vielleicht das Gute hatte, daß er den europäischen Krieg zur Seite schob. Und jetzt blieb man auch nicht länger rechthaberisch bei einem Wege, in den man sich Anfangs hineingesteigert hatte. Es war sehr bezeichnend, daß in der würtembergischen Kammer, welche am 26. Februar einem auf Coalition der Mittelstaaten zielenden Antrag beigestimmt hatte, derselbe Antrag, der Ende Juli bei der Adreßdebatte wieder eingebracht wurde, nur noch sieben Stimmen erhielt.

Von hier aus ließ sich denn auch die Frage, die jetzt in den Vordergrund trat, nämlich das Verhältniß, in welchem die Herzogthümer künftig zu Preußen stehen sollen, unbefangener beurtheilen. Wie das Annexionsproject angesehen wurde als es zuerst auftauchte, brauche ich nicht zu sagen. In dem Namen des Herzogs Friedrich hatte nun einmal die ganze Frage ihre einfachste, populärste, Jedem verständliche Aufschrift gefunden; es war — gleichviel mit welchem Recht — die Form, unter welcher Schleswig-Holstein der jetzigen Generation an's Herz gewachsen war; diesen Namen beseitigen hieß bei uns: den Namen Schleswig-Holstein aus dem Herzen der Nation reißen. Nicht blos dieses; das Annexionsproject drohte auch den verhaltenen Gegensatz von Groß- und Kleindeutsch wieder aufzurühren, es drohte von Neuem die Einmischung des Auslandes herbeizurufen, und am allerwenigsten — es ist dies menschlich und war nicht das unwesentlichste Motiv — hätte man dem jetzigen Preußen eine so werthvolle Vergrößerung gegönnt. Aber anders stellte sich die Frage, als nach vollendeter Befreiung die Bedingungen zur Sprache kamen, unter welchen der künftige Staat

Schleswig-Holstein sich an Preußen anschließen solle. Die preußische Armee war es gewesen, welche die Herzogthümer befreit hatte; in den Herzogthümern selbst war unverkennbar Geneigtheit vorhanden, jedes Opfer dem Gesammtvaterland zu bringen, und der Streit war dort nur, ob man das aussprechen solle, wozu man geneigt war, oder ob dies die Sache des künftigen Herzogs und seiner Regierung sei. Man hatte inzwischen an sich selbst die bittere Erfahrung gemacht, wie viel ein Mittelstaat werth ist für die Machtentfaltung der Nation, wir waren eine brachgelegte Kraft; sollten wir wünschen, daß dort oben an unserer Nordmark, an diesem wichtigen bedrohten Punkt das Gleiche der Fall sei? Man erinnerte sich, daß es theoretisch eine der ersten und constantesten Forderungen der Nationalpartei gewesen war, von den kleinen Regierungen den Verzicht auf ihre militärische und diplomatische Souveränetät zu verlangen. Sollte dies jetzt nicht mehr gelten, da der erste Fall eintrat, wo dies praktisch werden konnte? Und wie konnten die Herzogthümer — was auch die künftige Lösung der deutschen Frage sein mag — ihre Souveränetät besser zum Besten der Gesammtheit verwerthen, als durch Uebertragung derselben an Preußen, das durch die Gewinnung eines freien Weges von der Ostsee nach der Nordsee allein zu einer die deutschen Marken schirmenden Seemacht werden kann? Es waren dies keine individuellen Ansichten, es war die allgemeine Ueberzeugung. Ich verweise auf die Vorträge, welche wiederholt in diesem Sinne im Erlanger Verein gehalten wurden, und auf die Haltung des „Schwäbischen Merkurs," des verbreitetsten Organs in Würtemberg. Allgemein, wenn auch in manchen Kreisen wohl widerwillig, ist die Ansicht durchgedrungen, daß der enge Anschluß der Herzogthümer an Preußen eine deutsche Nothwendigkeit ist, und nur daran hat man allerdings festgehalten, daß die bezüglichen Verträge nicht eine Bedingung für die Thronbesteigung des Herzogs sein können, sondern der erste Act seiner Regierung sein müssen, ein Act, — an dessen Zustandekommen dann am allerwenigsten zu zweifeln ist, wenn die Stände des Herzogthums in ihr volles Recht eingesetzt werden.

Die Verständigung der Meinungen war auf dem besten Wege, erst die jüngsten Wochen haben den alten Gegensatz von Nord und Süd wieder hoch aufflackern machen, und die erste Schuld war nicht auf unserer Seite. Es war die fortwährende künstliche Verschleppung der Sache, welche das Annexionsproject immer noch als im Hintergrund lauernd zeigte, es war die Anfeindung der schleswig-holsteinschen Verfassung, welche dem Particularismus in Holstein und im übrigen Deutschland Nahrung und willkommenen Vorwand liefert, es war endlich die Art und Weise, wie unsere Regierungen und wir selbst nicht bei Seite geschoben, — dies ging nicht anders — aber noch dafür in der officiösen preußischen Presse mit Hohn tractirt wurden. Wir sind wahrhaftig wider unseren Willen zu Vertheidigern des Bundes geworden, ihm gönnen wir jegliches Schicksal; wir sind keine Anhänger der Mittelstaaten, über diese konnten die jüngsten Ereignisse dem Letzten die Augen öffnen. Aber etwas Anderes ist es, wenn man die süddeutschen Regierungen auf dem Punkte angreift, wo sie — wie schwach immer — nur die Organe ihrer Bevölkerung sind; wenn man sie deswegen höhnt, weil sie — wie unzulänglich immer — eine Politik vertreten haben, auf

Notizen.

Das „Leben Jesu von Schleiermacher," das von Vielen und lange ersehnte, ist endlich erschienen. Bekanntlich war Schleiermacher der Erste, welcher (bereits im Jahre 1819) Vorlesungen über das Leben Jesu hielt, die, öfter wiederholt und mit immer steigendem Interesse aufgenommen, seitdem als ein wesentliches Glied des theologischen Studiums Bürgerrecht auf deutschen Universitäten erhielten. Für die außerhalb der Zuhörerkreise Stehenden blieben diese Vorlesungen ein unerschlossenes, von Neugierde und Argwohn begleitetes Geheimniß. Sie waren es ja, welche nach Strauß' eigenen Erklärungen seinem bekannten Werk den ersten Anstoß gegeben, wenngleich er, wie er hinzufügte, fast an allen Punkten von ihnen abgestoßen worden, so daß er gerade durch die Repulsion zu einer bestimmteren Fassung der eigenen Ansicht geführt wurde. In der That stehen diese Vorlesungen Schleiermacher's in dem Wendepunkte der Theologie, auf dem Uebergange von der älteren durch Eichhorn eingeleiteten zur neuesten Strauß'-Baur'schen Kritik. Vieles, vielleicht das Meiste, ist bereits, wenn nicht veraltet, so doch weiter gebildet und in neue Bahnen geleitet. Es ist im Ganzen und Großen der Standpunkt vereinzelter, anregender Zweifel zu dem zusammenfassender, combinatorischer Kritik erhoben. Vieles ist bereits geahnt, angedeutet, versucht, was später seine tiefere Begründung und Bestätigung erfahren, vieles aber auch mit fast eigensinniger Zähigkeit festgehalten, was seitdem aus dem Gebiete der kritischen Forschung so gut wie einstimmig verwiesen ist. Dahin gehört vor Allem die Einmischung gewisser der Dogmatik entnommenen Instanzen, durch welche von vorne herein der Kritik die Resultate vorgeschrieben und die Grenzen abgesteckt werden. Als ein solcher das Ganze auf's ungehörigste beeinflussender Kanon wird der von Christi Einzigkeit und Unsündlichkeit, von dem specifischen Unterschied zwischen ihm und allen anderen Menschen obenan gestellt. Auf dieser specifischen Dignität ruht, so wird uns versichert, die christliche Kirche und ohne sie giebt es einen „eigentlichen" Glauben an Christum nicht. Diesem Kanon wird sodann der andere hinzugefügt, daß Christi Leben, obgleich es von einem göttlichen Anfang ausgehe, doch auf vollkommen menschliche Weise verlaufe und nirgend der menschlichen Entwickelung und Continuität enthoben werden dürfe. Innerhalb dieser beiden widerspruchsvollen, aber dialektisch verbundenen Postulate soll sich die kritische Untersuchung halten, sie sind die festen Grenzpfähle, aus welchen sie nach keiner Seite, weder zur Rechten noch zur Linken, ausweichen darf. Außer dieser Bevormundung der Kritik durch die Dogmatik gehört zu den — seit dem Strauß'schen Werk, noch mehr seit Baur's tief eindringenden und auch bereits in die Theologenwelt (z. B. Alexander Schweizer, Schenkel u. s. w.) weit durchgedrungenen Untersuchungen über die Composition des vierten Evangeliums — überwundenen Vorurtheilen die durchaus parteiische, auch wieder nur durch dogmatische Liebhabereien bestimmte Bevorzugung des Johannes vor den Synoptikern. Das Evangelium des Johannes ist nach Schleiermacher's Behauptung die fortlaufende und durchaus zuverlässige Darstellung eines Augenzeugen, die Synop-

Quellpunkte des Christenthums eingeleitet haben, und da in ihnen Allen, bei sonstigen großen Verschiedenheiten, das Eine Ziel verfolgt wird, den wirklich geschichtlichen Christus zu finden, das lichte Antlitz mit den echt menschlichen Zügen, das tief verhüllte, der vom langen Traume erwachenden Welt zur Anschauung zu bringen: — wir begrüßen die Schleiermacher'schen Vorlesungen als den ersten, mächtigen Anstoß zu dieser Bewegung, als die letzte, mit innerer Nothwendigkeit über sich hinaustreibende Zuspitzung der alles Einzelne anbahnenden, nirgend abschließenden Skepsis, als eines der merkwürdigsten geschichtlichen Documente, das recht eigentlich an der Grenzscheide der Zeiten steht. Aber — und es ist wohl kaum nöthig, dies hinzuzufügen, — nicht historischen Werth allein schreiben wir diesen Vorlesungen zu, sie enthalten vielmehr eine so große Fülle köstlicher Details, scharfsinniger Beobachtungen, feiner wenn auch oft künstlicher Exegese, divinatorischer Blicke, wie sie nur dem großen Meister eigen und wie sie allen seinen Werken den Stempel der Unsterblichkeit aufdrücken. —

Wir wenden uns von dem Werk des großen Theologen noch zu einigen verwandten Arbeiten der Gegenwart.

Liest man nacheinander die neueren Bearbeitungen des Lebens Jesu, so wird man unwillkürlich an das italienische Malersprichwort erinnert: ogni pittore se ritrae medesimo. Oder ist es ein Zufall, daß der phantasiereiche Franzose aus seinem Jesus einen begeisterten Schwärmer macht, der durch die tragische Verwicklung seines Lebens zu einem düsteren Fanatiker sich steigert, daß der ruhige klare Strauß in Jesus vor Allem die klare spiegelreine Natur, die ungestörte Harmonie seines ganzen Wesens zur Anschauung bringt, daß endlich Schenkel, der Vorkämpfer der neueren Bestrebungen auf dem Gebiete der kirchlichen Verfassung, in seinem Charakterbild Jesu die reformatorische Wirksamkeit seines Helden, sein auf Befreiung des Volks von hierarchischem Druck und Glaubenszwang abzielendes Werk in den Vordergrund rückt? Der nächste Gedanke ist nun freilich der, ob es nicht die Beschaffenheit der Quellen ist, welche die Aufstellung eines objectiven Lebensbildes unseres Religionsstifters überhaupt unmöglich macht. Allein es ist doch auch sonst ein Erfahrungssatz, daß, je bedeutender und folgenreicher eine weltgeschichtliche Erscheinung ist, um so verschiedenartigere Gesichtspunkte sich denken lassen, unter welchen dieselbe betrachtet werden kann, ohne daß die Grundauffassung derselben eine wesentlich andere wäre; und wenn es nun wirklich unverkennbar ist, daß der Beschaffenheit der Quellen zum Trotz doch die neuere Wissenschaft in wesentlichen Punkten zu übereinstimmenden Resultaten gelangt ist, so hat jene Verschiedenheit wohl weniger in den in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten ihren Grund, als vielmehr darin, daß Absicht und Tendenz der Verfasser, bewußt oder unbewußt, eine verschiedene ist. Jedes Buch über das Leben Jesu wird seine Bestimmung an der Stirn tragen, und in der verschiedenen Bestimmung haben auch Bücher, die an sich von ungleichem Werth, doch ihre eigenthümliche Mission. Renan's Missionsfeld ist die katholische romanische Welt; um hier zu wirken, mußte er gerade so halb wissenschaftlich, halb

allein mit seinem Manneswort hervorgetreten ist und die Brücke, die ihn früher mit jener zweideutig schillernden Theologie verbunden, kühn hinter sich abgebrochen hat.

Und dieser Bruch ist vollständig. Es ist nicht so, wie es Manche für die klügste Praxis halten, daß er mit der Wissenschaft kokettirte, hinterher aber auch bei der Kirche um deren Sanction betteln ginge; daß er die Menschlichkeit Jesu behauptete, aber mit Vorbehalten, durch die der athanasianische Christus wieder eingeschmuggelt wird, daß die Wunder zwar principiell beseitigt, aber durch die Hinterthüre wieder hereingelassen oder wenigstens für einige bevorzugte Wunder um Einlaß gebeten würde. Er macht vielmehr Ernst mit der Menschlichkeit Jesu, und all' den weiteren tiefgreifenden Folgen, die sich daran knüpfen, geht er nicht scheu aus dem Wege, sondern er sieht ihnen unerschrocken in's Gesicht. Von einer Wundergabe Jesu, sagt er, kann nur insofern gesprochen werden, als sie sich als menschliche Naturgabe begreifen und psychologisch vorstellen läßt. Es reizt ihn nicht, die verunglückten Versuche, aus den Auferstehungsvisionen der Jünger einen geschichtlichen Kern zu retten, durch einen neuen zu vermehren. Die Auferstehung Jesu ist ihm ein Symbol: „Jesus Christus ist wahrhaftig auferstanden; denn er lebt in seiner Gemeinde." Und so findet sich Gelegenheit, gegen eine Reihe orthodoxer Lehren vom Abendmahl, von der Kirche, von der Erbsünde Protest einzulegen. Ganz besonders aber benützt er jeden Anlaß, Jesus im bewußten Gegensatz gegen theologischen Hochmuth und hierarchische Herrschsucht zu zeigen, und es fallen dabei sehr verständliche Seitenhiebe auf die Pharisäer und die orthodoxe Verketzerungssucht aller Zeiten.

Ein geschichtliches Verständniß vom Leben und der Person Jesu läßt sich nur gewinnen aus der kritischen Behandlung der Quellen. Schenkel schließt sich im Allgemeinen an die durch die Tübinger Schule gewonnenen Resultate an. Wenn er dabei dem Marcusevangelium vor den beiden anderen Synoptikern den Vorzug giebt, so spricht er diese Ansicht mit größerer Zuversicht aus, als der heutige Stand der Wissenschaft erlaubt. Aber dies ist ein untergeordneter Punkt. Die Hauptdifferenz besteht ja nicht unter den Synoptikern, sondern zwischen diesen und dem Johannesevangelium. Wird die Darstellung auf die Synoptiker gebaut, so macht es wenig aus, ob dabei der Matthäus oder Marcus für ursprünglicher angesehen wird, das Lebensbild Jesu wird davon nicht wesentlich berührt. Die Hauptsache ist nur, daß die synoptische Darstellung von der des vierten Evangeliums getrennt und die dogmatische Absichtlichkeit des letzteren klar erkannt wird. Und hierüber spricht sich Schenkel mit wünschenswerther Deutlichkeit aus. In allgemein verständlicher Weise hebt er die Hauptpunkte der Differenz heraus und führt so auch den uneingeweihten Leser in die eigenthümlichen Motive der johanneischen Geschichtschreibung ein. Nur insofern vindicirt er auch dem vierten Evangelium einen geschichtlichen Charakter, als das Lebensbild Jesu „erst im Himmelsglanze der Beleuchtung, welche vom vierten Evangelium ausstrahlt, ein ewig wahres werde," ein Gedanke, den auch Strauß nicht abgewiesen, nur präciser gefaßt hat.

Wenn nun Schenkel gleichwohl wenigstens einen mittelbaren johanneischen

klärung mag für sich selbst sprechen, ob Schenkel diese Klippe glücklich vermieden hat. Es sind meistens gute alte Bekannte, die wir bei diesen Auslegungsversuchen wieder finden.

Irren wir nicht, so hat Schenkel den Beruf des kritischen Erzählers nicht genug auseinander gehalten von dem Amt des aufgeklärten Geistlichen, der aus jenen Geschichten die sittlichen Ideen, deren Symbol sie sind, herauszuschälen hat. Seine Paraphrasen fallen oft ganz in den Predigerton. Ausrufungen wie die: „Wie ungemein schwer fällt es doch dem Reichen, seine Stütze lediglich in sittlichen Gütern zu suchen!" und ähnliche lassen es vergessen, daß nach den Grundsätzen des Buchs das Erbauliche nur die objective Wirkung des in seiner reinen Geschichtlichkeit wiederhergestellten Lebensbildes Jesu sein soll. Aber wir dürfen nicht ungerecht sein; dieser homiletische Charakter giebt doch dem Buch einen gewissen pädagogischen Werth, er hängt zusammen mit dem, was wir als die besondere Mission desselben bezeichneten. Gerade so ist es ein Buch für die Gemeinde, in deren Bewußtsein die Resultate der wissenschaftlichen Kritik doch nur mit Schonung eingeführt werden wollen. Indem Schenkel überall das äußerlich Thatsächliche der evangelischen Berichte trennt von den Ideen, die sich an ihnen aufzeigen lassen, führt er überhaupt in eine freiere Auffassung der religiösen Dinge ein; indem er ganz dem Gange der evangelischen Erzählung folgt und diese vernunftgemäß auslegt, gewöhnt er die Bibelleser an vernünftiges Denken, und indem er durchaus den sittlichen Charakter der Lehre Jesu betont, deren Kern nichts anderes ist, als „eine von allen confessionellen, feudalen und nationalen Vorurtheilen gereinigte Menschenliebe," hat er damit ein Werk gethan, das für die moderne Theologie ein scharfgeschliffener Spiegel ist, für die Gemeinde aber ein Segen sein wird. —

Mit zwei kleinen aber gehaltreichen Schriften hat neuerdings Prof. Keim in Zürich an den Forschungen über das Leben Jesu Theil genommen. Die erste derselben: Die menschliche Entwicklung Jesu Christi, erschien schon vor drei Jahren, also noch vor dem Renansturme, wies aber bereits damals auf den einzigen Weg, auf welchem die seitdem viel besprochene Frage positiven Resultaten entgegengeführt werden kann. Er ging nämlich auf Grund der ältesten Urkunde, als welche ihm das Matthäusevangelium gilt, der allmählichen psychologischen Entwicklung des Bewußtseins Jesu nach und suchte zuerst nach den äußeren Einwirkungen auf die sich bildende Persönlichkeit, um dann das schrittweise Anwachsen und Ausreifen der eigenthümlichen Ideen Jesu zu verfolgen. Geistreich und anregend war die ganze Schrift, und die Ausbeute reich an neuen, überraschenden Resultaten, wenn auch nicht jeder Fund schon außer Frage gestellt ist, wie z. B. der Zusammenhang Jesu mit den Pharisäern noch keineswegs für „nachgewiesen" gelten kann, und der Uebergang der Ideen Jesu aus dem National-Jüdischen in's Universale wenigstens aus den Quellen sich nicht als eine fortgehende Entwicklung darstellen läßt. — Die andere Schrift: Die geschichtliche Würde Jesu, enthält zwei populäre Vorträge, welche Keim im vorigen Winter zu Zürich hielt. Der eine schildert das Wirken Jesu als Schlußstein der Geschichte Israels, wiederum vorzugsweise unter dem Gesichtspunkt des allmählichen Werdens seiner Persönlichkeit. Die lichtvolle Aufzeigung des engen

Zusammenhangs Jesu mit dem jüdischen Nationalleben ist eine wirkliche Bereicherung der einschlägigen Literatur. Weniger durchsichtig ist dagegen der zweite Vortrag, der sich mit dem Mysterium der Person Jesu, mit der Geburt, den Wundern und der Auferstehung beschäftigt. Schon in jener ersten Schrift war ein gewisses Schwanken in den letzten Principien bemerklich gewesen. Es war, als ob der Verfasser eben in einer Krise sich befände und noch nicht die volle Sicherheit gefunden hätte, den von ihm eingenommenen, allerdings in der heutigen Theologenwelt noch vereinzelten Standpunkt zu behaupten. Auch in der neuen Schrift zeigt nun Keim noch eine Befangenheit im Mysticismus, die den Werth seiner Resultate über die menschliche Entwicklung Jesu wieder beeinträchtigt. Es ist bei allem Widerspruch gegen die modernen christologischen Schultheorien doch ein angestrengtes Suchen nach Formeln, durch welche Jesus über die Linie des Menschlichen hinausgerückt und eine ganz besondere „Cooperation des lebendigen Gottes" an diesem Punkt der Weltgeschichte denkbar gemacht werden soll. Auch bei der Aufzeigung des Selbstbewußtseins Jesu trübt sich Keim die historische Auffassung dadurch, daß er einen Ausspruch Jesu zum Ausgangspunkt nimmt, der zwar allerdings dem Matthäusevangelium entnommen ist, aber hier ganz vereinzelt steht. Man wird über diesen Ausspruch (11,27) verschiedener Meinung sein können. Strauß setzt ihn auf Rechnung einer späteren schon gesteigerten Auffassung von der Person Jesu während Keim Schenkel, um seine Authentie zu retten, seines pregnanten, johanneischen Sinns entkleidet. Aber jedenfalls wird man, wenn man erklärtermaßen die Darstellung auf die Synoptiker gründet, nicht in erster Linie auf einen Spruch sich stützen können, der in den Synoptikern eine Ausnahme bildet und mit ihrem ganzen Standpunkt so wenig harmonirt.

Die Verwaltung König Otto's in Griechenland und sein Sturz.

Der griechische Freiheitskampf rief einen lebhaften Conflict zwischen der öffentlichen Meinung Europa's und den Cabinetten hervor. Während die Völker dem Erwachen von Hellas zujauchzten und einen neuen Kreuzzug wider die Türken verlangten, sträubten sich die Regierungen eine Bewegung zu unterstützen, die ihnen als Ausgeburt des Carbonarismus erschien Es war deshalb als ein Triumph der öffentlichen Meinung anzusehen, daß sich Rußland und England im April 1826 einigten, um zwischen dem Sultan und den Griechen zu vermitteln.

Aber aus dem Eingreifen der Großmächte in den griechischen Freiheitskampf entsprangen Resultate von sehr zweifelhaftem Werthe für die Sache des griechischen Volkes. Es gelang dem diplomatischen Einfluß, als Moderator des griechischen Volksgeistes einen Mann an die Spitze Griechenlands zu stellen, der, ehe er sein Amt antrat, dem Kaiser Nikolaus bündig und deutlich versprach, seine Politik nach Innen so einzurichten wie es die Legitimität erheischte, nach Außen so einzurichten wie es dem Vortheil Rußlands entsprach. Nach Innen Vernichtung der bisherigen nationalen Errungenschaften, nach Außen die Personalunion Griechenlands mit der Türkei: so lautete das Programm des Präsidenten Kapodistrias. Das Programm ist nur zum Theil durchgeführt worden, aber das Beispiel, welches Kapodistrias gegeben hat, wirkte verderblich nach; und wenn die Parteiungen im Innern und die Uebergriffe des Auslandes unter seinen Nachfolgern, unter der Regentschaft und unter König Otto noch zugenommen und einen gedeihlichen Ausgang des griechischen Freiheitskampfes in weite Ferne geschoben haben, so liegt der Grund dieser beklagenswerthen Erscheinung darin, daß es diesen Nachfolgern, welche in geistiger Beziehung weit unter dem Präsidenten standen, entweder an der Kraft gebrach die Fehler des überkommenen Systems zu erkennen, oder an dem moralischen Muth mit dem als Uebel Erkannten zu brechen.

Otto, der zweite Sohn des Philhellenen auf dem Thron, des Königs Ludwig von Bayern, kam als ein so junger Mann nach Griechenland, daß man es ihm kaum verargen konnte, wenn er die Fehler seiner Vorgänger für Vorzüge und die Intriguen seiner Rathgeber für Feinheiten nahm. An und für sich war es seltsam genug, daß die Diplomatie darauf verfiel, gerade einen bayrischen Prinzen auszuwählen, um über Griechenland zu herrschen. Denn in der That existirt kaum ein schneidenderer Gegensatz als der zwischen der ernsten, beinah schwerfälligen bayrischen Nation und den leichtbeweglichen, veränderlichen und heißblütigen Hellenen. In der Persönlichkeit des jungen Königs aber fühlte sich dieser Gegensatz erst recht heraus. War die Leidenschaft und Ungeduld der Griechen kaum zu bezähmen, so konnte dem König nichts langsam genug von Statten gehen und die Bedächtigkeit, die vor lauter Rücksichten und Vorsichten zu Nichts kommt, ist in Griechenland als die specifisch deutsche und bayrische sprüchwörtlich geworden. Sollte König Otto ein wichtiges Actenstück unterzeichnen, so las er es von Oben bis Unten aufmerksam durch, er corrigirte orthographische Fehler, er besserte am Styl und an der Interpunction. Auf diese Weise verlor sich seine Willenskraft in Nebensächlichkeiten, und wenn er viel gelesen und noch mehr überlegt hatte, war er zu keinem Entschluß gekommen. Ein mattes: „Wir werden sehen" oder „Das wird sich finden" war die Quintessenz seiner Regierungsweisheit. In auffallendem Widerspruch zu dieser schüchternen und besonnenen Natur war Otto's Gemahlin, Amalia von Oldenburg, schneller mit den schwierigsten Angelegenheiten zu Stande, als selbst die heißspornigen Griechen für statthaft hielten. Eine zufällige Begegnung, eine persönliche Laune entschied bei ihr, und wenn man vom König sagen konnte, daß er die Actenstücke las ohne zu unterzeichnen, so galt von der Königin die umgekehrte Wahrheit: sie unterzeichnete ohne zu lesen. Dies war eine um so bedenklichere Erscheinung, als Amalia, wie es von ihrer kräftigen männlichen Natur zu erwarten war, einen entscheidenden Einfluß auf den König ausübte. Otto war schwächlich, seine Constitution durch die häufigen attischen Fieber unterwühlt; er verließ, so oft er konnte, sein griechisches Adoptivvaterland, um nach der Heimath seines Herzens, nach Deutschland zurückzukehren und in den frischen, grünen Thälern von Ems oder Gastein seine Gesundheit wiederherzustellen. Während seiner Abwesenheit, die selten kürzer als ein Vierteljahr dauerte, pflegte dann Amalia die Regentschaft zu führen. Man konnte aber auch, wenn er sich in Griechenland aufhielt, mit Recht behaupten, daß Amalia König war. Dem gutmüthigen, beschaulichen Sinne Otto's ward die Leitung einer so turbulenten Nation wie die griechische mit jedem Jahr unerträglicher. Er zog sich mit jedem Jahr mehr von

den ernsten Geschäften zurück, und begann das angenehme Leben eines reichen und behäbigen Rentiers zu führen.

Am Morgen ging das königliche Paar vor dem Palast spazieren, und gewiß giebt es keinen köstlicheren Aufenthalt, um unter Palmen frische Luft zu athmen und sehnsuchtsvoll nach der Akropolis und dem blauen Meer zu schauen. Zum Frühstück spielte die deutsche Capelle: die Melodien von Strauß und Lanner hallten bis zu den Säulen des Tempels von Juppiter Olympius. Der König ritt in buntem Pallikarencostüm durch die Straßen Athens, er ritt nach Liossa oder nach Pyrgos, wo er zusah, wie der Kohl und die Rüben wuchsen und sich über das Gedeihen der Kühe und Pferde freute. Dafür war er aber auch später so angegriffen, daß er sich keinem ernsten Geschäft mehr unterziehen konnte, und oftmals erlebte die Bevölkerung Athens das Schauspiel, daß Seine Majestät Abends im Theater oder im Concert sanft einschlummerte. Inzwischen war die Königin entweder selbst in steter Bewegung, oder sie trieb ihre Umgebungen zur Thätigkeit an; sie ließ den Rasen vor dem Palast frisch erhalten und begießen, sie ließ Bäume ausreißen und anpflanzen, sie fuhr spazieren und lenkte selbst die Pferde, oder sie ritt nach dem Phalereus und schwamm eine Stunde lang rüstig im Meere. Im Winter wurde zweimal wöchentlich getanzt, und die Königin versäumte keinen Walzer und keinen Contretanz; sie schien nie ermüdet oder gesättigt vom Vergnügen.

Nimmt man zu diesen Einzelnheiten hinzu, daß das persönliche Verhältniß der beiden Ehegatten ein inniges und reines war, daß selbst der Spötter About seine Achtung bekennen, und daß die giftigste Verleumdung vor der Reinheit dieses Privatlebens verstummen mußte, so hat man gewiß das Ideal eines Königspaares, wie es sich die Moralisten auf dem griechischen Thron wünschen mochten. Wenn es gegolten hätte, in Griechenland wie auf einer großen Pacht, wie auf einem Landgut behaglich und friedlich zu leben, so würde die bayrische Dynastie ihre Aufgabe gelöst haben. Und wenn man auf die geistigen Fähigkeiten sah, so hatte Otto gewiß ebenso das Zeug dazu König zu sein, wie die Mehrzahl unserer deutschen Prinzen. Aber es kam eben in Griechenland nicht darauf an, in eine ruhige gesicherte Stellung zu treten, wo man Andere für sich arbeiten läßt, Paraden abhält und den Geist höchstens in der Erfindung neuer Knöpfe und Uniformen anstrengt. Es kam nicht darauf an, sich in gegebenen sicheren Verhältnissen zu erhalten und friedlich fortzuvegetiren, sondern mit einer armen und viel geprüften Nation um die Wette zu ringen in Noth und Entbehrungen. Selbst die eifrigsten Vertheidiger der bayrischen Dynastie müssen zugestehen, daß König Otto diesen Ansprüchen nicht genügt hat: höchstens zur Entschuldigung werden sie hinzufügen, daß

Otto, der zweite Sohn des Philhellenen auf dem Thron, des Königs Ludwig von Bayern, kam als ein so junger Mann nach Griechenland, daß man es ihm kaum verargen konnte, wenn er die Fehler seiner Vorgänger für Vorzüge und die Intriguen seiner Rathgeber für Feinheiten nahm. An und für sich war es seltsam genug, daß die Diplomatie darauf verfiel, gerade einen bayrischen Prinzen auszuwählen, um über Griechenland zu herrschen. Denn in der That existirt kaum ein schneidenderer Gegensatz als der zwischen der ernsten, beinah schwerfälligen bayrischen Nation und den leichtbeweglichen, veränderlichen und heißblütigen Hellenen. In der Persönlichkeit des jungen Königs aber fühlte sich dieser Gegensatz erst recht heraus. War die Leidenschaft und Ungeduld der Griechen kaum zu bezähmen, so konnte dem König nichts langsam genug von Statten gehen und die Bedächtigkeit, die vor lauter Rücksichten und Vorsichten zu Nichts kommt, ist in Griechenland als die specifisch deutsche und bayrische sprüchwörtlich geworden. Sollte König Otto ein wichtiges Actenstück unterzeichnen, so las er es von Oben bis Unten aufmerksam durch, er corrigirte orthographische Fehler, er besserte am Styl und an der Interpunction. Auf diese Weise verlor sich seine Willenskraft in Nebensächlichkeiten, und wenn er viel gelesen und noch mehr überlegt hatte, war er zu keinem Entschluß gekommen. Ein mattes: „Wir werden sehen" oder „Das wird sich finden" war die Quintessenz seiner Regierungsweisheit. In auffallendem Widerspruch zu dieser schüchternen und besonnenen Natur war Otto's Gemahlin, Amalia von Oldenburg, schneller mit den schwierigsten Angelegenheiten zu Stande, als selbst die heißspornigen Griechen für statthaft hielten. Eine zufällige Begegnung, eine persönliche Laune entschied bei ihr, und wenn man vom König sagen konnte, daß er die Actenstücke las ohne zu unterzeichnen, so galt von der Königin die umgekehrte Wahrheit: sie unterzeichnete ohne zu lesen. Dies war eine um so bedenklichere Erscheinung, als Amalia, wie es von ihrer kräftigen männlichen Natur zu erwarten war, einen entscheidenden Einfluß auf den König ausübte. Otto war schwächlich, seine Constitution durch die häufigen attischen Fieber unterwühlt; er verließ, so oft er konnte, sein griechisches Adoptivvaterland, um nach der Heimath seines Herzens, nach Deutschland zurückzukehren und in den frischen, grünen Thälern von Ems oder Gastein seine Gesundheit wiederherzustellen. Während seiner Abwesenheit, die selten kürzer als ein Vierteljahr dauerte, pflegte dann Amalia die Regentschaft zu führen. Man konnte aber auch, wenn er sich in Griechenland aufhielt, mit Recht behaupten, daß Amalia König war. Dem gutmüthigen, beschaulichen Sinne Otto's ward die Leitung einer so turbulenten Nation wie die griechische mit jedem Jahr unerträglicher. Er zog sich mit jedem Jahr mehr

den ernsten Geschäften zurück, und begann das angenehme Leben eines reichen und behäbigen Rentiers zu führen.

Am Morgen ging das königliche Paar vor dem Palast spazieren, und gewiß giebt es keinen köstlicheren Aufenthalt, um unter Palmen frische Luft zu athmen und sehnsuchtsvoll nach der Akropolis und dem blauen Meer zu schauen. Zum Frühstück spielte die deutsche Capelle: die Melodien von Strauß und Lanner hallten bis zu den Säulen des Tempels von Juppiter Olympius. Der König ritt in buntem Pallikarencostüm durch die Straßen Athens, er ritt nach Liossa oder nach Phrgos, wo er zusah, wie der Kohl und die Rüben wuchsen und sich über das Gedeihen der Kühe und Pferde freute. Dafür war er aber auch später so angegriffen, daß er sich keinem ernsten Geschäft mehr unterziehen konnte, und oftmals erlebte die Bevölkerung Athens das Schauspiel, daß Seine Majestät Abends im Theater oder im Concert sanft einschlummerte. Inzwischen war die Königin entweder selbst in steter Bewegung, oder sie trieb ihre Umgebungen zur Thätigkeit an; sie ließ den Rasen vor dem Palast frisch erhalten und begießen, sie ließ Bäume ausreißen und anpflanzen, sie fuhr spazieren und lenkte selbst die Pferde, oder sie ritt nach dem Phalereus und schwamm eine Stunde lang rüstig im Meere. Im Winter wurde zweimal wöchentlich getanzt, und die Königin versäumte keinen Walzer und keinen Contretanz; sie schien nie ermüdet oder gesättigt vom Vergnügen.

Nimmt man zu diesen Einzelnheiten hinzu, daß das persönliche Verhältniß der beiden Ehegatten ein inniges und reines war, daß selbst der Spötter About seine Achtung bekennen, und daß die giftigste Verleumdung vor der Reinheit dieses Privatlebens verstummen mußte, so hat man gewiß das Ideal eines Königspaares, wie es sich die Moralisten auf dem griechischen Thron wünschen mochten. Wenn es gegolten hätte, in Griechenland wie auf einer großen Pacht, wie auf einem Landgut behaglich und friedlich zu leben, so würde die bayrische Dynastie ihre Aufgabe gelöst haben. Und wenn man auf die geistigen Fähigkeiten sah, so hatte Otto gewiß ebenso das Zeug dazu König zu sein, wie die Mehrzahl unserer deutschen Prinzen. Aber es kam eben in Griechenland nicht darauf an, in eine ruhige gesicherte Stellung zu treten, wo man Andere für sich arbeiten läßt, Paraden abhält und den Geist höchstens in der Erfindung neuer Knöpfe und Uniformen anstrengt. Es kam nicht darauf an, sich in gegebenen sicheren Verhältnissen zu erhalten und friedlich fortzuvegetiren, sondern mit einer armen und viel geprüften Nation um die Wette zu ringen in Noth und Entbehrungen. Selbst die eifrigsten Vertheidiger der bayrischen Dynastie müssen zugestehen, daß König Otto diesen [illegible] hat: höchstens zur Entschuldigung werden sie hinz[illegible]

Otto, der zweite Sohn des Philhellenen auf dem Thron, des Königs Ludwig von Bayern, kam als ein so junger Mann nach Griechenland, daß man es ihm kaum verargen konnte, wenn er die Fehler seiner Vorgänger für Vorzüge und die Intriguen seiner Rathgeber für Feinheiten nahm. An und für sich war es seltsam genug, daß die Diplomatie darauf verfiel, gerade einen bayrischen Prinzen auszuwählen, um über Griechenland zu herrschen. Denn in der That existirt kaum ein schneidenderer Gegensatz als der zwischen der ernsten, beinah schwerfälligen bayrischen Nation und den leichtbeweglichen, veränderlichen und heißblütigen Hellenen. In der Persönlichkeit des jungen Königs aber fühlte sich dieser Gegensatz erst recht heraus. War die Leidenschaft und Ungeduld der Griechen kaum zu bezähmen, so konnte dem König nichts langsam genug von Statten gehen und die Bedächtigkeit, die vor lauter Rücksichten und Vorsichten zu Nichts kommt, ist in Griechenland als die specifisch deutsche und bayrische sprüchwörtlich geworden. Sollte König Otto ein wichtiges Actenstück unterzeichnen, so las er es von Oben bis Unten aufmerksam durch, er corrigirte orthographische Fehler, er besserte am Styl und an der Interpunction. Auf diese Weise verlor sich seine Willenskraft in Nebensächlichkeiten, und wenn er viel gelesen und noch mehr überlegt hatte, war er zu keinem Entschluß gekommen. Ein mattes: „Wir werden sehen" oder „Das wird sich finden" war die Quintessenz seiner Regierungsweisheit. In auffallendem Widerspruch zu dieser schüchternen und besonnenen Natur war Otto's Gemahlin, Amalia von Oldenburg, schneller mit den schwierigsten Angelegenheiten zu Stande, als selbst die heißspornigen Griechen für statthaft hielten. Eine zufällige Begegnung, eine persönliche Laune entschied bei ihr, und wenn man vom König sagen konnte, daß er die Actenstücke las ohne zu unterzeichnen, so galt von der Königin die umgekehrte Wahrheit: sie unterzeichnete ohne zu lesen. Dies war eine um so bedenklichere Erscheinung, als Amalia, wie es von ihrer kräftigen männlichen Natur zu erwarten war, einen entscheidenden Einfluß auf den König ausübte. Otto war schwächlich, seine Constitution durch die häufigen attischen Fieber unterwühlt; er verließ, so oft er konnte, sein griechisches Adoptivvaterland, um nach der Heimath seines Herzens, nach Deutschland zurückzukehren und in den frischen, grünen Thälern von Ems oder Gastein seine Gesundheit wiederherzustellen. Während seiner Abwesenheit, die selten kürzer als ein Vierteljahr dauerte, pflegte dann Amalia die Regentschaft zu führen. Man konnte aber auch, wenn er sich in Griechenland aufhielt, mit Recht behaupten, daß Amalia König war. Dem gutmüthigen, beschaulichen Sinne Otto's ward die Leitung einer so turbulenten Nation wie die griechische mit jedem Jahr unerträglicher. Er zog sich mit jedem Jahr mehr von

den ernsten Geschäften zurück, und begann das angenehme Leben eines reichen und behäbigen Rentiers zu führen.

Am Morgen ging das königliche Paar vor dem Palast spazieren, und gewiß giebt es keinen köstlicheren Aufenthalt, um unter Palmen frische Luft zu athmen und sehnsuchtsvoll nach der Akropolis und dem blauen Meer zu schauen. Zum Frühstück spielte die deutsche Capelle: die Melodien von Strauß und Lanner hallten bis zu den Säulen des Tempels von Juppiter Olympius. Der König ritt in buntem Pallikarencostüm durch die Straßen Athens, er ritt nach Liossa oder nach Pyrgos, wo er zusah, wie der Kohl und die Rüben wuchsen und sich über das Gedeihen der Kühe und Pferde freute. Dafür war er aber auch später so angegriffen, daß er sich keinem ernsten Geschäft mehr unterziehen konnte, und oftmals erlebte die Bevölkerung Athens das Schauspiel, daß Seine Majestät Abends im Theater oder im Concert sanft einschlummerte. Inzwischen war die Königin entweder selbst in steter Bewegung, oder sie trieb ihre Umgebungen zur Thätigkeit an; sie ließ den Rasen vor dem Palast frisch erhalten und begießen, sie ließ Bäume ausreißen und anpflanzen, sie fuhr spazieren und lenkte selbst die Pferde, oder sie ritt nach dem Phalereus und schwamm eine Stunde lang rüstig im Meere. Im Winter wurde zweimal wöchentlich getanzt, und die Königin versäumte keinen Walzer und keinen Contretanz; sie schien nie ermüdet oder gesättigt vom Vergnügen.

Nimmt man zu diesen Einzelnheiten hinzu, daß das persönliche Verhältniß der beiden Ehegatten ein inniges und reines war, daß selbst der Spötter About seine Achtung bekennen, und daß die giftigste Verleumdung vor der Reinheit dieses Privatlebens verstummen mußte, so hat man gewiß das Ideal eines Königspaares, wie es sich die Moralisten auf dem griechischen Thron wünschen mochten. Wenn es gegolten hätte, in Griechenland wie auf einer großen Pacht, wie auf einem Landgut behaglich und friedlich zu leben, so würde die bayrische Dynastie ihre Aufgabe gelöst haben. Und wenn man auf die geistigen Fähigkeiten sah, so hatte Otto gewiß ebenso das Zeug dazu König zu sein, wie die Mehrzahl unserer deutschen Prinzen. Aber es kam eben in Griechenland nicht darauf an, in eine ruhige gesicherte Stellung zu treten, wo man Andere für sich arbeiten läßt, Paraden abhält und den Geist höchstens in der Erfindung neuer Knöpfe und Uniformen anstrengt. Es kam nicht darauf an, sich in gegebenen sicheren Verhältnissen zu erhalten und friedlich fortzuvegetiren, sondern mit einer armen und viel geprüften Nation um die Wette zu ringen in Noth und Entbehrungen. Selbst die eifrigsten Vertheidiger der bayrischen Dynastie müssen zugestehen, daß König Otto diesen Ansprüchen nicht genügt hat: höchstens zur Entschuldigung werden sie hinzufügen, daß

er weder Anlage noch Erfahrung genug hatte, um ihnen zu genügen. Wie sich aber bei vielem guten Willen und redlichen Streben die Verhältnisse gestalten, wenn man unter ihnen steht, dafür liefert gerade die innere Entwickelung Griechenlands unter König Otto den besten Beleg.

Während man in allen Kleinigkeiten den europäischen Höfen nachahmte, sieben Ministerien errichtete und das Land mit dem verwickelten Räderwerk einer kostspieligen Bureaukratie beschenkte, fehlte es an Geld für die wichtigsten Zwecke materieller Wiedergeburt. In Griechenland geordnete Finanzen zu schaffen, war allerdings kein leichtes Werk. Seit dem Beginn des Unabhängigkeitskrieges kämpfte das Land mit dem Bankerott. Von den beiden Anleihen aus den Jahren 1824 und 1825, die sich auf 2,800,000 Pfund beliefen, war nur der geringste Theil (920,000 Pfund) nach Griechenland gekommen. Die von den Großmächten garantirte Anleihe von 60 Millionen Francs aus dem Jahre 1832 wurde ebenfalls unter ungünstigen Bedingungen contrahirt, und nur wenig davon kam dem Lande selbst zu Gute. Vier Millionen gingen gleich als Courtage ab, zwölf Millionen mußten als Entschädigung an die Türken bezahlt werden, der Rest wurde großentheils unter der Regentschaft verschleudert. Unter solchen Voraussetzungen wird es begreiflich, daß man in Griechenland weder daran dachte einen Amortisationsfonds zu bilden, noch die Zinsen zu bezahlen, daß die englische Bank sich weigerte die griechischen Papiere zu notiren, und daß der griechische Credit zum Spott geworden ist. Wenn König Otto allen Verpflichtungen gegen seine Gläubiger nachkommen, wenn er die Capitalien der englischen Privatanleihen, der großen Anleihe von 60 Millionen Francs und der bayrischen Anleihe von zwei Millionen Gulden, wenn er die rückständigen Zinsen bezahlen wollte, so hatte er an 300 Millionen Drachmen zu beschaffen, und das ist mehr als Griechenland bezahlen kann und bezahlen wird. Als ich den bekannten Philhellenen Finlay fragte, ob er die griechische Finanzlage nicht als sehr trübe und verwickelt ansehe, erwiderte er mir: „Keineswegs; es kommt blos darauf an, ob die Griechen ihre alten Schulden und die Zinsen bezahlen wollen. Wenn sie, wie ich voraussetzen darf, das nicht thun, so erscheint die Lage der griechischen Finanzen durchaus nicht als verwickelt.“ Hiermit wäre denn ziemlich unverblümt angedeutet, daß es Augenblicke im Leben der Völker wie im Leben der Individuen giebt, wo eine offene Insolvenzerklärung das beste und ehrlichste Mittel ist, um sich aus einer Reihe endloser, stets wachsender Verlegenheiten zu retten.

Mag man aber über die Verpflichtung gegen alte Gläubiger denken, wie man will, so stand so viel fest, daß Griechenlands jährliche Einkünfte sich auf nahezu 18 Millionen Drachmen beliefen, und es kam nur darauf

an, ob mit diesem Gelde ordentlich gewirthschaftet wurde, so konnte man die Einkünfte leicht um weitere vier Millionen vermehren. Denn wenn es augenblicklich wahr ist, was die Griechen selbst mit vieler Emphase zu wiederholen pflegen, daß Griechenland ein armes Land ist, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß man darum an seiner industriellen und commerciellen Zukunft verzweifeln müsse. Die natürlichen Hülfsquellen Griechenlands sind verhältnißmäßig groß, und es fragte sich nur, ob die Regierung im Stande war, sie gehörig auszubeuten. Nach der Vertreibung der Türken war der griechische Staat rechtmäßiger Eigenthümer der öffentlichen und privaten türkischen Ländereien geworden. Ueber die Hälfte des Grund und Bodens kam auf diese Weise in die Hände der griechischen Regierung; nach officiellen Angaben, denen freilich ein bedenkliches „ungefähr" beigefügt ist: 6,602,560 von 10,035,220 Stremmen. Einen Theil dieser Nationalgüter hat man nun an Veteranen aus dem Freiheitskampfe überlassen, aber es geschah dies unter ungünstigen Bedingungen, man machte sie zu Pächtern statt zu Eigenthümern, so daß diese Leute, die bisher an keine friedliche Beschäftigung gewöhnt waren, der Bebauung des Bodens nicht die rechte Liebe abgewinnen konnten. Den größten Theil der Nationalgüter aber hat man brach liegen lassen; und gerade hierfür hätte man Ansiedler aus der Türkei und aus Deutschland herbeiziehen und ihnen das Land unter möglichst guten Bedingungen einräumen müssen. Freilich war es ein verhängnißvoller Ausweg, wenn man die Nationalgüter immer auf's Neue an's Ausland verpfändete. Wollte man Ansiedler herbeiziehen, so mußte auch etwas geschehen, um die Domänen zu heben. Man mußte eine vernünftige Steuerordnung einführen, die hohe Grundsteuer herabsetzen, das rohe türkische System der Naturalabgaben modificiren und sich vor Allem ernstlich an die Katastrirung des Landes machen. In Griechenland kann kein Bürger seinen Acker in völliger Sicherheit bebauen; ein Jeder ist mehr oder weniger den Reclamationen des Fiscus ausgesetzt. Eine Regierung, die nichts für die Eintheilung des Grund und Bodens und nichts für die Ordnung der Steuerverhältnisse that, durfte auch nicht hoffen, Ansiedler aus der Fremde herbeizuziehen.

Während meines Aufenthaltes in Athen im Frühjahr 1863 besuchte ich die „deutsche Colonie" Herakli, die auf einer Anhöhe im Kephissusthal gelegen, schon von Weitem an ihren grünen Bäumen, an den reinlichen, netten Häusern und dem gelben Kirchlein in der Mitte kenntlich ist. Ich war neugierig, wie es dort aussehen werde; denn wollte man den Berichten unserer deutschen Zeitungen glauben, so waren die Bewohner entweder ausgewandert oder unter griechischen Mißhandlungen jämmerlich um's Leben gekommen. Aber die Heraklioten waren ganz frisch und wohl-

[illegible] zu erhalten, daß sie [illegible] zwanzigsten Jahre das [illegible] als Eigenthum zu erhalten [illegible], daß [illegible] zum Schutz gegen [illegible] reunirt hätten, [illegible]. Der Deutsche schließt sich [illegible] die Jugend von [illegible], die [illegible], denn sich in der Abentheuerei [illegible], daß [illegible] Deutsch schreiben und sprechen [illegible]. Das [illegible] dieser kleinen Colonie [illegible] ein Hinweis dafür, wie [illegible].

[illegible] ganz vereinzelt da. Ich [illegible], daß König Otto sonst noch Colonisten [illegible] von Stein, den Plan einer Verbindung deutschen und griechischen Gewerbfleißes, durchzuführen gesucht habe. Zwar fehlte es nicht an Beispielen maaßloser Bevorzugung unserer deutschen Landsleute: man erinnert sich daran, daß ein bayrischer Unteroffizier griechischer Oberst und daß ein Münchener Barbier gar griechischer Oberforstmeister geworden ist; aber an eine vernunftgemäße Veranlassung des griechischen und deutschen Elementes ist nicht gedacht worden. Kam es doch im Gegentheil vor, daß die Bewohner des Königreichs Griechenland nach der Türkei auswanderten, daß die Schiffswerften leer standen, und daß die Matrosen sich wie vor dem Freiheitskampf in türkische Dienste verdingten. Die spärlich gesäete Bevölkerung hat sich seit dem Beginn der dreißiger Jahre um wenig vermehrt, und beläuft sich auf einem Gebiet, das vor dem peloponnesischen Kriege sechs Millionen Menschen nähren konnte, jetzt kaum auf 1,200,000 Seelen. Im Inneren des Landes kann man halbe Tagereisen machen, ohne ein Haus oder einen Weiler, ohne die Spur eines Menschen oder Hausthieres zu finden. Weithin sonnenverbrannte Felsen und niederes Baumgestrüpp; nur der Rabe nistet zwischen Haidekräutern im öden Gestein. Die Wüstenei beginnt schon vor den Thoren von Athen.

Nichtsdestoweniger könnte es einer thätigen Verwaltung gelingen, auch mit der dünngesäeten Bevölkerung den Werth des Bodens zu erhöhen und erfreuliche gewerbliche Resultate zu erzielen. Denn es giebt vielleicht keinen so tüchtigen und intelligenten Bauernschlag, wie der griechische ist. Ein bedeutender Unterschied zwischen der ländlichen Bevölkerung Griechenlands und den Bauern in unserer civilisirten Heimath drängt sich dem Beobachter gleich beim ersten Augenschein zum Nachtheil des Letzteren auf, schon in den Physiognomien findet sich Nichts von jener Derbheit, die

verbunden mit einem gewissen schläfrigen Zug, mit einem Hang zu gedankenlosem Hinbrüten für unsere Dorfbevölkerung gar zu oft charakteristisch ist. Doch der äußere Schein kann trügen. Wie aber, wenn ich berichte, daß mir gegenüber auf dem Lesezimmer der Bibliothek von Athen ein Landmann aus Livadhia saß, der in die Lectüre von Plato's Phädon vertieft war? Daß, als ich vom Piräus nach Kalamaki fuhr, ein alter Bauer aus Megara zu mir trat, mit Begeisterung nach den Felsen von Salamis und Psyttaleia deutete und mir die Perserschlacht beschrieb, als wäre sie gestern geschlagen worden?*) Aus dem Munde der griechischen Bevölkerung kann man Aeußerungen hören, die ebenso sehr durch Gewandheit überraschen, wie durch förmlich antike Einfachheit der Diction. Wie merkwürdig sind nicht die Worte jenes blinden Bettlers: *Με συμπαθήσετε, ἀκούω περὶ τοῦ κόσμου, ἀλλὰ δὲν τὸν βλέπω.*

Zu den geistigen Vorzügen des griechischen Volkes, zu seiner schnellen Auffassung, Schmiegsamkeit und Schlagfertigkeit der Rede kommen moralische Eigenschaften, die man nicht gering anschlagen darf. Unter den südeuropäischen Nationen ist die griechische unzweifelhaft diejenige, welche das Familienleben in seiner größesten Reinheit bewahrt hat, die am Strengsten über der Heiligkeit der Ehe wacht. Der Ehebrecher ist dem Volksgericht verfallen und wird erbarmungslos von Haus und Hof gejagt. Theodor Kolokotronis ließ in Mistra an zwei liederlichen Dirnen die Volksstrafe vollziehen; sie wurden nackt ausgezogen und durch Nesseln gewälzt. Die rohen Vergnügungen unseres Landvolkes, das Treiben und die Ausgelassenheit der Kirchweih sind jenen nüchternen griechischen Naturen unbekannt. Ihr Tanz selbst, die Romaïka, hat etwas Ernstes, ich möchte sagen weniger Sinnliches als unsere berauschenden Walzer und Polkas. Ist es nöthig zu bemerken, daß ich bei diesen Bemerkungen stets nur die ländliche Bevölkerung im Auge habe, und daß das Umgekehrte von den Städtern gilt, namentlich von den verderbten Bewohnern Athens, die keinem Laster des Abendlandes fremd sind?

Sittenrein und nüchtern, mäßig und geduldig verlangt die griechische Landbevölkerung nur nach geordneten politischen Zuständen, um ruhig ihr hartes Tagewerk verrichten zu können. In allen Conflicten stand sie bisher auf Seiten der Ordnungspartei. Mit einer geringen Aufmunterung Seitens der Regierung könnte hier Erstaunliches geleistet werden. Doch gerade an dieser Aufmunterung hat es unter der bayrischen Dynastie gefehlt.

*) Wir sprachen später über das Neugriechische, und als ich von der Schwierigkeit des Erlernens redete, gab er mir Recht und fügte stolz hinzu: *Διότι εἶναι γλῶσσα τῶν σοφῶν.*

Die Bauern wußten nicht, wie sie die zur Feldarbeit nöthigen Geräthschaften beschaffen konnten. Wollten sie Geld zu ihren Zwecken aufnehmen, so mußten sie unerschwingliche Zinsen zahlen. Denn das Geld ist in Griechenland außerordentlich selten. Hypotheken erster Hand erhält man zu 9—12 %, Hypotheken zweiter Hand von 12—30 %; im Allgemeinen schwankt der Zinsfuß zwischen 15 und 30 %. Die Regierung dachte nicht daran einen Vorschußverein in's Leben zu rufen. Die Nationalbank, welche in Athen gegründet wurde und binnen Kurzem ausgezeichnete Geschäfte machte, deren Scheine im ganzen Orient wie laufende Münze angenommen werden, sie dankt ihre Entstehung dem Entschluß einiger Privatleute. Und überhaupt haben nirgends wo Privatleute für das Gemeinwohl so große Opfer gebracht, und nirgendwo hat die Regierung für eben diesen Zweck so wenig gethan, wie in Griechenland. Das Königspaar glaubte, es sei genug gethan, wenn sie in ihrer Musterpacht Pyrgos ein Rambouillet en miniature schufen, Fasanerien einrichteten und allen Bedürfnissen einer raffinirten Cultur genügten. Die Königin hatte einen gewissen Hang zur Romantik, sie sah es nicht ungern, wenn Griechenland in der ganzen Verwilderung des Mittelalters blieb, die immer poetischer erscheinen mochte als die Errichtung einer Sägemühle in Lernä und die Beschaffung von Saatkorn und Dünger für den Landmann. Der König aber ließ die Dinge in seiner gutmüthigen Weise gehen wie sie gingen, und beruhigte sich damit, daß im Budget alljährlich eine Summe für die Hebung des Ackerbaus angemerkt stand. Die Folge war, daß der Ackerbau sich noch jetzt in Griechenland auf einer Stufe hesiodischer Ureinfachheit befindet. Der Pflug besteht aus zwei kreuzweis übereinander gefügten Hölzern. Die Pflugschaar ist oft ein stumpfes Stück Eisen, oft nur von Holz. Mit diesem antediluvianischen Werkzeug durchwühlt man den Boden erst in einer Richtung drei bis vier Zoll tief, dann kreuzweis in der entgegengesetzten, so daß er in kleine Cuben oder Würfel zerfällt, die der Regen später auflösen soll. Kommt die Zeit der Ernte, so wird das Getreide mit Taschenmessern abgeschnitten, oft sogar mit der bloßen Hand abgerissen, und Niemand wird sich wundern, wenn der schließliche Erfolg einem so barbarischen Verfahren entspricht.

Uebrigens könnte hier eine bloße Verbesserung der Utensilien nicht helfen. Der Ackerbau steht in nothwendiger Wechselbeziehung mit dem Verkehr, mit Straßen zu Lande und zur See. Die Häfen Deutschlands liegen aber jetzt, so paradox das klingen mag, den Küsten Griechenlands näher, als das Innere des Landes. Arkadien strotzt von Getreide und in Nauplia bäckt man Brot aus egyptischem Korn. Noch jetzt beziehen die Bäcker Athens ihren Bedarf aus Triest, und inzwischen verfault das

herrlichste Getreide nutzlos zu Livadhia, weil es keinen ordentlichen Weg zwischen Livadhia und Theben und nur eine holprige, unsichere Straße zwischen Theben und Athen giebt. Die griechischen Wege sind schlechter als im Alterthum, als selbst zu den Zeiten Homer's, wo man doch, wie die gewaltigen Radspuren im Felsgestein deutlich zeigen, zu Wagen fahren konnte. Gewöhnlich reist man jetzt im Bette eines Waldstromes oder man ist froh, wenn man eine rauhe Schranne findet, an der man sich emporwinden kann. Wenn sich zwei Reiter begegnen, so entsteht die äußerste Verlegenheit, einer von Beiden muß zurück und irgend eine Ausbiegung des Terrains suchen, um den Anderen vorbeizulassen. Von den sieben Straßen, die während der dreißigjährigen Regierung König Otto's entstanden, ist die einzig ordentliche die, welche über den Isthmus führt, und die ist von der österreichischen Lloydgesellschaft gebaut worden. Im Budget waren alljährlich 57,000 Drachmen für die Errichtung neuer Straßen angesetzt, gewiß nicht viel; aber man konnte damit immer noch mehr thun, als sich eine Straße von Fremden bauen zu lassen. — Daß man leichtfertig und unüberlegt an's Werk gehen sollte, war damit gewiß nicht gesagt. Die Königin wünschte nichts sehnlicher, als eine Eisenbahn nach dem Phalereus zu errichten, damit die Athener bequemere Gelegenheit zu Seebädern hätten. Im Frühjahr 1863 wurde der Nationalversammlung ein ausführliches Project zur Durchstechung des Isthmus von Korinth vorgelegt; die Kosten der Arbeiten an der Stelle des alten Diolkos waren auf nur elf Millionen Drachmen veranschlagt, und man hoffte in drei bis vier Jahren mit den Arbeiten fertig zu sein. Das Project wurde adoptirt. Ehe man aber in Griechenland an so weitaussehende, luftige Unternehmungen geht, ehe man den Thurmbau mit der Spitze anfängt, sollte man ernstlich daran denken, Straßen und Wege zu errichten.

Wie die Dinge jetzt liegen, äußert der Mangel an ordentlichen Verkehrsmitteln und die Abschließung der Küste von dem Inneren des Landes auch nachtheilige Wirkungen bezüglich der Forstcultur. Gewöhnlich stellt man sich Griechenland wie einen öden Felsen vor; aber ganz richtig ist diese Vorstellung nicht, sie wird es nur Dank der schlechten Verwaltung. Griechenland hat die herrlichsten Eichwälder, Akarnanien, Aetolien, Messenien und das Thal der Eurotas wären wohl im Stande die übrigen baumloseren Gegenden mit Holz zu versehen, ja Griechenland könnte noch Holz exportiren, wenn es Straßen und Wege gäbe, auf denen der Ueberfluß der einen dem Mangel der anderen Gegend nutzbar gemacht werden könnte. Nur müßte die Regierung auch sonst ein waches Auge auf das Forstwesen haben, eine ordentliche Forstpolizei begründen und das Volk über den Nutzen der Waldung aufklären. Allein bisher ist es noch nicht

einmal gelungen dem leichtsinnigen Anzünden der Wälder vorzubeugen; allherbstlich brennen die Hirten den Wald nieder, damit die Ziegen die jungen grünen Sprößlinge abnagen können. Ueberall auf den attischen Bergen erblickt man schwarze, vom Feuer herrührende Flecken; wenn dieselben nicht nackter Fels oder nur von niederem Thymiangebüsch bewachsen sind, wie der Hymettus. Die Zeiten, wo die Platanen an den Ufern des Ilyssus rauschten, sind längst dahin, und der Ilyssus selbst ist ein klägliches Bächlein geworden: denn wo es an Wald fehlt, fehlt es naturgemäß an Wasser; und so kommt es, daß manche Gegenden Griechenlands empfindlichen Wassermangel leiden, daß das Trinkwasser verkauft wird und daß die Athener erbittert auf die Königin Amalia waren, weil dieselbe die drei einzigen Aquäducte der Stadt für die Bewässerung des Rasens im königlichen Garten beanspruchte.

Gewiß, Griechenland könnte ein reiches Land werden, es könnte nicht nur den eigenen Bedarf von Holz, Getreide und Vieh hervorbringen, sondern auch die anliegenden Länder versorgen und die Apathie der türkischen Verwaltung zu seinem Vortheil ausbeuten; statt dessen ist es aber gerade für Holz, Getreide und Vieh dem Auslande tributpflichtig; und es mangelt dergestalt an den ersten Lebensbedürfnissen, daß die kleinen Kinder sterben, weil sie kein Wasser haben, und daß Erwachsene feuchten Sand in den Mund nehmen, um ihren Durst nur für den Augenblick zu löschen.

Wenn es somit an dem Nothwendigen fehlt, so sollte allerdings an das Ueberflüssige nicht gedacht werden. Aber Griechenland könnte auch Luxusartikel, wie Wein, Oel und Südfrüchte aller Art in so reichlichem Maaß hervorbringen, daß dadurch die entstandenen Lücken einigermaaßen gedeckt und die Schuld an's Ausland getilgt werden könnte. Gerade hier jedoch, wo die Natur von selbst den richtigen Weg vorzuzeichnen und hülfreich beizustehen scheint, ist noch nichts geschehen, um aus dem heroischen Zeitalter herauszukommen. Der Wein wird noch wie zu Homer's Zeiten in Schläuchen aufbewahrt und durch den Zusatz von Baumharz, Resinata, dermaaßen verbittert, daß eine europäische Zunge ihn nur als Medicin verstehen kann. Die bayrischen Soldaten haben sich zwar während ihres Aufenthaltes in Griechenland allmählich an dies seltsame Getränk gewöhnt und waren zuletzt als unersättliche Resinatotrinker bekannt: aber es ist nicht anzunehmen, daß ihr Beispiel viel Nachahmung finde, und von Exportiren des Resinato nach dem Ausland kann füglich nicht die Rede sein. Selbst für Veredelung der berühmten Gewächse von Santorin und Monemwasia könnte viel geschehen, und das Beispiel von Patras, wo man bei geringen natürlichen Hülfsmitteln durch Fleiß und Ausdauer einen vorzüglichen „achäischen" Wein erzielt hat, verdiente im ganzen Lande nachgeahmt zu

werden. Nicht viel besser steht es mit dem Oelbau. Griechenland hat die herrlichsten Oelwälder Europa's, die Oelbäume Südfrankreichs und Italiens sind nur Krüppel neben denen von Salona. Aber die wilden Oelbäume werden nicht gepfropft. Die Pressen sind so schlecht, daß der Eigenthümer mit bedeutend mehr Kosten den funfzehnten Theil seines Oels verliert. Das Oel wird nachlässig zubereitet; es ist trübe und ranzig. Wer wundert sich unter solchen Umständen noch, daß es im Lande der Oelbäume an Oel fehlt und daß die Athener ihren Oelbedarf aus der Provence beziehen? Wenn es mit der Korinthencultur im Peloponnese etwas besser steht, wenn der Tabacksbau in Argos und Lamia einen erfreulichen Aufschwung genommen hat, so ist die Anpflanzung von Baumwolle, für die einzelne Gegenden wie Livadhia ganz besonders günstig zu sein scheinen, noch immer sehr im Rückstand. Die Marmorbrüche auf dem Pentelikon und auf Paros werden saumselig ausgebeutet. Die Kohlenminen von Kumi auf Euböa, die Bleiminen von Zea sind vergessen worden. Es wäre allzu ermüdend, wollte man die lange Reihe von Hülfsmitteln aufzählen, welche der griechischen Regierung zu Gebote standen, und welche aus unbekannten Gründen gar nicht oder nur lässig benutzt wurden.

Aber es ist hohe Zeit einen Blick auf die positiven Einrichtungen zu werfen, durch welche die Regierung diese Unterlassungssünden zu verdecken suchte. Zunächst denkt man unwillkürlich an dasjenige Institut, welches die Lieblingsschöpfung eines deutschen Prinzen sein wird, der in die Fremde kommt, um ein Volk zu regieren: an die Armee. Wer im Frühjahr 1863 Athen besuchte, dem mußten die zahlreichen Bewaffneten auffallen, die sich in zerlumpten blauen Uniformen auf den Straßen und Plätzen herumtrieben. Die Soldaten, die sich auf Wache begeben sollten, fuhren aus Uebermuth in Droschken nach ihrem Bestimmungsort. Die Posten selbst standen in wenig militärischer Haltung, rauchten und sprachen den Vorübergehenden mit einer Unbefangenheit an, die einen preußischen Militär zur Verzweiflung gebracht haben würde. Hätte sich übrigens die Thätigkeit der hellenischen Armee auf harmlose Vergnügungen wie Rauchen und Spazierfahren beschränkt, so würde man den Mangel strafferer Disciplin wohl verschmerzt haben. Auch über die Rodomontaden, mit denen diese Vaterlandsvertheidiger von ihren künftigen Siegen und von der unausbleiblichen Aufrollung der türkischen Armee erzählten, konnte man höchstens mitleidig lächeln. Jedoch so unschuldig, wie es beim ersten Blick scheinen konnte, lagen die Verhältnisse nicht. Diese Tapferen suchten ihre Lorbeern in der Regel auf einem Felde, wo sie für den Staat durchaus nicht ersprießlich waren: sie bildeten das ewige Element der Ruhestörung, gleichsam eine einzige organisirte Räuberbande, die sich gegen Eigenthum und

Sicherheit der ruhigen Bürger verschweren hatte. Rückständiger Sold mußte, wie gewöhnlich, den Vorwand liefern, die Forderungen an den Fiscus waren unerschwinglich. Denn es gehörte nicht zu den geringsten Uebelständen des griechischen Heerwesens, daß sich unter den 8000 Mann, die den Effectivbestand der Armee ausmachten, über 1000 Officiere und nicht weniger als 70 Generale befanden, die alle auf hohen Gehalt Anspruch machten. Gegen die Errichtung einer Nationalgarde nach dem Vorbild von Serbien, wo das Volk von der Kindheit an sich in den Waffen übte und deshalb den Türken furchtbar wurde, sträubten sich Otto's legitime Skrupel. Er gab sich erst in den letzten Augenblicken dazu her, das Dekret zu unterzeichnen, welches dies volksthümliche Institut in's Leben rufen sollte. Und doch muß Jeder, der Athen nach Otto's Vertreibung gesehen hat, das Zeugniß ablegen, daß die Nationalgarde der einzige Schutz für Personen und Eigenthum und das beste Gegengewicht gegen die Zügellosigkeit der uniformirten Räuber war. Die Raubanfälle, von denen man in Deutschland so viel Aufhebens gemacht hat, rührten durchgehends von Soldaten her. Im März 1863 drangen vier griechische Officiere in's Hôtel Byzanz ein, setzten dem Wirth, dem sie einige Tausend Drachmen schuldeten, die Revolver auf die Brust und zwangen ihn einen Schein zu unterschreiben, worin er sich für bezahlt erklärte. Wenige Tage hernach trat ein Unterofficier in das Kaffeehaus „zum schönen Griechenland," feuerte zum Zeitvertreib seine Pistole unter die Gäste des Locals ab und verwundete einen harmlosen Studenten am Kopf, so daß derselbe sofort zusammenfiel und von seinen Commilitonen nach Hause getragen werden mußte. Zwei englische Midshipmen badeten in der Nähe des Piräus und waren sehr erstaunt, als sie aus dem Wasser stiegen und ihre Kleider in den Händen mehrerer griechischer Soldaten fanden. Einer der Engländer trug einen goldenen Ring; da er zögerte denselben abzuliefern, so drohten die Griechen ihm den Finger abzuhauen, sie rissen den Ring herunter und verschwanden hinter dem Grabmal des Themistokles, während die beiden Fremden in kläglichem Zustand nach ihrem Schiff zurückkehrten. — Das sind die Heldenthaten der griechischen Armee. Für eine solche Armee, die niemals der Räuber in Griechenland Herr werden konnte, weil sie selbst sich als die schlimmste Räuberbande auswies, wurden jährlich nahe an 5 Millionen Drachmen verausgabt, während die Flotte, wie stets unter einem reactionären Regiment, stiefmütterlich behandelt ward. Nur für die Kriegsmarine zeigte König Otto einiges Interesse und vergaß, daß Griechenlands Unabhängigkeit einst mit Handelsschiffen erstritten wurde und daß Griechenlands Zukunft auf seiner Handelsmarine beruht.

Nicht viel besser sah es in den anderen Fächern der Verwaltung aus.

In Griechenland fehlt es durchaus nicht an Richtern und an Gerichtshöfen: es giebt einen Staatsrath, eine Rechnungskammer, einen Areopag, zwei Appellationsgerichtshöfe, zehn Tribunale erster Instanz, drei Handelstribunale, hundert und zwanzig Friedensrichter, Assisen, Advocaten und Notare genug. Griechenland hat einen Civilcodex, der aus römischem, französischem und bayrischem Recht compilirt wurde, einen Handelscodex nach dem Muster des Code, einen Strafcodex, einen Civilproceßualcodex und einen Criminalproceßualcodex, die von dem verdienten Regentschaftsmitglied L. v. Maurer redigirt und unter Mithülfe von Schinas in's Griechische übertragen worden sind. Bei Alle dem stand aber die griechische Justiz unter dem Einfluß der Executive. Die Richter waren absetzbar und versetzbar; die Gerichtshöfe konnten eingeschüchtert werden, wie dies namentlich bei den zahlreichen politischen Processen widerlich zum Vorschein kam.

Auch für die Geistlichkeit war das russische Vorbild maaßgebend geworden; der Klerus war seit der Trennung von dem Patriarchen, seit Begründung der nationalen griechischen Kirche in den Händen der weltlichen Macht. König Otto ernannte die fünf Mitglieder der höchsten Synode, er ernannte einen Regierungscommissär, ohne dessen Anwesenheit jeder Act der Synode null und nichtig war. Für die sittlichen Zustände des Klerus fiel übrigens diese Abhängigkeit der Kirche vom Staat sehr wenig in die Waagschaale. Die Moral war von jeher die Schattenseite des Byzantinerthums. Die religiöse Thätigkeit beschränkt sich in der oströmischen Kirche auf einige mechanische Verdrehungen des Körpers, auf Gebete und Kniebeugungen, die Aufgabe des Menschen löst sich in einem pflanzenähnlichen Schlummer des körperlichen und in einer Versteinerung des geistigen Lebens. Die Klöster sind die Schutzstätten beschaulichen Müßigganges und behaglicher Weltverdauung, das Hauptprivileg der Mönche besteht darin Nichts zu lernen und Nichts zu thun. Als wir im März vergangenen Jahres das Kloster Mendeli besuchten, fragte ich den jungen Geistlichen mit ernstem, sinnendem Gesicht, der uns gastlich aufgenommen hatte, ob sie wohl eine Bibliothek im Kloster besäßen. *Μάλιστα*, erwiderte er, *βιβλιδάρια διὰ νὰ ψάλλωμεν*, — ja wohl einige Büchlein um zu singen. Obwohl sich nun mit dieser Antwort kein weiter Blick auf die Sphäre der Wissenschaftlichkeit unter diesen frommen Männern eröffnete, so erkundigte ich mich doch weiter, weshalb sie den Kreis ihrer Lectüre nicht über jene „Singbüchlein" erweiterten, erfuhr aber, das könne er mir nicht sagen, weil der Abt und ein alter Klosterbruder die einzigen unter den Bewohnern des Klosters seien, welche lesen und schreiben könnten. Dagegen machte er mir eine erbauliche Beschreibung des glückseligen Le-

bens, das die Bewohner des Kloſters führen, wie ſie früh Morgens im Garten herumwandelten, die Oleander und Myrthen betrachteten, dem Geſang der Vögel lauſchten und friſche Bergluft athmeten, wie ſie dann in die Kirche gingen und Liturgie abhielten, wie ſie zu Mittag äßen und wieder in den Garten zögen und pſalmodirten, bis die Zeit des Apodipnon herankäme und ſie mit den Hühnern zu Bette gingen. Betrachtete man dabei die ſtattliche runde Geſtalt dieſes geiſtlichen Müßiggängers, ſo konnte man allerdings zu dem Schluß gelangen, daß das Nichtsthun unter dem glänzenden Himmel Attika's zu den ſüßeſten Privilegien der Sterblichen gehören muß.

Gewiß wäre es ein verdienſtvolles Werk, die zahlreichen griechiſchen Klöſter aufzuheben und die Bewohner derſelben zu nützlichen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft zu machen. Aber zugleich damit würde es gelten, gegen den Aberglauben und den religiöſen Fanatismus der Maſſen, den die Geiſtlichkeit bisher ſorglichſt groß gezogen, anzukämpfen, und nur eine Cäſarenherrſchaft im Vollgefühle ihrer Kraft iſt ſolchem Kampf gewachſen. Einem Regenten gewöhnlichen Schlages möchte man nicht rathen, das Uebel an der Stirn zu packen. Es ließ ſich auch ein Umweg denken. Man konnte den Klerus durch Begünſtigung der Schule bekämpfen, man konnte verſuchen, die Macht der Hierarchie durch die Macht der allgemeinen Bildung zu brechen. Der von den Vorfahren ererbte Wiſſensdurſt des helleniſchen Volkes verſprach die beſten Erfolge.

Allein auch auf dieſem Gebiet wiederholt ſich die alte Klage, daß nur Privatleute für die Intereſſen der Geſammtheit thätig waren. Die Univerſität, das Hellenikon, das Arſacion, das Obſervatorium, das Polytechnicum, die neuen olympiſchen Spiele, die Lyceen, die helleniſchen und Elementarſchulen, an denen es in den kleinſten Orten nicht fehlt, dieſe verſchiedenen zahlreichen Bildungsſtätten wurden von Privatleuten gegründet und werden noch großentheils von Privatleuten unterhalten. Die Regierung ſah mit halbverdroſſenen Mienen zu, und im Volk ſelbſt war das Gefühl lebendig, daß man an hoher Stelle dem intellectuellen Aufſchwung Griechenlands nicht günſtig ſei. „Das iſt ein Palaſt," ſagte der alte Kolokotronis, indem er auf die Univerſität deutete, „der wird den Palaſt des Königs oft ärgern, aber er wird die Türken auffreſſen und mehr für das Vaterland thun, als wir unwiſſenden, armen Klephten mit Flinte und Säbel thun konnten." So geſellte ſich zu dem Andern nun noch der Vorwurf, daß König Otto ein Feind der Aufklärung und des Lichtes ſei, und den lebhaften und eingebildeten Nachkommen von Plato und Ariſtoteles mochte das wohl wie ein perſönlicher Schimpf erſcheinen. Freilich war es gerade hier unendlich ſchwer, die feine Grenzlinie zwiſchen

dem Zuviel und dem Zuwenig der geistigen Kost zu ziehen. Die Vertheidiger der Regierung wiesen auf den Mangel ernster Grundlagen, auf die gefährlichen Wirkungen unverstandener geistiger Beschäftigung hin. Und diesen Argumentationen kann man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, so wenig man auch die Unthätigkeit der Regierung vertheidigen wird. Es ist eben das Verhängnißvolle der griechischen Verhältnisse, daß, so lange keine Besserung von Grund aus erfolgt, selbst die Versuche auf gutem Wege nur verdoppelte Gefahr bringen müssen. Da der Unterricht in allen griechischen Schulen umsonst ertheilt wird, und da die Wißbegierde der Griechen eben so unersättlich ist wie ihr Ehrgeiz, so sind in Griechenland alle Fächer mit Studirenden überfüllt. Der Mangel an einem naturgemäßen Wirkungskreis kann selbst den ruhigsten Menschen zur Widersetzlichkeit und Unruhe führen. Advocaten ohne Processe, Aerzte ohne Kranke, Professoren ohne Zuhörer, Officiere ohne Avancement bilden die Elemente einer revolutionären Partei; und ihre Opposition ist um so bedenklicher, je weniger es in den griechischen Zuständen selbst an Stoff zur Aufregung fehlt. Athen allein hat jetzt fünfundzwanzig Buchdruckereien, vier große Buchhandlungen, achtzehn politische Zeitungen. Der Widerspruch dieser hochgeschraubten intellectuellen Thätigkeit mit der factischen Ohnmacht und Misère des Landes mußte auf die Dauer eine Katastrophe herbeirufen. Gerade aus der Mitte des literarischen Proletariats, das Nichts gelernt hatte, als die wohlfeilen Phrasen der Partei und der Tribüne, erscholl fortwährend der Ruf nach Reform der bestehenden, unerträglichen Uebelstände.

Nun boten sich einem erfahrenen Herrscher verschiedene Möglichkeiten, um die Unzufriedenheit zu beschwichtigen oder abzulenken. Vielleicht war es am Klügsten, den Schreiern den Mund zu stopfen, indem man ihre Forderungen bewilligte; durch Nachgiebigkeit läßt sich der Menge gegenüber mitunter mehr erreichen, als durch Widerstand. In gewissen Lagen kann man einen Feind nicht besser zu Boden schlagen, als indem man seine Wünsche erfüllt. Es gab ein politisches Heilmittel, welches wenigstens momentane Besserung versprach, vermöge dessen man für den Augenblick sogar die Verantwortlichkeit für die bestehenden Uebelstände vom König abwälzen und auf fremde Schultern schieben konnte. Man brauchte nur das Volk an den Lasten des Regierens Theil nehmen zu lassen; man brauchte nur eine Volksvertretung und eine Verfassung in's Leben zu rufen. Man that damit nichts Neues; man griff nur zu den alten Errungenschaften des griechischen Aufstands zurück. Man brauchte nur auf den Grundlagen der Verfassung vom 29. Mai 1827 weiter zu bauen, jener Verfassung,

bens, das die Bewohner des Klosters führen, wie sie früh Morgens im Garten herumwandelten, die Oleander und Myrthen betrachteten, dem Gesang der Vögel lauschten und frische Bergluft athmeten, wie sie dann in die Kirche gingen und Liturgie abhielten, wie sie zu Mittag äßen und wieder in den Garten zögen und psalmodirten, bis die Zeit des Apodipnon herankäme und sie mit den Hühnern zu Bette gingen. Betrachtete man dabei die stattliche runde Gestalt dieses geistlichen Müßiggängers, so konnte man allerdings zu dem Schluß gelangen, daß das Nichtsthun unter dem glänzenden Himmel Attika's zu den süßesten Privilegien der Sterblichen gehören muß.

Gewiß wäre es ein verdienstvolles Werk, die zahlreichen griechischen Klöster aufzuheben und die Bewohner derselben zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Aber zugleich damit würde es gelten, gegen den Aberglauben und den religiösen Fanatismus der Massen, den die Geistlichkeit bisher sorglichst groß gezogen, anzukämpfen, und nur eine Cäsarenherrschaft im Vollgefühle ihrer Kraft ist solchem Kampf gewachsen. Einem Regenten gewöhnlichen Schlages möchte man nicht rathen, das Uebel an der Stirn zu packen. Es ließ sich auch ein Umweg denken. Man konnte den Klerus durch Begünstigung der Schule bekämpfen, man konnte versuchen, die Macht der Hierarchie durch die Macht der allgemeinen Bildung zu brechen. Der von den Vorfahren ererbte Wissensdurst des hellenischen Volkes versprach die besten Erfolge.

Allein auch auf diesem Gebiet wiederholt sich die alte Klage, daß nur Privatleute für die Interessen der Gesammtheit thätig waren. Die Universität, das Hellenikon, das Arsacion, das Observatorium, das Polytechnicum, die neuen olympischen Spiele, die Lyceen, die hellenischen und Elementarschulen, an denen es in den kleinsten Orten nicht fehlt, diese verschiedenen zahlreichen Bildungsstätten wurden von Privatleuten gegründet und werden noch großentheils von Privatleuten unterhalten. Die Regierung sah mit halbverdrossenen Mienen zu, und im Volk selbst war das Gefühl lebendig, daß man an hoher Stelle dem intellectuellen Aufschwung Griechenlands nicht günstig sei. „Das ist ein Palast," sagte der alte Kolokotronis, indem er auf die Universität deutete, „der wird den Palast des Königs oft ärgern, aber er wird die Türken auffressen und mehr für das Vaterland thun, als wir unwissenden, armen Klephten mit Flinte und Säbel thun konnten." So gesellte sich zu dem Andern nun noch der Vorwurf, daß König Otto ein Feind der Aufklärung und des Lichtes sei, und den lebhaften und eingebildeten Nachkommen von Plato und Aristoteles mochte das wohl wie ein persönlicher Schimpf erscheinen. Freilich war es gerade hier unendlich schwer, die feine Grenzlinie

dem Zuviel und dem Zuwenig der geistigen Kost zu ziehen. Die Vertheidiger der Regierung wiesen auf den Mangel ernster Grundlagen, auf die gefährlichen Wirkungen unverstandener geistiger Beschäftigung hin. Und diesen Argumentationen kann man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, so wenig man auch die Unthätigkeit der Regierung vertheidigen wird. Es ist eben das Verhängnißvolle der griechischen Verhältnisse, daß, so lange keine Besserung von Grund aus erfolgt, selbst die Versuche auf gutem Wege nur verdoppelte Gefahr bringen müssen. Da der Unterricht in allen griechischen Schulen umsonst ertheilt wird, und da die Wißbegierde der Griechen eben so unersättlich ist wie ihr Ehrgeiz, so sind in Griechenland alle Fächer mit Studirenden überfüllt. Der Mangel an einem naturgemäßen Wirkungskreis kann selbst den ruhigsten Menschen zur Widersetzlichkeit und Unruhe führen. Advocaten ohne Processe, Aerzte ohne Kranke, Professoren ohne Zuhörer, Officiere ohne Avancement bilden die Elemente einer revolutionären Partei; und ihre Opposition ist um so bedenklicher, je weniger es in den griechischen Zuständen selbst an Stoff zur Aufregung fehlt. Athen allein hat jetzt fünfundzwanzig Buchdruckereien, vier große Buchhandlungen, achtzehn politische Zeitungen. Der Widerspruch dieser hochgeschraubten intellectuellen Thätigkeit mit der factischen Ohnmacht und Misère des Landes mußte auf die Dauer eine Katastrophe herbeirufen. Gerade aus der Mitte des literarischen Proletariats, das Nichts gelernt hatte, als die wohlfeilen Phrasen der Partei und der Tribüne, erscholl fortwährend der Ruf nach Reform der bestehenden, unerträglichen Uebelstände.

Nun boten sich einem erfahrenen Herrscher verschiedene Möglichkeiten, um die Unzufriedenheit zu beschwichtigen oder abzulenken. Vielleicht war es am Klügsten, den Schreiern den Mund zu stopfen, indem man ihre Forderungen bewilligte; durch Nachgiebigkeit läßt sich der Menge gegenüber mitunter mehr erreichen, als durch Widerstand. In gewissen Lagen kann man einen Feind nicht besser zu Boden schlagen, als indem man seine Wünsche erfüllt. Es gab ein politisches Heilmittel, welches wenigstens momentane Besserung versprach, vermöge dessen man für den Augenblick sogar die Verantwortlichkeit für die bestehenden Uebelstände vom König abwälzen und auf fremde Schultern schieben konnte. Man brauchte nur das Volk an den Lasten des Regierens Theil nehmen zu lassen; man brauchte nur eine Volksvertretung und eine Verfassung in's Leben zu rufen. Man that damit nichts Neues; man griff nur zu den alten Errungenschaften des griechischen Aufstands zurück. Man brauchte nur auf den Grundlagen der Verfassung vom 29. Mai 1827 weiter zu bauen, jener Verfassung,

bens, das die Bewohner des Klosters führen, wie sie früh Morgens im Garten herumwandelten, die Oleander und Myrthen betrachteten, dem Gesang der Vögel lauschten und frische Bergluft athmeten, wie sie dann in die Kirche gingen und Liturgie abhielten, wie sie zu Mittag äßen und wieder in den Garten zögen und psalmodirten, bis die Zeit des Apodipnon herankäme und sie mit den Hühnern zu Bette gingen. Betrachtete man dabei die stattliche runde Gestalt dieses geistlichen Müßiggängers, so konnte man allerdings zu dem Schluß gelangen, daß das Nichtsthun unter dem glänzenden Himmel Attika's zu den süßesten Privilegien der Sterblichen gehören muß.

Gewiß wäre es ein verdienstvolles Werk, die zahlreichen griechischen Klöster aufzuheben und die Bewohner derselben zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Aber zugleich damit würde es gelten, gegen den Aberglauben und den religiösen Fanatismus der Massen, den die Geistlichkeit bisher sorglichst groß gezogen, anzukämpfen, und nur eine Cäsarenherrschaft im Vollgefühle ihrer Kraft ist solchem Kampf gewachsen. Einem Regenten gewöhnlichen Schlages möchte man nicht rathen, das Uebel an der Stirn zu packen. Es ließ sich auch ein Umweg denken. Man konnte den Klerus durch Begünstigung der Schule bekämpfen, man konnte versuchen, die Macht der Hierarchie durch die Macht der allgemeinen Bildung zu brechen. Der von den Vorfahren ererbte Wissensdurst des hellenischen Volkes versprach die besten Erfolge.

Allein auch auf diesem Gebiet wiederholt sich die alte Klage, daß nur Privatleute für die Interessen der Gesammtheit thätig waren. Die Universität, das Hellenikon, das Arsacion, das Observatorium, das Polytechnicum, die neuen olympischen Spiele, die Lyceen, die hellenischen und Elementarschulen, an denen es in den kleinsten Orten nicht fehlt, diese verschiedenen zahlreichen Bildungsstätten wurden von Privatleuten gegründet und werden noch großentheils von Privatleuten unterhalten. Die Regierung sah mit halbverdrossenen Mienen zu, und im Volk selbst war das Gefühl lebendig, daß man an hoher Stelle dem intellectuellen Aufschwung Griechenlands nicht günstig sei. „Das ist ein Palast," sagte der alte Kolokotronis, indem er auf die Universität deutete, „der wird den Palast des Königs oft ärgern, aber er wird die Türken auffressen und mehr für das Vaterland thun, als wir unwissenden, armen Klephten mit Flinte und Säbel thun konnten." So gesellte sich zu dem Andern nun noch der Vorwurf, daß König Otto ein Feind der Aufklärung und des Lichtes sei, und den lebhaften und eingebildeten Nachkommen von Plato und Aristoteles mochte das wohl wie ein persönlicher Schimpf erscheinen. Freilich war es gerade hier unendlich schwer, die feine Grenzlinie zwischen

dem Zuviel und dem Zuwenig der geistigen Kost zu ziehen. Die Vertheidiger der Regierung wiesen auf den Mangel ernster Grundlagen, auf die gefährlichen Wirkungen unverstandener geistiger Beschäftigung hin. Und diesen Argumentationen kann man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, so wenig man auch die Unthätigkeit der Regierung vertheidigen wird. Es ist eben das Verhängnißvolle der griechischen Verhältnisse, daß, so lange keine Besserung von Grund aus erfolgt, selbst die Versuche auf gutem Wege nur verdoppelte Gefahr bringen müssen. Da der Unterricht in allen griechischen Schulen umsonst ertheilt wird, und da die Wißbegierde der Griechen eben so unersättlich ist wie ihr Ehrgeiz, so sind in Griechenland alle Fächer mit Studirenden überfüllt. Der Mangel an einem naturgemäßen Wirkungskreis kann selbst den ruhigsten Menschen zur Widersetzlichkeit und Unruhe führen. Advocaten ohne Processe, Aerzte ohne Kranke, Professoren ohne Zuhörer, Officiere ohne Avancement bilden die Elemente einer revolutionären Partei; und ihre Opposition ist um so bedenklicher, je weniger es in den griechischen Zuständen selbst an Stoff zur Aufregung fehlt. Athen allein hat jetzt fünfundzwanzig Buchdruckereien, vier große Buchhandlungen, achtzehn politische Zeitungen. Der Widerspruch dieser hochgeschraubten intellectuellen Thätigkeit mit der factischen Ohnmacht und Misère des Landes mußte auf die Dauer eine Katastrophe herbeirufen. Gerade aus der Mitte des literarischen Proletariats, das Nichts gelernt hatte, als die wohlfeilen Phrasen der Partei und der Tribüne, erscholl fortwährend der Ruf nach Reform der bestehenden, unerträglichen Uebelstände.

Nun boten sich einem erfahrenen Herrscher verschiedene Möglichkeiten, um die Unzufriedenheit zu beschwichtigen oder abzulenken. Vielleicht war es am Klügsten, den Schreiern den Mund zu stopfen, indem man ihre Forderungen bewilligte; durch Nachgiebigkeit läßt sich der Menge gegenüber mitunter mehr erreichen, als durch Widerstand. In gewissen Lagen kann man einen Feind nicht besser zu Boden schlagen, als indem man seine Wünsche erfüllt. Es gab ein politisches Heilmittel, welches wenigstens momentane Besserung versprach, vermöge dessen man für den Augenblick sogar die Verantwortlichkeit für die bestehenden Uebelstände vom König abwälzen und auf fremde Schultern schieben konnte. Man brauchte nur das Volk an den Lasten des Regierens Theil nehmen zu lassen; man brauchte nur eine Volksvertretung und eine Verfassung in's Leben zu rufen. Man that damit nichts Neues; man griff nur zu den alten Errungenschaften des griechischen Aufstands zurück. Man brauchte nur auf den Grundlagen der Verfassung vom 29. Mai 1827 weiter zu bauen, jener Verfassung,

[illegible] aufgehe[illegible] [illegible] Blätter [illegible] die ganz [illegible] Otto's Fehler [illegible] seines Volks [illegible] die Erinnerung [illegible] ermuthigen [illegible] Güte und Ruh[illegible] Gründen, [illegible] hatte man [illegible] Unterthan[illegible] auch nicht länger [illegible]

[illegible] des Königs — [illegible] — welche mit einem [illegible] griechische Volk [illegible] nach Συντάγμα [illegible] kommen. [illegible] schmeichelten. [illegible] den Conservativen [illegible] eng mit der [illegible] verknüpfte.

Schon während der Präsidentschaft von Kapodistrias hatten die Männer, welche nach Verfassung schrieen, ohne sich im Grunde viel um die Verfassung zu kümmern, hatten die zahlreichen Mißvergnügten sich an das Ausland gewandt und bereitwillig Unterstützung erlangt. Damals waren England und Frankreich die Freunde der griechischen Freiheit und die Feinde des Präsidenten gewesen. Rußland stand auf Seiten der Regierung und der Ordnungspartei. Jetzt aber änderten sich die Rollen. Frankreich trat in Folge der Schlappe, welche es durch den Julitractat von 1840, durch den Tractat Brunnow erlitten hatte, in den Hintergrund. Der französische Minister Guizot äußerte sich in einer Note, kurz vor dem Ausbruch der September-Revolution, entschieden gegen eine Verfassung; er meinte, einige administrative Reformen würden in Griechenland genügen. Dagegen wurde Rußland, das unter dem Präsidenten Kapodistrias noch loyaler als der Präsident selbst gewesen war, nun nationaler als die Nation, und machte sich in Gemeinschaft mit England zum Kämpen constitutionellen Lebens. Beide Schutzmächte wühlten nun vereint gegen die von ihnen selbst eingesetzte Regierung, indem sie die Verfassungsfrage, an der ihnen im Grunde wenig gelegen, zum Schild

ihrer selbstsüchtigen Bestrebungen machten. Sie ließen kein Mittel unversucht, um den König Otto in der Meinung seines Volkes herabzusetzen. Daher die ewigen Häkeleien und Streitigkeiten widrigster Art mit dem britischen Gesandten, daher das wiederholte, unanständige Drängen auf Bezahlung der rückständigen Zinsen von 1832. Eine Regierung für bankerott zu erklären ist nicht das Mittel, um ihr die Achtung ihres Volkes zu verschaffen. Lord Palmerston denuncirte den König von Griechenland vor dem Parlament als einen „schlechten Schuldner" und sprach von der Nothwendigkeit einer griechischen Volksvertretung zur finanziellen Controlle. Den Ausschlag gab der Kaiser Nicolaus durch eine berühmt gewordene Drohnote, worin er kategorisch Bezahlung verlangte und zugleich die unzufriedenen Parteien Griechenlands aufforderte, die alte religiöse Anhänglichkeit an das glaubensverwandte Rußland zu bethätigen.

Diese Haltung des Auslandes konnte nicht ohne Einfluß auf die inneren Verhältnisse von Griechenland bleiben. Jetzt kam es zu einer Verschmelzung der entgegengesetztesten Richtungen, welche sich unter Kapodistrias noch befehdet hatten; auf den Trümmern des königlichen Ansehens reichten sich die constitutionelle und die philorthodoxe Partei die Hände. Beiden war es schon damals nicht mehr um eine bloße Reform, sondern um eine dynastische Umwälzung, um Vertreibung der Bayern und den Sturz König Otto's zu thun. Makrijeannis, Kallergis zählten zu den Verschworenen, die hohe Diplomatie, besonders der russische Gesandte Katakazy war in die Verschwörung eingeweiht. Das Geheimniß wurde bis kurz vor dem Ausbruch der Revolution auf das Sorglichste gewahrt. Am 15. September 1843 wollte man losschlagen, und erst am Tage vorher wurde Otto von der drohenden Gefahr benachrichtigt. Er gab nun Befehl, den General Makrijeannis, der als Rädelsführer bezeichnet wurde, nebst Genossen festzunehmen. Allein der Befehl wurde zögernd vollzogen und es währte bis in die Nacht, ehe die Gensdarmen vorzugehen und das Haus des Generals zu umzingeln wagten. Sie fanden nun alle Eingänge verbarricadirt, und als sie stürmen wollten, setzten die Eingeschlossenen ihnen einen energischen Widerstand entgegen. Mehrere der Angreifer fielen; man mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Mittlerweile brach der Tag heran, die Straßen füllten sich mit Bewaffneten und die Truppen, welche durch Kallergis aufgewiegelt worden waren, zogen, von einer zahllosen Menschenmenge gefolgt, unter dem Rufe: „Es lebe die Verfassung! Tod den Bayern!" vor den königlichen Palast, wo Otto mit seiner gewohnten, apathischen Ruhe den Ausgang der Verhaftungen abwartete. Als sich die tobenden Menschenmassen vor seinen Palast heranwälzten, gerieth er in große Bestürzung; auf den Rath des bayrischen Oberst Heß

beorderte er die Artillerie herbei, um den Aufstand mit Kartätschen niederzuschmettern. Nach einer Weile erschien auch die Artillerie; statt aber den Befehlen des königlichen Adjutanten zu gehorchen, ging sie unter dem Ruf: „Es lebe die Verfassung!“ auf die Seite des Volkes über und König Otto war vollkommen rathlos. Vergebens suchte er seine persönliche Autorität geltend zu machen; er rief den Truppen zu: „Zurück in Eure Quartiere!“ Aber Kallergis, der die Seele des ganzen Aufstands war, rief noch dreimal so laut: „Achtung!“ und überschrie die schwache Stimme des Königs. „Die getreue Armee,“ so fügte er nicht ohne Ironie hinzu, „erwartet nur die Befehle Ew. Majestät, aber sie erwartet sie durch meinen Mund.“ Otto sah ein, daß er von seinen nächsten Dienern verlassen werde; in dem Augenblick, wo die Armee den Gehorsam aufkündigte, war auch das persönliche Königthum in Griechenland zu Ende. Nicht als ob die Zähigkeit des Königs sofort gebrochen worden wäre; denn wie er sich nicht entschließen konnte rasch zu handeln, so ging ihm auch die Fähigkeit ab, sich in das Nothwendige rasch zu fügen. Er unterhandelte mit dem Staatsrath hin und her; sein Bestreben ging sichtlich dahin, die widrige Angelegenheit in die Länge zu ziehen. Inzwischen hatte sich die ganze Bevölkerung von Athen vor dem Palast versammelt und harrte mit Spannung auf den Entschluß des Königs. „Wie lange wird er sich noch besinnen?“ „Er handelt wieder mit bayrischer Uebereilung!“ solche Aeußerungen liefen durch die aufgeregten Massen. Die Sonne stand hoch am Himmel, und die Ungeduld dieser heißblütigen Südländer gab sich in lebhaftester Weise kund; da fuhren rasch hinter einander ein Paar Equipagen vor den Palast; es war die Diplomatie, die wie gewöhnlich hinter den Ereignissen geblieben war, aber auf die Nachricht von dem Ausbruch der Revolution sich zu irgend einer Kundgebung aufraffen zu müssen glaubte. Das Volk empfing sie mit mäßigen Beifallsbezeugungen und Kallergis erklärte ihnen: er könne sie nicht vorlassen, bis der König dem Staatsrath eine entscheidende Antwort gegeben habe. Da er sich zugleich für die persönliche Sicherheit des Monarchen verbürgte, so glaubten die Gesandten von Rußland, England und Frankreich das Ihrige gethan zu haben, sie überließen den König Otto seinem Schicksal und fuhren nach Hause zurück. Vergebens suchten nun der österreichische und preußische Gesandte Kallergis durch Drohungen und Grobheiten einzuschüchtern. Er forderte sie höflich und bestimmt auf dem Beispiel zu folgen, das ihr ältester College, der russische Gesandte, gegeben habe, und es blieb ihnen nichts übrig, als nachzugeben und die Entscheidung des inneren Conflicts dem König und seinem Volk anheimgestellt zu lassen. Als Otto hörte, daß man die deutschen Diplomaten nicht zu ihm gelassen habe, und sich nun verlassen von seinen

natürlichen Verbündeten allein dem griechischen Volkswillen gegenüber befand, da brach er zusammen und unterzeichnete die Verordnungen, welche man vor ihn hinschob. Hiernach mußten sämmtliche bayrische Beamten, womit Griechenland überschwemmt war, das Land verlassen; und zu gleicher Zeit wurde eine constituirende Versammlung berufen, welche das griechische Verfassungswerk in Angriff nehmen sollte.

Wenn nun auch der Beschluß über die „Heterochthonen," den diese Versammlung faßte, ein trauriger Beweis griechischen Nationaldünkels und griechischer Intoleranz ist, so muß man doch im Ganzen sagen, daß die Berathungen den Stempel der Mäßigung und Ruhe trugen. Die Leiter des Ganzen, Kolettis und Maurokordatos, waren ängstlich bedacht, Excesse zu verhüten und gleichsam die Loyalität des griechischen Volkes vor ganz Europa an den Tag zu legen.

Ein Blick auf die Verfassung, welche durch die Bemühungen dieser Männer zu Stande kam, muß das Gesagte bestätigen. Man adoptirte die alte Trias der politischen Gewalten. Man ließ die gesetzgebende Gewalt gemeinschaftlich von dem König, einer Abgeordnetenkammer und einem Senat ausüben, obwohl Griechenland ein zu kleiner Staat für das Zweikammersystem war. Dagegen behielt der König einen fast ausschließlichen Einfluß auf die beiden anderen Factoren des Staatslebens. Er übte die vollziehende Gewalt durch verantwortliche Minister. Er ernannte die Minister, Richter und Senatoren. Die gerichtlichen Erkenntnisse wurden in seinem Namen vollzogen. Zwar standen daneben auch Bestimmungen über Freiheit der Person und der Presse, über Geschwornengerichte, die unzweifelhaft auf französischen Ursprung und Nachahmung der Charte hinwiesen. Auch mochte die Bestimmung, daß der König nach Auflösung der Kammer binnen vierzig Tagen eine neue berufen müsse, und der Artikel 40, wonach der Thronfolger sich zur orthodoxen Kirche bekennen sollte, nicht gerade angenehm in Otto's Ohren lauten; aber im Ganzen war doch die Verfassung so ausgefallen, daß selbst ein auf seine Macht sehr eifersüchtiger Fürst sie nach einer siegreichen Revolution gern angenommen haben würde. So schwor denn König Otto am 30. März 1844 den Verfassungseid, und mit dem Augenblick, wo Griechenland in die Reihe der constitutionellen Staaten trat, schien eine neue Aera des Glücks und der Zufriedenheit für die Dauer begründet zu sein.

Wenn nun die folgenden Jahre, weit entfernt, diese glänzenden Hoffnungen zu bestätigen, erneute heftige Parteifehden aufwiesen, so darf man den Grund nicht in dem Umstand suchen, daß man eine Verfassung hatte und daß, wie die hyperloyale Partei orakelte, in jeder Verfassung der Keim zu Hader und Bürgerfehde gegeben sei; sondern man mußte bedenken, mit

welchen Gefahren ein jeder junger Verfassungsstaat zu kämpfen hat, und unter wie ungünstigen äußeren Verhältnissen die griechische Verfassung entstanden war. Die September-Revolution war keine Wiege für den Verfassungsstaat. Den Ausgang, den sie nahm, hat Niemand recht gewollt; weder das Ausland, welches insgeheim die Vertreibung König Otto's beabsichtigte und dabei im Trüben zu fischen dachte, noch der König selbst, dem die Verfassung aufgezwungen wurde, noch endlich das Volk, welches nach Verfassung verlangte, ohne zu wissen was es eigentlich wollte.

Eine Verfassung läßt sich nun einmal nicht aus dem Boden stampfen und nach französischem oder englischem Vorbild chablonenmäßig den gegebenen Zuständen anpassen. Vergebens hat man in Deutschland die Charte abgeschrieben, vergebens hat man den englischen Verfassungsstaat nachgeahmt: ein Damm läßt sich nicht aus Atomen auferbauen. — Auch in Griechenland mußte die Verfassung aus den Bedürfnissen des griechischen Volkes herauswachsen, wenn sie eine Wahrheit werden sollte. Indem man die französischen Bestimmungen gedankenlos nachschrieb, versäumte man gerade da, wo der Grund alles politischen Lebens ist, Etwas zu thun. Prüft man nämlich die griechische Verfassung von 1844 genauer, so muß man über den Mangel aller deutlichen Bestimmungen des Gemeindewesens erschrecken. Die Beschränkungen aus der früheren Zeit, aus der Zeit der Polizeiherrschaft unter Kapodistrias, sind vollkommen beibehalten. Während für die griechische Volksvertretung allgemeine Wahl stattfand, wurden die wichtigsten Gemeindebehörden nach wie vor von dem König ernannt. Hier lag der Kern des Uebels, das durch den Präsidenten geschaffen war.

In diesem Punkte erschien die türkische Sklaverei vernünftiger, als die neuhellenische Freiheit. Die Charte konnte keine Wahrheit werden, so lange die Gemeinden nicht die freien Grundlagen des politischen Lebens bildeten, so lange sich nicht politisches Denken und Erfahrung in diesen engeren häuslichen Kreisen schulten. Wenn die Gemeinden wie bisher in serviler Abhängigkeit von dem König, den Ministern und Beamten beharrten, so war gerade in einem armen Staat wie Griechenland, wo der König unbedingt auf den Eigennutz der Beamten rechnen konnte, von einer wahren Freiheit nicht die Rede.

Ferner aber mußte gerade hier, wo es galt, frisch im Geiste der Verfassung zu wirken, der Umstand von nachtheiligen Folgen sein, daß man dem König die Verfassung aufgezwungen hatte. König Otto konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich für die 1843 erlittene Niederlage durch fortwährende Anfeindung des constitutionellen Lebens zu rächen. Von Oben aus geschah alles Mögliche, um die Wahlfreiheit zu beschränken. Das

System der officiellen Candidaturen war in vollster Geltung, und in seinem Gefolge kamen alle bekannte Maaßregeln der Drohung und Lockung, um gutgesinnte Wahlen zu erzielen. Allein man begnügte sich nicht mit dem bloßen moralischen Druck. Während der Nacht verletzte man das Geheimniß der Urnen. Wenn die officiellen Candidaten geringe Aussichten hatten, so nahm man die schlechten Namen heraus und legte correctere Wahlzettel an deren Stelle. Hier und da warf man Wahlzettel mit dem Namen der Regierungscandidaten in die Urnen, ehe die Abstimmung begann, und dabei verfuhr man so ungeschickt, daß die Urne offenbar mehr Wahlzettel auswies, als es eingeschriebene Wähler gab. Wenn aber die regierungsfeindlichen Candidaten trotz alledem zu siegen schienen, so wurden Bewaffnete vor die Urnen postirt, welche jeden Fortschrittsmann zurückwiesen. Die Minister waren zu schwach oder ihrem Amte zu sehr zugethan, um gegen solchen Unfug einzuschreiten und den König darauf aufmerksam zu machen, daß er sich selbst nur in den Augen des In- und Auslandes herabsetze, wenn er nicht energisch dagegen auftrete. Gleich unter dem ersten Ministerium Maurokordatos empfahl der Ministerialrath Loudos seinen Unterbeamten rundweg, die Wahlen in Patras „nöthigenfalls vermittelst des Säbels und des Stockes zu sichern."

Das waren die großen Hindernisse, welche der Entfaltung eines ächten constitutionellen Lebens von Seiten des Volkes und des Königs entgegenstanden. Es kam aber noch ein Drittes hinzu. Wenn das Werk der Septembertage keinen gedeihlichen Ausgang nahm und wenn König Otto's constitutionelle Regierung, statt die Hoffnungen, welche sich an die neue Aera knüpften, zu rechtfertigen, ein jähes Ende genommen hat, so fällt die Schuld ganz vorzugsweise auf das Ausland. Englands und Rußlands Pläne in Griechenland waren durch die September-Revolution nur halb erfüllt, sie hatten aber ihre eigentliche Absicht — den Sturz der bayrischen Dynastie, nicht aufgegeben und arbeiteten mit einer Rührigkeit und Consequenz darauf hin, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

England war es zunächst, welches einen geringfügigen Anlaß ergriff, um König Otto zu stürzen oder seine Regierung in den Augen des Wohldenkenden unmöglich zu machen. Der Pöbel von Athen, der in der Osterwoche gern seinen orthodoxen Eifer gegen die Juden zur Schau trägt, drang am Charfreitag 1850 in das Haus eines portugiesischen Juden ein und plünderte oder zerschlug Alles, was ihm in den Weg kam. Dieser Jude, Dom Pacifiko, stand aber unter britischem Schutz, und Lord Palmerston, der die Gelegenheit für günstig ansah, einer traditionellen Antipathie gegen König Otto nachzugeben, nahm sich der gekränkten Rechte

welchen Gefahren ein jeder junger Verfassungsstaat zu kämpfen hat, und unter wie ungünstigen äußeren Verhältnissen die griechische Verfassung entstanden war. Die September-Revolution war keine Wiege für den Verfassungsstaat. Den Ausgang, den sie nahm, hat Niemand recht gewollt; weder das Ausland, welches insgeheim die Vertreibung König Otto's beabsichtigte und dabei im Trüben zu fischen dachte, noch der König selbst, dem die Verfassung aufgezwungen wurde, noch endlich das Volk, welches nach Verfassung verlangte, ohne zu wissen was es eigentlich wollte.

Eine Verfassung läßt sich nun einmal nicht aus dem Boden stampfen und nach französischem oder englischem Vorbild chablonenmäßig den gegebenen Zuständen anpassen. Vergebens hat man in Deutschland die Charte abgeschrieben, vergebens hat man den englischen Verfassungsstaat nachgeahmt: ein Damm läßt sich nicht aus Atomen auferbauen. — Auch in Griechenland mußte die Verfassung aus den Bedürfnissen des griechischen Volkes herauswachsen, wenn sie eine Wahrheit werden sollte. Indem man die französischen Bestimmungen gedankenlos nachschrieb, versäumte man gerade da, wo der Grund alles politischen Lebens ist, Etwas zu thun. Prüft man nämlich die griechische Verfassung von 1844 genauer, so muß man über den Mangel aller deutlichen Bestimmungen des Gemeindewesens erschrecken. Die Beschränkungen aus der früheren Zeit, aus der Zeit der Polizeiherrschaft unter Kapodistrias, sind vollkommen beibehalten. Während für die griechische Volksvertretung allgemeine Wahl stattfand, wurden die wichtigsten Gemeindebehörden nach wie vor von dem König ernannt. Hier lag der Kern des Uebels, das durch den Präsidenten geschaffen war.

In diesem Punkte erschien die türkische Sklaverei vernünftiger, als die neuhellenische Freiheit. Die Charte konnte keine Wahrheit werden, so lange die Gemeinden nicht die freien Grundlagen des politischen Lebens bildeten, so lange sich nicht politisches Denken und Erfahrung in diesen engeren häuslichen Kreisen schulten. Wenn die Gemeinden wie bisher in serviler Abhängigkeit von dem König, den Ministern und Beamten beharrten, so war gerade in einem armen Staat wie Griechenland, wo der König unbedingt auf den Eigennutz der Beamten rechnen konnte, von einer wahren Freiheit nicht die Rede.

Ferner aber mußte gerade hier, wo es galt, frisch im Geiste der Verfassung zu wirken, der Umstand von nachtheiligen Folgen sein, daß man dem König die Verfassung aufgezwungen hatte. König Otto konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich für die 1843 erlittene Niederlage durch fortwährende Anfeindung des constitutionellen Lebens zu rächen. Von Oben aus geschah alles Mögliche, um die Wahlfreiheit zu beschränken. Das

System der officiellen Candidaturen war in vollster Geltung, und in seinem Gefolge kamen alle bekannte Maaßregeln der Drohung und Lockung, um gutgesinnte Wahlen zu erzielen. Allein man begnügte sich nicht mit dem bloßen moralischen Druck. Während der Nacht verletzte man das Geheimniß der Urnen. Wenn die officiellen Candidaten geringe Aussichten hatten, so nahm man die schlechten Namen heraus und legte correctere Wahlzettel an deren Stelle. Hier und da warf man Wahlzettel mit dem Namen der Regierungscandidaten in die Urnen, ehe die Abstimmung begann, und dabei verfuhr man so ungeschickt, daß die Urne offenbar mehr Wahlzettel auswies, als es eingeschriebene Wähler gab. Wenn aber die regierungsfeindlichen Candidaten trotz alledem zu siegen schienen, so wurden Bewaffnete vor die Urnen postirt, welche jeden Fortschrittsmann zurückwiesen. Die Minister waren zu schwach oder ihrem Amte zu sehr zugethan, um gegen solchen Unfug einzuschreiten und den König darauf aufmerksam zu machen, daß er sich selbst nur in den Augen des In- und Auslandes herabsetze, wenn er nicht energisch dagegen auftrete. Gleich unter dem ersten Ministerium Maurokordatos empfahl der Ministerialrath Loudos seinen Unterbeamten rundweg, die Wahlen in Patras „nöthigenfalls vermittelst des Säbels und des Stockes zu sichern."

Das waren die großen Hindernisse, welche der Entfaltung eines ächten constitutionellen Lebens von Seiten des Volkes und des Königs entgegenstanden. Es kam aber noch ein Drittes hinzu. Wenn das Werk der Septembertage keinen gedeihlichen Ausgang nahm und wenn König Otto's constitutionelle Regierung, statt die Hoffnungen, welche sich an die neue Aera knüpften, zu rechtfertigen, ein jähes Ende genommen hat, so fällt die Schuld ganz vorzugsweise auf das Ausland. Englands und Rußlands Pläne in Griechenland waren durch die September-Revolution nur halb erfüllt, sie hatten aber ihre eigentliche Absicht — den Sturz der bayrischen Dynastie, nicht aufgegeben und arbeiteten mit einer Rührigkeit und Consequenz darauf hin, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

England war es zunächst, welches einen geringfügigen Anlaß ergriff, um König Otto zu stürzen oder seine Regierung in den Augen der Wohldenkenden unmöglich zu machen. Der Pöbel von Athen, der in der Osterwoche gern seinen orthodoxen Eifer gegen die Juden zur Schau trägt, drang am Charfreitag 1850 in das Haus eines portugiesischen Juden ein und plünderte oder zerschlug Alles, was ihm in den Weg kam. Dieser Jude, Dom Pacifico, stand aber unter britischem Schutz, und Lord Palmerston, der die Gelegenheit für günstig ansah, einer traditionellen Antipathie gegen König Otto nachzugeben, nahm sich der gekränkten Rechte

welchen Gefahren ein jeder junger Verfassungsstaat zu kämpfen hat, und unter wie ungünstigen äußeren Verhältnissen die griechische Verfassung entstanden war. Die September-Revolution war keine Wiege für den Verfassungsstaat. Den Ausgang, den sie nahm, hat Niemand recht gewollt; weder das Ausland, welches insgeheim die Vertreibung König Otto's beabsichtigte und dabei im Trüben zu fischen dachte, noch der König selbst, dem die Verfassung aufgezwungen wurde, noch endlich das Volk, welches nach Verfassung verlangte, ohne zu wissen was es eigentlich wollte.

Eine Verfassung läßt sich nun einmal nicht aus dem Boden stampfen und nach französischem oder englischem Vorbild schablonenmäßig den gegebenen Zuständen anpassen. Vergebens hat man in Deutschland die Charte abgeschrieben, vergebens hat man den englischen Verfassungsstaat nachgeahmt: ein Damm läßt sich nicht aus Atomen auferbauen. — Auch in Griechenland mußte die Verfassung aus den Bedürfnissen des griechischen Volkes herauswachsen, wenn sie eine Wahrheit werden sollte. Indem man die französischen Bestimmungen gedankenlos nachschrieb, versäumte man gerade da, wo der Grund alles politischen Lebens ist, Etwas zu thun. Prüft man nämlich die griechische Verfassung von 1844 genauer, so muß man über den Mangel aller deutlichen Bestimmungen des Gemeindewesens erschrecken. Die Beschränkungen aus der früheren Zeit, aus der Zeit der Polizeiherrschaft unter Kapodistrias, sind vollkommen beibehalten. Während für die griechische Volksvertretung allgemeine Wahl stattfand, wurden die wichtigsten Gemeindebehörden nach wie vor von dem König ernannt. Hier lag der Kern des Uebels, das durch den Präsidenten geschaffen war.

In diesem Punkte erschien die türkische Sklaverei vernünftiger, als die neuhellenische Freiheit. Die Charte konnte keine Wahrheit werden, so lange die Gemeinden nicht die freien Grundlagen des politischen Lebens bildeten, so lange sich nicht politisches Denken und Erfahrung in diesen engeren häuslichen Kreisen schulten. Wenn die Gemeinden wie bisher in serviler Abhängigkeit von dem König, den Ministern und Beamten beharrten, so war gerade in einem armen Staat wie Griechenland, wo der König unbedingt auf den Eigennutz der Beamten rechnen konnte, von einer wahren Freiheit nicht die Rede.

Ferner aber mußte gerade hier, wo es galt, frisch im Geiste der Verfassung zu wirken, der Umstand von nachtheiligen Folgen sein, daß man dem König die Verfassung aufgezwungen hatte. König Otto konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich für die 1843 erlittene Niederlage durch fortwährende Anfeindung des constitutionellen Lebens zu rächen. Von Oben aus geschah alles Mögliche, um die Wahlfreiheit zu beschränken. Das

System der officiellen Candidaturen war in vollster Geltung, und in seinem Gefolge kamen alle bekannte Maaßregeln der Drohung und Lockung, um gutgesinnte Wahlen zu erzielen. Allein man begnügte sich nicht mit dem bloßen moralischen Druck. Während der Nacht verletzte man das Geheimniß der Urnen. Wenn die officiellen Candidaten geringe Aussichten hatten, so nahm man die schlechten Namen heraus und legte correctere Wahlzettel an deren Stelle. Hier und da warf man Wahlzettel mit dem Namen der Regierungscandidaten in die Urnen, ehe die Abstimmung begann, und dabei verfuhr man so ungeschickt, daß die Urne offenbar mehr Wahlzettel auswies, als es eingeschriebene Wähler gab. Wenn aber die regierungsfeindlichen Candidaten trotz alledem zu siegen schienen, so wurden Bewaffnete vor die Urnen postirt, welche jeden Fortschrittsmann zurückwiesen. Die Minister waren zu schwach oder ihrem Amte zu sehr zugethan, um gegen solchen Unfug einzuschreiten und den König darauf aufmerksam zu machen, daß er sich selbst nur in den Augen des In- und Auslandes herabsetze, wenn er nicht energisch dagegen auftrete. Gleich unter dem ersten Ministerium Maurokordatos empfahl der Ministerialrath Loudos seinen Unterbeamten rundweg, die Wahlen in Patras „nöthigenfalls vermittelst des Säbels und des Stockes zu sichern."

Das waren die großen Hindernisse, welche der Entfaltung eines ächten constitutionellen Lebens von Seiten des Volkes und des Königs entgegenstanden. Es kam aber noch ein Drittes hinzu. Wenn das Werk der Septembertage keinen gedeihlichen Ausgang nahm und wenn König Otto's constitutionelle Regierung, statt die Hoffnungen, welche sich an die neue Aera knüpften, zu rechtfertigen, ein jähes Ende genommen hat, so fällt die Schuld ganz vorzugsweise auf das Ausland. Englands und Rußlands Pläne in Griechenland waren durch die September-Revolution nur halb erfüllt, sie hatten aber ihre eigentliche Absicht — den Sturz der bayrischen Dynastie, nicht aufgegeben und arbeiteten mit einer Rührigkeit und Consequenz darauf hin, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

England war es zunächst, welches einen geringfügigen Anlaß ergriff, um König Otto zu stürzen oder seine Regierung in den Augen des Wohldenkenden unmöglich zu machen. Der Pöbel von Athen, der in der Osterwoche gern seinen orthodoxen Eifer gegen die Juden zur Schau trägt, drang am Charfreitag 1850 in das Haus eines portugiesischen Juden ein und plünderte oder zerschlug Alles, was ihm in den Weg kam. Dieser Jude, Dom Pacifiko, stand aber unter britischem Schutz, und Lord Palmerston, der die Gelegenheit für günstig ansah, einer traditionellen Antipathie gegen König Otto nachzugeben, nahm sich der gekränkten Rechte

seines Schützlings mit dem lebhaftesten Eifer an. Als die griechische Regierung ihm die trotzig verlangte Entschädigung nicht leisten wollte, ließ er mit jener Schnelligkeit, die das Einschreiten der Briten gegen Schwache zu bezeichnen pflegt, den Blocadezustand über Griechenland verhängen und sandte den Admiral Parker mit einer Flotte in die Gewässer des Archipels, um seiner Erklärung Nachdruck zu verleihen. Der Winter 1850 auf 1851 war einer der härtesten, deren man sich in Griechenland entsinnen konnte, es schneite in Attika und das griechische Landvolk starb vor Hunger in den Straßen von Athen. Nichtsdestoweniger beharrte die griechische Regierung um so hartnäckiger auf ihrer Weigerung, da Lord Palmerston's Auftreten in ganz Europa als barbarisch bezeichnet wurde, und da die englische Politik einem wahren Sturm der öffentlichen Meinung in- und außerhalb Großbritanniens zu begegnen hatte. Es war der Augenblick, wo selbst im Oberhause eine Mißtrauensbill gegen Lord Palmerston durchging und wo das Bleiben des Ministeriums auf der Messerspitze stand. Es war der Augenblick, wo die russische Diplomatie mit vieler Geschicklichkeit die Rolle tugendhafter Entrüstung über das arme Griechenland spielte, wo Baron von Brunnow schon seine Päße verlangt hatte und wo der Bruch Englands und Rußlands in unterrichteten Kreisen als wahrscheinlich bezeichnet wurde. In dem ungleichen Kampfe zwischen dem Zwerge und dem Riesen schien die griechische Regierung des Sieges gewiß, da sie von der öffentlichen Meinung Europas und von dem damals für allmächtig geltenden Zaaren Nikolaus unterstützt wurde. Aber Lord Palmerston wußte das Zauberwort zu finden, um den nordischen Bären geschmeidig zu machen. Heut zu Tage ist es kein Geheimniß mehr, was für eine Compensation es war, die er dem russischen Ehrgeiz bot; man weiß jetzt, daß damals Schleswig-Holstein für Griechenland hingegeben und ein ohnmächtiges und rechtloses Werk geschaffen wurde, um ein anderes ebenso klägliches zu vertheidigen. Baron von Brunnow gestattete dem englischen Premier seine Gewaltmaaßregeln gegen Griechenland aufrecht zu erhalten; und dafür unterzeichnete Lord Palmerston das Protokoll, welches die Integrität der dänischen Monarchie vertheidigte und den rechtmäßigen Mannsstamm von der Erbfolge in Schleswig-Holstein ausschloß, um die russischen Ansprüche in den Vordergrund zu drängen und um einstens das baltische Meer in einen russischen Binnensee zu verwandeln. Das war der schimpfliche Compromiß, auf den schon damals Urquhart, der unermüdliche Vorkämpfer gegen Rußland, hingewiesen hat. Officiell hat die englische Regierung ihn niemals abgeleugnet. Lord Palmerston verstummte, als Lord Montagu im Sommer 1863 auf diesen geheimen Zusammenhang deutete und die Grundzüge jener Politik der

Demuth gegen Mächtige und der Brutalität gegen Schwache erbarmungslos an den Pranger stellte. Mag man übrigens über den Werth der Palmerston'schen Handlungsweise noch so gering denken; in Griechenland hat sie damals ihren Zweck erreicht, die griechische Regierung mußte der Gewalt weichen, die Forderungen des Auslandes bewilligen, und war dafür in den Augen des griechischen Volkes mit Schmach bedeckt.

Noch gefährlicher ward diese Mißstimmung der Griechen bei der zweiten bedeutenden Einmischung des Auslandes während des Krimmkrieges. Der Kaiser Nikolaus wußte, daß der russische Einfluß in Griechenland sich stets an der orthodoxen Glaubensgenossenschaft aufgerichtet hatte; er glaubte mit Sicherheit auf Griechenland rechnen zu können, als er sich im Jahre 1853 anschickte, das Testament Peter's und Katharina's zu vollziehen, in Constantinopel den Schlüssel seines Hauses zu erobern. Es ist bekannt, daß sich die Volksstämme slavischer und lateinischer Abstammung, die unter türkischem Scepter standen, die Serben, Bosniaken und Rumänen damals trotz der russischen Wühlereien nicht regten; sie hatten Erfahrungen genug gemacht, um keine Lust zu tragen, die Herrschaft der seidenen Schnur mit der Herrschaft des Kantschuh zu vertauschen. Aber unter den heißblütigen Hellenen hatten die Bemühungen der russischen Agenten den besten Erfolg; gewaltig wirkte die Prophezeihung des Agathangelos: daß 400 Jahre nach der Einnahme von Constantinopel wieder das Kreuz auf der Sophienkirche aufgepflanzt werden würde; in kurzsichtiger Freude glaubte man, der Zaar werde nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als den Wiederaufbau des alten byzantinischen Reichs zu unterstützen und den Griechen den Weg nach Constantinopel zu ebenen. An dem alten Aberglauben richtete sich der moderne auf, und zu Athen weissagte das Tischrücken, daß König Otto Kaiser von Bosporus sein werde.

An der Nordgrenze Griechenlands, in den alten Klephtenburgen von Agrapha und vom Olymp, begann ein Aufruhr wider die Türken und ergriff binnen Kurzem ganz Epirus und Thessalien. Da war die griechische Jugend nicht mehr im Zaum zu halten, in der Hauptstadt fanden tägliche Demonstrationen vor dem türkischen Gesandschaftshôtel statt, die türkische Gesandtschaft mußte Athen verlassen, Freiwillige zogen schaarenweis nach der Grenze und beinah die ganze Garnison von Athen löste sich auf, um den christlichen Brüdern gegen die heidnischen Unterdrücker zu Hülfe zu eilen. König Otto neigte sich im Grunde zu Rußland und zu dem Kaiser Nikolaus, den man allenthalben als den Schirmherrn der Legitimität ansah; hier konnte er also mit seinem Volk zusammengehen, es wurde ihm leicht den Begeisterten zu spielen. Er zeigte sich zu Pferde in kriegerischem Schmucke; die Königin, die in sich den Ehr-

geiz fühlte den Orient neu zu gestalten, munterte ihn auf, und es wäre binnen Kurzem zur offenen Kriegserklärung gegen die Pforte gekommen, wenn nicht die Westmächte, die — abgesehen von allen anderen Gründen — eine Beeinträchtigung ihrer Operationsbasis nicht dulden durften, sich beeilt hätten bei Zeiten einen Dämpfer aufzusetzen. Am 23. Mai 1854 landeten französische Truppen, besetzten den Piräus und machten den byzantinischen Kaiserträumen ein rasches Ende. König Otto wurde nun gezwungen, seine bisherige Politik zu verleugnen und an der Hand der Fremden gegen seine eigenen Unterthanen einzuschreiten. Der Groll gegen die bayrische Dynastie steigerte sich mit diesem neuen Beweis ihrer Ohnmacht; denn die Griechen sind allzu eigensinnige Politiker, um die inneren Absichten König Otto's als Entschuldigung seiner Thaten zu nehmen, und der Hinweis auf die Nothwendigkeit wird dem Schwachen selten verziehen.

Die Griechen hatten die unerfreuliche Genugthuung, über ihre schwache und würdelose Regierung herzuziehen; aber der Zweck der fremden Intervention wurde erreicht, die kriegerische Aufregung erlosch oder lebte höchstens noch in den Räubern an der türkischen Grenze fort, die ihr Handwerk nun emphatisch mit politischen Vorwänden schmückten. — Nicht wenig trug zu dieser Abkühlung des Kriegseifers die Veröffentlichung der englischen Blaubücher bei. Die Griechen überzeugten sich aus den positiven Aeußerungen des Kaisers Nikolaus, daß derselbe ein geschworener Gegner der „großen Idee" sei. „Eher als daß ich den Wiederaufbau des byzantinischen Reichs durch die Griechen dulde, eher werde ich den letzten Mann und die letzte Muskete d'ran setzen!" Die Worte des Zaaren wiederhallten durch ganz Europa; in Griechenland waren sie der Todesstoß für die „russische" Partei. Denn es ist ein nicht genug zu beachtendes Factum, daß, wenn der dreifache Einfluß Rußlands, Englands und Frankreichs den politischen Meinungen der Griechen drei verschiedene Nuancen giebt, — darum doch nur eine Partei im eigentlichen Sinn des Wortes unter den Griechen besteht: die griechische. Vor Allem wollen die Griechen sich wieder zu einer Nation machen, vor Allem wollen sie ihre Unabhängigkeit erringen; und wenn sie sich auch zu schwach fühlen, um allein auf dies Ziel loszugehen, so sind sie andererseits viel zu patriotisch, um fremden Beistand durch Vaterlandsverrath zu erkaufen. In Folge der Enthüllungen über die russische Politik wandten sich die Sympathien der Griechen dem traditionellen Gegner Rußlands im Orient zu: es lag eine feine Berechnung darin, wenn man sich in Athen sagte, daß von den drei Schutzmächten England diejenige sei, die man am Meisten streben müsse zu gewinnen. Man kannte Englands Macht und wußte, daß gegen Englands Willen die Türkei nicht so leicht zusammenbrechen werde, als

der Zaar gewähnt hatte. Wie, wenn der Versuch mit Englands Willen unternommen wurde? England, so argumentirte man jetzt, war von jeher Griechenlands eigentlicher Wohlthäter. England wird den Aufbau eines starken Griechenlands neidlos dulden und wird uns einst lieber am Bosporus sehen, als der Zaar. England ist gegen den König Otto, weil es in dessen Schwäche ein Hinderniß unserer Stärke sieht. Es hat die Parker'sche Blocade verhängt, um die bayrische Dynastie unmöglich zu machen. Es hat die Besetzung des Piräus veranlaßt, um König Otto in unseren Augen herabzusetzen. Wir wissen, was noch zu thun bleibt, um den Winken unseres Wohlthäters Folge zu leisten. — Als sich nun Italien mit Hülfe Frankreichs erhob und die Fürsten verjagte, die seiner Einheit im Wege standen, da hielten auch die Griechen den Moment für günstig, um mit Hülfe Englands, für dessen edelmüthige Absichten ihnen die Augen aufgegangen waren, eine Regierung zu stürzen, die sich nach Innen keine Liebe und nach Außen keine Achtung verschafft hatte. Der Mordversuch des jungen Dosios gegen die Königin Amalia zeigte, bis zu welcher Verwilderung sich das unbefriedigte Nationalgefühl der Hellenen steigern konnte. Die Opposition wuchs mit jedem Tage, sie schaarte sich unter das Banner des alten Seehelden Kanaris. Seine Anhänger wiederholten bis zum Ueberdruß: der Unfug der Centralisation und der Polizeistaat müßten beseitigt, die Charte müßte eine Wahrheit werden. Die abstoßende Art, wie Kanaris behandelt, wie er im Augenblick, wo er ein Ministerium bilden sollte, vom König zurückgewiesen wurde, gab den Ausschlag. Wenige Tage später brach die Militäremeute in Nauplia aus, die Verzweigungen unter den höchsten Würdenträgern des Reichs hatte und ganz offen gegen die bayrische Dynastie gerichtet war. Noch einmal legte das Schicksal einen Erfolg in die schwachen Hände König Otto's. Nach dreimonatlicher Belagerung wurde Nauplia von dem alten Philhellenen Hahn zur Uebergabe gezwungen. Aber durch die unzeitige Milde, welche König Otto gegen die gefangenen Rebellen an den Tag legte, ward die Niederlage nur ein verschleierter Triumph der Empörung. Nur neunzehn der Rädelsführer wurden von der allgemeinen Amnestie ausgenommen, und auch diesen gestattete man unter der Hand sich mit hundert und dreißig freiwilligen Exilirten nach Smyrna einzuschiffen, von wo sie alsbald unter dem Titel „Memorandum an die drei Schutzmächte und an die civilisirte Menschheit" eine heftige Anklageacte wider die griechische Regierung in die Welt schleuderten. Die Gnade des Königs wurde als Furcht angesehen, und man ging nur um so entschlossener vorwärts auf der Bahn der Revolution. Am Hofe selbst überließ sich Alles der Freude über den Sieg von Nauplia, man hatte keine Ahnung von der drohenden Katastrophe. Nur das Eine

war gewiß, daß König Otto's Lage immer verlassener ward, daß er unter seinen nächsten Angehörigen und Anhängern einsam dastand und von Intriguen umgeben war, die geradezu sein Ableben oder seinen Sturz in's Auge faßten. Durch seine Kinderlosigkeit, durch den Mangel positiver Thronfolgeordnung und den Widerspruch der hier zwischen dem Londoner Protokoll von 1832 und der griechischen Verfassung (Artikel 40) obwaltete, war der Streit um die Nachfolge gleichsam berechtigt. Während die Königin für einen Prinzen von Oldenburg intriguirte, buhlte die bayrische Gesandtschaft mit der Umsturzpartei zu Gunsten Luitpold's, Italien hoffte einen Sohn Victor Emanuel's, Rußland einen Leuchtenberg durchzusetzen, von englischer Seite war man insgeheim für den Prinzen Alfred thätig.

In diesem Augenblicke der Spannung traf die Nachricht ein, daß eine Bewegung in Akarnanien, an der äußersten Westgrenze des Königreichs, ausbrechen werde. Otto war durch seine Umgebungen so sehr in den Glauben an die königliche Allmacht und an die Anhänglichkeit des Volkes eingewiegt worden, daß er beschloß sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, um durch seine persönliche Autorität jeden Empörungsversuch niederzuschlagen. Kaum war er in Kalamata, als er erfuhr, daß die Garnison von Vonizza, durch den alten Pallikarenhäuptling Griwas aufgestachelt, sich empört, daß Griwas die Absetzung der bayrischen Dynastie proclamirt habe und daß Lepanto dem Beispiel gefolgt sei. In dem wichtigsten Handelsplatz des Peloponneses, in Patras, bildete sich eine provisorische Regierung unter B. Ruphos. Von da lief der Aufstand über Vostitza am Busen von Korinth entlang nach Korinth. Der Telegraphendraht zwischen Korinth und Athen war von der Regierung abgeschnitten worden; aber ehe noch Otto, den die Minister nun schleunig zurückriefen, Athen erreichte, war auch in der Hauptstadt die Nachricht des „Pronunciamento" eingelaufen. Die Soldaten fraternisirten sofort mit dem Volke, und lärmende Menschenhaufen zogen unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit! Nieder mit Otto!" durch die Straßen. Das Ganze machte nichts weniger als einen furchtbaren Eindruck; der blutige Ernst des Pariser Aufstandes lag den heiteren Herbsttagen ferne, während deren man in Athen die bayrische Dynastie verjagte. Das souveräne Volk verschoß eine Unmasse Pulver in die Luft, es demolirte Schornsteine und Gaslaternen und ließ sich von den Droschkenkutschern gratis spazieren fahren. Nichtsdestoweniger war Otto, als er am 23. October 1862 auf der Rhede des Piräus erschien, nur zu schnell geneigt, Alles für verloren zu geben. Die höchste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß, wenn er dem Rath Amalia's, die man deshalb auch die „blutige Hyäne" nannte, gefolgt wäre, seine Anhänger gesammelt und an die Entscheidung der Waffen appellirt hätte, daß dann

noch in der zwölften Stunde die Contrerevolution geglückt wäre. Aber Otto war kein Mann gewaltiger, kühn eingreifender Entschlüsse. Nach dreißigjähriger Regierungsarbeit war er des Regierens herzlich satt. Das Attentat gegen die Königin hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Als daher die fremden Gesandten Audienz bei ihm hatten und bemerkten, daß sie für seine persönliche Sicherheit nicht einstehen könnten, wenn er zu landen versuche, entschied er sich rascher als er sonst wohl pflegte, bestieg ein naheliegendes französisches Schiff und kehrte seinem undankbaren Volk den Rücken. Nicht im Sturm, wie man wohl gesagt hat, sondern im Rauche eines Dampfbootes ist er aus Griechenland verschwunden; und dieses so wenig tragische Ende selbst ist für Otto's Sache bezeichnend genug. Denn wenn man auch nicht in die übertriebenen Vorwürfe der Griechen miteinstimmen darf, die ihn einen „schwachköpfigen Bayern" und seltsamer Weise sogar einen „Tyrannen" genannt haben, so genügt doch eine kurze persönliche Bekanntschaft mit Griechenland und mit den Griechen, um einzusehen, daß die bayrische Dynastie dort unmöglich geworden ist. Otto war kein Tyrann und kein Blutmensch. Er war ein achtbarer und wohldenkender deutscher Mann, der sich in die schwierigen griechischen Verhältnisse, so weit es ihm möglich war, einzuleben suchte und der den redlichen Willen hatte, sein griechisches Adoptiv-Vaterland zu beglücken. Allein er hatte seine Aufgabe in Griechenland nicht besser begriffen, als ein für sichere und gemüthliche Verhältnisse auferzogener deutscher Prinz es konnte; er hatte keinen Einblick in die Gefahren des Regierungssystems, welches seine Vorgänger und insbesondere der Präsident Kapodistrias hinterlassen hatten.

Auch dem jugendlichen Herrscher, welcher gegenwärtig an der Spitze des griechischen Staates steht, fehlt die Warnung der Geschichte nicht. Auch er muß die Klippen erkennen, an denen das Staatsschiff scheitern kann. Aber die Vergangenheit lehrt hier nur, wie nicht regiert werden soll; sie giebt keinen positiven Fingerzeig. Es kommt vor Allem darauf an, daß König Georg sein Augenmerk auf die innere Entwicklung des Landes richtet und Griechenland durch freie Institutionen wirklich zu einem Musterstaat des Orientes macht; dann wird sich auch das Programm der „großen Idee" in der für Griechenland allein nutzbringenden und vernunftgemäßen Weise vollziehen. Aus der reichen Erbschaft ihrer Vorfahren haben die Griechen jene Fähigkeit behalten: fremde Elemente in sich aufzunehmen, zu überwinden und neu zu gestalten. In der Ausübung dieser Fähigkeit werden sie den geistigen Einheitspunkt des Orientes bilden und ihren ächten nationalen Beruf erfüllen. Die einfache Berührung der Cultur mit culturlosen Elementen wirkt verderblich, ja vernichtend ein.

Soll deshalb der Orient von unserer occidentalischen Cultur befruchtet werden, so müssen in unseren Tagen wie im Alterthum die Griechen die Vermittler, Griechenland muß das geistige Bindeglied sein, durch welches die Civilisation des Westens sich mit dem Osten für immer verknüpft. Kein ernstdenkender Mann wird den Griechen verheißen, daß dies Vermittlungswerk auch einen materiellen Lohn tragen und daß dieser Lohn Constantinopel sein müsse. Aber jedes geistige Ringen der Völker wie der Individuen trägt den Lohn in sich selbst, und im Ringen versteht man erst recht, warum man ringt. Die große Idee, für welche die Griechen schwärmen, ist eine unreife und unhistorische Idee. Das alte Hellas war verloren, als Byzanz der Sitz des griechischen Kaiserreichs ward. Die Weltgeschichte lehrt auf jeder Seite, wie unglücklich die Völker sind, welche um der politischen Einheit willen die geistige Einheit auf's Spiel setzen.

Europa kennt durch harte Erfahrungen die fruchtbare Thätigkeit der „nationalen Ideen." Wir haben Wunder von Spannkraft und Energie, von Geduld und Entsagung, wir haben die erhabenen Thorheiten gesehen, zu denen das Nationalitätsprincip begeistern kann. Noch nie aber haben wir gesehen, daß es gut endete, wenn ein Volk, das sich noch nicht selbst bezwungen, das im Innern noch nicht erstarkt war, den ungestümen Wortführern seiner Jugend folgte und die innere Entwicklung hingab gegen äußeren Machtzuwachs. Das sind Fundamentalsätze einer jeden politischen Weisheit. Leider sind sie in Griechenland bisher zu wenig beachtet worden, und die Erfahrung des letzten Jahres scheint dafür zu sprechen, daß es besser gewesen wäre, wenn die Nation im Frühjahr 1863 ihr Schicksal einem Mann und nicht einem Knaben anvertraut hätte.

K. Mendelssohn-Bartholdy.

Die Arbeiterfrage.

I.

Selbsthülfe oder Staatshülfe, — Schultze-Delitzsch oder Lassalle — das sind die Schlagwörter, mit denen heute vielfach die Arbeiterfrage abgemacht wird. Mit Schlagwörtern wird ja die Welt regiert, sollte sich mit ihnen die Arbeiterfrage nicht lösen lassen? Und wir geben zu: die sociale und politische Bewegung im Großen bedarf für ihre Hauptprincipien solcher fester, klarer Worte, in die sie gleichsam ihre ganze Gedankenwelt zusammenfaßt, die sie als Panier aufpflanzt, so doppelsinnig und mißverständlich sie oft sind, so sehr sie dazu beitragen, Phrasen an die Stelle der klaren Erörterung, Einseitigkeiten und Uebertreibungen an die Stelle unparteiischer Erwägung aller Momente und Seiten in ihren mannichfachen Beziehungen und Bedingtheiten zu setzen. Um so mehr aber bleibt für den Theil der periodischen Presse, welcher weniger in die Leidenschaften des Tages verwickelt ist, die Pflicht, die großen Fragen der Zeit ohne Schlagwörter nach ihrem ganzen Zusammenhang zu prüfen, sich bei eingehenderen Erörterungen mehr auf den historischen und wissenschaftlichen, als auf den Standpunkt der bloßen Parteitaktik zu stellen. Von solchem Standpunkt beabsichtigen wir einen Rückblick auf die Arbeiterfrage hauptsächlich nach ihrer ökonomischen Seite zu werfen, ohne auf die politische Seite der Frage, die für Schultze-Delitzsch und Lassalle die Hauptveranlassung ihres Streites war, näher einzugehen, da diese politische Seite nach unserer Ansicht einer eigenen Erörterung bedarf. Eine zweite Beschränkung, die wir uns auferlegen, ist die auf die industrielle, gegenüber der landwirthschaftlichen Arbeiterfrage; obwohl sehr viele Punkte für beide Gebiete dieselben sind, zwingt uns doch der Raum und die vorwiegende Bedeutung der industriellen Arbeiter hiezu. Aber auch in dieser Beschränkung haben wir eine Frage vor uns, deren Bedeutung für unsere ganze Cultur und unsere Zukunft noch lange nicht gehörig gewürdigt wird. Die folgenden Zeilen sollen dazu beitragen, diese ihre Bedeutung in ihr rechtes Licht zu stellen und einen Beitrag zur richtigen Lösung der Probleme zu geben.

1.

Wir leben in einer Zeit des gewaltigsten Fortschritts — das kann selbst der gesinnungstüchtigste Kreuzzeitungsabonnent nicht leugnen. Es ist eine alte, aber richtige Bemerkung, daß vielleicht noch nie in der Geschichte

während der kurzen Spanne von drei Menschenaltern eine solche Umwälzung aller ökonomischen, socialen und politischen Verhältnisse vor sich ging. Versetzen wir uns zurück in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der Feudalstaat hat zwar eine absolutistisch-bureaukratische Färbung angenommen, steht aber im Ganzen noch in voller Blüthe. Der aufgeklärte Despotismus will manches Gute, aber erreicht sehr Weniges. Der Verkehr und das Leben der Menschen sind dieselben, wie sie seit Jahrhunderten ihre alten Geleise gehen. Der Kleinbürger und Handwerker sitzt ruhig und bescheiden hinter den Pfählen seines Landstädtchens, auf dem Geschäfte, das seine Ahnen schon in derselben bescheidenen, durch Zunft und Herkommen gesicherten Weise getrieben haben. Der hörige Bauer zahlt seine Zehnten und Theilgebühren, leistet seine Frohnden und Jagddienste, baut sein Feld, wie seit Jahrhunderten. Alles geht seinen sicheren, gleichmäßigen, aber kleinlichen und gehemmten Gang. Wenig geistiger Verkehr, wenig Berührung mit der Außenwelt; das Reisen ist eine, für die Meisten noch unbekannte Mode; um Politik kümmern sich nur die Fürsten, um Kunst und Wissenschaft fast nur der Adel. Wohl rütteln an den Erkern und Balken des alten verknöcherten Wohnhauses der Gesellschaft die Sturmwinde einer neuen Zeit, und lassen das tiefer blickende Auge errathen, daß die alten Formen dem Einsturz nahe sind; aber der Egoismus will diese Vorboten nicht verstehen und macht den Umschlag nur zu einem um so plötzlicheren und gewaltigeren. Die französische Revolution bricht aus und zertrümmert die alte Gesellschaft nicht blos in Frankreich, sondern mehr oder weniger in ganz Europa. Auf dem Boden der philosophischen und politischen Kritik erwachsen, läßt sie Nichts übrig, als das einzelne Individuum, mit dem eine neue Culturwelt immer beginnt. Die Revolution kann daher nur vernichten, nur die alten Schranken wegräumen; das Recht, das sie schafft, ist wesentlich negativ. Was sie überhaupt schafft, sind vorerst leere politische und rechtliche Formen, die eigentlich erst darauf warten, daß ein Lebensinhalt wieder in sie hineinwachse. Dieser neue Lebensinhalt erzeugt sich aus dem frischen geistigen und wissenschaftlichen, sittlichen und ökonomischen Leben der Völker. Die Entbindung der Individualitäten von einer Unzahl lästiger Schranken ist zugleich die Entbindung einer unendlichen Kraft. Das Bewußtsein, auf sich selbst zu stehen, erzeugt neues Leben, eine gesteigerte geistige und ökonomische Production und Productivität. Erfindung drängt sich an Erfindung. Die Maschine stellt sich neben das Werkzeug, die Fabriken neben das Handwerk, die Theilung der Arbeit verhundertfacht die Leistungsfähigkeit, neue Naturkräfte treten in den Dienst der Menschen und übernehmen die rein mechanischen Leistungen. Mit der Production nehmen der Handel und die

Verkehrsmittel neue nie dageweſene Dimenſionen an. Von den rechtlichen Formen, die bisher den Verkehr regelten, muß eine nach der anderen fallen; auf der freien Bewegung der Individuen beruht ja nach der Doctrin allein die immer wachſende Steigerung der Production. Die Zünfte mit ihren Meiſterrechten, die Monopole und Schutzzölle, die Zehnten und Bodenbeläſtigungen, die Beſchränkungen des Grundverkehrs ſind in der Hauptſache lauter Rechtsformen, die einer untergegangenen Wirthſchaftsperiode angehören, ſie verſchwinden als nutzlos und hemmend mehr und mehr. Abſolute Concurrenz, Individualismus, Einſchränkung der Staatsthätigkeit ſind die Forderungen des politiſchen und ökonomiſchen Liberalismus.

Als das unleugbare Ergebniß dieſer zunächſt ökonomiſch betrachteten Bewegung zeigt ſich uns die heutige geſteigerte Production und Conſumtion. Die Bedürfniſſe Aller ſind geſtiegen; ſelbſt die unteren Klaſſen können ſich Genüſſe erlauben, an die ſonſt kaum Fürſten und Könige denken konnten. Die Kleidung, die Nahrung, die Wohnung hat ſich überall gebeſſert, die Ausgaben für höhere, geiſtige und ſittliche Zwecke ſind wenigſtens in den Mittelklaſſen ſchon bedeutende Poſten der Familienbudgets und ſind in den Communal- und Staatsbudgets zu Summen angewachſen, die einen hohen Grad allgemeiner Cultur andeuten. Es iſt mit dieſer ökonomiſchen Revolution ein gewaltiger Schritt vorwärts gethan in der Beſtimmung der Menſchen; denn alles höhere Culturleben hat die Unterwerfung der äußeren Natur unter die Zwecke des Menſchen, die geſicherte ökonomiſche Exiſtenz zu ſeiner Vorausſetzung und Grundlage.

Aber mit dieſen Lichtſeiten entwickeln ſich auch neue Mißſtände. Die mittelalterliche Wirthſchaftswelt ruhte auf feſten Rechtsnormen, die mit ihren ſtarren Formen zwar vielfach im Einzelnen hemmten, aber bei im Ganzen einfachen Verhältniſſen doch Maaß und Ordnung gegenüber der Willkür und Unſittlichkeit ſchufen. Das viel complicirtere heutige Wirthſchaftsleben ſchien beſonders in ſeinen Anfängen mit jeder beſchränkenden Rechtsform unverträglich; ſeine Baſis iſt die freie Bewegung der Individualität und die abſolute Concurrenz. In dem tauſendfach verſchlungenen Proceſſe der Production iſt der Einzelne in Allem ſeiner eigenen Kraft überlaſſen, ob er ſinken oder ſteigen mag. Das Handwerk, mit ſeinen familienartigen, ſittlichen Beziehungen zwiſchen Meiſter, Geſelle und Lehrling, wird mehr und mehr zurückgedrängt. Die heutige Production drängt vielfach auf den Groß- und Fabrikbetrieb, nur er erlaubt gehörige Arbeitstheilung, gehörige Verwerthung der Naturkräfte und Maſchinen, gehörige Ausnutzung aller Materialien, gehörige Benutzung der kaufmänniſchen Conjuncturen und der techniſchen Fortſchritte, nur er giebt zugleich großen Credit. Die Arbeitskräfte, die die Fabrik in Maſſe braucht, müſſen eine

andere sociale und ökonomische Stellung einnehmen, als der frühere Handwerksgeselle. Besitzlos, ohne Hoffnung auf die Zukunft, steht der Arbeiter seinem Herrn gegenüber. Von Tag zu Tag von seinem Lohn abhängig, muß er diesen um jeden Preis haben; in dem großen Wettkampf der Concurrenz ist er immer der schwache Theil. Das unsittlich hastige Streben nach Besitz und Reichthum auf Seite der Fabrikanten, die Noth auf Seite der Arbeiter führt zur Lohnbedrückung, zum Druckſyſtem, zur absoluten Herrschaft des Capitals in der Wirthschaft, in der Gesellschaft, im Staat.

Halten wir hier inne, — ist das wirklich die nothwendige Consequenz der industriellen Gesellschaft, dient die absolute Concurrenz nur dazu, einige Wenige reich und die Mehrzahl der Arbeitenden entsetzlich elend zu machen? Ist das das Ende unserer vielgepriesenen Cultur und Humanität? Um diese Frage richtig zu beantworten, handelt es sich zunächst darum, zwei grundverschiedene Dinge zu trennen, die man bisher nicht gehörig schied. Wir müssen unterscheiden zwischen den Uebeln, welche der Uebergang in eine neue Cultur und Wirthschaftsform schuf und denjenigen, welche dieser bleibend anzuhängen scheinen. — Die ersteren sind zahlreicher, als man gewöhnlich glaubt; nicht nur die Vernichtung bestehender Familienexistenzen durch Einführung von Maschinen, das Verkommen zahlreicher Handwerkerfamilien und anderes, augenscheinlich nur der Uebergangsperiode Angehörige kommt hier in Betracht, sondern noch unendlich Vieles, was weniger an der Oberfläche liegt und vielleicht theilweise noch wichtiger ist. Dazu rechnen wir vor Allem die Gewohnheiten, die sittlichen und rechtlichen, die nach und nach aus neuen Verhältnissen sich bilden. Im Anfang ist da viel Irrthum, viel unsicheres Tasten, viele Unklarheit, viele Willkür und Schlechtigkeit nicht zu vermeiden. In Recht und Sitte hatte der philosophische, politische und sociale Bruch mit der Vergangenheit gleichsam tabula rasa gemacht und Alles der Willkür des Einzelnen, dem freien Wachsen der Individualität überlassen. Das war nothwendig, damit diese sich entwickele; aber es hatte die Folge, daß das Unkraut mit dem Waizen wuchs, daß es einige Zeit dauerte, bis man es als solches erkennen und wieder ausroden konnte. — Unterscheidet man aber die Uebel dieser Uebergangsperiode von den bleibenden, so muß man auch zugeben, daß für dieselben verschiedene Mittel indicirt sein können, und unsere schnelllebende Zeit, die mit so vornehmer Verachtung bereits auf die socialen, philanthropischen Heilmittel der vierziger Jahre herabsieht, muß auch über diese wieder gerechter urtheilen, wenn sie unsere Prämisse zugiebt.

Um das Alles aber deutlicher zu machen, müssen wir auf die Geschichte unserer industriellen Entwickelung und ihrer socialen

Seiten etwas näher eingehen, wobei wir uns hauptsächlich auf Deutschland beschränken.

Die Friedensschlüsse von 1814 und 1815 trafen die continentale Industrie in keiner sehr glänzenden Lage. Zwar waren einzelne Gewerbszweige durch die Continentalsperre aufgekommen, litten aber jetzt nach Entfernung der unnatürlichen Schranken nur um so mehr unter der englischen Concurrenz. Der Mangel an Capital, die gestörten Handelsverbindungen, die Unfähigkeit, die großen technischen Fortschritte der Engländer sogleich nachzuahmen, die Prohibitivzölle aller Nachbarländer, die ungeordneten Zollverhältnisse im eigenen Vaterland, die auf Handel und Gewerbe drückende Steigerung des Geldwerths, eine vielfach hemmende Gesetzgebung lasteten schwer auf unseren Gewerben. Waren die preußischen Zollreformen von 1818 mit ihren mäßigen Schutzzöllen zwar ein Fortschritt, so kamen sie doch nur einem Theile des Vaterlandes zu gute. Besonders im Laufe der zwanziger Jahre wächst die Klage über die Verarmung der Handwerker aller Orten; die Einführung großer Fabriken mit Maschinen beginnt erst an einzelnen Punkten. Die drückende Lage der Handwerker wird noch dadurch gesteigert, daß dieselben vielfach als Besitzer kleiner Grundstücke in die Ackerbaukrisen jener Zeit verflochten sind.

Die Erweiterung des Zollvereins im Jahre 1833 ist im Ganzen ein günstiger Wendepunkt; zwar leiden einige süddeutschen Industrien, um so mehr gewinnen die norddeutschen. Das einheitliche große Marktgebiet, mäßige Schutzzölle gegen Außen, steigende Concurrenz im Innern, wachsendes Capital allerwärts bringen neues Leben. Die großen technischen Veränderungen werden mehr und mehr eingeführt: die Dampfmaschinen, die Spinnmaschinen, die neuen Methoden der Eisenbereitung kommen in Anwendung. Sogar die Ausfuhr aus dem Zollverein nimmt schon bedeutende Dimensionen an, die Eisenbahnen und die anderen modernen Verkehrsmittel ziehen Deutschland in das Netz der internationalen Arbeitstheilung und des steigenden Welthandels. Mit dieser Entwickelung aber geht der Kampf des kleinen mit dem großen Betrieb Hand in Hand. Besonders die Spinner und Weber, diese Unzahl kleiner selbstständiger Meister können sich nur unter fortwährendem Sinken ihres Lohnes noch halten. Die neuen Verkehrsmittel bringen überall hin neue Concurrenz und die althergebrachten Gewerbsmethoden werden doch so schwer verlassen. Die Maschinen dringen zwar nur langsam durch, aber doch machen sie da und dort Arbeiter brodlos, während der allgemeine Productionsaufschwung, der bald wieder mehr Arbeiter erfordert, sich unter langsamen Uebergängen verdeckt.

In England und Frankreich war dieselbe Bewegung schon viel früher

vollendet. Die größere Oeffentlichkeit hatte dort auch bälder ein Gemeinbewußtsein unter den leidenden arbeitenden Klassen erzeugt; man fing an, deren Elend mehr und mehr als das nothwendige Ergebniß der modernen Industrieentwickelung zu betrachten. Die dort auch stärker eingreifenden Handelskrisen hatten den Lohn theilweise noch tiefer gedrückt. Die Emeuten der Arbeiter brachen aus, die Kluft zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden wurde eine immer größere, die englische Armentaxe stieg von Tag zu Tag und statt das Elend zu mildern, beförderte sie es; 1750 2 Schilling betragend, stieg sie bis 1850 auf 10 Schilling per Kopf der englischen Bevölkerung, d. h. auf 3 Thlr. 10 Sgr.; der Hunger und das dumpfe Gefühl der Verzweiflung hatten dort eine Bewegung unter die Massen gebracht, welche sich gegen alles Bestehende richtete. Der Socialismus und Communismus waren die literarischen Ergebnisse dieser Reflexion des Elends, die in der Phantasie von Menschenfreunden entstanden, als das Glaubensbekenntniß einer, der Verzweiflung nahen Menge, die Gesellschaft mit der größten Gefahr bedrohten. Robert Owen hatte schon in den zwanziger Jahren in England Propaganda gemacht, die Schulen St. Simon's und Fourier's folgten sich in den dreißiger Jahren in Frankreich und zählten — das ist nicht zu verhehlen — die edelsten und besten Denker Frankreichs unter ihren Fahnen.

Der Reflex dieser Dinge jenseits des Rheins erzeugte auch bei uns zu Ende der dreißiger Jahre die allgemeine Beschäftigung mit der Frage des industriellen Proletariats. Man konnte sich nicht mehr verbergen, — es hatte sich mit unserer industriellen Entwickelung eine neue Gesellschaftsklasse gebildet, welche die Gedanken des humanen Menschenfreundes ebenso beschäftigen mußte, wie die des, auf der Schablone Smithisch-Say'scher Weisheit siegessicher schlummernden Nationalökonomen. Das Elend, die Noth, die Unsittlichkeit dieser Verhältnisse war zu klar — es ging nimmer mit Leugnen und Ignoriren, wie man es so lange versucht. Besonders zu Anfang der vierziger Jahre erfolgte ein allgemeiner Ausbruch, traten langvertuschte Uebel als furchtbare Eiterbeulen offen zu Tage. Die Zeitungen und Zeitschriften aus jenen Tagen sind erfüllt mit diesem Thema.

Mehrere Momente waren zusammengekommen, um diesen Culminationspunkt der Arbeiternoth zu erzeugen. Die Rückschläge der englisch-americanischen Krisen vom Jahre 1837 und 1839 drückten schwer auf den deutschen Markt, die Concurrenz mit der wachsenden Industriemacht Englands wurde immer schwieriger, zumal da unsere Schutzzölle den technischen und ökonomischen Uebergang in die neuen Industrieformen eher hemmten oder wenigstens verlangsamten. Die Eisenindustrie am Rhein ging zurück, die Spitzenklöppelei im Erzgebirge stellte ihre Geschäfte ein, die Garn- und

Leinen-Industrie in Bielefeld konnte sich schwer noch über Wasser halten, die jahrelange Noth der schlesischen Weber steigerte sich bis zu dem furchtbarsten Hungertyphus, dem Tausende erlagen. Es kam jetzt zu Tage, daß diese armen Handspinner und Weber seit Jahren kaum einige Groschen täglich verdienten und nur durch eine ihr Elend weit übersteigende Genügsamkeit sich noch erhalten hatten. Die Kartoffelkrankheit gesellte sich dazu, ihnen vollends das Minimum an schlechter, wohlfeiler Nahrung zu nehmen, auf das sie sich bisher verlassen hatten.

Wie war da zu helfen? So sehr man sich mit der allgemeinen Frage über die Bedeutung des Proletariats, über seine Nothwendigkeit und die Mittel, dieser zu steuern, beschäftigte, so war doch die augenblickliche Hülfe für die Noth des Tages die wichtigste und nächstliegendste. Die philanthropische Armenpflege bemächtigte sich des Gegenstandes und hat wenigstens das Verdienst, durch zahlreiche Bemühungen und Einrichtungen vorübergehend die Noth gemildert zu haben. Die sonstige Auffassung der Frage war im Anfang wenig ersprießlich. Man wollte mit Schutzzöllen helfen — als ob man damit nicht Industrien erzöge, die noch stärkeren Stößen ausgesetzt sind; man wollte die alten Zünfte wieder in ganzer Strenge herstellen, damit jeder seinen festen bestimmten Nahrungszweig habe — als ob sich ein Land von den allgemeinen Fortschritten des Menschengeschlechts in der Production, von der technischen und industriellen Vollendung der Arbeitsthätigkeit, von der allgemeinen Steigerung des Reichthums ohne Zurücksinken in die Barbarei ausschließen könnte; man sprach sehr viel von allgemeiner Uebervölkerung, während es sich um locale Brodlosigkeit, um rein locale Krankheiten im Organismus der Volkswirthschaft handelte; man empfahl und betrieb die Auswanderung im Großen — als ob es ein Glück wäre, die besten Arbeitskräfte, die Capital und Kenntnisse haben, zu verlieren und die unthätigen, die jedenfalls zurückbleiben, Kinder und Greise, Schwache und Vermögenslose, Bummler und Asoten allein zu behalten. Diese national-ökonomischen Curen waren im Ganzen unendlich verfehlter als die philanthropischen; denn sie waren für den Augenblick ohne Nutzen, für die Dauer hätten sie wahrscheinlich mehr geschadet.

Die Heilmittel der Aerzte waren mannichfache, mochten auch im Einzelnen Manches zur Linderung beitragen, aber in der Hauptsache half sich der kranke Organismus selbst, obwohl wir damit nicht sagen wollen, irgend welche sociale Krankheit heile sich besser durch das absolute Gehenlassen, als durch menschliche Anstrengungen. Die ganze Krankheit war mehr ein Entwicklungsfieber, das mit der Erreichung der Pubertät nicht ganz aufhörte, aber seine gefährlichsten Symptome verlor. Mit der allseitigen

Entwicklung unserer modernen Großindustrie verminderten sich die meisten Uebel, statt sich zu steigern. Machen wir den Sprung von der Mitte der vierziger Jahre bis zu der Mitte der sechziger, so sehen wir die meisten jener Uebelstände verschwunden. Der Arbeitslohn ist überall im Steigen begriffen, die arbeitenden Klassen sind der Mehrzahl nach in zufriedener glücklicher Lage; besonders in England ist seit 10—15 Jahren ein ziemliches Wohlleben unter den arbeitenden Klassen verbreitet; viele Stimmen gerade aus dem englischen Arbeiterstand selbst bezeugen, daß das Uebel nicht in der zu geringen Einnahme bestehe, sondern darin, daß jeder Groschen sogleich wieder vertrunken und verspielt werde. Wenn der Wochenlohn eines Handwebers in den Rheinlanden 4—5 Thlr., eines Webers für feine Stoffe 5—10 Thlr., eines Bandwirkers 5—8 Thlr., eines Knopfarbeiters 3—6 Thlr., eines Metallarbeiters 5—10 Thlr., selbst der der bloßen Handlanger selten unter 3½ Thlr. ist,*) so ist das für den Familienvater allein eine jährliche Einnahme von 180—600 Thlr. Die verarmten Handwerker sind verschwunden, die übrigen mußten sich theilweise sehr anstrengen, um die Concurrenz mit den Fabriken auszuhalten, sind aber meist in besserer Lage. Tausenderlei verschiedene Momente haben hierzu mitgewirkt, aber die Thatsache ist nicht zu leugnen. Die Frage ist nur die, ob die Besserung selbst eine dauernde oder nur vorübergehende ist, ob die Zustände, wenn sie noch nicht den Forderungen der Menschlichkeit und des Fortschritts entsprechen, wenigstens Keime der Besserung enthalten, ob es sich nur um augenblickliche günstige Conjuncturen für die Arbeiter in dem großen Wettkampfe der Concurrenz handelt, die ihr dauerndes Unterliegen nur hinausschiebt, oder um eine Wendung unserer social-ökonomischen Verhältnisse, die auch der großen Masse der Arbeiter an dem steigenden Genusse irdischer Güter einen entsprechenden Theil auf die Dauer sichert.

Die volle Antwort auf diese Fragen liegt in der Erörterung aller der Momente, welche beigetragen haben, die jetzige Besserung eintreten zu lassen, und aller der Mißstände, welchen noch eine Abhülfe zu wünschen ist. Die Hauptmomente des Ueberganges in das moderne Judustrieleben sind aber die allgemeine Einführung der Maschinen und des Großbetriebes, sowie die Stockungen und Krisen des sich umbildenden Wirthschaftskörpers. Sie gelten zugleich als die Haupturſachen des Arbeiterproletariats.

Das Vorurtheil, daß der Maschinenbetrieb im Allgemeinen weniger Arbeit erfordere und dadurch auf die Löhne drücke, ist gottlob kaum mehr

*) Siehe Wackernagel. Offener Brief eines Urwählers dritter Klasse, der nicht Arbeiter ist, an Ferdinand Lassalle, Elberfeld 1863.

der Bekämpfung bedürftig. Man denke allein an die Massen Arbeiter, die nur der Maschinenbau selbst beschäftigt. Die Maschine hat die ganze Production und Consumtion in einer Weise gesteigert, daß nicht nur die Verminderung der Arbeiterzahl in einzelnen Gewerben stets eine vorübergehende ist, sondern daß besonders jede ersparte Arbeitskraft eine lohnende Beschäftigung in anderen Geschäftszweigen findet. Das Wohlfeilerwerden des einen Productes steigert die Nachfrage nach anderen. So ist z. B. in Würtemberg die Zahl der in der Baumwollspinnerei beschäftigten Arbeiter von 1840—52 von 1200 auf 900 gesunken, von da bis 1861 aber wieder auf 2500 gestiegen. Die der Fabrikarbeiter überhaupt stieg von 1852—61 von 44,000 auf 52,000, während die Totalbevölkerung zurückging. Wie läßt sich da behaupten, die Maschine an sich vermindere die Nachfrage nach Arbeit und erniedrige den Arbeitslohn?

Ein englischer Baumwollspinner verdiente 1804 32½ Schillinge in 74 Stunden wöchentlich im Werth von 117 Pfd. Mehl, 1833 42¾ Schillinge in 69 Stunden im Werth von 267 Pfd. Mehl, 1850 40 Schillinge in 60 Arbeitsstunden im Werth von 320 Pfd. Mehl.

Dann ist wohl zu bedenken, wie auch die Uebergänge stets sehr langsam vor sich gehen. Die großen neuen Maschinen sind sehr kostspielig, ihre Einführung wird theilweise durch Patente erschwert. Einzelne Verrichtungen, wie das Handspinnen der Baumwolle, sind nach Einführung der Maschine allerdings sogleich unmöglich; anders ist es schon in der Weberei. Zwar macht die Maschinenweberei gegenüber der Handweberei natürlich stets Fortschritte. Aber während die Maschinenweberei die einfacheren Stoffe liefert, geht die Handweberei mehr und mehr zu künstlichen Geweben, zur Jaquard- und Corsettweberei über. Statt einfacher Stoffe werden gestickte geliefert. So hat in Süddeutschland ein großer Theil der früheren Weberfamilien in Folge der Maschinenconcurrenz sich auf die Vorhangstickerei geworfen, und sich in dieser Branche so vervollkommnet, daß sie hier sehr viel mehr verdienen, als früher mit der einfachen Weberei.

Kein Gewerbe mußte neben den Spinnern und Webern mehr unter der Maschine leiden, als die Grobschmiede, Schlosser, Messerschmiede, Nagelschmiede, Feilenhauer und andere Eisenarbeiter; bei keinem Gewerbe waren die Klagen in den vierziger und fünfziger Jahren größer, und jetzt zeigen die neuen Gewerbelisten trotz der enormen Zahl solcher Arbeiter, die in eigentliche Maschinen- und Eisenfabriken eingetreten sind, doch auch wieder eine Zunahme dieser Handwerker. Es deutet dies darauf hin, daß gerade der allgemeine Aufschwung der Maschinenindustrie im ganzen Lande wieder viele Handwerker als Reparateure und Hülfs-

arbeiter für einzelne Fabriken beschäftigt, die früher nicht nöthig waren, daß die Handwerker, wenn auch die Maschine manchen Productionszweig ihnen raubt, wieder anderen Productionszweigen sich zuwenden können, in welchen die Maschine ihnen nicht überlegen ist, daß vor Allem viele Meister sich durch Uebergang zu kunstreicheren Producten, welche die Fabriken theilweise selbst von ihnen beziehen, entschädigen können.

Dies führt uns zugleich auf den größten Dienst, den die Maschine dem Menschen erwiesen hat: sie nimmt ihm mehr und mehr die rein mechanische Arbeit ab; sie hat es theilweise noch nicht gethan, weil auch das Maschinenwesen noch nicht vollendet ist; aber es ist ihre Tendenz im Großen und Ganzen. Alle die Declamationen über die entwürdigende Maschinenarbeit als einer blos mechanischen ertödtenden Beschäftigung sind in solcher Allgemeinheit leeres Geschwätz. Für jede rein gleichförmig sich wiederholende Bewegung, welche keine geistige Thätigkeit erfordert, wird mit der Zeit eine Maschine erfunden; dem Menschen bleibt mehr und mehr die rein geistige leitende und künstlerische Thätigkeit. Sie mag theilweise ungesund oder langweilig sein, aber geistig hebt sie den Menschen meist; die Maschine macht exact und präcis, nöthigt zur Anspannung aller Kräfte und Fähigkeiten. Wir erinnern gerade an die Eisengewerbe, an die tausend Arten der Luxusindustrie, an die Möbelfabrication, an die Gold- und Silberwaaren-, Uhren-, Messingwaaren-, Instrumentenfabrication aller Art. Dieser Uebergang gehört zu den schönsten Siegen der modernen Industrie, indem der Fortschritt, der dem Menschen die rein mechanische Arbeit abnimmt, zugleich dem Arbeiter durch eine mehr künstlerische und geistige Thätigkeit die Gelegenheit zu höherem Lohne, dem Consumenten den Genuß besserer, schönerer und wohlfeilerer Producte verschafft. Die Maschine erhöht den Lohn der Arbeiter durch die steigende Nachfrage nach Arbeitern überhaupt und dann hauptsächlich durch die Nachfrage nach feinerer Arbeit, deren Lohn stets ziemlich höher steht, als der gewöhnliche Taglohn. Die Bestätigung dieser Behauptungen läßt sich in jedem Handelskammerbericht finden.

Mit der Maschinenanwendung geht der Großbetrieb Hand in Hand, der eine geringere Zahl selbständiger Unternehmer, eine größere und immer wachsende Zahl unselbständiger Arbeiter schafft. Selbst in den Handwerken zeigt sich dieselbe Tendenz: d. h. eine steigende Zahl Gesellen gegenüber den Meistern. Auf 100 Bäckermeister kamen in Preußen 1828 35 Gehülfen, 1846 57 Gehülfen, 1858 74 Gehülfen und so ähnlich in allen Gewerben. Doch gestaltet sich auch hier die Sache, sobald man etwas näher zusieht und sich nicht blos mit einigen abstracten Phrasen begnügt — ziemlich anders, als diejenigen sie darstellen, die ein Inter-

esse haben, unsere Arbeiter- und Handwerkerverhältnisse so düster als möglich zu malen. Die Zahl der selbstthätigen Personen in Fabriken beträgt in Sachsen 135,328; die Zahl der Handwerker für Herstellung und Beschaffung von Nahrungsmitteln, Anfertigung von Kleidern, Herstellung und Ausstattung von Wohnungen 228,326. In Württemberg kommen auf 30,550 Fabrikunternehmer (incl. aller selbständigen Weber) und 60,357 Fabrikarbeiter, 80,780 selbständige Handwerksmeister mit 64,528 Gehülfen. In England fallen nach Roscher auf 1 Million Fabrikarbeiter jedes Alters und Geschlechts nur an Bäckern, Fleischern, Schustern, Schneidern, Maurern, Dachdeckern, Steinmetzen und Pflasterern, Zimmerleuten, Tischlern, Tapezierern, Rademachern, Drechslern, Glasern, Schlossern, Schmieden, Uhrmachern, Sattlern, Mühlbauern und Müllern — 1,047,077 beschäftigte Männer. In Frankreich sind nach dem Journal des Economistes 5,85 pCt. der Bevölkerung in der Groß- und 21,83 pCt. in der Kleinindustrie, fast die ganze übrige Bevölkerung im Ackerbau beschäftigt. Man sieht, das Handwerk ist noch nicht so verdrängt, die Zahl der Fabrikarbeiter nicht so bedeutend, wie man oft glaubt. Es ist eigentlich nur eine ganz bestimmte Zahl der für den weiteren Absatz arbeitenden Gewerbszweige — wie Weberei und Spinnerei — welche durchaus dem Groß- und Fabrikbetrieb anheimfallen, und selbst in diesen bleibt der Manufacturbetrieb, die Hausindustrie kleiner Meister für einen kaufmännischen Unternehmer lange, oft für immer bestehen. Selbst in England ist die Tuchweberei in der Umgegend von Leeds vielfach noch Hausindustrie der kleinen selbständigen Webermeister. Um Lyon und St. Etienne, wie in und um Crefeld herrscht für die Seidengewebe in der Hauptsache noch die Hausindustrie. Daß ein Fabrikant den Absatz vermittelt, ist für den kleinen Weber ein Vortheil, kein Nachtheil. Jener hält den ersten Stoß jeder Krisis aus; ist er nicht bedeutend, so geht er an dem Weber unvermerkt vorüber, während, wenn dieser ganz selbständig wäre, er viel weniger auf Lager arbeiten könnte und somit die ganze ausgleichende Wirkung der Speculation und Lagerhaltung auf die Preise und den gleichmäßigen Fortgang des Betriebs wegfiele. Viele der wichtigsten Gewerbszweige, die besonders Handarbeit erfordern, werden sich in Gegenden des kleinen Grundbesitzes erhalten, ohne die Arbeiter und Arbeiterinnen zu Proletariern zu machen; so die Strohflechterei, die Stickerei, die Spitzenklöppelei, die Holzschnitzerei; andere Industrien beschäftigen die kleinen Bauern und Weingärtner im Winter, so die Cichorien- und Zuckerfabriken, die daher in Süddeutschland wenigstens gar keinen eigenen Arbeiterstand erzeugen, der nur auf seinen Arbeitslohn angewiesen wäre. Viele Metallwaaren werden am besten durch die Hausindustrie

selbständiger Meister verfertigt, wenn sie auch nachher als das Product einer großen Fabrik, die die letzte Hand anlegt, auf dem Markt erscheinen — so die Waaren der bekannten Gewehrfabriken in Lüttich, die berühmten Solinger Stahlproducte. Innerhalb derselben Industriebranche bilden sich bestimmte Abstufungen für verschiedene Producte. So scheint die Maschinenfabrication am meisten der Concentration zu bedürfen und gerade sie zeigt, wie in ihr die verschiedenen Abstufungen des Klein- und Großbetriebs sich nebeneinander erhalten für verschiedene Producte. Lange haben die Schreiner über die Möbelfabriken geklagt. Die Befürchtung — heißt es in einem württembergischen Handelskammerbericht — die großen Schreinereien, welche mit Hülfe von Maschinen arbeiten, möchten die kleinen Geschäfte ruiniren, hat sich in keiner Weise bestätigt; vielmehr bedienen sich dieselben mit Vortheil der großen Etablissements, um durch sie gewisse Arbeitstheile im Lohn ausführen zu lassen. Mit Ausnahme einiger Großindustriezweige zeigt sich in den meisten Branchen ein stufenartiges Nebeneinanderbestehen von Geschäften der verschiedensten Art. Fabrik und Handwerk gehen überall in einander über. Es zeigt sich sogar in einzelnen Zweigen, daß die Zahl der Unternehmungen ebenso wächst, als die Zahl der Arbeiter; so in der Metallindustrie, Beindrechslerei, Gold- und Silberwaarenfabrication, was beweist, daß hier Geschicklichkeit und Talent, Erfindungsgabe und künstlerische Befähigung ebenso wichtig sind, als das Capital, und daß also hier neben den größeren Geschäften, die die Massenartikel machen, auch eine Reihe kleinerer bestehen und sich bilden können, welche die Nachtheile des kleinen Capitals durch größere Geschicklichkeit ausgleichen.

Innerhalb der kleinen Geschäfte ist die kleinere Zahl Unternehmer und größere Zahl Gehülfen ein Fortschritt, kein Rückschritt. Schon J. G. Hoffmann bezeichnet es als das ökonomische und sociale Ideal, daß jeder Handwerker mit wenigstens drei bis vier Gehülfen arbeite, weil ohne das keine Arbeitstheilung, kein schwunghafter Betrieb, keine Möglichkeit des Ersparens und Capitalisirens gegeben sei. Die Veränderung, die wir in allen Gewerbeaufnahmen vor uns haben, ist also nicht eine Verminderung der ökonomisch gesunden selbständigen Handwerksmeister, sondern ein Wachsthum dieser neben dem Verschwinden der absolut unselbständigen, proletarierartigen kleinen Meister, welche ohne Gesellen und Lehrlinge, ohne gehörige Arbeitstheilung und ohne vollendete Technik nicht vorwärts kamen, und nur ein jammervolles, kümmerliches Dasein fristeten. Nicht um ein Verschwinden des bürgerlichen Mittelstandes handelt es sich, sondern gerade um die Bildung einer gesunden ökonomischen Mittelklasse.

Aber, hält man uns entgegen, der besseren Stellung der geringeren

Zahl Meister stehen um so mehr abhängige Gesellen und Lehrlinge gegenüber. Darauf ist zu antworten, daß trotz der Zunahme der Hülfsarbeiter, in Preußen z. B. in den meisten Gewerben, die Zahl der Gehülfen die der Meister immer noch nicht erreicht hat. Auf dem Lande werden die Verhältnisse immer eine große Zahl allein stehender Meister noch als das Naturgemäße erscheinen lassen. Wenn die Gesellen etwas später sich erst als Meister setzen, nachdem sie so viel erspart haben, um gleich einen ordentlichen Betrieb zu beginnen, so ist das ökonomisch und social eine Besserung. Und endlich halten wir es für eine viel bessere Existenz, als gut bezahlter Gehülfe in einem schwunghaft betriebenen Geschäfte zeitlebens zu bleiben, als ein eigenes Geschäft zu beginnen ohne die gehörigen Mittel, ohne die Möglichkeit, die Concurrenz erfolgreich zu bestehen und damit ohne die Wahrscheinlichkeit, sich ein kleines Vermögen zu sammeln — in tagtäglichem Kampfe mit dem Elend und dem ökonomischen Ruine. Eine große Anzahl dieser früheren kleinen Meister haben in Maschinen- und Möbelfabriken, in Wagenwerkstätten, in den Baugewerken und anderen Industrien unendlich bessere und einträglichere Stellungen erhalten, als sie früher trotz ihrer Selbständigkeit hatten. Die abstracte Nationalökonomie faßt überhaupt diese Verhältnisse oft sehr unrichtig auf. Man spricht einfach von zwei Menschenklassen — den großen Fabrikherrn — den Cotton Lords, die in Reichthum und Ueberfluß schwelgen, und den im äußersten Elend verschmachtenden Arbeitern. Auch hier zeigt die Wirklichkeit statt zweier Schablonen eine unendlich abgestufte Stufenleiter von Existenzen, unendlich viele Mittelglieder, die weder zu den Cotton Lords noch zu den Arbeitern geringster Lage gehören. Man denke an die große Zahl Verwalter, Buchhalter, Commis, Zeichner, Modelleure, Künstler, Maschinisten, Techniker, Chemiker, Aufseher, die die heutige Großindustrie beschäftigt, man denke an die große Zahl fest angestellter Beamten, die die großen Eisenbahnen, Posten, Telegraphen erfordern. Alle diese weit über die Lage der gewöhnlichen sogenannten Arbeiter erhabenen Existenzen erscheinen in unseren Fabriktabellen als Arbeiter und können so zu einer gewissenlosen Statistik ausgebeutet werden, während sie in Wirklichkeit eine behagliche sorgenfreie Mittelklasse bürgerlicher Existenzen repräsentiren, die schon durch ihre feste Anstellung den Gefahren des wechselnden Lohnes entrückt, durch Kenntnisse und Bildung ihren Brodherrn oft ebenbürtig sind, und durch die geschäftsmäßig gebildete Behandlung ihres Verhältnisses zum Unternehmer den Druck der Abhängigkeit und Unselbständigkeit kaum fühlen können. In manchen der feineren Industrien ist beinahe der gewöhnliche Arbeiter in dieser Lage, wie man das z. B. in der Genfer Uhren- und Bijouteriewaarenindustrie beobachten kann; die jungen Uhrenarbeiter stehen

durchaus social den gebildeten Commis in den kaufmännischen Geschäften gleich und bei den älteren, die verheirathet sind, trifft man meist eine Einrichtung von Plüsch- und Mahagonimeubel, wie sie den gebildeten Familien des Mittelstandes entspricht.

Nach all' dem bemißt sich Lassalle's*) Behauptung, 96¼ pCt. der Bevölkerung seien in gedrückter dürftiger Lage und bedürften daher der helfenden Staatsintervention. Wir gehen auf den Streit über die Zahl der Personen, welche mit einem Einkommen von über oder unter 100 Thlr. in den preußischen Steuerrollen verzeichnet sind, gar nicht ein, weil diese Steuerrollen kein Bild geben, das entfernt auf absolute Richtigkeit Anspruch machen kann. Der Streit über diese Zahlen bringt nur ein werthloses Mehr oder Weniger nicht über reale Thatsachen, sondern über relative Steuerzahlen zu Tage. Das Schiefe in Lassalle's Argumentation lag vorweg darin, das Elend der untersten Fabrikarbeiter in möglichst grelles Licht zu setzen und diese dann plötzlich mit den 96¼ oder 72¾ pCt. der Bevölkerung, die mit einem niederen Einkommen in den Steuerrollen stehen, zu identificiren, während die Arbeiter nur einige Procente hievon ausmachen,**) und die große Masse, welche zwischen diese ärmsten Arbeiter und die wenigen höchstbesteuerten fällt, — zwar nicht in Reichthum und Ueberfluß schwelgt, aber doch ein behagliches Auskommen hat, in einer Lage lebt, die, wenn nicht alle Genüsse des Lebens, so doch eine menschenwürdige Existenz mit den Bedingungen zu weiterem Fortschritt bietet. Diese große Mittelklasse in tausendfach verschiedenen Lebenslagen und Stellungen treibt der Mehrzahl nach nicht einmal Geschäfte, die sich zu großen Productionsassociationen eignen, mit denen Lassalle allen heutigen Uebelständen abhelfen will. Am allerwenigsten hätte Lassalle diese Zahlen für sich anführen sollen, denn wenn wirklich 96¼ pCt. der Bevölkerung in dürftiger Lage sind, so kann eine veränderte Vertheilung des Productionsertrags doch nicht helfen; eine Theilnahme der unteren Klassen an dem Einkommen der 3¾ übrigen Procente der Bevölkerung kann diesen ihr Einkommen ja nur um ein Minimum erhöhen. Und um eine veränderte Vertheilung des Ertrags zwischen Arbeitern und Capitalbesitzern drehen sich doch zunächst seine Vorschläge. Zwar fügt er in seiner neuesten

*) Mit Rücksicht auf die Form der folgenden, übrigens rein sachlichen Polemik bemerken wir, daß der Aufsatz unseres verehrten Herrn Mitarbeiters bereits vor dem Tode Lassalle's uns zum Druck vorlag. A. d. Red.

**) Vergleiche hierüber Max Wirth, die Arbeiterfrage und meine württ. Gewerbestatistik in den württ. Jahrbüchern 1862. Heft 2., wonach (S. 166) in Württemberg die eigentlichen Fabrikarbeiter 3,049 pCt. der ganzen Bevölkerung ausmachen, und Württemberg steht heute Sachsen, dem ersten deutschen Industrielande, an Gewerbsamkeit kaum nach.

Schrift*) hinzu, seine Productionsassociationen gingen nicht blos auf eine veränderte Theilung des Productionsertrags, sondern zugleich auf eine Vermehrung und Steigerung der Production, und folgert dies aus den Vortheilen des Großbetriebs gegenüber dem Kleinbetrieb. Aber ist dieser überall anwendbar und ist er überall vortheilhafter? Das ist besonders in der Landwirthschaft noch lange nicht entschieden; jedenfalls kann das nicht soviel ausmachen und lächerlich wäre es, sich einzubilden, dadurch lasse sich das Einkommen von 72½ pCt. der Bevölkerung auf den Betrag der heutigen wenigen Höchstbesteuerten steigern, wenn sie wirklich von dem heutigen Productionsertrag nicht einen Werth von 100 Thalern erhalten würden.

Ein weiteres Uebel, das unserer modernen Großindustrie, unserem Welthandel und der Art seines Betriebs auf Grundlage der sich frei bildenden Marktwerthe anzuhängen scheint, und unserer Zeit besonders auch von Lassalle vorgeworfen wurde, gehört in Wirklichkeit vielmehr den mittelalterlichen Wirthschaftsstufen und allenfalls dem Uebergang in die neue Zeit an, und vermindert sich mit der Ausdehnung des Weltmarktes, mit der Steigerung der Communicationsmittel jeden Tag. Wir meinen die Abhängigkeit der Production von den Marktpreisen und die Störungen und Wechsel der Preise durch theilweise Ueberproduction, durch die Credit- und Handelskrisen, wie sie in den letzten fünfzig Jahren ziemlich häufig waren, aber auch immer kürzer und, vertheilt über größere Räume, immer leichter ertragbar wurden. Lassalle's Hauptanklage gegen unsere moderne Wirthschaftswelt concentrirt sich hierin. Durch den Wechsel der Preise, durch die Krisen und Speculationen ist nach ihm kein Besitz und kein Eigenthum mehr sicher. Besonders der Arbeiter leidet hierunter. Sind plötzlich die Producte, bei deren Fabrication er betheiligt ist, nicht mehr begehrt, so wird er zeitweise ganz brodlos oder er muß, um zu leben, seine Arbeit zu jedem Preise losschlagen, seinen Lohn sich noch weiter herabdrücken lassen. Statt daß jede Arbeit ihres Lohnes sicher wäre, ist bei der heutigen Speculation und Herrschaft des Marktwerthes keine Arbeit mehr sicher, einen entsprechenden Gegenwerth zu erhalten. Das sind Lassalle's Behauptungen. Aber ist denn wirklich der Werthwechsel so groß, jede Production so unsicher durch die Abhängigkeit von den Marktpreisen? Schon der ältere Fichte, dem Lassalle überhaupt hier gefolgt zu sein scheint, hat diese Anklagen aufgestellt, und in jener Zeit Napoleonischer Sperren und gestörter Gewerbsthätigkeit war wirklich der Werthwechsel

*) Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökon. Julian oder Capital und Arbeit. Berlin 1864. S. 222 ff.

ein schroffer und gewaltsamer. Aber heute? ist es denn nicht unzweifelhaft, daß trotz unserer Handelskrisen, ja gerade durch sie die Stetigkeit der Preise immer mehr zu-, der störende Werthwechsel und damit die plötzliche Brodlosigkeit und der Druck auf den Lohn immer mehr abnimmt, daß die Ausdehnung des Weltmarktes den Werthwechsel auf immer kleinere Schwingungen reducirt? Diese Thatsachen gehören ja zu den ersten und anerkanntesten Wahrheiten der Nationalökonomie. So weit heute der Werthwechsel umfassender eingreift als früher — ist das eine Zunahme der solidarischen Gemeinschaft aller Wirthschaftskreise.

Wenn Lassalle mit den etwas unklaren Phrasen von Marx klagt, daß in unserem heutigen Verkehre individuelle und gesellschaftliche Arbeitszeit nicht stets zusammenfallen, und damit nichts anderes meint, als daß manche individuelle Arbeit durch den möglichen Werthwechsel zwischen Production und Consumtion nicht ihre volle Vergütigung erlange — so ist das genau genommen nur die Klage, daß das Individuum sich hier unter die Herrschaft der öffentlichen Meinung, des Allgemeinbewußtseins, das sich im Werth darstellt, beugen muß. Kommt der Werthwechsel von Unglücksfällen, schlechten Erndten oder Kriegen, so sind das Uebelstände, die nie abzuwenden sind, die aber heute den Werth nicht entfernt so afficiren, wie früher, da gerade die Speculation solche Schäden und ihren Ersatz auf die immer größer werdenden Massenvorräthe des ganzen Weltmarkts vertheilt. Was der Einzelne durch solche Werthwechsel verliert, ist gleichsam eine Prämie, die er zahlt, damit die unmittelbar Betroffenen nicht allzusehr leiden. Es ist ein Fortschritt in der wahren sittlichen Solidarität der ganzen Welt.

Hat der Werthwechsel seine Ursache in wechselnden Ansichten der Consumenten, also des ganzen Volkes, so leidet der Einzelne mit Recht hierunter, weil er nicht erwarten darf, daß sein Wille dem aller Uebrigen Gesetze gebe, weil er nicht berechtigt ist, individuell zu erzeugen, was die Gesellschaft nicht werthet. Gerade der Preiswechsel, die Regulirung der Production durch den Werthwechsel, macht den Einzelnen verantwortlich gegenüber der Gesellschaft, verantwortlich in der Vergangenheit und Zukunft. Wenn Lassalle sagt, Jeder muß durch die Herrschaft des Marktpreises und Tauschwerthes verantworten, was er nicht gethan hat; ein zum bloßen Glücksspiel gewordener Productionszustand spielt Ball mit dem Menschen, so würde er eine gerechte Anklage aussprechen, wenn der Einzelne ohne Vernunft und Voraussicht wäre, wenn die Gesellschaft verpflichtet wäre, jede falsche und unrichtige Thätigkeit des Einzelnen zu lohnen, wie die richtige und brauchbare. So aber zeigt der kleinste Werthwechsel schon lange voraus stets der Production den richtigen Weg; der Marktpreis und seine

Herrschaft bringt es gerade dahin, daß der Einzelne thut und schafft, was die Gesellschaft werthet. Unser Börsen- und Agiotagenschwindel birgt viele ökonomische und sittliche Auswüchse, aber auch er trägt dazu bei, das einzelne Capital immer in die Bahnen zu leiten, welche dem Ganzen für jetzt am zuträglichsten sind. In gewöhnlichen Zeiten ist es einfach nicht wahr, daß der Tauschwerth so schnell wechselt, um den Einzelnen jeden Augenblick seines Eigenthums zu berauben. Der Einzelne steht allerdings unter der Herrschaft der gesellschaftlichen Zusammenhänge; aber diese gesellschaftlichen Zusammenhänge sind für gewöhnlich nicht so wechselnd, daß das Individuum sich nicht nach ihnen richten könnte. Und das ist gerade seine Pflicht. Die individuelle Arbeitszeit soll nicht die gesellschaftliche beherrschen, sondern die gesellschaftliche die individuelle, um mit Lassalle'schen Worten zu sprechen. Der Werth als der Ausdruck des Gemeinbewußtseins führt die unerbittliche Herrschaft über individuellen Leichtsinn und individuelle Unerfahrenheit. Es ist nicht richtig, daß es sich hier um unwißbare Umstände handelt. Wenn Lassalle gar behauptet, daß gerade die dümmeren Geschäftsleute bessere Geschäfte machen und die gescheuteren häufiger Schiffbruch leiden, weil die Summe der nicht wißbaren Umstände die Summe der wißbaren jeder Zeit überwiege, so könnte man wirklich zweifeln, ob das ernstlich oder spaßhaft gemeint ist; überdies kann natürlich zwischen der Dummheit an sich und den unwißbaren Umständen kein logischer Zusammenhang nachgewiesen werden. Die geringste Kenntniß in kaufmännischen Kreisen und Verhältnissen lehrt, daß es sich um lauter vorausberechenbare Potenzen handelt, daß selbst lange, ehe die Preise wechseln, an dem Stand des Disconto, der Bankausweise, der Notencirculation, der Aus- und Einfuhrbewegung ein geschärftes Auge jedes kommende Gewitter sieht. Gerade die Furcht des Speculanten vor einem Werthwechsel erzeugt die höchste Anspannung aller Geisteskräfte, nöthigt allein zu solcher Vorsicht, zu solchen Erkundigungen, zum Erwerb so ausgedehnter Kenntnisse, um jeden Mangel, jede drohende Gefahr im Voraus zu erblicken. Ohne diesen Werthwechsel und seine Gefahren wäre gedankenlose Schläfrigkeit der Regulator der Production und die Ursache ewiger Incongruenz zwischen Bedarf und Nachfrage, ewiger partieller Ueberproduction. Durch diesen Sporn, den der Werthwechsel giebt, steht das spähende Auge des Kaufmanns auf der Hochwacht, um alle ökonomischen Strömungen stets zu übersehen, um sogleich und im Voraus jede Minimalstörung durch einen Druck auf die Preise anzudeuten, der Production hierdurch einen Hemmschuh anzulegen, die Consumtion des fehlenden Artikels dadurch zu beschränken, den Mangel auf längere Zeit und größeren Raum zu vertheilen. Die Speculation ist

nichts anderes, als die Anwendung von Vorausſicht und Klugheit, Verſtand und Kenntniſſen in der ökonomiſchen Welt; ſie verſieht die Stelle des Arztes, der jede phyſiologiſche Veränderung, jeden abwendbaren Unfall möglichſt früh zu entdecken ſucht, um durch richtige Vertheilung der Nahrungsſäfte die Geſundheit des Ganzen zu erhalten, wenn auch ein einzelnes Glied hierdurch etwas weniger Nahrungsſäfte erhält als bisher. Die Speculation nöthigt durch den Werth den Einzelnen zur Rückſichtnahme auf die Verhältniſſe und Lage der Anderen, ſie zwingt durch den Werth den Einzelnen zu ſparen, damit Andere nicht Hunger ſterben.

Die Herrſchaft des Werthes, die Herrſchaft der geſellſchaftlichen Zuſammenhänge über das Individuum iſt möglich, weil das Individuum Verſtand und Vorausſicht genug hat, um ſich ihnen anzubequemen, iſt nothwendig, weil ohne dieſe Herrſchaft der Einzelne ſich nicht anſtrengen, ſich auf Andere ſtatt auf ſeine eigene Kraft verlaſſen würde. Wenn daher Schulze ſeine Arbeiter auf die eigene Thätigkeit und Anſtrengung hinweiſt, wenn er vor Allem Selbſtverantwortlichkeit ihnen predigt, ſo leugnet er damit noch nicht alle geſellſchaftlichen Zuſammenhänge, wie Laſſalle es uns glauben machen will; gerade die Bemühungen Schulze's auf ſocialem Boden zeigen, daß er jene Zuſammenhänge recht gut kennt und die Arbeiter und Handwerker vor ihren Schäden zu bewahren ſucht. Jedenfalls wäre derjenige, der unaufhörlich von den Leiden des Individuums unter den geſellſchaftlichen Zuſammenhängen ſpricht, die in gewiſſem Grade gar nicht zu leugnen, aber auch nicht zu vermeiden ſind, verpflichtet, auch die Vortheile, die der Einzelne durch die geſellſchaftlichen Zuſammenhänge, durch die internationale Theilung der Arbeit, durch die heutige Solidarität des Weltmarktes hat, etwas hervorzuheben, und das thut Laſſalle nirgends; er hebt ſtets nur die Schattenſeiten hervor — die Kriſen und Arbeitseinſtellungen, und ſcheint eher noch der mittelalterlichen Naturalwirthſchaft den Vorzug zu geben, wo der Einzelne mehr für ſich iſolirt, aber eben damit auch unendlich ärmer und elender war. Die geſellſchaftlichen Zuſammenhänge waren geringer; es war den oberbayriſchen Bauern einerlei, wie die Kornbörſe in London ſtand — aber dafür konnten Tauſende Hungers ſterben, während einige Stunden davon Andere Ueberfluß hatten. Die Kriſen waren ſeltener, aber andauernder und auf Jahrzehnte wirkend. Sie waren hauptſächlich ſeltener, weil die Marktverhältniſſe ſich wenig veränderten. Das wird aber wieder ſo ſein, wenn Eiſenbahnen und Dampfſchiffe einmal überall eingeführt, mehr und mehr alle Länder in das Netz des Weltverkehrs hereingezogen ſind. Die Kriſen in den letzten fünfzig Jahren, die allerdings die Arbeiter oft brodlos machten, haben ihren Urſprung meiſt in einer Ueberproduction, die in Folge der Er-

öffnung neuer Märkte, deren Faſſungskraft man noch nicht kannte, eintrat. Von Jahr zu Jahr wird dies ſeltener und der Schlag, weil er ſich weiter vertheilt, unbedeutender werden. Und dann iſt nicht zu überſehen, daß von ſolchen Kriſen nur die leichtſinnige und unſittliche Speculation getroffen wird, viel weniger die ruhige, geordnete Production. In Deutſchland haben wir entfernt nicht jene unſittlichen Auswüchſe des Speculationsweſens; die Geſchäfte ſind reeller, es giebt weniger Schwindel, darum haben uns aber auch die Kriſen ſo wenig gethan. Wie leicht ging die furchtbare Kriſis im Jahre 1857 vorbei! Die Handelskriſen, ſagt Schäffle ganz richtig, brechen hauptſächlich das Faule vom Baume der volkswirthſchaftlichen Production. Kommen ſie wie ein Sturmwind, vor dem kein morſcher Zweig Stand halten kann, ſo ſind ſie auch in ſehr kurzer Zeit vorbeigeſauſt. Zumal die Arbeiterwelt leidet durch ſie jetzt vorübergehend, vorübergehender als einſt das Handwerk an localen Stockungen; denn nach Reinigung der Luft in der Unternehmerregion pulſirt bald die Production mit neuer Friſche, nachdem ſie vor den Kriſen langſamer, träger geworden war. Der überraſchend ſichere Gang von Fabrication und Handel 1860—64, trotz der außerordentlichſten Conſtellationen der Zeit, iſt ſprechend für den Fortſchritt in Ueberwindung der fatalen Conjuncturen. Die furchtbare Baumwollenkriſis in England, die auf einem nicht abwendbaren äußeren Unglück beruht — wie leicht wird ſie verhältnißmäßig getragen und wie ſchnell wird ſie durch die Speculation geheilt. Wie allgemein iſt heute das Arbeiten auf Lager in Zeiten der Geſchäftsſtille geworden, nur um die Maſchine nicht ſtille ſtehen, die Arbeiter nicht brodlos werden zu laſſen, die tüchtigen Arbeiter nicht zu verlieren. In Deutſchland und der Schweiz hat die Baumwollennoth beinahe gar nirgends zu Geſchäftseinſtellungen, vielfach dagegen zum Uebergang zu feineren Geſpinnſtnummern, alſo zu einem Fortſchritt geführt. Die große Pforzheimer Bijouteriefabrication hatte faſt ihren ganzen Abſatz nach Amerika und hat unter dem Bürgerkrieg ſehr gelitten. Dennoch wird allgemein auf Lager fortgearbeitet; kein Arbeiter wurde entlaſſen. Das verdankt man der Speculation, dem Credit- und Capitalvorrath, der Größe des heutigen Weltmarktes, den geſellſchaftlichen Zuſammenhängen.

Die geſellſchaftlichen Zuſammenhänge durch die ganze Welt ſind zugleich die große Aſſecuranz für alles individuelle Unglück und die richtende Gerechtigkeit über individuellen Leichtſinn und Ungeſchicklichkeit. Der Einzelne leidet durch den entfernteſten Marktausfall, aber dafür überträgt er ein Unglück, das ihm allein gedroht hätte, auch mit auf Millionen ſeiner Mitmenſchen; was ihn früher zu Grunde gerichtet hätte, ſpürt er heute kaum. Unſere ganze moderne Wirthſchaftsgeſchichte iſt ein W der

sittlichen Solidarität und Gemeinschaft, ein **Wachsen der Gleichmäßigkeit** und Continuität der ökonomischen und socialen **Existenz. Daß mit dem** Uebergang zu so viel Neuem auch viel Irrthum und **Ausschweifung**, viel drückende Ueberspeculation, viele Fehler aus **Unkenntniß der Verhältnisse** verbunden waren — das ist natürlich. **Das Gute und Neue will** stets erkämpft und mit Lehrgeld bezahlt sein.

2.

Die bisherigen Bemerkungen haben uns gezeigt, daß **die Hauptursachen** unseres industriellen Proletariats, der Druck der **Maschinen und Handelskrisen** auf den Arbeitslohn, die Brodlosigkeit vieler **Handwerker und ihr** gedrückte Lage, die Einführung einer ganz veränderten **Technik und einer** ganz veränderten socialen Stellung der verschiedenen **Glieder des Arbeits**organismus, — daß diese Mißstände, die besonders **in den Jahren 1840** bis 1855 auf Deutschland lasteten, wirklich in der **Hauptsache nur vor**übergehende waren. Ebenso sind andere — wie der **schwere Kampf mit** der Uebermacht vorangeschrittener Industrieländer — **mehr und mehr** überwunden und werden noch mehr in den Hintergrund **treten**, je freier die Handelspolitik des Zollvereins sein wird, je mehr sich **unsere Industrie** auf das concentrirt, worin sie am meisten excellirt, **je weniger sie Alles** selbst machen will, auch das, was das Ausland unendlich **besser und billiger** liefert.

Ist damit aber auch erwiesen, daß jene schlimmen **Zustände der Ar**beiter jetzt sich etwas gebessert haben, daß manche Mißstände, **die man als** das nothwendige Product des Maschinen- und Großbetriebs **ansah, durch** den vollen Uebergang zu den Formen unseres modernen **Wirthschaftslebens** von selbst wegfallen, so ist unsere Frage nach der Lage **und Zukunft der** arbeitenden Classen nur eingeengt — nicht erledigt. **Wir haben im Bis**herigen gleichsam nur einige Außenwerke der feindlichen Festung **genommen**, während die Hauptsache noch vor uns liegt. Man kann uns **nämlich** sagen — all' das Bisherige zugegeben, so hebt das die Thatsachen **nicht** auf, daß der Handwerkerstand auf einem abschüssigen Boden **und mit un**gleichen Kräften der Großindustrie gegenübersteht, daß der **Arbeiterstand** wenigstens zu einem großen Theil in drückendem abhängigem **Lohnver**hältniß jeder Krisis ausgesetzt ist und bei jeder Wendung der **Concurrenz** zu seinen Ungunsten einer noch schlimmeren Zukunft entgegensieht, **daß** die Kluft zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden sich immer **erweitert**, daß der Reichthum einiger Wenigen der Armuth Vieler gegenübersteht und daß dies auch in socialer und politischer Beziehung die **ganze Zu**kunft unserer Cultur untergräbt.

Von jeher hat man es für das ökonomische, sociale und politische Ideal gehalten, wenn die Vermögensvertheilung keine zu ungleiche war, wenn neben dem Reichthum der Großen und der Armuth der Kleinen ein mittlerer Besitzstand die breite Masse des Gesellschaftskörpers ausfüllte, wenn die verschiedenen ökonomischen Classen sich nicht geschlossen gegenüberstanden, sondern überall ein allmählicher Uebergang stattfand, wenn die Kluft zwischen den verschiedenen Ständen der frischen Kraft stets überwindbar blieb, wenn die Classeninteressen nicht jenen feindlichen Gegensatz, jenen egoistischen Widerstreit annahmen, der alle sittliche Wechselwirkung, alle Gemeinsamkeit der Ideen und der Weltanschauung, der die Pflicht der Erziehung für die höheren Stände gegenüber den niederen erschwert oder aufhebt.

Von diesem Gesichtspunkt müssen wir unsere industriellen Verhältnisse betrachten. Es handelt sich nicht blos um eine ökonomische, sondern um eine sittliche Culturfrage. Sind unsere Handwerker- und Arbeiterverhältnisse, ist die ökonomische Lebensbasis der Arbeiter — der Arbeitslohn auf dieser abschüssigen Bahn?

Besonders bei der Lohnfrage, die den Kernpunkt des Streites über die Arbeiterfrage bildet, hat es sich gezeigt, wie wenig die abstracte Nationalökonomie, die nichts kennt als das auf einander wirkende Spiel zweier Quantitäten — des Angebots und der Nachfrage — fähig ist, die Räthsel unserer Zeit zu lösen. Der Arbeitslohn, erklärte Lassalle, richtet sich nach dem Angebot und der Nachfrage; sobald die Nachfrage steigt, wird der Arbeiterstand wachsen und damit den Lohn wieder auf das Minimum der landesüblichen Existenz herabdrücken. Aber doch ist der Lohn in der letzten Zeit gestiegen — viel mehr haben ihm seine Gegner nicht entgegenzusetzen gewußt, und eine Thatsache widerlegt ein Gesetz, wenn es ein solches ist, nicht.

Es ist ganz wahr, Ricardo und schon Adam Smith sagen dasselbe, und bis auf die neueste Zeit haben es ihnen die meisten Nationalöconomen nachgesprochen. Daß die spätere Nationalökonomie die Unrichtigkeit dieses sogenannten Gesetzes nicht einsah, beruht wesentlich auf den thatsächlichen Verhältnissen unserer Zeit, auf dem Druck, unter dem die Arbeiter während der Uebergangsperiode litten, auf den noch nicht consolidirten sittlichen Zuständen, wie sie stets nothwendig den Eintritt in eine neue Culturperiode begleiten. Die sämmtlichen Autoritäten, die Lassalle in seinem Arbeiterlesebuch citirt, haben die Zustände der vierziger Jahre vor Augen. In Wahrheit aber ist dieses sogenannte eherne Gesetz nicht viel mehr als eine oberflächliche Abstraction, wie sie der englischen Nationalökonomie gerade um ihres Ausgehens von der Praxis des Lebens willen so oft

passirt. Es läßt sich auf einen großen Theil der englischen Nationalökonomie, besonders auf Ricardo nicht mit Unrecht das bekannte Wort anwenden: Niemand ist doctrinärer und abstracter als ein Praktiker, der anfängt zu schriftstellern. Mit der Auffassung von ein paar Erscheinungen an der Oberfläche glaubt man Fragen erschöpft zu haben, die nur durch das Zurückgehen auf die tiefer liegenden Ketten und Reihen von innern psychologischen und ethischen Ursachen zu lösen sind. So geht es mit vielen national-ökonomischen Fragen; das handgreifliche Facit liegt in äußeren Quantitäten, die sich als Angebot und Nachfrage gegenüberstehen, zu Tage. Die Ursachen aber dieser Quantitäten liegen in dem ganzen sittlich-psychologischen Culturleben, in den Sitten und den Gefühlen, in den Anschauungen und Ideen, in der wissenschaftlichen und geistigen Entwickelung der betreffenden Menschen und Völker. Das dunkle Gefühl hiervon hatte wohl auch die frühere Nationalökonomie, und Geister, wie Adam Smith, haben dies nie aus den Augen gesetzt; aber die Mehrzahl der Epigonen hielt sich rein an das äußere Güterleben, an die stofflichen Quantitäten, und fertigte die Forderung einer psychologischen Begründung des ökonomischen Handelns mit einer Verweisung auf den Egoismus, als die alleinige wirthschaftliche Triebfeder des Menschen ab. Man nahm als wirkendes Princip einen abstract gleichen Menschen an, der nirgends existirt. Wie diese Annahme zu einem nationalökonomischen Nihilismus und Quietismus geführt hat, als ob das immer gleichmäßig nach abstracter Schablone sich vollziehende Spiel und Aufeinanderwirken jener äußeren Güterquantitäten das ganze wirthschaftliche Leben beherrschte, während umgekehrt jene Quantitäten erst das Ergebniß der sittlich-psychologischen Grundlagen des Volkslebens sind, wollen wir nur andeuten. Die Praxis des Lebens verzichtete ohnmächtig auf jede Handlung, in der sie nicht das blinde Walten eines individualistischen Egoismus erblickte, und verkannte den Zusammenhang des ökonomischen Lebens mit dem Recht und der übrigen Culturwelt.

Jene Nationalökonomie, die nur blinde Kräfte und Quantitäten kennt, hat das Stichwort von Naturgesetzen der Volkswirthschaft aufgebracht, das nichts Besonderes sagt, wenn es blos die Gesetzmäßigkeit auch des ökonomischen Lebens bezeichnen will — gesetzmäßig ist alles Leben, das geistige so gut wie das natürliche; aber diese wissenschaftliche Richtung hat zugleich die verderbliche Auffassung verbreitet, als ob der Mensch nicht freigestaltend in das ökonomische Leben eingreifen könnte, als ob auf ihn und seine sittliche Kultur nichts oder nicht viel ankäme, als ob er hier immer nur die erbärmliche Rolle eines todten Zahnrades im ewig von selbst gleichmäßig sich abwickelnden Uhrwerke der Volkswirthschaft zu spielen hätte.

An die Stelle concreter Beobachtung, welche das wirthschaftliche Leben aus den Quantitäten der Nachfrage und des Angebots, diese Quantitäten selbst aber wieder aus ihren inneren Ursachen ableitet, traten schablonenhafte Abstractionen, die irgend beliebige jeweilige Erscheinungen oder Bewegungen ohne Erfassung der inneren Ursachen als „eherne Naturgesetze" der Volkswirthschaft verkündeten. So ging es auch in der Lohnfrage. Die Behauptung, jedes Steigen des Lohnes erzeuge nothwendig ein weiteres Angebot und drücke damit den Lohn wieder auf das Minimum der Unterhaltungskosten herab — ist eine Abstraction, die das Wichtigste übersieht, nämlich die ganze zwischen Anfang und Ende dieser Bewegung liegende Kette von psychologischen und ethischen Ursachen, die jeden Tag, jede Stunde, in jedem Lande und in jeder Stadt wieder andere sind, die sich durch Alles, was geistig und sittlich auf den Menschen wirkt, stündlich verändern und daher absolut keinen allgemeinen Schluß gestatten. Wechseln aber jene Ursachen, so wird auch die zu Tage tretende äußere Bewegung des Lohnes nicht stets dieselbe bleiben. Wenigstens bliebe jetzt stets der Beweis nöthig, daß die inneren Ursachen unveränderlich sind. Das sind sie aber nicht. Die ganze Weltgeschichte läßt sich nur begreifen aus dem Fortschritte der Ideen und Anschauungen, der Gefühle und der Denkungsweise der Menschen. In ihnen liegen die inneren Ursachen, die auch alle äußere Gestaltung des Lebens, wie Wissenschaft und Kunst, Staat und Kirche, Gesellschaft und Wirthschaft aus sich erzeugen, wenn auch umgekehrt, wie bei allem Organischen, diese äußeren Gestaltungen als solche wieder auf das innere psychologische Volksleben zurückwirken.

Welches ist nun aber die Entwicklung dieser ursächlichen Ideenwelt der Menschheit, von welcher alles menschliche Handeln abhängt? Die Entwicklung ist eine ethische, sofern man das Wort nur richtig versteht, d. h. es ist eine Entwicklung, die stets darauf hinausläuft, die verschiedenen berechtigten Zwecke der Menschheit in angemessene Harmonie zu bringen, durch wechselseitiges Aufeinanderwirken der verschiedenen Lebensgebiete jedem seine richtige Grenze, seine entsprechende Laufbahn zu geben. Der Mensch hat durch seine natürlich-geistige Bestimmtheit eine Reihe von Aufgaben. Die Ethik oder die Lehre vom menschlichen Handeln ist nichts anderes, als die Untersuchung dieser Aufgaben in ihrer gegenseitigen Bedingtheit und Harmonie. Die sittliche Aufgabe des Einzelnen ist es, die verschiedenen Zwecke seines Daseins in richtige Harmonie und Ordnung zu setzen, die sittliche Aufgabe des Ganzen ist es, die verschiedenen Zwecke der Menschheit durch richtige Gliederung der Gesellschaft und richtige Wechselwirkung unter den Gliedern in Harmonie und

Ordnung zu bringen. Die sämmtlichen Ideen und Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten eines Volkes in Bezug auf alle Gebiete menschlichen Handelns und ihre wechselseitige Bedingtheit, bilden seine ethische Weltanschauung, mag diese nun eine richtige oder unrichtige sein. Von ihr nun hängt alles menschliche Handeln ab, auch das ökonomische. Daraus ergeben sich für unsere Frage die wichtigsten Schlüsse. Damit haben wir den sittlich-rechtlichen Boden auch für die Arbeiterfrage gewonnen.

Die Basis der Gliederung der Gesellschaft ist die Wirthschaft, die Arbeitstheilung. Diese natürliche Gliederung wird aber von selbst zu einer sittlichen, wie alles Sittliche eine natürliche Grundlage hat, wie die Sittlichkeit nichts anderes ist, als die richtige durch die Vernunft vermittelte Entwicklung des Natürlichen. Es verbinden sich von selbst mit der Theilung der Arbeit, mit dem Arbeiten für einander und neben einander gewisse Pflichten und sittliche Gewohnheiten, die die Voraussetzung jedes weiteren ökonomischen Fortschritts, wie der weiteren geistigen und politischen Entwicklung sind. Schon bei dem rohesten Stamme wird sich aus dem wilden Chaos des thierischen Lebens, der natürlichen Instincte und Leidenschaften nach und nach, in Folge der sich wiederholenden Fälle, durch Schaden, durch Interesse, durch Einsicht und Voraussicht eine gewisse Ordnung des Lebens bilden, die den Keim der Sitte, des Rechtes, des Staates, der bürgerlichen Gesellschaft enthält.

Achtung des Eigenthums, Treu und Glauben im Handel und Wandel sind die ersten Anfänge dieser sittlichen Gestaltung des ökonomischen Lebens. Alles Recht ist nichts anderes, als ein Minimum sittlicher Pflichten für das äußere Zusammenleben, ohne welche das Ganze nicht gedeihen kann, ohne welche der Egoismus des Einzelnen zu störend den Anderen gegenüber träte. Das Recht ist der äußere Organismus, um die Gesellschaft in ihrer richtigen Gliederung und harmonischen Wechselwirkung gegenüber den Störungen der Individualität zu erhalten. Je roher die Zustände sind, desto mehr bedürfen alle Lebensgebiete, auch das ökonomische dieses äußeren Haltes, der sich nur der Form, nicht dem Gehalte nach von den rein sittlichen Geboten und Pflichten, welche das ganze sociale Leben zusammenhalten, unterscheidet. Der Fortschritt in der menschlichen Freiheit ist nie ein Fortschritt in der Willkür, sondern eine Verrückung der Grenze zwischen erzwingbarem Recht und freier Sittlichkeit. Das Recht ist eine Hülfe in der Noth, wenn der stets vorzuziehende freie sittliche Volksgeist nicht ausreicht. Seine Hülfe ist stets zweifelhaft, weil das Recht als starre Regel und Formel schwer so zu fassen ist, daß es nicht manches individuell Berechtigte verletzt, wie selbst die allgemeinsten Rechtsgrundlagen — individuelles Eigenthum und Heiligkeit der Verträge im ein-

zelnen Fall sittlich nicht Berechtigtes schützen können. Summum jus — summa injuria. Das hebt aber die allgemeine sittliche Grundlage des Rechtes nicht auf, sondern weist nur darauf hin, das Leben und das menschliche Handeln, überall wo es geht, wo die sittliche Kraft ausreicht, ohne starre Rechtsregel der freien sittlichen Gestaltung zu überlassen. Diese ist die Hauptsache, das Recht ist nur ein kleiner aber absolut geschützter und gesicherter Theil der sittlichen Grundideen eines Volkes.

Alles menschliche Handeln nun ist ein gegenseitig bedingtes, ein Compromiß zwischen den verschiedenen Aufgaben und Zwecken des Menschen, die Einfügung jeder einzelnen Handlung wie des einzelnen Menschen in den richtigen Zusammenhang des Ganzen. In diesem von Sitte und Recht vermittelten Zusammenhang besteht alles Ethische. Von ihm ist auch jede ökonomische Handlung bedingt. Sie steht in dem Zusammenhang des ganzen Lebens; die Gewohnheit und Sitte wird also stets eine solche Handhabung der ökonomischen Handlungen hervorrufen oder hervorzurufen suchen, daß sie sich mit dem Gedeihen des ganzen Lebens verträgt. Und wie für die Gesundheit des ganzen Organismus die Gesundheit jedes einzelnen Gliedes nothwendig ist, und die richtige Function jedes Gliedes hauptsächlich auf der entsprechenden Größe und Bedeutung desselben gegenüber den anderen beruht, so ist es auch mit dem Organismus der menschlichen Zwecke. Keiner steht für sich allein, sondern ist mitbedingt durch die anderen und wird selbst am Besten gedeihen, wenn er das richtige Verhältniß zu den anderen Zwecken einnimmt. Ist das ganze Culturleben von einem Zwecke zu sehr beherrscht oder will ein Glied des Organismus, eine Classe der Gesellschaft unrichtig oder ungesund sich ausbilden, so entstehen die gesellschaftlichen Krankheiten und mit ihr die socialen Gegentendenzen. So auch heute, da das ökonomische Leben d. h. die Art seines heutigen Betriebes, die dabei herrschenden und entstehenden Sitten und Gewohnheiten, der rechtliche und polizeiliche Rahmen, in dem es seine Bewegungen vollzieht, ein soziales Glied zu erzeugen scheinen, das die Entwicklung des gesammten Organismus und damit aller anderen Lebenszwecke bedrohen könnte. Damit werden eine Unzahl Tendenzen wachgerufen, welche auf eine Aenderung der betreffenden Verhältnisse, Sitten und Anschauungen; möglicherweise, wenn es nöthig ist, auch des geltenden Rechtes hinwirken. Jede ökonomische Gestaltung, welche mit der Harmonie des ganzen Culturlebens sich nicht verträgt, ruft in dem allgemeinen Bewußtsein und damit auch im Leben selbst eine Reaction hervor, die den Keim zur Besserung enthält. Diese Reaction mag im ersten Tasten irren, sich täuschen, mancherlei probiren, ehe sie das Rechte findet, wie das in den unklaren Forderungen des Socialismus und Communismus geschah; aber zuletzt

wird sie die Harmonie und Ordnung des ganzen Culturlebens wiederherstellen, wenn nicht die gesellschaftliche Mißbildung, die Verrückung gesunder sittlicher Ideen schon so groß ist, daß die ganze Culturepoche untergehen muß und der Menschheit nur übrig bleibt, von Neuem ihre Aufgabe auf anderer Lebensbasis, mit einem anderen Ethos und mit einem anderen Recht wieder zu beginnen. —

Weil das ganze ökonomische Leben überall nur auf dieser Grundlage der allgemeinen sittlichen Weltanschauung, des Ethos und der Rechtsidee sich bewegt, auf jedem Punkte davon bedingt ist, weil diese Factoren nur langsam und nach und nach sich ändern, hat man bisher immer geglaubt, von ihnen abstrahiren zu können. Die Volkswirthschaft glaubte genug zu thun, wenn sie ganz in abstracto den gebührigen Rechtsschutz vom Staate fordere. Aber welches ist das Recht, das zu schützen ist? Es ist zu jeder Zeit wieder ein anderes: es wird bedingt gerade durch die verschiedene volkswirthschaftliche Gestaltung und den Einfluß der sittlichen Ideen der Zeit auf das ökonomische Leben. Bei jeder volkswirthschaftlichen Betrachtung ist irgend welche Rechtsanschauung und Moral stillschweigend vorausgesetzt. Auch im praktischen Leben ist das so. Die öffentliche Meinung, das Gewissen der Menschheit, hält strenges Gericht auch über alles ökonomische Handeln. Nehmen wir ein Beispiel. Freie Concurrenz ist das Losungswort unserer Zeit. Niemand stimmt dem mehr bei als wir, sofern es sich um den Kampf gegen die nicht mehr passenden Beschränkungen der Concurrenz aus der Feudalzeit handelt, aber nichts falscher, als wenn man mit diesem Schlagwort jede individuelle Uebervortheilung für gerechtfertigt hält, wenn man sie mit der willkürlichen Herrschaft des Individualismus identificirt. Das Individuum braucht manche rechtlichen und polizeilichen Schranken der Concurrenz heute nicht mehr, weil die sittlichen Schranken mit der öffentlichen Meinung, mit jeder Steigerung der Verkehrs selbst wachsen, nicht weil das freie Belieben des Individuums an sich das richtige wäre. Das freie Belieben des Individuums ist auf allen Gebieten des menschlichen Handelns nur berechtigt, soweit es sich mit den allgemeinen sittlichen Forderungen der Humanität und der Gesellschaft verträgt. Sind die Individualität und das Ethos dauernd im Widerspruch, so kann scheinbar die siegende Individualität eine Zeitlang gewinnen, aber auf die Dauer richtet sie sich selbst zu Grunde. So auch, wenn irgend welche Einrichtung des wirthschaftlichen Lebens in Widerspruch mit der Sittlichkeit d. h. wenn ein Lebenszweck der Menschheit nicht in Harmonie mit den anderen ist. Scheinbar kann ein Glied eine Zeitlang wachsen, dann aber wird seine unrichtige

Stellung und sein unrichtiges Wachsthum den ganzen Organismus und damit sich selbst zu Grunde richten.

Ueberall kommt es auf die harmonische Entwicklung der verschiedenen Zwecke, auf die harmonische Wechselwirkung der verschiedenen Individuen an. Die moderne Concurrenz hat gerade durch das Schaffen eines allgemeinen Werthbewußtseins das Individuum unter die Herrschaft der allgemeinen Verhältnisse gebeugt, freilich nur wo die Concurrenz auf dem Boden eines entsprechenden Rechts und einer entsprechenden öffentlichen Meinung steht. Sie sucht gerade alle individuelle Willkür, alle egoistische Uebervortheilung zu entfernen, sie sucht das ökonomische Leben auf die Basis allgemeiner Momente zu stellen, gegenüber dem individuellen Egoismus. Die Concurrenz sanctionirt somit nicht die Ausbeutung der augenblicklichen und individuellen Verhältnisse, sondern sucht diese zu entfernen. Sind aber nun die realen Quantitäten von Angebot und Nachfrage solche, die sich nicht mit dem sittlichen Leben vertragen, so muß zunächst wohl die Concurrenz die Preis- und Werthverhältnisse hiernach gestalten; die Quantitäten und das einfache Verhältniß derselben zu einander kann kein sittliches Pathos ändern. Sie machen sich stets unerbittlich geltend. Gegen sie hilft kein plumper Gesetzeszwang. Eben darum, sagen häufig die Nationalökonomen, ist jeder Eingriff in sie nur eine lächerliche Nichtachtung der „ehernen Naturgesetze." Allenfalls wird, wenn einmal ein zu großes Angebot von Arbeit vorhanden ist, der Lohn nie durch sittliche Entsagung und durch Opfer von Seite der Besitzenden steigen, statt zu fallen. Solchem Verlangen gegenüber haben die Oekonomisten nicht ohne Berechtigung stets nur mit einem höhnischen Lächeln geantwortet; das ist nicht der Weg der Abhülfe. Aber sind die augenblicklichen Quantitäten nicht zu ändern, so sind doch die Ursachen derselben menschlicher Einwirkung offen. Die öffentliche Meinung wird aus der durch die Concurrenz erfolgten Preis- und Lohnänderung sogleich abnehmen, daß hier Uebelstände vorliegen. Der sittliche Volksgeist wird sich der Sache bemächtigen und hat stets das Heilmittel in seiner Hand, besonders wenn es sich um das Angebot von menschlicher Arbeit handelt. Er wird auf das ganze geistige und sittliche Culturleben, das mit seinen tausenderlei Ursachen dieses Angebot von Arbeitern erzeugt und regulirt, zurückwirken; er wird den Arbeiterstand geistig und sittlich zu heben, ihn von proletarischer Vermehrung abzuhalten suchen, er wird auf eine solche Aenderung der Sitten, der Gewohnheiten, der öffentlichen Meinung und wenn es nöthig ist auch des Rechts hin wirken, die zu dieser Umgestaltung erforderlich und hülfreich ist. So werden die Quantitäten von Angebot und Nachfrage nicht mechanisch und äußerlich zu Gunsten der Arbeiter geändert, sondern organisch

und innerlich im Proceſſe der Culturentwickelung dahin geführt, daß ſie bei einem für die harmoniſche Ordnung das Cultur- und Geſellſchaftsleben günſtigen Punkte in's Gleichgewicht kommen. Hierzu trägt vor allem eine richtige ethiſche Auffaſſung und Durchbildung aller Lebensverhältniſſe bei; wie aber auch das äußere Recht, die Staats-Verfaſſung und Verwaltung hierbei betheiligt ſind, wollen wir wenigſtens mit ein paar Worten andeuten.

Jede Theilung der Arbeit erzeugt eine factiſche Gliederung der Geſellſchaft, und dieſe factiſche Gliederung wird ſtets in gewiſſem Maaße zu einer rechtlichen. Auf dieſem Rechtsboden erſt entſteht das freie Spiel der wirthſchaftlichen Kräfte, das ſomit nie ein abſolut freies, d. h. ein im Sinn rein individueller Kräfte willkürliches iſt. Man denke an die Sklaverei, an das Kaſtenweſen, an die mittelalterliche Corporations- und Feudalverfaſſung und heute: — iſt die wirthſchaftliche Gliederung nicht auch eine rechtliche? Iſt es nicht der Beſitz, der regiert und Geſetze giebt — vielleicht bis jetzt mit Recht, weil er auch in geiſtiger Bildung am weiteſten iſt. Aber iſt nicht wenigſtens die Gefahr vorhanden, daß er als das herrſchende Princip zugleich die Rechtsordnung für ſich ausbeutet, während die Recht und Pflicht negirende oder nicht achtende Nationalökonomie nicht merkt, wie in dem Kampfe der Concurrenz die Kräfte immer ungleicher werden. Das iſt einer der Punkte, wo der Socialismus unſerer Bourgeoiſie in's Herz getroffen und auf einen Zuſammenhang aufmerſam gemacht hat, der jetzt nicht mehr überſehen werden kann. Die Geſetze über die Formen der Unternehmung, über Patente und Gewerbeconceſſionen, über Schutzzoll und Steuerſyſteme, über Kornzölle und Agrarpolitik, über Kinderarbeit und Druckſyſtem, über Armenweſen und Niederlaſſung, die Staatsunterſtützungen mit Anlehen, wie ſie unſere Großinduſtrie ſo häufig empfing, die Zinſengarantien, das ganze Privat- und öffentliche Recht, greifen in dieſen Concurrenzkampf zwiſchen Arbeit und Capital ein.

Die wirthſchaftliche Kraft jedes Individuums, das eintritt in den Concurrenzkampf, iſt bedingt durch die geſellſchaftlichen Zuſammenhänge, durch das beſtehende Recht und noch mehr durch die beſtehende Sitte, durch die Ideen und Anſchauungen, die es aus ſeiner Familie und Gemeinde als Mitgabe empfangen, durch die Erziehung, die es genoſſen, durch die öffentliche Meinung, die in den Kreiſen herrſcht, denen es angehört. Im Vergleiche verſchiedener Zeitalter ſieht das Jeder ein; aber auch zu gleicher Zeit und in demſelben Lande ſind gerade die Arbeiterverhältniſſe verſchieden wie Tag und Nacht, je nach der allgemeinen Humanität und ſittlichen Bildung, welche Fabrikanten und Arbeiter beherrſcht. Man vergleiche in Frankreich die Fabrikdiſtricte um Mühlhauſen und die um Rouen.

Diese ethische Vertiefung aller ökonomischen Fragen, dieser Nachweis des Zusammenhangs alles äußeren Lebens mit den psychologischen Ursachen giebt uns auch die richtige Auffassung für die allgemeinen abstracten Begriffe „Selbsthülfe und Staatshülfe." Das ökonomische Leben hängt zuerst allerdings stets von natürlichen äußern Bedingungen und Thatsachen ab; aber bei gleicher Entwickelung dieser, welche sich jedenfalls mehr auf die Production als die Vertheilung der Güter beziehen, ist die verschiedenste sittliche Gestaltung denkbar, und doch nur wenn diese ethische Entwickelung die richtige Bahn einschlägt, ist auch für das rein äußere Güterleben der immer weiter gehende Fortschritt möglich. So werden die innern Ursachen so wichtig als die äußeren auch in der Nationalökonomie, ja sie werden mit der fortschreitenden Geschichte zur Hauptsache, je mehr der Mensch die Natur und nicht mehr die Natur den Menschen beherrscht. Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Darum kann jede Besserung nur dann fruchten, wenn sie nicht blos äußerlich den unteren Classen und hier speciell den Arbeitern etwas bietet, äußerlich die Quantitäten von Nachfrage und Angebot zu ihren Gunsten gestaltet, wie es jede Garantie eines Lohnminimum, jedes Recht auf Arbeit und ähnliche Vorschläge nur thun würden. Wenn die Reform nicht innerlich umgestaltet, so ist Alles umsonst. Das übersehen die sämmtlichen Socialreformer von St. Simon bis zu Lassalle herab; die gewaltsamste Aenderung unsers äußeren socialen und wirthschaftlichen Mechanismus allein ohne Aenderung der innern Motive und Ideen der Menschen verläuft stets zu einem kläglichen Ende, und am wenigsten hat der Staat als solcher die Macht und Fähigkeit mit einem Zauberstabe die innern Grundlagen zu ändern, wie er das äußere Recht umzugestalten vermag, so wenig wir ihn sonst mit der sogenannten Manchesterschule blos auf den „Nachtwächterdienst der Sicherheit für die Besitzenden" reduciren wollen, wie Lassalle sich ausdrückt. Darum ist Selbsthülfe und Selbstverantwortlichkeit das einzige Heilmittel für unsere Zeit, wenn hiermit das Princip ausgesprochen werden soll, daß nur solche Aenderungen dauernd etwas frommen, die das innere Selbst, das Denken und Wollen der arbeitenden Classen umwandeln. Wie in der Religion das neue Evangelium der Humanität dahin lautet, daß nur eine Versöhnung in der eigenen Brust das Heil dem Menschen bringt, nicht mehr eine von außen gebotene, so auch auf anderen Lebensgebieten. Die Forderung der Selbsthülfe und Selbstverantwortlichkeit der arbeitenden Classen ist richtig verstanden nichts anderes als die Anerkennung des großen Satzes, daß alles menschliche Handeln und Betreiben aus den inneren sittlichen Grundlagen des Menschen entspringt, daß die Welt mehr von Innen nach Außen, als von Außen nach Innen umgestaltet werden muß, daß wenigstens jede nur

äußere Umgestaltung erfolglos bleibt. Damit soll natürlich die Wechselwirkung, in der jeder Mensch mit seinen Nebenmenschen und der äußeren Welt steht, nicht verkannt werden, und daher wird auch nicht jede Wirkung von außen her auf das Innere zu verwerfen sein, sondern nur eine solche, die blos äußerlich bleibt und den inneren Menschen nicht umgestaltet — wie z. B. meist die bisherige Art der Armenpflege oder wie es eine allgemeine communistische Versetzung der arbeitenden Classen in plötzlichen Reichthum thun müßte. Jeder helfe sich zunächst selbst — verdanke sich und seiner Kraft und Arbeit seine Besserung; das ist der sicherste Weg, um mit dem ökonomischen Fortschritt stets den innern geistigen und sittlichen zu vereinigen. Aber daneben darf die Pflicht des Staats, durch richtige Gesetze, durch Sorge für allgemeine Bildung, durch rechtliche und polizeiliche Schranken gegen absolute Unsittlichkeit für die niederen Classen zu sorgen und ebenso wenig darf die große Culturwirkung der höheren auf die niederen Classen, diese wichtige Form der Erziehung des Menschengeschlechts außer Acht gelassen werden — gerade in der Arbeiterfrage.

Der gesellschaftliche Egoismus, der unversöhnte Widerstreit der verschiedenen Gesellschaftsclassen, die Ausbeutung der untern durch die obern, das war die Klippe, an der die früheren Culturepochen scheiterten und an der auch unsere Zeit zu Grunde geht, wenn sie nicht ethische Kraft mehr hat, sie mit sittlichem Geist zu überwinden.

Der Anfang der Cultur setzt immer nur einen kleinen Theil der Gesellschaft in Stand, ein höheres menschliches Dasein zu führen. Das Kastenwesen war nöthig um die indische Cultur, die Sklaverei um die griechische zu erzeugen. Was aber im Anfang nothwendige Voraussetzung war, um die Cultur überhaupt möglich zu machen, wird später zum Unrecht, da jetzt Reichthum und Bildung im Allgemeinen so gestiegen sind, daß auch die unteren Classen daran theilnehmen könnten. Schließt sich statt dessen der Egoismus der herrschenden Classen hermetisch ab, erkennen diese ihre Pflicht nicht, die unteren Classen geistig und sittlich zu heben oder wenigstens diese Hebung nicht zu hindern, so folgen entweder jene Revolutionen, die einer noch unreifen Menge die Gewalt in die Hände geben und so die Zukunft untergraben, oder es folgt mit der steigenden Unterdrückung der Besitzlosen die allmähliche Vergiftung und der Ruin aller Lebensverhältnisse von innen heraus. Das war das Grab der antiken Welt.

Die gleiche Bewegung erfolgte in der neuen Zeit. Wieder waren es zuerst nur Wenige die Theil an Besitz, Bildung und politischen Rechten hatten; steigender Reichthum, steigende Cultur geben die Möglichkeit der

Theilnahme immer Mehrerer; die gesunde Entwickelung beruht darauf, diese Bewegung, die unaufhaltsam immer mehr Glieder zur Theilnahme an allen Gütern der Humanität beruft, nicht durch beschränkten Egoismus zu hemmen, nicht an die Stelle schöner Wechselwirkung einen unversöhnlichen, vergiftenden Classenhaß zu setzen und hauptsächlich durch Erziehung und sittliche Hebung der unteren Classen diese stets von innen heraus zu heben, ehe ihnen die äußeren Güter, wie politische Rechte, Theilnahme am Besitze zuletzt doch im Sturm und Kampf der Revolution zufallen. In dieser Bewegung liegt unsere sociale und politische Zukunft; und da die wirthschaftlichen und socialen Zustände die Voraussetzung und Grundlage der politischen sind, so müssen vor Allem diese richtig gestaltet, mit gesundem, sittlichem Geiste durchdrungen werden. An dieser Aufgabe arbeitet unsere Zeit und wird sie sicherlich lösen. — Diese Ueberzeugung werden wir desto mehr gewinnen, je mehr wir in den folgenden Artikeln die concreten Einzelheiten dieser sittlichen und ökonomischen Culturfrage kennen lernen.

Aber wie stellt sich zu dieser verlangten sittlichen Wechselwirkung der verschiedenen ökonomischen Classen, zu diesen Pflichten des Staats das absolute Princip der Selbsthülfe? Dieses, antworten wir, verträgt sich hiermit ganz gut; nur muß man keine Gegensätze annehmen und suchen, wo keine sind. Selbsthülfe in dem rein individualistischen Sinn, als ob jedes Individuum sich selbst am eigenen Zopf aus dem Sumpfe ziehen könnte, giebt es nicht und hat es noch nie gegeben. Aller Culturfortschritt geht von geistig höher stehenden Personen oder Classen der Mit- oder Vorwelt aus; die Berührung mit ihnen zieht die weniger Hochstehenden empor. Es ist dies die sittliche Solidarität aller Zeiten und Geschlechter. Höher stehende Völker sind geistig die Erzieher der niederer stehenden, höher stehende Gesellschaftsclassen das hebende Ferment für die niederen. Diese geistige Wechselwirkung leugnet auch Schultze-Delitzsch entfernt nicht, wie Lassalle glaubt. Um diese zu leugnen, müßte man blind sein. Alle Verbesserungen der arbeitenden Classen haben trotz dem Egoismus und der beschränkten Kurzsichtigkeit eines großen Theils der Besitzenden ihre Keime in den höheren Classen. Die Zukunft unserer Cultur gegenüber der antiken besteht in dem sittlichen Zusammenhang, in dem heute noch die höheren und niederen wirthschaftlichen Classen stehen, in der sittlichen Auffassung dieser Dinge, die den Classenhaß und den beschränkten Egoismus nicht zu weit treibt, die Gewalt der Regierung und des Rechts nicht so mißbraucht, um die untern Classen immer tiefer zu drücken, egoistischer auszubeuten, rechtlich schlechter zu stellen. Nur eine sittliche Lösung der Arbeiterfrage bewahrt uns vor socialen Revolutionen, vor dem Untergang

in Materialismus und Egoismus, vor dem sittlichen und ökonomischen Ruin, dem Rom und Griechenland erlegen.

Diese sittliche Lösung aber tritt mehr und mehr überall zu Tage. Die öffentliche Meinung ist in Bezug auf die Arbeiter von seltener Empfindlichkeit geworden und hat schon hierdurch allein unendlich gewirkt. Der Staat und die Kirche, die Presse und die Vereine haben eingegriffen, die Meinungen und die Sitten aufgeklärt und gebessert und überall gingen die Anregungen von den höheren Classen aus. Ist nicht die Persönlichkeit von Schultze-Delitzsch selbst in ihrer eminenten Bedeutung für die unteren Classen das schlagendste Beispiel hierfür? Nur darum handelt es sich, daß diese sittliche Wechselwirkung keine solche sei, die den Arbeitern nur äußerlich Almosen geben, die keine selbständigen Menschen aus ihnen machen will. Der Anstoß kann und muß von den höheren Classen kommen: das ist ihre Pflicht; aber die totale Umgestaltung muß von innen heraus die Arbeiter ergreifen, die Hauptsache müssen sie somit immer noch selbst thun — das ist ihre Pflicht, ihre wahre Selbsthülfe.

Von diesen allgemeinen Gesichtspunkten aus werden wir die einzelnen Punkte in den folgenden Artikeln besprechen und damit — wie wir hoffen — den etwas abstracten Ideen, wie wir sie hier als Einleitung entwickeln mußten, eine concretere und klarere Gestalt geben.

Gustav Schmoller.

Die Advocatur in Preußen.

Der Advocatenstand hat in dem öffentlichen Leben Preußens nicht die Bedeutung, die ihm in anderen Ländern, namentlich in England und Frankreich zukommt. Darunter leidet nicht allein die Stellung des Standes, sondern die Entwickelung des gesammten öffentlichen Lebens, in welchem einer ihrer Idee entsprechenden Advocatur wichtige Functionen zufallen. In parlamentarischen Staaten zeigt sich die Wichtigkeit des Advocatenstandes vor Allem darin, daß er eine sehr bedeutende Anzahl der Abgeordnetenstellen aus seiner Mitte heraus besetzt; in Preußen haben die Rechtsanwälte, die in einer Kammer saßen, die Zahl von zehn nie bedeutend überschritten. Wir haben eine Landrath-, eine Kreisrichter-Kammer gehabt, in denen der entsprechende Beruf durch etwa hundert Mitglieder vertreten war; es thäte Noth, daß wir bald eine Advocaten-

Kammer erhielten. Die Art und Weise, in der man in Preußen in der letzten Zeit versucht hat, den Einfluß und die Anzahl des Beamtenthums in der Landesvertretung zu vermindern, billigen wir nicht, weil diese Versuche in einseitigem Parteiinteresse und zu einer Zeit erfolgten, wo ein starkes Beamtenthum der Kammer unentbehrlich ist, wenn sie nicht selbst an Bedeutung verlieren soll. Allein wenn wir uns auf einen allgemeineren Standpunkt stellen, werden wir anerkennen müssen, daß viele Aemter eine Incompatibilität bilden sollten mit dem Berufe des Volksvertreters, daß es kein erbauliches Schauspiel ist, eine große Anzahl von Beamten als Deputirte in offener Opposition zu sehen gegen ein Ministerium, dessen Disciplin sie bis auf einen gewissen Grad unterworfen sein müssen. In England dürfen die nicht parlamentarischen Beamten nicht Mitglieder des Parlamentes sein. Daß sich diese Bestimmung auf Preußen zur Zeit nicht übertragen läßt, liegt zum Theil daran, daß das Communalleben noch nicht kräftig genug ausgebildet ist, um eine genügende Anzahl tüchtiger Abgeordneter zu erziehen, theils daran, daß innerhalb des Advocatenstandes so wenig Neigung und Fähigkeit hervorgetreten ist, sich dem ehrenvollen Berufe eines Volksvertreters zu widmen. Dieser Beruf nimmt zwei Eigenschaften gleichzeitig in Anspruch: die technische Kenntniß des Staatslebens in seinen einzelnen Theilen, die der Regel nach dem Beamten zukommt, und die Unbefangenheit und Vorurtheilsfreiheit des Blickes, die dem Beamten häufig verloren geht. Um diese beiden Eigenschaften in sich zu vereinigen, giebt es einen doppelten Weg: man geht von dem privaten Geschäftsleben aus und erwirbt sich in Communalämtern Kenntnisse von der Staatstechnik, oder man geht von dem Studium der letzteren aus und tritt als Advocat in den Verkehr des Lebens. Die wichtigsten Arbeiten des Abgeordnetenhauses, mochten sie organische Gesetze betreffen, oder Fragen der internationalen Politik, oder welches andere Gebiet, sind der Regel nach von Richtern übernommen worden (wir nennen wenige Beispiele: Wentzel das Concurs- und das Ehe-Gesetz, Bürgers die kurhessische, Twesten die schleswig-holsteinsche Frage) und es ist uns nur ein Bericht eines Advocaten bekannt, der sich denselben würdig an die Seite stellen könnte: Forkenbeck's Bericht über die Militärfrage. Muß auch anerkannt werden, daß die einzelnen Leistungen, die aus der Mitte des Richterstandes hervorgingen, durchweg Gediegenes, häufig Treffliches leisten, so ist andererseits nicht zu leugnen, daß das Ueberwiegen dieses Standes in dem Hause dem letzteren nicht selten den Charakter des Formalismus, der Engherzigkeit aufgedrückt und die Weite des politischen Blickes getrübt hat. Es ließe sich offenbar die Forderung begründen, daß die Arbeiten, welche bisher von Richtern über-

nommen wurden, mit gleich großer technischer Sicherheit und mit innigerem Anschmiegen an die Bedürfnisse des Lebens von Advocaten geleistet würden.

Daß die geringe Anzahl der Advocaten im Abgeordnetenhause nicht etwa darin einen zufälligen Grund hat, daß das Vertrauen und der Blick der Wähler sich bisher selten auf Angehörige dieses Standes gelenkt hat, sondern daß in dem ganzen Stande nicht die wünschenswerthe Neigung vorhanden ist sich an dem öffentlichen Leben zu betheiligen, geht aus analogen Thatsachen hervor. Wo bleibt die Betheiligung der Rechtsanwälte an nützlichen Vereinen politischen, ökonomischen, nationalen Charakters? Was haben sie für landwirthschaftliche, für Industrie-Vereine geleistet? Warum betheiligen sich als Vortragende in den Handwerker-Bildungs-Vereinen so viel mehr Assessoren, Docenten der Rechte — kurz Juristen jedes anderen Standes als gerade Rechtsanwälte? An den bisherigen volkswirthschaftlichen Congressen, deren Bedeutung für die Wissenschaft und das praktische Leben wahrlich nicht unterschätzt werden darf, haben in sechs Jahren etwa drei oder vier preußische Rechtsanwälte Theil genommen. An der gesetzlichen Agitation gegen die zur Beschränkung der Presse und des Vereinslebens getroffenen Maaßregeln haben sich Rechtsanwälte in äußerst geringer Anzahl betheiligt. Und als sich unter den Anwälten das Streben entwickelte, behufs Wahrung gemeinsamer Interessen zu einem Anwaltstage zusammenzutreten, ist derselbe zum Gespött der Welt geworden. Aus dem gesammten preußischen Staate fanden sich zu demselben etwa ein Drittheil so viel Mitglieder ein, als Anwälte in Berlin allein domicilirt sind. Und auf demselben entwickelte sich ein Geist, der, so sehr er sich auch als Feind der freien Concurrenz erwies, doch seinerseits nicht anstand, Concurrenz zu machen den vom hochberühmten Panse zusammenberufenen Handwerkerversammlungen. Zunftzopf sans phrase — oder: gründliches Nachdenken über Beschaffung von Mitteln, die geeignet seien, den Pelz beim Waschen vor dem Naßwerden sorgfältig zu beschützen — das war die Frage, die im Grunde allein verhandelt wurde, und dem gegenüber war nur Eine Stimme, die von Lewald, welche die Forderungen der neuen Zeit geltend machte.

Auch in den literarischen Leistungen stehen die Rechtsanwälte in auffallender Weise hinter den Richtern zurück. Das preußische Recht hat nicht eben eine üppige Literatur hervorgerufen; die wenigen wahrhaft wissenschaftlichen Leistungen gehören Mitgliedern des Richterstandes an. Die umfassendste Thätigkeit entwickelte ein vielbeschäftigter Richter, Koch, und dieser ließ es sich nicht nehmen, nachdem er alle Theile des Rechts und des Processes in Lehrbüchern und Commentaren bearbeitet, in seiner Anweisung zu Notariatsgeschäften und in seiner Lehre von den Klagen

und Einreden den Advocaten und Notarien nicht mehr wissenschaftliche Sätze, sondern Handwerksregeln, die Kunstgriffe des von ihnen betriebenen Metiers zu lehren. Der bedeutende Absatz, den diese Werke fanden, war ein Beweis nicht nur für ihre Zweckmäßigkeit, sondern auch für das tiefe Bedürfniß, welches nach einer solchen handwerksmäßigen Anleitung vorhanden war; und es ist bezeichnend, daß der Stand, in welchem dieses Bedürfniß obwaltete, demselben nicht aus seiner Mitte heraus Genüge zu thun wußte. Juristische Zeitschriften, die auf den Gebrauch der Praktiker berechnet waren, wurden, nachdem frühere Unternehmungen untergegangen waren, zunächst von einem Richter, dann von einem Professor, endlich von einem Rechtsanwalt begründet. Von diesen drei Unternehmungen hat die erste den stärksten, die letzte den schwächsten Absatz und die Betheiligung an denselben ist sowohl nach dem Umfange als nach dem inneren Werthe bei den Richtern am bedeutendsten. Daß ein Rechtsanwalt je begonnen habe, seine literarische Thätigkeit der Nationalökonomie zuzuwenden, welche in der gegenwärtigen Zeit nach inniger Verschmelzung mit dem Privatrechte strebt, — davon ist Nichts bekannt geworden.

Der Verfasser muß hier die Bemerkung machen, daß er mit einzelnen Rechtsanwälten bekannt ist, die durch Charakter, geschäftliche Tüchtigkeit und wissenschaftliche Bildung nicht allein ihrem Stande zur Zierde gereichen, sondern auch in jedem Lande, wo die Advocatur sich zur vollsten Blüthe entwickelt hat, eine hervorragende Stellung einnehmen würden. Die Absicht liegt ihm völlig fern, die Gesammtheit oder irgend einen Einzelnen zu verletzen. Er ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß, wo unter übrigens gesunden Verhältnissen ein Stand verkümmert, die Schuld nicht an den Mitgliedern desselben, sondern an den organischen Einrichtungen liegt, unter denen er sich entwickelt und gegen welche anzukämpfen die Kraft des Einzelnen nicht ausreicht. Bei dem nachtheiligen Einfluß, den die mangelhafte Entwickelung der Advocatur auf das gesammte öffentliche Leben ausübt, mag es gerechtfertigt sein, die Fehler in jenen organischen Einrichtungen, welche einzeln schon wiederholt in der Presse erörtert worden sind, in ihrem Zusammenhange darzulegen. Es sind hauptsächlich drei Gründe, die indessen so in einander greifen, daß einer ohne den anderen nicht zu beseitigen sein wird. Es sind dies: Eine beschränkte Auffassung von dem Berufe des Advocaten, die Beschränkung in der Zahl derselben durch Concessionen und Monopole, und mangelhafte Vorbildung.

Die preußische Gesetzgebung betrachtet im Allgemeinen den Advocaten als einen Gewerbtreibenden, der gegen Bezahlung Proceßschriften concipirt. Es ist bekannt, wie die Nothwendigkeit eines solchen Gewerbes eine Zeit

lang als eine problematische betrachtet wurde. Der erleuchtete Despotismus Friedrich's des Großen faßte die Aufgabe der Rechtspflege mit einer Kühnheit auf, die uns schwindeln macht und die ein anderer Gesetzgeber nie gewagt hat. Die Idee, daß das Recht die Grundlage der Staaten sein müsse, daß der Staat die Aufgabe habe Jedem das Seine zuzutheilen, wurde nicht in dem Sinne durchgeführt, daß jeder Bürger die Befugniß und Gelegenheit haben solle, unbeschränkt und unbelästigt sein Recht zu suchen wo es ihm verkümmert würde, daß ein Richter da sei, der es ihm gewähre wo er in der gehörigen Weise angerufen würde, sondern man ging viel weiter. Von den Gerichtsbehörden sollte das Streben ausgehen, daß Recht und Gerechtigkeit die kleinsten Kreise des Privatlebens durchdringe; man schützte den Bürger nicht allein gegen die Unbill und das Unrecht, welches ihm von außen her zugefügt wurde, sondern gegen die Folgen seiner eigenen Indolenz und Unklugheit. Der Richter sollte nicht allein eine gehörig vorgebrachte Klage prüfen, sondern auch dafür sorgen, daß jede Klage in gehöriger Form vorgebracht würde; er sorgte dafür, daß ein unvollständiger Klagevortrag vervollständigt, ein unzweckmäßiger Antrag berichtigt würde. Keine Form, keine Frist beschränkte den, der auf die Vergütung eines ihm zugefügten Unrechts antrug. Neben den Sätzen Suum cuique oder Justitia regnorum fundamentum hatte man früher noch einen dritten anerkannt: Jus est vigilantibus scriptum. Dieser wurde vollständig außer Kraft gesetzt. Der Richter war nicht der Priester der Gerechtigkeit, der die Wünsche des Opfernden mit der Gottheit vermittelte; er sollte die incarnirte Gerechtigkeit selber sein und seine Sonne scheinen lassen über die Guten und Bösen. Aus dem confusen und widerspruchsvollen Vortrage des Klägers hatte er mit großer Mühe zu ermitteln, welche Thatsachen derselbe behauptete, aus denselben ein zweckmäßiges Petitum zu abstrahiren, seinem Schützlinge Anträge und Wünsche in den Mund zu legen, an die dessen Herz nie gedacht hatte. Hierauf stellt er dieselbe Operation mit dem Beklagten an, und nachdem er in Wochen mühsam eine Klageschrift auferbaut, giebt er sich dieselbe Mühe, alle Materialien zusammenzutragen, welche dieselbe widerlegen können. Er schützt jede Partei davor, etwas wahrheitswidrig zuzugestehen, was ihr nachtheilig wäre, oder eine Thatsache zu vergessen, die ihr nützen könnte. Wenn er einen Zeugen vernimmt, so sucht er Alles zu ermitteln, was diesen verdächtigen könnte; er sucht ihn so schwarz darzustellen wie Beelzebub, damit er im Interesse der einen Partei im Stande ist, demselben allen Glauben zu versagen. Und wenn ihm dies gelungen, so rechtfertigt er denselben Zeugen wieder; er macht ihn weiß und glänzend wie einen Engel des Lichts, um im Interesse der anderen Partei

ihm Glauben schenken zu können. Und wenn er nach unendlicher Mühe sein Urtheil gefunden, liegt ihm noch die tragikomische Pflicht ob, selber Hand anzulegen, um dasselbe wieder umzustoßen, der unterliegenden Partei mit gutem Rath an die Hand zu gehen wie sie es anfechten könne, damit von der schlecht informirten an die besser zu informirende Gottheit appellirt werden könne und die reine Wahrheit an das Licht trete. Der Richter im Sinne dieser Proceßordnung ist unabläßig für Jedermann zu sprechen, ohne Mittelsperson, ohne Kosten, nie im Anhören ermüdend, stets hülfreich, gefällig, wohlwollend gegen beide in seiner Gegenwart sich befehdende Parteien. Was sollte hier ein Advocat? Er war nur das Gewölk, welches zwischen den Menschen und die Sonne sich stellte. — Es klingt unglaublich, aber wir erzählen kein Märchen: es hat eine kurze Zeit in Preußen gegeben, in welcher das Land keinen einzigen Advocaten hatte.

Lange war dies nicht durchzuführen; man führte eine Art von Advocaten wieder ein, der man den ingeniösen Namen Justiz-Commissarien gab. Ein Justiz-Commissarius ist ein Mann, der die Justiz in Commission genommen hat, um Geld daran zu verdienen. Damit ist die Würde bezeichnet, die man diesem Amte beilegte. Der Justiz-Commissarius erleichterte dem Richter dessen eben geschildertes Amt, so weit dieser es sich wollte erleichtern lassen, allein er hatte ihm gegenüber keine Selbständigkeit. Der Richter durfte die Manualacten desselben einfordern, um zu vergleichen, ob der Anwalt seine Functionen auch nach den Aufträgen ausübe, die er von seiner Partei erhalten. Ja, bei dem eigenthümlich schriftlichen Verfahren gestaltet sich die Praxis des Processes nicht selten so: der Anwalt erscheint im Termin, überreicht seine Manualacten, in denen sich die von seinem Mandanten ertheilten schriftlichen Informationen befinden. Der Richter excerpirt oder läßt durch seinen Actuarius oder Referendarius excerpiren das, was diesen Informationen zu Folge der Anwalt erklären mußte, und trägt es in das Protokoll ein, als hätte es derselbe wirklich erklärt, und der Anwalt unterschreibt demnächst quasi re optime gesta das Protokoll, versäumt auch nicht, für diesen Termin seinem Clienten die Gebühren zu liquidiren. Unter der Herrschaft der alten Concursordnung hat der Verfasser als Referendarius selbst noch in dieser Weise Concurse instruirt; die Anwälte saßen inzwischen im Weinhaus.

Zur Vervollständigung des Bildes muß man den damaligen Beförderungsmodus in Betracht ziehen. Kein übermäßiger Andrang zur Justizcarriere; die Ehrgeizigen und Talentvollen machen das große Staatsexamen, welches schnell den Weg zu Obergerichtsstellen eröffnet. Pro-

tection und Geschicklichkeit verschaffen den Referendarien nach kurzer Thätigkeit einträgliche Stellungen als Patrimonialrichter. Wer eine solche nach längerem Suchen nicht erhaschen kann, begnügt sich damit Justiz-Commissarius zu werden und unterwirft sich, es ist nicht zu leugnen, um Geld zu verdienen, einer capitis deminutio, einer Standesherniedrigung. Als solche wurde es angesehen, Commissionär der Justiz zu werden. Immer selbstverständlich, daß hin und wieder, in großen Städten nicht selten, der mühselige Beruf aus wahrer Neigung und dem entsprechend mit Eifer ergriffen wird, und daß der tüchtige und kenntnißreiche Justiz-Commissarius auch seine sociale Position würdig zu vertreten weiß.

Die successive Einführung des mündlichen Verfahrens 1833 und 1846 macht die Justiz-Commissarien selbständiger; sie vertreten ihre Parteien nach bestem Ermessen und werden der Controlle des Richters enthoben. Ihre geschäftliche Aufgabe ist angemessen geordnet. Die Verordnung vom 2. Januar 1849 schreibt die Ablegung des großen Staatsexamens für Jeden vor, der irgend eine Stellung erlangen will. Natürlich kann dies Examen in seiner alten rigorosen Strenge nicht weiter bestehen; trotzdem es bedeutend erleichtert ist, fallen 30—42 Procent durch. Eine Aufrechterhaltung der alten Rigorosität würde dahin führen, daß 70—85 Procent durchfallen und sich von jeder Beförderung ausgeschlossen sehen, während nach der alten Procedur unter ihnen tüchtige Unterrichter zu finden waren. Der Zudrang zur Carriere nimmt enorm zu. Die Zahl der Candidaten, die Räthe an Obergerichten zu werden sich sehnen, ist verzehnfacht. Unter den zahlreichen Concurrenten entscheidet nicht, kann, — wie die Menschen einmal beschaffen sind, nicht entscheiden die größere Tüchtigkeit; die Routine des Dienstalters gewinnt einen entscheidenden Einfluß. Dem vom Schicksal nicht Begünstigten steht keine Patrimonialrichterstelle mit fetten Sporteln offen, denn die Patrimonialgerichtsbarkeit ist abgeschafft. Die Gehälter sind die vor Jahrzehnten üblich gewesenen; die Preise der Lebensmittel haben sich erhöht. Eine Geselligkeit, die früher nicht bestand, hat sich zwischen dem Beamtenstande und dem der Gewerbtreibenden entwickelt und erhöht die Ansprüche an das Leben. Eine Gesellschaft bei zwei Talglichtern, etwas Thee und Butterbrod und einem Pfund Schinken für zwölf Personen, gehört der idyllischen Vergangenheit an. Der Noth des Lebens zu entgehen, stellt sich der verheirathete, vermögenslose Assessor, der drei Jahre auf seine Kosten studirt, fünf Jahre als Aspirant unentgeltlich gedient hat, „dem Justizminister zur Disposition" und wird Kreisrichter in einer entlegenen Stadt der Monarchie mit 1500 Einwohnern. Jede Gelegenheit zu geistiger Anregung fehlt hier; weder wissenschaftliche, noch belletristische Werke kommen ihm vor die Augen. Seine Lectüre beschränkt

sich auf die eine Zeitung, die er hält, und das Justizministerialblatt. An Umgang, an Comfort des materiellen Lebens fehlt es ihm gleichfalls; nur eines erlöst ihn aus diesem unerträglichen Zustande, die Ernennung zu einer vacanten Rechtsanwaltstelle, sobald ihn sein Dienstalter dazu legitimirt. Seine Einnahmen steigen dadurch von 600 auf 3000 Thaler, freilich auf Kosten seiner Aussichten auf Alters- und Wittwenpension.

Der Verfasser war vor einigen Jahren Mitglied eines Richtercollegiums in einer Kreisstadt, welches auf höhere Anweisung die Frage zu berathen hatte, ob die Zahl der dortigen Rechtsanwälte von vier auf fünf zu erhöhen sei. Ein College von nicht unbedeutendem Vermögen opponirte lebhaft: „Wer Rechtsanwalt wird, thut es nur, um mehr Geld zu verdienen, und wenn man ihm dazu die Gelegenheit schmälert, wird es keiner mehr." Man muß sich das Bild, welches wir soeben in einer Skizze entworfen, mit den kräftigen Farben ausführen, die wir absichtlich und nicht ohne Schwierigkeit vermieden, um sich eine Vorstellung zu machen, wie viel Wahrheit in diesem Satze enthalten ist, und wie es fast unvermeidlich ist, daß es Juristen giebt, die sich eine Abweichung von demselben nicht als möglich denken. Daß wie in Frankreich und England Jemand Advocat werde, nicht um von dieser Beschäftigung zu leben, sondern um sich in derselben in einer seinen Neigungen entsprechenden Weise zu beschäftigen, gilt bei uns als undenkbar. Wer Familie und Vermögen hat, wird Officier, Regierungsbeamter, Staatsanwalt, äußersten Falls Richter, aber nicht Advocat. Er tritt in diese Carriere ein mit gebrochener Jugendkraft; die Kosten der ersten Einrichtung stürzen ihn in Schulden, welche durch die Einnahmen des ersten Jahres nicht gedeckt werden. Sein Streben richtet sich auf eine gute Praxis d. h. eine solche, die schnellen und reichen Verdienst bringt, und eine solche findet er ausschließlich in der Proceßführung. Die Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung, der Ehrgeiz sich durch Unternehmungen nützlich zu machen, die auf weitere Kreise berechnet sind und nicht unmittelbaren Verdienst abwerfen, müssen in ihm erlöschen.

Selbst der vermögenslose junge Assessor, wenn er sehr ehrgeizig ist, sagt: „Rechtsanwalt werde ich nicht, die Rechtsanwaltschaft ist ein Geschäft;" in den Ohren unserer büreaukratischen Jugend ist der Name Geschäft ebenso verrufen, wie in denen des englischen Gentleman. Aus der schwieligen Hand des Handwerkers Entgelt anzunehmen für eine Dienstleistung, ist ein unmöglicher Gedanke.

Das Beispiel von Frankreich und England belehrt uns, daß Processe führen nicht das ausschließliche Geschäft des Advocaten ist. Der gesammte Anwaltstand soll der Künstler sein, der das politische, sociale, juristische

Leben der Nation als den ihm gegebenen Stoff zu immer vollkommeneren Formen gestaltet. Bei allen großen socialen Unternehmungen, bei Gründung von Handwerkergenossenschaften, Creditgesellschaften, Eisenbahnen, Häuserbauvereinen, bei allen politischen Reformen, bei allen aus dem Handels- und Gewerbestande angeregten Agitationen sollen Advocaten an der Spitze stehen, die mit den formalen Anforderungen des geschriebenen Rechts und den realen des Verkehrs gleich sehr vertraut sind und beide mit einander vermitteln. Die Gelegenheit zu productiver Thätigkeit ist für den Anwaltstand wie für jeden anderen in unbeschränkten Maaße vorhanden; freilich müssen in denselben auch Männer eintreten, die in dieser Beschäftigung lediglich die Ehre suchen, wie Andere lediglich um der Ehre willen der Wissenschaft, der Diplomatie, dem Waffendienste sich zuwenden.

Es ist nur eine Consequenz der beschränkten Auffassung von der Aufgabe des Anwaltstandes, wenn man denselben der Zahl nach beschränkt. Wo das natürliche Gesetz von Angebot und Nachfrage cessirt, muß auch die Verkehrsfreiheit eingeschränkt werden. Bäcker kann man in unbeschränkter Zahl zulassen, denn sie produciren Brot. Je mehr Brot producirt wird, desto mehr wird consumirt. Je mehr consumirt wird, desto besser ist das Volk daran. Advocaten kann man nicht in unbeschränkter Zahl zulassen, denn sie produciren Proceßschriften. Proceßschriften sind nur in beschränkter Anzahl nothwendig, darum muß die Anzahl der Advocaten eine beschränkte sein. Wäre dieselbe unbeschränkt, so würden dieselben muthwillig Processe hervorrufen, um Proceßschriften machen und von dem Ertrage derselben leben zu können. So lautet die traurige Beweisführung. In welchen Weisen ein Advocat sich auch anderweit der Gesellschaft nützlich machen kann, haben wir bereits angedeutet.

Und die Folge dieser vorsichtigen Bevormundung? Mit einem Worte ausgedrückt: das Publicum ist unzureichend bedient. Zuweilen macht sich im Justizministerium die Ueberzeugung geltend, daß die Anzahl der Rechtsanwälte in Berlin zu gering ist. Man vermehrt dann ihre Zahl um vier oder fünf, ohne daß damit dem Bedürfniß irgend abgeholfen wäre. Wir können es dem Herrn Justizminister genau sagen, wie viel Advocaten Berlin braucht. Gerade so viel, als bei freigegebener Advocatur sich dort niederlassen werden. Das sind etwa 800. Wenn so viele vorhanden sind, wird das Publicum gut bedient sein. Einstweilen ist ein empfindlicher Mangel vorhanden, was wir durch folgende Thatsachen belegen können. Es ist fast unmöglich, in Berlin einen Advocaten zu finden, der die Vertretung in sogenannten Bagatellsachen übernimmt. Jeder Rechtsanwalt bei dem Stadtgericht findet Gelegenheit, seine Thätigkeit lohnender zu verwerthen, als durch die Uebernahme der kleinen Processe,

die bei weniger umfangreichen Gerichten eine gute Einnahme abwerfen. Es ist ferner schwer, einen Anwalt zur Uebernahme einer Vertheidigung zu vermögen. Allerdings giebt es einzelne Rechtsanwälte, die gerade aus dieser Branche ihres Berufes ganz besonders ein Gewerbe machen, allein diese sind nicht immer geeignet, die Rolle eines Vertheidigers in einem solchen Falle durchzuführen, wo ein anständiger Mann auf die Anklagebank versetzt wird. Der Verfasser war einst Zeuge davon, daß ein hochbefähigter und sehr achtungswerther Rechtsanwalt, der ersucht wurde, eine Vertheidigung gegen eine Anklage politischen Charakters zu übernehmen, sich mit den Worten entschuldigte: „Nein, Vertheidigungen zu führen, stört uns in unserem Geschäfte." Als nach Erlaß der Preßverordnung vom 1. Juni 1863 sieben Berliner Redacteure wegen eines gegen dieselbe protestirenden Artikels unter Anklage gestellt wurden, bot sich zum ersten Male die Gelegenheit, das Verfahren des Ministeriums einer gesetzlichen Kritik zu unterwerfen; unter gleichen Umständen würde in Paris jeder Advocat mit Freuden ein Mandat angenommen haben; es würde Erstaunen erwecken, wollten wir angeben, welche wunderlichen Entschuldigungsgründe von einigen Berliner Anwälten geltend gemacht worden sind.

So in Berlin; in einigen der größeren Städte der Monarchie wird es sich annähernd ähnlich verhalten. Bei den kleineren Gerichten, bei welchen drei bis acht Rechtsanwälte concessionirt sind, reicht diese Anzahl in der Regel aus; bei diesem oder jenem wäre eine Vermehrung um Einen wünschenswerth. Wann eine solche Vermehrung eintreten soll, entscheidet der Justizminister nach weitläuftigen Berichten der betreffenden Instanzgerichte; unter Umständen decretirt er in gleicher Weise, daß eine erledigte Stelle nicht wieder besetzt werden soll. Es wäre bei Weitem angemessener, man legte diese Entscheidung aus den Händen des Justizministers in die der freien Concurrenz; man kann sicher sein, daß bei Freigabe der Advocatur Hunderte von jungen Juristen sich in Berlin niederlassen und dort Beschäftigung finden würden, und daß an den kleineren Gerichten nur dann eine Habilitation stattfände, wenn die zu geringe Anzahl oder auch die ungenügende Qualification der dort vorhandenen Anwälte dies wünschenswerth macht.

Außer den concessionirten Rechtsanwälten fungiren im preußischen Staate einige Tausend Winkelconsulenten. Das sind zum Theil Leute, die polizeilich concessionirt sind in außergerichtlichen Angelegenheiten Schriftstücke für Andere zu concipiren, und die zum großen Theil aus verabschiedeten Subalternbeamten und Officieren bestehen, zum Theil aber auch Leute, denen Sachkenntniß und Befugniß zu einer derartigen Beschäftigung völlig abgeht. Die Polizei führt gegen dieses Treiben mit

Erbitterung und Scharfsinn einen hartnäckigen Kampf; sie sucht die erstere Kategorie in ihren Schranken zu halten und zu verhindern, daß dieselbe sich in schwebende Proceßangelegenheiten einmische; die letztere sucht sie völlig auszurotten. Vergebens; wir halten dieses Institut der Winkeladvocatur für einen Krebsschaden, der nicht allein an unserem Justizwesen, sondern auch an unserer öffentlichen Moralität zehrt; denselben auszurotten wird erst dann gelingen, wenn man dafür sorgt, daß nicht allein die gehörige Anzahl von Advocaten vorhanden ist, sondern dieselben auch befähigt sind mit dem Publicum in angemessener Weise zu verkehren, was, wie wir sehen werden, häufig nicht der Fall ist. Und hierfür zu sorgen giebt es keinen anderen Weg, als den, daß man die Advocatur frei giebt. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, findet die Polizei in ihrem Kampfe gegen die Winkeladvocatur nicht einmal an den concessionirten Advocaten einen willigen Bundesgenossen. Es hat Rechtsanwälte gegeben, die jede von irgend einem Winkeladvocaten concipirte Proceßschrift ohne weitere Prüfung „legalisirten," d. h. gegen ein geringes Honorar mit ihrer Namensunterschrift versahen und dadurch fähig machten, vor Gericht producirt zu werden. Nominell übernahmen sie dadurch eine Verantwortlichkeit für den Inhalt, die indessen praktisch in keiner Weise wirksam wurde. Ja, es sollen wiederholt Fälle vorgekommen sein, daß Rechtsanwälte die Clienten, die sich an sie wandten, aufgefordert haben, ihre Schriftstücke von einem Winkelconsulenten anfertigen zu lassen, mit dem Versprechen, dieselben alsdann zu legalisiren. Daß bei solchen Einrichtungen die Aufrechterhaltung eines Anwaltmonopols nicht den Erfolg haben kann, die Anstellung ungerechter Processe zu verhindern, liegt auf der Hand, und es würde jedem Vertheidiger der beschränkten Advocatur schwer fallen, den Beweis zu führen, daß das Monopol nach dieser Richtung hin irgend einen Nutzen gestiftet habe. Andererseits ist es unzweifelhaft, daß die vorhandenen Einrichtungen dazu führen, daß gute und gerechte Processe ohne Mitwirkung von Advocaten geführt werden müssen, und dies halten wir für eine Calamität. Wir wünschten sogar, es würde Regel, daß Privatpersonen auch in ihrer Correspondenz mit den nicht richterlichen Behörden sich möglichst viel der Mitwirkung von Advocaten bedienten.

Die freie Advocatur hat weder in England, noch in Frankreich die Folge gehabt, daß eine Ueberfüllung dieses Standes stattfand. England befindet sich gegenwärtig in einem Uebergangszustande; durch Einführung der Kreisgerichte sind den Westminsterhöfen eine große Anzahl der von diesen früher bearbeiteten Sachen abgenommen worden, und seit dieser Zeit fehlt es den bei den Westminsterhöfen beschäftigten Advocaten an der ausreichenden Thätigkeit. Offenbar wird dieses Verhältniß sich mit

der Zeit ausgleichen, da die Gesammtzahl der in England practicirenden Advocaten (counsels) sich auf weniger als 1000 beläuft. Auch in Deutschland hat in den Staaten, welche die Freiheit der Advocatur mehr oder weniger durchgeführt haben, — denn es giebt mannichfaltige Zwischenstufen: beschränkte Anwaltschaft bei freier Advocatur, beschränkte Praxis bei den Obergerichten, unbeschränkte bei den Untergerichten — eine Ueberfüllung dieses Standes im Allgemeinen nicht stattgefunden. Eine Ausnahme scheinen Mecklenburg und Frankfurt zu machen. In der letzteren Stadt waren 1863 mehr als hundert Advocaten bei einer Bevölkerung (nach der Zählung von 1858) von 79,278; allein die Zustände einer Stadt mit einem kleinen Gebiete, das von drei oder vier anderen Gebieten mit verschiedenen Gesetzgebungen umgeben ist, können nicht für normal gelten. In den drei Hansestädten hat sich bei gleicher Advocaturfreiheit ein ähnliches Mißverhältniß nicht geltend gemacht. Und was Mecklenburg anbetrifft, so könnte es uns nur Wunder nehmen, wenn wir erführen, daß irgend eines der dortigen volkswirthschaftlichen Verhältnisse gesund sei. Die Gründe, warum dort die Advocaturfreiheit zu einem Ueberflusse von Advocaten führen muß, wird Jeder sich selbst leicht ausmalen können.

Wenn man in Preußen Bedenken trägt, Anwaltschaft und Advocatur unbedingt für frei zu erklären, so wird man wenigstens dem Vorschlage keine Gründe entgegensetzen können, einen Mittelzustand einzuführen. Ein viel beschäftigter Rechtsanwalt engagirt und besoldet einen oder mehrere Hülfsarbeiter. Dieselben fertigen in seinem Auftrage Schriftstücke an, dürfen ihn aber in den mündlichen Verhandlungen nicht vertreten. Will sich der Rechtsanwalt in einem Termin vertreten lassen, so darf er sich nur einen anderen concessionirten Anwalt substituiren, der selbstverständlich an der Sache nicht das geringste Interesse nimmt und sich darauf beschränkt, mit seiner körperlichen Anwesenheit zu paradiren. Diese Einrichtung trägt dazu bei, daß die mündlichen Verhandlungen von der Bedeutung, die sie nach dem Geiste des Gesetzes haben sollen, viel verlieren, und der Schwerpunkt nach wie vor auf dem Schriftenwechsel beruht. Man gebe daher den concessionirten Rechtsanwälten die Befugniß, aus der Anzahl der Assessoren eine unbeschränkte Anzahl von Hülfsarbeitern zu engagiren, die sie auch vor Gericht vertreten dürfen. Dieselben werden sich der Aufgabe des Plaidirens mit Eifer hingeben; die Rechtsanwälte werden im Stande sein, Bagatell- und Criminalsachen zu übernehmen, ohne sich persönlichen Unbequemlichkeiten zu unterziehen. Das Publicum wird besser bedient, und die jetzt unbesoldeten Assessoren erwerben durch ihre Thätigkeit ein entsprechendes Honorar. Bleibt diesen Hülfs-

advocaten der Geschäftsbetrieb auf eigene Rechnung untersagt, wird ihnen nur gestattet, von ihrem Principal ein verabredetes Fixum anzunehmen, so muß bei dem Aengstlichsten jede Besorgniß schwinden, diese Einrichtung könne zu frivoler Anstiftung von ungerechten Processen führen.

Wir haben es oben als ein drittes Moment hervorgehoben, daß die Vorbildung der Advocaten in Preußen eine ungenügende sei. Ein ausgezeichneter Jurist, der nach langjähriger Thätigkeit als Richter zum Rechtsanwalt ernannt worden war, äußerte gegen den Verfasser dieses Aufsatzes auf dessen Frage, wie der neue Beruf ihm behage, etwa Folgendes: „Es ist eine seltsame Empfindung, nachdem man zehn Jahre lang die Folgen menschlicher Handlungen in objectiver Weise beurtheilt hat, nun selbst bestimmend auf menschliche Handlungen einzuwirken; nachdem man lange Rechtsverhältnisse untersucht hat, jetzt Rechtsverhältnisse hervorzubringen." Wir glauben, daß in diesen Worten das Verhältniß zwischen Richter und Advocaten scharf und richtig hervorgehoben ist. Der Advocat ist nicht der bloße Concipient von Proceßschriften, zu dem man ihn hat machen wollen; er ist productiv. Als Rathgeber seiner Clienten in allen geschäftlichen Verhältnissen producirt er neue Rechtsverhältnisse und davon, daß dies stets in umsichtiger und erfahrener Weise geschehe, hängt das Aufblühen des Verkehrs ab.

Und in welcher Weise wird der Jurist für das Geschäftsleben vorgebildet? Man denke sich einen jungen Mann, der drei Jahre hindurch alle theoretischen Collegien über Medicin fleißig gehört, aber niemals weder am Secirtisch, noch am Krankenbett gestanden und glücklichsten Falls aus einem anatomischen Atlas sich die Lage der Knochen, Adern und Nerven veranschaulicht hat. Wie dieser zur medicinischen, so ist nach absolvirtem Triennium und abgelegtem Auscultatorexamen der junge Jurist zur juristischen Thätigkeit qualificirt. Er weiß sehr genau, daß der Wechsel von Thöl als ein Summenversprechen ohne Gegenleistung, von Einert als kaufmännisches Papiergeld, und von neueren Theoretikern als eine Schuld eines Menschen an ein Stück Papier definirt wird, allein er hat nie einen leibhaftigen Wechsel gesehen. Er weiß, wenn Jemand stirbt, sogleich, welche Verwandten zur Erbfolge berufen sind und welche berufen wären, wenn der Todesfall vor 500 oder vor 2000 Jahren sich ereignet hätte; allein er hat keine Ahnung davon, welche Schritte in einem Sterbehause behufs Feststellung und Sicherung des Nachlasses zunächst zu thun sind.

Anstatt aus dem Hörsaal in das Leben zu kommen, kommt er aus dem Hörsaal in das Büreau, und erfrischt hier den durch angestrengte Beschäftigung mit dem eleganten Julian und dem dunkelen Afrikan abge-

matteten Geist durch die Beobachtung, daß manche Actenstücke rothe und andere blaue Schwänze haben, lernt einen Bogen zu einem Protokoll brechen und studirt die dem Apothekerlatein verwandte Decretursprache, in welcher Abbreviaturen, wie die folgenden zu lebhaftem Nachdenken reizen müssen: 1) Exp. arrest. et inhib. p. pet. 2) Notif. 3) Repr. c. d. ins. Während der fünf Jahre, welche für seine Ausbildung bis zum Staatsexamen bestimmt sind, sieht er das Verkehrsleben nur vom grünen Tische, wie Wagner im Faust: „Nur durch ein Fernglas, so von Weitem." Drei Monate sind allerdings dazu bestimmt, daß er avocat stagiaire werde, als Gehülfe bei einem Rechtsanwalt arbeite. Aber diese drei Monate sind viel zu kurz und liegen dabei so bequem, um zum großen Examen sich vorzubereiten. Anstandshalber werden daher zwei oder drei Klagschriften angefertigt, aber darüber hinaus kein Blick in das Leben gethan.

So hat der neu ernannte Rechtsanwalt, als ein Mann von 35 Jahren, seinen Beruf — die Bedürfnisse des Lebens, des Verkehrs zu erforschen, ganz von Neuem zu erlernen, wenn er dazu noch Geistesfrische und Spannkraft genug besitzt. Jahre lang hat er mit dem Publicum nicht anders verkehrt, als durch eine Barriere von ihm getrennt, hat sich in Ermangelung entsprechenden Gehalts mit Ehre bezahlt, indem er hin und wieder einen Querulanten, der ihm zu weitläuftig wurde, grob anfuhr, hat aber nie den rechten Antrieb gehabt, sich vollständig in die Seele eines Anderen hineinzudenken, denn seinen Vorgesetzten that er Genüge, wenn er stets formgerechte Protokolle lieferte. Wie selten kommt ihm jetzt noch die Ueberzeugung, daß die Jurisprudenz dazu da ist, sich jeder Forderung des Lebens anzuschmiegen, nicht das Leben dazu, sich in wenige starre Formen der Jurisprudenz zwängen zu lassen. Den Stock, den der Referendarius sich in das Rückgrat gesteckt, pflegt der Rechtsanwalt sich selten heraus zu ziehen. Er verhört seine Clienten, wie einst die Supplicanten auf der Anmeldestube. Er stößt viele zurück, die sich lieber an den Winkeladvocaten wenden.

Wie anders müßte es sein, wenn der Jurist nach absolvirtem Triennium in das frische Leben käme, sich einer advocatorischen Thätigkeit zuwendete, die ihm freilich in den ersten Jahren so wenig einbringen würde, wie dem jungen Arzte seine Praxis, daneben aber als Agent von Versicherungsgesellschaften, als Volontär bei Banken, als Mitglied land- und volkswirthschaftlicher Vereine den Markt kennen lernte. Wie würde ein den büreaukratischen Anschauungen entrissener Advocatenstand dazu beitragen können, daß Nationalökonomie und Jurisprudenz mit einander versöhnt werden, die in ihrer unnatürlichen Trennung beide verkümmern. Und dazu nun eine recht ernste Frage: — Ist es denkbar, daß der Richter-

ſtand trotz aller Gelehrſamkeit, Fähigkeit und Arbeitſamkeit ſeiner Mitglieder den Anforderungen entſpricht, die mit Recht an ihn gemacht werden, wenn dieſelben nicht Gelegenheit gehabt haben, außer den Verkehrsanſchauungen der Vergangenheit auch die der Gegenwart kennen zu lernen, wenn ſie die Anträge der Müller, Schulze und Meier erſt verſtehen, nachdem ſie ſich dieſe Namen in Gajus, Sejus und Titius überſetzt haben? Wenn nach zehnjähriger Function ein ſehr tüchtiger Richter, wie der oben erwähnte, das Geſtändniß ablegt, er müſſe jetzt als Rechtsanwalt die Verhältniſſe erſt kennen lernen, die er bis dahin beurtheilt, ſollte ſein Urtheil immer das ſachgemäße geweſen ſein? Man frage unſere großen Kaufleute, wie wenig Rechtsanwälte ſich finden, die befähigt ſind, für eine kaufmänniſche Corporation, eine Bank, einen Creditverein ein Statut zu entwerfen, und die aus demſelben Material hervorgegangenen Richter ſollten über dieſe Statuten immer richtig urtheilen?

Wir müſſen hier noch eines vierten Uebelſtandes gedenken, deſſen Nachtheile freilich ein anderes Gebiet ſtärker treffen, der aber auch auf die Entwicklung der Advocatur nachtheilig einwirkt. Wir haben ſo viele kleine Kreisgerichte von 30,000 bis 40,000 Einwohnern, und damit nicht zufrieden, hat man durch Einrichtung von Kreisgerichts-Deputationen mit 8—12,000 Eingeſeſſenen die Juſtiz noch mehr decentraliſirt. Es giebt in Folge deſſen viele Orte, an denen ein oder zwei Advocaten wohnen. Hierdurch trifft zunächſt das Publicum ein Nachtheil. Iſt an einem Orte nur ein Advocat und dieſer wird vom Kläger engagirt, ſo muß ſich der Beklagte ohne Advocaten behelfen. Sind zwei Advocaten da, und der Kläger engagirt Herrn A., ſo hat der Beklagte nur die Wahl, Herrn B. zu engagiren oder ſeine Sache ſelbſt zu führen. Größer aber iſt der Nachtheil für die Advocaten. Zur würdigen Handhabung des advocatoriſchen Berufes gehört es, daß der Einzelne von einem corporativen Geiſte getragen werde, und wie ſollte dieſer gedeihen, wo es an jeder ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Anregung durch einen größeren Kreis gebricht? Die Gerichte müſſen ſo groß ſein, daß nicht leicht weniger als ſechs bis acht Advocaten an einem Orte wohnen.

Die Forderungen, die ſich aus unſeren Ausführungen ergeben, ſind folgende: Freigabe der Advocatur, Vorbildung der Richter durch die Advocatur, Trennung der friedensrichterlichen Carriere von der eigentlich richterlichen, Stellung höherer Anſprüche an die letztere, Bildung größerer Gerichte. Die Forderungen ſind allen Parteien gemeinſam; wir haben in der Kreuzzeitung wie in radicalen Organen ab und zu Aufſätze darüber gefunden, die wir Wort für Wort hätten unterſchreiben können. Was ihrer Durchführung entgegenſteht, ſind die von den Herren

Kisker und Simons überkommenen Traditionen des Justizministeriums. Im gegenwärtigen Augenblicke sind die Aussichten auf große organische Reformen sehr gering. Aber die vorhandenen Uebelstände müssen fort und fort dargelegt werden.

Zur Gründungsgeschichte der preußischen Akademie der Wissenschaften.

Es ist eine bekannte Erzählung, wie eines Tages die Gemahlin Friedrich's I., die Kurfürstin Sophie Charlotte, ihre Verwunderung darüber äußerte, daß es in einer Stadt wie Berlin keine Sternwarte, keinen Astronomen gab, kein eigener Kalender daselbst verfaßt wurde; von den Anwesenden ergriff namentlich der Hofprediger Jablonski den Gedanken, und begann für die Errichtung einer Sternwarte in Berlin zu wirken; von anderer Seite wurde Leibnitz auf die Wünsche der Kurfürstin aufmerksam gemacht, und er war es, der bereits im October 1697 an jene hingeworfene Aeußerung seinen Plan einer in Berlin zu gründenden Societät der Wissenschaften anknüpfte. Angeregt von der jene Jahre so viel beschäftigenden Aufgabe der Kalenderreform, ging man sogleich weiter zu einem Entwurf, der die brandenburgische Hauptstadt zu einem selbständigen Mittelpunkt wissenschaftlicher Interessen in Deutschland erheben sollte. Drei Jahre später ward der Plan verwirklicht; am 11. Juli 1700 unterzeichnete Kurfürst Friedrich die Stiftungsurkunde der neuen „Societät derer Scientzien;" Tags darauf wurde Leibnitz zum Präsidenten derselben ernannt.

Die Verhandlungen, welche dieses Ereigniß vorbereiteten, sind aus dem vorhandenen Material im Allgemeinen zur Genüge ersichtlich und bekannt; wir haben die Denkschriften, in denen Leibnitz die Grundzüge des neuen Instituts entwarf, wir können in dem Briefwechsel zwischen ihm und Jablonski den Verlauf der Angelegenheit wenigstens äußerlich verfolgen. Friedrich I. war mit der Gründung der Universität Halle (1694), mit der Stiftung der Akademie für bildende Künste (1696), mit der Berufung von Männern wie Thomasius bereits durchaus in dem Zug ähnlicher Tendenzen, wie das Leibnitz'sche Project sie enthielt; er ging auch hierauf gern ein; die Kurfürstin wird dem Unternehmen ihre warme Fürsprache geschenkt haben.

Den Anlaß an diese bekannten Dinge zu erinnern giebt uns ein Anderes, was minder bekannt und minder ausführlich bezeugt ist. Es konnte nicht fehlen, daß das neue Unternehmen neben wohlwollender oder begeisterter Förderung doch auch an anderen Stellen, sei es daß Principien oder Interessen durch dasselbe verletzt zu werden schienen, auf Widerstand oder Uebelwollen stieß; Leibnitz deutet auf dergleichen widerstrebende Elemente schon hin, als er seine erste größere Denkschrift an Jablonski einschickt (26. März 1700. Deutsche Schriften ed. Guhrauer II. p. 154. 267), indem er hinzufügt, es sei dieselbe „vielleicht nicht so bequem, noch zur Zeit von Vielen gesehen zu werden, deren recht real-guten Intention man nicht versichert, theils weil es einigen, nach guten Sachen wenig fragenden und nur auf sich sehenden Leuten, daran es nirgends fehlet, Nachdenken und Jalousie geben, theils weil es sonst übel ausgelegt werden könnte." Es ist bekannt, daß die Hindernisse, die dem neuen Unternehmen in den Weg gelegt wurden, in den nächsten Jahren sich häuften; im Februar 1705 starb Sophie Charlotte; der große nordische, wie der spanische Erbfolgekrieg nahm Kräfte und Aufmerksamkeit in Anspruch, von vornherein begann es an den nothwendigsten Geldmitteln zu mangeln, und Leibnitz mühte sich vergeblich, durch die verschiedenartigsten Finanzentwürfe der Societät einen selbständigen Fonds oder eine dauernde Einnahmequelle zu verschaffen, welche dieselbe äußerlich unabhängig hinstellen könnte; es kam auf diese Weise, daß die Societät erst im Jahre 1710 zu einer förmlichen Constituirung gelangte; man weiß, wie wenig das so begonnene Leben des Instituts bis zu seiner Erneuerung durch Friedrich den Großen der ursprünglichen Conception entsprach, und wie freilich auch diese Erneuerung demselben einen Charakter gab, der in nicht unwesentlichen Beziehungen von den ersten Leibnitz'schen Entwürfen abwich.

Worauf es uns indeß hier ausschließlich ankommt, das sind, abgesehen von allen anderen aus den großen politischen Verhältnissen hervorgehenden Beschränkungen und Hindernissen, diejenigen Erschwerungen, welche das Unternehmen gleich in seinem Beginne von anderer, privater Seite her finden mochte. Es würde von Interesse sein, zu erfahren, wer jene „nach guten Sachen wenig fragenden Leute" waren, deren Einfluß Leibnitz fürchtete, wie wir denn gewiß annehmen dürfen, daß eben dieselben, so viel an ihnen, zu der Verkümmerung der nächsten Zeit beigetragen haben werden. Von noch größerer Wichtigkeit würde es sein, zu erkennen, welches die Tendenzen waren, von denen ein solcher Widerstand ausging; denn schwerlich dürften es nur Beweggründe persönlicher Art gewesen sein.

Nicht daß wir diese Frage zu lösen hier unternehmen wollten; vielleicht aber mag dem, der es versuchen würde, ein in mannichfacher Be-

ziehung lehrreiches Actenstück von Diensten sein, welches unter anderen Papieren uns zu Handen kam und welches wir als einen noch ungedruckten Beitrag zur Gründungsgeschichte der Berliner Akademie in diesen Blättern mittheilen und mit einigen kurzen Erörterungen begleiten wollen. Wenige einführende Bemerkungen zur Erleichterung des Verständnisses mögen zunächst gestattet sein. Unser Document ist ein über die Hauptpunkte des Akademieprojectes abgegebenes nicht-officielles Gutachten; es nimmt Bezug auf ein dem Verfasser vorgelegtes Actenstück in dreizehn Artikeln, der Zusammenhang zeigt (s. §. 3), daß das letztere der Entwurf einer Instruction war, welche den Mitgliedern der zu gründenden Societät ertheilt werden sollte; eine solche Instruction ist nun in der That an demselben Tage, wie die Gründungsurkunde, von dem Kurfürsten unterzeichnet worden; beide Actenstücke, sowohl der aus dreizehn Artikeln bestehende Entwurf, als die danach bearbeitete Instruction selbst, haben uns zur Ansicht vorgelegen; an den ersteren schließt sich unser Gutachten an. Hiernach ergiebt sich mit Leichtigkeit die Zeit seiner Abfassung; es wird gegen Ende Juni oder in den ersten Tagen des Juli 1700 geschrieben sein. Dagegen fehlt jeder äußere Anhalt zur Bestimmung des Verfassers; weder der Fundort, noch die Handschrift lassen einen Schluß auf denselben machen, die letztere um so weniger, als das uns vorliegende Exemplar eine Copie zu sein scheint.

Die dreizehn Artikel des Entwurfs schließen sich eng an die von Leibnitz in seinen beiden Denkschriften entwickelten Gedanken an; doch ist nicht Leibnitz selbst ihr Verfasser; es läßt sich nach mehreren Anzeichen (s. besonders §. 2 u. 3 des Gutachtens) vermuthen, daß dieser vielleicht Jablonski war. Wir wollen in Kürze die Hauptpunkte des Plans zusammenstellen, wobei wir uns an die Reihenfolge der Artikel des Entwurfs anschließen und damit die Grundlage zum Verständniß der einzelnen Paragraphen unseres Gutachtens geben.

Man begann mit der Hinweisung auf verwandte Bestrebungen des vorigen Regenten, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dem der Zuname des „Großen" schon längst von verschiedenen beigelegt und noch jüngst in dem 1695 erschienenen großen Werk Pufendorf's gleichsam monumental sanctionirt worden war. (§. 1 des Gutachtens.)

Wenn dann weiterhin der Entwurf den Plan der zu gründenden Akademie in einen freilich sehr weit hergeholten Zusammenhang setzt mit dem praktischen Bedürfniß einer neuen Hofkirche in Berlin und anderer nöthig befundenen Kirchenbauten, so hat dies mit der Sache selbst und mit den Gedanken Leibnitzens natürlich sehr wenig zu thun; man wird wohl nicht irre gehen, wenn man eben hieraus auf die Hand des Hofpredigers

Jablonski schließt, der einen Herzensantheil auch bei dieser Gelegenheit zu äußern sich nicht enthalten konnte. Und ebenso kommt es jedenfalls auf die Rechnung des Theologen, wenn der Entwurf einige emphatische Worte über den protestantischen Charakter des Instituts und zum Preis der gereinigten Lehre, „wodurch die Finsternis der christlichen Völker vertrieben," nicht unterdrücken kann. §. 2. 3.)

Dagegen hat Leibniz selbst sich sowohl jetzt im Anfang des Unternehmens, als späterhin sehr viel mit der praktischen Frage beschäftigt, auf welche Weise der Geldfonds zu beschaffen sei, dessen die Societät zu ihrer Subsistenz und zur Bestreitung ihrer wissenschaftlichen Unternehmungen bedurfte. Auf eine regelmäßige und ausreichende Dotation von Seiten des Staates war nicht zu rechnen; gleich in seiner ersten Denkschrift gab Leibniz einige Gedanken an, wie die Societät sich ihre Mittel selbst erwerben könne; späterhin, als der Mangel sich in der That einstellte, war er unerschöpflich in neuen Vorschlägen. Von einem Plane namentlich versprach er sich viel; es ist eine Zusammenstellung, die uns heute komisch berührt: die Akademie der Wissenschaften und das Institut der Feuerspritzen; für Leibniz aber lag darin eine Aussicht, auf welche er viel baute. In der ersten Denkschrift sagt er: „Eines der nützlichsten Dinge, zum Besten Land und Leute, wäre eine gute Anstalt gegen Feuer-Schäden. Und weil nunmehro vortreffliche Mittel dagegen ausgefunden, welche in Machinis und mathematischem Grund beruhen, so könnten alle große und kleine Städte in allen Churfürstlichen Landen damit auf's vortheilhafteste versehen und ein Theil des Fundi Societatis zuförderst darin gesuchet werden, indem alle Bürger, nach Werth ihrer Häuser, ein leidliches jährlich zu Anschaffung und Erhaltung der Brandspritzen und dazu gehöriger Mittel zu contribuiren hätten .... welches dann also zu fassen, daß ein merklicher Ueberschuß bleibe, welcher zu nichts anders als ad cassam Societatis Scientiarum anzuwenden ..... daher auch die ganze Direction dieses Werks, nebenst den dazu gehörigen Personen, von ihr zu dependiren hätte." Man sieht, es soll eine Art von Assecuranz gegen Brandschäden werden, deren Gewinn der neuen Societät zu gute käme; Leibniz ist dann zu wiederholten Malen darauf zurückgekommen. Daneben stellte er eine Menge anderer Vorschläge auf; war der ganze Plan zunächst bei Gelegenheit der Kalenderreform aufgebracht worden, so sollte nun die Akademie das Monopol des Kalenderverlags für die brandenburgischen Lande erhalten. Oder er macht den Vorschlag einer Steuer, welche ebenfalls zu Gunsten der Societät auf die Reisen in's Ausland zu legen wäre, namentlich für diejenigen, „so durch Reisen ihre Cultur zu suchen vermeinen;" oder er verlangt für die Societät die

Befugniß, eine Lotterie einzurichten, und anderes dergleichen. Ein eigenthümlicher Vorschlag, den Leibnitz mehrmals wiederholte, war der eines sogenannten „Bücher-Commissariats“: es werden im Ausland viele zum Theil sehr schlechte und schädliche Schriften gedruckt und in die brandenburgischen Lande eingeführt, wie denn alljährlich „ein großes Geld vor liederliche Waare nach Holland und Frankreich gehet;“ Leibnitz meint, man solle der Akademie die Censur über alle importirten Druckschriften anvertrauen, zugleich mit der Befugniß, „auf jeden Ballen ... eingehenden sonderlich bedruckten Papiers nach dem Exempel des englischen Parlaments ein gewisses zu schlagen;“ er kommt dabei förmlich auf den Gedanken eines Schutzzolls für die einheimische literarische Production: „denn da anjetzo die Welt mit so viel Schriften überhäufet wird, also der Handel nicht so favorabel, da zumahl fast wenig in den Königlichen [preußischen] Landen verlegt wird, hingegen viel untägliches Zeug eingeführet wird, so wäre dadurch auf eine Remedirung zu gedenken, die Einführung fremden Drucks etwas zu beschweren, den einheimischen zu befördern, der Societät sowohl die Aufsicht und Censur, als gewisse privilegia impressoria zu verstatten“ u. s. w. Endlich sollte hiermit in Verbindung stehen die Begründung einer kritischen Zeitschrift, eines neuen Diarium Eruditorum, welches vermöge des von der Societät geübten Censur- und Aufsichtsrechts über das gesammte „Bücherwesen“ von dieser mit besonderer Gründlichkeit und Autorität herausgegeben werden könne; Leibnitz unterläßt dabei nicht, einen tadelnden Seitenblick auf die bisherigen literarischen Privatunternehmungen dieser Art zu werfen; in der neuen Societät zugleich einen officiellen Mittelpunkt für die wissenschaftliche Kritik zu gründen, empfiehlt sich ihm ganz besonders, „weil ohnedem fast zu viel, daß Privat-Personen sich einer General-Censur in ihren journaux unterfangen.“ — Freilich nun, mit all' diesen und anderen Vorschlägen konnte man nicht hoffen, gleich von Anfang an die Mittel zur Bestreitung aller Unkosten zu gewinnen; für's erste müssen allerdings die Mitglieder der Societät auf die directe Unterstützung des Fürsten hoffen, theils durch Geld, theils dadurch, daß er verdiente zur Akademie gehörige Männer daneben mit entsprechenden Aemtern versieht, und ihnen so ihre Subsistenz sichert. — All' diese Entwürfe hatte Leibnitz hingestellt; Jablonski machte sie sich zu eigen, wir begegnen den meisten in seiner Skizze und nach dieser in unserem Gutachten wieder. (§. 5—10.)

Neben diesen praktischen Dingen geht der Entwurf Jablonski's natürlich auch auf die wissenschaftlichen Ziele ein, die man zunächst in's Auge faßte. Hier beruht Alles, bis auf den wörtlichen Ausdruck, auf den beiden Denkschriften und anderen Kundgebungen Leibnitzens. Ein Gedanke, den

er schon seit Jahren hegte, war der, den Jesuitenmissionen nach Indien und China ein Missionsunternehmen von protestantischer Seite gegenüber zu stellen; der Gesichtspunkt der Bekehrung kam dabei sehr ernstlich mit in Betracht; was aber in dem Plane noch mehr anzog, war doch unzweifelhaft die Aussicht auf eine vielseitige Bereicherung der geographischen und naturgeschichtlichen Kenntnisse von Asien, die dabei direct und ohne die bisherige Vermittlung durch die Jesuiten zu hoffen war; neben der Missionsthätigkeit sollten womöglich directe Handelsbeziehungen den Verkehr mit jenen Landen beleben. Besonders das „herrliche" China, mit seiner von dem ganzen achtzehnten Jahrhundert so hochverehrten Civilisation, reizte zu eingehender Bekanntschaft und befruchtender Berührung, und „dadurch ein Commercium nicht nur von Waaren und Manufacturen, sondern auch von Licht und Weisheit mit dieser gleichsam andern civilisirten Welt und Anti-Europa einen Eingang finden dürfte." Leibnitz hatte die Vorstellung, daß man von dem nördlichen Deutschland her durch Rußland eine directe Anknüpfung mit China versuchen müsse; längst hatte er auf Peter den Großen für diesen Plan die Augen geworfen; jetzt combinirte sich dies mit der neuen brandenburgischen Societät, welche die Leitung dieser Beziehungen übernehmen konnte; der Kurfürst von Brandenburg stand mit dem Czaren in dem besten Vernehmen — welcher Vortheil schon, wenn man es nur dahin brachte, daß auf einer Reihe von Stationen durch Rußland hin bis nach China naturhistorische Bemerkungen gesammelt, die Declination der Magnetnadel beobachtet wurde u. s. w.; von da aus konnte man dann allmählich sich den Eingang in die asiatischen Reiche bahnen. Dieser Gesichtspunkt wird auch in dem Aufsatz Jablonski's gebührend hervorgehoben und von unserem Gutachten in bemerkenswerther Weise besprochen. (§. 11.)

Eine andere Aufgabe, der Leibnitz mit großer Vorliebe seine Aufmerksamkeit schenkte, war die der Verbesserung und Reinigung der damaligen deutschen Schriftsprache; schon vor mehreren Jahren hatte er darüber den schönen Aufsatz geschrieben, auf den zuerst Gottsched wieder aufmerksam gemacht hat und den noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Minister v. Herzberg bei der Wiederanregung ähnlicher Pläne als noch immer geltende Richtschnur für ein solches Unternehmen bezeichnete, die „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" (Deutsche Schriften ed. Guhrauer I. p. 449—486). Jetzt konnte die neue brandenburgische Societät auch für diese Bestrebungen ein geeignetes Organ werden; Kurfürst Friedrich hatte in der Stiftungsurkunde ganz besonders hervorgehoben sehen wollen, daß es eine „teutschgesinnte" Societät sein solle; somit war diese Auf-

gabe recht eigentlich für sie geschaffen. Leibnitz theilte Jablonski die damals noch ungedruckten „Unvorgreiflichen Gedanken" mit, der Instructionsentwurf des letzteren beruht in dem betreffenden Abschnitt ganz auf dem Leibnitz'schen Aufsatz. „Damit auch," heißt es darin, „die uralte teutsche Haupt- und Heldensprache in ihrer natürlichen, anständigen Reinigkeit und Selbst-Stand erhalten werde, und nicht endlich ein ungereimtes Mischmasch daraus entstehe, so wollen Wir die vormalige fast in Abgang und Vergessen gekommene Vorsorge durch Unsere Societät erneuern." Es soll darauf gesehen werden, daß die „unanständig fremde Worte vermieden, hingegen gute teutsche Redarten erhalten, herfürgesucht und vermehret werden." — „Also wollen Wir auch Verordnung ergehen lassen, daß der Societät mit deutschen Benennung- und Beschreibungen der Dinge und Würkungen von erfahrenen Leuten in allerhand Lebensarten an Hand gegangen, nicht weniger auch aus den Archiven und Registraturen sowol die alten nunmehro abgegangenen, als aus den Provinzen die noch bei dem gemeinen Landmann übliche mehrentheils kernhafte, sonst aber unbekannte Wort und Reden, darin ein Schatz des teutschen Alterthums, auch der Rechte und Gewohnheiten unser Vorfahren, theils zu Erkenntniß der Ursprünge und Historien, theils annoch zu Erläuterung heutiger hohen Rechte und Angelegenheiten verborgen stecket, angemerket und gesammlet werden." Es war also auf eine Sammlung zum Behuf eines vollständigen deutschen Wörterbuches abgesehen, wie dies Leibnitz schon in den „Unvorgreiflichen Gedanken" (§. 33) hingestellt hatte, und wofür jetzt bereits das französische Dictionnaire de l'Academie als Vorbild genommen werden konnte; selbst auf Dialektforschung und auf Vergleichung der verwandten Sprachstämme war von ihm hingewiesen worden (§. 32); die Arbeit wurde in dieser Richtung in der That in den nächsten Jahren eingeleitet; in einem Bericht, den Leibnitz über die Arbeiten der Societät in ihren ersten Jahren aufsetzte (ebendas. II. p. 285), weiß er schon zu erzählen, daß man „in dem Alterthum der teutschen Sprache nicht wenig entdecket, das Celtische mit dem Teutschen zusammengehalten, alle teutsche Manuscripta nützlich angewendet ..... und hoffet, dermahleins zu einem rechtschaffenen Wörterschatz gelangen zu können." (§. 11.)

Dieser sprachlichen Aufgabe schloß sich nun endlich die historische an; in den ersten Besprechungen stand die naturwissenschaftliche Seite des Unternehmens so sehr im Vordergrund, daß sie eigentlich das Ganze auszufüllen schien; namentlich für Leibnitz concentrirte sich darin offenbar das Hauptinteresse des Planes. Indeß erweiterte sich derselbe alsbald auch nach der Seite der Geschichtsforschung hin; so viel ich sehe, war der zwischen Leibnitz und Jablonski besprochene Gedanke einer neuen Be-

arbeitung der Magdeburger Centurien die erste Veranlassung dazu. Und zwar führte dies nun zu einer bestimmten und bemerkenswerthen Fassung der historischen Aufgabe, welche die neue Societät ergreifen sollte; Jablonski äußerste zuerst, daß, wenn einmal jenes Werk wieder aufgenommen werden sollte, es gut sein würde, dasselbe, „wo nicht bis auf unsere Zeiten doch bis auf die Zeiten der Reformation" fortzusetzen; in seinem Instructionsentwurf führt er dies weiter aus, er stellt die deutsche Reformationsgeschichte als das wichtigste Object für die Studien der Societät hin; die Societät soll, heißt es dort, „das wichtige Werk der Historien, sonderlich der teutschen Nation und Kirchen, zumahl in Unseren Landen sich angelegen sein lassen, damit Alles richtig beschrieben, mit gutem Grunde und bewährten Zeugnissen und zwar so viel möglich aus Diplomatibus, glaubwürdigen Scripturen und gleichzeitigen Scribenten oder sonst behörigem Beweisthum dargethan, das wahre Alterthum des evangelischen Glaubens sowol als die Nothwendigkeit und Beschaffenheit der teutschen evangelischen Reformation und deren Fortsetzung gegen die Mißstellungen der Widersacher behauptet, der teutschen Nation Ehre gerettet und an's Licht gestellt werde." Diese so bezeichnete Aufgabe ist dann auch in der ausgefertigten Instruction, sowie in der Stiftungsurkunde der Societät hingestellt worden; sie erschien als ein Ausfluß eben jenes nationalen Charakters, den der Kurfürst dem „teutschgesinnten" Unternehmen verleihen wollte und mit welchem auch die sprachliche Seite der Aufgabe motivirt wurde. (§. 13.)

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um die Hauptgesichtspunkte kenntlich zu machen, welche unserem anonymen Kritiker zur Begutachtung vorgelegt wurden; wir lassen nun das Gutachten selbst in unverändertem Abdruck folgen. —

Erforderte Privat-Gedanken über die Fundation der neuen Academia Scientiarum.

Ad 1. Das praedicat: Magni, weil der Churfürst diese fundation doch selbsten unter seiner hohen Hand und Siegel vollenziehen und publiciren muß, könnte wol wegbleiben, dann kein großer König oder Fürste selbst seinen eigenen Herrn Vattern in Actis publicis den Caracter Magni giebet.

Ad 2. Es ist nicht abzusehen, was der Bau einer neuen Hofkirchen eben hierzu gehörig; dann es zu affectiret heraus kömmt; sondern es ist genug, wann man anführete, wie so wol Reformirter als Lutherischer Religion Zugethane Evangelische ..... vorher desolate Kirchen wieder errichtet, auch in allen Landen beim jetzigen Zuwachs der Unterthanen neue Kirchen unter Churf. Durchl. adjuto erbauet werden.

Ad 3. Diese passage ist wegen der Römisch Catholischen auch allzu an-

züglich; dann obschon S. Churf. Dchl. in dieser Societät directo keine Päbsteler dulden wollen, so ist doch bekannt, daß diese Societät nicht bestehen kann, es muß dann so wol in historia prophana als Ecclesiastica germanica mit vielen gelehrten Catholiquen, als welche in Ihren Collegiis die rechte Stapel von historischen Manuscripten und Nachrichten, ingleichen auch die Jesuiten in Geographicis, Arithmeticis et Mechanicis haben, Communication gepflogen werden, dehnen dann dergleichen passage, weiln Sie doch Nachricht von dergleichen Instruction, sie werde auch so heimlich gehalten, als sie wolle, bekommen, verhaßet ist.

Ad 4. Es ist in dehnen Churf. Landen allzu wenig Litteratur, Professores gnug, Schreibens und Disputirens in historia, jure publico und andern Dingen: es ist aber alles was historiam Germaniae et Ecclesiasticam et jura publica betreffen, de vulgari und guth für junge Studenten, dienet aber nichts ad negotia publica, weniger hatt es ein gut Fundament, sondern es ist ex incertis per incertum ausgeschmieret.

Ad 5. Waß den fundum betrifft, da werden sich viele Sociisten nach und nach anmelden, die Schulfüchse und Grillenfänger seyn, viel aufs papier mahlen, aber in praxi es nichts sein wirdt, doch aber von dieser oder jener Partie den Applausum und Approbation finden. Selbige werden nur suchen beneficia von Sr. Churf. Durchl. zu genießen; dann in Deutschland findet man jetzo gar nicht mehr in scientiis Excellente Leute, und die Engelländer und Holländer, auch etliche subtile Köpfe in Frankreich und Italien werden nimmermehr ihre Künste, Secreta und alte aufgesuchte Wissenschaften, welche sie so heilig halten, diesem neuen Collegio communiciren und also diese Churfürstl. Societät nimmermehr gelehrt machen. Finden sich auch ein und ander ingenia in historicis, politicis, jure publico et Mathematicis und andern Wissenschaften in Deutschland, so seindt sie hin und wieder an etlicher großen Herrn privat interesse (welche solchen Leuten, so alle unvermögend — dann vermögende Menschen greiffen sich in Deutschland nicht mehr an —, etwaß zu lernen in dergleichen arbeitsamen Sachen .... [?]) gebunden und dürffen kein Secret oder alte Wißenschafft, so sie etwann erfahren und aufgesuchet, sub comminatione poenae criminalis publique machen. Etliche, so frey, sind so opiniatres, daß, so lange man ihnen die Arbeit nicht voraus bezahlet, aus ihnen, es müste dann per viam torturae geschehen, nichts zu bringen ist.

Ad 6. Was die Feuerspritzen anbelanget, so seindt solche mechanische Inventiones sehr guth in einer großen Stadt, allwo das Feuer langsam fassen und wegen Feste der Häuser nicht einreißen kann. Alleine auf dehnen Brandenburgischen Dörffern oder Flecken, da in allen Churfürstlichen Landen alle Häuser an dergleichen Örter von Holze oder mit Stroh und Schindeln gedecket seyn, und wann ein Hauß brennet und solches Stroh- Schindel- und Lodderzeug fortflieget, es capable ist, das Dorff und Flecken an 3 oder 4 Orthen anzuzünden, so ist mit der Feuerspritzen wenig zu thun, oder man müste 4 oder 5 dergleichen in einem Orthe haben, welche zu unterhalten nach Mechanischer Arth mehr kosten, als ein ganzes Dorff und Flecken nach Abzug des ordentlichen Steuer Contingents jährlich abtragen.

Ad 7. ist nicht abzusehen, wie die Societät zu einem Aerario gelangen werde; dann 1) giebet es keine curieuse noch gelehrte Leute in Deutschland, die vor sich eigene Güter und Gelder hätten, so sie in Societatem stecketen, dergleichen reiche Leute es im Pabstumb unter dehnen Geistl. Praelaten, auch in Engelland unter denen Familien giebet. 2) Fürsten und Herren in Deutschland halten gar nichts von Curiositäten, sondern geben das Geld lieber für Wein und einen Chamerirten Rock aus. 3) Die Bediente Großer Herrn haben in Deutschland nicht so viel, daß sie leben können und müssen sich nur um Sachen bekümmern, darvon sie etwan das tägliche Brod haben können, sich also umb curieuse Arbeit, darzu Geld und Kosten, auch ein freies Gemüth erfordert wird, wenig bekümmern.

Ad 8. Was das Diarium Eruditorum, item die Bücher Censur betrifft, so kann man dergleichen nicht halten, noch anstellen lassen in Sr. Churf. Durchl. Landen, weil darinnen keine Stapel, weniger Niederlage von Buchhandlungen und Druckereyen, sondern dieses gantze Werk die beyde große Messen, so die Städte Leipzig und Frankfurth am Mayn halten, dann auch Hamburg an sich haben; und was kehren sich dieselbe dran in Auflegung der Bücher und die Schreiber im Schreiben derselben, die Societas Curiosorum zu Berlin judicire davon was sie wolle, absonderlich da die Leipziger und Frankfurther die protection der Reichs Cantzeley und des Reichs Fiscals haben.

Ad 9. Wann auch etwas in diesem oder jenem Genere artis zu richten oder sich ein oder ander finden wird, so etwaß nützliches schriebe oder anbrächte, so würde der recompens dafür pure auf Sr. Churf. Durchl. hinausfallen, waß aber die praeparatoria darzu kosten, wann im Mechanicis, Chymicis, Medicis et Astrologicis und sonsten etwas gethan werden soll, meinet man Anfangs nicht; es befindet sich aber, daß jährlich mehr als eine Tonne Goldes damit verthan werden kann und man dessen dennoch keinen Effect siehet, offters auch in vielen Jahren nicht.

Ad 10. Was die Beförderungen betreffen, so findet sich in Sr. Churf. Durchl. Landen nicht so die Gelegenheit, Literatos zu accommodiren, wie in dehnen Republiquen, auch unter dem Pabsthum. Über das seind die Factiones bei Hofe bekannt, und wie die Beförderungen so gar übel eingetheilet und man zu Berlin das principium hat, man könne außm Schneider den Schuster pro autoritate machen, und welcher nur durch seine faction oder patron eine charge auspracticiren kann, der muß hernach par force geschickt und gelehrt seyn, dahero es auch kömmt, daß S. Churf. Durchl. in vielen übel gedienet seyn. Über das finden sich auch Leute, die sich der Societät praevaliren werden, viel aufschneiden, sich für große Künstler und Virtuosen ausgeben, den Hoff und S. Churf. Durchl. umbs Geld betriegen, hernach fortgehen; dann da S. Churf. Durchl. Lande nicht geschlossen, sondern zerstreuet, auch die Nothwendigkeiten zu neuen Experimenten, Operationen hier und daher müßen gesuchet und von auswertigen Orthen angeschaffet werden, so können sich solche Leute, wann das Geld verdistiliret oder durchgebracht, letzlich unter diesem und jenem praetext weggupracticiren.

Ad 11. Was das Commercium der Societät mit Moßkow bis nach China

betrifft, ſo iſt bekannt, daß die Holländer bereits in possessione ſeyn, bey Moscow in Künſten und Wißenſchafften, imgleichen in Commercien. Der Weg von dehnen Churfürſtlichen Landen nach China durch Moscow iſt ſehr weit, hart, rauch und beſchwerlich, auch durch Littauen von Moscow durchſchnitten; über das iſt bekannt, daß die Holländer alle Handelung und Curiositäten, pretiosa und Raritäten, ſo aus China in Europam gehet und gänge und gebe ſind, nach Bataviam an ſich gezogen, alldar viel tauſend Chineſiſche factors ſeyn, ſo die Commercia der Chineser treiben und respiciren. Ferner iſt zur See das Commercium nach China, wie es die Holländer haben, weit leichter, als zu Lande durch die Große Catajiſche Tartarey, ſo ſehr unwegſam und wüſte. Zwar befindet ſich Nachricht in Arthi India Orientali Tom. 6to, daß Ao. 1620 ein gewißer Moscowiter in die an der Nordiſchen See gegen Nova Zembla über gelegene Tartariſche Provinz Mungallam gereiſet und dieſelbe recognosciret und befunden, daß es ein herrliches Land, auch hin und wieder gut bebauet und ſchön von Quaderſteinen erbauete Schlößer darinnen zu finden, ingleichen daß es ein Ueberfluß habe von allerhand Seiden, Sammet, Gold und Silber, wormit die in dieſer Provinz geſeßene Tattarn in das große Tattariſche Reich Catajan große Handelung treiben. Alleine es iſt bekannt, daß die Holländer in Moscow zu Archangel an der Nord See ſchon feſt etabliret und wann waß in dieſer provinz zu Lande zu thun, auch in ganz Cataja bis nach China, ſo werden ſie keinen Brandenburger laßen aufkommen. Es iſt auch in Commerciis und negotiis zwiſchen Moßkow und Brandenburg deßwegen nichts zu thun, weilen beide und zwar Brandenburg keinen Außfluß von Ströhmen innerhalb Teutſchland in die Oſtſee hatt, und Preußen von dehnen teutſchen Brandenburgiſchen Provinzien abgeſchnitten iſt, ingleichen Moscow keinen Haffen am Mari Baltico in Eſten noch Liefland hatt; ſo kann die communicatio commerciorum nicht recht gepflogen werden. Ob Moscow bei jetzigen Conjuncturen einen Fuß alldar kriegen wird, ſtehet dahin; für Brandenburg aber wäre beim Frieden de ao 1679 mit Schweden gut geweſen, wenn man von Vorpommern Stettin mit dem Oderſtrohm, der Inſel Wellin und den Außflüſſen der Koine [Swine] und Divenau behalten können, wann man auch hiewieder ſo viel Land zur satisfaction von der Uckermarck gegeben hätte.

Was anlanget die propagation der Evangeliſchen Religion, ſo iſt darvon wenig Effect in dehnen Tattariſchen und angrenzenden Chineſiſchen Quartieren zu hoffen, weilen der Gentilismus zu ſtark alldar radiciret. Und iſt ohndem bekand, daß ein subtiler Heyde allezeit ehender Römiſch Catholiſch alß Evangeliſch werden wirdt, weiln die multitudo Deorum in Gentilismo ſich beym Papismo leichtlich mit der multitudine sanctorum, ingleichen die Heydniſche Sacrificia zu den Sacrificiis Missarum ſich wohl ſchicken, worzu dann die conciliatio des Römiſch-Catholiſchen Kirchen ornats mit dem Heydniſchen, auch andere Sachen, ſo in externis beſtehen, viel thut.

Es haben die Jesuiten in dieſem vergangenen Seculo ſchon viele Mühe de propaganda fide in dieſen Quartieren gehabt, aber wenig richten können; hier nicht zu gedenken, waß missiones de propaganda fide koſten, darvon man in der Jesuiten professhäuſern die beſte Nachricht geben kan, und nicht zehen, auch

nicht hundert tauſend Rth. zu einer eintzigen Mission flecken, dergleichen fundum dieſe Societät nimmermehr zuſammenbringen wird.

Ad 12. Es ſind in Deutſchland ſchon mehrere Societäten de propagandis scientiis errichtet, aber ſie haben den Zweck niemahlen erreichet. Alſo iſt das große Collegium Curiosorum Imperiale, ſo unter protection des jetzigen Kayſers errichtet, auch noch dauret, aber nie eine rechte fundation erhalten hatt, noch können, deßfalls geſchickte Leute nichts darmit zu thun haben wollen und die Glieder deßelben Collegii lauter Haſenköpffe ſeyn, wie auß ihren Schrifften genugſam zu erſehen.

Was betrifft die Cultivirung der teutſchen Sprache, ſo will ſelbige nicht gekünſtelt ſeyn, ſondern muß per exercitium durch judicieuse, auch der alten teutſchen ſowohl als neuen erfahrene Leute, ſo bei Cantzeleyen und affairen ſitzen, cultiviret und durch vielfältige Schreiberey expoliret werden; dann Societäten thun das Werk nicht.

Die fruchtbringende Geſellſchafft hat ſo viel allarm gemacht und die Zierlichkeit der teutſchen Sprache trefflich zu befördern promittiret; allein man leſe doch nur die Schrifften aller dehrer darinnen geweſenen Glieder, ſo wird man finden, daß ſie die ganze Sprache verdorben, gekünſtelt und ein Hauffen neue Flick- und Stückwörter inventiret, ſo niemahlen teutſch geweſen, noch teutſch werden können und in summa das gantze simple Idioma linguae Germanicae und darauff eigentlich dieſe Sprache ſtehet, confundiret und närriſcher Weiſe prostituiret.

Ad 13. Was die historie anlanget, da iſt ſo viel geſchrieben, wann es nur alles waß nütze wäre, und iſt ſehr gefährlich die historien von Sr. Churf. Durchl. Landen publique zu machen und unter Professor Hände kommen zu laßen. Man hatt den Effect ſchon an Puffendorffs Schreiberey geſehen, und Sr. Churf. Durchl. beßer gethan, wann Sie das Geld, ſo ſie ſelbigem gegeben, hätten zum Fenſter hinaußgeworffen. Von der reformatione religionis iſt ſo viel ſchon geſchrieben, daß nichts mehr nötig. Es wäre ſehr gut, wann die Protestanten zuſammen nuhr bei dem erſten Fuß der reformation geblieben und die Pfaffen ex post facto unter ſich nicht ſo viel Secten und Ketzereyen angefangen, ſo daß derſelben über 72 biß 73, wann man ſie zuſammenzählet, ſein werden, und iſt nicht eben allzulöblich, ſondern eine allegatio propriae turpitudinis, wann man viel von der protestanten jetziger religion und Zuſtande ſchreibet; dann man nur pehnen Jesuiten Thor und Thür zu ſchimpffen und zu ſchmähen eröffnet. —

So weit unſer Kritiker. Wie man ſieht, nimmt er ſein Geſchäft ernſt genug; indeß wollen wir ſogleich bemerken, daß es ihm nicht gelungen iſt, mit ſeinen geringſchätzigen Urtheilen über das von ihm begutachtete Project durchzudringen; in allen Hauptpunkten blieb es bei den von ihm verworfenen oder verhöhnten Vorſchlägen; die Inſtruction für die künftigen Mitglieder der Societät wurde ganz im Sinne des (wie wir

annehmen) Jablonski'schen Entwurfs ausgearbeitet und unter dem Datum Friedrichsfelde den 11. Juli 1700 von dem Kurfürsten vollzogen; die Stiftungsurkunde vom gleichen Datum zeigt das nämliche Beharren bei den ursprünglichen Leibnitz'schen Intentionen.

Nichts desto weniger wird man das Actenstück mit Interesse lesen; ein offenbar sehr wohlunterrichteter Mann steht uns gegenüber; bei mehreren Punkten wird man ihm die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er praktisch durchaus das richtige getroffen; er ist kein Beobachter und Beurtheiler aus theoretischer Ferne; er steht den Verhältnissen und den Personen, auf die es ankommt, augenscheinlich nahe genug, um sie aus eigener Anschauung zu kennen, während sein ausgesprochener Pessimismus etwas nach dem stillen Groll eines augenblicklich Zurückgesetzten schmeckt; seine ganze Betrachtungsweise hat etwas, was den praktischen Geschäftsmann zu verrathen scheint, der nicht ohne eine gewisse Geringschätzung auf die „Professoren" herabsieht; aber einen Geschäftsmann, der doch von dem vor fünf Jahren erschienenen Werk Pufendorf's über den großen Kurfürsten mitsprechen kann, und der über die Handels- und Culturverhältnisse des inneren Asien seine eigene gegründete Ansicht hat.

All' diese Anhaltspunkte gewähren freilich keinen auch nur vermuthenden Schluß auf die Person des Verfassers; möglich daß er ein übrigens ganz dunkler Ehrenmann war, dessen Name in der Geschichte dieser Zeit noch nie genannt worden ist; vielleicht auch daß er einer genaueren Personalkenntniß sein Gesicht leichter enthüllt. Aber wenigstens über die Kreise und die Verhältnisse, aus denen heraus unser Kritiker schrieb, wird sich etwas muthmaßen lassen, und vielleicht ist dies wichtiger als die Personenfrage.

Die fast funfzigjährige Regierungszeit des großen Kurfürsten hat neben allem anderen auch die Bedeutung für die innere Geschichte des preußischen Staats, daß in ihr dem preußischen Beamtenthum der Stempel aufgedrückt ward, der dasselbe seitdem bezeichnet hat. Ein Regiment, dessen wichtigste Aufgabe darin bestand, aus weit von einander entfernten, zum Theil sehr heterogenen Theilen ein staatliches Ganzes zu schaffen, bedurfte nothwendig eines Beamtenstandes, der mehr und mehr sich loslöste von allen provinziellen Zusammenhängen und in sich als Corporation die Interessen der staatlichen Einheit darstellte, welche außerdem nur in der Person des Fürsten repräsentirt war. Mit scharfer Zucht hatte sich der Kurfürst seinen Beamtenstand in diesem Sinne herangebildet; noch gelangte er keineswegs zu jener eigentlich systematischen Regelung der inneren Staatsverwaltung, wie sie dann die Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I. geschaffen hat, aber die wesentlichsten Grundlagen wurden

gelegt; wir erkennen bereits die Personen mit den später bleibenden Hauptzügen — knappe, nüchterne, ehrbare Leute; die scharfe Zucht, unter der das Ganze steht, ist jedem einzelnen in Mark und Blut übergegangen, gleichsam als sein eigenes Lebenselement. Dazu concentrirt sich in ihnen neben der eigentlich geschäftlichen doch zugleich ein guter Theil der allgemeinen Bildung der Zeit überhaupt; wer irgend höher stehend oder bemittelter ist, hat in jungen Jahren die Welt gesehen; vielen ist dies nicht zu Theil geworden, aber solide allgemeine Studien, so gut sie das Jahrhundert bieten kann, stehen jedem zur Seite; nirgends drängt sich dies vor, das rein geschäftliche Interesse überwiegt durchaus, aber man hat immer die Empfindung der höchst wohlgegründeten Unterlage, auf welcher alles steht.

Um nur eines zu nennen, so drückt sich dies in der Sprache charakteristisch aus. Das Kanzleideutsch der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts steht in übelem Rufe — mit vollem Rechte, wenn man allein die officiellen Actenstücke, etwa der deutschen Reichsverhandlungen und der kaiserlichen und Reichskanzlei betrachtet, wie sie Londorp, v. Meiern u. A. bieten; da ist jene wüste Sprachmengerei, jene ungegliederte, bandwurmartige Endlosigkeit der Perioden, jener durch das officielle Latein der Zeit beeinflußte Satzbau u. s. w. in voller Blüthe. Aber man würde irren, wollte man dies für die einzige Form der deutschen geschäftlichen Schriftsprache in dieser Zeit halten; in der That ist man doch schon viel weiter gewesen, nur daß eben gerade in dem schriftlichen Verkehr des eigentlich reichsmäßigen Geschäftswesens die vermeinte Würde und Feierlichkeit jenes hergebrachten Jargons mit Bewußtsein und mit chinesischer Treue festgehalten wurde. Aber man verstand doch bereits weit besser zu schreiben; wer Gelegenheit gehabt hat, die Geschäftsacten einzelner deutscher Kanzleien aus dieser Zeit näher kennen zu lernen, wird gewiß an vielen Orten die nämliche Bemerkung gemacht haben, und die Behauptung unseres Kritikers (§. 12), daß eine Reorganisation der deutschen Schriftsprache aus den deutschen Kanzleien hervorgehen müsse, wird nicht ohne weiteres als eine Utopie erscheinen. Unter den brandenburgischen höheren Beamten dieser Zeit ist man erstaunt bisweilen Männern zu begegnen, die, was Reinheit der Sprache, Schärfe des Gedankens, Präcision des Ausdrucks betrifft, bereits einen höchst beachtenswerthen Fortschritt bezeichnen und die darin von keinem der bekannten besseren Schriftdenkmäler dieser Periode übertroffen werden; freilich gerade der Verfasser unseres Gutachtens gehört nicht eben zu ihnen, aber dennoch würde ich, wollte ein Kundiger mich darüber belehren, es leicht glauben, daß die Wiedergeburt der deutschen Sprache im achtzehnten Jahrhundert mit der Entwickelung

merkung über Pufendorf und seine Biographie des großen Kurfürsten; es ist bekannt, daß dieses Werk bald nach seinem Erscheinen die lebhaftesten Anfeindungen erfuhr; der Hauptvorwurf galt der Indiscretion, mit welcher Pufendorf die Geheimnisse der brandenburgischen Politik den Augen der profanen Welt enthüllt habe; nicht der Berliner Hof erhob die Anklage, sie kam theils von auswärts und von Leuten, die aus anderen Gründen dem Andenken Pufendorf's († 1694) feindlich waren, theils aus den Kreisen der brandenburgischen Beamtenwelt; hier vorzüglich fühlte man sich verletzt darüber, daß der ganze Mechanismus des Staatslebens, in welchem man ebenso sehr das Geheimniß der Bureaukratie wie das des Fürsten sah, so rückhaltslos bis in's Detail bloßgelegt worden war; es schien eine Entweihung; so sieht auch unser Verfasser die Sache an, und mit Grauen denkt er daran, welchen Schaden in dieser Richtung wohl gar eine ganze Akademie werde anrichten können, wenn ein einzelner Mann bereits so verderblich gewirkt hatte.

Auf diese Weise, sieht man, steht das Actenstück, mit welchem wir hier den Leser beschäftigt haben, nicht allein, sondern in dem Zusammenhang einer ganzen Partei und Zeitrichtung, in dem Zusammenhang eines der wesentlichsten Elemente des preußischen Staatslebens. Auf anderen Gebieten fördernd und belebend tritt dieses Element hier in seinem retardirenden Charakter auf, beschränkend und beschränkt. Für den Augenblick hat es die Realisirung des Leibnitz'schen Planes nicht zu hindern vermocht; die Zeit seiner vollen Revanche trat ein mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's I. Aber auch vorher hat es gewiß nicht unterlassen, seinem Mißmuth gegen die Societät, wo irgend es möglich war, Luft zu machen; die steten ökonomischen und anderen Schwierigkeiten, an denen das Institut von Anfang an krankte, hatten ihren Grund zum guten Theil gewiß in den allgemeinen und nicht leicht zu überwindenden Verhältnissen, die wir oben andeuteten; aber ebenso viel mag auch die jedenfalls in vielen Kreisen der Bureaukratie tief eingewurzelte Abneigung dazu beigetragen haben; von da aus konnte unter der Hand außerordentlich viel Hemmendes und Erschwerendes geschehen, was dann den Verhältnissen zur Last gelegt wurde. Leibnitz kannte diese Gegner und ihre Gesinnung; es werden eben diese sein, auf welche wir ihn oben hinweisen sahen. Nach dem Tode der Königin Sophie Charlotte und als mit den Jahren auch die Theilnahme Friedrich's I. mehr und mehr erkaltete, durften sie schon offener hervortreten; das charakteristischste Symptom der Wandelung ist jene brüske Antwort, die einst im Jahre 1709 einem Mitgliede der Akademie gegeben wurde, als es sich über die übele Lage der Wissenschaften beklagte: „le Roy ne vous paye point pour faire des livres.“ Das steht ungefähr

weit gebracht, man war nicht lüstern nach Neuem, man war der eigenen Tüchtigkeit zu sicher, um irgend welchen Experimenten den Platz zu gönnen. Nach dem Fall Dankelmann's kam für's erste eine andere Epoche herauf; mit Wartenberg beginnt für einige Zeit das Regime der Hofmänner, eine leichtfertigere Verwaltung der Finanzen, großer Aufwand nach allen Seiten; ihm gewachsen zu sein, bedurfte man neuer Hülfsquellen, stärkerer Ausbeutung der alten; der bisherige Verwaltungsorganismus schien nicht mehr zu genügen, man suchte neue Wege, es kam eine Zeit, wo in Berlin „alles Neue Anklang fand."

Es ist leicht zu denken, wie hieraus sich ein mehr oder minder versteckter Kampf der alten und der neuen Richtung ergeben mußte. So selbständig fühlte sich bereits das preußische Beamtenthum, daß es nicht ohne weiteres mit dem Ministerwechsel sich in die neue Tendenz hinüberziehen ließ, und so auf seinem Standpunkt befangen war es zugleich, daß es dem Neuen häufig principiell, auch da wo es das Bessere war, widerstrebte. Hierher gehört jener Kampf, den die Amtskammern von Halle und Berlin gegen die neuen ökonomischen Projecte des Christian Friedrich Luben von Wulfen führten; es war die Empfindlichkeit der alten Bureaukratie darüber, daß auf dem von ihr so lange mit bestem Erfolge bearbeiteten Felde neuauftauchenden Projectemachern ihre Experimente gestattet werden sollten.

Und endlich nun — eben dieselbe Stimmung und eben dieselbe Sphäre scheint es zu sein, aus welchen unser anonymes Gutachten über das Leibnitz-Jablonski'sche Akademieproject hervorgegangen ist. Hält der Verfasser sich auch an die einzelnen Artikel des ihm vorgelegten Entwurfs, man fühlt durch jedes seiner Worte deutlich den Widerwillen hindurch, den er gegen den ganzen Plan in Bausch und Bogen empfindet. Er ist ihm nur eine jener verhaßten und höchst unbequemen Neuerungen, wie sie jetzt in der Luft zu liegen scheinen; der Plan ist schon zu weit gediehen und der Einfluß des Kritikers ist zu gering, als daß er hoffen könnte, ihn rückgängig zu machen, aber um so nachdrücklicher gießt er seinen ganzen Groll in den negativsten, absprechendsten Urtheilen aus; von der Nutzlosigkeit des Unternehmens ist er auf's festeste überzeugt, er beweint im Voraus jeden verlorenen Thaler, der an dasselbe gewandt werden wird. Man wird wohl nicht irren, wenn man unserm Verfasser in den Kreisen der hohen Beamtenwelt Berlins sucht; er gehört der Richtung an, die mit dem Sturze Dankelmann's in den Hintergrund gedrängt worden ist, und deren Anhänger jetzt grollend zur Seite standen; er ist ein Mann der alten Bureaukratie. In einer Menge einzelner Züge giebt er sich als solchen zu erkennen; zu den charakteristischsten gehört seine schmähende Be-

merkung über Pufendorf und seine Biographie des großen Kurfürsten; es ist bekannt, daß dieses Werk bald nach seinem Erscheinen die lebhaftesten Anfeindungen erfuhr; der Hauptvorwurf galt der Indiscretion, mit welcher Pufendorf die Geheimnisse der brandenburgischen Politik den Augen der profanen Welt enthüllt habe; nicht der Berliner Hof erhob die Anklage, sie kam theils von auswärts und von Leuten, die aus anderen Gründen dem Andenken Pufendorf's († 1694) feindlich waren, theils aus den Kreisen der brandenburgischen Beamtenwelt; hier vorzüglich fühlte man sich verletzt darüber, daß der ganze Mechanismus des Staatslebens, in welchem man ebenso sehr das Geheimniß der Bureaukratie wie das des Fürsten sah, so rückhaltslos bis in's Detail bloßgelegt worden war; es schien eine Entweihung; so sieht auch unser Verfasser die Sache an, und mit Grauen denkt er daran, welchen Schaden in dieser Richtung wohl gar eine ganze Akademie werde anrichten können, wenn ein einzelner Mann bereits so verderblich gewirkt hatte.

Auf diese Weise, sieht man, steht das Actenstück, mit welchem wir hier den Leser beschäftigt haben, nicht allein, sondern in dem Zusammenhang einer ganzen Partei und Zeitrichtung, in dem Zusammenhang eines der wesentlichsten Elemente des preußischen Staatslebens. Auf anderen Gebieten fördernd und belebend tritt dieses Element hier in seinem retardirenden Charakter auf, beschränkend und beschränkt. Für den Augenblick hat es die Realisirung des Leibnitz'schen Planes nicht zu hindern vermocht; die Zeit seiner vollen Revanche trat ein mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's I. Aber auch vorher hat es gewiß nicht unterlassen, seinem Mißmuth gegen die Societät, wo irgend es möglich war, Luft zu machen; die steten ökonomischen und anderen Schwierigkeiten, an denen das Institut von Anfang an krankte, hatten ihren Grund zum guten Theil gewiß in den allgemeinen und nicht leicht zu überwindenden Verhältnissen, die wir oben andeuteten; aber ebenso viel mag auch die jedenfalls in vielen Kreisen der Bureaukratie tief eingewurzelte Abneigung dazu beigetragen haben; von da aus konnte unter der Hand außerordentlich viel Hemmendes und Erschwerendes geschehen, was dann den Verhältnissen zur Last gelegt wurde. Leibnitz kannte diese Gegner und ihre Gesinnung; es werden eben diese sein, auf welche wir ihn oben hinweisen sahen. Nach dem Tode der Königin Sophie Charlotte und als mit den Jahren auch die Theilnahme Friedrich's I. mehr und mehr erkaltete, durften sie schon offener hervortreten; das charakteristischste Symptom der Wandelung ist jene brüske Antwort, die einst im Jahre 1709 einem Mitgliede der Akademie gegeben wurde, als es sich über die übele Lage der Wissenschaften beklagte: „le Roy ne vous paye point pour faire des livres.“ Das steht ungefähr

auf der gleichen Höhe mit dem classischen Ausspruch eines Gutachtens: „Von der reformatione religionis ist so viel schon geschrieben, daß nichts mehr nöthig.“ Es könnte leicht eine und dieselbe Person sein, welche beides gesagt hat.

B. Erdmannsdörffer.

Politische Correspondenz.

Berlin, Ende September.

Aus der Zeit des Anfangs der nordischen Krisis ist unseren Lesern vielleicht ein Ausspruch bekannt, den man einem preußischen Staatsmann in den Mund legte. Wenn — sollte derselbe erklärt haben — wir nach Schleswig-Holstein marschiren wollen, um diese Länder für uns zu erwerben, so ist das ein Ziel, für welches Preußen sofort die Gefahren eines europäischen Krieges auf sich nehmen darf. Wollen wir dagegen einen selbständigen Staat unter einer eigenen Dynastie gründen, so dürfen wir nur schrittweise und je nach den Umständen vorgehen und müssen Oesterreich zur Deckung an uns heranziehen.

Mag diese Alternative nun damals gestellt sein oder nicht, jedenfalls liegt in ihr auch die Einsicht ausgesprochen, daß die Allianz mit Oesterreich wie die Gefahren, so auch die Früchte der Unternehmung vermindern werde. Nicht nur die Annexion war damit ausgeschlossen, auch der sonstige besondere Machtgewinn, welchen Preußen aus der Lösung der schleswig-holsteinschen Frage ziehen wollte, war dadurch erschwert. Wenn sich Oesterreich auch nur als Hülfsmacht an unsere Seite stellte und den größten Theil der Anstrengungen uns überließ, es trat doch auf dem eroberten Gebiet als Mitbesitzer auf, entschieden abgeneigt, uns einen Vorzug ohne Gegenleistung einzuräumen.

Diese Schattenseite der Verbindung mit Oesterreich wurde zur Zeit des Kampfes um die Herzogthümer natürlich weniger fühlbar. Freilich machte uns die Allianz auch damals schon manche Noth. Herzlich und innig war das Verhältniß mit den Oesterreichern nur so lange — als es galt die nationale Bewegung zu dämmen, und den demagogisch gewordenen Regierungen die Führung aus der Hand zu nehmen. Von da ab hielt es schwer, sie militärisch und politisch vorwärts zu treiben. Es kostete Anstrengung sie über die Eider, und noch mehr sie über die Königsau zu bringen. Sie fürchteten Europa aufzureizen, wenn Jütland besetzt oder die Dänen gar bis auf die Inseln verfolgt würden. Nach der Einnahme von Alsen war es ihre Weigerung, wodurch Fünen vor einem raschen Angriff bewahrt wurde. Ehe die neuen Dispositionen, welche durch die versagte Mithülfe für die preußischen Truppen nöthig wurden, völlig ausgeführt waren, sandte König Christian sein Friedensgesuch ein. Diplomatisch war es nicht minder schwierig, den Grafen Rechberg voran zu bringen. Die Erweiterung des Kriegsziels ging Schritt für Schritt von Berlin aus. Der

österreichische Minister wurde im Januar bis zur stricten Personalunion und im Mai bis zur Lostrennung fortgezogen. In Berlin war dieses letzte Ziel an entscheidender Stelle immer fest im Auge behalten, und nur die Besorgnisse in den ministeriellen Kreisen hatten verhindert, es schon früher offen hinzustellen; nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen faßte man nun endlich auch hier den Muth, das Londoner Protokoll über Bord zu werfen. Dem Grafen Rechberg aber wurde der Entschluß erst einen Monat später abgerungen, als außer Frankreich auch England von dem Protokoll abgefallen war, und lange noch trug er sich mit der famosen Idee, die Integrität Dänemarks durch den Eintritt des Gesammtstaats in den deutschen Bund zu retten. In London während der Debatten über die Demarcationslinie, in Karlsbad bei Verwerfung des Schiedsrichterspruchs war Preußen die führende, Oesterreich die zurückbleibende und nur durch künstliche Hebel fortzubewegende Macht. Man konnte schon damals fragen: Was hat Preußen an der Unterstützung Oesterreichs? — militärisch fast gar nichts, da die 20,000 Mann in Schleswig sich leicht ersetzen lassen, und politisch sehr wenig, da die Unzufriedenheit des Wiener Cabinets über die Entwicklung der Dinge ja der Welt nicht verborgen ist. Gleichwohl dürfen wir um der Gerechtigkeit willen nicht leugnen: Die österreichische Allianz war immerhin für uns eine Deckung; wie leicht es auch hätte geschehen können, daß das Wiener Cabinet seinen Frieden machte wenn der Krieg gegen Dänemark gefährliche Dimensionen annahm, — die Thatsache, daß es vorläufig doch an unserer Seite stand, half es dazu mit, die kriegerischen Neigungen der Neutralen zu dämpfen. Sie hatten an die Möglichkeit zu denken, daß die geschlossene Macht Mitteleuropas gegen sie in den Kampf treten werde.

Seitdem nun aber die Dänen die Waffen gestreckt und die Neutralen sich zurückgezogen haben, genießen wir die Kehrseite unserer ministeriellen Politik. Schleswig-Holstein liegt in dem natürlichen Umkreis unserer Machtsphäre, und es giebt, außer Hannover, kein deutsches Land, das zur Befestigung derselben von gleicher Wichtigkeit wäre. Aber wir haben die Oesterreicher in jenen Umkreis eindringen lassen und wir müssen daher auch die Consequenz tragen, daß sie der Verfolgung unserer besonderen Interessen jeden möglichen Widerstand leisten. Die große Mehrzahl der deutschen Regierungen und alle particularistischen Kräfte in den Herzogthümern und in Deutschland, die durch den Widerwillen gegen das zeitige preußische Regime verstärkt werden, sind mit ihnen verbündet. Auf den Streit mit den Dänen folgte demnach sofort dieser innere Streit. Der Sieg in demselben war unserer Meinung nach am leichtesten dadurch zu gewinnen, daß man sich mit den Schleswig-Holsteinern und ihrem designirten Fürsten verständigte. Preußen hat die Herzogthümer militärisch und finanziell so weit in der Hand, daß gegen seinen Willen eine definitive Ordnung nicht eingerichtet werden kann. Um die Sehnsucht nach derselben zu befriedigen, um ferner eine Sicherung gegen spätere Angriffe der Dänen zu gewinnen, müssen die Herzogthümer durch das Organ ihres Fürsten mit Preußen pactiren, und nach geschlossenem Pact würde es wenig Mühe machen, die Oesterreicher aus Schleswig und den Bund aus Holstein zu entfernen. Die bloße Thatsache, daß Preußen den Herzog Friedrich anerkennt, würde genügen, um Oester-

reich wie den Bund zur Nachfolge und zur Räumung der beiden Länder zu nöthigen. Dies war der rascheste und einfachste Weg zur Lösung, ein Weg, der durch die particularistischen Gegenströmungen in Holstein und durch die Illusionen und Fehler der Kieler Politik*) zwar wenig vorbereitet, aber doch auch nicht verschlossen war. Indessen Monate lang ließ man in Preußen diesen Weg bei Seite liegen und suchte, statt in Kiel, in Wien den Ausgang aus den Schwierigkeiten.

Die Traditionen unserer Kreuzzeitungspartei führen dahin. Diese Partei ist freilich durch die Wendung, welche die Regierung in der holsteinischen Frage machte, etwas deroutirt; sie hat ihre conservative Vorliebe für die altehrwürdige dänische Monarchie aufgeben müssen, ist dann — was jedenfalls das wenigst Conservative ist — annexionistisch geworden und von Grundsätzen ihrer auswärtigen Politik kann man nicht wohl mehr reden. Aber im Widerspruch mit jenen modernen Anflügen hat sie doch den Instinct zur Annäherung an den Staat behalten, den seine inneren Völkergegensätze zum Gegner nationaler und constitutioneller Grundsätze machen, und der trotz Reichsrath und Provinzialvertretungen im Wesentlichen zum Absolutismus verurtheilt ist. Die Zeiten des Fürsten Wittgenstein, wo der Wiener Einfluß in Berlin die inneren und äußeren Angelegenheiten beherrschte, dafür aber die Freunde Oesterreichs die hohen Staatsämter im Besitz hatten, waren für die Partei keine übelen Tage. Indessen die jetzige gouvernementale Politik hat doch zu viel Selbständigkeit, um ihr Verhältniß zu dem Kaiserstaat so aufzufassen. Eine Allianz zur gemeinsamen Bekämpfung des deutschen Liberalismus mag ihr genehm sein, aber nicht unter der Bedingung, daß Preußen auf seinen Einfluß in der Welt verzichte und den Impulsen aus Wien folge. Vielmehr, man hatte ja ein halbes Jahr lang die österreichische Politik mit ziemlichem Glück bestimmt; daran knüpfte

*) Wir haben diese Fehler in unseren früheren Correspondenzen charakterisirt. Bei dieser Gelegenheit machten wir auch darauf aufmerksam, daß die particularistische Strömung von Kiel aus begünstigt werde und daß man von dort her die bekannten Rendsburger Ausschußanträge vom 25. Juli zu Fall gebracht habe. Diese Andeutung, bereits in dem am 4. August ausgegebenen Heft (cf. S. 261) ausgesprochen und im Septemberheft nur wiederholt, wurde später von der „Weserzeitung" aufgenommen und zog derselben kürzlich eine Zuschrift von Kiel zu, in welcher die Richtigkeit unserer Behauptung bestritten wurde. „Der Herzog und seine Räthe," heißt es, „haben nur, so lange es gegen die Dänen und Dänengenossen Front zu machen galt, Partei genommen, seitdem aber, wie notorisch, an dem Parteileben im Lande sich nicht mehr betheiligt, also auch auf die Rendsburger Vorgänge keinerlei Einfluß geübt." — Eine Beweisführung gegen dieses Dementi, dem ebenfalls kein Beweis zur Seite steht, ist uns aus leicht begreiflichen Gründen nicht gestattet. Wir begnügen uns zu bemerken, daß wir mit strenger Gewissenhaftigkeit unsere Nachrichten nur aus Quellen beziehen, die wir für zuverlässig halten müssen. Unsere Quellen sind zudem der Augustenburger Sache freundlich gesinnt. Uebrigens ist jenes Bekenntniß, daß „die Räthe des Herzogs keinerlei Einfluß auf das Parteitreiben im Lande üben," unserer Meinung nach ein recht trauriges. Das wäre ja gerade die Uebervorsicht, welche aus Furcht irgend wo anzustoßen, keine Farbe bekennen will. Was liegt denn für die herzoglichen Räthe näher, was ist nützlicher, nothwendiger, als auf jenes „Parteitreiben" einen recht starken Einfluß zu üben und dadurch Land auf die nothwendigen und für es allein heilsamen Ziele zu lenken? —

sich der kühne Glaube, daß man sie jetzt auch für die preußischen Interessen in Schleswig-Holstein und für größere Pläne in Deutschland werde gewinnen können. War die preußische Allianz nicht für den Kaiserstaat von Werth, hatte sie nicht auf Ungarn und Venetien eine lähmende Wirkung geübt? Die Mißgunst, mit der die Polen, die Ungarn, die Italiener sammt ihrem Garibaldi auf die doch auch „unterdrückte Nationalität" der Schleswig-Holsteiner blickten, rührte ja wesentlich daher, daß jene Allianz Oesterreich eine Stärkung zuführte. Sollte das Wiener Cabinet jetzt nicht einsehen, daß es an der Unterstützung Preußens mehr hat, als an der machtlosen Freundschaft der Mittelstaaten? Sollte es nicht endlich die Pfade der Schwarzenberg'schen Politik verlassen und durch thatsächliche Beweise seiner bundesfreundlichen, unseren Bedürfnissen gerecht werdenden Gesinnung sich einen Anspruch auf unsere Hülfe im Süden und Südosten gewinnen? Der natürliche Schwerpunkt des Kaiserstaats liegt nach Herrn v. Bismarck bekanntlich in Pesth; als Donaustaat muß Oesterreich, um Luft und freie Bewegung zu bekommen, die Mündungen seines Hauptstromes erwerben, und für seinen Zusammenhang mit Deutschland genügt es, wenn es auf die Quellenländer der Donau, insbesondere auf Würtemberg und Bayern, einen vorwiegenden Einfluß behält. Sollte die Einsicht in Wien nicht durchschlagen, daß die österreichische Macht nicht ausreicht, um zu gleicher Zeit im Orient, in Italien und in Deutschland festen Fuß zu behalten, und daß, wenn doch in irgend einer dieser Stellungen zurückgewichen werden muß, man am besten thut, auf deutschem Terrain sich mehr einzuschränken, und durch solchen Verzicht einen starken Rivalen in einen hülfreichen Freund zu verwandeln? Oesterreich kann seine Verbindung mit Deutschland nicht völlig aufgeben, denn seine germanischen Elemente verstärken durch sie ihre Kraft gegen die zahlreicheren magyarisch-slavischen Völker. Demnach bietet sich zur Ausgleichung für die Interessen beider deutschen Mächte die Idee einer Zweitheilung dar; einer Zweitheilung, die zunächst auf dem Boden der Bundeskriegsverfassung durchzuführen und dann weiter dadurch zu entwickeln wäre, daß Oesterreich Norddeutschland dem preußischen Einfluß überläßt, Separatverträge nicht hindert und insbesondere eine Machterweiterung in den deutschen Nordmarken bereitwillig zugesteht. — Solche Ideen, vermuthen wir, schwebten der preußischen Politik vor, als Ende Juli und im August ein so naher persönlicher Verkehr zwischen Ministern und Souveränen beider Staaten in Wien eröffnet wurde, und sie müssen sehr fest gehaftet haben, da selbst die Sprache der österreichischen Depesche vom 28. Juli nicht im Stande war, jenen Verkehr zu verhindern.

Diese Rechberg'sche Depesche wurde dem Publicum erst einen Monat später bekannt. Es gab keinen schärferen Contrast, als die Sprache dieses Actenstücks und die Versicherungen innigster Bundesfreundschaft, mit welcher unsere officiöse Presse jene Begegnungen feierte. Mit schneidender Schärfe kehrte Graf Rechberg die alte Tendenz heraus, dem preußischen Einfluß in Deutschland nach Kräften in den Weg zu treten. Keineswegs so faßte er das neue Bundesverhältniß auf, als ob es für Oesterreich an sich werthvoll sei und zur schonenden Rücksicht auf die eigenthümlichen Aufgaben Preußens verpflichte; vielmehr war nach ihm Oesterreich der gebende, Preußen der empfangende Theil,

und er drohte mit dem Verlust der gewährten Freundschaft, wenn wir uns nicht auf dem Felde unserer wichtigsten deutschen Interessen ihm unterordnen wollten. Unter der Nachwirkung der Olmützer Niederlage war es dem Wiener Cabinet bekanntlich gelungen, die Selbständigkeit der einzigen nationalen Institution zu gefährden, welche neben und ohne Oesterreich sich hatte bilden können. In dem Vertrage vom 19. Februar 1853 erhielt es specifische Tarifbegünstigungen, es wurde der Wunsch nach Anbahnung einer allgemeinen deutschen Zolleinigung von den Contrahenten ausgesprochen, und es empfing das Versprechen, daß über dieses Ziel der Zolleinigung in's künftige mit ihm unterhandelt werden solle. Oesterreich war in den Zollverein noch nicht eingedrungen, aber es hatte sich die Mittel verschafft seine autonome Bewegung zu hemmen. Denn nun konnten die Staaten, denen die Hegemonie Preußens im Zollverein politisch gefährlich schien, jede liberale Tarifreform mit dem Einwand bekämpfen, daß man sich dadurch von dem schutzzöllnerischen Systeme Oesterreichs, also von dem „vertragsmäßigen" Ziel der Zolleinigung entferne; jedem Handelsvertrag, der das Recht der meistbegünstigten Nation, um es auf dem fremden Markt zu gewinnen, auch auf dem eigenen gewährte, konnten sie das Privilegium Oesterreichs auf ausschließliche Begünstigungen entgegenhalten. Zwei Jahre, in der That, hatten die süddeutschen Staaten mit diesen Waffen gegen den Tractat vom 2. August 1862 gestritten; und nur der nahe Ablauf der Zollvereinsverträge setzte Preußen in den Stand, diesen Widerstand zu bewältigen. Jetzt war es Sieger; durch die Verträge vom 28. Juni und 11. Juli hatten sich alle Glieder des alten Vereins, mit Ausnahme von vieren, zu einem Zollbund mit ihm wieder zusammengethan. Das war der Moment, wo Graf Rechberg an uns die Forderung stellte, den in einem langwierigen Kampfe errungenen und völlig gesicherten Gewinn einfach wieder preiszugeben. Preußen, so verlangte er am 28. Juli, solle ohne Zögern mit Oesterreich über die Fortbildung des Februarvertrages verhandeln, und als Vorbedingungen für das Eingehen in diese Verhandlungen österreichischerseits bezeichnete er sofort zwei Punkte „von eminent politischer Bedeutung" — eine „bündige Zusage" nämlich, daß das vertragsmäßige Recht Oesterreichs auf Zolleinigung sich auch über die nächste Zollvereinsperiode erstrecke, und ferner die Gewähr besonderer Tarifbegünstigungen, von denen Frankreich auszuschließen und die vor der Ratification des französischen Tractats festzustellen seien. Mit anderen Worten — er verlangte die Vernichtung dieses auf dem Princip des gleichen Rechts basirten Vertrags, er forderte zugleich eine Zusage, auf welche gestützt er in Zukunft alle ähnlichen, den Zollverein von Oesterreich entfernenden liberalen Handelsverträge durchkreuzen konnte, und er erklärte, daß Oesterreich in der Ablehnung der Verhandlungen auf dieser Grundlage eine Mißachtung „bestehender Vertragsverpflichtungen" erkennen und ein solches Vorgehen für „unvereinbar mit den bundesfreundlichen Verhältnissen" zwischen beiden Regierungen betrachten werde.

Man hat in den jüngsten Monaten die stramme Haltung des preußischen Gouvernements viel gerühmt; in der Art, wie es diese Prätensionen entgegennahm, vermögen wir jene Eigenschaft nicht zu erkennen. Nicht als ob Herr von Bismarck sofort reelle Zugeständnisse gemacht hätte; wir glauben es gern,

daß er auszuweichen suchte, seine Unbekanntschaft mit dem technischen Detail vorschützte, auf die Concurrenz des preußischen Landtags verwies oder auch den Rath gab, wegen Abänderung der Prinzipien des Traktats, an den Preußen gebunden sei, sich an Frankreich zu wenden. Aber andere politische Interessen und — wie uns däucht vergebliche — Hoffnungen trieben doch dazu, den bisher eingeschlagenen stricten Weg zu verlassen; es wurde doch zugestanden, daß jene ausschweifenden österreichischen Forderungen noch einmal zu Objecten einer Verhandlung gemacht und daß diese Verhandlung früher eingeleitet werde, als der Zollverein vollständig reconstruirt und der französische Vertrag ratificirt war. Der österreichische Bevollmächtigte, Herr von Hock, nahm zu der Conferenz, die am 15. September in Prag begann, Instructionen mit, welche den Erklärungen vom 28. Juli gemäß waren.

Jedermann weiß, daß es nicht wirthschaftliche Interessen sind, um deretwillen Oesterreich gegen die preußische Handelspolitik in die Schranken tritt. Durch die Generalisirung des ermäßigten Vereinstarifs erhält es sehr große Vortheile, ohne für dieselben, wie Herr von Schrenk noch 1861 wollte, irgend ein „Gegenreichniß" zu gewähren. Die herabgesetzten Zölle kommen seinen wichtigsten Produkten, z. B. dem Wein zu Gute, während nur unwesentliche Artikel von einer Erhöhung betroffen werden. Graf Rechberg war auch offen genug, den beiden Punkten, die er aufstellte, lediglich eine „eminent politische Bedeutung" zuzusprechen. Er wollte den Fuß im Zollverein behalten, er wollte die indirecte Macht, die ihm der Februarvertrag über Richtung und Bewegung des Vereins gab, abermals für zwölf Jahre befestigen. Er setzte dadurch Preußen wirthschaftlich ebenso in Schach, wie es am Bundestag politisch matt gesetzt war. Aber eben deshalb signalisirte die Depesche vom 28. Juli zugleich seine ganze Politik, sie sprach das Bekenntniß aus, daß Oesterreich die deutsche Frage nach wie vor über die orientalische und italienische stellen wolle. Es ist uns unbegreiflich, wie man dies übersehen, wie man noch hoffen konnte, das Wiener Cabinet werde sich auf größere deutsche Plane einlassen, werde uns territoriale Erwerbungen im Gebiet der Herzogthümer oder überhaupt irgend einen Gewinn zugestehen, den es zu vereiteln die Macht hat. Nur die maritimen und militairischen Vortheile, die es nicht verhindern kann, würde es in der Form von Concessionen für gewichtige Gegenconcessionen uns einräumen. Alle jene Gedanken sind denn auch — wir sind es überzeugt — in dem ersten Stadium mündlicher Andeutungen geblieben. Der Versuch, in Wien sich über Deutschland und Schleswig-Holstein zu verständigen, ist gescheitert, und die Biegsamkeit in der Handelsfrage hat höchstens den Erfolg gehabt, vor der Welt den Schein einer Cordialität zu bewahren, die schon seit dem Abschluß der Friedenspräliminarien nicht mehr existirt.

Dieser Schein war indeß zu durchsichtig, um den gemeinsamen Gegner, mit dem man noch den Frieden abzuschließen hat, zu täuschen. Die Dänen fingen an, das Friedenswerk zu verschleppen, und sie wurden dazu, wie uns scheint, mehr durch die Disharmonie unter den Alliirten, als durch die Einflüsterungen der Westmächte ermuthigt. Denn von diesen letzteren blieb wenigstens Frankreich in seiner früheren Zurückhaltung; es beschränkte sich auf den Ausdruck

des Bedauerns, daß die Bevölkerung der Herzogthümer nicht um ihr Schicksal befragt sei. Unvergessen ist es in Paris, daß sowohl der Spruch eines Schiedsrichters, als auch der letzte französische Vorschlag, die Demarcationsfrage durch Volksabstimmung zu entscheiden, am schroffsten in Copenhagen abgewiesen wurde. Die Verbindung der Glücksburger mit dem Petersburger Hof, die ausschließliche Anlehnung an Rußland im Gegensatz zu dem, mit Frankreich liirten Schweden, ist ebenfalls nicht dazu angethan, die Sympathien für Dänemark in Paris zu vermehren. Aber auch von dem englischen Cabinet liegt kein Beweis vor, daß es einen Abschluß auf der Basis der Präliminarien hintertreiben möchte. Lord John liest uns freilich in der Depesche vom 20. August den Text, daß wir der dänischen Monarchie nicht wenigstens die Gebiete nördlich von Flensburg gelassen haben. Aber er beruhigt sich doch bei dem, was geschehen ist, und äußert nur den Wunsch, daß man nun rasch ein Ende mache, die Herzogthümer bei der Wahl ihres Herrschers zu Rathe ziehe und ihnen freie constitutionelle Einrichtungen gewähre. Nach dieser Seite hin ist die Lage Dänemarks heute nicht hoffnungsreicher, als im Juli; aber da der unmittelbare Druck der Waffen nachgelassen hat, und da eine Einigung zwischen Berlin und Wien zur Aufstellung eines Ultimatums heute schwieriger als je geworden ist, so überlassen sie sich wieder ihrem Naturell und speculiren auf die Gunst des Zufalls. Ein scheinbares Recht zum Widerstand boten ihnen die Bestimmungen der Friedenspräliminarien über die Finanzfrage. Der Artikel 3 jener Acte setzt bekanntlich fest, daß die gemeinsamen Passiva zwischen den Herzogthümern und dem Königreich nach der Kopfzahl repartirt werden sollen, die gemeinsamen Activa dagegen bleiben unerwähnt. Es ist möglich, daß diese Lücke auf einem einfachen Vergehen beruht; es kann auch sein, daß man anfänglich — neben der Befreiung von den Kriegskosten — auch diese Begünstigung den Dänen zugestehen wollte, um ihnen die schweren territorialen Verluste erträglicher zu machen, und daß man erst später begriff, welch' eine Ueberbürdung der Herzogthümer daraus entstehen werde. Jedenfalls wurde nun auch die Theilung der Activa gefordert; aber die Dänen stützten sich jetzt auf den Wortlaut der Präliminarien und zeigten eine Unbeugsamkeit, die sehr verschieden war von den Stimmungen, unter denen sie den Waffenstillstand schlossen. Man ist der Lösung jenes schwierigen Punkts, so viel wir wissen, noch wenig nahe gerückt. Von den ungefähr 42 Millionen Rdlr., auf die sich die Activa des Gesammtstaats belaufen, haben die Dänen bisher nur etwa 8 Millionen zur Repartition zugelassen, die Vertheilung des Restes, insbesondere des Oeresundzollfonds von circa 31 Millionen, fahren sie fort zu verweigern. Auch die Grenzfrage ist noch nicht zum Abschluß gekommen. Der Art. 2 der Friedenspräliminarien gewährt Dänemark in dieser Hinsicht einen doppelten Anspruch: eine Regulirung im Westen von Schleswig, wodurch der Bezirk von Ribe mit Jütland in Zusammenhang gebracht wird, und eine Grenzberichtigung „auf der Seite von Kolding," also in der Nordostecke von Schleswig. Das Streben der dänischen Commissäre scheint nun dahin zu gehen, an diesem für den Schutz der gegenüber liegenden Insel Fünen sehr wichtigen Punkt einen Landstrich zu gewinnen, der nicht nur die Halbinsel Stenderup, sondern das ganze, zwischen Kolding und Christiansfeld

liegende Gebiet in sich schlösse. Während aber diese Verhandlungen in Wien sich fortschleppten, wurde in Copenhagen eine Agitation geweckt, die sich noch weitere Ziele steckte. Jetzt auf einmal stellte man das Princip der Volksabstimmung auf, von dem auf der Londoner Conferenz bekanntlich weder Dänemark, noch seine Freunde England und Schweden etwas wissen wollten. Das Landsthing forderte die Minister einstimmig auf, nichts unversucht zu lassen, um die Verbindung der treugebliebenen Schleswiger mit Dänemark zu wahren, und Bluhme hielt es wenigstens für möglich, in einer Clausel des Friedensvertrags ihre nationalen und politischen Rechte verbürgt zu erhalten. Die aus Schleswig geflüchteten dänischen Beamten setzten eine Adresse in Scene, welche bezeugte, daß „von der Königsau bis Flensburg ein dänisch gesinntes Volk wohne," und worin der König beschworen wurde, Nordschleswig von der deutschen Gewaltherrschaft zu erretten. König Christian gab der sogenannten schleswigschen Deputation, welche mit diesen Zeugnissen und Wünschen am 12. September vor ihn trat, eine Antwort, die sich mit der in den Friedenspräliminarien versprochenen Abtretung von Schleswig nicht sehr vertrug. Es werde, sagte er, mit Eifer dahin gewirkt, Nordschleswig zu bewahren. Er gestand denn freilich, daß die Aussichten auf Erfolg augenblicklich nicht günstig seien und vertröstete auf kommende bessere Zeiten. Jedenfalls hat der Feldzug dieses Jahres noch nicht hingereicht, um den Dänen die Lust an dem Besitze Schleswigs zu verderben. Sie halten alle ihre Gedanken auf dies Ziel gespannt; und die geringste Veränderung der europäischen Lage, in diesem Augenblick z. B. das Hervortreten der italienischen Dinge, wird sie in der Neigung bestärken, das jetzige Provisorium bis in das nächste Frühjahr zu verschleppen. Es ist ein Glück, daß die Alliirten sich in der Occupation Jütlands ein Mittel erhalten haben, gegen jene geheimen Wünsche einen Gegendruck zu üben. Freilich sind die Lasten der feindlichen Besetzung, wenigstens für die jütischen Gemeinden, seit dem 1. August weit erträglicher geworden. Die Requisitionen haben aufgehört, die Kosten der Verpflegung werden aus der Landeskasse vergütet, die Verpflegung ist zudem auf die Sätze der Reglements, die bei jeder der beiden alliirten Armeen auf dem Kriegsfuß gültig sind, reducirt; endlich ist die Stärke der preußischen Truppen durch Entlassnng der Reserven sehr vermindert. Dagegen ist für Copenhagen die Bestimmung sehr fühlbar, daß die Ueberschüsse der jütischen Einnahmen bis zur Räumung des Landes in den Händen der Alliirten bleiben. Und auch sonst macht das Waffenstillstandsprotocoll es glücklicher Weise nicht unmöglich, je nach Umständen die Zügel straffer anzuziehen. Das ist in den jüngsten Tagen durch Erhöhung der Verpflegungssätze und durch Auflegung eines Zolls auf die, von den dänischen Inseln nach Jütland eingeführten Waaren geschehen. Sollte auch dies nicht genügen, um in der Hauptstadt eine lebhaftere Sehnsucht nach dem Frieden zu erwecken, so bleibt freilich nichts übrig, als ein neues Ultimatum, zu dem Preußen seinen Alliirten durch ein mehrfach angewandtes Mittel wird bewegen können, — durch den festen Entschluß, unter Umständen die Action auch allein wieder aufzunehmen. —

Zwei große Aufgaben der preußischen Politik reifen eben jetzt ihrer glücklichen Lösung entgegen. Die schwere handelspolitische Krise, welche das wirth-

schaftliche Leben Deutschlands zu zerreißen drohte, ist beendigt; der Zollverein ist auf Grund des preußischen Programms reconstruirt, bedingungslos hat sich die österreichische Partei dem verhaßten und geschmähten Gegner unterwerfen müssen. Zu den Conferenzen, die am 27. September in Berlin eröffnet werden sind, haben auch unsere hartkörfigsten Gegner, die Regierungen von Darmstadt und Nassau, von Würtemberg und Bayern sich angemeldet. Nicht der Geschicklichkeit eines einzelnen Staatsmanns, sondern der Macht der materiellen Interessen, dem allgemeinen Fortschritt des Freihandelssystems in Europa, der Beharrlichkeit und Einsicht unserer Fachbeamten verdanken wir diesen Sieg. Dem jetzigen Regime gebührt nur das Verdienst, die Erbschaft zusammengehalten zu haben, welche es antrat. Hoffen wir, daß dies auch nach jeder Richtung hin geschehen ist und daß aus der Conferenz zu Prag nicht zuletzt noch ein Resultat hervorwächst, durch welches die Erinnerungszeichen an die Olmützer Niederlage, die in Kurhessen und Schleswig weggeräumt sind, auf dem Zollvereinsgebiet erhalten bleiben. Durch welches andere wichtigere Interesse könnte selbst Schwäche gerechtfertigt werden? Auch die zweite große Aufgabe, — die definitive Befreiung Schleswig-Holsteins ist ja bis zu dem Punkt gebracht, wo wir die Hülfe Oesterreichs nicht nöthig und seine Rivalität nicht zu fürchten haben. Wir können den Frieden allein erzwingen und den Anschluß der Herzogthümer an uns trotz seiner Gegenwirkungen erreichen. Unsere Situation ist der Oesterreichs in jeder Hinsicht überlegen. Während wir mit unserer militärischen und finanziellen Kraft für die begrenzten Zwecke ausreichen, die vorläufig vor uns liegen, ist der Kaiserstaat durch plötzliche Krisen bedroht, die seine hochmüthig fordernden Staatsmänner sehr bald in bedürftige Bittsteller verwandeln können. Und eben jetzt scheint eine solche Krise heranzuziehen. Die Convention über die Räumung Roms, welche am 15. September zwischen den Cabinetten von Paris und Turin abgeschlossen wurde, hat jedenfalls die zwiefache Bedeutung — daß Italien und Frankreich sich enger wieder an einander geschlossen haben, und daß Napoleon III. es nicht länger für gerathen hält, gleichsam im Zuschauerraum des europäischen Theaters statt mitten auf der Bühne als erster Acteur zu stehen. Wenn er aber eine kräftige Initiative nehmen will, so wird er die Geschäfte des jungen Europa weiter führen müssen und dieses kehrt seine Spitze gegen Oesterreich. Er hat sein Verhältniß zu Rußland in jüngster Zeit verbessert — der Besuch des Kaisers Alexander in Schwalbach war davon ein sehr auffälliges Symptom; er steht in freundschaftlichen Beziehungen zu Preußen. Im übrigen ersparen wir uns alle Conjecturen. Denn was auch über die geheimen Clauseln des Vertrags vom 15. September, über die Defensiv- und Offensivallianz und ihre Richtung jetzt schon vermuthet wird, es wird doch nur wenige Personen in Europa geben, die darüber heute unterrichtet sind. Möchten, wenn diese Wolke sich zu einem verheerenden Gewitter zusammenzieht, alle Parteien bei uns sich in dem Grundsatz vereinigen: daß Preußen schlechterdings nur seinen eigenen Machtinteressen zu folgen hat, daß aber bei einem europäischen Zusammenstoß die denkbar schlechteste Politik — die der Neutralität ist.

Notizen.

Brandenburg und Holstein.

In einem Augenblick, wo das zukünftige Verhältniß unseres Staates zu den Elbherzogthümern, die Absicht, durch den engen Anschluß Schleswig-Holsteins an Preußen unserer maritimen Entwicklung die bisher fehlenden Bedingungen zu schaffen, so lebhaft discutirt wird, dürfte ein Rückblick auf die Versuche von Interesse sein, welche in früheren Jahrhunderten von den Hohenzollernschen Fürsten gemacht worden sind um ihr Land in den Besitz, wenn nicht der ganzen deutschen Ostseeküste, so doch wenigstens der entscheidenden Positionen an derselben zu setzen.

Vor dem großen Kurfürsten hat kein Hohenzoller in der Richtung dieser Bestrebungen mit so viel Scharfblick und Eifer gewirkt, als der Kurfürst Friedrich II., der Bruder des Albrecht Achilles (1440—1471). Mit welchen Mitteln dieser Fürst dahin arbeitete, das ganze Küstengebiet von Kiel bis Memel an sein binnenländisches Territorium zu bringen, das hat, schon mit Beziehung auf den gegenwärtigen deutsch-dänischen Krieg, einer der bewährtesten Forscher auf dem Gebiete unserer vaterländischen Geschichte, Riedel, in einem akademischen Bericht vom Februar 1864 im Zusammenhange übersichtlich dargestellt; nachdem Droysen, der im Verlauf seiner Geschichte der preußischen Politik mehrfach die Herrschaft auf der Ostsee als eine der wesentlichsten Grundlagen für den brandenburgisch-preußischen Staat bezeichnet, diesen selben Punkt bereits wenn auch minder ausführlich behandelt hatte.

Man kann die Bemühungen Friedrich's II. in einen Ausspruch zusammenfassen, den er selbst einst in einem Briefe an seinen Bruder Albrecht that: er wolle Brandenburg zu einem schier den ganzen Ostseestrand beherrschenden deutschen Staate machen. Der Gedanke einer großen norddeutschen Macht, die ihr Schwergewicht in dem Küstenbesitz hätte, konnte nicht bestimmter ausgedrückt werden. Ihn auszuführen schloß der Kurfürst mit Mecklenburg und Pommern Erbverträge, welche den Anfall dieser Seeprovinzen vorbereiten sollten. Aber er knüpfte auch zugleich Verbindungen mit dem deutschen Orden in Preußen an; nicht blos zum Schutz des Ritterstaates gegen die Eroberungslust der Polen, der Deutschgesinnten gegen die Slaven, auch nicht etwa um die an Brandenburg abgetretene Neumark vor den Wiederherstellungsgelüsten der polnischen Könige zu vertheidigen, sondern, wie bereits hie und da die Gleichzeitigen ihn verstanden, um das Land Preußen an sein Haus zu bringen. Schon 1458 wußten niederlausitzische Landstände in einem Schreiben an die böhmischen von einer Erweiterung der Herrschaft Friedrich's II. über Preußen als von „einer Wahrscheinlichkeit oder in Aussicht stehenden Möglichkeit" zu sprechen. Soviel ist gewiß, daß er den Grund gelegt hat für die intimeren Beziehungen zwischen dem Hohenzollerngeschlecht und Preußen, die später zu der Wahl Albrecht's, des nachmaligen ersten Herzogs, führten.

Indem Friedrich seinem Staate die Aussicht auf die genannten Lande eröffnete, hatte er ein Reich vor Augen, das sich von Lübeck bis zu dem Strande

Samogitiens erstreckt haben würde. Und er blieb hierbei nicht stehen: er lehrte seinen Staat eine Richtung suchen, die in den verschiedensten Epochen der Entwicklung desselben als vortheilhaft oder nothwendig für seine Machtstellung anerkannt worden ist und die heute von dem größten Theil des preußischen Volks mit neuer Lebhaftigkeit gewünscht wird.

Friedrich II. nämlich, wie wenn er sich bewußt gewesen wäre, daß es für die Herrschaft am Baltischen Meere keinen festeren Ankerpunkt gäbe als die Oberlinie mit dem Hafen von Kiel, auf den sie gravitirt, strebte einerseits danach Lauenburg, gleichfalls durch Erbvereinigung, mit der herrschenden Dynastie aus sächsischem Geblüt seinem Staate zu nähern (1452) und ging andererseits den Kaiser Friedrich III. um die Belehnung mit Holstein an. Hierzu veranlaßten ihn die folgenden Ereignisse. Es starb i. J. 1460 Herzog Adolf von Holstein-Schleswig, mit welchem der Mannsstamm der holsteinischen Schaumburger erlosch. Adolf hatte versäumt bei seinen Lebzeiten mit Dänemark über die fernerweite Unabhängigkeit der Herzogthümer eine Vereinbarung zu treffen. Es ist schon früher hervorgehoben worden, und namentlich von Ludwig Häusser in seiner fast vergessenen populär gehaltenen Schrift „Schleswig-Holstein, Dänemark und Deutschland" (Heidelberg 1846), daß die Bevölkerung von Holstein und Schleswig es am liebsten gesehen hätte, wenn die Lande auf die andere Linie der Schaumburger vererbt worden wären, weil einzig die Verbindung mit einem deutschen Fürstenhause sie vor der Vergewaltigung durch die Dänen schützen konnte. Auch würden die Hansestädte alle Macht darangesetzt haben eine solche Combination aufrecht zu erhalten. Aber, wie gesagt, Herzog Adolf starb, ohne die Erbansprüche seiner Verwandten sichergestellt zu haben. So war es nicht zu verwundern, daß der König von Dänemark, Christian I., sich um dieselben nicht kümmerte und gleich nach gemeldetem Todesfall Schleswig besetzte. Hatte er über diese Provinz doch die Oberlehnsherrschaft und durfte er doch überdem als ein Neffe des letzten Herzogs auf das deutsche Reichsland Holstein nicht minder Anspruch erheben wie die Schaumburger. Wenn diese sich dagegen mit Christian I. auf einen Kampf um das Herzogthum unter der Eider einließen, so konnten sie kaum auf einen günstigen Erfolg rechnen. Unter diesen Umständen trat bei dem Volke von Holstein-Schleswig das Verlangen in den Vordergrund, um jeden Preis die Vereinigung beider Herzogthümer festzuhalten. Es war demnach vorauszusehen, daß es sich dem Könige von Dänemark, der, so lange er Sieger blieb, für das Princip der Unzertrennlichkeit eintreten mußte, unterwerfen werde, wenn nicht vom deutschen Reiche her Schritte zu Gunsten der Herzogthümer unternommen wurden.

Hier geschah es nun, daß Friedrich II. von Brandenburg, freilich ungeachtet der Schaumburger Prätendenten, den Kaiser um Belehnung mit Holstein bat. Erlangte er dieselbe, so vermochte er, gestützt auf seine an und für sich schon in Niederdeutschland dominirende Macht, nicht nur Holstein in seiner Unabhängigkeit von Dänemark zu wahren, sondern auch wahrscheinlich Schleswig in die alte Verbindung mit dem deutschen Herzogthum wieder hineinzuziehen. In jedem Falle wäre durch diese Ausdehnung des Hohenzollernschen Territorialbesitzes um die Eider ein widerstandsfähiger deutscher Staat erwachsen, welcher die Ueber-

griffe die die Dänen in den diesseitigen Küstenländern verübten, abzuschneiden recht wohl die Kraft gehabt hätte. Wie sehr die in Dänemark traditionelle Politik der Schädigung des Deutschthums gerade die Brandenburger benachtheiligt hatte, besonders in Pommern wo die Lehnsverträge und Erbverbrüderungen derselben beständig auf den Widerstand der nordischen Könige stießen, das war aus den Erfahrungen vieler Menschenalter bekannt. Man lebte in einem Zeitalter, da die deutsche Nation — mochte man nach Osten sehen wo die Polen völlig Herr über Preußen wurden, oder nach Süden wo die Böhmen und Ungarn, unter einheimischen Königen, gegen die deutschen Marken unaufhörlich heranflutheten, oder nach Westen wo die mit Deutschland rivalisirende burgundische Macht immer gefährlicher anschwoll, — dem Schicksale bestimmt schien von ihren Nachbarvölkern überholt zu werden. Wenigstens im Norden eröffnete sich nun die Möglichkeit, das von dort andringende fremde Element mit glücklicher Gewalt abzuweisen.

Aber der Kaiser Friedrich III., allseitig von mächtigeren Widersachern umgeben und immer nur auf die nächste Hülfe bedacht, konnte sich, selbst wenn er es gewollt hätte, nicht zu einer nationalen Politik aufschwingen. Er schlug die Bitte des Hohenzollern ab, — einmal um nicht noch die Feindschaft Dänemarks über sich heraufzubeschwören und dann, wie man sagte, aus Eifersucht über die wachsende Macht Brandenburgs. Der Kurfürst mußte nun seine Absichten auf Holstein fallen lassen; ja er sah sich im Jahre 1462 genöthigt, den König Christian als Herrn von Holstein anzuerkennen, um sich der Hülfe dieses Fürsten gegen Georg Podiebrad zu vergewissern. Das Verhältniß, in welches die Herzogthümer nun zur Krone Dänemarks traten, war übrigens, wie bekannt, nicht das ungünstigste. Denn es fehlte viel, daß sie derselben für alle Zeiten unterworfen wurden. Von einem Erbrecht der dänischen Könige in den Eiderlanden war keine Rede; nur kraft einer Personalunion regierte Christian I. in Schleswig und Holstein, die Verbindung ruhte gewissermaaßen auf seinen Augen, nach seinem Tode hatten die Herzogthümer das Recht, sich ihren Fürsten frei zu wählen. Aber immerhin war der Versuch gemacht worden, die streitigen Lande fester an Dänemark zu ketten. Jedermann wird doch mit Riedel zugeben müssen, daß die holsteinische Frage damals entstanden ist. Des Kaisers, nicht Brandenburgs Schuld war es, wenn sie den kommenden Jahrhunderten zum Austrag übermittelt wurde.

Es sei bei dieser Gelegenheit gestattet, mit wenigen Worten an die eventuellen Erbansprüche zu erinnern, welche sich die Hohenzollern im Beginn des sechszehnten Jahrhunderts auf Holstein verschafften. Nicht etwa von so weitreichenden Gesichtspunkten geleitet wie die Friedericianischen waren, sondern lediglich um bei gewissen continentalen Verwickelungen Dänemark auf seiner Seite zu haben, ging Joachim I. eine Verbindung mit der Tochter König Johann's ein, welche ihm die Anwartschaft auf Schleswig und Holstein zubrachte für den Fall, daß der König keine männliche Nachkommen hinterließe (1508). Als nun Christian II. vertrieben wurde und Friedrich I. dessen Krone usurpirte, wodurch der legitime Stamm allerdings so gut wie abgethan war, hätte nach Droysen's Ansicht Joachim das Recht gehabt, seine Ansprüche geltend zu machen. Min-

Samogitiens erstreckt haben würde. Und er blieb hierbei nicht stehen: er lehrte seinen Staat eine Richtung suchen, die in den verschiedensten Epochen der Entwicklung desselben als vortheilhaft oder nothwendig für seine Machtstellung anerkannt worden ist und die heute von dem größten Theil des preußischen Volkes mit neuer Lebhaftigkeit gewünscht wird.

Friedrich II. nämlich, wie wenn er sich bewußt gewesen wäre, daß es für die Herrschaft am Baltischen Meere keinen festeren Ankerpunkt gäbe als die Eiderlinie mit dem Hafen von Kiel, auf den sie gravitirt, strebte einerseits danach Lauenburg, gleichfalls durch Erbvereinigung, mit der herrschenden Dynastie aus sächsischem Geblüt seinem Staate zu nähern (1452) und ging andererseits den Kaiser Friedrich III. um die Belehnung mit Holstein an. Hierzu veranlaßten ihn die folgenden Ereignisse. Es starb i. J. 1460 Herzog Adolf von Holstein-Schleswig, mit welchem der Mannsstamm der holsteinischen Schaumburger erlosch. Adolf hatte versäumt bei seinen Lebzeiten mit Dänemark über die fernerweite Unabhängigkeit der Herzogthümer eine Vereinbarung zu treffen. Es ist schon früher hervorgehoben worden, und namentlich von Ludwig Häusser in seiner fast vergessenen populär gehaltenen Schrift „Schleswig-Holstein, Dänemark und Deutschland" (Heidelberg 1846), daß die Bevölkerung von Holstein und Schleswig es am liebsten gesehen hätte, wenn die Lande auf die andere Linie der Schaumburger vererbt worden wären, weil einzig die Verbindung mit einem deutschen Fürstenhause sie vor der Vergewaltigung durch die Dänen schützen konnte. Auch würden die Hansestädte alle Macht darangesetzt haben eine solche Combination aufrecht zu erhalten. Aber, wie gesagt, Herzog Adolf starb, ohne die Erbansprüche seiner Verwandten sichergestellt zu haben. So war es nicht zu verwundern, daß der König von Dänemark, Christian I., sich um dieselben nicht kümmerte und gleich nach gemeldetem Todesfall Schleswig besetzte. Hatte er über diese Provinz doch die Oberlehnsherrschaft und durfte er doch überdem als ein Neffe des letzten Herzogs auf das deutsche Reichsland Holstein nicht minder Anspruch erheben wie die Schaumburger. Wenn diese sich dagegen mit Christian I. auf einen Kampf um das Herzogthum unter der Eider einließen, so konnten sie kaum auf einen günstigen Erfolg rechnen. Unter diesen Umständen trat bei dem Volke von Holstein-Schleswig das Verlangen in den Vordergrund, um jeden Preis die Vereinigung beider Herzogthümer festzuhalten. Es war demnach vorauszusehen, daß es sich dem Könige von Dänemark, der, so lange er Sieger blieb, für das Princip der Unzertrennlichkeit eintreten mußte, unterwerfen werde, wenn nicht vom deutschen Reiche her Schritte zu Gunsten der Herzogthümer unternommen wurden.

Hier geschah es nun, daß Friedrich II. von Brandenburg, freilich ungeachtet der Schaumburger Prätendenten, den Kaiser um Belehnung mit Holstein bat. Erlangte er dieselbe, so vermochte er, gestützt auf seine an und für sich schon in Niederdeutschland dominirende Macht, nicht nur Holstein in seiner Unabhängigkeit von Dänemark zu wahren, sondern auch wahrscheinlich Schleswig in die alte Verbindung mit dem deutschen Herzogthum wieder hineinzuziehen. In jedem Falle wäre durch diese Ausdehnung des Hohenzollernschen Territorialbesitzes um die Eider ein widerstandsfähiger deutscher Staat erwachsen, welcher die Ueber-

griffe die die Dänen in den dieſſeitigen Küſtenländern verübten, abzuſchneiden recht wohl die Kraft gehabt hätte. Wie ſehr die in Dänemark traditionelle Politik der Schädigung des Deutſchthums gerade die Brandenburger benachtheiligt hatte, beſonders in Pommern wo die Lehnsverträge und Erbverbrüderungen derſelben beſtändig auf den Widerſtand der nordiſchen Könige ſtießen, das war aus den Erfahrungen vieler Menſchenalter bekannt. Man lebte in einem Zeitalter, da die deutſche Nation — mochte man nach Oſten ſehen wo die Polen völlig Herr über Preußen wurden, oder nach Süden wo die Böhmen und Ungarn, unter einheimiſchen Königen, gegen die deutſchen Marken unaufhörlich heranflutheten, oder nach Weſten wo die mit Deutſchland rivaliſirende burgundiſche Macht immer gefährlicher anſchwoll, — dem Schickſale beſtimmt ſchien von ihren Nachbarvölkern überholt zu werden. Wenigſtens im Norden eröffnete ſich nun die Möglichkeit, das von dort andringende fremde Element mit glücklicher Gewalt abzuweiſen.

Aber der Kaiſer Friedrich III., allſeitig von mächtigeren Widerſachern umgeben und immer nur auf die nächſte Hülfe bedacht, konnte ſich, ſelbſt wenn er es gewollt hätte, nicht zu einer nationalen Politik aufſchwingen. Er ſchlug die Bitte des Hohenzollern ab, — einmal um nicht noch die Feindſchaft Dänemarks über ſich heraufzubeſchwören und dann, wie man ſagte, aus Eiferſucht über die wachſende Macht Brandenburgs. Der Kurfürſt mußte nun ſeine Abſichten auf Holſtein fallen laſſen; ja er ſah ſich im Jahre 1462 genöthigt, den König Chriſtian als Herrn von Holſtein anzuerkennen, um ſich der Hülfe dieſes Fürſten gegen Georg Podiebrad zu vergewiſſern. Das Verhältniß, in welches die Herzogthümer nun zur Krone Dänemarks traten, war übrigens, wie bekannt, nicht das ungünſtigſte. Denn es fehlte viel, daß ſie derſelben für alle Zeiten unterworfen wurden. Von einem Erbrecht der däniſchen Könige in den Eiderlanden war keine Rede; nur kraft einer Perſonalunion regierte Chriſtian I. in Schleswig und Holſtein, die Verbindung ruhte gewiſſermaaßen auf ſeinen Augen, nach ſeinem Tode hatten die Herzogthümer das Recht, ſich ihren Fürſten frei zu wählen. Aber immerhin war der Verſuch gemacht worden, die ſtreitigen Lande feſter an Dänemark zu ketten. Jedermann wird doch mit Riedel zugeben müſſen, daß die holſteiniſche Frage damals entſtanden iſt. Des Kaiſers, nicht Brandenburgs Schuld war es, wenn ſie den kommenden Jahrhunderten zum Austrag übermittelt wurde.

Es ſei bei dieſer Gelegenheit geſtattet, mit wenigen Worten an die eventuellen Erbanſprüche zu erinnern, welche ſich die Hohenzollern im Beginn des ſechszehnten Jahrhunderts auf Holſtein verſchafften. Nicht etwa von ſo weitreichenden Geſichtspunkten geleitet wie die Friedericianiſchen waren, ſondern lediglich um bei gewiſſen continentalen Verwickelungen Dänemark auf ſeiner Seite zu haben, ging Joachim I. eine Verbindung mit der Tochter König Johann's ein, welche ihm die Anwartſchaft auf Schleswig und Holſtein zubrachte für den Fall, daß der König keine männliche Nachkommen hinterließe (1508). Als nun Chriſtian II. vertrieben wurde und Friedrich I. deſſen Krone uſurpirte, wodurch der legitime Stamm allerdings ſo gut wie abgethan war, hätte nach Droyſen's Anſicht Joachim das Recht gehabt, ſeine Anſprüche geltend zu machen. Min-

deſtens müßte die politiſche Klugheit ihm eingegeben haben, ſich die feierlichſt verbrieften Erbrechte von dem neuen Dynaſten beſtätigen zu laſſen. Aber er verſäumte ſo gut das eine wie das andere. Später hat der Markgraf Hans von Küſtrin, unter den Hohenzollern des ſechszehnten Jahrhunderts die thatkräftigſte und willensſtärkſte Natur, einen Augenblick daran gedacht, dieſe ſchleswig-holſteinſche Erbſchaft einzufordern (1565), und iſt ſogar mit einer rechtlichen Begründung derſelben gegen den König von Dänemark vorgegangen. Weiter aber geſchah in dieſer Sache nichts: die nachfolgenden Kurfürſten ließen die gute Gelegenheit, ihren Staat zur herrſchenden Macht an der Oſtſee zu erheben, aus den Händen. Erſt der große Kurfürſt nahm in ſeiner Zwiſchenſtellung zwiſchen Schweden und Polen die baltiſche Frage wieder in Angriff.

Durch ihren Stoff ſowohl wie durch die Weiſe der Behandlung empfahl ſich die „Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts" von Hermann Hettner ſchon in ihren früheren Bänden zu einer andeutenden Beſprechung in den Notizen unſerer Jahrbücher. Rüſtig vorrückend hat der Verfaſſer jetzt ſeine Darſtellung bis zu dem klaſſiſchen Zeitalter der deutſchen Aufklärung, dem Zeitalter Friedrich's des Großen fortgeführt. Der betreffende Band, als zweites Buch des dritten Theils bezeichnet (Braunſchweig 1864), liegt vor uns, und nur ein letzter Band, welcher die Glanzzeit unſerer Literatur zu ſchildern haben wird, ſteht noch aus. Alles Gute, was wir den älteren Theilen des Werkes nachzuſagen hatten, haben wir in Betreff des gegenwärtigen zu wiederholen. Die Literaturgeſchichte hat ihren reinen Stil noch nicht gefunden; ihre Bearbeiter experimentiren mit den verſchiedenſten Methoden. Durch die Einſicht, daß jene Geſchichte nicht eine Geſchichte der Bücher, ſondern der Ideen ſei, iſt ſie über eine offenbare Beſchränktheit hinaus, allein die Weite des neuen Geſichtspunkts bereitet ihr neue Verlegenheiten. Die Ideen, deren Werden und Wachſen ſie in den literariſchen Erſcheinungen darzuſtellen hat, ſind dieſelben, welche auch in allem übrigen Schaffen und Leben der Nation, in Sitte und Glauben, in Kunſt und Religion, in der ſtaatlichen und weltgeſchichtlichen Praxis ſich offenbaren; die Gedanken der Dichter und Schriftſteller einer Zeit bedingen und beſtimmen je nach der Macht ihres Gehalts oder ihrer Form bald ſichtbarer, bald unmerkbarer den Gang des nationalen Lebens überhaupt, aber ſie ſind ebenſo ihrerſeits durch dieſes geweckt und gefördert, gehemmt und modificirt, und ſo entſteht die Frage, wie eingänglich, in welcher Breite, von welchen Punkten aus dieſes Wechſelverhältniß unterſucht und anſchaulich gemacht werden ſoll. Die ſtrenge Wiſſenſchaft, die nicht in conſtruirender Voreiligkeit die thatſächlichen Wurzeln der Ideen überſieht, wird zur gewiſſenhafteſten pragmatiſchen Erforſchung dieſes Zuſammenhangs verpflichtet ſein; ſie wird demſelben vorzugsweiſe in der Bildungsgeſchichte der Individuen nachzugehn haben und wird dabei durch das Geheimniß, welches alles Perſönliche begleitet, hinreichend dagegen geſchützt ſein, daß ſie über dem Aufſpüren von Urſach und Wirkung nicht gegen die Freiheit des imponderabeln Stoffs, gegen die innere Lebendigkeit des hiſtoriſchen Prozeſſes verſtoße. Bevor indeß das wiſſenſchaftliche Geſetz der Literaturgeſchichte entdeckt iſt, wird immerhin auch dieſer Zweig der Geſchichtſchreibung als Kunſt

existiren können: der Takt und Geschmack des Darstellers wird das Maaß ausfindig machen, in welchem die politische die Sitten- und Kunstgeschichte mit der Geschichte der literarischen Hervorbringungen zu verbinden ist. Und eben in diesem künstlerischen Geschick hat der Verfasser der uns hier vorliegenden Literaturgeschichte seine neuesten Mitbewerber überflügelt. Andere mögen ihn an Tiefe der Auffassung, Andere an Schärfe der Analyse, an Energie der Charakteristik, an Gründlichkeit der Detailuntersuchung übertreffen — er allein hat bisher die Literaturgeschichte in ein bequemes und gefälliges Verhältniß zur Culturgeschichte zu rücken verstanden, immer bedacht, die eine durch die andere weder zu verwirren, noch zu überladen. Gerade weil er nicht bis auf die tiefsten Wurzeln des ideellen Lebensprozesses zurückgeht, stellt sich in seiner Geschichte der allgemeine Wurf und Schnitt der Zeit anschaulich und übersichtlich dar; gerade weil er auf die realen Zustände nur bis auf eine gewisse Tiefe und eine gewisse Breite eingeht, verfehlt er nirgends den Eindruck der einleuchtenden Zusammengehörigkeit dieses Bodens und der darauf gewachsenen Früchte. Seine Arbeit ist, streng genommen, nur eine Skizze, aber diese Skizze ist mit so ungemein glücklicher Hand gezeichnet, daß sie wie ein vollständiges Gemälde wirkt; durch einzelne treffend herausgegriffene Züge ersetzt sie den Mangel einer ganz concreten Durcharbeitung, durch geistreiche Winke, oft durch wenige an richtiger Stelle angebrachte Striche kürzt sie den Nachweis der oft viel verschlungenen Motivirung einer literarischen Erscheinung ab. Mit dieser Kunst des skizzirenden Andeutens geht die des zweckmäßigsten Anordnens, des klaren und verständigen Gruppirens Hand in Hand. Hier ist keine Gefahr, daß in Folge des umfassenden Gesichtspunkts die verschiedenartigsten Elemente der geistigen Entwickelungsgeschichte in einen Brei zusammenlaufen; wir haben statt eines wüsten Durcheinander ein reines Nebeneinander, bei welchem, ohne der wechselseitigen Bezogenheit Abbruch zu thun, die Individuen sowohl wie die Gattungen, Epochen und Richtungen sich deutlich von einander abheben. Irren wir nicht, so ist dem Verfasser die Ranke'sche Kunst der Geschichtschreibung Muster gewesen; an Ranke erinnert unter Anderm die Manier, wie er bei häufig dargestellten Partien das Bekannte übergeht oder nur leicht in Erinnerung bringt, durch Hervorhebung verborgnerer Stellen auch für jenes neues Interesse erweckt. Alle diese Vorzüge theilt der neue Band mit den früher erschienenen, so wie auch hier wieder die Darstellung der Entwickelung der bildenden Kunst und Musik in ihrem Parallelismus zu der Entwickelung der Wissenschaft und Dichtung vorzugsweise gelungen ist. Dagegen erscheint es uns als ein Vorzug dieses neuesten Bandes, daß derselbe mehr als die früheren bei der individuellen Bildungsgeschichte der hervorragenden Träger unserer geistigen Cultur verweilt. Die Gestalten, welche dem Zeitalter Friedrich's des Großen sein literarisches Gepräge aufdrücken, forderten dies Verfahren freilich heraus: die Klopstock, Wieland, Winckelmann und Lessing können nicht charakterisirt, ihre einschneidende Wirkung kann nicht verständlich werden, wenn sie uns nicht in der ganzen fortarbeitenden Lebendigkeit ihres persönlichen Werdens und Strebens bekannt werden. Im Kleinen ist dabei die Methode des Verfassers dieselbe wie im Ganzen und Großen: auch hier ist es die Sicherheit der doch blos andeutenden Zeichnung, die Markirung der Einschnitte, Stufen und Standpunkte, durch die wir in Kurzem über den fortschreitenden

Gehalt solch' eines individuellen Lebens belehrt werden. Es ist hier nicht der Ort, irgend auf Einzelnes einzugehen; nur beispielsweise verweisen wir auf das Kapitel über Friedrich's des Großen religiöse und politische Denkweise, über Winckelmann, dessen geniale, auch von Hettner gebührend hervorgehobene Ursprünglichkeit, doch nicht in dem Maaße wie gewöhnlich geschieht, den Nachweis seines Lernens und Werdens überflüssig macht, über Lessing, den nie Fertigen und den doch gerade die modernste Panegyrik allzu früh und allzu eilig fertig geworden sein läßt. Beiläufig: in Einem Punkte wird doch auch Hettner der dialektischen Natur, der dramatischen Lebendigkeit des einzigen Mannes nicht gerecht genug, da nämlich, wo er mit solcher Beflissenheit dessen Spinozismus hervorkehrt — ungefähr mit ebenso gutem Grunde, wie wenn Jemand ganz richtig den Nathan des Gedichts für das Ebenbild des Dichters nähme, darüber jedoch übersähe, daß auch ein Stück Derwisch und ein Stück Tempelherr in ihm war. Die Schranken positiver Meinungen und Doctrinen, gewisse Einseitigkeiten und Härten treten bei Lessing am meisten auf ästhetischem Gebiete hervor, und diese mit unbeirrtem Blick überall hervorgehoben zu haben, ist ein weiteres Verdienst unseres Verfassers; den Satz z. B., daß Lessing das wahre Wesen der Shakspear'schen Charaktertragödie und deren Gegensatz gegen die antike Tragödie sich niemals klar gemacht, wird jeder Unbefangene unterschreiben müssen, wenn er auch den Grund dieses Mangels nicht sowohl in der Einseitigkeit des Lessing'schen Begriffs der tragischen Schuld, als in der psychologischen Methode, in der ganzen Art und Weise des kritischen Prozesses finden sollte, die den Dramaturgen naturgemäß mehr auf Zweck und Wirkung als auf den Gehalt der Tragödie und die ihr zu Grunde liegende Weltanschauung hinführte. Wie dem sei: diese Unbefangenheit, Freiheit und Klarheit des Urtheils gegenüber den Größen unserer Literatur, die doch nur als Kehrseite der pietätsvollsten Anerkennung, des innigsten Verständnisses ihrer positiven Seiten auftritt, ist eine der schönsten Eigenschaften unseres Buches. Wir könnten vielleicht wünschen, daß diese Urtheile sich reiner in den Fluß der historischen Darstellung auflösten, und wiederum, daß sie sich bestimmter zu einer Gesammtkritik der ganzen Gestalt der Aufklärung summirten. Wir finden, wollen wir sagen, zwischen der Sympathie des Verfassers mit dieser ganzen Bildungsform, zwischen den Lobsprüchen, die er ihr im Allgemeinen ertheilt und zwischen den einzelnen Ausstellungen, die er an allen Punkten erhebt, noch nicht das Gleichgewicht, das uns im Voraus über den schließlichen Gewinn dieser Entwickelungen, über das Bleibende derselben und über ihr Verhältniß zu unserer Gegenwart und Zukunft klar sehen ließe. Allein der Verfasser befindet sich auch nur erst in der Mitte des Weges, und wir zweifeln nicht, daß der Sinn, in welchem er für den guten Geist des achtzehnten Jahrhunderts Partei ergreift, dann völlig klar werden wird, wenn wir, in dem Schlußbande, die großen Motive der Aufklärung in verdichteter, gleichsam gesättigter Erscheinung und in [illegible] der Kant'schen Philosophie und, verschlungen mit den Mächten der Phantasie und des Gemüths, in der Dichtung Schiller's und Goethe's erblicken werden.

[illegible]

Napoleon und der rheinische Bund.

Correspondance de Napoléon I. publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Tom. 11, 12, 13. Paris 1863. 8.

Mémoires du comte de Senfft, ancien ministre de Saxe. Empire. Organisation politique de la Suisse. 1806—1813. Leipzig 1863. 8.

Es mag wohl wenig Perioden der Geschichte geben, die so absichtlich und planmäßig falsch dargestellt sind, als die des ersten französischen Kaiserreiches. Nachdem der gestürzte Meister auf seinem Felseneiland selbst in unedelster Weise das Beispiel gegeben, hat eine ganze Reihe von französischen Schriftstellern sich auf Kosten der Wahrheit bemüht, der Welt den Glauben an die Unfehlbarkeit und den guten Willen des ersten Napoleon's beizubringen. Kein Wunder, daß wir aus diesem Grunde Alles mit großem Mißtrauen aufnehmen, was uns seit jener Zeit über die Geschichte des Kaiserthums von dessen Verehrern geboten wird; kein Wunder daher, daß selbst jener Briefwechsel bei seinem Erscheinen mit Mißtrauen begrüßt wurde, und daß eine strenge Handhabung der Kritik bei jedweder Benutzung desselben mit Recht gefordert werden muß. Ein sorgsames Studium wird dann freilich bald von einer übertriebenen Skepsis zurückkommen. Denn wenn auch, bei übelm Wollen, eine auf ungedruckte Quellen gestützte Geschichtserzählung stets gar leicht einer Fälschung ausgesetzt ist, so werfen sich doch einer durchgreifenden Verdrehung der Thatsachen in Sammlungen historischer Urkunden, die ein so reiches Detail bieten, als die vorliegende Correspondenz, eine solche Fülle von Schwierigkeiten entgegen, daß schon die unkritischen Zeiten eines Pseudo-Isiodor dazu gehören würden, den Betrug lange zu verdecken. Die enge Verkettung, das feste Gefüge der Thatsachen erleichtert schon nach geringer Durcharbeitung die Kritik bis zu einem Grade, wo keine Täuschung mehr möglich ist. Der hohe Werth der vorliegenden umfassenden Sammlung historischer Quellen kommt hierdurch erst zur vollen Geltung.

Hinfort kann keines europäischen Landes-Geschichte während des Zeitalters Napoleon's geschrieben werden, ohne auf dessen Correspondenz Bezug zu nehmen. Des Kaisers rastlose Thätigkeit, der kein würdigeres

Monument gesetzt werden konnte, als durch die Veröffentlichung seiner Briefe geschehen, griff von der dominirenden Stellung aus überall ein, mehr noch als längst bekannt war. Nächst Frankreich umspannte sein eminenter Geist eine lange Zeit vorzugsweise die Geschicke unseres Vaterlandes und Italiens. Hier wie dort mag die Thatsache manchem Patrioten ein wehmüthiges Gefühl bereiten, aber doch muß der vorliegende Briefwechsel als eine der wichtigsten Geschichtsquellen für Deutschland und Italien bezeichnet werden. Gar manche Lücke in unserer bisherigen Ueberlieferung wird dadurch ausgefüllt.

Die Bände von der Correspondenz Napoleon's, welche oben namhaft gemacht sind, denen mittlerweile bereits zwei andere folgten, haben eine ganz besondere Wichtigkeit für den Theil der deutschen Geschichte, wo durch den politischen Verfall Preußens über unser Vaterland schimpfliche Knechtschaft des Auslandes verhängt wurde, die dann bald und wiederholt unsere Nation, die völlig erschöpfte, zum Dienste wider ihre Interessen zwang. Es sind die unseligen Zeiten des Abfalles und des Schwankens, des schmachbedeckten Haugwitz, und der nichts besseren Ausländer Lombard und Lucchesini, für deren Geschichte in obigen Bänden neue, wichtige Materialien geboten werden.

Wir haben für die Geschichte dieser Zeiten bisher schon manchen werthvollen Beitrag erhalten. Wichtige englische und russische Depeschen sind seit lange publicirt. Auch besitzen wir von einzelnen betheiligten Persönlichkeiten, gerade jenen drei genannten Staatskünstlern, eigenhändige Aufzeichnungen, die freilich von nur geringer Bedeutung für die eigentlich politische Geschichte sind, aber zur Charakteristik ihrer Verfasser gutes Material bieten. Doch auch von anderer, von französischer Seite war bisher schon einiges, waren insonderheit wichtige Briefe Napoleon's bekannt: allein jetzt erst sind wir in den Stand gesetzt, uns ein vollständiges Bild von dessen Plänen und Absichten, vor Allem aber auch von den Umständen zu machen, die seinem Handeln zu Grunde lagen. Dadurch werden, Dank jener reichen Quellensammlung, gar manche Lücken ausgefüllt und die bisherigen Ueberlieferungen um so werthvoller. Freilich bleibt noch immer viel zu wünschen übrig. Die Gründung des Rheinbundes ist auch durch die neuen Mittheilungen noch nicht genügend aufgeklärt. Dahingegen sind wir jetzt im Stande, die Verhandlungen über den nordischen Bund völlig zu begreifen und zu würdigen. Was hierfür von preußischer Seite geschehen konnte, eine umfassende Veröffentlichung der mit den deutschen Höfen gewechselten diplomatischen Actenstücke, ist bereits 1851 durch das gründliche Werk von Adolf Schmidt, Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen, geleistet worden, und dazu bringen nun für die Hal-

tung, welche Napoleon dem von ihm selbst angeregten Plane gegenüber eingenommen, die Briefe, wenn auch dürftiges, so doch hinreichendes Material. Sie werden hier durch eine kleine Notiz in den gedrängten, aber beachtenswerthen Memoiren des Grafen Senfft unterstützt, die uns dadurch zugleich auch den Schlüssel für das zweideutige Benehmen des kursächsischen Hofes in jener Angelegenheit geben. Endlich finden wir in den vorgenannten Bänden der Correspondenz auch noch sehr ergiebige Nachrichten über die weitern Anlässe zu dem verhängnißvollen Kriege von 1806, die unsere bisherige Auffassung zum Theil nicht ganz unwesentlich ergänzen und erweitern.

Die folgende Abhandlung, der bald eine zweite über den nordischen Bund folgen wird, stützt sich vornehmlich auf diese neu edirten Quellen. Doch ist auch das sonst schon bekannte Material im vollen Umfange benutzt worden. Einzelnes konnte ferner die ungedruckte Reichstagscorrespondenz liefern, welche sich auf der Göttinger Bibliothek befindet, und die auch Häusser zur Verfügung stand. Daß des Letzteren treffliche deutsche Geschichte zu Rathe gezogen, braucht kaum bemerkt zu werden.

In einem der geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio wurde all' den Fürsten, welche durch die Verabredungen zwischen Frankreich und Oesterreich Verlust erleiden sollten, Entschädigungen „in Deutschland" zugesagt. In Deutschland war nun freilich keineswegs herrenloses Land, das zu den Entschädigungen hätte verwendet werden können, allein die Franzosen, die damals begannen nach Willkür im deutschen Lande zu schalten, bezeichneten bald, woher dasselbe zu nehmen sei. Am 15. März 1798 sprachen ihre Abgeordneten zuerst das entscheidende lang zurückgehaltene Wort aus, die Entschädigungen könnten nur durch Säcularisation, also durch Einziehung der geistlichen Fürstenthümer herbeigeschaffen werden. Dagegen erhob sich nun allerdings von den bedrohten Fürsten auf dem Congresse zu Rastatt, auf dem Reichstage zu Regensburg, in der Literatur und im Leben der heftigste Widerspruch; allein die alten Ordnungen waren bereits gebrochen; nicht Wahlcapitulation, nicht Reichskammergericht, nicht Reichstag hatten hier zu entscheiden, vielmehr lenkte bereits straff angezogene Gewalt mit unerbittlicher Härte die Schicksale der Welt. Nur eine Galgenfrist war es, wenn zuerst vergebliche Unterhandlungen in Rastatt, dann ein neuer Krieg, hierauf unabsehbare Berathungen in Regensburg den Abschluß der Sache hinderten: durch energisches Einschreiten von Frankreich und Rußland wurden schließlich doch binnen wenig Tagen all' diese geistlichen Fürstenthümer zerstört, deren reiche Besitzungen zum nicht geringen Theil von den frühern Königen zum Schaden und auf Ko-

sten des Reiches, doch zum Besten ihrer Seelen, wie sie wähnten, den Geistlichen überlassen waren. Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 beendete dann unter der stumpfen Gleichgültigkeit des deutschen Volkes die zum Theil mehr als tausendjährige Selbständigkeit fast aller deutschen Bisthümer und Abteien. Fünfundvierzig Reichsstädte, darunter viele mit altberühmten Namen, erlitten dasselbe Schicksal.

Die ohnehin schon gelockerten Formen des Reiches hatten nun den Todesstoß erhalten. Der letzte Schein der Macht des Kaiserthums hing zu sehr gerade mit der Existenz der geistlichen Fürstenthümer und der Unterstützung zusammen, die hier der Kaiser noch immer gefunden, als daß jetzt die Aufrechthaltung des Reiches in der bisherigen Weise möglich gewesen. Freilich wurde in Regensburg noch der Versuch gemacht das Reich auf alter Grundlage neu zu ordnen: aber während dessen ging die Auflösung der alten Ordnungen schon mit Gewaltschritten weiter; die Ländergier, jetzt bei Großen und Kleinen angeregt, überschritt bald die gesetzten Schranken, über die hinaus die kleinsten Reichsstände, deren Schutz lange Zeit die Hauptaufgabe der Reichsverfassung schien, bedroht, vielfach unterdrückt wurden. Befehlen und Mandaten des Kaisers zum Trotz hat damals schon gar mancher Reichsritter seine Reichsunmittelbarkeit aufgeben und den stolzen Nacken vor einem etwas mächtigeren Grafen oder Fürsten beugen müssen. Es war überhaupt eine Zeit, in der die frühere Unsicherheit der öffentlichen Zustände durch neue Ereignisse, die rasch auf einander folgten und keinen Zustand feste Wurzeln fassen ließen, noch erheblich vermehrt wurde. Der rasche Wechsel ließ kaum Zeit ernstliche Reformpläne auszuarbeiten. Standen doch auch die alten Publicisten, zu denen bisher die lernbegierige Jugend von weit her gezogen, verlassen mit ihrer nun plötzlich veralteten Lehre da; so recht ein Bild der Rathlosigkeit, bei dem Ersterben alter Gewohnheiten, ohne Ersatz dafür zu erhalten. Je mehr aber das alte Reich zerfiel, je dringender mußte sich der Gedanke Raum verschaffen, was an dessen Stelle zu setzen sei. Mochte auch die große Masse des Volkes für solche Ideen damals noch so unzugängig sein: die regierenden Kreise der bedeutenderen Territorien konnten sich denselben nicht entziehen.

Vor Allem mußte der preußische Hof auf diese Verhältnisse aufmerksam werden. Nicht nur, daß ohne ihn an keine deutschen Reformpläne zu denken war, auch die Politik Friedrich des Großen wies unmittelbar darauf hin, die neue Gestaltung Deutschlands in die Hand zu nehmen. Ja dessen Pläne, der Fürstenbund war sogar für die damaligen Zustände noch passend. Dem gänzlichen Umschwung aber, der leider nur zu bald nach dem Tode des großen Königs in der Leitung der preußischen Politik

eingetreten, ist es zuzuschreiben, daß die damals noch starke Hand sich nicht früher dieser Verhältnisse angenommen hat, um dadurch sich selbst und Deutschland eine festere Stellung gegen die drohenden Stürme zu verschaffen. An aufmunternden Rathschlägen hat es nicht gefehlt. Bereits im Jahre 1800 wurde dem Könige Friedrich Wilhelm III. eine von Dohm verfaßte Denkschrift unter dem Titel: „Wie könnten Deutschland und Preußen gerettet werden" eingereicht, welche als Mittel, um „Deutschland diejenige Gewißheit seiner politischen Existenz zu verschaffen, die ihm selbst nothwendig ist," die Bildung eines neuen Bundes empfahl, dessen Haupt Preußen sein müsse. Das „gegenseitige Interesse" fordere hierzu auf und „die vollkommene Identität der Interessen Preußens und Deutschlands werde aus beiden Einen, zu gemeinschaftlicher Vertheidigung innigst verbundenen Staat bilden." Für das Haupt des Bundes forderte der Verfasser „alle Rechte, überhaupt alle Verfügungen, welche auf die Vertheidigung Bezug haben." Die Vereinigung des ganzen Deutschlands unter dem einen Oberhaupte des Bundes wurde zwar für wünschenswerth, allein deren Ausführung nicht für möglich gehalten, „daher müsse man sich auf das nördliche Deutschland beschränken." Hier aber seien vier Sectionen: Preußen, Sachsen, Hannover, Hessen-Kassel, zu bilden, zu denen die Kleinern geschlagen werden müßten. Streitigkeiten unter den Bundesstaaten sollen von einem hohen Gerichtshofe entschieden werden.

Aehnliche Ideen lagen einer zweiten Denkschrift vom 14. Januar 1801 zu Grunde, die den Oberst von Massenbach, ominösen Andenkens, zum Verfasser hatte und, wie jene, dem Könige eingereicht wurde. Sie war zu diesem Zwecke von verschiedenen hoch angesehenen Militärs und Staatsmännern, denen sich der Herzog von Braunschweig angeschlossen, unterzeichnet worden, und ging in mancher Beziehung über die Rathschläge Dohm's hinaus. So wird vorgeschlagen, der König möge sich in Braunschweig, der neuen Bundeshauptstadt, zum Erbkaiser des nördlichen Deutschlands ausrufen lassen. Namentlich erscheint es aber als ein Fortschritt, daß eigens, mit Rücksicht auf Holstein, Schwedisch-Pommern und Hannover, verlangt wurde, keiner der deutschen Fürsten des Bundes dürfe zugleich König eines auswärtigen Reiches sein, während hinfort doch alle Staaten des Königs von Preußen zu Deutschland gehören sollten.

Am preußischen Hofe muß man sich in der That damals ziemlich viel mit diesen Plänen beschäftigt haben. Der König selbst war den Ideen geneigt und der Herzog von Braunschweig schrieb in Beziehung auf das nördliche Deutschland: „Preußen muß in die Rechte des Kaisers treten und die Macht erhalten, eine defensiv-militärische Einrichtung für alle Fälle zu treffen." Allein er forderte dazu von Preußen „weise und kräf-

tige Maaßregeln," und die waren nicht zu erlangen von den Haugwitz und Lombards, in deren Händen das Staatsruder war. Sie brachten es vielmehr bald zu der Alternative, die der edle Herzog dem Unionsplane gegenüber gestellt: „oder Preußen geht unter und wir alle mit Preußen." Haugwitz erwiderte Dohm am 14. December, der Schleier sei noch zu dunkel, um einen festen Plan zu fassen. Dabei hatte er jedoch viel Lob für den Verfasser der Denkschrift und erklärte sich durchaus nicht gegen dessen Ideen. In der That kann es kaum zweifelhaft sein, daß Haugwitz und seine Genossen auch ihrerseits die Verfolgung der politischen Ziele, die in den Denkschriften dargelegt waren, für wünschenswerth, vielleicht für nothwendig hielten. Drei Jahre darauf, 1804, wurden wirklich derartige Pläne von der preußischen Regierung mit Ernst und Eifer aufgenommen, und selbst schon mit einigen deutschen Staaten darüber verhandelt. Als aber Kurhessen widerstrebte, sank den preußischen Staatsmännern gar bald der Muth wieder. Ihre ganze Staatskunst suchte sich ja lediglich nur mit den augenblicklichen Umständen abzufinden; sie war am wenigsten dazu geeignet, rasch und energisch, wie es hier erforderlich, vorzugehen, nicht erst, was die Denkschriften für gefährlich erklärten, auf „Evenements" zu warten. Es waren ja dieselben Männer am Ruder, welche seit dem Frieden zu Basel, der durch Oesterreichs und Rußlands Länderſucht und die Schwäche der preußischen Regierung herbeigeführt wurde, Preußen in verhängnißvoller Thatlosigkeit erhalten hatten. Den großen Zeitereignissen, den zwei großen Kriegen, welche Oesterreich während dieser Zeit mit Frankreich führte, sah Preußen unthätig zu, obwohl die außerordentlichen Zeitumstände ihm trotzdem eine Stellung anwiesen, welche die früher von Friedrich dem Großen so sorgsam geschonten Kräfte des Staates erschöpfte.

Begreiflich genug, daß eine solche Haltung auf Napoleon, der nie müde wurde, seinen Untergebenen Festigkeit und Ausdauer in allen politischen Dingen als höchste Weisheit zu empfehlen, und der so eben erst aus einem furchtbaren Kampf mit zwei erbitterten Gegnern siegreich hervorgegangen war, den allerübelsten Eindruck machte. Seit Jahren hatte er den Abschluß einer Allianz mit Preußen erstrebt und dieser Plan war bisher nur daran gescheitert, daß er das Ziel seinerseits ohne große Opfer zu erreichen hoffte. Als dann aber der Krieg des Jahres 1805 bevorstand und von der Unentschlossenheit der preußischen Politik auch erwartet werden konnte, daß sie sich den Feinden Frankreichs anschließen würde, bot Napoleon Ende Juli 1805 für ein Bündniß das Kurfürstenthum Hannover an, das im Februar 1803 von den Franzosen besetzt worden war. Daneben wurden die größten politischen Vortheile in Aussicht gestellt, nicht

allein eine Oberherrschaft in Norddeutschland, sondern selbst ein Anschluß des deutschen Südens an das preußische System. Ueber das unentschlossene Schwanken in Berlin brach der Krieg aus. Es folgte der Anschluß Süddeutschlands an Frankreich, dann die Verletzung des Ansbacher Gebietes. Der hoffnungslosen Schwäche folgte plötzlich eine aufbrausende Entschiedenheit. Mit ganzer Kraft schien der Staat Friedrich des Großen an dem Kriege gegen Frankreich theilnehmen zu wollen: doch die Niederlage Oesterreichs und die Eigenmächtigkeit von Haugwitz genügten, um das Schwert wieder in die Scheide sinken, und die Rußland wie Oesterreich gegebenen Zusagen und die empfindsamen Grabesscenen mit ihren bedeutsamen Blicken vergessen zu lassen. Durch den Vertrag zu Schönbrunn schloß Haugwitz am 15. December 1805 im Namen Preußens mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß ab und nahm, jetzt nicht etwa als Preis der Allianz, sondern nur als reichliche Entschädigung für abgetretene Gebiete, von dem siegreichen Imperator Hannover für Preußen an. Aber bald folgten neue Agonien in Berlin, neue Schwankungen zwischen Furcht und Begierde, trotzigem Kriegsmuth und jäher Verzagtheit, bis der Vertrag zu Paris, den Haugwitz zweite Eigenmächtigkeit am 15. Februar zu Wege brachte, dem kläglichen Zustande ein klägliches Ende machte. Noch mehr als früher sollte jetzt Hannover nur als eine Entschädigung für Preußen dienen. Nun war es, wie Hardenberg in einer Denkschrift sich ausdrückt, entschieden, daß Preußen an Napoleon's Triumphwagen gefesselt sei.

Damit hatte Napoleon freie Hand bekommen, die deutschen Dinge zu ordnen wie ihm gut dünkte. Für Süddeutschland reifte jetzt das Rheinbundsproject, nach dem Norden wollte er Preußen werfen, wie es in einem Briefe an den König von Bayern heißt. Er schreibt hier auch, daß Preußen die Hansestädte zu erhalten wünsche, allein er werde nur einwilligen, wenn es Baireuth dafür abtreten wolle, „und ich sehe vorher, daß es so eines Tages kommen wird." In Preußen mag es jetzt genug bedauert sein, nicht früher ernstlicher und mit Nachdruck auf jene Pläne eingegangen zu sein. Gar schwer wurde das drückende Verhältniß zu Napoleon empfunden, so sehr derselbe auch nach allen Seiten empfahl mit Schonung gegen Preußen aufzutreten. Seine Absicht war es, wie deutlich aus den Briefen hervorgeht, noch immer mit der deutschen Macht durch eine feste Allianz verbunden zu sein. Nur der übergroßen Schwäche und Rathlosigkeit des Verbündeten ist es zuzuschreiben, daß er in seiner Politik nicht mehr Rücksicht auf ihn nahm. Auch auf Preußen mußte freilich Anwendung finden, was der Kaiser mit stolzem und gerechtem Selbstbewußtsein damals an Berthier schrieb: „Alle Welt muß auf ihrer Hut, auf ihrem

Posten sein; ich allein, ich weiß, was ich zu thun habe." Daneben aber sollten immer die freundlichsten Formen bewahrt bleiben. Berthier wird wiederholt erinnert: „so oft wie möglich, bis zur Uebertreibung" gut über Preußen, sein Heer und seinen König zu sprechen; Bernadotte soll bei der Besetzung von Ansbach, Oudinot bei der von Neufchatel keine Gelegenheit vorübergehen lassen, König Friedrich Wilhelm zu preisen; General Barbou hat Sorge zu tragen, daß bei der Uebergabe Hannovers die preußischen Officiere gut behandelt werden: „denn in diesem Augenblick verbindet mich die innigste Freundschaft mit Preußen." Aehnlich erhält Murat mehrfach die nachdrücklichsten Verweise, wenn er sich gegen preußische Beamten unvorsichtig benommen, ihren Forderungen etwa schroff entgegen getreten ist. „Es liegt nicht in meiner Politik, den König von Preußen gegen mich aufzubringen; meine Politik verfolgt entgegengesetzte Ziele," heißt es in einem Schreiben vom 16. April. Dieses Verhalten ist um so bemerkenswerther, da zu Oesterreich noch immer ein gespanntes Verhältniß beobachtet wird. Freilich spricht der spätere Schwiegersohn nicht mehr mit solcher Wegwerfung wie früher über „dieses Gerippe Franz II., welchen das Verdienst seiner Vorfahren auf den Thron erhoben hat," aber aus vielen einzelnen Bemerkungen und Anordnungen ergiebt sich doch noch immer deutlich und unverholen ein tiefer Groll gegen Oesterreich. Wo in Deutschland dessen Einfluß vermuthet wird, soll sofort energisch dagegen eingeschritten werden. Mit Strenge wird von dem Kurfürsten von Würzburg gefordert, aus seinem Gebiete österreichische Truppen zu entfernen. Am 11. März spricht Napoleon die Warnung aus, er werde wohl bald wieder nach Wien unterwegs sein. Er wünscht, daß die Desertion der österreichischen Truppen unterstützt werde, und daß Bayern, Würtemberg, Baden und Preußen möglichst viele von den Deserteuren aufnehmen möchten. Napoleon rechnete offenbar für den etwaigen neuen Kampf mit der österreichischen Monarchie auch auf Preußen.

Wie viele Rücksicht Napoleon auf den preußischen Staat in unwesentlicheren Dingen nahm, zeigte sich auch darin, daß er in Betreff der gänzlichen Räumung von Ansbach, die von der an halbe Maaßregeln gewöhnten Regierung verzögert wurde, Geduld zeigte, was sonst wahrlich nicht in seiner Art lag. Erst am 2. Juli 1806 befiehlt er die Ansbacher Sachen zu beenden. Im Uebrigen wurden natürlich nicht allein alle und jede politischen Forderungen geltend gemacht, die gegen Preußen zu stellen waren, sondern auch ganz rücksichtslos gegen den schwächlichen Verbündeten verfahren, falls es das französische Interesse erforderte. „Lassen Sie sich nichts entziehen; die Preußen sind sehr habsüchtig," schreibt der Kaiser am 24. März an Oudinot nach Neufchatel. Hier wie in Cleve und Ansbach

soll es mit den rückständigen Steuern genau so gehalten werden, wie in Hannover, wo die Franzosen dieselben bis fünf Tage nach der Uebergabe für ihre Rechnung erheben wollen — eine Forderung, von der die Letztern offenbar den größern Gewinn haben mußten. Haugwitz hatte in dem Pariser Vertrage feststellen lassen, Ansbach solle zu gleicher Zeit von den Franzosen besetzt werden, wie Hannover von den Preußen. Da nun aber letzteres Land bereits seit Monaten von den Preußen besetzt war, benutzte Napoleon jene Bestimmung, um sofort nach Abschluß des Vertrages, ehe noch die Genehmigung des Königs erfolgt war, an Berthier den Befehl zu ertheilen Ansbach besetzen zu lassen. Eine Rechtfertigung soll erst später erfolgen. So viel Aufregung dieses Verfahren aber auch in Berlin verursachte, schlimmer war jedenfalls noch Napoleon's Verhalten in Beziehung auf die Abteien Essen und Werden. Am 14. März theilte er Talleyrand mit, „er wünsche den Prinzen Murat mit drei Territorien zu arrondiren: zunächst mit den Abteien Essen und Werden, welche zusammen nur 20,000 Seelen ausmachten." Der Kaiser wußte sehr wohl, daß er keine Ansprüche auf die Abteien erheben könne, denn er wollte gerade von Talleyrand erfahren, wodurch Preußen wohl entschädigt werden könnte. Allein er fügte doch schon in diesem Schreiben hinzu: „Sagen Sie, daß Essen und Werden zu Cleve gehören, denn sie sind neu erworbene Besitzungen Preußens." Hierüber wurden dann Verhandlungen eröffnet, zu denen Napoleon an Talleyrand am 7. April Materialien übersandte, bis plötzlich Murat die Abteien in Besitz nahm; die Preußen, hier unter Blücher's Befehle, rückten ihrerseits heran, erstiegen die Mauern von Werden, und nun standen sich die beiderseitigen Truppen wochenlang gegenüber, wobei es sogar zu kleinen Scharmützeln kam, die für Murat's Truppen schlecht endeten. Napoleon machte nun freilich seinem vorlauten Schwager Vorwürfe: „Was wollen Sie, daß ich sage? Sie gehen mit zu vieler Unbesonnenheit, mit zu vieler Unüberlegtheit vorwärts, Essen und Werden durften nicht occupirt werden, wenn der preußische Commissair Sie nicht in Besitz gesetzt." So am 10. April. Die Sache zog sich aber noch lange ohne Entscheidung hin, weshalb Murat neue Vorwürfe zu hören bekam. Am 2. August schrieb Napoleon: „Ihr Auftreten ist sehr gegen meine Absichten. Ich bin in guter Freundschaft mit Preußen, verzichte auf den Frieden mit England, um ihm Hannover zu erhalten; danach beurtheilen Sie, ob ich mich mit demselben solcher Kleinigkeiten wegen überwerfen will. Ich will freundschaftlich zu Preußen stehen. Wenn preußische Truppen in dem Lande sind, welches Sie zu besetzen haben, so hüten Sie sich dieselben zu beleidigen und geben Sie keinen Vorwand dazu. Ich wiederhole, ich bin in guter Uebereinstimmung mit Preußen." Gleich-

zeitig erhielt eine französische Division, die in Wesel stand, Befehl von dort fortzumarschiren. Murat hat sie ohne Zweifel gegen Preußen gebrauchen wollen: „Sie sollen darüber durchaus nicht verfügen. Sie wissen nicht, was ich thue. So bleiben Sie ruhig. Mit einer Macht wie Preußen weiß man nicht behutsam genug umzugehen." Es ist selbstverständlich, daß diese Vorwürfe nicht aus Freundschaft für Preußen gemacht wurden. Napoleon wollte dasselbe wie Murat, doch konnte er dessen Eigenmächtigkeit nicht dulden, weil sie seine Politik störte. Daher denn auch noch der Zusatz: „Das erste Uebel kam von der Occupation von Werden, welches Sie eben nicht occupiren sollten. Das war nicht Ihre Sache." Napoleon sah die Occupation eben als seine eigene Sache an. Das Beispiel für die treue Freundschaft gegen Preußen, die Nichtaufgabe Hannovers, was damals schon eine Unwahrheit war, beweist genugsam, daß es hier nur darauf ankam, den Schwager durch Vorspiegelungen zur Ruhe zu bringen. Napoleon beabsichtigte die Angelegenheit nur auf andere Weise zu regeln, mit dem Verluste Preußens war er einverstanden. Sonst hätte ja nur ein gebieterisches Wort genügt, um Murat in die Schranken zurückzuweisen. Nicht mit Unrecht wurde daher die Besetzung von Werden als eine durch Napoleon erfahrene Kränkung Preußens empfunden.

Auch die Besetzung der Festung Wesel durch Franzosen erregte in Berlin Mißmuth. Ursprünglich war es Napoleon's Plan, daß dieselbe zu Cleve-Berg gehören sollte, allein schon am 26. April schrieb er dem neuen Souverän: „Ich glaube, daß Wesel der einzige Platz Ihres Herzogthums ist, wo ich Truppen halten muß." Der Grund der Sinnesänderung ist in einem Berichte an den Kriegsminister vom 7. Mai angegeben: „Wesel ist für die Offensive die wahre Stellung, um die Armee zu unterstützen, welche Preußen mit Krieg überzieht." Nur mit Widerstreben fügte sich Murat den neuen Anordnungen. Allein der Kaiser, der sich den Widerspruch nachdrücklich verbeten, schrieb ihm am 30. Juli: „Wesel kann nur einer großen Macht gehören." Damit war die Sache entschieden.

Die ganze Schroffheit und Gereiztheit von Napoleon's Charakter, zugleich aber auch die gebieterische Stellung, welche er zu seinem Verbündeten einnahm, zeigte sich in einzelnen Angelegenheiten, die nur untergeordneter Art waren, denen der Kaiser aber eine große Wichtigkeit beilegte. Dahin gehören zunächst die mehrfachen, zuweilen sehr heftigen Klagen über die Baireuther Zeitung. Er findet es ungebührlich, daß Preußen solche Schmähungen leide. „Die Preußen sind wahnsinnig. Das muß endlich aufhören," heißt es am 6. Februar. Heftiger wallte jedoch des Imperators Zorn gegen Hardenberg auf, von dem er recht wohl wußte, daß er ein Gegner des französischen Bündnisses sei und mehr Thatkraft von Preu-

ßen verlangte. Zuerst mußte der Moniteur über den preußischen Minister einen sehr heftigen Artikel bringen, der bereits von der höchsten Ungnade desselben bei dem Kaiser Zeugniß ablegte. Niemand bezweifle, hieß es hier, daß Hardenberg der verächtlichste Mensch in Europa sei. Bezeichnend wird hierauf aber angeführt: er sei jedoch kein Preuße. Napoleon griff dann auf die Weigerung Hardenberg's, den französischen Gesandten nach der Ansbacher Affaire zu sehen, gern zurück, um diesem Gesandten Laforest durch Talleyrand verbieten zu lassen, irgend welche Gemeinschaft mit dem Minister zu haben. Einladungen soll er unter dem Vorwande von Krankheit ablehnen. Haugwitz aber, der noch in Paris war, ließ Napoleon eröffnen, er habe immer erwartet, daß sich Hardenberg zurückzöge. Bei allen Gelegenheiten, im Krieg wie im Frieden, habe derselbe Frankreich beleidigt. „Das Recht des Krieges hat jede Krone. Durch Krieg ist man nicht beleidigt; aber es ist Feigheit dem Minister eines großen Fürsten Audienz zu verweigern. Weder Laforest, noch irgend Jemand vom Gesandtschaftspersonal, noch irgend ein Franzose darf Verbindungen mit Hardenberg haben, denn er ist ein Feind Frankreichs." Diesen heftigen Worten, die sich in einer undatirten Note an Talleyrand finden, folgte am 20. März für Berthier die Weisung, möglichst viel Gutes über den König von Preußen zu sagen, dahingegen so viel wie möglich Schlechtes über Hardenberg zu sprechen, ihn als die Ursache der gegenwärtigen Kälte zwischen Preußen und Frankreich zu bezeichnen. Bald erreichte Napoleon seinen Plan. Am 1. April sah sich Hardenberg veranlaßt dem Staatsdienst zu entsagen. Haugwitz, den Napoleon häufig rühmt, von dessen Unterhaltung er sagt, sie zeige große Gewandtheit, „ich möchte sagen Talent," trat an seine Stelle. Viel heftiger freilich als über Hardenberg, äußerte sich später der Kaiser über „diesen Schurken Luccheſini," den preußischen Gesandten in Paris. Es hing das mit dem schließlichen Bruche der beiden Staaten zusammen.

Das Verhalten Napoleon's Preußen gegenüber war jedoch genau den Verhältnissen angepaßt, die am Hofe Friedrich Wilhelm's herrschten. Schroffes Auftreten hätte diesen vielleicht bald zu einem Anschluß an die Feinde Frankreichs gebracht, was Napoleon vermeiden wollte. Der Verzagtheit entsprach es, wenn der Kaiser durch freundschaftliche Formen von Preußen ein Eingehen auf alle seine Pläne erlangte, ohne daß es ihm irgend ein Opfer kostete. Er vernichtete Preußens Einfluß in Deutschland, nöthigte dasselbe durch den Februarvertrag zum Kriege gegen England und Schweden, sachte das Mißtrauen an, welches gerechter Weise in Petersburg und Wien gegen Preußen vorherrschte. Später hat Napoleon allerdings durch den Krieg noch mehr erlangt. Es war ihm aber auch

[illegible] Zeit den stolzen Bau Friedrich des Großen aus- [illegible] hatte, er scheute den Krieg, wohingegen die [illegible] wie Bignon sagt, mehrere Jahre lang eine Art aber- [illegible] in Paris war. Freilich hat Napoleon schon in Wien [illegible] über Preußen und dessen Wehrkraft gesprochen: allein [illegible] waren ihm nicht ernst: die Folge zeigte genugsam, wie groß [illegible] Preußens Macht war. Nur vor der preußischen Re- [illegible] hatte ihm die Achtung, ihr glaubte er mit nur zu gutem Grunde [illegible] zu dürfen.

Das Verhalten der preußischen Regierung blieb sich auch nach dem [illegible] Vertrage völlig gleich. Wie sie nur durch ein Labyrinth von [illegible] zu dessen Abschlusse gekommen war, so konnte sie sich auch [illegible] der Politik hingeben, zu der sie sich durch denselben bekannt. [illegible] folgte auf Halbheit. Zunächst wurde jetzt, mit einer seltsamen [illegible] der eigenen übergroßen Schwäche, nicht nur in diplomatischen [illegible] sondern offen vor aller Welt verkündet, Preußen sei zu dem [illegible] Vertrage durch Napoleon genöthigt worden. So hieß es in der [illegible] wodurch die Abtretung Neufchatels verkündet wurde, es sei [illegible] das Fürstenthum an Frankreich abgetreten werde, als daß es [illegible] Frankreich erobert würde. Von Hannover wurde in dem Patente [illegible] April gesagt, die Besitzergreifung des Landes gegen die Abtretung [illegible] Provinzen sei unumgänglich nothwendig geworden. In Ansbach [illegible] die königliche Nahmung des Landes geraume Zeit verzögert. Gleich- [illegible] verletzte Preußen dann stets von neuem Napoleon's Zorn durch die [illegible] ihm aber sehr wohl bekannten Verbindungen mit England her- [illegible] während es noch in den Augen des energischen Mannes nur Verach- [illegible] erwarb, indem es nach aller Orten schwankend zeigte, insonderheit den [illegible] mit Schweden nur schwach führte.

Napoleon beschwerte sich über all' diese Dinge wiederholt. In Be- [illegible] auf die Neufchateller Proclamation schrieb er am 4. April dem [illegible] Ich [illegible] es lag nicht in meiner Absicht Krieg mit Ew. Maje- [illegible] zu haben, ich hatte es gewollt, wenn ich einen Augenblick die Grund- [illegible] Politik meiner Krone und die persönlichen Gefühle gegen Ew. [illegible] hätte vergessen können, wenn ich mich durch die Beleidigungen [illegible] und viele Art von factiöser Aufregung, welche man dem [illegible] Frankreich eingeflößt, hätte beeinflussen lassen." Napoleon [illegible] Unrecht wenn er dem Könige vorstellte, es sei der Würde [illegible] Souveräne, der über eine der stärksten und schönsten [illegible] habe nicht angemessen, vor den Augen von ganz Eu- [illegible] der Vertrag sei ihm von Frankreich auferlegt. „Die

Interessen Frankreichs und Preußens sind identisch." — Die Proclamation wegen Besitzergreifung Hannovers (vielleicht eine noch andere Fassung als die bekannte?) war von Haugwitz an Talleyrand zur Durchsicht übergeben und von diesem, ohne sie seinem Herrn zu zeigen, gebilligt worden. Als Napoleon nun später das Schriftstück kennen lernte, war er sehr aufgebracht. Dasselbe, so behauptete er, beleidige seine Würde. Er habe Preußen nicht gezwungen, Hannover zu nehmen. Talleyrand bekam seinen ganzen Zorn zu fühlen. „Ich kann, schrieb er am 15. März, Ihre Art der Geschäftsführung nicht begreifen. Sie wollen sich zu Ihrem Chef machen und sich nicht die Mühe geben, die Schriftstücke zu lesen und die Worte zu pressen." Die Kriegführung gegen Schweden war später ein Hauptgrund, weshalb Napoleon nicht ernsthaft an den nordischen Bund dachte: „Der König von Schweden macht Preußen zittern!"

In Berlin wurden diese mißlichen Verhältnisse in ihrer ganzen Schwere gefühlt. Aber wie charakterloses Schwanken dieselben herbeigeführt, so wurden sie jetzt durch Mangel an Energie erhalten. Völlig willenlos wurde die Regierung durch die verschiedenen Zeitereignisse vor- und rückwärts getrieben. Daß Preußens Einfluß auf Deutschland im jähen Sinken, daß die Besetzung Hannovers ein totaler Bruch mit der Politik, welche der große Friedrich durch Stiftung des Fürstenbundes begründet, daß Preußens Haltung die übergroße Achtung vernichten müsse, in der der Staat noch immer seit der glorreichen Zeit Friedrich's stand, — das Alles sollte sich, selbst den Gegnern der Haugwitz'schen Politik, in seiner ganzen Bedeutung erst durch den unglücklichen Krieg der folgenden Zeit offenbaren. Haugwitz und seine Helfer glaubten dem preußischen Staate durch die Erwerbung Hannovers einen Dienst zu leisten, der alle Schäden aufwog. Hätte doch noch der Pariser Vertrag auf Grund des bisherigen Besitzstandes abgeschlossen werden können! Diese Politik drehte sich daher nur um die Behauptung Hannovers. Alles andere wurde für untergeordnet gehalten. Es war ihr schwer geworden die Gewissensscrupel des grundehrlichen Königs selbst durch die Zuredungen des Herzogs von Braunschweig zu überwinden. Allein des Königs Friedensliebe kam seinen Ministern zu Hülfe. Schon am 30. November 1805 hatte Napoleon berichten können, Haugwitz habe mehrfach gesagt, die Besetzung Hannovers sei den Principien des Königs angemessen, „weil derselbe nicht wolle, daß der Krieg sich in Norddeutschland festsetze." Und dieser Gesichtspunkt ist dann in der That für des Königs Politik nur zu sehr maaßgebend gewesen. Immer und immer wieder wird dieses Verdienst Preußens, namentlich in den Verhandlungen über den nordischen Bund, hervorgehoben.

Jahres 1804 sprach der hessische Minister Waitz gegen den französischen Gesandten in Kassel zuerst von einer Bildung, wie sie später im Rheinbunde zu Stande kam. Napoleon nahm den Vorschlag günstig auf. Allein der Wunsch mit Preußen in ein enges Bündniß zu treten ließ ihn, selbst nach der glänzenden Musterung der deutschen Fürsten im September 1804, die Sache vorerst nicht räthlich erscheinen. Die Herrschaft konnte ja auch ohne eine bestimmte Form ausgeübt werden, und dadurch wurde dann jedenfalls die Rücksicht auf Preußen nicht verletzt. Als daher der Krieg gegen Oesterreich im Jahre 1805 bevorstand, verlangte Napoleon, die süddeutschen Staaten sollten als seine Verbündete theilnehmen. „Ich will nicht leiden, daß Bayern neutral bleibt," schrieb der Kaiser am 13. August 1805 an Talleyrand und bezog das Wort auch auf die übrigen süddeutschen Fürsten. Dieselben nahmen Theil an dem Kriege, empfingen darauf einen Theil der Beute, erhielten neue Länder, neue Titel, neue Würden, zerwarfen sich dieserhalb aber auch gründlich mit Oesterreich, und waren so schon gezwungen die Oberherrschaft Napoleon's anzuerkennen. Mit stolzem Selbstbewußtsein wird der Kaiser am 4. Januar 1806 dem Könige von Würtemberg geschrieben haben: „Ew. Majestät können überzeugt sein, daß ich nicht zögern werde, jederzeit alle Mittel meiner Krone einzusetzen, um den Thron zu unterstützen, den Sie so eben bestiegen haben." Der Landgraf von Hessen muß sich bereits am 16. Januar Vorwürfe der ernstesten Art gefallen lassen: „Mit Recht haben Sie vorausgesetzt, daß ich mich sehr stark über Ihr politisches Benehmen zu beklagen habe." Die Strafe sei, daß er nun nicht Kurfürst geworden und keinen Gebietszuwachs erhalten habe. Thatsächlich waren also diese kleinen Fürsten bereits französische Vasallen. Für Napoleon, wie für jene selbst mußte es aber gerathen erscheinen, ihr gegenseitiges Verhältniß in feste politische Ordnungen zu weisen. Und doch zögerte der Kaiser noch längere Zeit einen bestimmten Plan zu fassen. Der Grund lag in den gleichzeitigen Verhandlungen mit Rußland, Oesterreich und besonders mit Preußen.

Auch wußte der Kaiser noch nicht recht, welchen Plan er für Deutschland verfolgen solle. Am 30. Januar 1806 ließ er an Talleyrand ein Memoire senden, wonach in Deutschland hinfort nur neun größere Staaten sein sollten. Er geht aus von der Vergrößerung Preußens, wodurch dasselbe zwar Rußland, aber auch Frankreich furchtbarer werde. „Es würde also ein großer Fehler sein, es sich vermehren zu lassen." Wenn aber besondere Umstände — die offenbar für ihn eingetreten — dazu zwängen, diese Vermehrung geschehen zu lassen, so müßte man ein Gegengewicht schaffen. Dieses sieht Napoleon in einem Staate, wie er zum Theil in dem spätern Herzogthum Cleve-Berg bestand. Auch von der Vernichtung der

einen deutschen Fürstenthümer, besonders in Schwaben, und der dadurch erwirkten Auflösung des deutschen Reiches, ist schon die Rede. Jene neun Staaten sollen sein: Oesterreich, Preußen, Sachsen, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, der neu zu schaffende Staat, Bayern, Würtemberg, Baden. Der Kaiser verlangte von Talleyrand genaue statistische Nachrichten, um die Theilung Deutschlands unter jene neun Mächte zu erleichtern.

Dieser und ähnliche Pläne mußten aber damals zurückgestellt werden, als in Paris bekannt wurde, daß der König von Preußen den Schönbrunner Vertrag nur „mit Bedingungen von aber, wenn und denn" genehmigt habe, wie Napoleon am 14. Februar dem Könige von Bayern schrieb. Jetzt wäre an die deutsche Sache überhaupt wohl nicht gedacht, wenn nicht die abhängigen deutschen Fürsten gedrängt hätten. Sie mögen es hauptsächlich veranlaßt haben, daß in München unter dem Vorsitze des Gesandten Otto gemeinsame Berathungen der drei Höfe mit Frankreich gehalten wurden, aus denen ein Vertragsentwurf hervorging, der in München und Carlsruhe Beifall fand, während der König von Würtemberg Noten dazu machte, die, wie es scheint, später bei der Errichtung des Rheinbundes nicht unbeachtet blieben. Napoleon schrieb dem Könige darüber am 2. Februar: „Im Grunde sehe ich wenig Differenz; ich glaube, daß es in Ihrem Interesse liegt rasch abzuschließen, und daß dieses System von Mediatien mindestens für einige Jahre nützlich ist; man könnte, wenn es erforderlich ist, die kleinen Fürsten ausschließen oder neue Verbindungen nur mit gemeinsamer Zustimmung aufnehmen." Aus neuen Berathungen entstand dann am 19. März ein Entwurf, der in 49 Artikeln gefaßt war und die Bestimmung hatte, Oestreichs Einfluß in Süddeutschland zu vernichten. Klüber nennt dieses ihm bekannte Project „die Wiege des Rheinbundes." Doch auch hier widerstand Würtemberg, wodurch die Vollziehung des Vertrages wohl verhindert worden ist.

Auch das gespannte Verhältniß zu Preußen mag von Einfluß gewesen sein. Ein Krieg mit dieser Macht war noch immer sehr gut möglich. Die französischen Armeen, die noch in Süddeutschland standen, mußten sich deshalb auf Alles gefaßt machen, und der Kaiser ließ durch Berthier die Marschälle vertraulich benachrichtigen, daß die Sache mit Preußen nicht beendet sei. Auf den Ausgang dieser Angelegenheit kam Alles an. Bis dahin ruhten alle andern Pläne. So griff denn Napoleon die deutsche Sache auch erst nach dem Abschlusse des Pariser Vertrages wieder ernstlich auf. Schon am 14. Februar äußerte er jene Absicht: Preußen in den Norden zu werfen. Die definitive Erwerbung von Cleve und Berg für seinen Schwager mußte dann auch auf die deutschen Pläne erweiternd einwirken. Wie wenig aber damals Napoleon überhaupt schon einen festen

Plan hatte, ergiebt sich deutlich daraus, daß er ernstlich überlegte, ob es erforderlich sei, daß Murat dem Kaiser Franz den Huldeeid leiste. „Bin ich es nicht, der ihn verbürgt?" Talleyrand antwortete darauf am 15. März und empfahl, gestützt auf das positive Recht und die Nichtigkeit der Ceremonie, die Leistung des Eides. Die Herzogthümer seien nun einmal Lehn des deutschen Reiches. Da kam der ehrliche Talleyrand aber gut bei seinem Herrn an. „Das ist es ja gerade, lautet die Entscheidung, was ich in Zweifel lassen will. Meine Absicht ist dieses in dem großen Dunkel zu lassen. Mit der Zeit werde ich entscheiden, ob diese Herzogthümer Lehn des deutschen oder meines Reiches sind. Man muß Zeit gewinnen." Scherzend fügte der Gewalthaber hinzu: „Indessen hoffe ich, daß das Reichskammergericht zu Wetzlar mich wohl ungestört Besitz davon nehmen läßt."

Es vergingen einige Wochen, bis Napoleon sich abermals schriftlich mit den deutschen Angelegenheiten befaßte. Die Verwickelungen mit Oesterreich, auch ein Streit zwischen Würtemberg und Baden mochten Schuld daran sein. Dann arbeitete Napoleon ein förmliches Memoire darüber aus. Den äußeren Anlaß zu dem Schreiben an Talleyrand vom 10. April, das hier in Betracht kommt, gab ein Bericht des französischen Gesandten Otto in München, welcher freilich mehrere Dinge, „die mich nicht direct betreffen," verwechselt hatte, wie Napoleon schrieb. „Ich will von der Suzeränität über die Territorien der kleinen Fürsten sprechen," fährt der Kaiser fort, und wirft dann die Fragen auf: „Soll man die kleinen Fürsten in ihrer völligen Unabhängigkeit erhalten? ihnen Stimme am Reichstage lassen? oder sie zu dem Stande von Privatpersonen zurückführen?" Am Reichstage würden sie gegen Frankreich stimmen, sei es weil sie Oesterreicher wären, oder doch zu viel Verbindungen mit Oesterreich hätten; auch könne man diese kleinen Fürsten nicht mit den drei größeren süddeutschen Staaten versöhnen. „Das wahre Interesse Frankreichs ist es, daß sich das deutsche Reich nur durch die Hülfe einer starken und mächtigen Leitung reorganisiren kann." Jene drei Staaten, Bayern, Würtemberg, Baden, hätten immer zu Frankreich gehalten, daher sei es zweckmäßig mit ihnen einen Vertrag zu schließen, wonach sie sich um 150—200,000 Seelen vergrößern könnten, ohne daß sich Frankreich direct einzumischen brauche. — Napoleon dachte aber noch immer ernstlich an Erhaltung des Reichstages; er meint, auf solche Weise würden einige österreichische Stimmen verloren gehen und eine neue Schwierigkeit entstehen, das Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen herzustellen. Die drei Fürsten aber würden künftighin, besonders wenn er zu den Vergrößerungen nicht öffentlich zugestimmt, viel mehr abhängig von ihm sein: „und so gebiete ich also

über drei Kurstimmen." Einige Fürsten, z. B. die Hohenzollern, „die nicht Oesterreicher sind," will Napoleon von der Unterdrückung aber ausnehmen und noch mehr an sich fesseln. An die Protestationen dürfe man sich nicht kehren, die kleinen Fürsten seien Frankreichs ärgste Feinde, und „die Lage von Europa kümmert sich nicht um diese kleinen Fragen." Oesterreich würde es ebenso machen, wenn seine Politik es erforderte, und Rußland und Preußen würden sicher Oesterreich ruhig Bayern haben erwerben lassen, falls die französischen Heere in dem letzten Kriege geschlagen seien. Schließlich stellt dann der Kaiser die Behauptung auf, die kleinen Fürsten seien selbst ihrer Souveränität müde. Heute lebe man nicht mehr auf seinen Besitzungen, sondern im Dienst der großen Mächte und nur die Revenüen werden noch gerechnet. „Kurz, es liegt in der Natur der thatsächlichen Zustände, diese kleinen Fürsten zerstören zu lassen." Die drei Verbündeten würden dann in Zukunft ein Regiment mehr stellen können, und im deutschen Reich würde sich ein von dem jetzigen sehr verschiedener Geist bilden. Napoleon forderte schließlich von Talleyrand eine genaue Uebersicht über die Besitzungen jener Fürsten, auch über ihre und ihrer Väter Beziehungen zu Oesterreich, und schließt mit den Worten: „Es ist unmöglich, daß der Fürst von Metternich, welcher ganz österreichisch ist, daß der von Fürstenberg, welcher ganz österreichisch ist, in Schwaben bleiben."

Vielleicht ist aus diesen Erwägungen der erste Entschluß zu Verhandlungen über die Unterdrückung der kleinen Fürsten in Süddeutschland hervorgegangen. Dieselben wurden zu München zwischen dem französischen Gesandten Otto und den Bevollmächtigten von Bayern, Würtemberg und Baden gepflogen. In Regensburg erzählten sich die Diplomaten am 5. Mai, es sei nunmehr eine Uebereinkunft darüber zu Stande gekommen. Man sprach schon von den Vorrechten, die den Mediatisirten auch später zukommen sollten, und daß „von landständischen Rechten keine Rede mehr sei." Sechs verschiedene Pläne sollen, nach diesen selben Nachrichten, von jenen Höfen dem Kaiser für eine neue Gestaltung des südlichen Deutschlands zugesandt sein, und von ihnen der badische am meisten Beifall gefunden haben. Es wurden dieses denn also Entwürfe für den spätern Rheinbund gewesen sein. Doch werden dieselben für Napoleon schwerlich große Bedeutung gehabt haben, denn später wurde die Rheinbundsacte entworfen und ihre Ausführung decretirt, ohne daß diese deutschen Fürsten um ihre Meinung gefragt waren. Nur über die territorialen Verhältnisse wird noch längere Zeit mit den Fürsten verhandelt sein und auf sie hat es sich auch wohl bezogen, wenn wir von Aenderungen hören, die der würtembergische Gesandte Graf von Wintzingerode noch durch eine be-

sondere Audienz bei dem Kaiser an dem fertigen Bundesprojecte bewirkt hat.

Auch der Kurerzkanzler Dalberg, der spätere Fürstprimas, hat sich in einem schwülstigen Briefe vom 19. April an Napoleon gewandt, um ihm wohlberechnete Vorschläge für die künftige deutsche Verfassung zu machen. Er forderte ihn in gespreizten Phrasen auf der Regenerator der achtungswerthen deutschen Nation zu werden. Vor einigen Monaten freilich, bei dem österreichischen Kriege, hatte sich dieser unklare Gefühlsmensch der Anforderung Napoleon's sich ihm anzuschließen, widersetzt; jetzt aber hatte der Kaiser wahrlich nicht nöthig, ihm, „der den großen deutschen Patrioten spielte," wie damals von der großen Gefahr vorzuschwindeln, in der der deutsche Reichskörper schwebe, wenn der Erzkanzler sich gegen Frankreich erkläre, da doch der Reichstag bei der Occupation eines Kurfürstenthums und der Verletzung des deutschen Landes durch die Russen geschwiegen habe. Jetzt erging sich Dalberg stets nach seiner Art in demüthigen, schmeichelhaften Redensarten gegen Napoleon, der ihn dann auch wieder von der Sonne seiner Gunst bescheinen ließ. Ein neues Buch des Erzpriesters versprach der Kaiser mit in den Wagen zu nehmen, wenn er eines Tages nach Rambouillet zur Jagd fahre. Auch ließ er sich bereitwillig auf die von Dalberg angeregte Ernennung seines Onkels, des Cardinals Fesch, zum Coadjutor ein. Des Kaisers eigene Pläne sind hierdurch vielleicht durchkreuzt, die Existenz des Kurerzkanzlers gerettet worden. Freilich hatte Napoleon noch immer keinen ganz festen Plan für Deutschland, wie sich auch bei dieser Gelegenheit zeigte. Denn als er am 16. Mai den Onkel von seiner Ernennung benachrichtigte, fügte er dem wortkargen Schreiben doch die Bemerkung hinzu, Fesch würde künftighin an die Spitze des Kurfürstencollegiums gestellt werden. Vielleicht hatte aber der Neffe auch guten Grund, seine Muthmaßungen über die künftige deutsche Verfassung dem wenig geliebten Onkel zu verschweigen.

Mittlerweile war Talleyrand, dem jene Vorschläge der deutschen Fürsten wohl als werthvolles Material dienten, von seinem Kaiser beauftragt worden, einen festen, bestimmten Reformplan für die deutschen Verhältnisse auszuarbeiten. Es geschah das im tiefsten Geheimniß. Die Gerüchte, welche sich in den Zeitungen darüber fanden, waren größtentheils falsch und noch heute sind wir für diese vorbereitenden Arbeiten fast ausschließlich auf die Nachrichten angewiesen, die uns Gagern in seinen Aufzeichnungen aus seiner politischen Laufbahn gegeben hat. Die Hauptarbeit für jenen Zweck hatte Talleyrand seinem Bureauchef Labesnadière aufgetragen, der selbst wieder, der deutschen Verhältnisse wenig kundig, einen alten Staatsmann des Königthums, Pfeffel, der vor kurzem von der Emigrantenliste

gestrichen, zu Rathe zog. Durch ihn hat Gagern seine Nachrichten und auch einen Auszug aus einem der ersten Bundesentwürfe erhalten. Leider erfahren wir durch jene Aufzeichnung nicht, wann dieser wörtlich mitgetheilte Auszug in die Hände des deutschen Staatsmannes gekommen. Nach der Aufeinanderfolge in der Erzählung muß man annehmen, es sei vor der Berufung des nassauischen Hauses gewesen; allein die hervorragende Rolle, die letzterem bereits in dem Entwurfe angewiesen, und eine Notiz in dem Schreiben Napoleon's vom 31. Mai, die nicht günstig für Nassau ist, berechtigen zur Annahme des Gegentheiles. So haben wir denn also wohl erst in diesem Schreiben Napoleon's die erste Andeutung über den Rheinbundsplan. Dasselbe ist eine Erwiderung auf eine Eingabe Talleyrand's, über die sich leider nur auf diese indirecte Weise Einiges erfahren läßt. Hoffen wir, daß dieselbe in der ferneren Veröffentlichung der Papiere des Ministers, die ja in Aussicht gestellt, ihren Platz finden möge. Wahrscheinlich wird es sich hier nicht um einen festen Bundesentwurf, vielmehr um ein Memoire über die politischen Vortheile für Frankreich gehandelt haben.

Napoleon beginnt das Erwiderungsschreiben für seinen Minister mit der Versicherung, er habe le projet d'arrangement pour les affaires d'Allemand mit Aufmerksamkeit gelesen. Dann aber, nach dieser kurzen Phrase, geht er sofort auf die Beantwortung einzelner Punkte ein.

Wie es scheint, hatte Talleyrand vorgeschlagen, die meisten kleinen deutschen Staaten unter der Protection von Napoleon einen Bund schließen zu lassen, der dann wieder zu Preußen in ein vertragsmäßiges, näheres Verhältniß zu treten habe. Letzteres wird sich nur auf eine gegenseitige Garantieleistung für die derzeitigen Besitzungen, ganz besonders für Hannover, haben erstrecken sollen, und namentlich scheint von einer Institution, wie sie später als nordischer Bund beabsichtigt wurde, keine Rede gewesen zu sein. Aber selbst dieses Wenige gefiel Napoleon nicht. „Der einzige Einwurf gegen das Project," schrieb der Kaiser, „ist in Betreff Preußens. Alles scheint zu beweisen, daß ich von dieser Macht keine energische Mitwirkung zu erwarten habe, um England zum Frieden zu zwingen: der König von Schweden macht es zittern! Die äußerste Schwäche, welche seine Regierung charakterisirt, läßt mich nichts für die Schließung des Bundes hoffen." Napoleon sah sich also auf diese Weise, durch das Jahre lang erstrebte und nun erreichte Bündniß mit Preußen, dem Ziele nicht näher. Von seinem Standpunkt aus wird man daher die Richtigkeit des Schlusses anerkennen müssen, wenn er fortfährt: „Da dieses so ist, darf man weder neue Hindernisse darbieten, noch eine neue Schranke gegen den Frieden mit England aufrichten. Die Garantie von Hannover

würde eine solche neue Schranke sein." Napoleon entwickelt dann seine Gedanken über die etwaigen Entschädigungen, die Preußen demnächst für Hannover erhalten könne. Er will zum Theil aus diesem Grunde Hessen-Kassel nicht mit in den neuen Bund aufgenommen wissen.

„Ich denke also, daß man nur für Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Hohenzollern, Cleve und dem Erzkanzler Arrangements trifft," sagt der Kaiser, und meint damit offenbar nicht die Mitgliedschaft des neuen Bundes, — denn er spricht später noch von „verschiedenen kleinen Fürsten," — sondern die Gebietsvergrößerungen. Für Hessen-Kassel gedenkt er nichts zu thun, und auch dessen Zutritt zu dem neuen Bunde noch nicht zu genehmigen. „Für Hessen-Kassel darf nichts geschehen, und Alles, was man Hessen-Kassel bestimmt, muß man im Geheimen für Preußen bestimmen, um diesem einst als Entschädigung für Ansbach zu dienen." Napoleon traute dem Kurfürsten nicht. Vor etwa Jahresfrist war derselbe unvorsichtig genug gewesen, mehrere Persönlichkeiten ehrenvoll am Hofe aufzunehmen, von denen es bekannt war, daß sie gegen Napoleon's Herrschaft Pläne schmiedeten. Zwar hatte sich der Kurfürst beeilt, auf drohende Beschwerden die Ausweisung jener Männer zu versprechen, aber kaum hatte sich Napoleon am 12. August 1805 hiermit befriedigt erklärt, als die Nachricht eintraf, jene seien doch noch in Kassel. Sofort wurde der Gesandte Bignon abberufen und nun blieb längere Zeit der diplomatische Verkehr zwischen Kassel und Paris unterbrochen. Als dann am 29. Januar der Kurfürst um Gnade bat, wurde dieselbe ihm unter der Bedingung gewährt, daß all' jene mißliebigen Personen von ihm fern blieben. Aber erst am 20 März schrieb der Kaiser dem deutschen Fürsten einige Zeilen, und wies darin nachdrücklich auf die Ungehörigkeit des früheren Betragens hin. „So sehr die Versicherungen, welche Sie mir geben, die Grundlage Ihres Verhaltens sein werden, so sehr werden sie die Regeln des meinigen sein," lautete der Schluß des kalt gehaltenen Briefes. Seit der Zeit scheint Napoleon den Kurfürsten persönlich gehaßt zu haben. Schwer genug wog nun freilich bei dem gewaltigen Mann die Leidenschaft des Herzens. Aber doch würde sie hier wohl ebenso wenig wie bei anderen Gelegenheiten sein Handeln bestimmt haben, wenn nicht gewichtige politische Gründe ihm den Anschluß Kurhessens an seinen neuen Bund ebenfalls bedenklich gemacht hätten. Zunächst würde der Kurfürst gerade die Länder beansprucht haben, die Napoleon als eine Entschädigung für Preußen in's Auge gefaßt. Er bezeichnet hierzu die Besitzungen von Nassau, von Fulda, einiger Fürsten von Waldeck und selbst einiger Fürsten von Sachsen als „sehr geeignet," denn die Entschädigung solle nur für Ansbach und Cleve, also etwa ein Gebiet von 300,000 Seelen sein. Von der Gegend, in der für

Preußen diese Entschädigung anzuweisen, soll dann die Aufnahme des Kurfürsten abhängen. „Wenn es nicht möglich ist demselben, und zu gleicher Zeit Preußen Vergrößerung zu verschaffen, ist es besser bis zu einer anderen Zeit zu warten." Doch soll Talleyrand allerdings den Kurfürsten sondiren. Vor Allem will der Kaiser haben, daß dieser das nahe Verhältniß zu Preußen aufgebe. Das ist ihm doch überhaupt der Hauptgrund gegen eine Aufnahme des Kurfürsten. „Es scheint, daß Hessen-Kassel fortfährt Reichsmarschall von Preußen (maréchal de l'empire de Prusse) zu sein, und daß dieser schwache und unentschlossene Fürst aus diesem Joche nicht heraustreten will." Daher soll denn auch „die erste Frage diese sein: Entsagt er Reichsmarschall von Preußen zu sein?" Falls der Kurfürst hierauf eingehen würde, hat der Kaiser offenbar anders gegen denselben auftreten wollen, denn das Schreiben schließt mit den Worten: „Alles, was ich hier über Hessen-Kassel gesagt habe, geht von der Voraussetzung aus, daß dieser Fürst nicht geneigt ist, sich so weit bloßzustellen." Napoleon mochte daran denken, daß der Kurfürst selbst vor etwa anderthalb Jahren heimlich einen Bund zu erstreben suchte, wie er jetzt aufgerichtet werden sollte, und daneben ist leicht zu bemerken, daß der Kaiser in Betreff Kurhessens überhaupt noch keine feste Meinung hatte.

Auch über Sachsens Aufnahme entschied sich der Kaiser in diesem Aktenstücke nicht. „In der Folge wird man sehen, welches die Politik von Hessen und Sachsen sein wird." Seine Gedanken sind nicht weiter erörtert. Nach den Aufzeichnungen des sächsischen Gesandten in Paris, des Grafen Senfft, bestand aber damals eine gewisse Kälte zwischen dessen und dem kaiserlichen Hofe. Sachsen war in der tiefbewegten Zeit seit dem Frieden zu Basel mit Frankreich in wenig Berührung gekommen. Der Kurfürst hielt treu zu Preußen, folgte dessen Politik, hatte daher auch 1805 sein Heer gegen Frankreich mobil gemacht und es mit der preußischen Armee vereinigt. Als Sachsen später, nach dem Tode seines bisherigen Gesandten in Paris, im Frühling 1806 einen anderen senden mußte, wurde hierzu Graf Senfft erwählt, der versichert, es sei ganz bekannt gewesen, daß seine politischen Ansichten sehr stark von dem französischen System differirt hätten, während sein Vorgänger ein geborener Anhänger der kaiserlichen Regierung in Frankreich gewesen sei. Talleyrand empfing deshalb den Grafen Senfft sehr kalt, und es dauerte lange, bis er ihn häufiger sah. Wohl glaublich, daß diese Verhältnisse der Grund waren, weshalb Napoleon, wie Hessen, so auch Sachsen noch nicht in den Bund aufgenommen wissen wollte. Auch Sachsen mußte erst sondirt werden.

Der Kaiser war aber jetzt schon entschlossen die Sache abzumachen.

„Indessen werde ich den Theil von Deutschland geordnet haben, der mich interessirt; es wird keinen Reichstag mehr zu Regensburg geben, denn Regensburg wird zu Bayern gehören; es wird kein deutsches Reich mehr geben, und dabei werden wir es bewenden lassen." Ueber die Ausführung werden bereits Anordnungen getroffen, die denn später auch zum Theil befolgt sind. Eine Unterhandlung mit jedem der Minister im Besonderen soll vorausgehen, dann aber „eine Art von Congreß" folgen, aus denselben Ministern zusammengesetzt, nämlich aus denen von Bayern, Würtemberg, Baden, des Erzkanzlers, von Cleve, Hessen-Darmstadt und von den kleineren Fürsten.

Soweit dieses merkwürdige und äußerst interessante Actenstück. Ueber die eigentliche Organisation des Bundes muß in Talleyrand's Denkschrift entweder fast gar nicht gehandelt sein, oder Napoleon hat derselben, freilich wohl mit dem besten Rechte, wenig Werth beigelegt. Des Kaisers Bemerkungen werden darauf die Sache nicht wenig gefördert haben. Jetzt konnten denn endlich im Monat Juni die Pläne in jeder Beziehung zur vollkommenen Reife gelangen; im Juni wurde das Schicksal Deutschlands entschieden.

Die mit französischer Hülfe von ihren Mitständen bedrohten kleinen deutschen Fürsten und Städte ließen schon seit lange, wie von Regensburg geschrieben wurde, mit dem größten Kostenaufwande durch ihre Abgesandten zu Paris negociiren. Leider haben wir über die für alle Theile wenig ehrenhaften Mittel, welche dabei angewendet wurden, nur geringe, lichtscheue Nachrichten, die von Häusser zusammengestellt sind. Die kleinen Fürsten fühlten wohl sämmtlich, daß es mit ihrer Selbstherrlichkeit bald ein Ende nehmen werde. Sie sollen, nach Gagern, früher, in der Hoffnung durch französischen Schutz ihr Dasein noch zu fristen, zuerst die Idee des neuen Bundes und auch den Namen desselben angeregt haben. Jetzt fielen sie nun als ein Opfer ihrer eigenen Pläne. Vergeblich war es für die meisten, sich durch Besuche, Unterwürfigkeit und Geldspenden an hochgestellte Männer des Kaisers Gunst zu erwerben, denn es gelang doch nur einigen wenigen ihre politische Existenz dadurch zu retten. Alle aber schürten, wie Graf Senfft sagt, nur die Verachtung der Franzosen gegen die Deutschen, die später mit so vielem Blute habe abgewaschen werden müssen.

Dalberg's Einfluß scheint für die Erhaltung einzelner Fürsten von Bedeutung gewesen zu sein. Sein Gesandter in Paris vertrat das Interesse mehrerer bedrohten Fürsten, und der Graf von der Leyen hatte sicher nur dem Umstande, daß er ein Schwestersohn des Kurerzkanzlers war, die Aufnahme in den Bund zu verdanken. Für andere Fürsten,

z. B. die Hohenzollern, Salm und Liechtenstein, sprach die persönliche Gunst Napoleon's. Der Fürst von Isenburg hatte als Anführer eines Freicorps sich Ansprüche auf Frankreichs Dank erworben. Für den Herzog von Arenberg kam gerade damals eine Verschwägerung mit der Familie des Kaisers in Vorschlag, was ihn wohl von der drohenden Unterdrückung befreite. Vielleicht ist die Gunst, welche all' diesen Häusern aus verschiedenen Gründen zugewandt wurde, und der Organisationsplan, wonach zwei fürstliche Collegien bestehen sollten, entscheidend für die Erhaltung des nassauischen Hauses gewesen. Wenn jene erhalten werden sollten, so konnte für Nassau wohl ein Gleiches erbeten werden. Da hat es denn auch der Gesandte Gagern nicht an Thätigkeit fehlen lassen und so in der That Nassau vom Untergange gerettet. Graf Senfft erzählt, Gagern sei in alle Intriguen, die dem Abschluß des Rheinbundes vorangegangen, verwickelt gewesen, und habe sich durch seine persönliche Gewandtheit Vertrauen bei Talleyrand erworben, dessen Geldgeschäfte mit den deutschen Fürsten durch ihn vermittelt seien. Gagern selbst, der deutschthümelnde Phantast, schreibt hiervon begreiflicher Weise nichts, allein es wird dadurch seine Nachricht erklärlich, daß Talleyrand dem Kaiser stets vorgestellt, „das nassauische Haus hänge mit Allem, was in Europa groß sei, eng zusammen, und das neue Europa müsse man auf den Trümmern des alten wieder aufbauen." Während nun Napoleon in dem Schreiben vom 31. Mai noch von Mediatisirung Nassaus sprach, gelang es auf solche Weise demselben sogar einen hervorragenden Platz in der neuen Organisation zu erwerben. Es sollte das Präsidium in dem Fürstencollegium erhalten. Das Schicksal einzelner Fürstenhäuser, z. B. Liechtenstein und Wied, mag wohl bis zuletzt zweifelhaft gewesen sein.

Auch über die Gebietsveränderungen wird der Monat Juni die Entscheidung gebracht haben. Das Fürstenthum des Kurerzkanzlers verursachte wahrscheinlich am meisten Schwierigkeit. Wie es gekommen, daß Dalberg jetzt doch noch Regensburg für sich zu erhalten wußte, während Napoleon dasselbe schon am 31. Mai Bayern zugesprochen, ist nicht zu sagen. Später sollte Dalberg sogar Wetzlar entzogen werden, und schwerlich möchte es ein Irrthum sein, daß nur der letzte, rasche Abschluß ihm den Besitz der Stadt ließ. Die französische Regierung wollte dieses gefügige Werkzeug offenbar nicht zu sehr vor den Kopf stoßen und deshalb jene Stadt nur durch Unterhandlungen ihm abgewinnen. „Wetzlar muß vor dem Ablauf von vier Tagen noch einmal expressis verbis, instanter, instantius und instantissime begehrt werden, damit man es dem Erzkanzler abstipuliren möge," heißt es etwas dunkel in dem Pfeffel'schen Schriftstück. Die Streitigkeiten zwischen den drei süddeutschen

Fürsten über Grenzregulirungen werden gleichfalls in dieser Zeit beendigt sein.

Wie schwankend die Bestimmungen über den Rheinbund noch längere Zeit waren, zeigt uns jenes Schriftstück, das Gagern von dem vertrauten Pfeffel erhielt und später abdrucken ließ. Dasselbe muß etwa in der zweiten Hälfte des Juni verfaßt sein. Es ist ein Auszug aus einem ersten Entwurfe der Conföderationsacte, der uns einen Blick in die Entstehungsgeschichte derselben werfen läßt. Der Bund ist hier noch sehr weit gefaßt. Die Könige von Neapel, Italien und Holland sollen dazu gehören. Ueber die Aufnahme der deutschen Staaten war bereits entschieden, nur Kurhessen noch zweifelhaft. Die Lossagung vom deutschen Reiche, die Bestimmung der Hoheitsrechte, die Stellung der Mediatisirten, der Sitz des Bundes in Frankfurt, die Theilung in zwei Collegien mit dem Präsidium des Kurerzkanzlers und Nassaus, das und anderes ist schon mit geringer Abweichung von der späteren Bundesacte in dem Entwurfe angegeben. Nur eine Notiz ist dazwischen, welche bezweifeln läßt, ob Pfeffel in allen Stücken gut unterrichtet war. Das Bundescontingent wird auf 200,000 Franzosen, 80,000 Italiener und Holländer, und 120,000 Deutsche angegeben, wo doch die letztere Zahl offenbar um etwa die Hälfte zu hoch ist. Aehnliche Bedenken muß der Satz: „Bayern, Würtemberg, Baden, Darmstadt, Berg sind Könige," in Beziehung auf die drei letzteren erregen, wohingegen, wie oben schon angedeutet, der Zusatz „und eventualiter Kassel" völlig dem Stand der Unterhandlungen zu der angegebenen Zeit entspricht.

Mit dem Kurfürsten konnte keine Einigung erzielt werden. In preußischen Depeschen wird ohne Zweifel richtig erzählt, Napoleon habe versucht dem Kurfürsten von Hessen seine bisherigen Verhältnisse, ja selbst seine preußische Militärwürde zu verleiden, und ihm ferner, unter der Bedingung einer Allianz mit Frankreich, die Erlangung von allerlei Vortheilen und Vergrößerungen für die Zukunft vorzuspiegeln. Wenn die preußischen Staatsmänner dann aber keine Gelegenheit vorüber gehen ließen, um sich überschwenglich rühmend über den Patriotismus des hohen Herrn auszusprechen, so ist nur zu deutlich, wie überraschend ihnen selbst die Haltung desselben gewesen. Der Grund hierzu lag nun aber wahrlich nicht in der patriotischen Gesinnung, sondern nur in des Kurfürsten unersättlicher Ländergier. Gerade seiner Einigung mit Frankreich boten sich ja ganz besondere und große Schwierigkeiten entgegen. Ihm kam es hauptsächlich auf den Erwerb neuer Länder an, während Napoleon hier im Norden vor Allem darauf bedacht war, eine Entschädigungsmasse für Preußen, falls es Hannover herausgeben müsse, bereit zu halten. Nach sei-

ner Politik mußten diese beiden Angelegenheiten Hand in Hand erledigt werden. Es läßt sich daher nicht sagen, wie weit das Gerücht begründet war, das am Reichstage umlief, wonach der Kaiser dem Kurfürsten, dem Fürsten von Oranien-Fulda und dem Kurfürsten von Würzburg die sächsischen Fürstenthümer angeboten hat. Die Einigung mit dem Kurfürsten von Hessen soll aber schließlich, nach französischen Quellen, hauptsächlich daran gescheitert sein, daß er von Frankreich das Land seiner Lehnsvettern, Hessen-Darmstadt, verlangte, worein Napoleon, der jetzt mit dem Landgrafen wieder völlig ausgesöhnt, nicht habe willigen wollen. Es liegt kein Grund vor, diese Nachricht zu bezweifeln, denn wie wenig ehrenhaft und aufrichtig sich der würdige Potentat in dieser ganzen Sache benahm, zeigt auch, daß er Preußen, so weit es ihm nützlich erschien, von den „Versuchungen," die er durch Frankreich zu erleiden habe, stets in Kenntniß setzte, und schließlich dann erst, wie er mit Frankreich nicht Handels einig hatte werden können, in großer Hast noch einen Versuch mit Preußen machte. Auch hier blieb er denn freilich abermals auf halbem Wege stehen, und trug durch die starr festgehaltene Forderung von Landerwerb am meisten dazu bei, das Project des nordischen Bundes scheitern zu lassen. Ihm wurde später durch die Vertreibung aus seinem Lande nur sein wohlverdienter Lohn.

Während so der Abschluß des Rheinbundes von Tage zu Tage mehr heranreifte, steigerten sich auch stets die Gerüchte, welche darüber, namentlich in den Zeitungen, verbreitet wurden. Bei den wenig festen Plänen, welche Frankreich in dieser Beziehung lange verfolgte, ist es leicht erklärlich, daß sich jene oft und stark widersprachen. Noch wenig Tage vor dem Bekanntwerden der definitiven Bundesacte wurde sogar die ganze Sache in Zweifel gezogen. Uebrigens empfingen die deutschen Zeitungen ihre Nachrichten meistentheils über Regensburg, wo denn wieder der kurerzkanzlerische Gesandte am besten unterrichtet zu sein pflegte, oder doch mindestens am meisten ausplauderte. Hier, am deutschen Reichstage, wurde der bevorstehenden Veränderung mit großer Spannung entgegengesehen und in der vorliegenden Reichstagscorrespondenz gewissenhaft von allen Nachrichten darüber Kunde gegeben. Man wundert sich da wohl, wenn Anfang April, „in einem Augenblick, wo die Mediatisirung der Hansestädte höchst wahrscheinlich ist," ein lübecker Senator eintrifft, um das Directorium des städtischen Collegii zu übernehmen. Am 24. April kann berichtet werden, die kleinen deutschen Fürsten hätten etwas mehr Aussicht auf Erhaltung, wobei es denn freilich wenig tröstlich sein mußte, daß es gleichzeitig hieß: „die Formen des neuen Staatenbundes seien noch nicht gebildet, und könnten auch erst in einigen Monaten consolidirt sein." Man denkt hier, daß

der Bund nach „dem System Karl des Großen, welcher nächst Deutschland auch Frankreich und Italien beherrschte, nur große Herzogthümer unter einem römischen Kaiser anerkennen wird." Es sind das ähnliche Gedanken, wie Dalberg wenig Tage früher in jenem Schreiben vom 19. April äußerte, in dem er Napoleon zur Regeneration der deutschen Reichsverfassung aufforderte, weil die bisherige nur leere Worte ohne Sinn enthalte, während dem deutschen Kaiser die Zügel entschlüpft seien, da er die Wahlcapitulation verletzt habe. Am 22. Mai wurde die französische Erklärung stündlich erwartet, und von Talleyrand die Aeußerung erzählt, bis gegen Ende des Monats würde das Schicksal des deutschen Reiches bestimmt entschieden sein. Freilich ging dann dieser Zeitpunkt vorüber, ohne die erwartete Entscheidung zu bringen. Aber beständige Gerüchte ließen die Nähe desselben erwarten. Auch die hier, wie in vielen Theilen Deutschlands, so unwillig aufgenommene Ernennung des Cardinals Fesch zum Coadjutor des Kurerzkanzlers wurde damit in Verbindung gesetzt. Seit dem 14. Juli wurde davon gesprochen, der kurerzkanzlerische Gesandte von Baricourt habe eine fertige Abschrift des Entwurfes mitgebracht. Doch waren die Nachrichten noch am 21. Juli „dunkel, verworren und widersprechend," wenn auch schon feststand, daß die Sache bald eröffnet, und damit der Reichstag, „der ohnehin beinahe schon aufgelöst, von Grund aus vernichtet werden würde." Zu den vielen falschen Gerüchten, die hier wie in den Zeitungen verbreitet waren, gehörte auch, daß die ganze Angelegenheit von Maret und nicht von Talleyrand bearbeitet sei, was allen sichern Nachrichten widerspricht. Dem langen Harren wurde endlich auch in Regensburg ein Ende gemacht, als am 24. Juli ein Courier aus Paris mit der Nachricht eintraf, am 17. Juli habe die Unterzeichnung der Acte stattgefunden. Doch wurde die letztere selbst ihrem Wortlaute nach erst durch die officielle Ankündigung vom 1. August bekannt.

Falls Preußen, was freilich gar nicht anzunehmen, durch seinen Gesandten Luccheſini in Paris, der jedenfalls schon sehr früh durch Gagern genaue Nachrichten erhielt, nicht fortlaufend über den Stand der Verhandlungen, mindestens andeutungsweise unterrichtet war, muß ihm von Regensburg, von wo auch der churſächsische Hof seine Nachrichten bezog, oder auch durch den Kurfürsten von Hessen, über die Nähe des Abschlusses Kunde geworden sein. Allein trotzdem verharrten die preußischen Staatsmänner bis zuletzt in einer selbst für sie räthselhaften und wunderbaren Unthätigkeit. Für Napoleon aber kam indessen endlich der Zeitpunkt offen mit der fertigen Sache hervorzutreten.

Am Reichstage zu Regensburg wollte man wissen, am 5. Juli sei die Rheinbundsacte dem Kaiser zur Unterzeichnung fertig vorgelegt wor-

den. Anderes spricht für die Richtigkeit dieses Zeitpunktes. In einer Note, die Napoleon Anfang Juli für den Minister des Auswärtigen dictirte, und in der er sich über die gleichzeitigen Unterhandlungen mit Rußland, England, Preußen und Oesterreich aussprach, findet sich im Eingange und auch in einer späteren Ueberschrift ein Hinweis auf diese deutschen Angelegenheiten, so daß offenbar die Absicht vorlag, dieselben hier zu erörtern. Daß dieses trotzdem nicht geschehen, darf mit Recht auffallen. Es entspricht aber ganz der damaligen Sachlage, und kann sich nur auf das Rheinbundsproject beziehen, wenn es in dem betreffenden Absatze heißt: „Diese Verhandlungen sind überdies von einer solchen Natur, daß man in einer Nacht, und wenn es am wenigsten erwartet wird, unterzeichnen kann." Auch konnte Lord Yarmouth von Paris aus am 2. Juli über das Project nach London berichten und zugleich diejenigen Bestimmungen der Bundesacte im Auszuge mittheilen, welche sich auf den künftigen Fürstprimas Dalberg bezogen. Am Reichstage zu Regensburg wurde erzählt, des Letzteren Gesandter habe am 9. Juli eine fertige Abschrift der Bundesurkunde mitgebracht; allein wenn der kurerzkanzlerische Gesandte noch bis Mitte des Monats sich in tiefes Schweigen hüllte und einiges mehr errathen als wissen ließ, so hat das doch wohl darin seinen Grund gehabt, daß auch er nur die Bestimmungen kannte, die seinen Herrn betrafen.

Ueberhaupt wird in diplomatischen Depeschen versichert, vor der Unterzeichnung habe jeder Gesandte nur die Artikel zu lesen bekommen, die sich direct auf seinen Hof bezogen. Ein solches Verfahren ist, namentlich in Anbetracht der Mittheilung des Lord Yarmouth, sehr glaublich. Selbst Gagern erfuhr erst sehr spät durch seinen Gönner Talleyrand, der nicht wissen konnte, daß er selbst überlistet sei, Näheres über den Bund. Der nassauische Minister erzählt uns, Talleyrand habe ihn auf einer Soirée in der Nacht vom 6. zum 7. Juli, anstatt sich an den Whisttisch zu setzen, in sein innerstes Cabinet geführt, und hier, nachdem sich beide gesetzt, die ganze Rheinbundsacte vorgelesen. Auf die Frage: „Was denken Sie darüber?" wußte Gagern mit wohlberechneter Rede zu antworten, in der er nur zu beklagen hatte, daß das Haus Nassau-Oranien, wenn auch zum Vortheil der anderen Linien, durch die neue Ordnung Verlust erleiden würde. Nur mit dem bayrischen und dem kurerzkanzlerischen Gesandten soll, nach jenem Gewährsmann, eine ähnliche Besprechung stattgefunden haben. Die Ausfertigung der Note wurde jedoch abermals verschoben, obwohl vielleicht schon der betreffende Tag bestimmt und in dem Schriftstück selbst angegeben war.

Der Grund der Verzögerung lag in den gleichzeitigen Verhandlun-

gen mit Rußland und England. Nachdem bereits seit längerer Zeit der Lord Yarmouth als englischer Unterhändler in Paris wirkte, traf nun daselbst auch der russische Staatsrath von Oubril ein, um für seinen Kaiser in Friedensunterhandlungen mit Frankreich zu treten. Rußland war bereit unter Umständen auch ohne England den Frieden zu schließen, weshalb eine gesonderte Unterhandlung, die von Frankreich gefordert wurde, von vorn herein geboten schien. Französischerseits wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, um den russischen Gesandten glauben zu machen, jetzt oder nie sei Zeitpunkt vorhanden den allgemeinen Frieden zu schließen, und er allein der habe darüber zu entscheiden. Er erfuhr, daß Napoleon bereit sei an England Hannover zurückzugeben, den König beider Sicilien mit den drei Hansestädten, auch Dalmatien, Albanien und Ragusa zu entschädigen, die Integrität von Schweden, Spanien und Portugal zu garantiren. Namentlich die Restitution Hannovers reizte Oubril zum Abschluß: wenn die jetzt geschehe, würde sie ein dauerndes Zerwürfniß zwischen Preußen und Frankreich herbeiführen, sonst aber würden beide Mächte immerdar vereint dem widerstreben. Aber noch eine andere Sache war es, die auf den russischen Diplomaten den stärksten Eindruck machte. Es wurde ihm nicht allein von Lord Yarmouth sofort nach seiner am 8. Juli erfolgten Ankunft mitgetheilt, Napoleon wolle die deutsche Kaiserwürde vernichten, sondern er konnte auch schon am folgenden Tage, am 9. Juli, dem russischen Gesandten Strogonoff in London eine genauere Notiz über den Rheinbund, in der der Tag von dessen beabsichtigter Aufrichtung bereits angegeben, brieflich mittheilen und dabei die feste Erwartung aussprechen, daß diese Sache aufgegeben werden würde, wenn er rasch den Frieden zwischen Rußland und Frankreich abschlösse.

Oubril war von den französischen Diplomaten förmlich dupirt worden. Man behandelte ihn, schrieb der russische Gesandte aus London, wie einen Gefangenen, dem man nicht erlaubt sich die für seine Ruhe und Nahrung nothwendige Zeit zu nehmen. Ganz verwirrt scheint Oubril nicht eingesehen zu haben, wie es doch Strogonoff gleich auffiel, daß der für Einführung der neuen Ordnung in Deutschland festgesetzte Termin schon so nahe bevorstand, daß „keine physische Möglichkeit vorhanden, vorher Antwort auf die angeregten Fragen zu erhalten." Mit Recht schrieb am 16. Juli Strogonoff, daß dieser Umstand dem Versprechen der Nichtausführung einen vollkommen eitlen Anschein gäbe. Napoleon hat hier mit dem besten Erfolge die Drohung auf Veränderungen in Deutschland als Mittel für seine diplomatischen Verhandlungen benutzt. Nicht mit Unrecht wird man sich in Regensburg erzählt haben, aus diesem Grunde sei die Ausfertigung der Acte noch verschoben. Auch die Feststellung des Ter-

mins für die Unterzeichnung war wohl nur ein Mittel diplomatischer Pression. Und wirklich machte Napoleon selbst die Erfüllung seines Versprechens, dies Rheinbundsproject zu verwerfen, falls Rußland in den Frieden willige, schon in den nächsten Tagen zu nichte.

Von dem österreichischen Kriege her stand noch immer eine sehr beträchtliche französische Armee unter dem Oberbefehl von Berthier im südlichen und westlichen Deutschland. Erst verzögerte hauptsächlich das Verhältniß zu Preußen, dann die neue Spannung mit Oesterreich wegen Cattaro, das von diesem, anstatt den Franzosen, den Russen übergeben war, die Rückkehr der Armee. Napoleon wünschte letztere zeitweise wirklich und aufrichtig, wurde nur durch jene noch ungelösten politischen Fragen an deren Vollziehung gehindert, wie nach den Briefen nicht zweifelhaft sein kann. Plötzlich kam ein neuer Grund dazu, die Rückkehr zu verschieben. Am 10. und 11. Juli erließ Napoleon unvermuthet gemessenen Befehl an Berthier, schnell alle Mängel der Armee zu ersetzen, für Pferde, Fourage, Munition zu sorgen, die Truppen zweckmäßig zu gliedern, die Armeecorps zusammenzuziehen und Alles bereit zu halten „Alles zu unternehmen." Die nöthigen Gelder wurden angewiesen. Der Kaiser rechnet, daß er mit 232,000 Mann auf Wien marschiren kann und fordert Bericht, ob er sich täusche. Bei den Truppenbewegungen soll aber möglichst wenig Geräusch gemacht werden. Soult hat die Vorhut zu führen und jetzt rasch Brücken und Wege ausbessern zu lassen. Alle Einrichtungen sind so zu treffen, daß der Kaiser schon am 15. August in Linz sein kann.

Am 12. Juli erhielten der Kriegsminister Dejean für Frankreich und der Prinz Eugen für Italien die entsprechenden Befehle zur Instandsetzung und Marschbereitschaft der ganzen Armee. Es wurden die Zurüstungen zu einer furchtbaren Katastrophe gemacht. Napoleon war auf Alles gefaßt, falls sein Wille auf Widerspruch stoßen sollte.

Diese Zurüstungen dienten dem Kaiser nach mehreren Seiten bei der Erreichung seiner Zwecke. Am 9. Juli hoffte Dubril noch durch raschen Abschluß den beabsichtigten Umsturz des deutschen Reiches abwenden zu können. Vielleicht schwand diese Hoffnung auch nicht, als Talleyrand ihm am folgenden Tage Präliminarien zu einem Vertrage zwischen Frankreich und Rußland vorlegte und dabei, als Dubril verlangte, an der Verhandlung solle auch England theilnehmen, mit einer entschiedenen Weigerung und der Drohung antwortete, jetzt werde nur ein weniger guter Frieden zu erlangen sein. Aber noch an demselben und an den folgenden Tagen wurden jene Befehle zur Mobilmachung ertheilt, am 12. Juli der Rheinbund abgeschlossen, und gleichzeitig Talleyrand vom Kaiser beauftragt im Moniteur Rußlands Pläne auf die Türkei zu enthüllen. „Meine Lage ist

schön und brillant," konnte der Kaiser an diesem Tage dem Bruder nach Neapel, den er aus dem Staube erhoben, im Tone des gebietenden Herrschers melden.

Die Vollziehung der Rheinbundsacte unterstützte Napoleon's Politik jetzt nach mehreren Seiten hin. Zunächst wurde Dubril dadurch eingeschüchtert. Talleyrand's Drohung, nun werde nur ein minder günstiger Frieden zu erhalten sein, folgte die That auf dem Fuße. Was ohne Zweifel nur kluge Berechnung war, mußte dem russischen Gesandten als ein sibyllinisches Verfahren erscheinen, dessen Fortgang noch größere Opfer erheischen werde. Und während Napoleon auf diese Weise Dubril einschüchterte und noch mehr zum Friedensschluß geneigt machte, sicherte er zugleich die Durchführung seines Planes, zu dem die Besetzung des südlichen Deutschlands durch seine Truppen erforderlich war. Als Concession gegen Rußland konnte dann dreist in dem Vertrage aufgenommen werden: die französischen Truppen sollen Deutschland räumen. Bis zur Ratification mußte das Bundesproject längst ausgeführt, mußte Frankreich im Kriege mit Oesterreich, oder der Rheinbund von diesem anerkannt sein. Aber doch brach Napoleon's diplomatische Geschicklichkeit die Brücke noch nicht ab. Allerdings wurde, wie auch Graf Senfft bestätigt, am 12. Juli das Schicksal der kleinen deutschen Fürsten entschieden; allein die förmliche Ausfertigung der Acte wird an diesem Tage noch nicht stattgefunden haben. Es ist möglich, daß nicht alle Bevollmächtigten an jenem Tage unterzeichneten, während andererseits die Eile, mit der dieses geschehen, auch auf das Gegentheil schließen läßt. Von verschiedenen Seiten, namentlich in englischen Depeschen wird erzählt, daß die Unterzeichnung des Nachts stattgefunden habe und daß dabei den einzelnen „Fürsten und Ministern" kaum erlaubt sei, den Text zu lesen. Beides kann sich nur auf den 12., nicht auf den 17. Juli beziehen. Daher wird doch auch an jenem Tage die Unterschrift der Gesandten erfolgt sein. Nach der Reichstagscorrespondenz sind von Letzteren nur der badische und der hessendarmstädtische Minister für den Act bevollmächtigt gewesen. Für Arenberg und von der Leyen, der selbst in Paris anwesend war, unterzeichnete ein Beamter des Talleyrand'schen Ministeriums; für den Fürsten von Liechtenstein, der erst später seine Aufnahme erfuhr, wurde überhaupt eine Unterzeichnung nicht für nothwendig erachtet. Aber selbst jetzt, nachdem ihr Name schon unter der Urkunde stand, erhielten die Gesandten noch keine Abschrift derselben. Lucchesini erzählt, und es ist ihm wohl zu glauben, die authentische Ausfertigung sei auch jetzt noch, zu neuer großer Angst der betheiligten Fürsten, abermals verschoben, was vielleicht heißen soll, daß Talleyrand jetzt für Frankreich noch nicht unterzeichnet hat. Der

Grund zu diesem auffallenden Verhalten lag sicher einestheils darin, daß Napoleon, wie gesagt, doch noch die Sache in der Gewalt haben wollte, anderntheils aber auch darin, daß er vor der officiellen Vollziehung für Berthier Zeit zu gewinnen trachtete, damit er sofort, bei etwaigem Widerspruch Oesterreichs, mit gewaffneter Hand die Anerkennung des Rheinbundes durchzusetzen vermöchte.

Nach den bisherigen politischen Zuständen mußte die Errichtung des Rheinbundes hauptsächlich als ein Schlag gegen Oesterreich erscheinen. Gar Manchem mochte es daher wohl unerklärlich vorkommen, weshalb diese Macht zu den beabsichtigten Plänen schwieg, von denen doch sogar die Zeitungen seit lange sprachen. Am Reichstage dachte man, wie vom 26. Juni geschrieben wird, bei den Verhandlungen in Presburg habe der Kaiserstaat gleich im Voraus „die Veränderungen genehmigt, welche der Kaiser Napoleon im deutschen Reiche einzuführen für gut fände." Am 14. Juli ist man dort aber zweifelhaft geworden, und fürchtete, einen neuen Krieg zwischen Oesterreich und Napoleon, wie ihn dieser „mehr zu wünschen, als zu vermeiden wollen schien." Diese Ansicht befestigt sich noch, so daß am 24. Juli schon geglaubt wird, Oesterreich werde sich mit Preußen, Kurhessen und Kursachsen der neuen Ordnung entgegensetzen, ein Krieg also sehr wahrscheinlich sein. Berthier's Maaßregeln unterstützten diese Annahme: drei Tage vorher hatte er den Landleuten bedeuten lassen, sich mit Einbringung der Früchte zu beeilen. Doch wurde dabei die äußerste Schwäche des alten Kaiserreiches übersehen, die ihm gebot die Waffen in der Scheide zu halten.

Drohend genug war freilich Napoleon's Haltung gegen Oesterreich. Er forderte unbedingte Anerkennung des Rheinbundes und Räumung von Cattaro. Oesterreich habe Schuld, daß dieses von den Russen besetzt sei. Dubril wurde von Allem in Kenntniß gesetzt, ihm mit lebhaften Farben die Gefahren geschildert, in denen Oesterreich schwebe, wenn er die Räumung Cattaros nicht möglich mache. Rußlands Widerstand bei der Unterhandlung, so hieß es, lasse dem Kaiser die Schwäche des presburger Friedens bereuen. Man sprach von der Trennung Böhmens und Ungarns von Oesterreich. Und stolz wurde dabei jetzt auf die stattgehabte Bildung des Rheinbundes hingewiesen, was Dubril, wie es schien, durch einen früheren Vertrag hätte vermeiden können. So glaubte der russische Gesandte nur wählen zu können, zwischen Krieg Frankreichs gegen das befreundete Oesterreich, oder einer baldigen Räumung Deutschlands von den französischen Truppen, wogegen Rußland dann Cattaro herauszugeben und Josef als König beider Sicilien anzuerkennen habe. Dubril entschied sich für das Letztere: „um Oesterreich zu retten," wie er an

Strogonoff schrieb. Ihm ist es offenbar entgangen, daß sich das Gewitter über Oesterreich nicht Cattaros wegen, sondern nur dann entladen sollte, wenn es den Rheinbund nicht anerkennen wollte.

Und doch ist es nicht zu bezweifeln, daß dem so war. Als Cattaro nicht von den Russen übergeben wurde, blieb Oesterreich mit Krieg verschont. Berthier aber erhielt durch ein Schreiben vom 16. Juli endlich Aufklärung über die kriegerischen Maaßregeln, die ihm vorgeschrieben, „ohne ihm die Ursache derselben zu sagen." Jetzt theilte der Kaiser ihm die Rheinbundsacte mit, die er ganz geheim zu halten habe, und sprach dabei den Willen aus, dieselbe vor dem Rückmarsch der Armee über den Rhein sanctioniren zu lassen. „Von anderer Seite ist mir auch Cattaro noch nicht übergeben," findet sich in dem Briefe zwar gleichfalls bemerkt, doch bezieht sich schon der folgende Satz wieder hauptsächlich auf den Rheinbund: „Falls der Kaiser von Deutschland (!) die geringste Schwierigkeit macht, diese Maaßregeln anzuerkennen, ist es meine Absicht, meine ganze Armee zwischen den Inn und Linz zu schieben." Nur mit Otto, dem französischen Gesandten in München, soll der Marschall hierüber sprechen.

Als Napoleon diese Weisung an Berthier sandte, war die officielle Ausfertigung der Rheinbundsacte noch immer nicht vollzogen. Wie groß mag die Angst der kleinen Fürsten gewesen sein, welche natürlich über den Zusammenhang der Sache mit den russischen Unterhandlungen nichts erfuhren! Endlich kam der Tag, wo ein Abschluß gerathen schien. Dubril ließ sich auf Unterhandlungen ein, die bald zu einem Vertrage führten. Jetzt kam es Napoleon darauf an, die Aufrichtung des Rheinbundes vorher zu vollziehen. Er schien dann gar nicht mehr in der Lage zu sein, die früher Dubril angetragene Concession zu machen. Dazu kam die Räumung Deutschlands, auf die Dubril den größten Werth legte, während Napoleon vorher jedenfalls sein Rheinbundsproject ausführen mußte. „Hierdurch werde ich keinen Widerspruch in Beziehung auf diesen Punkt haben," schrieb er an Berthier, und auch Soult erfuhr an demselben 16. Juli, die Arrangements in Deutschland verhinderten zur Zeit, doch wohl nur für wenige Tage, die Rückkehr der Armee. Am 17. Juli ging dann endlich die Rheinbundsacte in authentischer Form aus den Händen Talleyrand's hervor, wobei jedoch der 12. Juli, was schon aus Rücksicht auf Dubril geschehen mußte, als Datum der Ausfertigung beibehalten wurde. Ob an diesem Tage vielleicht noch einzelne Unterzeichnungen stattgefunden, ist zweifelhaft, doch wohl glaublich. Jetzt werden die Gesandten auch Abschriften der Urkunde erhalten haben. Graf Senfft erhielt noch selbigen Tages durch den Grafen P. (Pappenheim?) die erste Copie der

Rheinbundsacte, welche er Luccheſini mittheilte. Am Reichstag und in den Zeitungen galt längere Zeit dieſer 17. Juli als Stiftungstag des Rheinbundes, doch läßt ſich mit demſelben Rechte der 12. dafür annehmen.

Vielleicht mehr zur Unzeit als je, entſchloß ſich jetzt der abgehetzte Dubril den Vertrag auf den vorgeſchlagenen Grundlagen zu ſchließen. Laut und wiederholt bekannte er ſelbſt, ſeine Vollmachten überſchritten zu haben. Deutſchland ſollte, nach dem Vertrage vom 20. Juli, ſofort von den franzöſiſchen Truppen geräumt werden, wenn Cattaro von den Ruſſen verlaſſen ſei. Daneben wurde feſtgeſetzt, daß beide Mächte emſig ſtreben würden, dem Kriege zwiſchen Preußen und Schweden ein Ende zu machen. Dubril reiſte dann nach vollbrachtem Werke, wie einſt in ähnlicher Lage Haugwitz, mit der größten Eile nach Petersburg, um hier perſönlich Rede und Antwort zu ſtehen.

In Deutſchland vollzog ſich jetzt raſch die neue Ordnung der Dinge. Am 17. wurde die Acte von Paris verſandt. Sie war faſt allen Höfen unbekannt; trotzdem blieben ihnen kaum 24 Stunden Zeit zur Ueberlegung. Am 25. ſollten ſchon bei Berthier in München die Ratificationen ausgewechſelt werden. Alles ſollte durch die Hände des Marſchalls gehen, der nur, wie Napoleon beſtimmte, bei dem Geſandten Otto Unterſtützung finden konnte, da ſonſt die wenigen Tage bis zur Mittheilung am Reichstage kaum ausgereicht hätten, um die Geſchäfte vorzunehmen.

Am 1. Auguſt 1806 war dann der denkwürdige Tag, an dem die letzten Trümmer des ehemaligen deutſchen Reiches, lebensmüde und leiblos, aus einander fielen. Am Abend dieſes Tages ließ Napoleon durch ſeinen Geſandten Bacher in Regensburg verkünden, er erkenne kein deutſches Reich mehr an, und gleichzeitig ſagten ſich vier Kurfürſten und zwölf Fürſten vom Reiche los, „um dadurch den inneren und äußeren Frieden Süddeutſchlands zu ſichern, für welchen, wie die Erfahrung ſchon lange und auch neuerdings gezeigt, die deutſche Reichsverfaſſung keinerlei Bürgſchaft mehr biete.“ So in der gemeinſamen Erklärung, die von dem badiſchen Geſandten in Paris entworfen iſt. Auch die Acte ſelbſt wurde jetzt vorgelegt, ſie, von der die Reichstagscorreſpondenz ſagt, ſie ſei „für ganz Deutſchland wichtig und folgenvoll, ſo wie jedem Band deſſelben mehr oder minder intereſſirend.“ Wurde doch durch dieſe Acte die politiſche Selbſtändigkeit der Städte Frankfurt und Nürnberg, der Reichsritterſchaft und einer langen Reihe von Grafen und Herren vernichtet. Ein Gebiet von mehr als 550 Quadratmeilen mit etwa 1,200,000 Seelen kam dadurch zwiſchen den verbundenen Fürſten, nach den Befehlen ihres Protectors, zur Vertheilung. Der franzöſiſche Kaiſer herrſchte jetzt über

2400 Quadratmeilen deutschen Landes in aller völkerrechtlichen Form. Ihm mußten für Kriege 63,000 Mann gestellt werden, denen er 200,000 hinzufügen wollte. Die Collegien der Könige und der Fürsten aber, durch die eine weitere Entwickelung des Bundes angebahnt werden sollte, kamen niemals zu Stande. Anstatt dessen beschenkte Napoleon seine fürstlichen Unterthanen mit dem Rechte der Souveränetät, wonach für Willkür und Gehorsam alle Schranken beseitigt wurden, und erlaubte ihnen sich durch Besitzungen solcher zu bereichern, deren Recht doch ebenso gut wie das ihrige war. Berthier wurde, wie sich aus einem spätern Schreiben ergiebt, für das südliche und westliche Deutschland mit der Einsetzung der Fürsten in ihre neuen Besitzungen beauftragt. Für Murat hatten holländische Truppen dieses Geschäft zu besorgen. Ernstlicher Widerstand zeigte sich nirgends. Kaum daß hier oder dort eine wehmüthige Klage laut wurde über den Umsturz des mehr als tausendjährigen deutschen Reiches.

Wohl aber tauchte an verschiedenen Orten die Befürchtung eines neuen Krieges auf. Oestreich werde sich, so sprachen Manche, die Umänderungen nicht gefallen lassen. Die aber besser unterrichtet waren, zumal die Gesandten am Hofe zu Wien, wußten sehr wohl, daß sich Oestreich, zumal nach Abschluß des Oubril'schen Vertrages, um dieser deutschen Sachen willen nicht einem aller Berechnung nach unglücklichen Kriege aussetzen konnte. Auch mußte erst abgewartet werden, wie sich Preußen benehmen würde; hielt man es doch für nöthig, eigens zu versichern, Preußen sei an der Errichtung des Rheinbundes nicht betheiligt. Der Kaiser Franz beeilte sich daher auch der Umwälzung seine Anerkennung zu geben. Am 6. August entsagte er der deutschen Kaiserwürde; am 10. ließ er dem Reichstage verkünden, er sehe das Reich als aufgelöst an. Napoleon schrieb befriedigt darüber an seinen Bruder und befahl, daß die Bedrohung Oestreichs nunmehr aufhören solle.

R. Usinger.

Wie Kriegsflotten entstehen.

In einem noch unvollendeten englischen Geschichtswerke, über welches sich Lob und Tadel reichlich zu gleichen Theilen verbreitet haben, wurden jüngst in anziehender Weise der Zeitpunkt und die mächtigen Motive beleuchtet, aus denen die britische Kriegsflotte entsprungen.*) Nicht die Könige oder die Kreuzzüge des Mittelalters haben sie geschaffen, wie sehr auch noch neuerdings romantische Dilettanten oder schwerfällig aus den Acten schöpfende Forscher dies auszuführen gesucht haben; nein, die ungeheure Agonie, welche im sechszehnten Jahrhundert gleichmäßig die Völker und die Staatsgewalten, ihre geistigen und materiellen Interessen ergriff, hat unter anderen Früchten auch den ersten Ansatz zu ihrer maritimen Größe der Insel an den Strand geworfen. Aus dem damals gelegten Keim ist seitdem ein stolzer Baum emporgewachsen, dessen Wipfel sich noch vor keinem anderen gebeugt; viel bewundert und gefürchtet, beneidet und bestritten steht er aufrecht, noch hat ihn der Blitz nicht getroffen. Auch in Tagen gerechter Entrüstung über die verstockte englische Politik in der schleswig-holsteinschen Frage wird sich der Deutsche nicht abhalten lassen, was die Bildung einer Seemacht betrifft, bei der Dreizackträgerin in die Schule zu gehen. Gilt es doch für uns geradezu noch die Rudimente dieses Fachs zu erlernen. Schon öfter ist in diesen Blättern zu solchem Zwecke die Geschichte herbeigezogen worden, um Art und Schicksale der Völker in ihren Beziehungen zum Meer verstehen zu lernen; ein mächtiges, nationales Interesse berechtigt uns, immer wieder auf den Gegenstand zurückzukommen und, indem wir Ein und das Andere aus Froude entnehmen, einige Bemerkungen anzuknüpfen, wie sie das große Muster im Hinblick auf unser deutsches Bedürfniß eingibt.

Wie das Mittelalter keine stehenden Heere kannte, so gab es auch keine Geschwader, welche ausschließlich für den Seekrieg segelfertig gewesen wären. Dieselben Galeeren, Caravelen, Koggen, Schniggen und wie bei den verschiedenen Nationen die großen Fahrzeuge sonst noch hießen, welche Waaren luden, waren für den Fall der Noth auch mit Waffen versehen, um den Handel zu decken, Truppen zu transportiren, ein Gefecht zu liefern. In England speciell hielt die Krone höchstens ein Paar eigene Kriegsschiffe von kaum nennenswerther Größe. Den feudalen Grundlagen des Staats entsprechend hatten einige Küstenplätze, die Cinque ports rechts

*) Froude, History of England VII. 422 ff.

und links von der Themsemündung, gleichsam Seebaronien, Amt und Pflicht ihr Aufgebot in Schiffen statt in Roß und Mannschaft zu stellen. Bei größeren Unternehmungen schloß sich an so geringfügige Bestandtheile an, was der Staat von Privaten an Schiffen und Equipagen für den bestimmten Zweck und eine festgesetzte Zeit in Contract nahm und was namentlich die Handelsstädte gegen Zusicherung werthvoller Privilegien, mitunter auch aus rühmlicher Vaterlandsliebe freiwillig darboten. Ein System, das den Anforderungen der Zeit entsprach und mehr als einmal namhafte Erfolge erzielt hat. Als die glänzendsten erscheinen stets die maritimen Expeditionen Eduard's III., bei denen Hunderte, Tausende von Schiffen aller Gattungen, fast ohne Ausnahme das Eigenthum von Bürgern und Kaufleuten, in den Kriegen wider Frankreich verwendet wurden. Man weiß, wie herrlich der nationale Handel darüber gedieh, von welcher Einwirkung die patriotische Opferwilligkeit auf die Fortbildung der alten Freiheitsrechte des Landes gewesen ist. Zu den politischen Erschütterungen des funfzehnten Jahrhunderts liefert etwas später auch der Niedergang des Handels und das Piratentreiben der dynastischen und aristokratischen Factionen ein wirres, aber treues Gegenbild. Andere Mächte drohten damals schon die Gewalt in den Westmeeren Europas an sich zu reißen, während zwar wenig erfolgreich, aber mit traditioneller Ausdauer und selbst in bereits völkerrechtlicher Ausführung England sich anstrengte wenigstens die Superiorität über die schmalen Durchfahrten in jenen Gewässern zu behaupten.

Mit den Tudors gibt sich indeß auch in diesen Stücken der Anbruch einer neuen Zeit zu erkennen. Heinrich VII. und VIII. bauen Schiffe, die ausschließlich für den Kampf bestimmt, Kanonen auf und unter Deck führen, einzelne von damals seltener, angestaunter Größe. Aber ihre Zahl ist noch sehr gering, ihre Ausrüstung langwierig und kostspielig; bei Aufstellung von Geschwadern genügen sie höchstens, um über Schaaren von Kauffahrern die Admiralsflagge zu führen. Man hat sich mit Recht darüber gewundert, daß Heinrich VIII. trotz der von ihm ausgesprochenen Absicht die reichen Spolien seines Kirchenraubs so wenig zur Grundlegung einer mächtigen Marine verwendet hat. Noch mehr Verwunderung erregen Knauserei und Gleichgiltigkeit, welche schon der Vater und nach ihm auch andere seines Geschlechts den Anerbietungen der Entdecker wie der beiden Cabot und anderer erwiesen, mit deren Hülfe England den Grund legenden Unternehmungen der Spanier und Portugisen sofort ebenbürtig an die Seite gestellt worden wäre. Indem man jene Abenteurer, welche bereits Nordamerica zu Geschenk boten, wo nicht gar Columbus selber wie die Ueberlieferung behauptet, in kühler Zurückhaltung nur duldete, nicht

förderte, ist die Staatsgewalt selber Schuld daran gewesen, daß während des sechszehnten Jahrhunderts kaum ernstlich an Begründung einer Colonialmacht, einer der wesentlichsten Pflanzstätten und Stützen für die Kriegsmarine, gedacht worden ist.

Bis zu einem gewissen Grade wird sich dies Verfahren aus den Erfordernissen der Dynastie während jenes Zeitalters rechtfertigen lassen, denn sämmtliche Tudors hatten, um ihre Autorität in Staat und Kirche zu wahren, ihr Augenmerk vor Allem fest auf die Heimath und deren nächste Nachbarschaft zu heften. Nicht minder aber hat der angeborene conservative, zäh an dem Althergebrachten klebende Sinn der Stammesart dazu beigetragen, denn von jeher ist es ein Familienzug der englischen Nation gewesen, aus Ehrfurcht vor dem Herkommen Neuerungen und gar idealen Theorien, unter deren Impulsen doch auch die Entdeckung einer neuen Welt geschah, lange zu mißtrauen. Aber eben so mächtig mußte eine andere, entgegengesetzte Eigenschaft, die Anlage nämlich zu stürmischer Energie, Erfindungsgeist, oft blinde, aber stets praktische Unternehmungslust zu ungehemmter Entfaltung kommen, sobald zumal die Reformation mit ihren Wellenschlägen selbst über die kräftigen anglicanischen Satzungen der Krone hinwegbrauste und das thatenlustige England nunmehr religiös, politisch und maritim in der Weltmacht Spanien den Feind aller Gewissensfreiheit und nationalen Selbstbestimmung erblicken ließ. Kein Wunder, wenn fast plötzlich ungestüme, zügellose Entfesselung auf dem Meere an die Stelle des alten Schlendrians und langjähriger Starrsucht trat.

Seit Menschenaltern steuerten bisher die Weinbriggs Jahr aus Jahr ein nach Bordeaux und Cadix, und kreuzten regelmäßig, wenn Wind und Wetter es erlaubten, schwerfällige Frachtkähne zwischen der Themse und Schelde. Sommer für Sommer fuhr die Island-Flotte aus, um Kabeljau und Langfisch für die Fastenzeit, um Walfische und Robben zu fangen; die Boote der Küstenplätze im Süden wie Yarmouth und Southampton, Dartmouth und Plymouth betrieben Aehnliches, namentlich den Heringsfang im Canal. An den Zollstätten der Häfen wurde über Aus- und Einfuhr mit altväterischer Pedanterie Buch geführt, ohne daß ein förderndes Princip dabei sichtbar würde. Bei aller von den Ahnen ererbten Seetüchtigkeit wächst weder die Mannschaft beträchtlich an Zahl und Kraft, noch läßt sich in Bau und Stärke der Schiffe eine bemerkenswerthe Abweichung von der hergebrachten Art erkennen. Man erwehrte sich der Seeräuber so gut es ging, war vor Hanseaten und Burgundern auf seiner Hut; die kriegerischen Verwickelungen Heinrich's VIII. mit Frankreich tragen trotz der modernen Ausrüstung und abgesehen von einigen heldenmüthigen Episoden fast noch gar nicht den Charakter des Seekriegs. Da

weckten denn doch der Abfall von Rom und der politische Bruch mit dem seegebietenden Spanien, in dessen Herrschaften die Sonne nicht unterging, die Ueberzeugung, für die nationale Existenz wie für die Unabhängigkeit des Glaubens kämpfen zu müssen. Die durch Lösung des Räthsels über die Form der Erde gewaltig entzündete Einbildungskraft kam hinzu, um das Inselvolk vertrauensvoll auf das Element hinaus zu treiben, für welches es geschaffen worden.

Noch unter Heinrich VIII. erscheint jener William Hawkins aus Plymouth, „ein Mann wegen seiner Klugheit, Tapferkeit und Erfahrung in allen seemännischen Dingen beim Könige hoch angesehen," der mit einem stattlichen Schiffe auf eigene Hand einen Handel zwischen der Goldküste Africas und Brasilien eröffnet, Indianerkönige als Wunderthiere seinen Landsleuten heim bringt und gelegentlich wohl auch unter englischer Flagge die ersten Schwarzen in die verschlossenen Colonien der Spanier einschmuggeln hilft. Sein Sohn John hat nach ihm auf denselben Fährten noch Größeres geleistet, als er unter der Autorität Elisabeth's als Sklavenhändler und Seeheld der Macht des Königs von Spanien zuzusetzen begann. Inzwischen aber waren auch in London die Merchant adventurers zusammen getreten, die Protestanten der Handelswelt im Gegensatz gegen die bis dahin ausschließlich berechtigten älteren Corporationen, um mit freihändlerischen Tendenzen in der tropischen Zone wie in den arktischen Regionen noch unberührte Furthen zu erspähen; in Verbindung mit ihnen setzt Windham die africanische Entdeckung fort, und versucht Willoughby durch das Eismeer hin Cathay zu erreichen. Als Elisabeth den Thron bestieg, finden wir die alte mit der neuen Seefahrt, conservative Grundsätze der Handelspolitik mit radicalen längere Zeit in heftiger Spannung. Ein so besonnener, klar sehender Staatsmann, wie Sir William Cecil, hegt die ernstesten Bedenken, als immer größere Massen überseeischer Waaren und bisher ungekannter Luxusartikel „zum beklagenswerthen Nachtheil des Reichs" in dem Londoner Hafen zusammenströmen, das Geld dafür aus dem Lande fließt oder der im Fluge erworbene Reichthum eben so rasch in den unglaublich vermehrten Weinhäusern wieder durchgebracht wird. Da jammert er, daß eine Menge Küstenplätze sichtlich hinschwinden, an Schiffen und tüchtigen Leuten verlieren. Er schreibt es dem Umstande zu, daß alle Welt jetzt trotz den aufrecht erhaltenen Fastengeboten täglich unbekümmert Fleisch statt Fisch ißt, daß die Briten von Franzosen in den Gewässern von Newfoundland und von Flamländern bei Yarmouth und im Canal verdrängt werden, die Spanier an der Südküste von Irland ohne Nebenbuhler den Fischfang betreiben. Als echter Protectionist möchte er, der gute Protestant, den Genuß der Fastenspeise auf Grund alter

Luxusgesetze wieder so streng wie möglich beobachtet sehn, damit die Fischerei, die vorzüglichste Schule abgehärteter Seeleute, nicht gänzlich zu Grunde gehe, denn die besten Schiffe ohne eine kühne, schlagfertige Mannschaft — das sagt sich der treffliche Lenker der Politik der großen Königin — genügen nicht, um als sichere Bollwerke für ihr England zu dienen. Eine Parlamentsacte zu diesem Zweck blieb jedoch ohne die geringste Wirkung, und so standen ihm nur zwei andere Wege offen das wichtige Ziel zu fördern, Unterstützung jenes neuen Handelsaufschwungs, dem er doch von Herzen seine Erfolge gönnen mußte, und die Piraterie, der sich mancher kecke Gesell bereits ohne viel Bedenken ergeben, „ein verabscheuungswürdiges Beginnen, das keinen Bestand haben kann." Und doch hielt es sich und nahm immer weitere Dimensionen an. Bei der allgemeinen Lage der Welt hatten die tüchtigsten Mannschaften, die auf Fischfang ausgingen, die großen Kauffahrer oft unter aristokratischen Capitänen davon kosten gelernt und widerstanden den verführerischen Reizen eines solchen Lebens so wenig wie einst vor Alters Odysseus und seine Gefährten. Wie war es nur möglich, daß aus dem ärgsten Unwesen ein gesunder Zustand hervorgehen, die stachlichte Schale einen süßen Kern bergen konnte?

Längst hatte der englische Edelmann auch diese Form des Abenteuers lieb gewonnen; der niedere Adel zumal hat außerdem in allen Zeiten die Neigung gezeigt nicht ausschließlich von den Vorrechten des Grundbesitzes zu zehren, sondern, wie er mit dem Bürger zu einem politischen Stand zusammenschmolz, auch den Unterhalt dieser Sphäre für sich nutzbar zu machen. Es galt ihm für keine Schande sich mit Handel und Großgewerbe zu befassen. Und als nun auch seine Heimath von der Auflösung mittelalterlicher Ordnungen ergriffen wurde, als gar die ekklesiastisch-politische Parteiung unter Reformation und Gegenreformation auch seinen Stand zerriß, da warf sich gar mancher Edelmann, um abwechselnd dem Despotismus der protestantischen Herrschaft Eduard's VI. und der katholischen Maria zu entgehen und ihn zu bekämpfen, auf das Meer, an die Küsten von Frankreich oder Irland, auf die Felsenklippen der Canal- oder der Scilly-Inseln. Carew, Killigrew, Throgmorton, Cobham und Andere hatten, so lange namentlich das katholische Schreckensregiment währte, in solcher Weise das Seewesen in seiner verwegensten Gestalt kennen gelernt, um hernachmals unter Elisabeth dem Staatswesen, dem sie huldigten und das ihrer bedurfte, zu dienen. Sie hatten Mannschaften herangezogen, die so leicht nicht wieder von einer so ersprießlichen Lebensart abzubringen waren und auch ferner von Adel und Kaufmannschaft Nachsicht und selbst Verwendung erfuhren. Die Gewässer zwischen Irland und Africa wimmelten von britischen Freibeutern; gar manche mit

der reichsten Ladung heimkehrende Galleone verschwand spurlos, nachdem ein verdächtiges, scharfgebautes Fahrzeug, das keine Flagge zeigte, sich plötzlich wie der Habicht über die Taube über sie hergemacht. Mit Abenteuerlust und Beutegier, mit Glaubens- und Racenhaß warfen sich die Buccaneers, seitdem wieder festere Zustände in der Heimath walteten, auf Alles, was spanisch und katholisch hieß.

Oft genug wurden sie von dem Gegner zeitig erkannt, mitunter auch blutig gezüchtigt. Ein Mittel namentlich, grausam Rache zu üben und dem Unwesen zu begegnen, bot sich in der Inquisition, welcher englische Handeltreibende in spanischen Häfen oft in einem Jahre zu mehreren Dutzenden zum Opfer gefallen sind. Allein diese Repressalien schärften die Gegensätze nur noch ärger, je mehr um dieselbe Zeit die Spannung zwischen Philipp II. und Elisabeth auf allen politischen Streitgebieten zunahm. Man hat die trotzigsten Seeräuber, welche in die Gewalt des heiligen Officium gerathen waren, freudig als Märtyrer für ihren Glauben in den Tod gehen sehen. Andere, welche den Fängen spanischer Häscher entgingen, ihre Söhne und Angehörige vertrauten der Zukunft und sollten die Gelegenheit erleben, wo sie unter der nationalen Flagge ihrer Heimath Rache nehmen konnten für die grausame Behandlung, der sie sich ausgesetzt hatten. Darüber bestand freilich noch Jahre lang Friede zwischen Spanien und England; aber alle officiellen Beschwerden hüben und drüben blieben fruchtlos, denn die Raufereien, oft unmittelbar unter den Befestigungen der Häfen, nahmen zu mit gesteigerter Wuth, und manche reiche Prise, ohne daß die Krone einschreiten konnte oder wollte, wurde von kühnen Freibeutern in den Schlupfwinkeln, wie sie namentlich Südirland bot, eingebracht. Bald trat ein Zustand ein, wo die beiden Mächte einander unter verdeckter Aegide bekämpften, als die Königin den Hugenotten Unterstützung gewährte und Philipp II. mit den Guisen zusammenhielt, so lange diese die Staatsgewalt über Frankreich in Händen hatten. Da halfen die von Coligny und dem Grafen von Warwick ausgestellten Kaperbriefe, daß die Engländer sich nach Herzenslust über die Gegner hermachen konnten, Franzosen, Flandrer, Spanier zu Hunderten aufbrachten und trotz alledem der offene Krieg noch immer nicht erklärt zu werden brauchte. Wir übergehen als allgemein bekannt die Gründe, weshalb sich dies verzögerte; die Regierung in England hat listig und gewandt so seltsame Zustände auszunützen gewußt, um ihre Unterthanen die einzig wirksame Vorschule für den größten Seekampf des Jahrhunderts durchmachen zu lassen. Wenn das Treiben gar zu arg wurde, kam es auf gegenseitige Anregung zu Conferenzen, aber die geringste feindselige Aeußerung der spanischen Politik hatte stets zur Folge, daß Elisabeth, in allen Bedräng-

[illegible] ihrer [illegible] Staatskunst [illegible], von den bereits gewähr-[illegible] [illegible] wurde kein einziges Kaufmann[illegible] [illegible] [illegible] ihnen den Reclamatio-[illegible] [illegible] gemacht werden sollte, erschienen [illegible] [illegible] sich zum Tummelplatz er-[illegible].

[illegible] die [illegible] und nationale Erbitterung also von beiden Seiten [illegible], war es [illegible] nicht anders möglich, als daß der [illegible] Protestantismus in den Seezügen und auf den Schiffen an der [illegible] Küste alles Eigenthum von Papisten als ge-[illegible] Beute betrachtete. [illegible] ist nicht zu verkennen, daß neben der [illegible] ein großer Theil der Bevölkerung [illegible] Staat selber durch den reichen Ertrag der im Süden [illegible] Unternehmen angelockt wurden. Die [illegible] Entscheidung an die [illegible] Hausrecht konnte von dem protestantischen England [illegible] werden: je strenger es abgesperrt werden sollte von den [illegible] Schätzen, desto ungestümer ward das Begehren sich den Weg zu ihnen mit Gewalt zu bahnen, indem man die großartigen Transportflotten anfiel. Die gebieterische Nothwendigkeit der Lage selber hat dazu beigetragen die Gewissen an höchster Stelle zu beschwichtigen, wie denn Elisabeth, die ihre Mittel haushälterisch bewirthschaftete und für die große, sicher zu erwartende Eventualität ansammeln ließ, John Hawkins, den gefürchteten Achines der Spanier, nicht umsonst begünstigte und, wenn er von seinen weiten Fahrten heimkehrte, sogar mit Gnadenbezeigungen empfing. Schon im Jahre 1565 meldete der spanische Gesandte seinem Herrn: „Ich traf ihn im Palast und lud ihn zu Tisch ein: da gab er mir einen ausführlichen Bericht über seine Reise und schwieg nur von dem Verfahren, wie er es möglich gemacht mit unseren Häfen Handel zu treiben. Er versicherte mich jedoch, daß alle Spanier, mit denen er zu thun gehabt, ihm die größte Genugthuung zu erkennen gegeben und von den Gouverneuren der Städte, in denen er gewesen, volle Erlaubniß erhalten hätten. Der ungeheuere Profit, den die Reise abgeworfen, hat viele Kaufleute zu ähnlichen Unternehmungen angestachelt. Hawkins selber läuft wieder aus im nächsten Mai, so daß die Sache unmittelbare Aufmerksamkeit erfordert. Ich könnte der Königin sagen, daß er nach seinem eigenen Geständniß mit Häfen gehandelt hat, welche von Ew. Majestät geschlossen worden, und könnte seine Bestrafung verlangen; aber ich muß Ew. Majestät um volle und deutliche Anweisung darüber ersuchen." Man sieht, wie weit die Dinge gediehen,

wie viele, verschiedenartig treibende Kräfte im Werke waren, und wie der vornehmste Beschädigte immer noch zögerte Vergeltung in ihrem ganzen Umfange zu üben. Philipp mußte noch eine Weile zusehen, wie jener Seecapitän, Handelsmann und Corsar in einer Person, sein Unwesen weiter trieb und eine Reihe ähnlicher Wagehälse, insonderheit den jungen Francis Drake, groß zog. Zunächst war es der Aufstand der Niederlande in Folge der Gewaltthaten Alba's, welcher die Spanier am Einschreiten verhinderte, dann nahm die große orthodox-katholische Unternehmung, welche der Seemacht der Osmanen im Jahre 1571 einen empfindlichen Stoß versetzte, ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; endlich wirkte die Katastrophe Maria Stuart's in Schottland lähmend auf den Vorsatz ein, auch die britischen Inseln wieder dem alten Glauben und zugleich dem habsburgisch-spanischen System zu unterwerfen. Nicht als ob nicht immerdar der offene Bruch zu fürchten gewesen wäre. Der Herzog von Alba wie Don Juan d'Austria haben, während sie in Brüssel befehligten, auf Invasion der Ketzerinsel gesonnen; und andererseits erhalten Geusen wie Hugenotten in höchster Noth Ermunterung und selbst wirksame Unterstützung von Elisabeth. Erst das große Feldherrngenie des Prinzen von Parma, die Ermordung Wilhelm's von Oranien und der allem Anscheine nach nicht mehr abzuwendende Untergang der kaum gestifteten niederländischen Republik lassen den in der Stille gehegten Plan zu Tage treten, das gewaltige Werk zu krönen mit der Eroberung Englands, mit Befreiung der unglücklichen Maria und Execution des päpstlichen Bannstrahls gegen die böse Jesebel. Auf den Werften von Spanien und Portugal, die nunmehr einem Herrn gehören, wird der Bau jener Armada in Angriff genommen, die man im Voraus übermüthig als die unbesiegbare bezeichnete.

Doch Elisabeth mit ihren Rathgebern und Spähern war nach allen Seiten auf der Hut gewesen. Aus den aufgefangenen Briefen Maria Stuart's, aus den Berichten der Botschafter auf dem Festlande wie der Kreuzer in den spanischen Gewässern ergaben sich die einstimmigen Beweise von der Vorbereitung zu dem großen Schlage. Man kam ihm zuvor, indem man offen in den Krieg eintrat. Fast um dieselbe Stunde landeten englische Truppen in Holland und Seeland, um den Glaubensgenossen beizuspringen, und fuhr Sir Francis Drake, der jüngst auf dreijähriger Fahrt die Erde umsegelt und in vielen spanischen Niederlassungen seinen Namen gefürchtet gemacht, dem die Königin eigenhändig an Bord seines Flaggenschiffs die goldene Ritterkette um den Hals gehängt hatte, mit zwanzig Kriegsschiffen in den Ocean hinaus, um die westindischen Colonien anzufallen. Als ein Jahr später die Schottenkönigin für ihre Sünden und

die Anschläge, deren tragisches Werkzeug sie sein mußte, auf dem Block gebüßt, ohne daß die verheißene Invasion ihr zu Hülfe gekommen, da warf sich derselbe Admiral auf die spanische Küste; im Hafen von Cadix allein hat er an hundert Schiffe und unendliches Rüstzeug für die Armada zerstört. So geschah es, daß der große Rachezug, der bestimmt war den alten Glauben zu restauriren, den Absolutismus aufzurichten und einen Nebenbuhler um die Seemacht und den Welthandel, der als Corsar emporgekommen, mit einem Streiche zu beseitigen, erst im Jahre 1588 ausgeführt wurde. Er kam zu spät und war obenein fehlerhaft in der Disposition; nichts desto weniger erschien er gefährlich genug, um den Heldenmuth eines ganzen Volkes ohne Unterschied von Stand, Partei und Bekenntniß wachzurufen und der Welt auf alle Zeiten in einem leuchtenden Beispiel darzuthun, daß in jenem großen Augenblick die persönliche Sache der Königin und die verschiedensten Interessen ihrer Unterthanen in einer und derselben Richtung lagen.

Der Sieg über die spanische Armada wird recht eigentlich als Geburtstag der britischen Kriegsflotte gelten können, die von der Königin und ihrem Volke als Pathen aus der Feuertaufe gehoben worden ist. Gegen eine durch Größe, Bau und Ausrüstung der Schiffe unendlich überlegene Seemacht, über welche ein einziger absoluter Wille gebot wie kaum jemals in der Geschichte, hatte eine glückliche Combination populärer Kräfte und gewiegter monarchischer Staatskunst im Verein mit einer den ursprünglichen Elementen vertrauenden maritimen Geschicklichkeit die Oberhand behalten. Eine genaue Angabe über Zahl und Stärke der königlichen Schiffe, die im Canal und an der flandrischen Küste mitgefochten, wird noch immer vermißt; dagegen steht es fest, daß die seetüchtige Bevölkerung selber ganz wie ehedem auch diesmal aus eigenen Mitteln in großer Ueberzahl Fahrzeuge und Mannschaften kampfbereit gemacht, wie denn die Stadt London allein mit hochherzigem Patriotismus das Doppelte von dem gestellt, was ihr zugemuthet wurde. Allerdings führte ein königlicher Admiral, Lord Howard von Effingham, einem im Seewesen längst erprobten Geschlechte angehörig, den Oberbefehl, unter ihm aber erschienen an der Spitze der einzelnen Geschwader, durch welche die keckſten Wagestücke ausgeführt wurden, Männer wie Drake, Hawkins, Frobisher, die, wie wir in kurzen Strichen auszuführen versucht haben, gerade unter jenen elementar-nationalen, weder von der eigenen noch von einer fremden Staatsgewalt zu bändigenden Impulsen herangebildet waren und auf eine Bemannung rechnen konnten, die mit allen Schrecken des Oceans wie mit den Anforderungen an beherzte Thatkraft als Fischer und Schmuggler, als Kaper und Seehelden auf das Innigste vertraut geworden waren. Daß

sie bei dieser ihrer größten That von einer freien religiösen Ueberzeugung beseelt waren und von derselben zu der Vertheidigung wie zum Angriff gleichsam eine höhere Weihe erhielten, ergibt sich schließlich auch aus der bereitwilligen Cooperation der um dieselben Güter kämpfenden Holländer und aus den stark protestantischen Ausdrücken, in denen durch Reden wie durch Denkmünzen von beiden Ländern der vereinte unvergleichliche Sieg gefeiert worden ist.

Wir halten inne mit der schildernden Betrachtung dieser denkwürdigen Entstehungsgeschichte und erinnern nur im Fluge an die bezeichnenden Wandlungen, durch welche denn doch im Laufe der Zeit eine Kriegsflotte unter königlichem Banner zu Stande gekommen ist. Die Stuarts, unter denen ja auch durch sehr entgegengesetzte Triebe die Colonien entstehen, haben sich wiederholt angestrengt, neben einem stehenden Heere eine ausschließlich königliche Flotte zu schaffen; einer von ihnen, der letzte, welcher über Großbritannien herrscht, hielt sich selber für einen zu großen Dingen befähigten Seemann. Dennoch haben sie geringe Lorbern geerntet, denn die meisten ihrer Versuche endeten elend und brachten sogar niemals vergessene Schmach und Schande über ihre Reiche. Hingegen dringt die populäre Lebenskraft des Seewesens während der Republik und des Protectorats wiederum mächtig an die Spitze; Cromwell vor Allen hat es verstanden, die britische Flagge nicht nur ebenbürtig, sondern hoch erhaben über die alten spanischen und die neuen niederländischen Rivalen flattern zu lassen. Sobald dann mit Wilhelm III. und der hannöverischen Dynastie die Gegensätze im Innern durch die glücklich gefundene Form der constitutionellen Monarchie ausgeglichen werden und gleichzeitig der Welthandel und eine Kauffahrteischifffahrt, wie noch keine existirt hatte, die vornehmste Thätigkeit des Bürgerthums in Anspruch nimmt, kann jene regelmäßig unterhaltene, stetig anwachsende und den jedesmaligen Bedürfnissen neu angepaßte Kriegsflotte entstehen, durch welche Britannien das Meer beherrscht, sich den Bourbonen und Napoleon, der alten wie der neuen Welt gewachsen gezeigt hat und bisher trotz eifersüchtigen Zweifeln und manchen Anzeichen, daß diese Superiorität der einzelnen Seemacht gegen mehrere gleichen Ranges denn doch auf die Dauer unmöglich sein werde, ihre transmarinen Pflanzstaaten festzuhalten gewußt hat. Niemand, der die Engländer kennt und sich für ihr Seewesen interessirt, wird behaupten wollen, daß in der Flotte die populäre Grundlage verschwunden sei. In der Stunde äußerster Gefahr, durch welche wohl gar einmal wieder die Selbständigkeit der Insel und ihr Staatsprincip ernst bedroht werden sollte, wird jene Seekraft sich so zuversichtlich und erfolgreich geltend machen, wie damals gegen Philipp von Spanien. Eine so groß an-

gelegte und ruhmreich bewährte Schöpfung des echt nationalen Geistes läßt sie wenig von ihrer Art wie das einzelne Geschöpf.

Das Moment, welches in jener Episode englischer Geschichte im sechszehnten Jahrhundert so lebendig zu Tage tritt, ist nun aber **wesentlich** dasselbe, dem wir beim Entstehen wirklicher Seemächte zu allen Zeiten und in allen Himmelsstrichen begegnen. Bieten doch namentlich die alten Hellenen schon dasselbe lehrreiche Beispiel. Eine überaus glückliche maritime Lage der Heimath wird zuerst im Jugendalter des Volkes zügellos und im Gegensatz wider alle alte bestehende Ordnung verwerthet. Die Auflehnung wider den Druck einer alt begründeten Staatsform treibt überall die Schaaren hinaus, um auf den Wellen die Freiheit und an anderen Gestaden eine neue Heimath zu suchen. Die Begründung griechischer Pflanzstaaten vollzieht sich durchweg im Kampfe mit älteren, in Race und Glauben feindseligen Occupatoren. Schmuggel und Seeraub sind daher für eine ganze Periode die einzigen Formen des Verkehrs, welche aller Sitte, allem Recht Hohn sprechen, bis die Niederlassungen nicht ohne Gewalt, aber zum Ruhm des Mutterlandes feste Wurzeln gefaßt haben und friedlicher Handel an die Stelle der Raubfahrten tritt. Gleichzeitig verursachen der Schutz zur See und das Dasein vieler Rivalen die Unterhaltung einer Kriegsmarine. Von der athenischen hat doch auf lange Tage hinaus das ganze Mittelmeer das Beste zu lernen gehabt. Und geschah es an den atlantischen Gestaden in der Folge etwa in anderer Weise? Jahrhunderte lang galten die Vikinger des Nordens, denen sociale und politische Gründe das Stillsitzen in der Heimath unmöglich machten, fast auf allen bekannten Gewässern vorwiegend als Seeräuber. Aber früh schon werden sie auch Entdecker und Handelsleute, etwas später Colonisten und Stifter höchst interessanter Staaten. Merkwürdig, daß ganz wie bei den Hellenen der ursprüngliche Zug ihrer Entwickelung darüber niemals verloren geht. Durch maritime Gewaltthat haben in alten Tagen Normannen und Dänen die Glanzepochen ihres Daseins erlebt, und sucht bis auf diesen Tag das kleine Dänemark, obwohl zusammenbrechend, auf Inseln und Föhrden, auf die Schiffe und ihren Raub vertrauend, zäh im Einklang mit der alten Tendenz sein Dasein zu fristen. Zwar hat es sich den Sundzoll, der noch aus der Kaperei der Vikinger hervorgegangen, abkaufen lassen, aber jüngst erst mußte, um dem Seeraub vermittelst einer unstatthaften Blokade ein Ende zu machen, Capitän Hammer ganz wie ein Vikinger aufgehoben werden. Wohl darf man fragen, ob er der Letzte sein wird.

Auch der Ursprung des von vorn herein auf das Meer angewiesenen Freistaats der Niederlande bietet viel Aehnliches. Wer denkt nicht an

den ersten kühnen Schritt zu ihrer Erhebung gegen das kirchlich und politisch unerträglich gewordene Joch Spaniens, als die Wassergeusen von der See her jene Strommündungen und Häfen ihres Vaterlandes occupiren, die seitdem nie wieder in die Hände der Bedränger zurückgefallen sind, um von da aus in die großen Wechselfälle des Befreiungskampfes einzugreifen und, nachdem der Handel Antwerpens auf lange Zeiten hin zerstört worden, denselben ersprießlichen Hebel des Völkerglückes in ihr sicher gelegenes Amsterdam abzuleiten. Mittlerweile setzen sie gleich ihren englischen Zeitgenossen nach Kräften den reichen Transportflotten des Feindes zu, raufen sich mit seinen bewaffneten Fahrzeugen unter jedem Himmelsstrich und bombardiren seine Forts auf beiden Hemisphären. Auch sie wetteifern mit der übrigen maritimen Welt neue Durchfahrten aufzufinden; weder die Schrecken der Eismassen von Nova-Zembla und Spitzbergen, noch die Gluthhitze von Malacca hält sie zurück; während sie allmählich die Angreifer geworden sind gegen die in Spanien und Portugal zusammengewachsene Macht des Bedrückers und aus dem von ihm beanspruchten Eigenthum sich reiche Colonien herausschneiden, setzen sie zuerst den Fuß auf einen neu entdeckten Continent im fernsten Südosten der Erdkugel. Wie aus dem Meere emporgestiegen erscheint die Macht, die nach einem Kampfe mehrerer Generationen ihre Anerkennung von Seiten aller alten Gewalt ertrotzt, da sie um dieselbe Stunde in ihrer frischen republicanischen Größe dasteht, die Frachtschifffahrt der ganzen Welt besorgt, durch ihre durchwetterten Kriegsführer auf den Gewässern, durch ihre schlauen Rathsleute in der Politik sich überall geachtet und gefürchtet macht.

Und endlich ist doch auch das Beispiel jener kürzlich noch so bewunderten Republik der Neuzeit, der vereinigten Staaten Nordamericas, nicht zu übersehen. Durch Auswanderung treten sie in's Leben und leben noch heute fort. Die alte Heimath bot den Pilgervätern nicht den Grad vollkommener Gewissensfreiheit und des autonomen Bürgerthums, der ihnen unter Revolution und Gegenrevolution als höchstes Ziel des Daseins an das Herz gewachsen war. Still und unbehelligt konnten ihre Nachkommen ein Jahrhundert lang die Idee in die Wirklichkeit übertragen, bis empfindliche Verletzung durch das rücksichtslose Machtgebot des unumschränkt über den Welthandel verfügenden Mutterlandes und der durch die Theorie von den unveräußerlichen Menschenrechten angeschlagene Gedanke die nordamerikanischen Colonien zur Losreißung von Großbritannien trieb. Es ist bekannt, wie viel sie in ihrem Befreiungskriege und noch mehr in dem zweiten Kriege, den sie gegen England führten, dem Kampfe zur See zu verdanken gehabt, welcher kühnen Einzelthaten auf offenem Meer wie un-

der den Fortificationen des Gegners sie sich zu rühmen haben. Ja, in dem furchtbaren Läuterungsfeuer des gegenwärtigen Bürgerkrieges, der das Ende nicht finden kann, entwickeln die nunmehr feindlichen Brüder zum Staunen der Welt den echt erfinderischen Geist der Söhne der alten Union in Allem, was Herbeischaffung von Sieges- und Zerstörungsmitteln auf dem Wasser betrifft, während sie auf dem Lande gegen einander nutzlos verbluten. Und doch wie bewährt sich auch hier die Tradition des ersten Ursprungs als unwandelbar. Von dorther ist die Bewegung ausgegangen, welche den kleineren Handelsstaaten freien Raum neben den größeren und gewaltigsten gewährt und Ein- und Ausfuhr freihändlerisch immer mehr von allen Schranken befreit: von dorther werden die Principien eines civilisirteren Seerechts betont, als es England namentlich im eigenen Interesse zugestehen will: dorthin wandern unter dem Banne materieller und kosmopolitischer Hoffnungen die Massen aus der alten Welt, welche trotz den fürchterlichen Zuständen bei Föderalen und Conföderirten von dem Traume nicht lassen können, das Glück der Einzelnen und der Völker nur jenseits des atlantischen Oceans zu finden.

Wohin wir also blicken im Alterthum wie in der neueren Zeit, sind es die gewaltigsten Motive weit eher innerer, geistiger Art, als etwa der Mangel der Subsistenz, durch welche die großen Muster von Seestaaten emporgekommen sind. Diese Motive, in sich am einzelnen Falle sehr verschieden gestaltet, zeigen doch einen gemeinsamen, charakteristischen Zug: überall bricht man entschlossen mit der Vergangenheit und vertraut sich getrost dem Fortschritt, dem Princip bürgerlicher Freiheit an. Das Leben auf dem Meere, der Kampf mit dem ungestümen Elemente wie der Seekrieg macht unverkennbar die Seele des Mannes frei und verlangt ein Gleiches von der Seele des Staats. Es sind daher auch nur liberale, fortschreitende Staaten, denen das Weltgeschick die Fähigkeit zur Begründung einer dauernden, unbezweifelten Seemacht beschieden hat. Ein vergleichender Blick auf die großen Reiche von entgegengesetzter constanter Anlage und im absolutistischen System wurzelnd wird dies erhärten. Schon Rom offenbarte während seiner ganzen Laufbahn niemals das angeborene maritime Genie, durch welches einst Griechenland geleuchtet hatte. Während von einem Mittelpunkte aus ein gewaltiger Wille auf der Bahn der Eroberung eine unwiderstehliche Landmacht schuf, mußten, um zugleich das Mittelmeer zu beherrschen, die anwohnenden seetüchtigen Völker dienstbar gemacht werden. Jahrhunderte später wiederholt sich dieselbe Erscheinung im osmanischen Reiche, das auf dem Gipfel seiner Alles mit Verderben bedrohenden Macht sich auf dem Wasser doch ebenfalls nur mit Hülfe griechischer Renegaten furchtbar zu machen verstand.

Ihm ist damals durch das orthodoxe Spanien energisch Stillstand geboten worden.

Und wer möchte leugnen, daß dieser Staat im sechszehnten Jahrhundert hervorragende Anlagen zeigte und die vornehmsten Mittel besaß, um eine Kriegsflotte zu begründen, welche alles früher Dagewesene hinter sich ließ. Fast eine Insel lagert sich das Land zwischen zwei Meeren mit weiten Strommündungen und zahlreichen Häfen. Das Volk, aus grauer Vorzeit her mit der Schifffahrt vertraut, tapfer wie wenig andere, in unabläßigen Glaubenskriegen erst zur Nation geworden, strebte unter unwiderstehlichen Impulsen über die Schranken hinaus, welche ihm die Natur gesteckt zu haben schien. Wie viel haben Phantasie und Abenteuerlust doch zur Entdeckung und Ansiedelung in America beigetragen, und welche Mühe hatte die Staatsgewalt die unbändigen Gemüther ihrer weit versprengten Unterthanen an sich zu ketten. Aber das auf der Einheit des Glaubens und unbedingtem politischen Gehorsam beruhende System durfte nicht die geringste Abweichung von seinem Willen dulden. Die ungeheuren Besitzungen in beiden Indien mußten sich ihm beugen wie alle einstmals autonomen Sonderheiten auf der pyrenäischen Halbinsel selber. Handel und Seeherrschaft so gut wie das allmächtige Königthum und die orthodox katholische Confession waren unmittelbar auf Verdrängung und Ausschluß irgend einer Theilnahme an diesen Gütern angelegt. Bei solcher Richtung, welche naturgemäß ihre äußerste Consequenz verfolgte, ging die vorhandene, auf nationaler, innerer Geisteskraft beruhende Tüchtigkeit fast bis auf unsere Tage schmählich zu Grunde, die Pflanzstaaten erstarrten wie das Mutterland, alle Gold- und Silberflotten vermochten die klaffenden Risse des Staatshaushalts nicht zu verstopfen, und während die spanischen Regimenter noch das Festland Europas vor sich erzittern machten, sah die Marine unter Habsburgern und Bourbonen eben vom Meere aus und gehoben von entgegengesetzten socialen und politischen Principien Gegner aufsteigen, deren sie niemals wieder Herr werden konnte.

Aehnlich, obwohl hie und da abweichend, ist das Geschick Frankreichs. Es hat niemals eigentlich glänzende Erfolge colonialer Experimente aufzuweisen. Das Volk ist zu allen Zeiten der transmarinen Auswanderung abgeneigt gewesen; nur einzelne Küstenstriche dürfen sich angeborener Seetüchtigkeit rühmen. Die Krone freilich hat zu wiederholten Malen das Aeußerste erstrebt und Flotten zur Bewunderung der Welt in's Leben gerufen, deren Fahrzeuge und Bewaffnung mustergiltig erscheinen können, zu deren Bemannung aber auch wieder freie Seevölker erst unterworfen werden mußten. Weder Ludwig XIV. jedoch noch Napoleon haben das Unmögliche durchgesetzt; sie mußten den Ocean den Briten lassen, um,

was dem nationalen Geiste besser zusagte, die Souveränetät über das Festland zu behaupten. Läßt sich dem französischen Seewesen der Vorwurf machen, daß es zu wenig naturwüchsig und bis herab zu den jüngsten großartigen Schöpfungen seiner Kriegswerften allzu künstlich und erzwungen ist, so trifft das noch weit mehr bei Rußland zu, dessen gewaltige Größe und drohende Stellung zu Lande ihm nur aus Courtoisie auch den Titel einer Seemacht ersten Ranges erworben haben. Die geographische Configuration hat ihm geradezu das Beste versagt, Aus- und Einfahrten, die frei sind vor dem Verschluß durch andere Mächte; vor seinen Häfen lagert das Eis den größten Theil des Jahres hindurch. Es ist bekannt, daß das Land weder genügendes Holz noch Eisen producirt, um seine Schiffe selbst zu bauen, daß die Fremde noch immer die Werkmeister stellen muß wie in Peter's des Großen Tagen. Auch ließe sich nicht behaupten, daß der Nationalrusse jemals auf dem Meere heimisch geworden; wir finden nicht, daß ihn ähnliche schwungvolle Impulse sittlicher und geistiger Art hinausgetrieben hätten, wie den germanischen und zum Theil wenigstens auch den romanischen Stamm. Straffer Soldatenzwang an Bord soll nun diesen Mangel ersetzen, aber der Seemannsgeist läßt sich so wenig der bunten, unentwickelten Bevölkerung des Binnenlandes einbläuen, als sie Trieb und Raum besitzt, um überseeische Colonien zu pflanzen und am Welthandel in großem Stil zu participiren. Rußland kann nimmermehr daran denken, wie einst das ganz anders geartete Spanien, seine Karte auf eine große Seeexpedition zu setzen; es würde, wie es geworden ist und besteht, das Prestige einbüßen, das ihm wenigstens bei Vertheidigung seiner Seegrenzen zu Statten kommt.

Und wohin endlich zwischen solchen lockenden und warnenden Exempeln sollen wir unser Deutschland stellen mit seinen glorreichen Reminiscenzen und unerfüllten Hoffnungen? Gewiß war unsere Hanse einst in Europa eine gefürchtete und respectirte Macht, aber sie sank zusammen nicht nur in Folge der neu aufgefundenen Seewege und vor den mächtigeren Kriegsflotten des Westens, sondern eben so sehr durch ein fehlerhaftes, unabänderliches Monopolsystem, das wohl Factoreien, aber keine Colonien schuf, und durch eine Denaturalisirung, wenn man so sagen darf, vom Reiche, zum größten Schaden für beide Theile. Als unser Volk allen anderen voran den Kampf um Glaubensfreiheit eröffnete, verzehrte es sich gleichsam selber in den Gluthen, die es entzündete; während die politische Einheit verloren ging, hatte es keinen Theil an der Weltschifffahrt, der Auffindung neuer Regionen und der Staatenbildung daselbst. Nicht eben sonderlich ausgedehnt und vielgestaltig, aber darum doch keineswegs ungünstig sind seine Küsten gelegen; besonders die sächsischen und friesischen

Anwohner derselben haben niemals ihre tüchtige Matrosennatur verleugnet, ihnen nicht minder als der Betriebsamkeit unserer Städte verdanken wir es, daß die deutsche Handelsflotte die französische im Range hinter sich zurückläßt, von der spanischen, italienischen und russischen gar nicht zu reden. Und dieses vornehme Werkzeug unseres Gedeihens besitzt bis auf diesen Tag keinen kriegstüchtigen Schutz, es sei denn daß, nachdem mehrere wohlgemeinte Versuche zum Spott der Welt gescheitert sind, Oesterreichs und Preußens kleine Flotten, von denen eine jede zunächst nur für ihre speciellen Machtaufgaben bestimmt ist, in dem so eben vollendeten Kriege mit Dänemark die Flaggen der kleineren Bundesgenossen unter ihre Hut nahmen.

Der Mangel einer deutschen Flagge, der Ebenbürtigkeit unserer Nation zur See ist bekanntlich unter den vielen nationalen Misèren nicht die geringste und das getreue Abbild unserer particularistischen Zerrissenheit und der völligen Ohnmacht unserer Bundesverhältnisse. Nur mit Erbitterung kann man der letzten Jahre gedenken, als Preußen, das doch auf eigene Hand einen Anfang gemacht, das Schiffe und Häfen baut und Japan und China zu Handelsverträgen nöthigen hilft, noch einmal die deutschen Küstenstaaten zu gemeinsamem Werke zu einigen unternahm. Engherzige Kirchthurmspolitik und die lächerlichste Selbstüberschätzung warfen sich diesem Beginnen gleich unbeweglichen Klötzen in den Weg, in elender Großmachtspielerei meinten sie nur für sich Handel und Wandel ausbeuten zu können. Die Scham muß jedem Wohldenkenden hochroth in's Gesicht fahren, wenn aus denselben Regionen, deren Mißgunst an dem beklagenswerthen Streit wegen der Besetzung Rendsburgs doch auch ihre Schuld trägt, fast in dem Augenblicke, wo vornehmlich durch preußisches Blut und heldenmüthige, zu Wasser und zu Lande erprobte Tapferkeit der Dannebrog in ganz Schleswig-Holstein unterlegen und ein seit Jahrhunderten umstrittenes Küstenland mit Häfen nach Ost und West und wahrhaft see-durchwetterter Bevölkerung gewonnen ist — wenn gerade jetzt in Hannover, das zu den Erfolgen nicht nur nicht beigetragen, sondern ihnen offen und geheim entgegen zu wirken gesucht hat, ein zum Preise des Welfenreichs verfaßtes Geschichtswerk die hohe nationale und Weltaufgabe desselben feiert. *) Nur dieser Staat als im Besitze der Mündungen dreier der größten Ströme des Vaterlandes und der größten Uferstrecke der Nordsee soll eine maritime Bestimmung haben. „Einen Vorzug in dieser Art und in dieser Ausdehnung entbehren selbst die beiden größten Staaten Deutschlands; kleine Küsten und geschlossene Meere nur sind es,

*) Die Geschichte des Königreichs Hannover vom Archivar und Staatsrath Dr. Schaumann.

welche diese die ihrigen nennen können. Durch Hannover wird eine der allerwichtigsten Thaten, die zur Ehre des Vaterlands geschehen muß, vermittelt werden. Es ist dies die deutsche Kriegsflotte, deren Nothwendigkeit das beständige Verlangen darnach von allen Seiten genugsam beweist." Nun, es hat damit zum Glück gute Wege, denn außer einer lohalen Beisteuer von einigen tausend Thalern für das erste Kanonenboot und Probemustern für die Admiralsuniform sind, wie verlautet, noch nicht die allergeringsten Vorbereitungen getroffen; noch bleiben flachgehende Flußdampfer auf Weser und Ems festsitzen, noch will man in Hamburg und Bremen schlechterdings nichts von hannöverischer Handelspolitik wissen. Der Welfenstaat hat jüngst nicht umhin gekonnt den französischen Vertrag zu acceptiren und dadurch den Zollverein retten zu helfen; er wird sich gefallen lassen müssen, daß der Großstaat Preußen, der einzige, der in Norddeutschland aus eigenen Mitteln zu Wasser gerüstet ist und darin eben jetzt rasche, erfreuliche Fortschritte macht, in Ost- und Nordsee an der Spitze der hoffentlich bald durch freiwillige Einigung verdoppelten maritimen Streitkräfte bleibt. Seiner Seestellung zunächst muß der projectirte holsteinsche Canal und die Beherrschung sicherer Häfen an der Ost- und Westküste Nordalbingiens zu Gute kommen. Wie nun auch die Souveränetätsfrage in Schleswig-Holstein entschieden werden mag, Eins steht fest: aus den zur Freude von Millionen frei und deutsch gewordenen Landen zwischen Elbe und Königsau wird kein zweites Hannover, wohl aber ein sehr namhafter Zuwachs zur preußisch-deutschen Kriegsflotte hervorgehen.

Wir möchten diesem von der Nation ersehnten Kinde einen Segenswunsch auf den Weg mitgeben, nämlich daß es unter gleichmäßig einträchtiger Fürsorge von Regierung und Volk gedeihen möge wie jener englische Sprößling zur Zeit der Armada, daß ihm die freien Flügel, auf die wir hingewiesen, nicht im Unverstande beschnitten werden, daß ihm eine naturwüchsige Jugend beschieden sein möge. Das Beispiel Englands ist in diesem Augenblick verdienter Maaßen verhaßt und verachtungswürdig, und von der anderen Seite droht fast Gefahr, daß der Siegesjubel zu blinder, hochmüthiger Erhebung gegen unleugbare Principien verleite. Wir erinnern daher lieber an den großen Kurfürsten, der, indem er die Finger auf Oder-, Elbe- und Emsmündung legte, die angeborenen Triebe deutscher Seebevölkerung hervorlockte und ihnen in einer weit gedachten Handelspolitik die naturgemäße Bahn vorzuzeichnen wünschte. Auch uns fehlen die weitesten Ziele nicht, auf welche eine Seemacht, wie wir sie bedürfen, segensreich einwirken wird, — der immer freier werdende Handelsverkehr und die Direction der deutschen Auswanderung. Letztere darf uns nicht verloren gehen, sobald der Staat einmal, statt zu schwanken zwischen Revo-

lution und Reaction, aus innerstem Bedürfniß aufrichtig liberal geworden ist. Wir haben gesehen, wie sehr dies seiner maritimen Würde entspricht, und an der Befähigung darf man um so weniger zweifeln, als auch statt der einst bei Briten und Holländern so mächtigen religiösen Triebkräfte, die uns heute mangeln, ein Ersatz vorhanden ist in der Wucht des nationalen Gedankens.

R. Pauli.

Die Arbeiterfrage.

II.

Wir haben in unserem ersten Artikel gesehen, wie viele der auf die Arbeiter und Handwerker in den letzten funfzig Jahren drückenden Umstände mehr der großen Uebergangsperiode angehören, als nothwendig mit dem modernen Wirthschaftsleben verbunden sind; wir haben dann zugegeben, daß trotzdem, wenn der unaufhaltsame Strom der jetzigen Entwicklung auf eine immer drückendere Ausbeutung der unteren Classen nothwendig hintreiben würde, dies unsere politische, sociale und zuletzt auch unsere ökonomische Zukunft untergraben und demgemäß zu einer totalen Umgestaltung unserer Rechts- und Culturverhältnisse oder zum Untergang unserer Cultur führen müßte; endlich haben wir aber angedeutet, daß — ohne die totale Aenderung alles Bestehenden — das Heilmittel in dem inneren Zusammenhang aller menschlichen Zwecke und Culturgebiete liegt, daß jeder innerlich noch nicht verfaulte Organismus die ethische Tendenz hat, alle seine Glieder und Functionen in Harmonie zu erhalten, daß der gesunde sittliche Volksgeist Tendenzen und Gegenstrebungen gegen solche Auswüchse und Mißbildungen, die durch das Wirthschaftsleben entstehen oder zu entstehen drohen, hervorruft und so Heilung bringt, daß er damit nicht die Quantitäten der Nachfrage und des Angebots selbst, aber die inneren Ursachen, aus denen sie entspringen, ändern und so das Arbeitsangebot und die Arbeitsnachfrage bei einer für das gesammte Culturleben entsprechenden Stelle wieder in's Gleichgewicht kommen lassen wird. Dies haben wir nun im Concreten und Einzelnen nachzuweisen und gehen hierbei wieder von der allgemeinen Lohnfrage, als dem Kernpunkt der Discussion, aus.

I.

[illegible]

Was die Erhöhung des standart gewöhnlich hemmt, sind die sittlichen Zustände der Arbeiter. Leicht verzweifelnd an jeder Zukunft, lebt der Arbeiter in den Tag hinein, von Stunde zu Stunde; spart nicht, geht leichtsinnig Ehen ein, ehe er seine Zukunft gesichert weiß, hofft wohl gar eine Besserung seiner Lage durch das Mitarbeiten von Frau und Kindern, die er häufig dadurch geistig und körperlich vergiftet, hat keinen Sinn für die höheren und sittlich veredelnden Genüsse einer behaglichen Wohnung, eines eigenen Heerdes und Hauses, einer größeren Reinlichkeit, einer passenden Lectüre, rechnet äußersten Falles auf eine falsch eingerichtete Armentaxe, die ihm vollends die Lust an der Arbeit raubt und den letzten Keim des Ehrgefühls und das Bewußtsein eigener Verantwortlichkeit in ihm erstickt.

Gerade in diesen sittlichen Beziehungen aber hat der heutige Arbeiterstand große Fortschritte gemacht, nicht zum wenigsten durch die Bemühungen der Regierungen und höheren Stände, denen das Gespenst des hungernden Proletariats und des nivellirenden Communismus endlich die Augen öffnete.

Die Tugend der Sparsamkeit ist die erste Stufe auf der Leiter der sittlich-ökonomischen Erhebung. Mit der Errichtung von Sparkassen aller Orten beginnt auch die Thätigkeit für die arbeitenden Classen und ein günstiger Einfluß wird sich ihnen nicht absprechen lassen. Der Gedanke eines eigenen, wenn auch noch so kleinen Vermögens macht aus dem Proletarier einen andern Menschen, der an die Zukunft denkt und nicht mehr wie das Thier gedankenlos in den Tag hineinlebt. Das Bewußtsein des eigenen Besitzes spornt den Fleiß und die Thätigkeit, führt zu Mäßigkeit und Ordnung. So ziemlich auf gleicher Linie stehen die sämmtlichen Krankenkassen, Alters- und andere Unterstützungskassen, die in Deutschland meist auf Veranlassung der Fabrikanten oft gegen den Willen der Arbeiter eingeführt wurden. In England wirken die sogenannten friendly societies hauptsächlich in dieser Richtung. Malchus rechnet schon im Jahre 1838 in Deutschland 60 Millionen Gulden Sparkassenguthaben, in England betrugen sie 1861 38 Millionen Pfund Sterling, während sie 1830 noch 12 Millionen betragen hatten. In Preußen wurden 1839 85 Sparkassen mit 6 Millionen Thalern, 1861 478 Sparkassen mit 58 Millionen Thalern gezählt. Jeder Kopf hat in England durchschnittlich 16 Gulden, in Sachsen 12, in Preußen 4, im Regierungsbezirk Aachen 19, in denen von Gumbinnen, Posen, Königsberg überall unter 1 Gulden in der Sparkasse stehen. Das Guthaben einer sparenden Person beträgt in England 287 Fl., in Frankreich und Preußen 140 Fl.

Von den englischen friendly societies, deren Zweck gegenseitige Witt-

[illegible]

[illegible] Dies ist das Princip der Consumvereine, der englischen cooperative stores, auf die wir zurückkommen.

Zur Bildung der Arbeiter wurden auch schon in den vierziger Jahren allerwärts Vereine mit mehr oder weniger Erfolg gegründet, wie in England die mechanics institutions (der erste 1823 in London gegründet), deren Zahl schon 1841 sich auf 221 belief: sie beschaffen Unterricht, Vorlesungen, Bibliotheken, Lesezimmer für die unteren Classen, sorgen auch für angemessene Vergnügungen, und obwohl von den höheren Ständen gegründet, werden sie doch hauptsächlich von Arbeitern geleitet. Aehnliche Zwecke haben die englischen sogenannten Lyceen wie die social-institutes, nur gehen letztere ganz von den arbeitenden Classen aus. Besonders blühend sind die Arbeiter-Bildungsvereine in der Schweiz; aber auch in Deutschland wurden sie in den letzten Jahren zu einem äußerst belebten und kräftigen Elemente der Hebung der Arbeiter. Die thätige Theilnahme der höheren Stände wirkt hauptsächlich durch passende Vorträge über die verschiedensten Gegenstände.

Zu den ersten Bemühungen für das Wohl der arbeitenden Classen gehören ferner die in England hauptsächlich durch Owen angeregten Kleinkinderschulen, welche auch nicht ohne Verdienst sind, aber wie die Säuglingsanstalten, die besonders in Frankreich als sogenannte Crêches be-

liebt waren, und die Waisenhäuser schon eher jener Art der Armenpflege sich zuneigen, die für die vorübergehende Noth heilsam und ersprießlich ist, für die Dauer aber nicht zur Hebung des Arbeiterstandes beiträgt, weil sie blos äußerliche Mittel bietet, welche den Arbeiter innerlich nicht fördern.

Die Bewegung gegen die Kinderarbeit und die Zahl der Arbeitsstunden datirt ebenfalls hauptsächlich von den menschenfreundlichen Bemühungen des als Communisten vielgeschmähten Robert Owen. In je ungünstigerer Lage der Arbeiter ist, um so mehr wird er geneigt sein, Frau und Kinder auch mit zur Fabrikarbeit heranzuziehen. Er steigert dadurch sein Einkommen jedenfalls für den Augenblick, aber er erniedrigt, sobald das allgemeine Sitte wird, dadurch möglicherweise seinen standart of life; die allgemeine Sitte der Kinder- und Frauenarbeit giebt bei ungünstigen Conjuncturen dem Fabrikanten die Möglichkeit einer weiteren Herabdrückung des Lohns und dies ist besonders insoweit schlimm, als es auf Kosten der Sittlichkeit des Familienlebens und der Zukunft der Kinder geschieht, deren Unterricht vernachlässigt, deren sittliche Entwicklung frühzeitig in den Fabriken vergiftet wird. Und die sittliche und geistige Förderung der künftigen Fabrikarbeiter ist doch die erste Voraussetzung für alle weitere Hebung des Arbeiterstandes.

Die Gräuel und Mißstände, die in England die Kinderarbeit hervorrief, waren besonders in den Nothjahren und in einzelnen Theilen des Landes, wo der Egoismus der Unternehmer alle Pflicht und alle vernünftige Voraussicht hintansetzte, ganz entsetzlich. Die Kinder waren schon im zartesten Alter sich selbst überlassen. In den Branntweinschenken fingen Frauen und Kinder an ebenso zahlreich zu erscheinen als die Männer. Die Familienbande lockern sich unter solchen Verhältnissen immer mehr, furchtbare Unwissenheit tritt an die Stelle des Unterrichts. Mädchen und Knaben kommen in zu frühe Berührung, arbeiten zusammen, werden in später Nacht aus der Fabrik entlassen. Die entsetzlichsten Dinge wurden aus den Kohlenbergwerken berichtet. Durch die zu niederen Eingänge konnten nur Kinder zum Theil unter 7 Jahren eindringen und mußten hier oft auf allen Vieren kriechend die Karren ziehen. Die meisten Arbeiter waren nur mit einem Hemde bekleidet, die Männer theilweise ganz nackt wegen der unterirdischen Wärme. Welche Gefahr für die sittlichen Zustände!

Bei solchen Dingen ist der Engländer zu praktisch, um noch weiter nach den allgemeinen Schlagwörtern der Tagesparteien zu fragen. Hier waren Zustände, denen abgeholfen werden mußte und konnte, trotz des allgemeinen Princips der wirthschaftlichen Freiheit, trotz der Behauptung der

[illegible] Egoismus der Einzelnen regulire [illegible]

[illegible] 1819 aber wurde sie [illegible] ausgedehnt.

[illegible] Flachs-, Seiden- [illegible] Jahren nicht des Nachts und nicht [illegible] Jahren dürfen nur [illegible] Arbeitsstunden sollen nach [illegible] unter 13 Jahren [illegible] bei den Kindern [illegible] 2 Stunden Zeit bleiben. [illegible] Einhaltung der Vorschri[illegible] und Details geben die Gesetze [illegible] Im Anfang waren die [illegible] wie der einigen Jah[illegible] über das Gesetz von 1833. [illegible] den günstigen Erfolg [illegible] der Kinder, die größere [illegible] körperlich und geistig [illegible] den Fabrikanten selbst [illegible] in Fabriken arbeiten. [illegible] britischen Baum[illegible] 1856 nur 64. [illegible] nicht jede Arbeit von [illegible] verbunden mit gutem Un[illegible] Erziehung für solche Kinder [illegible] zu lernen haben.

[illegible] so schlimm war [illegible] Gesetze hierüber ne[illegible] Verhältnissen wären sie ja [illegible] bringen sie stets [illegible] auf dem Continent nicht ganz zu um[illegible] 1841, 1848 und 1851 sind ähnlich [illegible] eine Beschränkung der Arbeitszeit [illegible] schwer zu handhaben ist, da die Ver[illegible] männlichen Arbeitern kann [illegible] für sich selbst zu sorgen. In [illegible] Verordnung vom 6. April 1839 und [illegible] Verordnung vom 15. Januar [illegible] Grundlagen. Auch in der freien Schweiz

haben die furchtbaren Mißstände, welche die Fabrik-Commission in Zürich enthüllte, dort zu dem Gesetze vom 24. October 1859 geführt. Im Canton Glarus wurde erst neuestens die Kinderarbeit gesetzlich regulirt.

Die Gräuel in den Kohlenbergwerken wurden in England ebenfalls durch die Gesetzgebung, sogar — wie Roscher erzählt — etwas rasch und gewaltsam abgestellt. Dann hat das Parlament die Einführung besserer Fabrikessen durch Geldstrafen erzwungen, wodurch allein in Manchester — wohl hauptsächlich unter den arbeitenden Classen — wöchentlich 10,000 Pfd. Sterl. an Kleidung, Wäsche und Waschlohn erspart werden soll, abgesehen von dem Vortheil für die Gesundheit der Arbeiter. Ferner gehören hierher die polizeilichen Beschränkungen über gehörige Ventilation und Beschaffenheit der Fabrikräume. Das neueste englische Gesetz der Art, an act for the extension of the factory acts vom 25. Juli 1864, bezieht sich auf Fabriken, in welchen irdene Waaren, Zündhölzer, Zündhütchen, Pulverpatronen, Tapeten und dergleichen verfertigt werden. Unter Androhung bedeutender Strafen wird den Fabrikanten die Reinigung und Lüftung der Fabrikräume zur Pflicht gemacht, die Bestimmungen über Kinder- und Frauenarbeit auf sie ausgedehnt und die Einnahme der Mahlzeiten in den Fabrikräumen verboten. Für passend hält Roscher auch eine polizeiliche Aufsicht über die Fälschungen der Fabrikuhr und der Fabrikwage, die im Interesse des Unternehmers vorkommen sollen. Wohl sollten verständige Lohnherren einsehen, daß eine solche Ausnutzung und Mißhandlung des Arbeiterstandes ihnen selbst auf die Dauer schadet; aber je roher und unsittlicher der Fabrikant oder der Arbeiter ist, desto weniger denkt er an die Zukunft. Und so kann eine rechtliche oder polizeiliche Hülfe nothwendig werden, weil die sittliche fehlt.

Dies gilt besonders auch von dem bis zu dem gemeinsten Betrug sich steigernden Drucksystem. Um nämlich den nominellen Arbeitslohn noch weiter herabzudrücken, haben viele Fabrikanten übernommen, für die Lebensbedürfnisse ihrer Arbeiter zu sorgen, und liefern ihnen nun Lebensmittel, Kleider, oft auch Wohnungen in möglichst schlechter Qualität und zu möglichst hohem Preis. Je mehr gewissenhafte Fabrikanten in dieser Richtung, z. B. durch Beschaffung von guten und billigen Wohnungen, Gutes wirken können, desto mehr ist es zu beklagen, daß dieses Lieferungssystem so mißbraucht wurde, daß man neuestens in verschiedenen Ländern mit gesetzlichen Strafen und Verboten gegen dasselbe vorgehen mußte.

Schon der Umstand ist schlimm, wenn die Höhe des Lohns sich durch solche Lieferungen zu verbergen sucht. Nur in dem Lichte der Oeffentlichkeit und eines klaren allgemeinen Werthbewußtseins bringt die Concurrenz Segen. Der Werth bildet sich nur da billig und gerecht, wo sämmtliche

Philosophen und Nationalökonomen, der Egoismus der Einzelnen regulirt all' das selbst am Besten.

Schon 1802 befaßte sich das Parlament damit, 1819 aber wurde die factory act erlassen, später häufig verbessert und ausgedehnt.

Nach diesem Gesetze sollen in den Baumwollen-, Flachs-, Woll- und Seidenfabriken Personen unter 18 Jahren nicht des Nachts und nicht über 12 Stunden täglich arbeiten, Kinder unter 9 Jahren dürfen nur in Seidenfabriken angenommen werden. Die Arbeitsstunden sollen nach und nach verringert und von 1837 an soll kein Kind unter 13 Jahren über 9 Stunden täglich arbeiten. Für das Essen soll den Kindern stets mindestens 1½ Stunden, für den Schulbesuch 2 Stunden Zeit bleiben. Fabrikinspectoren überwachen die Fabriken, um die Einhaltung der Vorschriften zu sichern. Noch weitere Bestimmungen und Details geben die Gesetze von 1844, 1847, 1850, 1853, 1861 und 1864. Im Anfang waren die Klagen der Fabrikanten über diesen Eingriff groß, wie vor einigen Jahren die Klagen der preußischen Fabrikanten über das Gesetz von 1853, aber jetzt leugnet man in England die Billigkeit und den günstigen Erfolg der Gesetze nicht. Die geringere Anstrengung der Kinder, die größere Möglichkeit des Unterrichts und der Bildung haben körperlich und geistig größere Kraft unter den Arbeitern erzeugt, die den Fabrikanten selbst wieder zu Gute kommt. Die Zahl der Kinder, welche in Fabriken arbeiten, hat bedeutend abgenommen. So waren in der gesammten britischen Baumwollindustrie 1835 13 % der Arbeiter unter 13 Jahre alt, 1856 nur 6½. Muß das nicht den standart erhöhen? Natürlich ist nicht jede Arbeit den Kindern verderblich; mäßig, in gesunden Localen, verbunden mit gutem Unterricht, kann zeitige Arbeit sogar die beste Erziehung für solche Kinder sein, die in der Familie wenig Schönes und Gutes zu lernen haben.

Da diese Art der Ausbeutung der Kinder nirgends so schlimm war als in England, so waren auf dem Continent auch Gesetze hierüber weniger nothwendig — bei gesunden sittlichen Verhältnissen wären sie ja ganz überflüssig und Mißstände für den Geschäftsbetrieb bringen sie stets mit sich. Dennoch waren sie auch auf dem Continent nicht ganz zu umgehen. Die französischen Gesetze von 1841, 1848 und 1851 sind ähnlich wie die englischen, enthalten aber auch eine Beschränkung der Arbeitszeit für die erwachsenen Arbeiter, welche schwer zu handhaben ist, da die Verhältnisse zu wechselnd sind. Den erwachsenen männlichen Arbeitern kann wohl überlassen werden, in dieser Beziehung für sich selbst zu sorgen. In Deutschland beruhen die preußische Verordnung vom 6. April 1839 und das Gesetz vom 16. Mai 1853, die bayrische Verordnung vom 15. Januar 1840 und andere auf ähnlichen Grundlagen. Auch in der freien Schweiz

haben die furchtbaren Mißstände, welche die Fabrik-Commission in Zürich enthüllte, dort zu dem Gesetze vom 24. October 1859 geführt. Im Canton Glarus wurde erst neuestens die Kinderarbeit gesetzlich regulirt.

Die Gräuel in den Kohlenbergwerken wurden in England ebenfalls durch die Gesetzgebung, sogar — wie Roscher erzählt — etwas rasch und gewaltsam abgestellt. Dann hat das Parlament die Einführung besserer Fabrikessen durch Geldstrafen erzwungen, wodurch allein in Manchester — wohl hauptsächlich unter den arbeitenden Classen — wöchentlich 10,000 Pfd. Sterl. an Kleidung, Wäsche und Waschlohn erspart werden soll, abgesehen von dem Vortheil für die Gesundheit der Arbeiter. Ferner gehören hierher die polizeilichen Beschränkungen über gehörige Ventilation und Beschaffenheit der Fabrikräume. Das neueste englische Gesetz der Art, an act for the extension of the factory acts vom 25. Juli 1864, bezieht sich auf Fabriken, in welchen irdene Waaren, Zündhölzer, Zündhütchen, Pulverpatronen, Tapeten und dergleichen verfertigt werden. Unter Androhung bedeutender Strafen wird den Fabrikanten die Reinigung und Lüftung der Fabrikräume zur Pflicht gemacht, die Bestimmungen über Kinder- und Frauenarbeit auf sie ausgedehnt und die Einnahme der Mahlzeiten in den Fabrikräumen verboten. Für passend hält Roscher auch eine polizeiliche Aufsicht über die Fälschungen der Fabrikuhr und der Fabrikwage, die im Interesse des Unternehmers vorkommen sollen. Wohl sollten verständige Lohnherren einsehen, daß eine solche Ausnutzung und Mißhandlung des Arbeiterstandes ihnen selbst auf die Dauer schadet; aber je roher und unsittlicher der Fabrikant oder der Arbeiter ist, desto weniger denkt er an die Zukunft. Und so kann eine rechtliche oder polizeiliche Hülfe nothwendig werden, weil die sittliche fehlt.

Dies gilt besonders auch von dem bis zu dem gemeinsten Betrug sich steigernden Drucksystem. Um nämlich den nominellen Arbeitslohn noch weiter herabzudrücken, haben viele Fabrikanten übernommen, für die Lebensbedürfnisse ihrer Arbeiter zu sorgen, und liefern ihnen nun Lebensmittel, Kleider, oft auch Wohnungen in möglichst schlechter Qualität und zu möglichst hohem Preis. Je mehr gewissenhafte Fabrikanten in dieser Richtung, z. B. durch Beschaffung von guten und billigen Wohnungen, Gutes wirken können, desto mehr ist es zu beklagen, daß dieses Lieferungssystem so mißbraucht wurde, daß man neuestens in verschiedenen Ländern mit gesetzlichen Strafen und Verboten gegen dasselbe vorgehen mußte.

Schon der Umstand ist schlimm, wenn die Höhe des Lohns sich durch solche Lieferungen zu verbergen sucht. Nur in dem Lichte der Oeffentlichkeit und eines klaren allgemeinen Werthbewußtseins bringt die Concurrenz [illegible]. Der Werth bildet sich nur da billig und gerecht, wo sämmtliche

Philosophen und Nationalökonomen, der Egoismus der Einzelnen regulire all' das selbst am Besten.

Schon 1802 befaßte sich das Parlament damit, 1819 aber wurde die factory act erlassen, später häufig verbessert und ausgedehnt.

Nach diesem Gesetze sollen in den Baumwollen-, Flachs-, Wollen- und Seidenfabriken Personen unter 18 Jahren nicht des Nachts und nicht über 12 Stunden täglich arbeiten, Kinder unter 9 Jahren dürfen nur in Seidenfabriken angenommen werden. Die Arbeitsstunden sollen nach und nach verringert und von 1837 an soll kein Kind unter 13 Jahren über 9 Stunden täglich arbeiten. Für das Essen soll den Kindern stets mindestens 1½ Stunden, für den Schulbesuch 2 Stunden Zeit bleiben. Fabrikinspectoren überwachen die Fabriken, um die Einhaltung der Vorschriften zu sichern. Noch weitere Bestimmungen und Details geben die Gesetze von 1844, 1847, 1850, 1853, 1861 und 1864. Im Anfang waren die Klagen der Fabrikanten über diesen Eingriff groß, wie vor einigen Jahren die Klagen der preußischen Fabrikanten über das Gesetz von 1853, aber jetzt leugnet man in England die Billigkeit und den günstigen Erfolg der Gesetze nicht. Die geringere Anstrengung der Kinder, die größere Möglichkeit des Unterrichts und der Bildung haben körperlich und geistig größere Kraft unter den Arbeitern erzeugt, die den Fabrikanten selbst wieder zu Gute kommt. Die Zahl der Kinder, welche in Fabriken arbeiten, hat bedeutend abgenommen. So waren in der gesammten britischen Baumwollindustrie 1835 13 % der Arbeiter unter 13 Jahre alt, 1856 nur 6¼. Muß das nicht den standart erhöhen? Natürlich ist nicht jede Arbeit den Kindern verderblich; mäßig, in gesunden Locales, verbunden mit gutem Unterricht, kann zeitige Arbeit sogar die beste Erziehung für solche Kinder sein, die in der Familie wenig Schönes und Gutes zu lernen haben.

Da diese Art der Ausbeutung der Kinder nirgends so schlimm war als in England, so waren auf dem Continent auch Gesetze hierüber weniger nothwendig — bei gesunden sittlichen Verhältnissen wären sie ja ganz überflüssig und Mißstände für den Geschäftsbetrieb bringen sie stets mit sich. Dennoch waren sie auch auf dem Continent nicht ganz zu umgehen. Die französischen Gesetze von 1841, 1848 und 1851 sind ähnlich wie die englischen, enthalten aber auch eine Beschränkung der Arbeitszeit für die erwachsenen Arbeiter, welche schwer zu handhaben ist, da die Verhältnisse zu wechselnd sind. Den erwachsenen männlichen Arbeitern kann wohl überlassen werden, in dieser Beziehung für sich selbst zu sorgen. In Deutschland beruhen die preußische Verordnung vom 6. April 1839 und das Gesetz vom 16. Mai 1853, die bayrische Verordnung vom 15. Januar 1840 und andere auf ähnlichen Grundlagen. Auch in der freien Schweiz

haben die furchtbaren Mißstände, welche die Fabrik-Commission in Zürich enthüllte, dort zu dem Gesetze vom 24. October 1859 geführt. Im Canton Glarus wurde erst neuestens die Kinderarbeit gesetzlich regulirt.

Die Gräuel in den Kohlenbergwerken wurden in England ebenfalls durch die Gesetzgebung, sogar — wie Roscher erzählt — etwas rasch und gewaltsam abgestellt. Dann hat das Parlament die Einführung besserer Fabrikessen durch Geldstrafen erzwungen, wodurch allein in Manchester — wohl hauptsächlich unter den arbeitenden Classen — wöchentlich 10,000 Pfd. Sterl. an Kleidung, Wäsche und Waschlohn erspart werden soll, abgesehen von dem Vortheil für die Gesundheit der Arbeiter. Ferner gehören hierher die polizeilichen Beschränkungen über gehörige Ventilation und Beschaffenheit der Fabrikräume. Das neueste englische Gesetz der Art, an act for the extension of the factory acts vom 25. Juli 1864, bezieht sich auf Fabriken, in welchen irdene Waaren, Zündhölzer, Zündhütchen, Pulverpatronen, Tapeten und dergleichen verfertigt werden. Unter Androhung bedeutender Strafen wird den Fabrikanten die Reinigung und Lüftung der Fabrikräume zur Pflicht gemacht, die Bestimmungen über Kinder- und Frauenarbeit auf sie ausgedehnt und die Einnahme der Mahlzeiten in den Fabrikräumen verboten. Für passend hält Roscher auch eine polizeiliche Aufsicht über die Fälschungen der Fabrikuhr und der Fabrikwage, die im Interesse des Unternehmers vorkommen sollen. Wohl sollten verständige Lohnherren einsehen, daß eine solche Ausnutzung und Mißhandlung des Arbeiterstandes ihnen selbst auf die Dauer schadet; aber je roher und unsittlicher der Fabrikant oder der Arbeiter ist, desto weniger denkt er an die Zukunft. Und so kann eine rechtliche oder polizeiliche Hülfe nothwendig werden, weil die sittliche fehlt.

Dies gilt besonders auch von dem bis zu dem gemeinsten Betrug sich steigernden Drucksystem. Um nämlich den nominellen Arbeitslohn noch weiter herabzudrücken, haben viele Fabrikanten übernommen, für die Lebensbedürfnisse ihrer Arbeiter zu sorgen, und liefern ihnen nun Lebensmittel, Kleider, oft auch Wohnungen in möglichst schlechter Qualität und zu möglichst hohem Preis. Je mehr gewissenhafte Fabrikanten in dieser Richtung, z. B. durch Beschaffung von guten und billigen Wohnungen, Gutes wirken können, desto mehr ist es zu beklagen, daß dieses Lieferungssystem so mißbraucht wurde, daß man neuestens in verschiedenen Ländern mit gesetzlichen Strafen und Verboten gegen dasselbe vorgehen mußte.

Schon der Umstand ist schlimm, wenn die Höhe des Lohns sich durch solche Lieferungen zu verbergen sucht. Nur in dem Lichte der Oeffentlichkeit und eines klaren allgemeinen Werthbewußtseins bringt die Concurrenz Segen. Der Werth bildet sich nur da billig und gerecht, wo sämmtliche

[illegible] Sehr häufig wird der Preis [illegible] die wahren Quantitäten [illegible] durch die vermeintlichen. [illegible] Stellung aus dies klar [illegible] fähig und damit der un- [illegible] die nicht auf der [illegible] vorgespiegelten Größe von [illegible] Gefühl dieser Lage her- [illegible] trades-unions) entstehen, [illegible] Fabrikanten unter sich, die [illegible] wenigstens einigermaßen ein [illegible] ihren Lohn zu verhan- [illegible] Aber nicht nur sahen die [illegible] Regierungen hierin meist ein [illegible] glaubten, die Ar- [illegible] strikes, indem sie [illegible] verbrauchen, ohne [illegible] Einmal ist es eine [illegible] jede Verabredung zu gestat- [illegible] und dann haben diese [illegible] Es wurden Tausende [illegible] mögen oft zu unpassen- [illegible] nach den bestehenden Quantitäten [illegible] haben: aber auf die [illegible] Concentration, durch [illegible] Bewußtsein [illegible] mit der concentrirten und [illegible] in Kampf zu treten. Die Kräfte sind [illegible] der Arbeiter vor Uebervortheilung aus Unwis- [illegible] Unmotivirte Arbeitseinstellungen haben [illegible] es stehen neuestens fast durchaus die sittlich [illegible] Arbeiter an der Spitze der trades- [illegible] Die Commission der Glasgower Gesellschaft für Socialwissen- [illegible] hierüber, sie sei Anfangs selbst des Glaubens gewesen, [illegible] Verbindungen Abneigung und Uebelwollen zwischen Herren und [illegible] aus der Geschichte aller Arbeitseinstellungen aber, [illegible] habe sie die Ansicht gewonnen, daß die Verbindun- [illegible] die Arbeitseinstellungen nicht zu befördern, son- [illegible] entgegen zu wirken. Die intelligenten Führer solcher Verbin- dungen bildeten ein geeignetes Organ der Vermittlung zwischen Arbeitern

und Unternehmern und verhüteten auf diese Weise, daß Mißverständnisse zu Streitigkeiten ausarteten und schließlich in Arbeitseinstellungen endigten. Die trades-unions trügen häufig auch dadurch zur Hebung des Arbeiterstandes bei, daß sie nur notorisch solide und tüchtige Arbeiter aufnehmen.

Unter diesen Umständen ist es sicherlich das einzig Richtige, die trades-unions gesetzlich zu erlauben, wie es jetzt in England geschieht, soweit sie nicht mit einem Zwang für Nichttheilnehmer auftreten. In den Continentalstaaten dagegen hat man sie meist noch verboten, doch sind sie hier auch seltener, da hier überhaupt und besonders in Deutschland die egoistische Ausnutzung und Bedrückung der Arbeiter geringer ist und der Gegensatz zwischen Lohnherren und Arbeitern die gehässige Spannung wie in England nicht erreicht hat. Die englischen trades-unions und die solche Zwecke maskirt verfolgenden friendly societies sind heute zu einer beinahe imponirenden Macht angewachsen. Die Edinburgh Review schätzt 1859 nicht weniger als 2000 mit 600,000 Mitgliedern, so daß etwa 2½ Millionen Menschen von ihnen abhängen. Unter sich stehen die einzelnen trades-unions wieder in verschiedenen, zahlreichen Verbindungen, um gemeinschaftlich zu handeln; 1854 vertheilten die feiernden Baumwollspinner zu Preston allein 97,000 Pfund Sterling.

Die allgemeinen Grundlagen von Lohn-Angebot und Nachfrage vermögen natürlich alle trades-unions der Welt nicht aufzuheben, aber sie vermögen gegen partiell ungerechte Uebervortheilung der Arbeiter in einem ungleichen Kampfe und damit gegen eine Herabdrückung ihres standart zu wirken. Wie wir in der Frage über die Kinderarbeit für wirthschaftliche Beschränkung waren, weil sie das allgemeine ethische Culturinteresse und damit auch in weiterer Instanz die wirthschaftlichen Interessen besser befördert, so sind wir in der Frage der trades-unions absolut für Nichteingriff der Staatsgewalt, wenn auch die rein ökonomische Production Anfangs und theilweise darunter leiden sollte, weil hier das Nichteingreifen die dauernde sittliche und ökonomische Besserung gewisser erreicht, als staatliche Verbote.

Aehnlich geht es mit allen jenen in dem mittelalterlichen Wirthschaftsbetrieb vorkommenden Beschränkungen, von denen man auch heute noch oft eine langsamere Vermehrung der Arbeiter und damit höheren Lohn, Steigerung der durchschnittlichen Lebensbedürfnisse der Arbeiter erwartet: wie zünftige Verfassung der Handwerke, Beschränkung der Niederlassung und der Eheschließung. Bei einfachen gleichmäßigen Verhältnissen konnte man noch hoffen, allgemeine Regeln zu finden, wodurch leichtsinnige Niederlassung oder Eheschließung unmöglich wird. Heute sind die Verhält-

[illegible] allgemeine Regel [illegible] Verhältnissen [illegible] Classen zu [illegible] Zeit [illegible] Dingen [illegible] auf den [illegible] gegenwärtigen [illegible] diesen [illegible] Beschränkungen.

[illegible] Beschränkun- gen [illegible] die unteren Classen mit ihnen trifft, während die oberen in diesen Dingen längst frei sind. Während der Handwerker noch jahrelang durch ungeschickte Zunftgesetze gehemmt war, hatte der Fabrikant ganz freie Hand, wurde überdies durch die Regierung selbst auf jede Weise gefördert durch Schutzzölle, durch Zollbefreiungen für Maschinen, durch zinslose Staatsanlehen oder Anlehen mit niederen Zinsen, durch Zinsgarantien und mannichfach Anderes. Die großen Grundbesitzer in England hatten in den Kornzöllen eine sie in hohem Grade begünstigende Staatsmaaßregel. Schwer lastet die Steuervertheilung in einzelnen Ländern auf den unteren Classen; wenn sie auch an den directen Steuern weniger leisten, zahlen sie an den indirecten verhältnißmäßig das Doppelte und Mehrfache; denn während der Reiche vielleicht 30—40 pCt. seines Einkommens oder noch weniger für die mit indirecten Steuern belasteten Waaren ausgiebt, verwendet der Arme 95—98 pCt. seines Einkommens für indirect besteuerte Artikel. Für die rechtlichen Formen der neuen Art großer Unternehmungen hat die Gesetzgebung schnell gesorgt, während in England die friendly societies und die Associationen lange darunter litten, daß die Gesetzgebung keine rechtlichen Formen für sie schuf, und auch in Deutschland hat erst neuestens die preußische Gesetzgebung in dem von Schulze-Delitzsch eingebrachten Entwurfe eines Gesetzes über die privatrechtliche Stellung der auf Selbsthülfe beruhenden Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften

einen Anlauf genommen, dem Associationswesen die so nothwendige rechtliche Grundlage zu geben.

Aus all' dem geht hervor, daß in dem Concurrenzkampfe der Fabrikant häufig gesetzliche Unterstützungen für sich hatte, die der Arbeiter entbehrte; mögen auch viele der genannten Maaßregeln dem Arbeiterstande indirect wieder zu Gute gekommen sein, so hat er jedenfalls so gut wie die höheren Stände das Recht, daß der Staat sich um ihn kümmere und ihn da stütze, wo er schwere Klippen zu überwinden hat. Nun hält zwar die Manchesterdoctrin jede staatliche und rechtliche Unterstützung, so weit sie nur Einzelnen oder einer Classe zu Gute kommt, für unberechtigt, erklärt solche Maaßregeln unter allen Umständen für Monopole und Privilegien; aber mit Recht hat man ihr entgegengehalten, daß sie dabei vergißt, wie die Bourgeoisie, die sie vertritt, wenigstens theilweise durch diese staatlichen Unterstützungen reich und wohlhabend geworden ist. Das Monopol fängt erst da an, wo es mit ungerechter Bedrückung für die anderen Classen verbunden ist, aber es ist da nicht vorhanden, wo es sich nur um eine gerechtfertigte Unterstützung eines kranken oder hülfsbedürftigen Gliedes auf Kosten des Ganzen handelt. Keine Staatsmaaßregel kann Allen gleichmäßig zu Gute kommen, sie betrifft immer zunächst Einzelne; was man verlangen kann, ist nur, daß die Maaßregel einen sittlich zu befördernden Culturzweck richtig befördere, ein Glied oder einen Zweck des Culturorganismus bis zu der ihn in Harmonie mit den übrigen Gliedern setzenden Erstarkung stütze; damit wollen wir nicht alle die genannten Maaßregeln, welche hauptsächlich den höheren Classen zu Gute kamen, vertheidigen, theilweise waren sie wirklich ungerechte Monopole, theilweise haben sie auch nur berechtigte Culturinteressen befördert. Aber wir halten es auch heute nicht für ein Monopol, d. h. nicht für ein verwerfliches Monopol, wenn niederere Einkommen bei der Einkommensteuer gar nicht oder etwas geringer belegt werden, wenn der Staat den Sparkassen und andern Anstalten zur Hebung der unteren Classen Steuerfreiheit gewährt; wenn er die Post — wie Gladstone gethan — in ihrer ganzen Verzweigung zu einer billigen Sparkasse für die Armen umgestaltet und ebenso Altersrenten und Lebensversicherungen gegen Einzahlung von kleinen Beiträgen an die Post für die unteren Classen übernehmen will, wie jetzt in England vorgeschlagen, weil die Alterskassen der Arbeiter zu schlecht verwaltet werden und die Privatversicherungsbanken nur den Mittelclassen zu Gute kämen; vor Allem aber halten wir es für keinen verwerflichen Staatseingriff zu Gunsten Einzelner, wenn der Staat für die Bildung und sittliche Hebung der Arbeiter große wirthschaftliche Opfer bringt. Gerade über diese letztere Frage, über die Sorge des Staats

für die Schule, sogar über den vom Staat auszuübenden Schulzwang ist man in Deutschland wenigstens so ziemlich einig. Hier stimmen auch unsere Manchesterpolitiker bei. Und doch ist auch diese Staatsthätigkeit ein tiefer Eingriff in den absolut freien Concurrenzkampf zwischen Arbeitern und Fabrikherren, ein ökonomisches Opfer der Gesammtheit, welches je nach der Anlegung der Schulgelder und dem Verhältniß der niederen zu den höheren Schulanstalten nicht allen gleichmäßig zu Gute kommt. Es ist eine Einmischung in das Innere der Familie, in die Verfügung und Freiheit der elterlichen Gewalt — es ist keine Selbsthülfe, es ist Staatshülfe. —

Die Gegner jeder Staatshülfe suchen nun dadurch ihre Inconsequenz zu rechtfertigen, daß sie sagen, es handle sich hier um Unmündige. Aber sind für diese der Vater und die Mutter nicht der natürliche Schutz und die berechtigten Erzieher? Jedoch wenn diese ihre Pflicht nicht thun? entgegnen uns die Politiker des Individualismus. Ganz richtig — antworten wir — das rechtfertigt eben die Staatshülfe und zeigt, wie in vielen Dingen der Staat als Vertreter der höheren sittlichen Interessen berechtigt ist, den Einzelnen zu seiner Pflicht zu zwingen, wenn dieser selbst nicht verständig oder sittlich genug ist, sie zu erfüllen, und wenn durch die Nichterfüllung zugleich der Culturentwicklung des Ganzen eine dauernde Gefahr droht. Es handelt sich überall in erster Linie darum, daß das sittlich Gute und ethisch Geforderte, soweit es zum Gedeihen des Ganzen nothwendig ist, geschehe, daß kein einzelner Zweck, keine einzelne individuelle Willkür das totale sittliche Culturleben störe und hindere. Wo die freie Sittlichkeit und Culturentwicklung nicht hinreicht, sind die allgemeinen sittlichen Mächte, die öffentliche Meinung, die Kirche zu Ermahnungen, die Gemeinde, der Staat zu einem Zwange berechtigt, der auch möglicherweise Opfer für den einen, Gewinn für den andern bringt. Der Staat ist immer zuletzt der oberste Appellhof, an den das sittliche Culturleben appellirt. Daß dieser Appellhof seine Gewalt vielleicht schon mißbraucht hat, daß es oft gut wäre, wenn der Proceß schon in den unteren Instanzen der Familie, der Gemeinde, der Sitte entschieden würde, die der Sache näher stehen, nimmt dem allgemeinen Princip seine Wahrheit nicht, wie unsere Individualitätspolitiker im Kampfe gegen den Polizeistaat oft meinen.

Das ist das innere Princip, auf dem die Pflicht des Staats — nicht allgemein, nicht für alle Zeiten und Völker, aber für unsere heutigen und gegenwärtigen Zustände beruht, — für die Bildung der untern Classen alles Mögliche zu thun. Der Arbeiterstand besitzt nicht sittliches Pflichtgefühl und nicht geistiges Verständniß genug, um einzusehen, daß dies der

Hauptweg zu seiner Hebung ist, und somit würde er ohne diesen Zwang einfach diese Hebung nicht erreichen. Der Mangel einer Gesetzgebung hierüber in England, die geringe oder ganz fehlende Schulbildung trägt nicht am wenigsten zu der theilweisen Rohheit und Versunkenheit der unteren Classen, zu der großen Kluft zwischen Arm und Reich in England bei.

Neben dem gewöhnlichen Schulunterricht sind hier noch die Zeichen- und Gewerbeschulen, die Fortbildungs- und Sonntagsschulen, die Fachschulen aller Art zu nennen, zu deren Besuch kein Zwang besteht, die aber durch verschwindend kleine Schulgelder gegenüber dem Aufwand zum Besuch anlocken und die besonders in Deutschland eine solche Entwicklung und solchen günstigen Einfluß gehabt haben, daß England und Frankreich anfangen, unsere dahin zielenden Anstalten zu studiren und nachzuahmen.

Bildung und Kenntniße, das sind die wahren Mächte, um die Arbeiter zu heben; der Arbeitslohn ist um so höher, je größer die erforderliche Bildung; je mehr die Maschine alle rein mechanische Arbeit übernimmt, desto mehr braucht man geistig und technisch gebildete Arbeiter. Die Bildung ist die Grundlage aller sittlichen Besserung, aller Freude an höheren Genüssen; Bildung und Kenntniße, persönliche Geschicklichkeit und Tüchtigkeit sind die Leiter, an der fortwährend Einzelne aus der beschränktesten Arbeiterstellung sich emporarbeiten zu den höchsten Spitzen der Gesellschaft, wie ja bekannt, daß die größten Fabrikanten Englands und des Continents diesen Weg gemacht haben. Georg Stephenson und der alte Peel, Borsig und Kramer sind diesen Weg gegangen und die Worte des Führers der deutschen Industrie auf dem letzten Handelstag, des Herrn v. Beckerath, sind geschichtlich geworden: „Meine Wiege hat am Webstuhl meines Vaters gestanden."

Man möge übrigens unsere Begründung der Staatseingriffe in diese Verhältniße nicht mißverstehen. Wir sind mit der allgemeinen Tendenz unserer Zeit, die ungerechtfertigten Eingriffe des Polizeistaats zurückzuweisen, die eigenmächtige Ausnutzung der Staatsgewalt durch eine privilegirte Aristokratie, wie im Feudalstaat, nicht mehr zu dulden, vollständig einverstanden, unsere ganze moderne Zeit und besonders unsere moderne Industrie beruht auf der kraftvollen und nicht allzu beengten Entwicklung der Individualität; aber die richtige Entwicklung der Individualität sieht Recht und Staat, besonders den constitutionellen Staat, der nicht als eine fremde Macht mit fremden Interessen der Gesellschaft gegenübersteht, sondern aus dem sittlichen Zusammenhang mit dem ganzen Volke herauswächst, gar nicht als Schranke und Hemmung an, sondern als äußere Leitfäden für das an sich Gute und Richtige, die stets insoweit

berechtigt sind, als sie dieses gegenüber unsittlichen Auswüchsen und falscher Entwicklung befördern. Soviel ist freilich richtig, daß sie gerade als blos äußere Hülfsmittel nicht allzusehr in's Innere dringen, daß sie das sittliche Leben — wenn es absolut verderbt ist, nicht umgestalten können. Darum werden in sinkenden Culturperioden alle äußeren Staatsmaaßregeln nichts mehr nützen und auch heute ist die richtige innere Durchbildung der Charaktere und aller Lebensverhältnisse unendlich wichtiger, als alle äußere Staatshülfe, die doch stets nur, wie Schule und Bildungsmittel, soweit wirklich hilft, als sie den inneren Menschen hebt und umgestaltet.

Wohin geht nun aber die ethische Auffassung und freie sittliche Gestaltung der wirthschaftlichen Lebensverhältnisse? Sie geht entfernt nicht dahin, den Dingen ihren specifischen Charakter zu nehmen, also die wirthschaftlichen Verhältnisse nicht mehr rein wirthschaftlich, sondern vermeintlich sittlich umzubilden. Vielmehr geht das gerade Hand in Hand, wenn man nur beide Gesichtspunkte richtig auffaßt. Es giebt keine ökonomische Handlung, die, wenn sie wirklich unsittlich, nicht auf die Dauer auch ökonomischen Schaden stiftete; und umgekehrt ist jede wirklich sittliche Handlung, jede den Verhältnissen und Umständen entsprechende That, auch ökonomisch, auf die Dauer und das Ganze gesehen, vortheilhaft, nur betrachten wir sentimentales Almosengeben z. B. und ähnliche Dinge gar nicht als sittlich, weil sie nicht das den Verhältnissen am besten Entsprechende sind. Eines freilich ist hierbei vorausgesetzt, daß man nicht auf den Augenblick, auf den Moment sehe, sondern daß man Alles, auch das Oekonomische, in dem Zusammenhange des ganzen Lebens auffasse. Interesse und Pflicht fallen stets nur dann aus einander, wenn man das Interesse als das des Augenblicks auffaßt.

Nirgends haben sich uns diese allgemeinen Wahrheiten mehr bestätigt, als gerade bei den Bemühungen, das Verhältniß zwischen Lohnherren und Arbeitern oder zwischen den höheren und niederen Classen in freier Weise sittlich umzugestalten und die Früchte, welche diese Bestrebungen an einzelnen Punkten wenigstens getragen haben, lassen hoffen, daß sie zu Fermenten werden, welche auch die übrigen widerstrebenden Theile in Fluß bringen.

Die Fabrikanten haben ein Interesse, den Lohn herabzudrücken — das ist nicht zu leugnen; viel wichtiger aber noch ist ihr Interesse, einen guten und fleißigen Arbeiterstand zu haben. Man übersieht gewöhnlich, welchen Einfluß die Qualität der Arbeit und der Arbeiter hat. Bei größerer Geschicklichkeit und Tüchtigkeit leistet sehr häufig ein Mann in England, wozu man in Deutschland zwei bis drei Arbeiter braucht. Un-

endlich viel Zeit und Lohn wird erspart, wenn man nicht beinah jedem Arbeiter einen Aufseher beigeben muß, um ihn zur Arbeit anzuspornen; nichts ist schädlicher, als häufiger Wechsel der Arbeiter, Trunkenheit und andere Laster, welche unzuverlässig und unordentlich machen. Ein tüchtiger Arbeiterstand wird also, auch wenn der Einzelne vielleicht doppelten Lohn erhält, doch oft noch eine Ersparniß für den Fabrikanten sein. Diesem wichtigeren dauernderen Interesse sollte also stets das Interesse der Lohnerniedrigung weichen, wo beide in Conflict kommen. Der eine Fabrikant sieht dies wirklich ein, der andere nicht, hat aber so viel sittliches Pflichtgefühl, doch gerade so zu handeln wie jener; es kommt ganz auf dasselbe hinaus — auf die Dauer gewinnen Beide, während ein Dritter, der nur das erste Interesse der Lohnerniedrigung rücksichtslos verfolgt, auf die Dauer verliert, wenn vielleicht auch erst nach Jahrzehnten oder in der folgenden Generation durch seine Söhne.

Am wichtigsten in dieser Beziehung waren die Bemühungen für bessere Wohnungen der Arbeiter, die in den vierziger Jahren ihren Anfang nahmen.*) Die Wohnungsfrage ist die Basis der Sittlichkeit der unteren Classen; von ihr hängt das Familienleben, Familiensitte und Familientugend ab; der Besitz und das Eigenthum einer eigenen Hütte macht den Proletarier zum Bürger, der verflochten ist mit den Interessen der bestehenden Ordnung. Sehr schön führt Lotze aus, wie das ökonomische Moment des eigenen häuslichen Heerdes das ganze menschliche Leben von der Tendenz, nur für den Moment zu wirken oder zu genießen, hinüberführt in den sittlichen Zusammenhang von Vergangenheit und Zukunft. Die Wände des Hauses, sagt er, umschließen ein neues Reich menschlichen Dichtens und Trachtens; in ihnen findet das neue aufwachsende Geschlecht eine Umfriedigung seines Daseins, erfüllt mit den Erinnerungszeichen der Eltern und Großeltern, mit deren dahin gegangenen Gestalten jetzt zum erstenmale das gegenwärtige Leben sich in einer unabgebrochenen Gemeinschaft fühlt und zu deren nachgelassener Arbeit jede Generation hinzubauend, umgestaltend und fortfahrend, ihren Beitrag hinzuzufügen vermag. In einem auf die Pariser Erfahrungen gestützten Bericht über die Folgen der Wohnungsnoth heißt es: es leuchte ein Strahl von Wohlsein in die Wohnung des unglücklichen Arbeiters und sogleich verändert sich Alles. In einer weniger ungesunden, stinkenden, nackten Wohnung werden neue Gedanken in ihm geweckt. Ein weniger abgenutztes Hausgeräthe und weniger schmutzige Kleider erzeugen in ihm eine früher unbekannte

*) Vergleiche R. Krämer, über Häuserbau-Genossenschaften, Arbeiterfreund Jahrg. II. Heft 2 und besonders abgedruckt als Vorlage für den volkswirthschaftlichen Congreß von 1864.

berechtigt sind, als sie dieses gegenüber unsittlichen Auswüchsen und falscher Entwicklung befördern. Soviel ist freilich richtig, daß sie gerade als blos äußere Hülfsmittel nicht allzusehr in's Innere dringen, daß sie das sittliche Leben — wenn es absolut verderbt ist, nicht umgestalten können. Darum werden in sinkenden Culturperioden alle äußeren Staatsmaaßregeln nichts mehr nützen und auch heute ist die richtige innere Durchbildung der Charaktere und aller Lebensverhältnisse unendlich wichtiger, als alle äußere Staatshülfe, die doch stets nur, wie Schule und Bildungsmittel, soweit wirklich hilft, als sie den inneren Menschen hebt und umgestaltet.

Wohin geht nun aber die ethische Auffassung und freie sittliche Gestaltung der wirthschaftlichen Lebensverhältnisse? Sie geht entfernt nicht dahin, den Dingen ihren specifischen Charakter zu nehmen, also die wirthschaftlichen Verhältnisse nicht mehr rein wirthschaftlich, sondern vermeintlich sittlich umzubilden. Vielmehr geht das gerade Hand in Hand, wenn man nur beide Gesichtspunkte richtig auffaßt. Es giebt keine ökonomische Handlung, die, wenn sie wirklich unsittlich, nicht auf die Dauer auch ökonomischen Schaden stiftete; und umgekehrt ist jede wirklich sittliche Handlung, jede den Verhältnissen und Umständen entsprechende That, auch ökonomisch, auf die Dauer und das Ganze gesehen, vortheilhaft, nur betrachten wir sentimentales Almosengeben z. B. und ähnliche Dinge gar nicht als sittlich, weil sie nicht das den Verhältnissen am besten Entsprechende sind. Eines freilich ist hierbei vorausgesetzt, daß man nicht auf den Augenblick, auf den Moment sehe, sondern daß man Alles, auch das Oekonomische, in dem Zusammenhange des ganzen Lebens auffasse. Interesse und Pflicht fallen stets nur dann aus einander, wenn man das Interesse als das des Augenblicks auffaßt.

Nirgends haben sich uns diese allgemeinen Wahrheiten mehr bestätigt, als gerade bei den Bemühungen, das Verhältniß zwischen Lohnherren und Arbeitern oder zwischen den höheren und niederen Classen in freier Weise sittlich umzugestalten und die Früchte, welche diese Bestrebungen an einzelnen Punkten wenigstens getragen haben, lassen hoffen, daß sie zu Fermenten werden, welche auch die übrigen widerstrebenden Theile in Fluß bringen.

Die Fabrikanten haben ein Interesse, den Lohn herabzudrücken — das ist nicht zu leugnen; viel wichtiger aber noch ist ihr Interesse, einen guten und fleißigen Arbeiterstand zu haben. Man übersieht gewöhnlich, welchen Einfluß die Qualität der Arbeit und der Arbeiter hat. Bei größerer Geschicklichkeit und Tüchtigkeit leistet sehr häufig ein Mann in England, wozu man in Deutschland zwei bis drei Arbeiter braucht. Un-

endlich viel Zeit und Lohn wird erspart, wenn man nicht beinah jedem Arbeiter einen Aufseher beigeben muß, um ihn zur Arbeit anzuspornen; nichts ist schädlicher, als häufiger Wechsel der Arbeiter, Trunkenheit und andere Laster, welche unzuverlässig und unordentlich machen. Ein tüchtiger Arbeiterstand wird also, auch wenn der Einzelne vielleicht doppelten Lohn erhält, doch oft noch eine Ersparniß für den Fabrikanten sein. Diesem wichtigeren dauernderen Interesse sollte also stets das Interesse der Lohnerniedrigung weichen, wo beide in Conflict kommen. Der eine Fabrikant sieht dies wirklich ein, der andere nicht, hat aber so viel sittliches Pflichtgefühl, doch gerade so zu handeln wie jener; es kommt ganz auf dasselbe hinaus — auf die Dauer gewinnen Beide, während ein Dritter, der nur das erste Interesse der Lohnerniedrigung rücksichtslos verfolgt, auf die Dauer verliert, wenn vielleicht auch erst nach Jahrzehnten oder in der folgenden Generation durch seine Söhne.

Am wichtigsten in dieser Beziehung waren die Bemühungen für bessere Wohnungen der Arbeiter, die in den vierziger Jahren ihren Anfang nahmen.*) Die Wohnungsfrage ist die Basis der Sittlichkeit der unteren Classen; von ihr hängt das Familienleben, Familiensitte und Familientugend ab; der Besitz und das Eigenthum einer eigenen Hütte macht den Proletarier zum Bürger, der verflochten ist mit den Interessen der bestehenden Ordnung. Sehr schön führt Lotze aus, wie das ökonomische Moment des eigenen häuslichen Heerdes das ganze menschliche Leben von der Tendenz, nur für den Moment zu wirken oder zu genießen, hinüberführt in den sittlichen Zusammenhang von Vergangenheit und Zukunft. Die Wände des Hauses, sagt er, umschließen ein neues Reich menschlichen Dichtens und Trachtens; in ihnen findet das neue aufwachsende Geschlecht eine Umfriedigung seines Daseins, erfüllt mit den Erinnerungszeichen der Eltern und Großeltern, mit deren dahin gegangenen Gestalten jetzt zum erstenmale das gegenwärtige Leben sich in einer unabgebrochenen Gemeinschaft fühlt und zu deren nachgelassener Arbeit jede Generation hinzubauend, umgestaltend und fortfahrend, ihren Beitrag hinzuzufügen vermag. In einem auf die Pariser Erfahrungen gestützten Bericht über die Folgen der Wohnungsnoth heißt es: es leuchte ein Strahl von Wohlsein in die Wohnung des unglücklichen Arbeiters und sogleich verändert sich Alles. In einer weniger ungesunden, stinkenden, nackten Wohnung werden neue Gedanken in ihm geweckt. Ein weniger abgenutztes Hausgeräthe und weniger schmutzige Kleider erzeugen in ihm eine früher unbekannte

*) Vergleiche R. Krämer, über Häuserbau-Genossenschaften, Arbeiterfreund Jahrg. II. Heft 2 und besonders abgedruckt als Vorlage für den volkswirthschaftlichen Congreß von 1864.

Vorstellung von Reinlichkeit. Mit der Gewohnheit der Reinlichkeit entwickelt sich die Ordnung; der Arbeiter will den Anblick einer Wohnung, die dem Auge zu schmeicheln anfängt, worin er sich zu gefallen gelernt hat, erhalten. Deshalb spart er jetzt und zieht sich etwas von den früheren Vergnügungen ab, deren er bedurfte, um eine hoffnungslose Existenz zu ertragen; er giebt eine kurze rauschende Lustbarkeit auf, um sich die ruhige, aber reelle und dauerhafte Befriedigung zu verschaffen, welche eine angenehme bequeme Häuslichkeit gewährt. Mit dem Verlassen der schmutzigen Genüsse und der Unreinlichkeit erhebt er sich auch innerlich zu edleren Begriffen. Er kehrt des Abends gerne in seine Wohnung zurück, er freut sich seiner Frau, die er hier findet. Die Kinder, welche früher eine Last waren, gewähren dem häuslichen Heerde eine neue Anziehungskraft. Man fesselt sich an seinen Heerd, weil man hier Alles findet, was man liebt; man sucht ihn zu verschönern, Alles für denselben zu erlangen. Es entsteht ein neuer Eifer und doppelte Kräfte zur Arbeit. Man wird empfänglicher für Bildung, Kenntnisse, Religion, für die großen Interessen des Staats und der Gesellschaft.

Das Bedürfniß einer guten, wo möglich eigenen Wohnung erhöht den standart of life mehr als alles andere, trägt am nachhaltigsten zur sittlichen und geistigen Hebung der unteren Classen bei. Nur darf natürlich dieser Genuß dem Arbeiter nicht als Almosen, als Geschenk dargebracht werden, sonst schätzt er ihn nicht; er muß ihn sich erarbeiten, sich selbst verdanken — aber ohne Hülfe und Anstoß der Besitzenden geht es doch nicht. Die Privatspeculation genügt dem Bedürfnisse nicht; das hat sich überall gezeigt. Die Gemeinden, Vereine von Fabrikanten und Capitalisten müssen das Capital dazu aufbringen, zuerst die Wohnungen bauen, die Arbeiter so nach und nach an dieses Bedürfniß gewöhnen, nöthigenfalls zuerst nur geringe Zinsen von dem so angelegten Capital erwarten, ihnen den Ankauf durch kleine Zuschläge zum Miethszins erleichtern. Ist dann einmal das richtige Bedürfniß geweckt, so trägt bald auch das angelegte Capital seine vollen Zinsen.

In England hatte die Choleraepidemie und überhaupt die Noth der arbeitenden Classen von 1837—45 die allgemeine Aufmerksamkeit auch auf die elenden Wohnungen mit den traurigen Folgen der Unreinlichkeit, der Kränklichkeit, des gestörten Familienlebens, der Unsittlichkeit, der kurzen Lebensdauer, welche die Familien zu der Zeit oft ihres Oberhauptes beraubten, da sie desselben am meisten bedurften, gelenkt. Die amtlichen Berichte der Poor-law-commissioners klärten die öffentliche Meinung und das öffentliche Gewissen über diese Dinge erst recht auf, wie denn überhaupt diese englische Art der Staatsthätigkeit in vielen Fällen absolut

nothwendig ist, um der Gesetzgebung, der öffentlichen Meinung, der Presse, der freien Thätigkeit der Vereine die richtige Grundlage und den richtigen Ausgangspunkt zu geben. Gesetze erfolgten, um den englischen Gemeinden größere Befugnisse zu verleihen, in der Wohnungsfrage zu interveniren, um die common lodginghouses, die großen Arbeiterlogierhäuser, einer öffentlichen Aufsicht zu unterwerfen, um erleichterte rechtliche Formen für die Gesellschaften, welche Arbeiterhäuser bauen, einzuführen, um den Bau der Wohnungen von Abgaben zu befreien und diejenigen, welche die Erlaubniß erhalten, aus gemeinnützigen Rücksichten Arbeiterquartiere einzureißen, zu zwingen, an die Stelle dieser wieder andere zu bauen. Alle diese Staatsmaaßregeln waren von großem Erfolg, wie auch die Sorge, welche Prinz Albert der Sache widmete, der besonders durch Ausarbeitung und Ausstellung von Modellen, Plänen und Beschreibungen von Arbeiterwohnungen der Bewegung eine bedeutenden Impuls gab. Von noch größerem Erfolg aber waren die Bemühungen der großen Vereine und einzelner Privaten. Großes in Erbauung passender Arbeiterwohnungen für Einzelne und Familien leisteten die Londoner metropolitan association for improving the dwellings of the industrious classes (1842), die society for improving the condition of the labouring classes (1844), welche zahlreiche Nachfolger in den verschiedensten englischen Städten fanden; dann einzelne große Grundbesitzer, wie der Herzog von Bedfort, der 70,000 Pfd. Strl., der Herzog von Northumberland, der 100,000 Pfd. Strl. für Erbauung von Arbeiter- und Pächterwohnungen ausgab, und einzelne große Fabrikanten, Bergwerks-, Hüttenbesitzer, Eisenbahngesellschaften. Später hat hauptsächlich die Beimischung eines politischen Interesses der Sache einen bedeutenden Aufschwung gegeben, wie ja leider auch bei uns so oft die politischen Interessen über die socialen, die Formen über den Kern der Dinge gestellt werden. Da ein Haus und Grundstück Wahlrechte giebt, so bildeten sich auf beiden Parteien die sogenannten land- und building societies, die kleine Wohnungen und Grundstücke im Großen, d. h. also unendlich billiger ankaufen und bauen und sie gegen Bezahlung der Kosten in kleinen Raten und Beiträgen an Arbeiter und ärmere Leute überhaupt, an die sogenannten freeholders, ablassen. Die Politik hat die Sache angeregt, große Fabrikanten, wie besonders Edward Akroyd in Yorkshire, haben thätigen Antheil genommen; jetzt ist die Bewegung so bedeutend geworden, daß die arbeitenden Classen selbst sie weiter tragen und ausdehnen. Huber erzählt, welche Verdienste in dieser Beziehung theilweise einzelne tüchtige Arbeiter haben. Jer. Taylor, ein früherer Arbeiter, wurde zu einem der Hauptführer der ganzen Bewegung. In der interessanten Rede, die Huber von ihm mit-

theilt, ist hauptsächlich hervorgehoben, wie es nicht der geringe Lohn sei, was den Arbeiter drücke, sondern seine Genußsucht; statt wöchentlich seinen Schilling in die Vereinskasse zu tragen und in einiger Zeit dafür auf eigenem Heerd und Haus zu sitzen, vertränken die Meisten lieber diesen Schilling. Man hat berechnet, ruft er den Arbeitern zu, daß die Arbeiter von Birmingham jährlich 30,000 Pfd. Strl. vertrinken, rechnet man das nur für ein Menschenalter, so könnte man die halbe Stadt dafür neu bauen. — Es sollen jetzt 2000 solcher building societies mit einem eingezahlten Capital von acht Mill. Pfd. Strl. in England bestehen.

In Deutschland war es die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft, welche unter dem wirksamen und activen Protectorat des jetzigen Königs von Preußen die Wohnungsfrage zuerst in die Hand nahm, und welcher in den meisten größern Städten ähnliche gemeinnützige Gesellschaften oder auch einzelne Fabrikanten nachfolgten. Die Schweiz ist auch hierin, wie in Allem, wo es sich um großartige Opfer für das Gemeinwohl handelt, weit voran. Weniger zeichnen sich die Niederlande und Belgien durch den ausgedehnteren Bau von Arbeiterwohnungen aus; aber eine dort — zuerst in Gent — eingeführte Maaßregel verdient erwähnt zu werden, da sie nach allgemeiner Erfahrung sehr förderlich auf die Reinlichkeit und Besserung der Arbeiterwohnungen gewirkt hat, nämlich die Einführung von Prämien, bestehend in Möbeln und Geräthen für Familien, die ihre Häuser und Zimmer gut und reinlich halten. Die Grundlage bildet die polizeiliche Untersuchung der Arbeiterquartiere. In Frankreich hat sich Louis Napoleon selbst für die Sache interessirt, und die von Huber beschriebene cité Napoléon, eine Art großer, aber gut geleiteter Arbeitercasernen in Paris, gegründet. Aber auch außerdem wurden in Paris und anderen großen Industriepunkten von Privaten und Gesellschaften Arbeiterwohnungen gebaut. Ein Gesetz von 1850 beauftragte die Gemeinden, die Sache in die Hand zu nehmen oder anzuregen. Am besten sind die Bemühungen in Mühlhausen gelungen, bei denen wir um so eher einen Augenblick verweilen können, als wir uns im Uebrigen auf das Detail über Art und Anlage, über Wahl von Einzelwohnungen oder großen Gebäuden, über die Rentabilität, die Preise, den Modus der Bezahlung von Miethe und Kaufgeld nicht näher einlassen können.

Die vielgenannte cité ouvrière in Mühlhausen verdankt ihre Entstehung hauptsächlich dem ersten der dortigen Fabrikanten, Jean Dollfus, der bei allen wirthschaftlichen Bewegungen Frankreichs, so jetzt auch bei der Freihandelsbewegung, an der Spitze steht und nicht nur nach den Millionen seines Vermögens, sondern noch mehr durch seine edle Humanität, durch seine unermüdlichen Bemühungen für das Wohl der arbei-

tenden Classen, durch das Gewicht seines Beispiels und seines Rathes, den der Kaiser selbst oft sucht, einer der ersten und einflußreichsten Bürger Frankreichs ist. Er gründete die Gesellschaft zu Erbauung der Arbeiterwohnungen, brachte das Capital zusammen und veranlaßte die Regierung, sich mit einer Summe von 300,000 Fr. als subvention gratuite und einer Anleihe von 300,000 Fr. zu 5 pCt. zu betheiligen. Es wurden nun einzelne Häuschen je mit einem kleinen Garten gebaut; sie bilden ein besonderes Stadtviertel, das von Alleen durchzogen, mit Bädern, Waschanstalten, Restaurationen und einer Kleinkinderbewahranstalt versehen, den freundlichsten Anblick gewährt. Im Jahre 1862 waren es 618 derartige Häuschen; jährlich werden 50—80 neue gebaut. Welchen Erfolg die cité ouvrière hatte, geht aus Folgendem hervor. Noch im Jahre 1850, da Volz über die Mühlhauser Arbeiterbevölkerung berichtet, war dieselbe ziemlich verdorben und verwahrlost; heute ist sie der Stolz von ganz Frankreich. Im Anfang bezeugten die Arbeiter gar keine Lust, die Wohnungen durch monatliche Mehrzahlungen zu erwerben, so daß sie Dollfus, um die Arbeiter anzureizen — wie er mir selbst erzählte — zuerst ziemlich unter den Kosten abließ. Nach und nach aber ist die Sache gelungen; die besten und tüchtigsten Arbeiter begannen; der Wunsch und das Bedürfniß nach einem solchen Eigenthum ist jetzt so erwacht, daß selbst entfernte Söhne jeden Groschen Ersparniß, besonders auch ihre militärischen Einstandsgelder nach Hause schicken, um zum Erwerb des von der Familie bewohnten Häuschens beizutragen. Von den 1862 erbauten 618 Wohnungen sind 538 verkauft. Welche Veränderung der ganzen socialen Frage, wenn in allen Arbeitern die gleiche Lust hienach erwachte, wenn sie sich nicht mehr entschlössen zu heirathen, bis sie sich die Zukunft einer Familie durch den Erwerb einer eigenen Wohnung und eines kleinen Grundstücks gesichert haben, wenn die volle Kraft ihrer besten Jugend- und Arbeitsjahre von diesem Gedanken und Ziele beherrscht wäre! Das ist eine wirksame Erhöhung der durchschnittlichen Lebensbedürfnisse, des standart of life. Auch in Mühlhausen ist es bis jetzt mehr nur die Elite der Arbeiter, die die cité ouvrière bewohnt und kauft; aber der Anfang ist gemacht, das Bedürfniß geweckt, die Sitten und die Reinlichkeit gebessert. Immer wird auch eine gewisse Zahl Arbeiter nicht in der Lage sein, eigene Wohnungen zu erwerben, weil ihr Verbleiben an demselben Orte zu unsicher ist. Aber das ändert an der Hauptsache nichts. Es giebt bei den Miethwohnungen einen analogen Fortschritt zur Besserung wie bei den eigenen; und wer seine Nachbarn in einer eigenen hübschen Wohnung sieht, wird wenigstens eine ähnliche Miethwohnung anstreben und schon hiemit ist viel gewonnen.

Auch sonst sind die Mülhauser Arbeiterverhältnisse ein wahres Muster. Die société industrielle der dortigen Fabrikanten hat selbst das Gesetz gegen den Kindermißbrauch in Frankreich bewirken helfen: die Sorge für Fabrikschulen, Alters- und Pensionskassen, für ein Arbeiterasyl, für öffentliche Bade- und Waschhäuser, wo das warme Wasser, das ohne Werth aus den Fabriken abläuft, benützt wird; die Sorge für gute und billige Lebensmittel, Kleidungsstücke, Möbel zu Engrospreisen — alles dies geht von Dollfus und anderen Fabrikanten aus.

Neuestens haben sich auf Dollfus' Anregung mehrere der ersten Häuser entschlossen, sämmtlichen Arbeiterfrauen, so oft sie Wöchnerinnen sind, drei Monate lang den vollen Lohn umsonst zu zahlen, wenn sie sich verbindlich machen, in dieser Zeit sich zu pflegen und nicht anderwärts harte Arbeit anzunehmen. Der Einfluß auf die Gesundheit und Kraft der Arbeiterinnen und der Kinder wird von Dollfus selbst sehr hoch angeschlagen, die Kindersterblichkeit hat sich unter diesen Verhältnissen um ein Viertel vermindert. Als ich mich erstaunt und bewundernd über alle diese Dinge aussprach, sagte mir Dollfus ganz einfach: ce n'est que notre devoir! — et notre intérêt, hätte er hinzufügen können. Denn bereits macht sich die Ueberlegenheit Mülhausens über Rouen und andere französische Fabrikorte, wo die Verrückung und Noth der Arbeiter täglich wächst, mehr und mehr geltend. Den besten Stamm Arbeiter in ganz Frankreich zu haben, das ist auch ein Capital, das Zinsen trägt, und zwar die allerreichlichsten. Ein Berichterstatter im Journal des Economistes sagt von den Mülhauser Fabrikanten als Schlußergebniß seiner Betrachtung: ils ont le goût, le calcul, l'invention, la juste prudence, la hardiesse suffisante, la persévérance, l'ardeur de la dignité, point de la jalousie; mais ils ont surtout le respect des hommes qu'ils emploient et leur devant leur fortune ils ont à coeur de ne rien négliger pour que les ouvriers soient comme eux, des chefs de famille honorables, des hommes de bonne santé, de bon coeur et de veritables citoyens!

Das ist eine wahrhaft sittliche Gestaltung wirthschaftlicher Verhältnisse, die auch ökonomisch den besten Nutzen bringt. Das ist keine Hülfe, die im Gegensatz steht mit der Selbsthülfe, denn aller Zweck der Bemühungen ist, wie derselbe Berichterstatter sagt, nur der — das Gefühl der persönlichen Würde und Selbstverantwortlichkeit der Arbeiter zu heben.

Und man halte solche Zustände nicht für so sehr vereinzelt. Schon die Fabrik Robert Owen's in New-Lanark, die noch ganz nach den gewöhnlichen geschäftlichen Grundsätzen eingerichtet war und nur durch menschenfreundliche Behandlung der Arbeiter sich auszeichnete, ist ein hieher

gehöriges Beispiel. In vier Jahren hatte Owen durch seine Thätigkeit aus einer elenden gesunkenen Bevölkerung eine solche geschaffen, bei der Thätigkeit und Wohlhabenheit, Mäßigkeit und Strebsamkeit, gegenseitige Liebe und Verträglichkeit herrschten. Seine späteren, wirklich communistischen Versuche, die nicht so glücklich ausfallen konnten, haben leider auch diesen in unverdiente Vergessenheit gebracht. Doch giebt es auch heute noch in England Aehnliches.

Man trifft verschiedene Fabriken, die unter der Leitung ausgezeichneter Directionen viel für die Arbeiter gethan und zu ihrem eigenen Besten erreicht haben. Die große Lichterfabrik Price's patent candle company, von der Huber berichtet, beschäftigt 3000 Arbeiter und zwar meist Kinder. Mit ihren großen, freilich erst nach und nach eingerichteten Schulen und einer Kirche, mit ihren Spielplätzen und Gartenanlagen, mit ihren Spar- und Krankenkassen, mit ihrem Bildungsverein, ihren Speiseeinrichtungen für entfernt Wohnende, mit ihren regelmäßigen Landpartien und Theeabenden für die Kinder, mit dem Unterricht in den Haupthandwerken, den sie den Kindern nebenher geben läßt, mit den Kosten, die sie aufwendet, den ganzen Sommer über einzelne Abtheilungen der Kinder je vierzehn Tage in's Seebad zu schicken, mit den Prämien, die sie für gute und pünktliche Haltung austheilt — mit all' dem erscheint die Fabrik mehr wie ein großes Erziehungsinstitut, als wie ein industrielles Etablissement. Und doch ist sie eine einfache Lichterfabrik auf Actien unter der Leitung einiger edlen Menschenfreunde, der Gebrüder Wilson, die ausgezeichnete Geschäfte macht. Die Directoren müssen jährlich in einer Generalversammlung von 400 Actionären jede Ausgabe rechtfertigen. Daß die Actionäre alle auch den ökonomischen Gewinn dieser Ausgaben für die Kinder und Arbeiter einsehen, beweisen am besten die jährlichen neuen Verwilligungen für diese Zwecke, wie z. B. in dem Jahresbericht, der Huber vorliegt, 1200 Pfd. Strl. oder 14,400 Gulden zur Erweiterung und Handhabung dieser menschenfreundlichen Thätigkeit bewilligt wurden. „Die Leute, heißt es, arbeiten seit einiger Zeit, als ob es ihr eigenes Geschäft wäre," und Wilson sagt in seinem Bericht: „Hier nun muß ich einerseits meine feste und wohlbegründete Ueberzeugung als Geschäftsmann aussprechen, daß alle diese Ausgaben dem Geschäfte reichlich zum Vortheile gereichen; andererseits aber muß ich mein Unvermögen bekennen, den Betrag dieses Vortheils in bestimmten Punkten und Zahlen aufzuweisen." Die ethischen Imponderabilien sind eben auch in der Wirthschaft oft das Entscheidende. Dennoch führt Wilson noch verschiedene Punkte an, welche im Detail zeigen, wie die Ueberlegenheit der Fabrik gegenüber ihren Concurrenten auf der sittlichen Tüchtigkeit und Bildung

ihrer Arbeiter beruht. Von einer ganzen Reihe ähnli[illegible], besonders vereinzelt auf dem Lande gelegener Fabriken berichtet [illegible] Faucher, der große französische Minister und Nationalökonom in [illegible] Etudes sur l'Angleterre.

Sind dies nicht ideale Zustände? Ist durch die Prämien nicht eine Betheiligung der Arbeiter am Gewinn ohne Tragen des Risico von ihrer Seite gegeben? Man entgegne uns nicht, all' das hänge nur von einzelnen Persönlichkeiten ab. Tritt nicht das Gute und Neue stets zuerst durch einzelne Persönlichkeiten vermittelt in die Welt, während später vielleicht Millionen daran Theil nehmen? Und was zeichnet diese Persönlichkeiten aus? — eine rechte Idee von ihren Pflichten und ein rechtes Verständniß ihres eigenen Interesses. Es handelt sich um Fortschritte, die allgemeinen Eingang finden werden, sobald die Masse durch einige klare Beispiele eingesehen hat, daß hier rechte Pflichterfüllung auch die besten irdischen Renten trägt. Kurzsichtigkeit und Verblendung über das eigene Interesse machen es ja überhaupt nur nöthig, daß man Pflicht und Interesse unterscheidet. Auf höherem sittlichen Standpunkt, den nur der Mensch selten erreicht, fallen sie ja stets zusammen.

Die Betheiligung der Arbeiter am Geschäftsgewinn auf die angeführte Weise wird mit dieser Entwickelung so auch von selbst zu erreichen sein. Aus Frankreich sind schon aus den vierziger Jahren solche Betheiligungen bekannt. Der Häuseranstreicher Leclaire wußte seine 200 Arbeiter durch ähnliche Prämien und Gewinnantheile so sehr an Tüchtigkeit und Geschicklichkeit zu heben, daß er selbst versichert, die glänzendsten Geschäfte gerade hierdurch gemacht zu haben. Und das wurde in verschiedenen Fabriken nachgeahmt, z. B. in der Pariser Druckerei Dupont, wo ein Zehntel des Reingewinns an die guten schon lange in der Druckerei befindlichen Arbeiter vertheilt wurde. Die Druckerei prosperirte auf's Beste, so daß sich Dupont auch veranlaßt sah, Arbeiterwohnungen zu errichten, welche seinen Arbeitern eine Miethersparniß von 30—40 pCt. gegenüber den gewöhnlichen Pariser Preisen verschafften. Man hat oft behauptet, die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn sei nicht möglich, weil die Arbeiter das Risico nicht tragen könnten; das wäre aber nur nöthig bei einer Bezahlung durch eine Gewinnquote allein, nicht bei einer Verbindung von Lohn- und Gewinnquote. Eigentlich gehört schon der Stücklohn hierher, den alle tüchtigen Arbeiter wie die Fabrikanten vorziehen. Eine gesetzliche Regulirung einer Gewinnbetheiligung der Arbeiter ist nicht möglich, weil hierdurch eine allgemeine Ueberwachung und Maaßregelung des Gewerbebetriebs durch den Staat nöthig würde und allgemeine Regeln hierüber nicht denkbar sind, da in jedem einzelnen Fall erhöhte Tüchtig-

keit des Arbeiters verschieden zu dem Gesammteffect beiträgt. Je mehr aber die Maschine alle rein mechanische Arbeit übernimmt, je mehr bei aller Arbeit geistige und sittliche Qualitäten in Vordergrund treten, desto mehr muß der Fabrikant für gute Arbeiter besorgt werden, desto leichter wird er sich selbst entschließen, zu diesem Zwecke ihnen einen Gewinnantheil zuzuweisen. In Amerika ist das sogenannte Commissionssystem, d. h. die Verbindung von Zeitlohn und Gewinnquote, besonders da beliebt, wo man dem Arbeiter viel anvertrauen muß.

So lange der beschränkte Egoismus der Einzelnen, die nicht an die Zukunft denkende Hast, schnell und plötzlich reich zu werden, theilweise noch die Einzelfabrikanten abhält, sich in ähnlicher Weise für das Wohl der Arbeiter zu interessiren, fällt es hauptsächlich den Actiengesellschaften anheim, hier Bahn zu brechen. In ihrer Leitung machen sich häufig höhere weiter sehende Interessen geltend. Darauf haben früher schon Schäffle und Roscher hingewiesen und die Thätigkeit der erwähnten englischen Actienfabrik — wie auch z. B. der großen Actienspinnereien in Augsburg und anderer mir bekannter deutscher Actiengeschäfte bestätigen diese Behauptung. Mehr und mehr ist in den Prospecten der Actiengesellschaften eine ergiebigere Fürsorge für die Arbeiter zu finden; der richtige Gedanke tritt in den Vordergrund, sie selbst am Gedeihen des Geschäfts zu interessiren. Je mehr das von selbst geschieht, um so unnöthiger wird die auch schon vorgeschlagene Fürsorge des Staats, allenfalls in der Form von Concessionsbedingungen einen Theil der Dividende für die Kassen der Arbeiter in Anspruch zu nehmen. Wie weit auch in gewöhnlichen Privatunternehmungen Derartiges geschieht, ist schwerer nachzuweisen, doch kenne ich auch auf diesem Felde vielfach schöne Bemühungen gerade in Süddeutschland. In Berlin sollen die großen Etablissements von Borsig auch in dieser Beziehung sich auszeichnen. In der Schweiz habe ich unlängst besonders in den wunderbar schönen Thälern der Linth, wo sich Fabrik an Fabrik, Spinnerei an Spinnerei reiht, musterhafte Arbeiterverhältnisse getroffen. Neben einzelnen aber unbedeutenden Consumvereinen sind es vor Allem die Bemühungen der Fabrikanten — besonders des sogenannten Spinnerkönigs Kunz, des größten europäischen Einzelspinners, und die eigene sittliche Tüchtigkeit des Volksstammes, das politische Selbstbewußtsein jedes Einzelnen, welche hier Wohlstand und Fortschritt nach allen Seiten erzeugen. Die Fabrikthätigkeit begann in diesen Thälern durchaus mit den einheimischen Gebirgsfamilien, die auf kleinem Besitze wohl Zeit fanden, daneben in der Fabrik zu arbeiten. In Folge des guten Verdienstes aber haben sich sehr viele dieser kleinen Kuh- und Grundbesitzer so in ihren Verhältnissen gebessert, daß sie jetzt nicht mehr in die

Fabriken gehen und der Zuzug auswärtiger Arbeiter nöthig ist. Da die Fabriken sämmtlich isolirt stehen, so muß nun für die Wohnung dieser Arbeiter gesorgt werden; überall sind die Arbeiterwohnungen auf's schönste gelegen, sehr gut eingerichtet und werden von den Fabrikanten zu außerordentlich billigen Miethpreisen abgegeben. Für unverheirathete Arbeiter wird Kost und Logis monatlich zu 35 Fr. gereicht, während ein Spinner allein täglich 3 Fr., jährlich also mindestens 900—1000 Fr. verdient; Holz und Kartoffeln werden von der Fabrik zu den Engrospreisen den Arbeitern überlassen. Ueberall hat man den Eindruck, geistig und körperlich gesunde und glückliche Menschen vor sich zu haben, die auch in den untersten Kreisen mit Selbstvertrauen und Zufriedenheit der Zukunft entgegensehen.

Wie viel, selbst ohne besondere ökonomische Opfer zu bringen, in der Hand der Fabrikanten liegt, zeigt Roscher, wenn er sagt: „Nimmt der Fabrikant nur Arbeiter mit guten Zeugnissen an; hält er streng auf die sittliche Ordnung in seinen Werkstätten, so daß z. B. Zotenreißer, Trunkenbolde nachsichtslos entfernt werden; beschäftigt er in demselben Saale nur Personen desselben Geschlechts, also namentlich die Weiber nur unter weiblicher Aufsicht; überwacht er in Städten mit gebührender Sorgfalt die Schlafstellen der Arbeiterinnen, die so leicht zur Prostitution gemißbraucht werden; befördert er die Einlage des Lohns in gute Sparkassen; giebt er seinen Ermahnungen die unentbehrliche Folie des eigenen guten Beispiels, unterstützt ihn seine Familie durch warme Fürsorge für die Arbeiterfamilien, etwa bei Krankheiten, so geht Alles vortrefflich und die Fabrik wird sogar ökonomisch auf die Dauer Vortheil davon haben." Gute Fabrikordnungen und richtige Handhabung und Durchführung derselben sind äußerst wichtig für die allgemeinen sittlichen Verhältnisse.

Daß in Deutschland der Mittelstand mehr und mehr die Pflicht begreift, auf die Arbeiter zu wirken, beweisen am besten die zahllosen Arbeiterbildungsvereine, durch welche die ganze Arbeiterfrage wieder angeregt wurde. Sie verdanken ihr Entstehen, ihre Nahrung, ihre Ideen dem Mittelstand und es ist in unseren Augen gar kein Vorwurf, daß gerade auch die politischen Parteien sich bemühen, hierher Licht und Bildung zu verpflanzen. Mag eine einflußreiche Stellung hier und da zu politischen Zwecken mißbraucht werden, im Ganzen hat gerade die Fortschrittspartei Mäßigung und richtigen Tact darin gezeigt, daß sie in der Leitung der Arbeitervereine die Zwecke der Bildung und sittlichen Hebung vorerst voranstellte.

Noblesse oblige! dieses große Sittengebot sollte auch unsere neue Aristokratie des Besitzes und der Bildung nicht vergessen. Es giebt kei-

nen Besitz, kein Eigenthum, kein Recht, keine Stellung, keine Ehre in der Welt ohne Pflichten. Nichts hat das Individuum rein für sich, denn überall steht es verkettet in den solidarischen Zusammenhang des Ganzen, lebt und webt es in und durch diesen sittlichen Zusammenhang. Das vergißt unsere individualistische Welt nur zu oft, vergißt es um so leichter, als ihr täglich von kurzsichtigen Nationalökonomen gepredigt wird, der Individualismus und Egoismus führe überall allein zum rechten Ziel. Ja, das wahre Interesse thut es, aber wer kennt und befolgt das, wenn ihm die Idee der Pflichterfüllung abhanden gekommen ist — auch die Nationalökonomie kann die Fragen unserer Zukunft nur lösen, wenn sie getragen ist von dem Pathos einer sittlichen Weltanschauung. Je mehr die Fabrikanten und Arbeiter, die höheren und niederen Gesellschaftsclassen ihre gegenseitigen Verhältnisse auch vom Standpunkt der Pflichterfüllung auffassen, desto mehr wird sich der angebliche Widerstreit ihrer Interessen verlieren, desto mehr werden sie sich die Hand reichen in den Bemühungen, den Arbeiterstand nach allen Seiten hin zu heben. Mit den sittlichen und technischen Fortschritten wird die Leistungsfähigkeit des Arbeiters ebenso steigen, als seine Lebensbedürfnisse, sein standart of life, sein Lohn. Seine moralische Selbstbeherrschung wird die Concurrenz zu seinen Gunsten zu erhalten wissen, ohne daß der Fabrikant hierdurch leidet, in dessen Conto der Posten für Arbeit bei größerer Leistung des Einzelnen vielleicht noch sinkt — trotz des allgemeinen Steigens der Löhne.

Doch haben wir im Vorstehenden das wichtigste Mittel zur Besserung unserer Arbeiterverhältnisse noch außer Betracht gelassen — nämlich das Associationswesen. Diesem, so wie den theoretischen Grundlagen der Lassalle'schen Doctrin soll der folgende letzte Artikel gewidmet sein.

Gustav Schmoller.

Armee, Finanzen und Volkswirthschaft des Königreichs Italien.

Das von den Herren Cesare Correnti und Pietro Maestri in Turin herausgegebene „Statistische Jahrbuch," welches den Zeitraum von 1858 bis 1864 umfaßt, giebt bemerkenswerthe Aufschlüsse über die Armee, die Finanzen und die Volkswirthschaft des Königreichs Italien.

Von den italienischen Soldaten sagte Guicciardini, daß ihrer drei nicht einen spanischen Infanteristen werth seien. Günstiger urtheilte Napoleon I. über die italienischen Truppen: er prophezeite Italien eine große militärische Zukunft. Den Kern der italienischen Armee bildet das piemontesische Heer, seit 1850 das Werk des Generals Alphonso Lamarmora. Er gab demselben Disciplin und Solidarität zwischen Officieren und Soldaten und beseitigte die Privilegien des alten Regime's. Er lehrte den Soldaten nicht allein Turnen und Bajonnetfechten, sondern auch ganz besonders Lesen und Schreiben. In wenigen Jahren reducirten die Regimentsschulen die Zahl der Soldaten, die nicht lesen und schreiben konnten, auf den sechsten Theil der Armee. 1854 legte Lamarmora die Leitung des Kriegsministeriums nieder, um den Befehl über die auserwählten 20,000 Mann zu übernehmen, die im Krimkriege sich auszeichneten. Als der Krieg des Jahres 1859 ausbrach, stellte Piemont eine treffliche Armee von 48,000 Mann in's Feld. Es kamen zu derselben zuerst 3500, dann 5000 Alpenjäger unter Garibaldi. Später stellte Toskana 9500, Parma, Modena und Bologna 18,000, die Romagna 12,000 Mann. Diese „Armee der Liga" organisirte in wenigen Monaten General Fanti. Die neapolitanische Armee, welche 1859 85,000 Mann zählte, wurde großentheils entlassen, nur ein kleiner Theil derselben trat in die italienische Armee. Von der „Südarmee" Garibaldi's, welche 20,000 Mann mit 34 Geschützen stark war, wurden nicht völlig zwei Drittel der Officiere in die italienische Armee aufgenommen und führten derselben nützliche Elemente zu, persönliche Tapferkeit, Entschlossenheit, Schnelligkeit — Eigenschaften, welche sie in den Parteigängerkriegen ausgebildet hatten. Die Soldaten der Südarmee schieden fast alle aus: es blieben nur die Venetianer und Römer, die in ihre Heimath nicht zurückkehren konnten.

Zu Anfang des Jahres 1862 zählte die italienische Armee 255,000 Mann: 110,000 aus den alten Provinzen, 60,000 aus der Lombardei, 17,000 aus der Aemilia, 15,000 aus Toskana, 5000 aus Umbrien und den Marken, 48,000 aus Neapel und Sicilien. Allmählich mischen sich die Soldaten der verschiedenen Provinzen in den einzelnen Regimentern, die anfänglich Provinzialregimenter waren. Diese Armee ist in sieben große Corps getheilt, deren Sitze Turin, Mailand, Parma, Bologna, Florenz, Neapel und Palermo sind. Die Insel Sardinien hat noch ein besonderes Corps. An der Spitze eines jeden derselben steht ein „Armee-General."

Nach dem letzten Militärbudget soll die italienische Armee auf Friedensfuß 244,000 Mann umfassen: 161,000 Mann Infanterie in 84 Regimentern, 19,000 Mann Cavallerie, 18,000 Artillerie, 6500 Genie und Train, 22,000 Mann Verwaltungstruppen und Carabinieri (Gensdarmen); den übrigen Theil

bilden die Reserve- und Ergänzungstruppen. Diese Armee zählt 168 Generale. Bei dem Uebergang auf den Kriegsfuß soll die Armee ohne Vermehrung der Regimenterzahl nur durch Erhöhung des Effectivbestandes auf 378,000 Mann gebracht werden: 274,000 Mann Linieninfanterie, 30,000 Bersaglieri, 25,000 Mann Cavallerie, 31,000 Mann Artillerie, 6000 Genie- und 10,000 Train-Soldaten. Zu diesem Effectivbestande kommen die mobilisirbaren Nationalgarden in 220 Bataillonen Infanterie, jedes zu 625 Mann, also im Ganzen 137,000 Combattanten. Auch die 14,000 Zollwächter müssen im Kriegsfall unter den Befehl des Kriegsministers sich stellen.

Die Bildung der Contingente und der Reserven wird bestimmt durch das auf das ganze Königreich anzuwendende sardinische Gesetz vom 24. März 1854. Jedes Jahr werden auf 1000 Seelen der Bevölkerung zwei Conscribirte einberufen, was für das gesammte Königreich mit einer Bevölkerung von 22 Millionen Einwohnern ein jährliches Contingent von 45,000 Mann ausmacht, etwa den fünften Theil der jungen Leute, die jährlich zur Conscription sich stellen. Die in dieser „ersten Kategorie" Begriffenen sind eilf Jahre lang zum Militärdienst verpflichtet; die ersten fünf Jahre stehen sie beim Regiment; während der sechs letzten bleiben sie in ihrer Heimath unter der Bedingung, beim ersten Aufruf unter die Fahnen sich zu stellen. So besteht in Friedenszeiten die Armee aus den fünf letzten Aushebungen und in Kriegszeiten können die sechs vorangehenden, die nur vorläufig beurlaubt sind, einberufen werden. Zu dieser Reserve der „ersten Kategorie" kommt eine zweite. In jeder Ziehung bildet das zweite Fünftel der Conscribirten eine Aushebung „zweiter Kategorie." Nachdem diese Leute sechs Wochen hindurch die für einen Infanteristen nothwendige Unterweisung erhalten haben, werden sie in ihre Heimath entlassen, wo sie fünf Jahre lang zur Disposition des Kriegsministers bleiben. Diese zweite Reserve kommt also an Zahl beinahe der ersten gleich. Sie entspricht dem früheren preußischen Institut der „Landwehrrekruten." Die Specialwaffen, die ausgebildete Soldaten erfordern, die Bersaglieri, die Cavallerie, die Artillerie, das Genie und der Train haben keine Reserven zweiter Kategorie.

Bemerkenswerth ist die verhältnißmäßig sehr geringe Stärke der Cavallerie. Die Cavallerie macht nur etwa 7 Procent der gesammten Armee aus, während in der französischen Armee die Cavallerie beinahe 17 Procent beträgt. Auch die Artillerie ist verhältnißmäßig schwach. Auf 1000 Mann kommen 1¾ Kanonen, während auf dieselbe Zahl in Oesterreich 2¼, in Preußen 2½ und fast eben so viel in Frankreich kommen.

Für die Zubereitung des Kriegsmaterials bestehen drei große Arsenale in Turin, Florenz und Neapel; drei Kanonengießereien in Turin, Parma und Neapel; ein pyrotechnisches Laboratorium in Turin; drei Waffenfabriken in Turin, Brescia und Torra-Annunziata; zwei Pulverfabriken in Fossano und Scafati; eine Salpeterraffinerie in Genua und eine Pontonfabrik in Pavia.

Unter den Militärschulen sind die wichtigsten: die Akademie zu Turin, welche Officiere für die Specialwaffen ausbildet; die Generalstabsschule; die beiden Schulen von Ivrea und Modena für Infanterieofficiere; die Cavallerieschule zu Pignerol. Dazu kommen die Normalschule der Bersaglieri in Livorno

für Officiere und Unterofficiere; die Militärschulen von Asti, Modena, Parma, Florenz, Neapel und Palermo, welche für die Turiner Akademie vorbereiten; die beiden Bataillone von Soldatensöhnen in Naronnigi (Piemont) und in Maddaloni (Neapel), welche Unterofficiere ausbilden.

Die Kriegsmarine ist bis jetzt in bescheidenen Verhältnissen geblieben. Die italienische Flotte enthält ein Panzergeschwader von 12 Fregatten und 3 Corvetten mit zusammen 358 Kanonen; 14 Schraubenschiffe, unter ihnen den Re galantuomo mit 64 Kanonen; 9 Fregatten; 4 Corvetten mit zusammen 510 Kanonen; 15 kleine Rad-Corvetten und 10 Segelschiffe; 8 Schrauben-Kanonenböte, jedes mit 4 Kanonen. Im Ganzen hat die Flotte 1220 Kanonen. Dazu kommen 39 Transport- und Avisoschiffe. Das gesammte Flottenpersonal umfaßt nur 13,000 Mann, zu denen zwei Marine-Infanterie-Regimenter kommen. Die maritimen Streitkräfte Italiens sind in drei Bezirke getheilt: der erste, dessen Sitz Genua ist, umfaßt das Littorale von der französischen bis zur römischen Grenze; der zweite, mit dem Hauptsitz Neapel, erstreckt sich von der römischen Grenze bis zum Cap Leuca und schließt Sicilien in sich; der dritte, dessen Sitz Ancona ist, geht vom Cap Leuca bis zu den Pomündungen. Zwei Marineschulen in Genua und Neapel bilden Flottenofficiere aus, waren aber 1863 nur von etwa 40 Eleven besucht.

Die Finanzlage des neuen Königreichs war zuerst eine höchst bedenkliche. Zu Anfang des Jahres 1861 wurden ein Generalbudget für Nord- und Mittelitalien und zwei Specialbudgets für die Südprovinzen und Sicilien vorgelegt. Die Gesammtschuld betrug etwas über zwei Milliarden, von denen nur eine Milliarde von den alten Regierungen herrührte, während die andere der Periode der Kriege und der Annexionen angehörte. Das Jahr 1861 für sich ergab eine halbe Milliarde Einnahmen und eine Milliarde Ausgaben, vermehrte also die Schuld um eine halbe Milliarde. Man schritt damals zur ersten Anleihe. 1862 wurde ein einziges Budget für das gesammte Königreich aufgestellt: die Einnahmen waren nicht höher als im vorangehenden Jahre, die Ausgaben vermehrten sich um 100 Millionen. Nachdem man die Hülfsmittel einer Anleihe von 497 Millionen erschöpft, für 200 Millionen Domainengüter oder Rente veräußert hatte, blieb für die beiden Jahre 1861 und 1862 noch ein Deficit von 375 Millionen.

Abhülfe mußte geschaffen werden. Der Finanzminister Minghetti verlangt*) einen Zwischenraum von vier Jahren, von 1863 bis 1866, um den ausgetretenen Strom in sein Bette zurückzuleiten. Er theilt das Budget in ein Ordinarium und Extraordinarium. Durch eine Reihe sorgfältig eingeleiteter Ersparnisse vermindert er in den vier Jahren allmählich die furchtbare Kluft zwischen den ordentlichen Ausgaben und Einnahmen. Die außerordentlichen Ausgaben sind auf 100 Millionen jährlich beschränkt. Hiernach betragen die Mittel, welche der Minister während der vierjährigen Uebergangsperiode außerhalb der vorgesehenen Einnahmen sich verschaffen muß, 1 Milliarde 200 Millionen. Es sind dies die 375 Millionen, welche Ende 1862 als Deficit geblieben sind; 400 Millionen

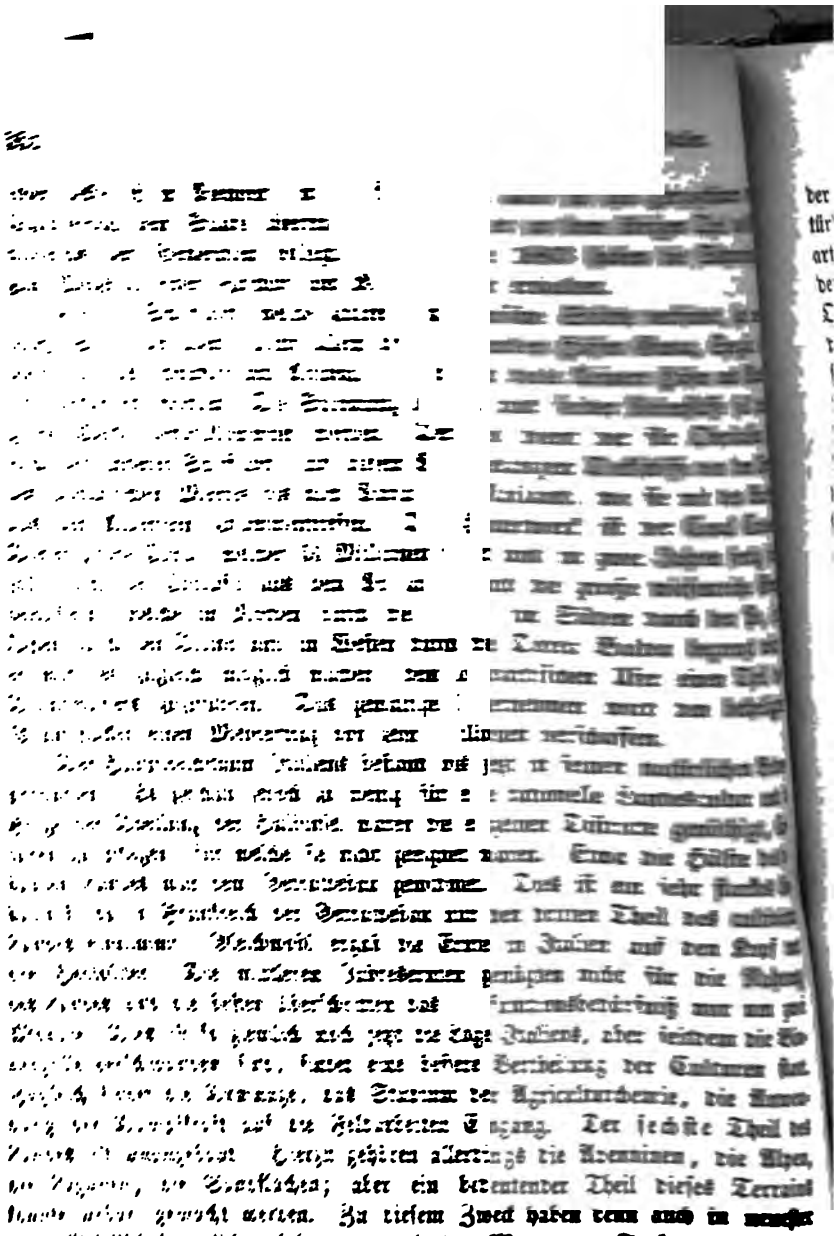
*) Wir bemerken, daß der obige Aufsatz vor dem Rücktritt Minghetti's geschrieben ist. A. d. R.

außerordentliche Ausgaben à 100 Millionen pro Jahr; endlich 425 Millionen, welche die Summe der abnehmenden Differenzen zwischen den ordentlichen Einnahmen und Ausgaben darstellen. Der Minister beschafft diese Summen, indem er eine zweite Anleihe von 700 Millionen macht, 150 Millionen Schatzbons ausgiebt, für 200 Millionen Domainengüter und für 150 Millionen Güter veräußert, welche der Kirchenkasse gehören. Einstweilen ist die Anleihe gelungen.

Ohne neue Steuern kann der Minister das erstrebte Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben nicht erzielen. Er hat zu dem Ende eine Einkommensteuer eingeführt, die 30 Millionen ergeben soll. Sie erstreckt sich auf die eingeschriebenen Renten, auf die Gehälter, Pensionen, kirchlichen Beneficien: sie wird bezahlt nach der freiwilligen Erklärung der Steuerpflichtigen, und wenn dieselbe ausbleibt oder nicht genügt, nach dem Gutachten einer aus fünf Mitgliedern bestehenden Commission, die in jeder Gemeinde eingesetzt ist. Minghetti hat ferner das Gesetz über die Ausgleichung der Grundsteuer allerdings nach heftigen parlamentarischen Kämpfen zur Annahme gebracht. Dieses Gesetz bringt den Ertrag der Grundsteuer von 90 auf 110 Millionen. Die Vertheilung der Steuer war merkwürdig ungleich; während die Neapolitaner und die Lombarden mehr als 30 Procent der Grundrente zahlten, steuerten die Toskaner nur 10 und die Piemontesen nur 7 Procent. Die beiden letzteren leisteten mit allen Kräften Widerstand: Ratazzi griff den Gesetzentwurf als Vertreter der piemontesischen Interessen an und der Baron Ricasoli eilte aus seiner Provinz herbei, um Toskana zu vertheidigen.

Das Gelingen der ministeriellen Finanzpläne wird wesentlich von dem Wachsthum des Nationalreichthums abhängen. Eins der ersten Bedürfnisse Italiens war, unverzüglich sich ein Eisenbahnnetz zu schaffen. Nur durch Eisenbahnen so wie durch Dampfschiffahrtslinien kann Italien den Mängeln seiner Configuration abhelfen, welche durch die römische Enclave bisher verschlimmert wurde. Aber die Natur des Bodens heischt große Opfer. Im Jahre 1859 hatte man kaum die große Linie von Susa nach Venedig mit der südlichen Abzweigung nach Piacenza vollendet; außerdem waren nur das kleine toskanische Netz und einige isolirte Anfangsbahnen vorhanden; es existirten im Ganzen 1472 Kilometer Eisenbahnen. Seitdem sind 1287 neue Kilometer dem Betrieb übergeben. Außerdem sind 4464 Kilometer Eisenbahnen im Bau begriffen oder decretirt und concessionirt. Im Jahre 1868 werden mehr als 8000 Kilometer im Betrieb sein, so daß auf 1000 Quadratkilometer Landes 24 Kilometer Eisenbahn kommen; eine sehr ansehnliche Ziffer, da in Frankreich die mittlere Zahl nur 17 Kilometer beträgt. Die beiden Köpfe des nördlichen Eisenbahnnetzes sind auf der einen Seite Piacenza, auf der andern Bologna. Von diesen beiden Punkten gehen zwei Parallellinien aus, die eine längs des tyrrhenischen, die andere längs des adriatischen Meeres; beide werden mit einander verbunden durch etwa zehn Querlinien, die durch die Apenninen mit großen Schwierigkeiten gelegt werden müssen. Dieses Bahnnetz kostet dem Staate gewaltige Opfer: die Garantie desselben erstreckt sich auf ein Capital von mehr als einer Milliarde und es wird befürchtet, daß diese Garantie mehrere Jahre hindurch effectiv sein wird.

Auch zahlreiche Chausseen baut der Staat. Durch das Gesetz vom 23. De-



Die Industrie Italiens, namentlich die Manufactur, befindet ſich noch in

Kindheit. Die Ausfuhr nach dem Auslande besteht fast nur aus den natürlichen Producten, die theils roh, theils sehr wenig bearbeitet sind. Haupt-artikel sind Rohseide und Rohhanf aus Piemont und der Lombardei; Reis aus den Poländern; Stroh aus Florenz; Bauholz aus den Alpen und Apenninen; Oel aus Neapel; Früchte, Weine, Schwefel, Farbstoff, Grapp, Steinsalz aus den neapolitanischen und sicilianischen Provinzen. Es mangelt jedoch eine sorgfältige und vollkommene Behandlung und Bearbeitung dieser Producte, wie sich dies namentlich bei der für Oberitalien so wichtigen Reiscultur zeigt. Nur durch künstliche Mittel konnte dieses Product der heißen Zone am Fuße der Alpen angebaut werden. Es erfordert große Sorgfalt, das zu kalte Wasser der Bergströme in künstlichen Behältern zu erwärmen, die Infiltrationen dieses erwärmten und wohlthuenden Wassers zu verhindern, dasselbe möglichst auszunutzen und von einem Reisfelde auf das andere zu leiten. Hat nun der Italiener durch diese Operationen einen vortrefflichen Reis gewonnen, so versäumt er oder kennt nicht die Mittel ihn zu säubern und bringt seine Waare in schlechtem Zustande auf den Markt. Aehnlich steht es mit dem natürlichen Schwefel Siciliens, mit welchem erfolgreich der künstliche Schwefel concurrirt, der in Marseille fabricirt wird. Verbesserungen der inneren Production würden dem italienischen Handel einen bedeutenden Aufschwung verleihen.

Dieser Handel hat von seinem alten Glanze viel verloren. Gleichwohl ist Italien eine der ersten Mächte, welche die Bahn des Freihandels eingeschlagen haben. Seit 1851 schloß Graf Cavour für Piemont mit den verschiedenen Nationen sechs besondere Handelsverträge ab, welche nach der Anerkennung des Königreichs Italien auf die ganze Halbinsel ausgedehnt wurden. Für den Handel derselben trat dadurch allerdings eine Krisis ein. Wenn man Toskana ausnimmt, wo die Grundsätze des Freihandels bereits zur Anwendung gekommen waren, so wurden überall die Eingangs- und Ausgangszölle plötzlich in einem ganz bedeutenden Verhältniß, oft um vier Fünftel, herabgesetzt. Gleichzeitig wurden alle Binnenzölle aufgehoben. Diese Krisis ist indessen jetzt überwunden; der kürzlich in Vollzug gesetzte französisch-italienische Handelsvertrag enthält die liberalste Tarification in Europa. Die Handelsmarine Italiens ist für die Handelsbedürfnisse mehr als genügend. Dieselbe enthält 11,000 Segelschiffe mit einem Gehalt von mehr als 650,000 Tonnen; sie zählt dagegen nur etwa 50 Dampfschiffe. Dieses Mißverhältniß hat seinen Grund darin, daß Italien an dem Heizungsmaterial, an der Kohle, Mangel leidet. Am bedeutendsten sind die Handelsbeziehungen Italiens zu Frankreich und England: dieselben machen etwa die Hälfte des italienischen Gesammthandels aus. Im Jahre 1861 betrug der Handel Italiens mit Frankreich etwa 318 Millionen Francs, die sich ziemlich gleichmäßig auf Einfuhr und Ausfuhr vertheilten. Der Handel mit England in demselben Jahre betrug 230 Millionen, von denen etwa fünf Siebentel auf die Einfuhr nach Italien kamen. Das Jahr 1862 ergiebt fast dieselben Zahlen. Italien hat aber auch sehr starke Handelsbeziehungen zu der Levante, in deren Hafenplätzen fast allgemein ein italienisches Patois gesprochen wird. Die italienischen Seeleute sind von allen Schiffscapitänen des Mittelmeers wegen ihrer Tüchtigkeit sehr gesucht. Von der Eröffnung des Suezcanals wird

tober 1859 ist in Piemont, in der Lombardei [illegible] Chausseebau dem Staate übertragen, während er in dem übrigen Theil des Königreichs den Gemeinden obliegt. Im Jahre 1863 haben die [illegible] zum Wegebau einen Zuschuß von 20 Millionen erhalten.

Für die Schiffahrt, welche zahlreiche italienische Städte verbindet, hat große Sorge getragen. Nicht allein die bedeutenden Häfen Genua, [illegible] vorno, Neapel, Brindisi und Ancona, sondern auch viele kleinere Häfen und [illegible] sind verbessert worden. Die Strömung des Po und seiner Nebenflüsse [illegible] große Werke vervollkommnet werden. Der Po dient der für Oberitalien wichtigen inneren Schiffahrt: auf diesem Wege gelangen Deckschiffe von [illegible] des adriatischen Meeres bis nach Pavia und Mailand, wo sie mit den [illegible] aus den Alpenseen zusammentreffen. Das Hauptwerk ist der Canal [illegible] Dieser große Canal, welcher 53 Millionen kostet und in zwei Jahren [illegible] soll, wird die Chiavelle aus dem Po laufen und die große wiesenreiche [illegible], welche im Norden durch die Alpen, im Süden durch den [illegible] und im Westen durch die Dorea Baltea begrenzt [illegible] möglich machen, dem lombardischen Ufer einen [illegible] zuzuführen. Das gewaltige Unternehmen wird den [illegible] einen Mehrertrag von zehn Millionen verschaffen.

Der Hauptreichthum Italiens bestand bis jetzt in seinen natürlichen [illegible] zu wenig für eine rationelle Landescultur [illegible] waren die einzelnen Districte genöthigt [illegible], für welche sie nicht geeignet waren. Etwa die Hälfte [illegible] war dem Getraidebau gewidmet. Dies ist ein sehr stark [illegible] der Getraidebau nur den dritten Theil des [illegible] Gleichwohl ergab die Ernte in Italien auf den [illegible] Die mittleren Jahresernten genügten nicht für die [illegible] die besten überschritten das Consumtionsbedürfniß nur [illegible] noch jetzt die Lage Italiens, aber seitdem [illegible] sind, findet eine bessere Vertheilung der Culturen [illegible], das Studium der Agriculturchemie, die [illegible] auf die Feldarbeiten Eingang. Der sechste Th[illegible] gehören allerdings die Apenninen, die [illegible] aber ein bedeutender Theil dieses [illegible] gemacht werden. Zu diesem Zweck haben denn auch in [illegible] sich gebildet und mit den Maremmen Toskanas [illegible] Privatmann, der Fürst Torlonia, hat die Austrocknung [illegible] unternommen und hofft dadurch 16,000 [illegible] zu gewinnen. Italien hat wenig Wiesen und daher [illegible] Rinder der Aemilia, die toskanischen Rac[illegible] weil sie isolirt oder in zu engen Räumen eingesc[illegible] wird mit Erfolg eine Kreuzung der einheim[illegible] Den zahlreichen Gestüten der Südprovinzen werden [illegible] zugeführt.

Die Industrie Italiens, namentlich die Manufactur, befindet sich n

der Kindheit. Die Ausfuhr nach dem Auslande besteht fast nur aus den natürlichen Producten, die theils roh, theils sehr wenig bearbeitet sind. Hauptartikel sind Rohseide und Rohhanf aus Piemont und der Lombardei; Reis aus den Poländern; Stroh aus Florenz; Bauholz aus den Alpen und Apenninen; Oel aus Neapel; Früchte, Weine, Schwefel, Farbstoff, Grapp, Steinsalz aus den neapolitanischen und sicilianischen Provinzen. Es mangelt jedoch eine sorgfältige und vollkommene Behandlung und Bearbeitung dieser Producte, wie sich dies namentlich bei der für Oberitalien so wichtigen Reiscultur zeigt. Nur durch künstliche Mittel konnte dieses Product der heißen Zone am Fuße der Alpen angebaut werden. Es erfordert große Sorgfalt, das zu kalte Wasser der Bergströme in künstlichen Behältern zu erwärmen, die Infiltrationen dieses erwärmten und wohlthuenden Wassers zu verhindern, dasselbe möglichst auszunutzen und von einem Reisfelde auf das andere zu leiten. Hat nun der Italiener durch diese Operationen einen vortrefflichen Reis gewonnen, so versäumt er oder kennt nicht die Mittel ihn zu säubern und bringt seine Waare in schlechtem Zustande auf den Markt. Aehnlich steht es mit dem natürlichen Schwefel Siciliens, mit welchem erfolgreich der künstliche Schwefel concurrirt, der in Marseille fabricirt wird. Verbesserungen der inneren Production würden dem italienischen Handel einen bedeutenden Aufschwung verleihen.

Dieser Handel hat von seinem alten Glanze viel verloren. Gleichwohl ist Italien eine der ersten Mächte, welche die Bahn des Freihandels eingeschlagen haben. Seit 1851 schloß Graf Cavour für Piemont mit den verschiedenen Nationen sechs besondere Handelsverträge ab, welche nach der Anerkennung des Königreichs Italien auf die ganze Halbinsel ausgedehnt wurden. Für den Handel derselben trat dadurch allerdings eine Krisis ein. Wenn man Toskana ausnimmt, wo die Grundsätze des Freihandels bereits zur Anwendung gekommen waren, so wurden überall die Eingangs- und Ausgangszölle plötzlich in einem ganz bedeutenden Verhältniß, oft um vier Fünftel, herabgesetzt. Gleichzeitig wurden alle Binnenzölle aufgehoben. Diese Krisis ist indessen jetzt überwunden; der kürzlich in Vollzug gesetzte französisch-italienische Handelsvertrag enthält die liberalste Tarification in Europa. Die Handelsmarine Italiens ist für die Handelsbedürfnisse mehr als genügend. Dieselbe enthält 11,000 Segelschiffe mit einem Gehalt von mehr als 650,000 Tonnen; sie zählt dagegen nur etwa 50 Dampfschiffe. Dieses Mißverhältniß hat seinen Grund darin, daß Italien an dem Heizungsmaterial, an der Kohle, Mangel leidet. Am bedeutendsten sind die Handelsbeziehungen Italiens zu Frankreich und England: dieselben machen etwa die Hälfte des italienischen Gesammthandels aus. Im Jahre 1861 betrug der Handel Italiens mit Frankreich etwa 318 Millionen Francs, die sich ziemlich gleichmäßig auf Einfuhr und Ausfuhr vertheilten. Der Handel mit England in demselben Jahre betrug 230 Millionen, von denen etwa fünf Siebentel auf die Einfuhr nach Italien kamen. Das Jahr 1862 ergiebt fast dieselben Zahlen. Italien hat aber auch sehr starke Handelsbeziehungen zu der Levante, in deren Hafenplätzen fast allgemein ein italienisches Patois gesprochen wird. Die italienischen Seeleute sind von allen Schiffscapitänen des Mittelmeers wegen ihrer Tüchtigkeit sehr gesucht. Von der Eröffnung des Suezcanals wird

zumeist Italien Nutzen ziehen: es bereitet sich darauf vor und hat bereits einen großen Dienst zwischen Ancona und Alexandrien eingerichtet. Auch mit Amerika, namentlich mit den Republiken des Südens hat es Handelsbeziehungen angeknüpft; es bestehen italienische Colonien in Buenos-Ayres und in Montevideo.

Industrielle Gesellschaften befinden sich in Italien 377, 181 anonyme und 96 commanditäre; sie repräsentiren zusammen ein Capital von 1½ Milliarden. An dieser Summe sind die Eisenbahngesellschaften mit einer Milliarde, die Creditgesellschaften mit 225 Millionen Francs betheiligt.

Da die italienische Industrie im Ganzen nur über ein beschränktes Capital verfügt, so ist sie ganz besonders auf die Vervollkommnung ihrer Creditcinrichtungen angewiesen. Der Eckstein derselben ist die Nationalbank. Sie entstand durch die Verschmelzung der Banken von Turin und Genua. Sie gründete Succursalen 1859 in Mailand, 1861 in Neapel und Palermo und dann noch in neunzehn andern Städten. Gegenwärtig vereinigt sie sich mit der Bank von Toskana, um unter dem Namen der „Bank von Italien" ein großes privilegirtes Institut zu bilden. Diese Bank constituirt sich mit einem Capital von 100 Millionen, das in 100,000 Actien zu 1000 Lire zerfällt, von denen 60,000 alten Actionären der sardinischen Bank, 15,000 denen der toskanischen Bank gegeben werden; 20,000 Actien sollen der öffentlichen Zeichnung in der Aemilia, in den Marken und in den Südprovinzen angeboten werden; die letzten 5000 sollen in Reserve bleiben für den Augenblick, wo die „letzten Glieder Italiens mit dem gemeinsamen Körper vereinigt werden." Die Bank soll ihren Mittelpunkt in der „Hauptstadt" des Königreichs haben; sie hat außer demselben eilf Hauptsitze, von denen jeder mehrere Succursalen leitet. Der Gouverneur der Bank und die beiden Vice-Gouverneure werden von dem König ernannt. Die Bank allein hat das Privilegium Billets auszugeben; keine andere Gesellschaft kann dazu durch ein neues Gesetz autorisirt werden. Diese Billets werden von den Staatskassen in den Städten angenommen, wo Sitze oder Succursalen der Bank sich befinden. Die Summe der in Circulation befindlichen Billets in Verbindung mit der Summe der laufenden Contos, welche bei Sicht zahlbar sind, und der Mandate auf Ordre darf den dreifachen Betrag der Metalleinlage nicht überschreiten. Der Staat behält sich überdies das Recht vor, von der Bank Baarvorschüsse bis zum Betrage von 40 Millionen gegen Niederlegung von Titeln öffentlicher Fonds oder von Schatzbons zu fordern: 15 Millionen sind bei der ersten Requisition einzuziehen, der Rest nach vorgängigem Avis.

Die Bank von Neapel, ein altes Institut aus dem 16. Jahrhundert, wurde 1860 durch die Statthalterschaft reorganisirt und fungirte wie früher als Depositen- und Discontobank wie auch als Circulationsbank, da sie gegen Einlagen Titel ausstellte, die unter dem Name Fedi di credito als Bankbillets circulirten. Sie übte überdies gewisse administrative Functionen, indem sie namentlich alle auf das Eigenthum bezüglichen Contracte registrirte. Sie diente zugleich als Schatz für den Staat, die Gemeinden, Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten. Letztere Functionen hörten auf, als 1862 die allgemeinen Bestimmungen für das öffentliche Rechnungswesen auf die Südprovinzen ausgedehnt

wurden. Endlich wurde ihr durch das Decret vom 27. April 1863 jeder amtliche Charakter genommen und ihr nur private Functionen unter Aufsicht des Staates belassen. Sie hat inzwischen nach einigen wesentlichen Reformen eine große Bedeutung erlangt und ihre Fedi di credito circuliren in Süditalien sehr stark.

Die Turiner „Handels- und Industriekasse" ist ohne sonderliche Bedeutung. Wichtiger sind die Sparkassen, namentlich die Mailänder, die als eine große Creditanstalt fungirt. Sie wurde 1823 aus einem Ueberschuß gegründet, der aus den Sammlungen während der Hungersnoth von 1817 zurückblieb. Damals betrug das Capital, welches die Einlagen garantirte, 300,000 Francs. Die Scheine dieser Kasse waren nicht nominell, sondern lauteten au porteur und konnten in Circulation gesetzt werden. 1859 hatte die Kasse bereits 50 Millionen, 1863 mehr als 100 Millionen im Depositum. Sie fungirt wie eine Bank und leiht namentlich auf Hypotheken. Drei Viertel ihres Capitals haben diese Bestimmung. Die Darlehne, welche früher nur auf kurze Zeit gemacht, werden jetzt in Annuitäten zurückgezahlt und es werden den Darleihern große Erleichterungen gewährt. Die Mailänder Kasse ist daher eine Art Bodencreditanstalt und leistet dem Grundeigenthum ausgezeichnete Dienste. Sie ist dabei Wohlthätigkeitsanstalt geblieben; sie hat keine Actionäre und ihre Administratoren beziehen kein Gehalt. Da sie gewöhnlich ihren Deponenten 3½ Procent giebt, selbst aber 4½ Procent mit ihrem Gelde macht, so verwendet sie ein Fünftel ihres Gewinns auf Wohlthätigkeitswerke und mit dem Rest vermehrt sie den Reservefonds, der zur Garantie der Depositen bestimmt ist. In einzelnen Fällen jedoch vergrößert sie ihr Wohlthätigkeitsbudget oder die Zinsen, welche sie den Deponenten gewährt. So wurden am 1. Januar 1864 diese Zinsen auf 4 Procent erhöht. Die Mailänder Sparkasse ist die bedeutendste des Königreichs. Es bestehen noch 150 andere, von denen etwa 50 nach den Annexionen gegründet sind. Die Sparkassen in Toskana, in der Romagna, in den Marken sind wie die lombardische Kasse Privatinstitute und operiren in ähnlicher Weise; die Sparkassen in den Herzogthümern gehören den Gemeinden.

Die Convention vom 15. September.

Der deutsch-dänische Streit ist seinem Abschluß nahe, Europa hat sich wohl oder übel in unsern Sieg gefunden und wendet sein Auge wieder auf die italienischen Verhältnisse, für welche durch die Convention vom 15. September eine neue Situation geschaffen ist. Suchen wir uns durch einen Rückblick zu orientiren.

Napoleon führte den Papst nach Rom zurück und sicherte seine weltliche Herrschaft durch die französische Occupation, um die römische Armee in Frankreich — den Clerus — für seine Erhebung auf den Kaiserthron zu gewinnen. Er erreichte diesen Zweck und nahm es deshalb ruhig hin, daß seine Forderungen auf Reformen im Kirchenstaat, welche er in dem bekannten Briefe an Edgar

Ney formulirte, unberücksichtigt blieben, ja daß die französischen Gesandten nicht einmal von Pio IX. im Exil von Gaeta die leisesten Versprechungen erhalten konnten. Er sah der grausamen Reaction, welche der Rückkehr des Papstes folgte, passiv zu und verwandte Jahr auf Jahr Millionen für den Schutz des heiligen Stuhles, während Oesterreichs Einfluß in Rom allmächtig blieb. Aber er gab darum hier so wenig wie sonst eine Sache auf, die er einmal in's Auge gefaßt. Auf dem Pariser Congreß erhielt die Curie das erste Avertissement, Graf Walewski erklärte die Occupation für eine anormale Thatsache, einen Ausnahmezustand, auf dessen Beendigung man bedacht sein müsse. Noch einmal ward dann ein vergeblicher Versuch gemacht, Antonelli zu Reformen zu bewegen, 1859 brach der italienische Krieg aus. Der Kaiser nahm dabei noch die Rücksicht, den Kirchenstaat für neutral zu erklären, aber er ließ den Aufstand der Legationen ruhig gewähren, er widersetzte sich der Annexion derselben nicht und rieth dem Papste, der unerbittlichen Logik der Thatsachen zu weichen, die verlornen Provinzen aufzugeben und sich den Rest durch Europa garantiren zu lassen. Pio IX. antwortete mit dem non possumus und fand sich neun Monate später durch den Tag von Castelfidardo auf seinen gegenwärtigen Besitz reducirt; im Mai 1861 proclamirte Cavour Rom als Hauptstadt Italiens. Mit dem Tode dieses großen Staatsmanns trat ein Stillstand in der italienischen Bewegung ein, Ricasoli konnte sich mit Napoleon nicht verständigen und noch weniger war der eitle, intrigante Ratazzi der Mann, das Staatsschiff in den römischen Hafen zu führen; Garibaldi erhob die Fahne des Aufstands und auf Napoleon's kategorische Forderung folgte Aspromonte. Die Forderung des Generals Durando, Italien seine Hauptstadt herauszugeben, ward in Paris kurzer Hand abgewiesen, Thouvenel und Lavalette mußten den der Curie geneigteren Drouyn de Lhuys und Latour d'Auvergne Platz machen und die Clerikalen jubelten: das sei der Anfang vom Ende, bald werde das Kartenhaus des italienischen Usurpatorenstaats zusammenstürzen.

Indeß diese Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Allerdings konnte Napoleon sich so wenig durch die Rothhemden aus Rom vertreiben lassen als der Turiner Sommation nachgeben, aber der Wechsel seiner Minister und Gesandten hatte darum keineswegs die Bedeutung, daß er einfach der Curie weiche; im Gegentheil in seinem Briefe an Thouvenel vom 24. Mai 1862, der im Herbst des Jahres veröffentlicht ward, hielt er seine Theorie von der nothwendigen Versöhnung des Papstthums mit der neuen Ordnung der Dinge durchaus fest. Man fragt sich, ob ein so überlegener Geist wirklich an eine derartige unmögliche Lösung glauben könne? Wir möchten dies nicht ohne Weiteres verneinen. So klug und praktisch der Kaiser bei der Ausführung seiner Pläne zu Werke geht, so läuft bei seinen Projecten doch oft Denken und Träumen in einander und es liegen viele Anzeichen dafür vor, daß das Programm der Flugschrift „der Papst und der Congreß" von ihm ernst gemeint war. Indeß, die Schule der Erfahrung bewährt sich auch darin bei ihm, daß er, wenn ein Weg nicht zum Ziele führt, in einen andern einzulenken weiß.

Die Italiener dagegen erkannten, daß sich mit Gewalt nichts machen lasse, sie suchten unter den schwierigsten Verhältnissen ihren neuen Staat nach Kräf-

ten zu befestigen, sie hielten sich stille, während die polnische und die dänische Frage Europa beschäftigten und warteten eine günstigere Constellation ab. Diese schien im Sommer dieses Jahres eingetreten zu sein, Drouyn de Lhuys, Latour und Sartiges hatten in Rom nicht mehr erreicht als ihre Vorgänger, ja die Curie hatte auf's Neue in der bekannten Angelegenheit des Judenknaben Cohen die französische Regierung auf das empfindlichste beleidigt, indem sie den dringenden Vorstellungen derselben durch die Lüge auszuweichen suchte, daß die Eltern selbst die Taufe des Kindes gewünscht. Außerdem hatte die wiederholte Weigerung des Papstes, den König Victor Emanuel als Excommunicirten zur Pathenstelle bei dem jüngsten Kinde seines Schwiegersohns, des Prinzen Napoleon, zuzulassen, den Kaiser höchlich verdrossen. Die italienischen Staatsmänner durften den Zeitpunkt als günstig erachten, um mit dem Kaiser neue Unterhandlungen anzuknüpfen.

Der erste Schritt hierzu geschah durch den Minister der öffentlichen Arbeiten, General Menabrea, der in mehrfachen Unterhaltungen, welche er mit Napoleon in Vichy hatte, seine Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten lenkte, in denen sich Italien verzehre. Die dringlichste derselben sei die finanzielle, aber man könne diese Frage nicht ohne die Reduction der Armee lösen und diese Maaßregel wäre unter bewandten Umständen der offene Verzicht auf das nationale Programm und das Bekenntniß der Ohnmacht. Ein Fortschritt zur Verwirklichung dieses Programms sei daher nothwendig. Die venetianische Frage lasse sich nur unter günstigen Verhältnissen und ausreichenden Allianzen anfassen, aber die Lösung der römischen Frage hänge allein vom guten Willen des Kaisers ab. — Napoleon soll darauf erwidert haben, er sei stets zur Abberufung seiner Truppen aus Rom geneigt gewesen, aber dieselbe sei fast unmöglich geworden, seit Cavour und das Parlament Rom als Hauptstadt Italiens proclamirt hätten; er könne den Papst nicht wehrlos seinen Feinden überlassen und das Versprechen, nur durch moralische Mittel Rom zu gewinnen, sei keine hinreichende Sicherstellung, man müsse materielle Garantien haben, daß Italien nichts Gewaltsames gegen den Papst unternehme. Von dieser Forderung war der Kaiser auch durch den nach Paris gesandten Marchese Pepoli nicht abzubringen und so schlug derselbe zuletzt die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz vor. Napoleon ging hierauf ein und nach längerem Hin- und Herverhandeln kam die Convention vom 15. September zu Stande.

Niemand, der dieselbe unbefangen prüft, wird leugnen können, daß Italien damit einen großen Schritt weiter zu seiner definitiven Constituirung gethan hat; die Naivetät der kleinen Partei der „France" und einiger deutscher Blätter, die in der Verlegung der Hauptstadt nach Florenz einen endgültigen Verzicht auf Rom sehen, wird nur zu überzeugend widerlegt durch die Wuth und die Niedergeschlagenheit der clerikalen Partei, wie durch die Einmüthigkeit, mit der die Unitarier die Convention angenommen haben. — Allerdings wenn die Verlegung der Hauptstadt eine wirkliche Garantie für die weltliche Herrschaft der Päpste hätte bieten sollen, so hätte der Verzicht auf Rom definitiv sein müssen, aber das wäre gleichzeitig das Verzicht auf das nationale Programm gewesen und war deshalb unannehmbar für die Italiener. Aber es war Napoleon eben

offenbar nur um den Schein einer Garantie zu thun, wodurch er dem Clerus in Frankreich gegenüber eine Art Deckung erhielt. Nirgend in der Convention oder im Protokoll ist eine Spur von einem Verzicht auf Rom zu finden, Italien verpflichtet sich einfach das gegenwärtige päpstliche Gebiet nicht anzugreifen noch angreifen zu lassen, es verzichtet auf jeden Einwand gegen die Organisation einer päpstlichen Armee, selbst wenn sie aus fremden katholischen Freiwilligen zusammengesetzt sein sollte, sofern dieselbe nicht zu einem Angriffsmittel gegen die italienische Regierung werden kann, und es erklärt sich endlich bereit einen verhältnißmäßigen Antheil der Schuld der früheren Provinzen des Kirchenstaats zu übernehmen. Dagegen verpflichtet sich Frankreich binnen zwei Jahren seine Armee vollständig aus den päpstlichen Staaten zurückzuziehen.

Das ist der ganze Inhalt der Convention und das Protokoll fügt nur hinzu, daß ihre Bestimmungen erst mit der Verlegung der Hauptstadt in Kraft treten, daß also mit demselben Tage, an welchem das desfallsige königliche Decret unterzeichnet wird, die zweijährige Räumungsfrist zu laufen beginnt. Das abgetretene Ministerium war demnach vollständig berechtigt in seinem Bericht an den König zu sagen, daß die Convention „die Rechte und Bestrebungen der Nation weder zerstöre noch verkümmere;" dieselbe hat eben nur in eine internationale Form gefaßt, was Cavour schon 1861 als Vorbedingung einer Lösung der römischen Frage für Italien hinstellte — die Verständigung mit Frankreich und den Verzicht auf gewaltsame Mittel, aber sie ist ein wichtiger Schritt vorwärts, indem sie jene nothwendige Verständigung mit Frankreich verwirklicht hat. Die Frage, was geschehen solle, wenn nach Abzug der französischen Truppen die Römer selbst sich erheben und den Papst sammt seiner katholischen Armee verjagen, ist wohlweislich in der Convention ganz unberührt geblieben und doch liegt darin von nun an der ganze Schwerpunkt der Frage, diese Lücke ist die Thür, durch welche Italien nach Rom kommen wird.

Fassen wir nun die einzige positive Gegenleistung, die Verlegung der Hauptstadt, in's Auge, so werden wir nicht zu großes Gewicht auf die strategischen Gründe legen dürfen, welche die italienischen Minister in jenem Berichte anführen, wenn sie auch immerhin mitgesprochen haben mögen; sollte aber überhaupt eine andere provisorische Residenz gewählt werden, so konnte die Wahl nur auf eine Stadt fallen, die eine Etappe nach Rom bildete und als solche bot sich naturgemäß Florenz. Vom Arno aus werden sich offenbar alle jene moralischen Mittel, auf welche die italienische Regierung nicht verzichtet hat, viel wirksamer gegen die weltliche Herrschaft des Papstthums in Scene setzen lassen, als in Turin; und schon die größere Nähe wird die Bedeutung, welche Florenz in der nächsten Zukunft als Mittelpunkt des politischen Lebens Italiens gewinnen wird, in gesteigertem Maaße auf Rom reflectiren lassen. Der einzige Kampf, welcher der Regierung bevorsteht, ist die Opposition der specifischen Piemontesen, die von der äußersten Linken unterstützt wird, General Lamarmora aber wird im Parlament voraussichtlich einen leichten Sieg davon tragen und nach der traurigen, aber verzeihlichen Emeute in Turin wird das Opfer, welches Italien bringt, wohl vorläufig nur in den Umzugskosten für die Verlegung der Residenz bestehen. Allerdings spricht die Convention von der Uebernahme eines Theiles

der päpstlichen Schuld, aber wird sich die päpstliche Regierung zu einer Vereinbarung herbeilassen, in der die Anerkennung der Annexion läge?

Dies führt uns auf die Stellung Roms zur Convention. Sie traf den Vatican wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der päpstliche Nuntius in Paris, Monsignore Chigi, von vornehmer Familie, weltmännischer Gewandtheit, aber ohne große diplomatische Begabung, hatte sich während des Besuches des Prinzen Humbert in den Schmollwinkel gesetzt und bei der Abwesenheit seiner Gönnerin, der Kaiserin Eugenie, nicht die leiseste Kunde von den geheimen Verhandlungen erhalten, welche am 15. September ihren Abschluß erhielten. Pio IX. verlor nun zwar seinen fatalistischen Gleichmuth nicht und beschränkte sich in der Audienz, die er dem französischen Botschafter ertheilte, darauf, sein Erstaunen auszudrücken, daß die beiden Souveräne, ohne ihn zu fragen, Bestimmungen über die Interessen des heiligen Stuhles getroffen, aber wenn die Räumungsfrist von zwei Jahren auch vorläufig dem beliebten Princip des Zuwartens und des interim aliquid fit noch Spielraum giebt, so kann man sich nicht verhehlen, daß eine entscheidende Krisis für die weltliche Herrschaft im Anzuge und daß es diesmal mit dem Abzug der französischen Truppen vollständig ernst gemeint ist; inmitten der italienischen Bewegung wird Rom sich selbst überlassen, der Papst schutzlos seinen Unterthanen gegenübergestellt. Allerdings könnte er sich Besatzung von einer anderen katholischen Macht ausbitten, aber offenbar räumt Napoleon nicht das Feld, um es Anderen zu überlassen und wer würde es auf sich nehmen, gegen seinen Willen nach Rom zu gehen? Allerdings möchte andererseits der thatendurstige Monsignore Mérode eine stattliche katholische Armee organisiren, welche eventuell Rom das Schicksal Perugias bereiten könnte, aber die Finanzen sind in so trostlosem Zustande, daß man schwerlich damit zu Stande käme, eine solche Schöpfung auf die Einkünfte des Petrespfennigs zu gründen. Ebensowenig ist an eine Versöhnung zwischen der Curie und den Römern durch Reformen zu denken, Cavour hat in seiner großen Rede vom 25. März 1861 vortrefflich auseinandergesetzt, warum diese Lösung unmöglich ist. Der Papst vereinigt die Würde des Oberhaupts der Kirche mit der des weltlichen Fürsten, aber die erste muß überwiegen und wer in den höchsten geistlichen Dingen unfehlbar ist, kann sich nicht in den kleinsten weltlichen Angelegenheiten für fehlbar erklären, geschweige seine Entschließungen der Sanction eines gesetzgebenden Körpers unterwerfen. — Aber ist die Lösung, welche dem großen Staatsmann Italiens vorschwebte — die Trennung der beiden Gewalten, die freie Kirche im freien Staate, praktischer als die Reform des weltlichen Papstthums? Wir glauben es nicht, es will uns scheinen, als ob Cavour wie viele liberale Katholiken in einer Illusion über den Charakter der römischen Kirche befangen geblieben sei; eine Kirche, deren Natur die Intoleranz ist, welche als Princip die Vertilgung der Ketzer fordert, kann niemals das von ihr unabhängige Recht des Staates anerkennen. Der Grundsatz der freien Kirche im freien Staate ist folgerichtig nur mit dem Protestantismus durchzuführen, der das Recht der Andersdenkenden anerkennt; er mag in einem freien Staatswesen die beste und würdigste Waffe gegen die Uebergriffe des Katholicismus sein, aber niemals kann dieser ihn als richtig anerkennen, geschweige zu seinen Gun-

sten die weltliche Basis aufgeben, durch welche allein die römische Kirche geworden, was sie ist. Eben darum ist der Kampf von beiden Seiten so hartnäckig, weil mit der weltlichen Herrschaft des Papstes auch der Katholicismus in seiner gegenwärtigen Form zusammenbrechen muß; es ist ein unhaltbarer Idealismus, sich den heiligen Vater im Vatican und den König von Italien im Quirinal friedlich neben einander wohnend vorzustellen; der Papst, der aufhört weltlicher Fürst zu sein, muß über kurz oder lang Unterthan eines anderen Fürsten werden und verliert damit seine Freiheit und Katholicität.

Deshalb ist die Convention für die weltliche Herrschaft des Papstthums das Damoklesschwert und für Italien, wenn es nur mit eben so großer Umsicht wie Energie verfährt, ein bedeutsamer Schritt zum Ziele.

Aber abgesehen von dieser großen Tragweite hat die Convention unstreitig auch eine Bedeutung für die gegenwärtige europäische Politik und wer könnte verkennen, daß sich ihre Spitze gegen Oesterreich richtet? Die Verhältnisse sind noch zu wenig entwickelt, als daß man prophezeien könnte, aber es scheint uns, daß die Wolken sich über dem Wiener Cabinet drohend sammeln.

Politische Correspondenz.

Berlin, Ende October.

Wir sind augenblicklich in einem Moment, wo es schwer ist, sich über die politische Lage zu orientiren. Es ist eine Zeit der Gährung und des Uebergangs; eine Zeit, wo die bisherigen Verwickelungen, die in der Mitte unseres Interesses standen, fast abgelaufen sind und neue, noch nicht übersehbare sich anspinnen; eine Zeit der Vorbereitung vielleicht auf große europäische Erschütterungen, vielleicht auch nur der Fortdauer tastender Versuche und kleiner Ansätze. Eine Zeit, wo frühere Verbindungen sich lösen, frühere Gegensätze sich ausgleichen, und die Position der europäischen Mächte sich zu verschieben scheint, wo aber doch eine jede noch isolirt steht und bei der anderen Fühlung sucht, ein sicherer Zug der Ereignisse, eine feste und verläßliche Gruppirung sich noch nicht gebildet hat.

Resumiren wir mit einigen Worten die Fragen, welche in den verflossenen anderthalb Jahrzehnten jene Gruppirung bestimmt, die europäische Welt beherrscht haben. In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre war es die orientalische Frage, die Abwehr der Uebermacht, welche Rußland in dem, von der Revolution erschütterten und geschwächten Welttheil gewonnen hatte und welche in dem Angriff auf die Türkei culminirte. Der Westen vereinigte sich gegen den Osten; die mitteleuropäischen Mächte standen dazwischen, die eine zu Rußland, die andere zu den Alliirten geneigt. Es kam in Folge dieser Zwischenstellung zu keiner Umgestaltung der Karte Europas, aber die Uebermacht Rußlands wurde gebrochen.

Der Pariser Congreß schloß diesen Krieg und gebar die italienische Frage. Im gemeinsamen Haß gegen den halben Freund und halben Feind, gegen das

Doppelspiel Oesterreichs im Krimkrieg reichten sich Frankreich und Rußland die Hand. Der Westen und der Osten fanden sich zusammen; England secundirte, Preußen blieb neutral. Das Genie Cavour's trieb die Bewegung weit hinaus über das Napoleonische Programm; nur die Fragen von Venedig und Rom waren ungelöst, als er starb.

Der Umsturz so vieler Throne, die Annexion von Savoyen und Nizza riefen in dem alten Europa ein tiefes Mißtrauen wach. Napoleon III. eröffnete eine Aera des Friedens und der Reformen. Er besänftigte England mit dem Handelsvertrag, er suchte die Freundschaft Preußens in Baden. Den Souveränen in Teplitz und in Warschau gab er friedliche Versicherungen. Er selbst hemmte jetzt den Fortschritt in Italien; er weigerte Rom, und Venedig war ohne ihn nicht zu gewinnen.

Mit dem Jahre 1862 traten die italienischen Dinge in den Hintergrund. Der Krieg in Amerika, der Zug nach Mexico, die überseeischen Expeditionen beschäftigten Frankreich. In Deutschland entspann sich als Nachklang der neuen Aera der papierne Kampf um die Bundesreform, der ernstere um den Zollverein, und die Lücke in der preußischen Verfassung wurde entdeckt.

Da trat mit dem Anfang des Jahres 1863 die dritte große Wendung ein, welche die Physiognomie Europas verwandelte. Der Aufstand in Polen brach aus; die Convention vom 8. Februar machte aus der Revolte der Slachta eine internationale Angelegenheit. Wieder vereinigte sich der Westen gegen den Osten, und wie Preußen jetzt bestimmt zu Rußland, so schien Oesterreich bestimmt zu Frankreich zu halten. In Paris spann man abenteuerliche Pläne, indeß man wagte sich doch nur in Gesellschaft Anderer vor. Ein diplomatischer Feldzug der drei Mächte ward eröffnet; aber England erklärte bald, daß es um Polen keinen Krieg führen werde, und Oesterreich spielte Komödie, die mit dem Belagerungszustand in Galizien schloß. Während es den kurzen Glanz seiner europäischen Stellung benutzte, um in Frankfurt ein Bundesreformschauspiel aufzuführen und Preußen zu demüthigen, hatte es zugleich, wie im Krimkrieg, den Grund zu künftigen Verlegenheiten gelegt; es hatte Rußland und Frankreich erbittert.

Der Feldzug für Polen mißlang, die französische Politik war compromittirt. Sie suchte einen Wechsel ihrer Stellung, am 5. November hielt Napoleon III. seine Rede vom Congreß, als dem einzigen Weg, um dem europäischen Krieg zu entgehen. Es war schon die Umlenkung aus der polnischen zu anderen europäischen Krisen, — auch der italienischen. Lord John Russell lehnte den Vorschlag ab, er belehrte den Kaiser, daß der Congreß ganz gewiß zum europäischen Krieg führen werde. Er hatte Recht, aber diese Ablehnung und die Erfahrungen in der polnischen Sache zerrissen die westmächtliche Allianz.

Da durchkreuzte das Schicksal die sich regenden französischen Pläne. Eine vierte große Wendung trat ein; am 15. November starb der dänische König. Der Moment war für Deutschland glücklicher, als es Anfangs schien. Die Fäden zwischen Paris und London, zwischen Paris und Petersburg waren zerschnitten. Bei Napoleon III., der persönlichen Empfindungen nachgiebt, dominirte geradezu der Groll gegen England; zehnfache Gesuche zur gemeinsamen Kriegsdrohung,

zum offensiven Vorgehen gegen Deutschland wurden abgewiesen. Hier bei uns führte die Rivalität Oesterreich mit Preußen zusammen; dieses kämpfte für seine Hegemonie, jenes um die Hegemonie zu verhindern. Aber so lose und nur von Augenblick zu Augenblick fortgefristet dieser mitteleuropäische Bund auch war, er wurde von Europa respectirt. Frankreich tastete unsicher umher, im Ganzen jedoch von dem Streben geleitet, durch Gerechtigkeit und Achtung vor dem nationalen Princip in Deutschland Boden zu fassen. Es begünstigte den Bund, so lange er etwas galt; es erklärte Preußen, daß es sich nicht rühren werde — selbst nicht bei der Annexion. Es suchte zu verhindern, daß — worauf Karlsbad und Kissingen deuteten — aus dem militärischen Zusammengehen der Vormächte in einem bestimmten Fall eine allgemeinere Verständigung werde, eine Verständigung vielleicht auch zwischen Oesterreich und Rußland durch das Bemühen des mit beiden befreundeten Preußen.

Seit langer Zeit zum ersten Mal hatten sich die Dinge in Europa um eine deutsche Action gedreht, war die Entscheidung über unser Interesse den Händen eines fremden Gerichtshofes entrissen und von uns selbst zu Ende gebracht. Aber dieser Ausgang des dänischen Kriegs, welcher England demüthigte, schob auch den Einfluß Frankreichs bei Seite. Höhnend zählten die alten französischen Parteien die Abenteuer der letzten Jahre, die Niederlagen in der polnischen und der Congreßfrage, die Schwächlichkeit und die Rechnungsfehler während der dänischen Krise auf. Napoleon III. gab nicht mehr den Impuls zu den Bewegungen Europas; es war Zeit, die Initiative wieder zu nehmen und er konnte sie nur finden, wenn er sein größtes, noch unvollendetes Werk von neuem anfaßte. Die italienische Frage tauchte aus der Vergessenheit auf; es scheint, daß mit der Convention vom 15. September die fünfte große Veränderung in der Constellation unseres Welttheils eingetreten ist.

Ehe wir jedoch zu dieser neuen Phase uns wenden, so weit man ohne die Gabe der Prophetie sie überhaupt schon erkennen kann, müssen wir, unserer bescheideneren Aufgabe eines Rückblicks auf das jüngst Vergangene getreu, noch einige unabgeschlossene Punkte aus den älteren Verwickelungen verfolgen, die Verhandlungen nämlich mit Dänemark und die Gegensätze, die zwischen den Alliirten in der schleswig-holsteinschen und in der Zollfrage fortgespielt haben.

Die Schwierigkeiten, auf welche die Wiener Friedensconferenz stieß, hatten zum Theil in einer Lücke der Präliminarien vom 1. August ihren Grund. Dieses Actenstück bestimmte bekanntlich nur eine Repartition der gemeinsamen Staatsschuld, nicht des Staatsvermögens, und man mußte nun zu der Ausrede seine Zuflucht nehmen, daß von Passiven nur gesprochen werden könne, sofern ihnen nicht Activa gegenüberständen. Die Dänen sträubten sich gegen dieses nachträgliche Verlangen und bis zuletzt waren sie nur zu einer Theilung einer kleinen Zahl von Activposten zu bringen. Nicht weniger zäh werden sie die von Preußen endlich durchgesetzte Forderung geweigert haben, für die gekaperten und schon verkauften Schiffe Entschädigung zu leisten. Die Fürsprache, welche sie fortgesetzt bei den Neutralen fanden und die ersichtliche Gebrechlichkeit der preußisch-österreichischen Allianz nährten bei ihnen auch die Hoffnung, über die bestimmten Angaben des Präliminarvertrages hinaus einen größeren Theil von

Nordschleswig zu retten. Ausgangs September wurde denn der Druck der Occupationsarmee in Jütland fühlbarer gemacht — durch erhöhte Verpflegungssätze, durch Errichtung einer Zollinie, durch Herabsetzung der Gehälter der Beamten, die darauf ausgingen, so lange der Feind über die Einnahmen disponirte, ihre Verwaltungszweige uneinträglich zu machen. Diese Maaßregeln wirkten. Aber auch auf der Seite der Alliirten wünschte man zum Abschluß zu kommen, und insbesondere seit der römischen Convention drängte Oesterreich auf Ermäßigung der preußischen Forderungen. Der natürliche Ausweg in der Liquidationssache war ein Vergleich, der ungefähr in der Mitte zwischen dem dänischen und dem deutschen Standpunkt lag.

Die dänischen Bevollmächtigten schlugen vor, die Vergleichssumme durch ein Schiedsgericht bestimmen zu lassen; die deutschen wiesen die Einmischung Dritter ab und verlangten statt der 16½ Millionen R. M., die als Antheil an den Activis beansprucht werden konnten, ein Pauschquantum von 9 Millionen R. M. Nun fallen aber von der Staatsschuld der Gesammtmonarchie nach dem Maaßstab der Volkszahl auf die Herzogthümer 38—39 Millionen; dieser Betrag reducirt sich also jetzt auf 29—30 Millionen R. M. oder auf die Summe von ungefähr 22 Millionen preuß. Thlr. — Die Grenzfrage ist im Ganzen nach dem Wortlaut der Präliminarien erledigt. Der westliche und östliche Zipfel Nordschleswigs kommt an Dänemark und diese Abtretung entspricht ungefähr den an Deutschland überlassenen jütischen Enclaven. In Zukunft wird also Schleswig nur mit seinem mittleren Rücken an die Königsau reichen, nach den Meeresküsten zu weicht seine Grenze nach Süden bis Wedstedt und auf der Seite von Christiansfeld bis an die Heilsminder Bucht. Beide abgetretene Stücke, dies ist unbestreitbar, werden von dänisch gesinnten Leuten bewohnt, und wenn das eine, die Halbinsel Stenderup, wegen seiner die Insel Fünen bedrohenden Lage für die Dänen von Werth war, so hat es doch für Schleswig keine defensive Bedeutung. Im Ganzen kann sich jedoch Dänemark zu dem Friedensresultate Glück wünschen. Es ist in Europa bisher selten Brauch gewesen, dem niedergeworfenen Feinde seine territorialen Verluste durch den völligen Erlaß der Kriegskosten zu versüßen.

Zwischen Oesterreich und Preußen existirte — dieser officiösen Versicherung dürfen wir Glauben schenken — in der schleswig-holsteinschen Sache keine Convention. Sie trafen ihre Verabredungen nach dem momentanen Bedürfniß; nur einmal, am 28. Mai, griffen sie in die Zukunft hinaus und erkannten der Augustenburger Dynastie das meiste Recht auf die Herzogthümer zu. Jetzt sind sie gemeinschaftlich Besitzer dieser Länder geworden, aber über die definitive Ordnung derselben sind ihre Anschauungen diametral entgegengesetzt. Gelingt es Oesterreich sich den Rücken gegen Italien frei zu halten, so ist leicht vorauszusehen, welche Richtung es jetzt einschlagen wird. Es wird den Mittelstaaten die Hand bieten — die Personalveränderungen in München und Stuttgart haben ja die gutösterreichische Stellung dieser beiden Regierungen nicht alterirt — um mit ihnen die Souveränetät des neuen Staates durchzufechten und Preußen zu einem schmalen Vergleich mit dem Herzog Friedrich zu drängen. Die Partei, welche in Wien schon längst dahin drängte, diesen Weg zu gehen, hat eben

jetzt gesiegt; sie hat die Gereiztheit, welche in den Hofkreisen bei dem Verlauf der Zollaffaire herrschte, zum Sturz des Grafen Rechberg benutzt. Von seinem Nachfolger, dem Grafen Mensdorff-Pouilly, weiß man freil nicht viel mehr, als daß er ein Verwandter der Königin Victoria ist und am Coburger Hofe zu Zeiten zu sehen war. Er gilt als keine hervorragende Capacität, aber aus seiner Ernennung im jetzigen Moment ist zu schließen, daß in den auswärtigen Dingen ein Systemwechsel eintreten soll, daß man es mit einer Annäherung an den Westen und die Mittelstaaten versuchen will. Schon während der Krise der letzten Woche machte die officiöse Wiener Presse eine Schwenkung zu den „befreundeten" Mittelstaaten. Es war mit dem Grafen Rechberg über die Entfernung der Executionstruppen aus Holstein, über die Berufung einer Commission von Rechtsgelehrten zur — unmaßgeblichen — Prüfung der Successionsfrage verhandelt worden, und wenigstens der erstere Vorschlag hatte bei ihm Zugang gefunden. Jetzt protestirten die Gouvernementalen gegen die falschen Vorstellungen, die man über die kaiserliche Politik verbreite, jetzt erklärten sie, daß das Wiener Cabinet in Berlin eifrig dahin wirke, sofort nach dem Friedensschluß ohne alle Zwischeninstanzen einen Ausspruch des Bundes in der Successionsfrage herbeizuführen. Man ist in Wien an ein desperates Spiel gewöhnt, man riskirt auch einen Bruch mit Preußen — in eben dem Augenblick, wo die Kriegsgefahr gegen Venetien heraufzieht. Indessen ist Preußen heute der stärkere Theil, und die neue Wiener Politik wird viel eher den Willen als die Macht haben es zu zwingen. Es ist auch leichter, sich in der Negation zu halten, eine positive Neugestaltung zu verschleppen, als sie gegen die Absicht dessen hinauszuführen, der das Object des Streits thatsächlich in seiner Hand hat. Aber eine Mahnung für Preußen ist der Ministerwechsel in Wien allerdings; eine Mahnung, daß es sich endlich in sich selbst resolvire und seine Zwecke nach den Umständen beschränke. Noch immer arbeiten in Preußen zwei Richtungen, die annexionistische und die augustenburgische. Für diese ist die Stimmung und Rechtsanschauung des königlichen und des kronprinzlichen Hofes, während jene von sehr einflußreichen Persönlichkeiten festgehalten wird. Die Unterredung, welche Herr von Ahlefeldt vor einem Monat mit Herrn von Bismarck hier hatte, eröffnete zwar freundlichere Beziehungen, aber entschieden hat sie nichts. Das Auftauchen der italienischen Dinge hat dann unzweifelhaft dazu beigetragen, die Entscheidung zu verzögern. Sollte sich das Schicksal Schleswig-Holsteins nicht mit größeren europäischen Combinationen in Beziehung bringen lassen? — Dieser Gedanke lag sehr nahe. Aber Unternehmungen von so großer Tragweite können nur gelingen, wenn sie von dem vollen und ungetheilten Willen der höchsten Instanzen getragen werden. Könnten wir selbst über die rechtlichen Bedenken und insbesondere über die Gesinnungen der Schleswig-Holsteiner hinwegsehen, — jener Umstand allein genügt die Annexionsgedanken mißlich und gefährlich zu finden. Ueber dem Ausschauen nach dem entfernteren Ziel hat man die rechten Mittel versäumt, um das nähere zu ergreifen. Indessen auch jetzt ist es hierzu nicht zu spät. Die hasardirenden Herren in Wien neutralisirt man am besten, wenn man sie nicht fürchtet. Weder die Marine- und Militärconvention, noch die Erwerbung von Kriegshafen und Festung, noch der Anschluß

Lauenburgs kann von Oesterreich gehindert werden, sobald nur unsere Handlungsweise erst von dem klaren Entschluß geleitet wird, an diesen Resultaten uns genügen zu lassen. —

Es war eine Erschwerung der preußischen Position, daß die schleswig-holsteinsche Angelegenheit mit der Zollvereinskrisis zusammenfiel. Preußen hatte seinen Alliirten vorwärts zu bringen, hatte ihn für die Zukunft bei gutem Willen zu erhalten; er aber knüpfte seine Willfährigkeit sehr bald an Concessionen in der Zollfrage. Man sagte in diesem Sommer, daß Kaiser Franz Joseph der preußischen Allianz sehr geneigt sei, er habe aus den Erfahrungen des Jahres 1859 sich die Lehre gezogen, daß ohne Preußen alle Sympathien der Mittelstaaten ihm nichts helfen können. Indeß eine solche Einsicht wird einen Habsburger nie dazu bewegen, sein „erworbenes Recht" zu opfern, am wenigsten es Preußen, dem Emporkömmling, zu opfern. Franz Joseph wollte Proben von der freundschaftlichen Gesinnung Preußens haben, und als nächsten Prüfstein derselben betrachtete er das preußische Verhalten in der Zollfrage, — die Concession, daß das Einmischungsrecht fortdauern dürfe, welches sich Oesterreich 1853 über den Zollverein erworben. Dies war die Stimmung, die Herr von Bismarck in Wien antraf und auf die er in jener gewundenen Schönbrunner Depesche vom 25. August antwortete, deren Wortlaut erst vor kurzem bekannt geworden ist. Er erkannte die vielbesprochenen beiden Punkte von „eminent politischer Bedeutung" — (die exclusive Tarifbegünstigung Oesterreichs und seinen Anspruch auf Zolleinigung) — die Graf Rechberg als Vorbedingungen der ohne Zögern zu eröffnenden Verhandlung sofort zugestanden haben wollte, allerdings nicht an, aber er umging den einen in vieldeutiger Sprache und verwies den anderen unter die Gegenstände der Verhandlung. Die Conferenz in Prag wurde eröffnet, man vereinigte sich über alle praktisch wichtigen Dinge im Gebiet der Verkehrserleichterung, aber in Betreff jener politischen Punkte hatte der österreichische Bevollmächtigte keine ausreichende Instruction. Es kam um die Mitte des October eine neue dringende Aufforderung von Wien, sich über das „vertragsmäßige" Anrecht Oesterreichs zu erklären. In Berlin verschob man noch immer eine feste, runde Antwort, man verwies auf die Rückkunft des Herrn von Bismarck. Als die Lage des Grafen Rechberg dann kritischer wurde, stellte die officiöse Presse ein Entgegenkommen in Aussicht. Man könne, da Oesterreich einen so großen Werth darauf lege, in den neuen Handelsvertrag die Aussicht auf künftige Verhandlungen über eine Zolleinigung aufnehmen, wenn daneben die volle Selbständigkeit und Freiheit des Zollvereins gewahrt werde. Wir sind sehr froh, daß mit dem Rücktritt Rechberg's diese unheilvolle Nachgiebigkeit ihr Motiv vorläufig wenigstens verloren hat. Es ist für uns ein schwer zu fassender Gedanke, daß der Mann, der im Februar 1862 die diplomatische Coalition gegen das schüchterne Bernstorff'sche Unionsprogramm führte, der im August 1863 den Fürstencongreß dirigirte, der im Verlauf der Zollvereinskrise an Verschwörungen, Hemmungen und Prätensionen Alles aufgeboten hat, was überhaupt in seinen Kräften stand, der dann nach Schleswig-Holstein doch nur mitging, um unsere Schritte zu bewachen, — daß der Sturz dieses Mannes für Preußen ein Mißgeschick sein soll. Mit oder ohne ihn würde der Versuch ge-

macht worden sein, die engere Verbindung Schleswig-Holsteins mit Preußen zu vereiteln und der Minister, der in der polnischen Frage mit den Westmächten concertirte, konnte auch den neuen Anlauf nach Frankreich hin unternehmen. Er war durch alle seine Schwankungen zwischen den Westmächten, Rußland, den Mittelstaaten und Preußen allerdings sehr verbraucht, und Herr von Schmerling, indem er zu seinem Sturze beitrug, befriedigte zugleich eine persönliche Rancüne. Es soll nun die Verständigung mit Frankreich ernster in Angriff genommen werden, — wie unsere Officiösen versichern, sogar auf Grund nationaler Zugeständnisse an Venetien. Aber zu jeder Verständigung gehören zwei, gehört insbesondere, daß die Thatsachen eine Ausgleichung zulassen. Herr von Schmerling äußerte einmal: der österreichische Minister, der seinem Kaiser zur Abtretung Venetiens rathe, verdiene den Galgen, — nun eine provinzielle Selbständigkeit dieses Landes, wenn auch nur in dem Maaße, wie sie im vorigen Jahre für Congreßpolen in den bekannten sechs Punkten gefordert wurde, wäre das Vorstadium der Abtretung. Unserer Meinung nach werden wir von jedem Wiener Ministerium, wie es auch zusammengesetzt sei, genau so viel Hemmnisse zu erfahren haben, als seine factische Macht ihm erlaubt; jedes wird bei der heutigen Finanzlage den Frieden mit Frankreich zu erhalten suchen; aber keinem erlaubt die Rücksicht auf die Ehre der Habsburgischen Monarchie hierbei eine gewisse Grenze zu überschreiten. Hegt Frankreich nicht die Absicht, mit der römischen Frage zugleich die venetianische anzufassen, so ist Oesterreich überhaupt nicht bedroht; hegt es sie aber, so ist eine Verständigung unmöglich.

Ein altbegründetes aristokratisches Haus voll stolzer Erinnerungen bewahrt auch im ersichtlichen Verfall seine Würde, seinen Gleichmuth und seine Prätensionen. Das ist heute die Lage des Hauses Oesterreich. Innerlich zerwühlt durch die zum Bewußtsein ihres Gegensatzes gekommenen Nationalitäten, unfähig sie mit einem Band der Einheit zu umschlingen, um keinen Schritt gefördert weder durch das October-Diplom, noch durch die Februar-Verfassung, in seiner Steuerkraft erschöpft und ohne Credit, ja nach so viel vergeblichen constitutionellen Experimenten fast ohne Hoffnung — hält es doch die Traditionen seiner Macht in ihrem vollen Umfange aufrecht. Fast Niemand in Europa glaubt daran, daß es ohne Allianzen einem franko-italienischen Stoß widerstehen könne. Daraus ergiebt sich eine Alternative: Es müßte bereit sein, Italien für Deutschland, oder Deutschland für Italien preiszugeben; es müßte, um Venedig zu decken, Preußen mit vollen Händen geben, oder um Preußen niederzuhalten, sich mit Frankreich um jeden Preis verständigen. Daß es das erstere nicht will, haben wir eben wieder erfahren; und ob es zu dem zweiten die Selbstüberwindung hat, wird Graf Mensdorff uns noch zu zeigen haben.

Unsere Voraussetzung ist hierbei allerdings, daß Oesterreich durch die Convention vom 15. September ernstlich bedroht sei. Ueber die Entstehung und Bedeutung dieses Vertrags ist bereits an einer anderen Stelle dieser Blätter geredet. Napoleon III. hat mit ihr in die Richtung wieder eingelenkt, welche in der berühmten Broschüre von Neujahr 1860 — der Papst und der Congreß, ausgesprochen war. Die feindselige Stimmung, die in Paris gegen den heiligen Stuhl herrscht, spiegelt sich deutlich in der französischen Depesche vom 12. Sep-

tember, und die italienischen Actenstücke, insbesondere das Resumé, welches Nigra am 15. September über die Verhandlungen abstattete, sprechen es offen aus, daß nicht die Rede davon sei, durch den Vertrag den nationalen Bestrebungen zu entsagen. Wenn diese Convention zur Ausführung kommt, so wird hinter den abziehenden französischen Regimentern die weltliche Herrschaft des Papstthums zusammenstürzen und Rom sich mit Italien vereinigen. Aber eben weil dies so ist, so wird Frankreich den römischen Boden nicht verlassen, so lange die Oesterreicher auf dem venetianischen stehen. Es liegt freilich nicht im Interesse der Napoleonischen Politik, Italien unabhängig zu machen, aber es liegt in ihrem Interesse, die Position zu zerstören, durch welche es von Oesterreich wieder abhängig gemacht werden kann und dann die eigene Macht an Stelle Oesterreichs über die Grenzen Oberitaliens vorzuschieben. Das Programm: Italien frei bis zur Adria, welches Napoleon III. 1859 in zwei Acten zu lösen versprach, ist gradezu die Bedingung für die Räumung Roms. Darin liegt die Verflechtung der römischen mit der venetianischen Frage, die überall gefühlt wird, obwohl man officiel sie überall leugnet.

Auch in Wien spürt man diese Verbindung. Lord Clarendon rieth, die scharfe Spitze, welche der Vertrag vom 15. September gegen Oesterreich kehrt, durch einen großen Beweis der Friedensliebe abzustumpfen. Auch eine Macht wie Frankreich hat die öffentliche Meinung Europas zu achten, sie darf es nicht wagen, auf einen zur Verständigung geneigten Staat einen willkürlichen Angriff zu machen. Wenn das Wiener Cabinet sich nur bereit fände, den Zürcher Vertrag fallen zu lassen, das Königreich Italien anzuerkennen, so wäre der Conflict, der im Besitze Venedigs liegt, freilich nicht gelöst, aber die Gegner wären doch genöthigt, ihn zu vertagen. Es soll uns wundern, ob es dem Grafen Mensdorff gelingt, seinem kaiserlichen Herrn solche Zugeständnisse abzuringen. Wir zweifeln daran. In Wien, wie in Rom giebt man nichts auf. Das neue Italien erscheint dort wie ein Luftgebäude, das spätestens mit dem Tode des Mannes, der es geschaffen, auch wieder verschwindet. Soll man, statt zäh auszuharren, diesem Phantom die legitimsten Ansprüche, die Rechte der Secundogenituren, die Majestät des heiligen Stuhls und den Jahrhunderte hindurch behaupteten Einfluß aufopfern? Die Frage war nur, ob nicht mehr gethan werden müsse, ob man nicht, wie die Clerikalen wollten, sofort dem heiligen Stuhl beispringen oder, wonach die Militärpartei sich sehnte, zur Rache für Magenta und Solferino rüsten sollte. Darauf wurde nun allerdings Verzicht geleistet, schon weil es an Geld fehle, einen Krieg zu führen.

Die Erklärungen, welche Graf Rechberg in Paris und in Rom gab, laufen offenbar auf jenes System der Passivität hinaus. Um der Welt das Vertrauen, welches man in die Situation setzt, und die eigene Liebe zum Frieden zu beweisen, wurde der Bestand der Compagnien bei der Armee in Venetien reducirt, — ein Manöver, welches die Turiner Regierung nachahmte und welches Nichts bedeutet, da auf beiden Seiten die Beurlaubten in wenig Tagen zurückgerufen werden können. Die österreichische Presse redete dann viel von dem guten Verlauf der Verständigung mit Frankreich; sie deutete auf Verhandlungen über einen Handelsvertrag — ein Entschluß, der uns nichts schadet und der

viel innere Wahrscheinlichkeit hat, da Oesterreich, sobald es an den Grenzen von Deutschland, Italien und der Schweiz vom Freihandelssystem umgeben wird, gar nicht im Stande ist, seine hohen Schutzzölle aufrecht zu erhalten. Auch die Pariser Presse bekam die Parole, von einem vollkommnen Einverständniß zu sprechen; indeß die Ernennung des Grafen Mensdorff beweist, daß dieses Einverständniß noch eine Aufgabe der Zukunft ist, und die „France" erwiderte sofort, daß Venetien Schwierigkeit darbiete, welche nur durch weitgreifende Concessionen gehoben werden könnten.

Dies sind die äußerlichen Bewegungen, welche die Convention bisher hervorgerufen hat. Was inzwischen in Italien geschehen, die Bildung des Ministeriums Lamarmora nach der Revolte von Turin, der Rechenschaftsbericht des abgetretenen Ministeriums Minghetti, die offene Erklärung des Marquis Pepoli, daß der Vertrag keinen Theil des nationalen Programms beeinträchtige, die Eröffnung des Parlaments am 24. October — dürfen wir als minder wichtig übergehen. Die Mehrheit des Parlaments und der Kern der Nation wird auf Seiten des Vertrags stehen, aber Italien hat seit dem Tode seines großen Staatsmanns keine Initiative und nicht von ihm, sondern lediglich von der Stellung der europäischen Mächte wird es abhängen, ob Napoleon auf der betretenen Bahn weiter fortschreitet. In dieser Hinsicht sind die Ernennung des Herrn von Benedetti zum Gesandten für Berlin, die Audienz des Herrn von Bismarck in Paris, die Zusammenkunft Louis Napoleon's mit dem Kaiser Alexander in Nizza bedeutsame Thatsachen. Insbesondere durch die letztere Begegnung wird die Spannung gemildert werden, die seit dem polnischen Aufstand zwischen Rußland und Frankreich fortgedauert hat. Die Encyclica des Papstes an die polnischen Bischöfe hat den beiden Herrschern Gelegenheit gegeben, sich in ihren Gesichtspunkten zu berühren. Im Uebrigen darf man aus jenen Begegnungen so wenig auf eine politische Annäherung der drei Staaten schließen, als man aus Kissingen und Karlsbad auf eine östliche Allianz schließen konnte. Nur die Isolirung Oesterreichs tritt allerdings augenscheinlicher hervor. Einen Erfolg wenigstens hat Napoleon III. schon errungen — die Zersprengung der mitteleuropäischen Allianz; wenn es sein Vorsatz ist, den Italienern zur Vertreibung der „Fremden" zu helfen, so hat Oesterreich durch eigenen Entschluß ihm diese Aufgabe erleichtert.

Notizen.

Zur Gedenkfeier der Schlacht bei Leipzig tauchte im vorigen Jahr eine Fluth von Schriften auf, die bestimmt waren, dem deutschen Volke von den größten Tagen seiner neueren Geschichte zu erzählen. Davon sind die meisten mit den Festklängen verschollen; einzelne bedeutendere, z. B. die von Wuttke, dienten Parteitendenzen, und statt das allgemeine Urtheil aufzuklären, trugen sie dazu bei, den Glauben der Nation zu verwirren, die Gestalten der Helden,

die es von Alters her als die Führer in dem gewaltigen Kampfe verehrte, zu verschleiern.

Und doch, wenn es je eine Schlacht verdiente, in ihrer Wirklichkeit und Wahrheit allen geistig und patriotisch Bewegten aus dem Volk dargestellt zu werden, so ist es die, in welcher Deutschland die Fremdherrschaft zerbrach und sein eigenthümliches Volksdasein wieder gewann. Unsere Selbständigkeit, unsere Existenz, unsere Ehre in Europa ruht auf der blutigen Arbeit, die unsere Vorfahren auf den schlachtenreichen sächsischen Ebenen verrichteten; soll es der heutigen Generation nicht tief eingeprägt werden, in welchem Geist jene Güter von den Vätern wiedergewonnen, welche Opfer es kostete, wie groß die Sühne war, die zur Tilgung vieljähriger Schuld von uns gefordert wurde? Ja es ist eine volksthümliche Aufgabe im edelsten Sinn, die Erzählung, die von der scharfen Kenntniß der politischen und militärischen Verhältnisse getragene, von dem Ernst sittlicher und religiöser Ideen durchwehte Erzählung von dem Befreiungskampfe bei Leipzig; und herzlich freut es uns, daß jene Aufgabe jetzt wieder aufgenommen und, wie uns däucht, glücklich gelöst ist. „Die Völkerschlacht bei Leipzig, nach den Hauptzügen ihres Verlaufs und ihrer Bedeutung für Deutschlands Schule und Haus, dargestellt von Julius Königer," ist der Titel des trefflichen Buchs, dem wir in allen gebildeten Kreisen die weiteste Verbreitung wünschen möchten. Der Name des Verfassers hat als militärischer Schriftsteller einen guten Klang, und wenn auch der Zweck seiner Schrift ihm verbot, sich in technisch-militärische Erörterungen einzulassen, so fühlt man doch der Darstellung an, daß sie auf streng wissenschaftlicher Vorarbeit ruht. Das Gerüst der kritischen Voruntersuchungen ist hinweggenommen, aber das ganze Werk ist nur deshalb so geschlossen und in sich wohl begründet, weil bei seinem Aufbau jenes Rüstzeug in voller Anwendung war. Königer macht nicht den Anspruch darauf, neue Thatsachen zu enthüllen; er sagt es selbst, daß die Forschungen der letzten Jahrzehnte die Geschichte der Schlacht im Wesentlichen festgestellt hätten. Aber etwas anders ist die Fixirung der einzelnen Elemente, etwas anders ihre Zusammenfassung zu einem abgerundeten und in sich gerechtfertigten Bilde. Die größeren Darstellungen, welche der Feldzug von 1813 gefunden hat, lassen dieser Aufgabe einer Monographie noch vollen Raum. Beitzke z. B. hat zu wenig kritische Freiheit und Schärfe, um zu einem umfassenden Urtheil durchdringen zu können. Aster, der mit großem Fleiß tüchtiges Material in zwei Bänden niedergelegt hat, fehlt es an der Gabe, seinen Stoff lebendig zu gestalten. Bernhardi allerdings hat, wie über den ganzen Feldzug, so auch über manche Momente der Schlacht, das klarste und beste militärische Urtheil gefällt, indessen sein eigentlicher Zweck war doch nur, die Wirksamkeit eines einzelnen Mannes zu schildern. Häusser endlich hat eine lebendige, ja glänzende Darstellung der Schlacht entworfen, aber eingewebt in das große Geschichtswerk, wie sie ist, fehlt es ihr wohl an Concentration auf die wesentlichen Punkte, wie sie eine Monographie bieten kann. Grade das Letztere hat Königer erstrebt und erreicht. In raschen, großen Zügen den Ausgang von 1812, die Erhebung des preußischen Volks, die Rüstungen, Kriegsthaten und Verhandlungen des Frühjahrs und Sommers von 1813 skizzirend, eilt er zu dem Punkt,

wo von Nord und Süd die Heeresmassen der Verbündeten den Feldern von Leipzig herandrängen. Mit Recht legt er kein Gewicht auf d[ie] Märchen von Napoleon's abenteuerlichen Entwürfen in Düben, die noch Beitzke allzugläubig nachgeschrieben hat. Mit Recht zeigt er, wie in Folge der Verblendung Napoleon's schon der beiderseitige strategische Aufmarsch den Zug zur größten Entscheidung in sich trug, trotz der Schwankungen in den verbündeten Heeren. Aus seiner Darstellung ergiebt sich sodann, wie der Kampf am 16. doch nicht ganz die Bedeutung haben konnte, die ihm Aster zuerst beigelegt hat und die dann nach ihm vielfach wiederholt worden ist. Königer legt hierauf in seiner Darstellung das Hauptgewicht; er beweist, daß die ursprüngliche Ueberlieferung und der Glaube des Volks vollen Grund haben, die Schlacht vom 18. als die eigentliche Entscheidungsschlacht und nicht als ein bloßes Rückzugsgefecht zu betrachten. Sie war die Entscheidungsschlacht ihrer Anlage nach; denn Napoleon's Anordnungen waren noch an jenem Tage überwiegend von dem Gedanken eines letzten Wagnisses um die Weltherrschaft und weit weniger von dem Gedanken des Rückzugs geleitet. Sie war es ferner nach ihrem Verlauf; denn grade das allmähliche, aber vollständige Zusammenbrechen des französischen Widerstandes giebt ihr den eigenthümlichen Charakter. Erst dieser Tag erklärt die ganze Größe des Siegs, die am 19. bei der Einnahme der Stadt, und noch weit mehr in der furchtbaren Zerrüttung der französischen Armee auf dem Rückzug — trotz aller Schwäche der Verfolgung hervortrat, und die ihre Wirkungen bis hin nach Paris erstreckte. — Indessen es ist nicht die neue Prüfung solcher Streitfragen, nicht die militärische Richtigkeit und Gründlichkeit, die wir an der Schrift vorzugsweise hervorheben möchten; die Hauptsache für uns ist, daß auf jenem Fundament eine lichtvolle, das ungeheure Gewirr des Völkerkampfes beherrschende Darstellung aufgebaut ist; daß der Geist jenes Kriegs, der am mächtigsten und reinsten im Lager der Blücher und Gneisenau waltete, in ihr vollen Ausdruck gewinnt. Wir halten es wahrlich für keinen Mangel des Werks, daß auch das poetische, schildernde Element in ihm zu seinem Recht kommt. Niemand wird den zähen Kampf des eisernen York um Möckern, das heiße Ringen der Hauptheere um Wachau, die Erstürmung der Stadt, und endlich die furchtbaren Schrecken des blutgetränkten Siegesfeldes ohne Erhebung und Erschütterung lesen. Denn auch diese düsteren Bilder erspart uns der Verfasser nicht; wir sollen es erfahren, wie schwer der Sieg errungen worden ist, welche Opfer der zürnende Gott, der den Eroberer niederwarf, noch jetzt von denen verlangte, die in Zwietracht und träger Selbstsucht ihre Freiheit dahingegeben hatten. Diese Gedanken des Gottesgerichts und der Sühne geben der Darstellung ihren hohen Ernst und ihre Weihe, obwohl wir den Wunsch nicht unterdrücken können, daß sie, als heiliger Hintergrund des Schlachtengemäldes, in weniger ausgeführter Form in die Erzählung verwebt wären.

Von Constantin Rößler's Studien zur Fortbildung der preußischen Verfassung, deren erster Band im vorigen Herbst publicirt wurde, ist jetzt eine zweite Abtheilung erschienen. Sie umfaßt drei Abhandlungen, die sich mit dem

Staatsrath und dem Herrenhaus, mit der Verantwortlichkeit der Minister und mit der Bildung des Abgeordnetenhauses beschäftigen. Ein fester innerer Zusammenhang verknüpft diese Abschnitte sowohl unter sich als mit denen des vorjährigen Bandes.

Unserer Meinung nach hat sich Rößler durch diese Arbeiten das Recht erworben, unter die geistvollsten deutschen Publicisten gerechnet zu werden. Sein Talent politische Fragen, welche die Kämpfe und Bedürfnisse unserer nächsten Gegenwart berühren, in die Sphäre rein wissenschaftlicher Betrachtung zu erheben, ist eben so selten, als die Consequenz und Schärfe seiner Untersuchung, die Klarheit und Eleganz seiner Darstellung. Als freier und kritischer Kopf ist er wenig geneigt, den Traditionen und Schablonen der gewöhnlichen Parteiauffassung zu folgen, und ein doctrinärer Liberaler wird sich sehr oft über seine conservativen, und zuweilen dann wieder über seine demokratischen Gesichtspunkte entsetzen.

In der Idee des Staatsraths, der eine dreifache Function, als Gesetze vorbereitende, die Verwaltung regelnde und als richterliche Behörde, versehen und zugleich den Kern des Oberhauses darbieten soll, ist Rößler den Anregungen Gneist's gefolgt, obwohl seine Entwicklung in manchen Punkten eine eigenthümliche ist. Wir wenden uns von diesem und dem folgenden Abschnitt sofort zu der dritten Untersuchung, welche das schwerste Problem — die Bildung des Abgeordnetenhauses behandelt. In glänzender Kritik sind hier die Systeme zersetzt, auf welchen das parlamentarische Leben jedenfalls nicht aufgebaut werden kann, — jene demokratische Anschauung zunächst, die von dem Mythus eines fertigen, von den Abgeordneten nur passiv darzustellenden Volkswillens ausgeht, während das Parlament vielmehr die höhere Aufgabe hat, durch seine geistige Arbeit den Volkswillen zu erzeugen; jenes ständische Wahlsystem sodann, dessen dreitheilige Gliederung ökonomisch und geistig längst aufgelöst ist; endlich jene neue Gestalt des ständischen Princips, die Berufs- und Interessenvertretung, gegen welche Gneist's Worte gelten: „Nicht die Interessen, welche Niemand bestimmen und wägen kann, nur die staatlichen Pflichten lassen sich repräsentiren, soweit ihre thatsächliche Uebernahme und Erfüllung einen erkennbaren und untrüglichen Maaßstab gewährt." Aber auch der Weg ist nicht gangbar, die Wirksamkeit für Commune und Kreis zur Basis für das politische Wahlrecht zu machen. Wir dürfen annehmen, daß auch Gneist, der allerdings 1849 wenigstens die erste Kammer aus den communalen Vertretungen bilden wollte, von dieser Ansicht zurückgekommen ist. Denn zu nahe liegt die Gefahr, daß diese Einmischung der Politik die kleineren Kreise des Selfgovernments verunreinigen werde. So bleibt denn, da der Verfasser aus Gründen eines, wie uns scheint, individualistischen Gerechtigkeitsgefühls auch den Census verwirft, nichts übrig als das allgemeine Stimmrecht, und er zieht diesen Schluß mit einer Folgerichtigkeit, welche über das Klassensystem des preußischen Wahlgesetzes hinausgeht. Wer wäre denn auch mit dieser Wahlordnung zufrieden, die nirgend selbständige, feste Mittelpunkte des öffentlichen Willens aufkommen läßt, sondern nur „die bewußtlose, elementare Strömung" begünstigt? Wer müßte nicht zugeben, daß bei unserem Abgabesystem „die Höhe der Staatssteuern keinen richtigen Maaßstab giebt für die gesellschaftliche Bedeutung des

Besteuerten?" Die Frage ist nur, wie das Unvollkommene durch etwas Besseres ersetzt werden kann und ob das allgemeine gleiche Wahlrecht „der bewußtlosen elementaren Strömung" nicht noch größeren Vorschub leistet. Unsere Schrift bietet hiergegen Garantien durch eine bessere Einrichtung der indirecten Wahl; sie versucht es den Urwähler durch den Wahlmann zu rectificiren. Man beseitige unsere unförmlichen Wahlmannscollegien, die vermöge ihrer Masse eben nur ein unselbständiges Echo der Volksmasse sind, indem man die Zahl von 200 Wahlmännern, die jetzt auf einen Abgeordneten kommen, auf etwa 50 herabsetzt; man stelle dann die Abstimmung derselben unter die volle Controlle der Oeffentlichkeit; man knüpfe endlich die Fähigkeit zum Wahlmann an die Bedingung, daß Jemand mindestens drei Jahre in der Gemeinde den höchsten Satz der Klassensteuer oder eine Einkommensteuer gezahlt habe, — und es ist die Bürgschaft gegeben, daß zu diesem Amt nur die angesehenern Bürger berufen werden, und daß sie mit dem Gefühl ihrer Verantwortlichkeit an die Wahl des Abgeordneten gehen. Wir acceptiren alle diese Vorschläge, aber wir sind deshalb nicht gemeint, das ungleiche gegen das gleiche Stimmrecht der Urwähler aufzugeben. So mangelhaft unser Dreiklassensystem auch ist, eine große Zahl der Urwähler erster und zweiter Klasse sind doch solche, welche Einkommensteuer oder den ersten Satz der Klassensteuer zahlen, und wir möchten für die erste Stufe der Wahl die Beschränkungen nicht wegwerfen, die uns für die zweite als heilsam empfohlen werden. Wir unsererseits würden bei den Wahlen freilich nicht blos die Gleichheit, sondern auch die Allgemeinheit streichen. Wir glauben, daß für ein gesundes Wahlgesetz ein mäßiger Census nicht zu entbehren ist. Der Besitz soll freilich an sich kein Maaßstab für das politische Recht sein, aber er ist der einzig erfindbare — wenn auch vielfach unvollkommene Maaßstab für die Bildung und Selbstständigkeit, für die Fähigkeit zur Ausübung der politischen Pflichten. Der größte constitutionelle Staatsmann der neuern Zeit, Cavour, hat das Wahlgesetz Piemonts und des Königreichs Italien auf den Census gegründet, und wir zweifeln, ob es ihm auf dem Wege des allgemeinen Stimmrechts gelungen wäre, sich im Turiner Parlament eine feste und verläßliche Majorität zehn Jahre hindurch zu erhalten. Aber in einem anderen Punkt, welcher die Lage und Stellung des Abgeordneten betrifft, sind wir sehr bereit dem Verfasser zu folgen. Er verwirft und wir mit ihm die Diäten, jenen kläglichen Sold, der gerade hinreicht, das Abgeordnetenamt manchem Volksschmeichler begehrenswerth zu machen; er verwirft ferner die ganz verkehrte Situation, daß eine Ueberzahl Beamter der untersten Dienststufen als Führer der Opposition über die Handlungen ihrer Chefs zu Gericht sitzen, und fordert eine Beschränkung der Beamtenwahlen; er schlägt endlich eine Verlängerung der Legislaturperiode nach englischem Muster vor, um der Piepmeierei zu begegnen, die aus Furcht vor den Wahlen jede dritte Session nicht mehr nach dem Gewissen zu stimmen wagt. Von diesen Punkten ist wenigstens der erste geradezu die Bedingung, ohne welche eine angesehene und selbstständige Landesvertretung, ein „Berufsstand freiwilliger Politiker" nicht gedacht werden kann.

Die parlamentarischen Erfahrungen der letzten Jahre haben den Verfasser etwas tief in conservative Neigungen getrieben. Sein Lob der nomination bo-

rough's ist mit dem Glauben an das repräsentative System doch schwer vereinbar; und wenn er, um die Bildung einer festen Majorität zu erleichtern, für einen Bruchtheil des Abgeordnetenhauses die Ernennung durch den König verlangt — der Gedanke ist freilich auch in England neuerdings aufgetaucht — so äußert sich darin eine Skepsis gegen das constitutionelle Princip überhaupt. Können wir das Conservative, das Verläßliche nicht aus dem Volk herausbilden, — durch solche Art gouvernementalen Einflusses-werden wir es dem Abgeordnetenhause nicht einprägen. Indessen nicht auf diesen einzelnen Vorschlägen ruht der Schwerpunkt unserer Schrift; ihr Werth liegt darin, daß sie den Leser auf einen freien großen Standpunkt der Betrachtung erhebt, auf einen Standpunkt, von dem aus er die Mängel unserer parlamentarischen Institutionen unbefangen überschauen und ihre solidere Gestaltung schärfer in's Auge fassen kann.

„Preußen muß durch den dreifachen Primat der Waffen, der Wissenschaft und der Constitution ersetzen, was ihm an äußeren Mitteln abgeht" — diese Worte des General Gneisenau stehen als Motto und zugleich als Zeichen der Gesinnung auf dem Titelblatt einer eben erschienenen militärischen Schrift vom Freiherrn von Vincke-Olbendorf (die Reorganisation des preußischen Heerwesens nach dem schleswig-holsteinschen Kriege), die wir unseren Lesern warm empfehlen möchten. Ueber die Fragen, welche in dieser Schrift behandelt werden, existirt bereits eine ausgebreitete Literatur. Wenn der Herr Verfasser die ungünstige Lage Preußens im Verhältniß zu anderen Großmächten insbesondere zu Frankreich, wenn er den Grundgedanken der Reorganisation, die Bildung der ersten Feldarmee nur aus Linientruppen, wenn er ferner die Vortheile darstellt, welche dieses System sowohl für die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit des Staats als auch für unsere modernen wirthschaftlichen Verhältnisse gewährt — so ist es unmöglich in diesem Gebiet lauter neue Dinge zu sagen. Aber das gediegene militärische Wissen, das ruhige und sachliche Urtheil des Herrn Verfassers und seine sorgfältige Benutzung statistischer Hülfsmittel machen auch den Theil seiner Schrift interessant und belehrend, welcher auf bereits discutirte Ideen zurückgreift. Das Capitel z. B., in welchem das preußische und das französische Heerwesen in den Hauptzügen verglichen ist, wird nicht leicht Jemand lesen, ohne sich in seiner Einsicht von der Eigenthümlichkeit und dem Werth heimischer Institutionen gefördert zu fühlen. Wir würden auch das Ergebniß, zu welchem im Unterschied von der vulgären Ansicht jene Untersuchung uns führt, daß nämlich Frankreich ein möglichst soldatisches, Preußen dagegen ein volksthümliches Heer habe, unbedingt unterschreiben, wenn nicht das Zahlenverhältniß zwischen Adligen und Bürgerlichen in der Rangliste der preußischen Armee denn doch auf einen Schaden wiese. Unsere Schrift umfaßt außer der militärischen auch die finanzielle Seite der Reorganisation und in dieser letzteren Beziehung führt sie einen siegreichen Streit gegen die Grundsätze und Zahlenangaben eines namhaften Mitgliedes unserer volkswirthschaftlichen Schule. Sie weist unter Anderem nach, daß in Preußen durch die Militärpflicht

verhältnißmäßig weniger Arbeitskräfte „lahm gelegt" werden, als in Oesterreich und Frankreich. — Indeß mit dem Bisherigen haben wir den eigentlichen Kern der Schrift noch nicht getroffen. Dieser liegt darin, daß sie die neuen Erfahrungen des zweiten schleswig-holsteinischen Krieges benutzt und durch dieselben den Werth der Reorganisation beleuchtet. Es versteht sich, daß dies nicht mit dem oberflächlichen Räsonnement geschieht, das wir in jüngster Zeit von den Gegnern wie den Freunden der Armeereform so oft haben hören müssen. In dem letzten Krieg bestand die mobile Armee (Infanterie) aus 44,912 Mann; die Ersatzmannschaft betrug 7790 Mann; in Kriegsbereitschaft befanden sich 59,942 Mann. Die ganze des Krieges wegen aufgestellte Infanterie berechnet sich auf 112,644 Mann. Natürlich waren diese Kräfte nicht alle gegen die Dänen aufgeboten, man mußte sich auch für andere Eventualitäten gerüstet halten. Unter dieser ganzen Zahl befanden sich nur 2916 Landwehrmänner, fast alle aus den zwei jüngsten Jahrgängen, während nach der alten Formation mindestens 45,699 M. Landwehr hätten eingezogen werden müssen. Das ist ein schlagendes Argument!

Der Raum verbietet uns diesen neuen und sehr werthvollen Betrachtungen weiter nachzugehen. Der Herr Verfasser steht in allem Wesentlichen auf Seiten der Reorganisation, aber auch er räth eine Verkürzung der Dienstzeit und zwar zunächst — bis zur allgemeinen Durchführung des Turnunterrichts und der Vermehrung der Capitulanten — auf 2½ Jahre. Er erinnert dabei besonders an die Marine, deren Vergrößerung die möglichste Sparsamkeit im Militäretat bedingt. Leider ist keine Aussicht vorhanden, daß dieser Weg der Vermittlung beschritten werde; obwohl gerade jetzt, nach dem glücklichen schleswig-holsteinschen Krieg, die Regierung es in der Hand hätte, den langjährigen Conflict durch sehr mäßige Concessionen zu beendigen. — Wir bemerken noch, daß der Ertrag der Schrift zum Besten der Kronprinz-Stiftung bestimmt ist.

Mit wenigen Worten sei es gestattet, unsere Leser an dieser Stelle auf ein überaus liebenswürdiges poetisches Werkchen aufmerksam zu machen. Schon die Nähe des Weihnachtsfestes würde diese Freiheit entschuldigen, wenn nicht in diesem Fall überdies unsere ästhetischen durch unsere politischen Sympathien unterstützt würden. Nicht als ob es sich um Tendenzpoesie handelte. Die Tendenz liegt lediglich in der Widmung und wird doppelt beziehungsreich dadurch, daß es ein englisches Werk ist, welches den Triumph der gerechten Sache Schleswig-Holsteins muß schmücken helfen. Dem Herzog Friedrich hat W. Hertzberg seine Uebersetzung von Walter Scott's „Herrn der Inseln" (Bremen, bei Geisler, 1864) dedicirt, „dieses Gedicht, welches den siegreichen Kampf eines edlen, von fremder Tyrannei unterdrückten Volksstammes für seine Freiheit und das Recht seines legitimen Fürsten verherrlicht." Der Gedanke, im Augenblicke der siegenden schleswig-holsteinschen Unabhängigkeit die Erinnerung an das romantische Epos Scott's zu erneuern, welches bei seinem ersten Erscheinen mit der Ungunst der damaligen Zeitverhältnisse zu kämpfen hatte, scheint uns unge-

mein glücklich. Denn wie man auch über den Beruf des Dichters für den eigentlich epischen Stil urtheilen möge, wie sehr man auch in dem vorliegenden Gedicht durch den Gegensatz des Chronistischen und verweilender bunter Naturschilderei gestört werde, so gewiß behauptet „der Herr der Inseln" den Vorrang vor Scott's übrigen metrischen Romanzen, und Stellen wie die gegen den Schluß des dritten Gesanges — jene nächtliche Scene, in der Natur- und Menschenleben, Träumen und Wachen geheimnißvoll sinnreich ineinander scheinen — solche Stellen werden ihren ergreifenden Eindruck auf kein empfängliches Gemüth verfehlen. Daß aber alle Schönheiten des Gedichts, daß namentlich auch die klingende und im Rhythmus mannichfach wechselnde Musik der Verse ihre volle Wirkung thun, das ist das Verdienst, ein nicht leicht zu hoch zu veranschlagendes Verdienst des Uebersetzers. Gleich als habe derselbe seinen Dichter für all' die Mißhandlungen rächen wollen, die dessen Prosawerken so vielfach durch deutsche Fabrikübersetzungen widerfahren ist, hat er mit ausgesuchter Vers- und Reimkunst die Physiognomie des Originals zugleich auf's Getreuste wiedergegeben und sie doch zugleich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in's Deutsche idealisirt. Wer es je versucht hat, gereimte englische Verse in jenem Gleichgewicht von Wort-Sinntreue, um das der Uebersetzer fortwährend zu ringen hat, wiederzugeben, der kennt die Schwierigkeit, welche namentlich bei kurzen Verszeilen der Sylbenüberfluß der deutschen im Vergleich zu der englischen Sprache herbeiführt. Daß man hier nichts desto weniger den Zwang nirgends fühlt oder doch nur leise durch eine schöne Keckheit an die Kunst des Uebersetzers erinnert wird, daß die knappe Wortfügung, die schlagfertige Reimfolge als eine eigenthümliche und neue Schönheit des Deutschen empfunden wird, liefert den Beweis von der vollendeten Herrschaft des Uebersetzers über beide Sprachen, von seinem reinen Gefühl für das, was die eine fordert und die andere erträgt. Auf einzelne Feinheiten, wie z. B. auf die glückliche Verwendung kleiner, dem Organismus unserer classischen Dichtersprache entlehnter Glieder, auf geschickte Wortcompositionen, auf die kluge Heranziehung bezeichnender alter oder seltener Worte u. dgl. aufmerksam zu machen, wäre eine belehrende aber nicht kurz abzuthuende Arbeit. Mögen Andere, die bei diesem Meister in die Schule gehen wollen, sich dieser Analyse unterziehen. Wir unsererseits fürchten schon jetzt unserem Lobe den Vorwurf der Parteilichkeit gemacht zu sehen, denn das Beste in der That, was wir von der Arbeit sagen können, ist dies, daß dieselbe eine praktische Bewährung und Rechtfertigung der Grundsätze der Uebersetzerkunst ist, die der Verfasser vor nicht langer Zeit auf Anlaß von Uebertragungen aus dem Griechischen in diesen Blättern entwickelt hat.

Wir werden um Veröffentlichung folgenden Aufrufs ersucht.

Messina im September 1864.

Das Grabmal des in Syrakus verstorbenen und daselbst im Garten des Ritters Landolina beerdigten Grafen August von Platen ist im Verfall begriffen. Wird diesem nicht bald Einhalt geboten, so dürfte das Denkmal einer

gänzlichen Zerstörung in nicht ferner Zeit anheimfallen. Nicht minder bedürftig ist der hölzerne Sarg, in welchem der Dichter beerdigt wurde, eines Ersatzes durch einen Sarg von Zinn.

Der unterzeichnete Geistliche der deutsch-evangelischen Gemeinde zu Messina würde sich bereitwillig der Mühewaltung unterziehn, im nächsten Frühjahre die Wiederherstellung des Grabmals und die Umlegung der Leiche des Dichters persönlich zu überwachen, wenn ihm die hierzu nöthigen Geldmittel von Freunden und Verehrern Platen's zur Verfügung gestellt würden.

An diese wendet sich deshalb der Unterzeichnete und bittet sie, ihm Geldbeiträge entweder direct unter der Adresse der Herren V. Gonzenbach Klostermann und C. dahier zugehen zu lassen oder dieselben an eine der verehrlichen Zeitungsredactionen abzugeben, welche diesen Aufruf veröffentlichen und sich bereit finden werden, Beiträge zu dem gedachten Zwecke entgegenzunehmen und bis zum Jahresschluß hierher zu befördern. Die Rechnungsablage wird in künftigem Frühjahre veröffentlicht werden.

Dr. O. Hartwig.

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Napoleon und der nordiſche Bund.

Nirgends iſt zu bemerken, daß Napoleon befürchtete, Preußen werde ſich der Aufrichtung des Rheinbundes entgegenſetzen. Die ſchwachmüthige Politik des Potsdamer Hofes hatte ihn längſt dahin gebracht, nur bei Angelegenheiten, die Preußen direct betrafen, auf dieſen verbündeten Staat Rückſicht zu nehmen. Vor wenig Monaten dachte er noch anders. Es iſt wohl glaublich, daß Napoleon, wie vom Reichstage geſchrieben ward, früher beabſichtigte, die deutſchen Verhältniſſe gemeinſam mit Preußen zu ordnen, daß aber deſſen Schwäche ſodann den Plan vereitelte. Er kannte die preußiſche Politik, wenn er ihr jetzt kaum Beachtung ſchenkte und ihre etwaige Einſprache durch ganz plumpe diplomatiſche Manöver zu erſticken wußte, bevor ſie laut geworden.

Es iſt in einem früheren Aufſatz davon geſprochen worden, daß es den preußiſchen Staatsmännern durch die Regensburger Verbindungen oder den Kurfürſten von Heſſen nicht an Nachrichten über den ungefähren Stand der Angelegenheit gefehlt haben kann. Trotzdem verharrten ſie, getreu der kurzſichtigen Politik des Abfindens mit den augenblicklichen Zeitumſtänden, in ihrer verderblichen Unthätigkeit und Unentſchloſſenheit. Erſt Mitte Juli, nachdem die erſten ſichern Anzeichen über den nahen Abſchluß des Rheinbundes eingetroffen, entſchloß ſich endlich die Regierung auf Mittel zu denken, um der neuen ſtaatlichen Bildung ein Gegengewicht zu ſchaffen. Nichts lag näher als die alten Pläne des Fürſtenbundes, etwa in der Form, wie ſie in den letzten Jahren mehrfach vorgeſchlagen, wieder aufzunehmen. Aber ſelbſt jetzt hätte ſich Haugwitz ſchwerlich mit großem Ernſt auf die Sache eingelaſſen, wenn nicht der Kurfürſt von Heſſen, nachdem ſeine Unterhandlungen mit Frankreich geſcheitert, förmlich gedrängt hätte, ſich durch Vertrag feſter an Preußen anzuſchließen. Hierauf geſtützt, machte Haugwitz am 22. Juli weitere Verſuche der Annäherung, indem er Anſtalten traf, um mit den kurfürſtlichen Höfen zu Kaſſel und Dresden, die ihm allein noch von den mächtigern Staaten für ſeinen Bund gelaſſen waren, in Verhandlungen über eine innigere Verbindung, eventuell einen Allianzvertrag zu treten. Für Heſſen kam es beſonders auf einen Ländertauſch an. Noch jetzt hoffte der Kurfürſt trotz der offenbaren Feindſchaft Napoleon's

durch gewandte Zweideutigkeit Schwedisch-Pommern zu erhalten, wofür er dann preußische Gebiete eintauschen wollte. Er wußte nicht, daß schon vor zwei Tagen im Oubril'schen Vertrage eigens die Integrität Schwedens von Frankreich zugesichert war. Auch wünschte der Kurfürst die Königswürde zu erhalten und ließ daher durch eine Depesche vom 23. Juli den König von Preußen auffordern, mit ihm und Sachsen, die dann beide die Königskrone erwerben würden, den schon angeregten Bund zu stiften, selbst aber als dessen Oberhaupt die Kaiserwürde anzunehmen. Am folgenden Tage, dem 24. Juli, erhielt Haugwitz die Vollmacht des Königs zu den Unterhandlungen. Noch an dem nämlichen Tage wurde die Instruction für den Gesandten in Kassel ausgefertigt. Das zweifelhafte Verdienst, in Norddeutschland den Frieden bisher erhalten zu haben, wird hier zunächst, und wie oft noch später! nachdrücklich in Anspruch genommen. Es sei geschehen, um die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten, was früher doch wünschenswerth gewesen. Jetzt freilich sei dieselbe durch den Plan Napoleon's vernichtet, denn „durch die Ausführung dieses Planes in Süddeutschland werden die bis jetzt noch bestehenden Bande des deutschen Reiches so wie seine Verfassung gänzlich aufgelöst." Jetzt ist das Cabinet endlich zu der Einsicht gekommen: „Wenn der Norden Deutschlands isolirt und ohne Verband unter sich stehen bleiben wollte, so würde auch er bald das traurige Schicksal des südlichen Deutschlands theilen müssen." Um das nun aber zu vermeiden, schlug Preußen einen engen Verband vor, „dessen Zweck kein anderer sein wird, als Erhaltung der eigenen Existenz und Zusammenstellung aller Mittel zu diesem Zweck."

Mit einer dem Inhalte nach ähnlichen Instruction sollte an demselben Tage der Graf Götzen nach Dresden abgehen. Bevor aber dieselbe ihrem Ueberbringer eingehändigt war, notificirte der französische Gesandte Laforest noch am 24. Juli im Auftrage seiner Regierung den Abschluß des Rheinbundes. Früher hatte man beabsichtigt dem letzteren mit dem eigenen Bunde zuvorzukommen. Der Plan war jetzt vereitelt. Auf die schnödeste Weise, ohne auf Preußen dabei Rücksicht zu nehmen, ohne den Verbündeten selbst von dem Plane Kenntniß zu geben, hatte Napoleon jetzt ein Drittel Deutschlands sich unterworfen. So sehr hatte eine schwache Politik den Staat erniedrigt, ohne dessen Einfluß, wie Häusser so treffend sagt, seit Friedrich II. keine wesentliche Veränderung des Gebietes oder der Verfassung in Deutschland erfolgt war. Fast schwerer wurde es aber noch in Berlin empfunden, daß auch der dem Königshause nahe verwandte und eng befreundete Fürst von Oranien-Fulda durch den Rheinbund Einbuße erlitt, indem ein Theil seiner Besitzungen, trotz der Verwendungen Luccheſini's mediatisirt war. Dieses wurde mit Recht als ein directer

Schlag gegen Preußen angeſehen. Um ſo mehr mußte es aber nun, um weitere Erfolge der franzöſiſchen Politik zu verhüten, darauf ankommen, den nordiſchen Bund raſch in's Leben zu rufen. Haugwitz betrieb deshalb mit ſeltener Energie die Ausführung des neuen Planes und ſuchte dieſerhalb dem Napoleoniſchen Werke zunächſt heimlich Hinderniſſe zu ſchaffen, um ſo, gedeckt durch Anderer Vorgehen, ſelbſt Zeit zu gewinnen. Noch am 25. Juli ging eine Depeſche nach Wien ab, um Oeſterreichs Einſprache gegen den Rheinbund zu verlangen. Nichts freilich mag bezeichnender ſein für die bewußte Schwäche dieſer Politik der ſchlechten Künſte.

Gleichzeitig mit jener Note, die Laforeſt am 24. übergeben, traf in Berlin ein Schreiben des Marquis von Luccheſini aus Paris ein, welches ſich ebenfalls mit dem Rheinbunde beſchäftigte. Wie mögen die zagenden Herzen gejubelt haben, weil nicht allein die von Laforeſt vorgelegte „verſpätete Communication" „in den freundlichſten und gefälligſten Ausdrücken eingekleidet" war, ſondern dabei Luccheſini auch noch mittheilte: „Kaiſer Napoleon laſſe zugleich Se. Majeſtät einladen, jetzt, da der alte Reichsverband durch die im ſüdlichen Deutſchland geſtiftete Conföderation gänzlich und unwiderruflich aufgelöſt worden, auch Ihrerſeits im nördlichen Deutſchland diejenigen Einrichtungen zu treffen, welche den eintretenden Umſtänden am angemeſſenſten ſein dürften." Luccheſini, der ſeinen Bericht am 16. Juli abgeſandt, war zu arglos, um in die Worte des Kaiſers Zweifel zu ſetzen. Und doch wußte dieſer, bevor noch die ſo verführeriſch klingende Einladung und Beſtärkung in Plänen, die bereits aus eigenem Antrieb ergriffen waren, nach Berlin kam, der ganzen Sache ſolche Schwierigkeiten zu erwecken, daß ſie daran ſcheitern mußte.

Der Graf von Senfft, der kurſächſiſche Geſandte in Paris, hatte ſeit ſeiner erſten froſtigen Audienz bei Talleyrand nur geringe Beziehungen zu dieſem Miniſter und dem kaiſerlichen Hofe gehabt. Aber er verkehrte mit dem öſterreichiſchen Geſandten General Vincent, mit dem Napoleon, der ihn auch in ſeinen Briefen ſehr lobt, ſich zuweilen in vertrauliche Unterredungen einließ. Am Abend des 17. Juli, an dem die Rheinbundsacte authentiſch ausgefertigt, war Graf Senfft des Generals Gaſt. Da benachrichtigte dieſer, der ſo eben eine Audienz bei dem Kaiſer gehabt, den erſtaunten Geſandten, Preußen erſtrebe den Untergang Sachſens, das ſich ſehr wohl in Acht nehmen möge, ſich von Preußen leiten zu laſſen. Der Kurfürſt, fügte er hinzu, könne nichts beſſeres thun, als ſeine Unabhängigkeit und ſeine Neutralität erklären, und dieſe durch Heranziehung der benachbarten kleinen Fürſten in ſein Syſtem unterſtützen. Frankreich werde dieſe Haltung Sachſens anerkennen, ohne daß es den Anſchluß an den Rheinbund verlange.

Der sächsische Gesandte hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Inhalt dieses Gespräches seinem Hofe zu melden. Er ergriff, wie er selbst erzählt, die ihm vorgetragene Idee mit Leidenschaft und beklagte noch nach Jahren, wo sein Gedächtniß bereits die damalige Haltung Preußens mit der vom September verwechselte, daß sein König nicht ernstlicher darauf eingegangen. Und doch ist diese Mittheilung ein sicherer Schlüssel zu dem schwankenden Verhalten des Kurstaates in den Verhandlungen über den nordischen Bund.

Gar leicht ist es möglich, daß die Depesche, in der Graf Senfft diese Dinge meldete, und die er chiffrirt durch einen preußischen Courier bis Leipzig tragen ließ, fast gleichzeitig mit Graf Götzen in Dresden eintraf. Dieser sollte, nach der am 25. Juli ausgefertigten Instruction, den Kurfürsten auffordern sich mit Preußen und den übrigen norddeutschen Staaten eng zu vereinigen, um „dem nördlichen Deutschland Ruhe, Frieden und Unabhängigkeit zu sichern, jeden feindlichen Angriff mit gemeinsamen Kräften abzuwehren, jeden im Bund begriffenen Mitstand bei seinem Eigenthum zu schützen." Der Kurfürst wurde gebeten, dieserhalb einen Gesandten nach Berlin zu senden. Götzen aber hat „Sr. kurfürstlichen Durchlaucht fühlbar zu machen, daß bei unserm großen Vorhaben jeder Augenblick wichtig und theuer ist." Die Schwierigkeiten, welche Graf Haugwitz seit Jahren umgangen, sollten jetzt „im Augenblick" überwältigt werden. Freilich wußte der preußische Minister nicht, wie von Paris aus schon vor der Entstehung seiner Pläne gegen dieselben gewirkt war; allein diese krampfhafte Eile, mit der plötzlich der hauptsächlichste Träger des Zauberssystems zugriff, um aus der abwartenden Haltung endlich zu einer raschen politischen That überzugehen, läßt doch deutlich erkennen, wie schwer die Stiftung des Rheinbundes, der man längst mit ängstlicher Schwäche entgegen gesehen, in Berlin empfunden wurde. „Wir müssen retten, was zu retten ist," schrieb Haugwitz nach Dresden. Der Hast entsprach auch der erste Entwurf zu einer Verfassung für den Gegenbund.

Derselbe ist von dem Vicepräsidenten von Hänlein im Auftrage des Ministeriums ausgearbeitet, und schon am 24. Juli, noch bevor Laforest seine officielle Eröffnung machte, vorgelegt worden. Unklarheit in den politischen Zielen sind auch das Charakteristische dieser „Ideen zu einem nordischen Reichsbunde." Wenn im dritten der zwölf Paragraphen als Charakter des Bundes: „Freiheit — Freiheit in dem hohen Sinne, wie sie das Kleinod der Stände des alten Germaniens war," angegeben wurde, so stach diese unpraktische Ueberschwänglichkeit allein schon sehr gegen die nüchternen, aber erreichbaren politischen Absichten des großen Gegners ab. Und die ganze Ausführung entsprach in der That jener

Unklarheit. Als Vorbild war für den Bund, der etwa 4196 Quadratmeilen mit über neun Millionen Einwohnern umfassen sollte, dasselbe vermoderte Reich hingestellt, dessen Wehrlosigkeit diese unheilvollen Zustände geschaffen. Der König von Preußen soll das Oberhaupt des Bundes werden: „Schützend und kraftvoll schwebe sein Adler über dem neuen Bund! Sachsens und Hessens edle Beherrscher stehen als die ersten und edelsten Stützen ihm zur Seite.“ Dem Könige sollten dann: „alle Vorrechte des deutschen Kaisers in den ständischen Landen eingeräumt werden!“ Nur in militärischer Hinsicht wurde mehr, allein immer viel zu wenig verlangt. Preußen stellte sich mit Hessen und Sachsen auf gleiche Stufe! An alle drei sollen die kleineren Stände ihr Conscriptionsrecht abtreten, und dieses sogar nur, wenn sie nicht im Stande sind, auch nur ein Bataillon zu bilden. Für den Congreß, der in Hildesheim „beständig“ tagen soll, wurde der viel verspottete Regensburger Reichstag als Muster angenommen, und ebenso für die drei Kreise die gleichnamige und gleich verfallene Institution des Reiches. Nur das Reichskammergericht sollte hier nicht wieder aufleben, die Klagen vielmehr an ein „erwähltes Appellationsgericht“ in einen der größeren Staaten gebracht werden.

Wäre der Bund in dieser Form zu Stande gekommen, so würde der politische Vortheil sowohl für Preußen, als für Deutschland überhaupt sicher ein sehr geringer gewesen sein. Allein bevor noch aus den Berathungen über den Hänlein'schen Entwurf ein anderer fester Plan hervorging, führten die Zeitereignisse und die Verhandlungen mit Hessen und Sachsen zu ganz neuen Entwürfen.

Graf Götzen traf am 27. Juli in Dresden ein. Sofort begab er sich zu dem Minister Grafen von Loß; am folgenden Tage hatte er Audienz beim Kurfürsten. Dieser that mehrere vorsichtige Fragen, besonders nach dem Verhältnisse Preußens zu Frankreich. Er hatte viel Lob für die bisherige Politik Preußens und die Haltung des Kurfürsten von Hessen, gab jedoch über den vorgeschlagenen engern Bund nur in einigen unbestimmten Aeußerungen seinen Beifall zu erkennen. Später erfuhr Götzen, es solle unverzüglich Graf Görtz nach Berlin geschickt werden, „indem noch einige Umstände zu erörtern sein würden.“ Im Allgemeinen war der Gesandte jedoch mit der Aufnahme seiner Vorschläge zufrieden und schob „die Verzögerung“ auf „eine Art von Timidität und gewohnte Langsamkeit und Formalität.“ Am 30. Juli antwortete das sächsische Cabinet selbst. Man sprach von einer engern Union auf Grundlage der deutschen Association und des zwischen Hessen, Sachsen und „Brandenburg“ bestehenden Erbverbrüderungsvertrages. Die ganze Haltung war, wie leicht erklärlich, ab-

wartend, vorsichtig. Der Kurfürst wünschte vor Allem einen detaillirten Plan des Bundes zu erhalten. Kaum mag in Dresden geahnt sein, daß in Berlin noch gar kein fester Plan vorlag, daß jetzt erst, anknüpfend an den Hänlein'schen Entwurf, über einen solchen berathen wurde.

Hierbei wirkten dann in Berlin Mittheilungen von zwei verschiedenen Seiten her umgestaltend auf das erste vage Project ein. Kurhessen verlangte dringend die Beilegung der Souveränetät über Bückeburg, Detmold, Waldeck, Pyrmont und Rittberg. Daneben durfte neue Ermuthigung aus einer Eröffnung des französischen Gesandten geschöpft werden. In einer Note desselben vom 28. oder 29. Juli hieß es, mit Bezugnahme auf die Gründung des Rheinbundes: „Preußens Sache ist es nun, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, um sein System zu vergrößern und zu befestigen. Den Kaiser Napoleon wird es geneigt finden, seine Absichten und Pläne zu unterstützen. Es kann unter einem neuen Bundesgesetze die Staaten vereinigen, die noch zum deutschen Reiche gehören und die Kaiserkrone an das Haus Brandenburg bringen. Es kann auch, wenn es solches vorzieht, einen Bund der norddeutschen Staaten bilden, welche mehr innerhalb seines Wirkungskreises liegen. Der Kaiser billigt schon jetzt jede Anordnung dieser Art, welche Preußen zur Annahme geeignet finden dürfte." In einer Depesche des preußischen Gesandten in Paris, die gleichzeitig in Berlin eintraf, war dann noch näher angegeben, Napoleon rathe Preußen für Norddeutschland einen ähnlichen Bund zu gründen, wie der Rheinbund für den Süden sei.

Was von preußischer Seite auf diese Rathschläge geantwortet, ist nicht bekannt; doch haben dieselben zweifelsohne, in Gemeinschaft mit der wahrscheinlich gleichzeitig erhaltenen Kenntniß der Rheinbundsacte und den hessischen Zumuthungen, zu dem ganz umgeänderten Plane geführt, welchen Hänlein, als Resultat der Berathungen über seinen ersten Entwurf, am 2. August zur weitern Erwägung vorlegte.

Jetzt wurde vorgeschlagen, alle deutschen Stände, die nicht mit in den Rheinbund aufgenommen, ausgenommen Oesterreich nebst den beiden Prinzen dieses Hauses, dem Kurfürsten von Würzburg und dem Deutschmeister, in den nordischen Bund zu vereinen. Einzelne Enclaven des Rheinbundes, vorzugsweise preußische und hessische Gebietstheile, sollten durch einen Grenzberichtigungstausch und Purificationsvertrag mit Frankreich gewonnen werden. Als Hauptglieder des Bundes wurden Preußen, Sachsen und Hessen bezeichnet, denen sich Dänemark wegen Holstein, Schweden wegen Pommern, beide Mecklenburg, Braunschweig, Oldenburg und Oranien-Fulda als souveräne Staaten anzuschließen hätten, während die übrigen Staaten Norddeutschlands unter die „Hoheitslinien" der drei Haupt-

glieder zu vertheilen wären. Als Hoheitsrechte wurden, mit ausdrücklicher Beziehung auf den rheinischen Bund, das Recht der Gesetzgebung, der hohen Gerichtsbarkeit und Polizei, der Militär-Conscription und der Erhebung der nothwendigen Territorialabgaben gefordert. Nicht minder wurde die Rheinbundsacte für alle Vorrechte der „einer andern Hoheit unterworfenen nordischen Stände" zum Muster genommen, jedoch hinzugefügt: „außerdem dürfen deren übrige Prärogative nur in soweit beschränkt werden, als es der Zweck des Bundes und dessen gleiche Kraft mit dem südlichen durchaus nothwendig macht." In diesem Zusatze sollte ohne Zweifel eine Begünstigung der zu unterdrückenden Reichsstände liegen, so daß die Vorrechte, welche die Rheinbundsacte (Artikel 27 ff.) den Mediatisirten zugestand, für die nordischen Stände, deren Selbständigkeit zu vernichten war, als ein Minimum erschien. Auffallend ist, daß auch nach diesem Entwurfe für Preußen nicht eine größere Macht innerhalb des Bundes in Anspruch genommen, vielmehr dasselbe auch jetzt noch im Wesentlichen mit Hessen und Sachsen gleichgestellt gedacht wurde. Der §. 3 bestimmte nur: „Preußen kommt, als dem mächtigsten Hauptgliede, die Direction und obere Leitung zu." Zu der 224,000 Mann starken Militärmacht des Bundes sollte Preußen mit Mecklenburg und Fulda, „deren Contingente es nach einem besondern Einverständniß vertritt," allein 150,000 Mann stellen, und doch nahm Hänlein in seinem Entwurfe für Preußen die militärische Leitung nicht in Anspruch. Auch die höchsten Gerichte und die Execution hätte Preußen nach dem Entwurfe mit Hessen und Sachsen zu theilen gehabt, und nur auf dem beständigen Congresse, der in Hildesheim, damals eine preußische Stadt, oder „vielleicht noch besser" in Dessau tagen und die Streitigkeiten der Stände unter sich schlichten sollte, hatte Preußen den ungetheilten Vorsitz und die Direction. Nicht glücklich war endlich noch der Gedanke, für die Formen der Geschäftsbehandlung die bisherige Reichs- und Kreisverfassung möglichst beizubehalten. So wurde denn der wesentliche Fortschritt dieses Entwurfs, der von Kurhessen angeregte Gedanke an Mediatisirung, sofort durch die geringen Vorrechte abgeschwächt, die für Preußen in Anspruch genommen wurden. Und selbst jene einzige energische Maaßregel, die Unterdrückung einiger deutschen Kleinstaaten, stieß sofort bei den preußischen Staatsmännern selbst auf heftigen Widerspruch. Der Röthel von Haugwitz scheint es doch gewesen zu sein, der neben dem Satz, welcher von der Mediatisirung der Hansestädte Bremen, Lübeck und Hamburg zu Gunsten Preußens handelte, ein bestimmtes „Nein" schrieb. Der Geheime Cabinetsrath Lombard, gleich berüchtigt, wie als Mensch, so als Staatsmann, sah sich sogar, eben der Hoheitslinien wegen, alsbald zu einem Gegenentwurf ver-

anlaßt, der sich freilich in einigen unschuldigen Artikeln mehr an die Rheinbundsacte anlehnte, keineswegs aber auf eine Stärkung der Macht Preußens berechnet war.

Lombard wollte für den nördlichen Bund, „dessen Gegenstand lediglich defensiv sei," gar keine Mediatisirung; er ging vielmehr von der Gleichberechtigung aller Stände aus. Die größeren Staaten wären nach seinem Plan sogar benachtheiligt worden, denn in der permanenten, nicht durch Collegia getrennten Versammlung sollte jeder Stand die Stimmen führen, die ihm bisher in Regensburg zugekommen. Mecklenburg hätte hiernach doppelt so viel Stimmen als Sachsen und halb so viel als Preußen zu führen gehabt, woraus allein schon die Unzweckmäßigkeit des ganzen Plans hätte hervorgehen müssen. Nach dem Beispiele der Rheinbundsacte wurde Lossagung vom deutschen Reiche und die Verpflichtung, nicht mit andern Staaten dem Bunde schädliche Verbindungen einzugehen, von den Theilnehmern gefordert: doch waren diese Bestimmungen, bezeichnend genug, weit allgemeiner gefaßt, als in der Acte des französischen Kaisers. Für Preußen verlangte Lombard Anfangs, neben der immerwährenden Direction der permanenten Versammlung, auch, daß ein höchstes Tribunal, „welches das Reichskammergericht zu Wetzlar ersetzen solle," seinen Sitz in Berlin nehme, und daß „der König von Preußen Generalissimus der vereinten bewaffneten Macht sei." Beide Vorschläge wurden jedoch nicht angenommen, indem zu ersteren bei „Berlin" bemerkt ist: „oder wo es sonst bestimmt wird," während der andere Paragraph ganz gestrichen wurde. — Nur durch die geringe Tragweite, welche Lombard dem Bunde zu geben vorschlug, ist es erklärlich, daß er, neben Dänemark und Schweden, auch Rußland wegen Jever als Theilnehmer des Bundes wünschte, den Beitritt aber den freien Entschließungen aller drei Staaten überlassen wollte.

An welchem Tage dieser Entwurf von Lombard vorgelegt, läßt sich nicht ermitteln. Jedenfalls wird es geschehen sein, bevor die neuen beunruhigenden Nachrichten aus Paris plötzlich diesen Unionsplänen schon für die nächste Zukunft einen hohen Werth gaben und so die bereits nachlässiger betriebenen Unterhandlungen von neuem anregten.

Deutlicher als irgend etwas anderes beweist die dem Grafen Senfft über Preußens Anschläge gegebene Benachrichtigung, wie wenig ernst die französische Regierung die Rathschläge nahm, die sie doch gleichzeitig in Berlin ertheilte. Ihr ganzes Verhalten steht damit im Einklang. In dem Schlußartikel der Rheinbundsacte war ausdrücklich auf die Aufnahme neuer Glieder des Bundes hingewiesen, was denn auch in der officiellen Anzeige, die dem Reichstage in Regensburg über die Stiftung des

Bundes gemacht wurde, eine besondere Beachtung fand. Und als Gagern schon früher gegen Talleyrand geäußert, eine Menge fürstlicher Häuser würde sich alsbald zur Aufnahme in den Bund melden, gab der Minister, obwohl jene alle in dem Kreise des Preußen offerirten Bundes liegen mußten, doch die bezeichnende wortkarge Antwort: „Eine Thür ist offen." Auf den österreichischen Erzherzog, den Kurfürsten von Würzburg, rechnete man in Berlin allerdings nicht. Am Reichstage wurde schon am 14. August erzählt, derselbe sei nunmehr dem Rheinbunde auch beigetreten. Doch mögen zu dieser Zeit wohl nur erst die Unterhandlungen darüber eröffnet sein. Indessen begannen jetzt die französischen Intriguen am sächsischen Hofe sich zu mehren. Graf Senfft erzählt, die ihm gewordene Nachricht sei später auch in bester Form durch den französischen Gesandten in Dresden wiederholt. Trotzdem sagte letzterer auf Befragen mehrfach, er fände die Sendung des preußischen Grafen Götzen sehr natürlich, wodurch sich denn aber, begreiflich genug, die von den Eingeweihten gehegte Befürchtung, daß Frankreich mit Mißtrauen über den zukünftigen Beitritt Sachsens zu dem nordischen Bunde erfüllt sei, denn doch nicht legen wollte. Am 11. August ward aus Dresden nach Berlin berichtet, man glaube, daß der französische Hof nur indirecte Andeutungen, nichts Bestimmtes über die betreffende Sache habe verlauten lassen. Der Kurfürst benahm sich schwankend. Seine bisherige Politik, die Anschluß an Preußen erstrebte, gab er den französischen Einflüsterungen gegenüber nicht ganz auf. Er ahnte nicht, wie bald er dadurch in arge Verwickelungen kommen sollte. Drohend zog sich das Ungewitter bereits zusammen.

Napoleon hatte Haugwitz bei seiner Abreise von Paris gesagt, er werde den Krieg mit England fortsetzen, wenn Preußen es ehrlich meine; im anderen Falle bleibe ihm nichts übrig als Frieden mit England zu schließen, wenn auch unter dem Preis der Restitution von Hannover gegen Rückgabe der Länder, welche Preußen abgetreten habe. Preußen beharrte nach beiden Seiten in äußerster Schwäche. Für Napoleon wurde, namentlich um den Thron des Bruders in Neapel zu sichern, das Bedürfniß Frieden mit England zu bekommen immer größer. Da ist denn auch fortwährend in diplomatischen Depeschen, in vertraulichen Briefen, in den Zeitungen und in Broschüren von der bevorstehenden Restitution Hannovers die Rede. Selbst die mittelmäßigen Staatsmänner in Regensburg bezweifelten, daß ein Krieg zwischen Preußen und Frankreich, gerade Hannovers wegen, lange vermieden werden könne.

In einem Memoire vom 31. Mai finden wir Napoleon schon sehr geneigt dem preußischen Staate die neue Erwerbung wieder zu nehmen. Die Veränderungen in Deutschland sollen mit Rücksicht auf eine entspre-

chende Entschädigung eingerichtet werden, diese selbst aber soll nicht mehr betragen, als früher abgetreten ist: was ziemlich genau der Mittheilung bei der Verabschiedung Haugwitz entspricht. Als das Friedensbedürfniß mit England stieg und die ersten Vorverhandlungen mit dem Inselreiche bereits beendet waren, faßte Napoleon einen möglichen Krieg mit Preußen in's Auge. Am 7. Juni verlangte er genaue Mittheilungen über dessen Wehrkraft, und als dann wenig Tage später Lord Yarmouth die Verhandlungen wirklich eröffnete, war er bereits am 13. Juni nicht abgeneigt Hannover wieder zurückzugeben. Anfang Juli, wahrscheinlich am 4., verfaßte Napoleon eine früher erwähnte Denkschrift über die diplomatischen Verhandlungen. Er ist zur Rückgabe Hannovers bereit, doch nur gegen Malta. Es werde dann auf ein Verständniß mit Preußen ankommen, und er könne in dieser Hinsicht nur versprechen seinen Einfluß zu gebrauchen. Stolz fügt er aber hinzu: „Mein Einfluß wird das Uebrige thun." Mit Rußland soll über Hannover gar nicht verhandelt werden. Der Grund ist einfach: „Hannover gehört Rußland nicht." Diesen Auslassungen gegenüber müßten die für die Verhandlungen mit Preußen gegebenen Vorschriften als perfide erscheinen, wenn nicht die eigene, zwischen Schwäche und Treulosigkeit getheilte Haltung Preußens dem großen Gegner zur Entschuldigung dienen könnte für die rücksichtslose Verfolgung der Pläne, die ihn beseelten. „Das Ziel," heißt es, „aller Verhandlung und aller Verbindung mit Preußen muß darin bestehen, 1) dasselbe zu überreden, daß ich es niemals in der hannoverschen Sache verlassen, vielmehr in dieser Hinsicht immer seinen Willen unterstützen werde; 2) die Könige von Holland und namentlich von Neapel ganz bestimmt durch ihn anerkennen zu lassen; 3) dasselbe zu veranlassen, ein lebhafteres Kriegssystem anzunehmen, um die Häfen des Nordens und selbst den Sund England zu verschließen, das durch diese Kraftäußerung erschreckt werden wird." Es soll über diese drei Punkte zugleich in Paris und Berlin unterhandelt werden. Dort war indessen Lord Yarmouth bereits davon unterrichtet, daß die Rückgabe von Hannover keine Schwierigkeit bei einem Frieden mit England machen werde.

Bald kam nun der Abschluß des Rheinbundes, der Oubril'sche Vertrag, die Aussicht auf den nordischen Bund, das Intriguenspiel am Dresner Hofe. Auch die Angelegenheit in Betreff Essens, Eltens und Werdens wurde um diese Zeit allerdings nur vorläufig, aber doch nicht zu Gunsten Preußens, entschieden. Mochte nun freilich Napoleon in dieser Sache an Murat Briefe schreiben, die von der Achtung sprechen, mit der Preußen zu behandeln sei, mochte er hier und gegen Andere noch so viel versichern, er wolle mit Preußen in Frieden leben — rücksichtslos reizte

er nunmehr zum Bruch, den er, da die Verhandlungen mit England eine Zeit lang sehr ernstlich in Gang waren, selbst hätte voraussehen müssen, wenn er eben der Regierung des preußischen Staates noch so viel Energie zugetraut, wie zur Kriegserklärung erforderlich ist. Nur aus den längs des Rheins vorgenommenen Befestigungen, die den Kaiser selbst auf das lebhafteste beschäftigten, ersieht man, daß er den etwaigen Krieg mit Preußen immer im Auge behielt. Die hier aufgewandte Sorgfalt bezeugt zugleich die noch nicht erloschene Achtung vor der Armee, die einst Friedrich der Große geführt.

Ende Juli wurden die Verhandlungen zwischen Frankreich und England lebhafter. Von vorn herein stellten die englischen Bevollmächtigten die Rückgabe Hannovers als eine Hauptbedingung für den Frieden hin, und Napoleon zeigte sich auch wieder von Anbeginn an nicht abgeneigt darauf einzugehen. Trotzdem suchte er Preußen zu überzeugen, daß er den Frieden nicht abschließen werde, um ihm Hannover nicht zu entziehen. Und so sehr war ihm daran gelegen, für seine Worte in Berlin Glauben zu finden, daß er nicht nur Murat dieselben nachdrücklich einschärfte, sondern auch Talleyrand am 2. August beauftragte, in demselben Sinn an den Gesandten Laforest zu schreiben. „Wiederholen Sie ihm," heißt es hier, „daß ich um jeden Preis zu Preußen auf einem guten Fuß stehen will, und lassen Sie ihn, wenn es erforderlich, in der Ueberzeugung, daß ich den Frieden mit England Hannovers wegen nicht machen werde." Es mußten auch diese Worte als Antwort auf eine Anfrage des preußischen Cabinets in Betreff Hannovers erscheinen, von der Talleyrand Ende Juli spricht. Drei Tage nach jenem Schreiben kam Lord Lauderdale in Paris als englischer Bevollmächtigter an; schon am folgenden Tage, am 6. August, konnte dann dem Kaiser der Entwurf der Friedenspräliminarien mitgetheilt werden, dem er nun eigenhändig viele Noten hinzufügte. Hier wollte er bessere Redaction, dort fand er einzelne Bestimmungen überflüssig oder, häufiger noch, lächerlich. Aber der Kaiser schrieb kein Wort zu dem Artikel: „Der Kaiser Napoleon erkennt den König von Großbritannien wieder als Souverän von Hannover an. Diese Souveränetät umfaßt alle Besitzungen Sr. britischen Majestät im nördlichen Deutschland vor dem Kriege." In einem geheimen Artikel fand sich dann noch vorgeschlagen, die beiden contrahirenden Mächte würden sich bemühen, Preußen in Deutschland eine genügende Entschädigung von 400,000 Seelen für Cleve, Ansbach und Neufchatel zu verschaffen. Napoleon bemerkte dazu: „Offenbar lächerlich!" Er habe nur mit dem Könige von Großbritannien zu thun, einen König von Hannover gebe es nicht. Er wollte, da Preußen im Besitz, die Bestimmung so fassen, daß beide Monarchen Preu-

ßen zur unverzüglichen Herausgabe von Hannover bewegen würden, wogegen dasselbe dann eine Entschädigung von 400,000 Seelen zu erhalten habe. Von den früher abgetretenen Ländern sollte keine Rede sein. Diese Bestimmungen waren günstiger, als Napoleon früher gewillt war zuzugestehen. In jener Denkschrift vom 31. Mai spricht er doch nur von 300,000 Seelen. Ganz entsprechend den vor etwa Monatsfrist aufgesetzten Bemerkungen findet sich in diesem Project auch kein Artikel, nach dem Frankreich sich verpflichtete Preußen zur Rückgabe Hannovers zu veranlassen. Den englischen Bevollmächtigten fiel dieses sehr wohl auf; allein die Franzosen beriefen sich auf den guten Willen ihres Kaisers, und gaben nur mündlich die Zweckmäßigkeit einer derartigen Bestimmung in dem Artikel zu.

Wie früher schon in dem russischen Vertrage, so sollte jetzt auch durch diesen englischen die Integrität Schwedens gewahrt werden, wodurch die Hoffnungen des Kurfürsten von Hessen vernichtet wären.

Vor dem Richterstuhle der Moral wird das Verhalten des Kaisers sicher keine Billigung finden können. Aber das geht ebenso unzweifelhaft daraus hervor, daß er damals noch nicht mit Erbitterung und Tücke gegen Preußen erfüllt war, daß er vielmehr diesen Staat auch jetzt genau so behandelte, wie derselbe sich bisher hatte behandeln lassen. Auch hierüber würde es aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht zum Bruch gekommen sein, wenn nicht ein Zwischenfall die glimmende Unzufriedenheit in Berlin plötzlich zu so starken Flammen angeblasen, daß eine Entscheidung nicht mehr zu vermeiden war.

Luccheſini, der preußische Gesandte in Paris, war seit lange der eifrigste Fürsprecher der Allianz mit Frankreich. Er legte daher auch den größten Werth auf seine persönlichen Beziehungen zu dem französischen Hofe und erfreute sich in der That unausgesetzt einer guten Aufnahme in den Tuilerien. Als Napoleon nun aber im Begriff stand, sich mit Rußland und England, und zwar mit auf Kosten Preußens, zu verständigen, sah sich Luccheſini kalt und rücksichtslos behandelt, was ihn offenbar mehr schmerzte als manche herausfordernde Eigenmächtigkeit gegen den preußischen Staat. Nach Graf Senfft muß ihm auch schon früh, auf Anregung Talleyrand's, doch aber sicher ohne Napoleon's Wissen, von dem portugiesischen Gesandten von Lima und dem Baron Dalberg, lediglich um ihn zu alarmiren, mitgetheilt sein, daß Napoleon England die Rückgabe Hannovers angeboten habe. Jedenfalls mußte Luccheſini auf die veränderte Gesinnung gegen ihn selbst und Preußen aufmerksam werden. Und ebenso hätte die preußische Regierung, den immer lauter werdenden Gerüchten über die Rückgabe Hannovers gegenüber, zu Zweifeln an die Aufrichtigkeit

der französischen Versicherungen kommen müssen, da sie ja schon oft Gelegenheit hatte den Werth solcher Betheuerungen kennen zu lernen. Allein so unglaublich es auch klingt: die Regierung traute den Worten Napoleon's mehr als den sprechenden Thatsachen. Der Kaiser konnte sie, wie er noch am 2. August Laforest vorschreiben ließ, trotz ihrer Zweifel, die sich in directen Anfragen geltend machten, in völliger Täuschung erhalten. Um so bitterer war die Erkenntniß!

Am Abend des 28. Juli war Luccheſini mit Lord Yarmouth in einer fröhlichen Gesellschaft. Hier plauderte der Brite über die von Frankreich zugestandene Rückgabe Hannovers. Gleichzeitig erhielt Luccheſini noch andere Nachrichten, denen freilich eine offenbare Erdichtung an der Stirn zu kleben scheint. Napoleon, hieß es, habe mit Kaiser Alexander stipulirt, Preußen solle sein Theil von Polen genommen und das polnische Reich zu Gunsten des Großfürsten Constantin wieder hergestellt werden. Ferner hörte der Gesandte von einer Allianz zwischen Frankreich, Schweden und Rußland, um Preußen seinen Antheil an Pommern zu entreißen. — Am 28. oder 29. Juli ging ein Courier mit diesen Nachrichten nach Berlin ab. Der Gesandte fügte hinzu, Preußen habe von Napoleon nur Krieg oder harte Bedingungen zu erwarten. Der Courier erreichte am 7. August Charlottenburg, wo das Hoflager war.

Alarmirende Gerüchte von vielen Seiten, prahlerische Aeußerungen französischer Officiere, besonders in Murat's Nähe, Nachrichten aus England, die schmerzlich empfundene Aufrichtung des Rheinbundes, sowie die Verzögerung in der Abschließung des nordischen Bundes, hatten die Stimmung in den tonangebenden Kreisen am preußischen Hofe gerade damals sehr gegen Frankreich erregt. Ludwig von Holland hielt es für erforderlich, seinen wachsamen Bruder darauf aufmerksam zu machen. Laut und offen wurde Haugwitz und seine Politik getadelt, der König aber auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Da kamen plötzlich die Nachrichten Luccheſini's. Heftiger noch als bei der Verletzung des Ansbacher Gebietes wallte jetzt der Zorn auf. Es wurde sofort eine große Conferenz gehalten, die sich für Krieg mit Frankreich entschied. Jahrelang, und günstiger Weltlage zum Trotz, hatte man die schwersten Beeinträchtigungen und Beschimpfungen von Napoleon ruhig, wenn auch mit Murren, hingenommen, nur um mit ihm in Frieden zu leben. Jetzt brach man — zum Theil abentheuerlicher Gerüchte wegen — zu einer Zeit, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der Frieden zwischen Rußland und Frankreich bereits abgeschlossen, der mit England dem Abschlusse nahe war. Am 9. August verfügte der König die Mobilmachung der ganzen Armee. Ein sofortiger Bruch mit Frankreich unterblieb nur, weil ein solcher nicht allein der

Nähe der französischen kriegsfertigen Truppen wegen hätte bedenklich erscheinen müssen, sondern auch die Verhandlungen mit Hessen und Sachsen erschwert haben würde. Als Grund der Beschleunigung der letzteren wurde das vielfach verbreitete Gerücht benutzt, Napoleon wolle sich im September in Frankfurt zum Kaiser von Deutschland ausrufen lassen. Die vorherige Stiftung des nordischen Bundes sollte das vereiteln.

Jedenfalls erhielten aber die Verhandlungen Preußens mit den deutschen Staaten durch die Veränderung der politischen Lage einen bedeutend höhern Werth, als sie schon vorher gehabt. Von ihnen war in der isolirten Lage am ersten Unterstützung zu erhalten und Preußen brauchte nicht zu befürchten, daß jene, wie in Petersburg, London und Wien geschah, auch jetzt noch Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit setzen würden, weil Graf Haugwitz die Politik des Staates vor wie nach leitete. Mit Freuden wurde es deshalb begrüßt, daß gerade jetzt Graf Görtz endlich in Berlin eintraf, um über den nordischen Bund im Namen Sachsens zu verhandeln. Das vorsichtige Zögern des Dresdener Hofes trat freilich bald hervor. Görtz forderte zunächst abermals genaue Auskunft über das Verhältniß Preußens zu Frankreich, sprach dann wieder von der Erbverbrüderung und befürwortete auch die Aufnahme Oesterreichs und Rußlands, als Inhaber der Herrschaft Jever, in den Bund. Keineswegs, hieß es ferner, könne der Kurfürst von Sachsen aber seine Verbindlichkeit auf Hannover ausdehnen. Haugwitz wollte von der Zuziehung anderer Mächte nichts wissen, berief sich wieder auf die frühere Aufforderung Napoleon's zur Stiftung des Bundes und suchte von Sachsen ein baldiges Vorschreiten in dieser Sache zu erlangen. Gleichzeitig kam er aber auch noch mit einer anderen Angelegenheit zum Vorschein, die gerade unter den jetzigen Verhältnissen von großem Werth erscheinen mußte.

Der sächsische Gesandte wird, wie früher schon von seinem Hofe geschehen, auf Vorlage des Bundesentwurfes gedrungen haben. Obwohl nun das preußische Cabinet selbst darüber noch durchaus nicht einig war, so geschah den Wünschen des Gesandten doch Genüge. Am 9. August wurde ihm ein Bundesentwurf, wahrscheinlich der zweite Hänlein'sche, vorgelegt. Haugwitz hob gleichzeitig hervor, diese Umgestaltung Norddeutschlands erfordere mehr Zeit und rieth daher sofort einen Allianzvertrag abzuschließen. Hierzu lag bereits ein am 27. Juli mit Hessen verabredeter Entwurf vor, durch den der Hauptgedanke des nordischen Bundes schon jetzt festgestellt werden sollte. Es garantirten sich danach Hessen und Preußen gegenseitig alle ihre derzeitigen Besitzungen. In Beziehung auf Hannover war also Kurhessen nicht so scrupulös als Sachsen. Für Ruhe und Sicherheit des nördlichen Deutschlands, dessen Begrenzung genau angegeben wurde,

wollen beide Staaten gemeinsam einstehen, auch nöthigenfalls ihre Macht im ganzen Umfange eintreten lassen. Der Kurfürst von Sachsen soll eingeladen werden dieser Allianz beizutreten. In einem vierten und letzten Artikel dieses Allianzvertrages ist endlich noch die Aufrichtung des nordischen Bundes als nächster Zweck des Bündnisses hingestellt, und dieses Ziel durch einen geheimen Artikel noch etwas näher, namentlich in Bezug auf die Mediatisirungen, auf die ja Hessen so viel Gewicht legte, erläutert worden. Gleichwie aber bisher der hessische Minister die Vollziehung dieses Allianzvertrages verweigert hatte, so konnte auch der sächsische Bevollmächtigte nicht sobald darauf eingehen. Er berichtete darüber nach Dresden. Hier war jedoch mittlerweile das französische Intriguenspiel weiter vorgeschritten. Zwar versicherte der Kurfürst noch immer, die Union sei sein lebhaftester Wunsch, auch fügte er wohl hinzu, Frankreich werde, wie ihm selbst bekannt, keinen Anstoß daran nehmen, allein er verharrte doch in seiner zögernden Haltung und sprach vor wie nach von der Aufnahme Oesterreichs und Rußlands in den Bund, wodurch derselbe doch einen ganz andern Charakter, als beabsichtigt wurde, hätte erhalten müssen. Unbekümmert um diese laue Haltung des Dresdner Hofes, fanden indessen in Berlin neue Berathungen über die Bundesverfassung statt, zu welchem Zwecke Hänlein abermals bis Mitte August einen, dritten, Entwurf ausgearbeitet. Die beiden frühern Vorlagen neben Lombard's Gegenentwurf und die Rheinbundsacte wurden bei der Abfassung benutzt.

Zunächst kam es darauf an, die beiden Richtungen, welche sich in dieser Beziehung zwischen den preußischen Staatsmännern selbst geltend machten, zu vereinen, was durch Beschränkung der Mediatisirungen auf das geringste Maaß erreicht werden sollte. Vielleicht hätte man dieselben ganz aufgegeben, wenn nicht gerade um diese Zeit, am 12. August, Hessen wiederum nachdrücklich die Beilegung der Souveränetät über einige benachbarte Gebiete gefordert hätte. Der Annahme der Kaiserkrone von Seiten des Königs von Preußen stand jetzt, nachdem Franz II. am 6. August der bisherigen Würde entsagt, weniger mehr im Wege.

Dieser neue Hänlein'sche Entwurf geht, wie die früheren, von der Stiftung des Rheinbundes, und demgemäß von der Pflicht der Selbsterhaltung aus, die Preußen, Sachsen und Hessen zu dieser gleichmäßigen Vereinigung veranlaßt habe. Dann werden in vierundzwanzig Paragraphen „die vorläufigen Grundzüge zu einer neuen Constitution für das nördliche Deutschland unter dem Namen des nordischen Reichsbundes" zusammengestellt. Die fast völlige Gleichstellung Preußens mit Hessen und Sachsen, welche zusammen etwa den fünften Theil der Einwohner des ersteren Staates hatten, ist nach den früheren Entwürfen beibehalten, denn

wenn auch von den drei bedeutendsten Monarchen des Bundes, „nach dem natürlichen Maaßstab der Kraft und des Umfanges ihrer Länder," dem Könige von Preußen „die oberste Stelle" zugesprochen wurde, so hatte dieses thatsächlich doch sehr wenig zu bedeuten. Selbst in der Form war man so schonend, daß bestimmt wurde, der König solle die Würde eines Kaisers von Deutschland auf Wunsch der beiden Kurfürsten annehmen, wogegen sich diese dann auf Einladung Preußens als Könige proclamiren würden. Für Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Braunschweig und Oldenburg wurde der Titel eines Groß- oder Erzherzogs in Aussicht genommen. Außer den genannten sollten noch Dänemark wegen Holstein, Schweden wegen Pommern, Mecklenburg-Strelitz, die sächsischen Herzogthümer, die anhaltschen Fürstenthümer, Oranien-Fulda und die drei Hansestädte zum Eintritt in den Bund eingeladen werden.

Die Bundesverfassung im einzelnen auszuarbeiten, wurde allerdings einem Congreß vorbehalten, der sich zuerst am 15. October in Dessau versammeln, später aber permanent bleiben sollte. Doch sind gleich im voraus die allgemeinen Grundzüge des Bundes, besonders in Beziehung auf die geographische Eintheilung, in dem Entwurf vorgezeichnet worden.

Hier war wieder an die „Hoheitslinien" des zweiten Hänlein'schen Entwurfes angeknüpft, nur daß weniger von Mediatisirungen die Rede sein konnte. Der preußische oder vielmehr „brandenburgische Kreis," wie offenbar aus zarter Rücksicht gegen Sachsen gesagt war, umfaßte die gesammten preußischen Lande, und daneben alle nördlichen Gebiete, welche sich an jene anlehnten, also Mecklenburg, Oldenburg, Holstein, Pommern, Braunschweig und die Hansestädte. Sachsen mit den Herzogthümern und Anhalt sollte, durch Mediatisirungen vermehrt, den sächsischen, und Hessen mit Fulda und Mediatisirungen den hessischen Kreis bilden. — Die politische Bedeutung dieser Kreise, für welche, insbesondere in Beziehung auf die innern Verhältnisse die ähnliche Einrichtung des ehemaligen deutschen Reiches als Vorbild genommen war, wäre jedenfalls eine sehr geringe gewesen. Allerdings wurde als Grundsatz verkündet, daß die ganze Militärmacht eines Kreises nur unter dem Commando des Standes stehen solle, von welchem der Kreis den Namen führe, allein Preußen, das doch auf Machtzuwachs durch den Bund rechnen mußte, würde hiervon verhältnißmäßig wenig Nutzen gehabt haben, da doch immer die beiden wichtigsten Staaten Norddeutschlands noch nicht direct unter seine Militärhoheit zu stehen gekommen wären. Mit ängstlicher Sorgfalt wurde der Schein vermieden, als sei einer Einwirkung auf die innern Verhältnisse der Kleinstaaten beabsichtigt: „Weit entfernt," heißt es da, „die Rechte der verbündeten Stände rücksichtlich der in ihren Landen darüber bereits bestehenden

oder aus landesherrlicher Macht und Gewalt anzuordnenden Anstalten und Einrichtungen im geringsten zu beschränken, sollen nur diejenigen Gegenstände der höhern Landespolizei, welche sich nicht einzeln in kleinen und isolirten Landen behandeln lassen, sondern sich nur in einem größern Umfang und mit Beitritt mehrerer benachbarter Länder wirksam zeigen, und daher schon vorhin zur Deliberation und Schlußfassung der Reichskreise verwiesen waren, vor den Congreß des nordischen Bundes gehören." Ausdrücklich wurde auch noch darauf hingewiesen, daß hier noch jeder Stand freie Entschließung habe.

Mit dieser Kreiseintheilung hingen die geringen Mediatisirungen zusammen, die von Preußen vorgeschlagen wurden. Dasselbe verlangte für sich selbst, „nach den durch die größte Billigkeit modificirten Bestimmungen und mit den blos aus dem Zweck des Bundes entspringenden nothwendigsten Beschränkungen der bisherigen Vorrechte," den an das Fürstenthum Bayreuth grenzenden — südlichen Theil der reußischen Lande. Der nördliche Theil dieses reußischen Reiches, mit einem Theil der alten Grafschaft Henneberg und der Grafschaft Schwarzburg sollte Sachsen zufallen, während der Ländergier des Kurfürsten von Hessen die Grafschaften Waldeck mit Pyrmont, auch Rittberg und Rheda, beide Lippe und Schlitz als Opfer bestimmt wurden. — Nach der Rheinbundsacte (Artikel 25) wurde auch noch die Bestimmung aufgenommen, daß alle reichsritterschaftlichen Besitzungen dem Territorium zufallen sollten, in dem sie belegen wären. Für die zwischen zwei Territorien liegenden Länder dieser Art wurde jedoch nicht wie dort Theilung, sondern gütlicher Vergleich beliebt. Auch in Betreff der Besitzungen der geistlichen Ritterorden und dem ferneren Unterkommen der Präbendirten war die Rheinbundsacte zum Muster genommen, jedoch sind die Gedanken derselben weitläuftiger dargelegt und durch die eines andern Artikels, über den fernern Gehalt der bisherigen Beamten, ergänzt.

Was nun die innere Verfassung betrifft, so wurden, wie nach dem ersten Entwurfe, für den König von Preußen, als Oberhaupt des Bundes, alle Vorrechte des deutschen Kaisers innerhalb der ständischen Lande in Anspruch genommen. Im Fall der Minderjährigkeit desselben sollten Hessen und Sachsen abwechselnd die Rechte des Bundesoberhauptes ausüben.

Worin aber bestanden nun diese Rechte? Zunächst das wüste Conglomerat der Rechte des deutschen Kaisers. Preußen würde hierdurch wahrlich kein Machtzuwachs verschafft sein, und überdies konnte diese Bestimmung nicht ernstlich gemeint sein, da in diesem Falle einzelne jener Scheinrechte, z. B. das der Belehnung der Fürsten, im schroffen Gegen-

satz zu dem ganzen Geiste dieses Unionsprojectes gestanden haben würden. Wichtiger als dieses hochklingende Zugeständniß waren denn auch die Einzelnheiten. Preußen verlangte für sich sowohl das Präsidium auf dem permanenten Congreß, als auch im Directorium, wo sonst Hessen und Sachsen seine Genossen waren. Directorial-Conferenzen sollten bei wichtigeren Gegenständen der Proposition, Deliberation und Schlußfassung des Congresses vorhergehen. Für letzteren wurde die Regulirung des Stimmverhältnisses vorbehalten, jedoch sollten, wie nach früheren Entwürfen, die bisherigen Reichs- und Kreisstimmen zur Grundlage dienen und Stimmenmehrheit die Entscheidung geben. Da nun aber jene Stimmenvertheilung gerade für die drei Hauptmächte, wie früher schon bemerkt, nicht günstig war, so wurde noch hinzugefügt: Ueber die Stimmenzahl der drei paciscirenden Höfe und deren billiges Verhältniß wird man sich noch vor Eröffnung des Congresses gütlich einverstehen.

Nur für Kriegszeiten wurde gefordert, daß die gesammte Bundesarmee den oberhoheitlichen, d. h. preußischen Befehlen gehorche. Und doch übernahm es Preußen in Gemeinschaft mit Mecklenburg und Braunschweig zu der regelmäßigen Militärmacht des Bundes, 240,000 Mann, über zwei Drittel, nämlich 165,000 Mann zu stellen. Wie in der Rheinbundsacte wurde Gemeinsamkeit der Kriege und gleiche militärische Einrichtungen verlangt, doch sollten zu diesem Zwecke nicht allein von Preußen, sondern auch von Hessen und Sachsen „wohlunterrichtete Militärpersonen" dem Congreß beigeordnet werden. Als möglich finden sich besondere Militärconventionen der kleinen Fürsten erwähnt, allein eine bestimmte Forderung ist darüber nicht aufgestellt. Mit vorzugsweiser Rücksicht waren die drei Hansestädte, Lübeck, Bremen, Hamburg behandelt, bei denen der König von Preußen auch in die Stellung des ehemaligen deutschen Kaisers eintreten, also eine lose oberherrliche Aufsicht übernehmen sollte. Ihnen wurde für immer Neutralität zugesichert, auch sollten sie conscriptionsfrei sein, dagegen in Krieg und Frieden Charitativ-Subsidien zahlen. Dem Congreß, wo doch für Preußen die Gefahr überstimmt zu werden, stets sehr nahe liegen mußte, blieb es vorbehalten, über eine allenfalls nöthige Execution der säumigen Stände die näheren Bestimmungen festzusetzen.

Nicht kräftiger und energischer als in Beziehung auf die Militärmacht, waren die Forderungen Preußens in Bezug auf die innern Verhältnisse, sowohl der Polizei, als auch der Justizverfassung.

Ein höchstes Bundesgericht, bereits in dem ersten Hänlein'schen und in dem Lombard'schen Entwurfe in Aussicht genommen, blieb auch jetzt projectirt. Wenn nun aber in den abschwächenden Noten zu Lombard's Arbeit zu dem Vorschlage, dasselbe in Berlin niederzusetzen, bemerkt war:

„oder wo es sonst bestimmt wird," so finden wir hier auch offenbar als eine den Kleinstaaten gemachte Concession, den Vorschlag, das „nordische Reichsbundestribunal" in einer der Hansestädte niederzusetzen. Die näheren Bestimmungen wurden dem Congresse vorbehalten, jedoch gleich vorgeschlagen, einen Theil der Kammergerichtsassessoren zu Wetzlar an dem Gerichte anzustellen, demselben auch die Klagen wider die Regenten zu überweisen und Appellation von dem Tribunale an den Congreß stattfinden zu lassen. Die Execution der Urtheile sollte den drei Kreisdirectoren obliegen. Streitigkeiten der Stände unter einander wurden von der Competenz des Bundesgerichts ausgenommen und, ihres staatsrechtlichen Charakters wegen, dem Congresse zur Schlichtung durch Compromißsprüche überwiesen.

Der ganze Entwurf war in die Form eines Vertrages gebracht, so daß die Unterzeichnung desselben durch Hessen und Sachsen der Aufrichtung des Bundes unter den drei vornehmsten Ständen gleich gekommen wäre. Noch vor Ablauf des Monats August sollte die Ratification stattfinden und dann diese „durch den Drang der Umstände zur Nothwendigkeit gewordene Vereinbarung" sogleich den drei Kaiserhöfen in Wien, Paris und Petersburg angezeigt, auch gleichzeitig die sämmtlichen Bundesstände unter Mittheilung des Vertrages zum Beitritt aufgefordert werden.

Hänlein sah jedoch von vorn herein sehr gut ein, daß sich gerade unter den kleinen Ständen Widerspruch gegen den Plan erheben würde. Daher schlug er zu jenem „Hauptvertrage" noch einen „Separat-Artikel" vor, durch den er von der bisher so kraft- und energielosen preußischen Politik plötzlich sehr durchgreifende Maaßregeln verlangte. Hier komme es, meinte er jetzt in der zwölften Stunde, auf die Selbsterhaltung Aller und jeder Einzelnen und auf die Sicherstellung der Ruhe und des Friedens des gesammten nördlichen Deutschlands an, weshalb jede Trennung von dem gemeinschaftlichen Interesse ganz unzulässig sei. Als Mittel schlug er die Erklärung vor: „daß derjenige Landesherr, welcher seine Souveränetätsrechte nach der durch den Drang der Umstände erzeugten Constitution des gegenwärtigen norddeutschen Reichsbundes auszuüben Bedenken fände, derselben für verlustig erklärt werden müßte, welche sodann an denjenigen der drei paciscirenden Höfe fallen sollen, in dessen Kreise die sich ausschließenden Lande liegen." Eine praktische Bedeutung konnte der Vorschlag nie bekommen.

Dieser Entwurf, der wohl mit Zustimmung der leitenden Staatsmänner ausgearbeitet war, diente nun als feste Grundlage bei den Unterhandlungen, die jetzt, wegen des drohenden Zerwürfnisses mit Frankreich, sehr beschleunigt wurden. Aus den Berathungen Hänlein's mit dem

hessischen Minister Waitz von Eschen und dem sächsischen Grafen Görtz ging bereits am 20. August ein Text hervor, der den Höfen zur Genehmigung empfohlen werden konnte. Die vorgenommenen Abänderungen waren, außer daß für Oranien-Fulda die Herzogswürde bestimmt wurde, fast nur stylistischer Art.

Der Plan zum Bunde lag also endlich fertig vor. Wie weit aber war man noch vom Ziele! Die Verwickelung mit Frankreich, die offenkundig einen nahen Bruch herbeiführen mußte, legte einer derartigen Machtvergrößerung Preußens ebenso viele Hindernisse in den Weg, als sie dieselbe wünschenswerth erscheinen ließ. Es mag zweifelhaft sein, ob unter solch mißlichen Umständen selbst die schroffste und rücksichtsloseste Energie binnen wenig Tagen, wie es doch erforderlich war, der Haltung und den Künsten Napoleon's gegenüber, den Bund hätte in's Leben rufen können. Wie viel weniger das Haugwitz'sche System!

Die Verhandlungen mit den deutschen Fürsten nahmen in Betreff Kurhessens, wie sich erwarten ließ, einen günstigen Verlauf. Der Kurfürst würde durch den Unionsvertrag die Landvergrößerungen erhalten haben, nach denen ihm gelüstete, und wenn er daneben auch die Uebertragung des Commandos verlangte und hier Schwierigkeiten fand, so legte er darauf weniger Gewicht. Schon am 18. August erklärte sich der kurhessische Gesandte Waitz von Eschen bereit zu unterzeichnen.

Anders stand es mit Sachsen. Görtz nahm den fertigen Entwurf ad referendum und versicherte, er habe sich neue Instructionen erbeten. Vergeblich mahnte Haugwitz alsbald nach der hessischen Zusage, noch am 18. August, sprach vergeblich von der großen Ungeduld, die ihn über die Entschließungen des Dresdener Hofes beseele: die Verhandlungen mit Sachsen kamen nicht vom Flecke. Der kurfürstliche Hof suchte die alten Verzögerungsmittel wieder hervor, indem er auch jetzt, wie der preußische Gesandte in Dresden am 18. August berichtete, Bedenken gegen einen Ausschluß Oesterreichs betonte. Begreiflich genug, da der sächsische Minister sich Frankreich gegenüber sicher fühlte und über die Bewegungen der französischen Truppen so sehr beruhigt war, daß er deren Verhalten ein glückliches für Sachsen nannte. Bei den geheimen Winken, die ihm von Paris gekommen, konnte er ruhig, wie er es auch andern empfahl, den Moment der Gefahr abwarten, um ihr durch geeignete Mittel zu begegnen. Im Volke freilich war man über diese Sorglosigkeit in Betreff Frankreichs sehr erstaunt: erst jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, hat die Welt aus Senfft's Mittheilungen erfahren, welches die letzten Beweggründe der sächsischen Politik waren.

Auch mit den anderen Reichsständen wollten die Verhandlungen

Preußens nicht recht gedeihen. Sie waren schon früher begonnen und hätten jetzt zu einem raschen Abschlusse geführt werden müssen. Anstatt dessen erwuchsen auch hier der tastenden Politik Haugwitz, die kein Vertrauen erweckte und verdiente, zu den alten neue Schwierigkeiten. So vor allen bei den Hansestädten, deren Anschluß von besonderer Wichtigkeit war.

Am 3. August wurde der Freiherr Grote, preußischer Ministerresident in Hamburg, beauftragt, den Senaten der drei Hansestädte Mittheilungen über den beabsichtigten Bund und über die zu diesem Zwecke bereits gepflogenen Verhandlungen zu machen. Ausdrücklich wurde betont, daß der französische Kaiser selbst zu dem Bunde aufgefordert habe und daß die Sicherheit Aller alleiniges Ziel desselben sei. Der Hamburger Senat hatte auf diese Eröffnungen zunächst viele gute Worte des Dankes für die Gnade und Fürsorge des Königs von Preußen; allein einen Beschluß wollte er nicht ohne die verfassungsmäßige Zuziehung der bürgerlichen Collegien fassen und bat daher um die ihm gnädigst zugesagte Mittheilung des Planes zu der norddeutschen Verbindung. Auch in Hamburg wird schwerlich vermuthet sein, daß derzeit in Berlin selbst die Ansichten über den Plan noch weit auseinander gingen. — Von Hamburg begab sich Grote, seinem Auftrage gemäß, nach Bremen, wo er am 9. August eintraf und sofort die Verhandlungen in Angriff nahm. Auch hier hatte der Senat viele Worte der lebhaften Dankverpflichtung über die großmüthigen Gesinnungen und Absichten des Königs von Preußen, verlangte aber auch vor Allem nähere Eröffnungen, nach deren Empfange er sich mit den Senaten von Lübeck und Hamburg in verfassungsmäßige Uebereinstimmung werde setzen können. Auch hier also kein bestimmter Bescheid. Und ebenso ging es in Lübeck, wohin sich Grote, mit kurzer Rast in Hamburg, von Bremen begab.

Aus den Antworten des Hamburger, und noch mehr des Bremer Senats war bereits deutlich zu erkennen, daß dieselben einen hohen Glauben zu der Fähigkeit ihrer politischen Selbständigkeit hatten. Als Grote von Bremen nach Hamburg zurückkehrte, fand er hier die Idee „einer vollkommenen Souveränetät ohne alle Verbindung mit anderen Ständen" bereits weiter verbreitet, und wenn beide Senate schon damals, Anfang August, für ihre Städte eine beständige Neutralität forderten, so sollte sich bald zeigen, daß sie solche außerhalb des nordischen Bundes doch noch besser als innerhalb desselben zu erreichen hofften. Schon bei seinem Besuche in Bremen war Grote aufgehalten, daß sofort nach seinen Eröffnungen ein Expresser an den Senator Gröning nach Paris gesandt wurde, und bald hörte er denn noch von häufigem Verkehr einzelner Se-

natoren mit dem französischen Consul. Später, am 18. August, hatte der preußische Viceconsul Delius sodann aus Bremen zu melden, der Senat suche sich eine völlige Souveränetät zu verschaffen und biete alle Mittel auf, solches mittelst seines Gesandten in Paris durch Hülfe des Kaisers Napoleon zu bewirken. Auch würden, hieß es, schon Pläne gemacht für die künftige Verfassung; ein Bundestribunal der drei Hansestädte soll abwechselnd in einer derselben residiren.

Vielleicht waren diese Gedanken von Paris aus angeregt. Sicher fanden sie hier Unterstützung und Aufmunterung, denn Napoleon benutzte schon damals auch diese Verhältnisse, um Preußens Pläne zu vereiteln. In Berlin scheint aber den Berichten Grote's einstweilen nicht viele Beachtung geschenkt zu sein; nur daß wir oben bereits einige Bestimmungen in dem endgültigen Unionsentwurfe antrafen, welche darauf zurückzuführen sein mögen.

Den preußischen Ministern mochten jene und andere Schwierigkeiten gerade damals minder groß erscheinen, weil es eine kurze Zeit lang schien, als ob sie dem Ziele durch andere Ereignisse merklich näher gekommen.

Am 20. August 1806 unterzeichneten in Berlin Haugwitz für Preußen und Waitz von Eschen für Kurhessen die Unionsverfassung, wie sie aus den letzten Berathungen hervorgegangen war. Für Kursachsen war die Unterzeichnung offen gelassen. Jetzt schien die Zeit gekommen zu sein, in alle betheiligten Fürsten rückhaltslos zu dem Bunde eingeladen werden müßten. Noch an demselben 20. August richtete Haugwitz Schreiben mit dieser Aufforderung an die fünf regierenden herzoglich sächsischen Häuser. Nähere Mittheilungen wurden jedoch auch hier vorbehalten und die ganze Sache als eine vertrauliche bezeichnet. Kursachsen aber ward am 21. August von der mit Hessen abgeschlossenen Einigung benachrichtigt und der preußische Gesandte in Dresden am folgenden Tage ermahnt, recht dringend vorzustellen, wie kein Augenblick zu verlieren sei. Haugwitz sprach die Hoffnung aus, daß Sachsen unmittelbar dem Beispiel Hessens folgen werde, um dann rasch auch die anderen Staaten zum Eintritt in den Bund zu bestimmen. Der preußische Minister wußte nicht, wie sehr der Hof zu Dresden von französischen Intriguen umsponnen war, und daß ihm dieselben überhaupt hier wie an anderen Stellen mit dem besten Erfolge entgegen arbeiteten.

Es war Napoleon's Absicht, das verbündete Preußen über die Verhandlungen mit England in völligem Dunkel zu lassen. Aus diesem Grunde geschah es ja, daß noch am 2. August, also nach Abgang des alarmirenden Berichtes Luccheſini's, Talleyrand von ihm beauftragt wurde, jene begütigenden Worte an Laforest zu schreiben, wonach *dieser selbst* über

die Pläne seiner Regierung getäuscht werden sollte. Begreiflich genug, daß nun ein furchtbarer Zorn den Kaiser ergriff, als ihm am 7. August eine Abschrift der Depesche des preußischen Gesandten eingehändigt wurde. Sein zweideutig Spiel war plötzlich an's Tageslicht gezogen. Wiederum bekam Talleyrand zunächst den ganzen Ingrimm seines Gebieters zu kosten. Er übersandte ihm noch am 7. die Abschrift der Depesche und bemerkte, jetzt endlich werde der Minister diesen Schurken Luccheſini, der reif für's Narrenhaus sei, erkennen. „Er hat Sie beständig getäuscht, denn schon seit lange habe ich erkannt, daß nichts leichter ist, als Sie zu täuschen." Der Kaiser befahl alsbald einen Courier mit der Abschrift nach Berlin zu senden, damit Laforest von Allem in Kenntniß gesetzt und er beauftragt werde, an Haugwitz zu sagen, Luccheſini lebe in sehr schlechter Gesellschaft und habe die lächerlichsten Verbindungen, um zu erfahren, was vorgehe. „Ich glaube," heißt es weiter, „es ist in der That schwer, einen größeren Beweis von dem Blödsinn dieses Hanswurst zu geben! Weil er selbst falsch und erbärmlich ist, giebt es keine Schlechtigkeit und Falschheit, deren er mich nicht für fähig hält, sogar mich mit Rußland und Schweden zu verbinden, um Preußen Preußisch-Pommern zu entreißen!" Mit bitterem Hohne fügt der Imperator dann noch hinzu, es zeige sich nun, wie eigentlich Frankreichs Verhältniß zu Schweden sein müsse. Er spricht auch wieder von dem Novembervertrag und davon, daß Preußen die Verbindung mit ihm als ein Opfer bezeichnet, was er noch immer mit unverhaltenem Unmuth ertrug.

Welche Antwort Laforest in Berlin erhalten, ist nicht bekannt. Doch wird dieselbe wahrscheinlich beruhigend gewesen sein, so daß das preußische Cabinet sich den Schein gab, als glaube es den Versicherungen des französischen Gesandten. In der That glückte es vor diesem sowohl, wie auch vor seiner Regierung die Rüstungen und deren Zweck einige Tage geheim zu halten, so daß Napoleon gegen Preußen noch immer die Rücksicht in der Form und in kleinen Dingen bewahren konnte. Murat wurde daher vor wie nach ermahnt, nicht mit den Preußen anzubinden. Und als von Wien die Anerkennung des Rheinbundes eingetroffen, meinte Napoleon, jetzt seien alle Bedenklichkeiten in Betreff Deutschlands überwunden, weshalb er Berthier am 17. August beauftragte, die Rückkehr der Armee vorzubereiten. Dieselbe soll gleich nach eingetroffener Ratification des Vertrages mit Rußland definitiv erfolgen. Indessen war der Kaiser auch auf die Rüstungen Preußens durch einen Brief von Laforest aufmerksam gemacht. Er gab aber nichts auf die Sache; erst am 22. August theilte er Talleyrand seine Meinung über die Nachrichten Laforest's mit, die doch schon vom 12. datirt waren. Ihm scheint dessen Schreiben eine

Narrheit zu sein. Preußens Gebahren sei eine Wirkung der Furcht, welche Mitleid errege. Man müsse, meint er, ruhig bleiben und erst abwarten, damit man sähe, worum es sich handle. Luccheſini soll nichts erfahren; komme er zu ihm, möge Talleyrand ihn mit Vorwürfen über seine persönliche Haltung überschütten, ihm vorhalten, daß er seine Nachrichten von den Wühlern einziehe und seinem Hofe einfältige und abgeschmackte Sachen schreibe. An Laforest aber sei ein Courier zu senden, ihm eine ruhige, kalte Haltung zu empfehlen, wobei er jedoch Alles genau zu beobachten und, besonders über die Mobilmachung, Alles bis in's Kleinste zu berichten habe.

Gleichzeitig ertheilte der Kaiser auch seine Aufträge in Beziehung auf den nordischen Bund. Jetzt soll demselben nicht nur durch Intriguen, sondern auch direct entgegen gewirkt werden. Schon ein Brief, den Napoleon am 13. August an den Fürstprimas schrieb, äußert sich in sehr bezeichnender Weise über Sachsen und Kurhessen. Das weite Herz des deutschthümelnden Dalberg war dadurch verletzt worden, daß nicht alle deutsche Fürsten in den Rheinbund aufgenommen. Wie aber könnte man, frug Napoleon dagegen, Schweden, Preußen und Oesterreich eintreten lassen? Was Sachsen und Hessen betreffe, so habe er gethan, was er vermocht, indem er beiden völlige Freiheit gelassen. Deutlich genug fügt er dann hinzu, es sei gut, wenn jene es wüßten, daß sie vollkommen frei seien und ganz nach dem Interesse ihrer Souveränetät verfahren könnten. Sprächen sie den Wunsch aus in den Bund aufgenommen zu werden, so möge der Fürstprimas demselben nur ohne weiteres in seinem Namen entgegenkommen. Napoleon schloß diesen Brief mit der Versicherung, die Minister seien über seine Intentionen nicht unterrichtet. Es war das ein von ihm häufig gebrauchter Kunstgriff, wo es sich darum handelte, Verhandlungen in die Länge zu ziehen oder ausweichend zu antworten. So wurde auch Laforest am 22. August angewiesen, in Beziehung auf Sachsen und Hessen zu versichern, er kenne des Kaisers Entschließungen nicht, wohingegen er in Betreff des nordischen Bundes Mangel an Instructionen vorschützen soll. Deutlich, und in Uebereinstimmung mit den Plänen, von denen aus Bremen nach Berlin gemeldet war, traten des Kaisers Absichten mit den Hansestädten hervor. Nachdem er dieselben noch vor wenig Wochen zu wiederholten Malen mit Albanien und Dalmatien für König Franz von Sicilien als Entschädigung ausgeboten, versicherte er jetzt nach allen Seiten, dieselben müßten Hansestädte bleiben, Frankreich sei, des Handels wegen, bei der Aufrechterhaltung des jetzigen Zustandes zu sehr interessirt. Das soll Talleyrand an Luccheſini und an die Deputirten der drei Städte sagen, und ebenso sollen sich die französischen Gesandten in Hamburg und

in Berlin äußern. Daneben gingen dann die alten Intriguen fort. Wiederholt hatte jetzt der preußische Gesandte in Dresden über die Einflüsterungen gegen Preußen zu klagen, die hier, wie man sage, von dem französischen Gesandten ausgingen. Die Lausitz soll die sächsische Provinz sein, nach der Preußen Verlangen zeige. Und bald fingen denn auch die Moniteurartikel, welche, wie die Briefe ausweisen, häufig von Napoleon direct inspirirt wurden, in bezeichnender Weise zu sprechen an. Die Nummer vom 26. August verkündete unter Cassel: „Unser Souverän tritt der nordischen Conföderation unter der unmittelbaren Direction von Preußen bei." Bezeichnender aber war der gleichzeitige Artikel unter Dresden den 16. August: „Bei unserem Hofe sind Vorstellungen geschehen, um der nordischen Conföderation beizutreten; da er aber zwischen vier Mächten, zwischen Oesterreich, Frankreich, Rußland und Preußen, liegt, so will er nur nach deren Rath entscheiden. Unser Souverän möchte gern neutral bleiben, um nicht an fremden Streitigkeiten Theil zu nehmen. Bis jetzt haben die Gesandten von Frankreich, Rußland und Oesterreich nichts gesagt; nur ein anderer Minister hat Schritte bei unserem Cabinet gethan." Es sollte offenbar in diesen Worten eine leise Andeutung des Zwanges liegen, der von Preußen auf Sachsen geübt werde, was später dann ganz bestimmt behauptet und als vornehmster Grund der Kriegserklärung benutzt wurde. Der Gedanke jenes Artikels findet sich in einem Briefe des Kaisers vom September fast mit denselben Worten. Diesen Zweck hatte auch die abgegebene Erklärung, daß keine Verletzung des Rheinbundgebietes gestattet sei. Bei den Truppenbewegungen, die jetzt in Preußen in vollem Gange waren, hat der französische Kaiser wahrscheinlich eine solche Verletzung erwartet. Auch über die Hansestädte und ihre Wichtigkeit für Frankreich fand sich ein Artikel im Moniteur.

So wenig freundschaftlich, so feindselig dieses Verhalten gegen Preußen aber auch sein mochte: Napoleon glaubte doch noch nicht an einen nahen Krieg. Es mochte ihn hierin bestärken, daß noch nach dem Aufbrausen in Berlin seine Brüder in Holland und Neapel als Könige von Seiten Preußens anerkannt wurden. Auch die Abberufung des ihm verhaßten Luccheſini mochte er als ein Zeichen des Nachgebens ansehen.

Die französischen und deutschen Zeitungen verkündeten fortwährend die nahe bevorstehende Rückkehr der französischen Truppen aus Deutschland. Es geschah das auf directe Veranlassung des Kaisers, dessen Absicht es jedoch wirklich war, die Truppen zurückzuziehen. Er wollte nur noch die von ihm nicht bezweifelte Ratification des Vertrages mit Rußland abwarten. Das preußische Kriegsgeschrei machte ihn in diesem Entschlusse nicht irre, vielmehr ließ er, trotz desselben, alle Vorbereitungen

treffen und schrieb selbst noch am 26. August an Berthier: „Das Cabinet in Berlin hat ein panischer Schrecken ergriffen. Es bildet sich ein, in dem Friedensvertrage mit Rußland wären einige Bedingungen, die ihm mehrere Provinzen rauben würden. Daher die lächerlichen Rüstungen, welche es macht, denen man aber durchaus keine Aufmerksamkeit schenken muß, indem es in der That meine Absicht ist, die Truppen nach Frankreich zurückkehren zu lassen." Schließlich spricht der Kaiser mit herzlichen Worten die Hoffnung aus, den Cousin nun endlich bald wieder zu sehen. Warum aber Napoleon so wenig an den Ernst der preußischen Rüstungen glauben wollte, spricht er später deutlich in dem Entwurfe aus zu einer Depesche an Laforest vom 12. September: „Der Kaiser betrachtete die Rüstungen Preußens vor der Verwerfung des Vertrages von Seiten Rußlands als eine Narrheit." Gerade als Preußen zu rüsten begann, stand es ganz isolirt. Es konnte in der That keinen ungünstigeren Zeitpunkt wählen für den Krieg. Es war nur ein wunderbares, unverdientes Glück der Politik Haugwitz, daß sich nach einigen Wochen diese Verhältnisse etwas günstiger gestalteten. Napoleon, der stets sorgfältig berechnende Politiker, hat sich augenscheinlich nicht denken können, daß der Krieg wirklich mit solcher Gluth, wie es geschah, verlangt würde. Er hat augenscheinlich darauf gerechnet, daß entweder die Stimme der kalten, ruhigen Ueberlegung oder der bisherigen, zagenden Unentschlossenheit in Berlin die Oberhand gewinnen würde, wo dann in beiden Fällen der Krieg vermieden worden wäre. Erst die Verwerfung des Oubril'schen Vertrages änderte diese Sachlage.

Während nun aber Napoleon sich über Preußens Kriegswuth moquirte und den Anstrengungen von dessen Diplomaten aller Orten durch selbsteingefädelte Intriguen entgegentrat, betrieb man von Berlin aus eifrig die Verhandlungen über den nordischen Bund. Sehnlichst wurde der Beitritt Sachsens gewünscht. Anstatt dessen meldete der preußische Gesandte aus Dresden am 21. August von einem Sonderbündniß, das Sachsen zu errichten gedenke. Schon die folgenden Tage brachten Näheres darüber. Kursachsen wollte sich, den Rathschlägen entsprechend, die Senfft zu melden gehabt, an die Spitze der kleinen sächsischen und anderen thüringischen Häuser stellen. Für die Allianz mit Preußen wurde abermals die altmodische Erneuerung der Erbverbrüderung hervorgesucht. So kamen die Verhandlungen nicht vorwärts; und doch drängte die Zeit in einer Weise, daß fast gleichzeitig diese unsicheren Verbündeten aufgefordert werden mußten, mobil zu machen und so und so ihre Truppen aufzustellen, worauf dann, ganz in Uebereinstimmung mit späteren Aeußerungen Napoleon's und ohne Zweifel von dessen Gesandten angeregt, von Dresden

aus geantwortet wurde, die Franzosen würden den Einmarsch der preußischen Truppen in Sachsen oder die Mobilmachung der eigenen Armee als Kriegsfall ansehen und selbst gegen das Land vorrücken. So zogen sich die Unterhandlungen hin und her. Die Bevollmächtigten trieb ihr eitles Geschäft fortwährend zwischen den beiden Residenzen, ohne jedwede Annäherung. Haugwitz beschloß endlich, den Versuch zu machen, ob nicht Herr von Brockhausen, der eigentlich Gesandter in Dresden, aber damals gerade auf Urlaub war, mehr erreichen könne. Gern war dieser bereit: allein das Erste, was er that, war, daß er ein neues Unionsprogramm aufstellte, dem man ein geschicktes Zurückgehen auf die Ideen des Fürstenbundes nicht absprechen kann, das aber jetzt doch nur neue ableitende Erwägungen zu der großen Menge der alten hinzufügte. Bevor aber Brockhausen seinen Posten wieder eingenommen, enthüllten sich endlich bestimmte Gegenanträge und Zusicherungen des Dresdener Hofes.

Am 2. September konnte berichtet werden, Sachsen wollte sofort mobil machen, sobald die preußischen Truppen eingerückt. Bald kamen nähere Erläuterungen. Es war das alte Spiel, wodurch Bayern vor einem Jahre so geschickt den Zumuthungen Oesterreichs entgangen war, sich als gezwungen hinzustellen. Der einzige Unterschied bestand darin, daß Sachsens langjähriges gutes Verhältniß zu Preußen es in schwankender Furcht erhielt und den Kurfürsten veranlaßte, sich nicht, wie Bayern, nur dem Scheine nach, sondern thatsächlich den Rücken nach beiden Seiten hin zu decken. Diesen Zweck verfolgten zum Theil auch die sächsischen Gegenanträge vom 5. September, die freilich nicht zum wenigsten auch aus jenem dünkelhaften deutschen Fürstenstolze hervorgingen, der nicht leiden will, daß einem Standesgenossen, dessen Macht weit überlegener ist, die Anerkennung dieser Thatsache staatsrechtlich zu Theil wird.

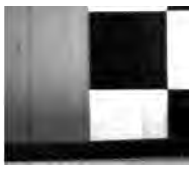
Ein Gegenentwurf zu dem Allianzvertrage ging zunächst von der Erbeinigung zwischen Preußen, Sachsen und Hessen aus und sicherte dann jedem der Paciscenten in inneren und äußeren Angelegenheiten die Unterstützung der anderen. Doch war diese Bestimmung möglichst weit gefaßt, hätte jedesmal Verhandlungen erfordert, deren Schwierigkeit doch gerade jetzt recht einleuchten mußte. Ueber den Zutritt der übrigen Fürsten in Norddeutschland fanden sich gleichfalls sehr weite Vorschläge, in denen das Wesentlichste war, daß Sachsen für die herzoglich sächsischen Häuser den Zutritt zusagte. Preußen konnte dieser Entwurf nicht befriedigen. Es entspannen sich neue Verhandlungen, in denen doch wenigstens erreicht wurde, daß einige Grundzüge des nordischen Bundes, freilich in vagester Fassung, mit in den Allianzentwurf aufgenommen wurden.

Wichen nun schon in dieser Angelegenheit die Vorschläge Sachsens

ſehr weit von denen Preußens ab, ſo war ſolches noch viel mehr in Betreff der Bundesverfaſſung der Fall. Sachſen ſtellte ſich hierbei mit echter particulariſtiſcher Ueberhebung gleich mit Preußen. Es commentirte den bereits mit Heſſen abgeſchloſſenen Bundesvertrag und reichte ſelbſt einen Gegenentwurf ein. Nach beiden Actenſtücken ſollen im deutſchen Norden drei Kreiſe, darunter der „brandenburgiſche," beſtehen, deren Directoren ſich mit den Kreisangehörigen wegen der künftigen näheren Verhältniſſe beſonders zu vereinigen hätten. Jeder Kreis bildete ein Ganzes, ſowohl in militairiſcher als auch gerichtlicher Beziehung. Die geringe Militairhoheit, welche Preußen in Anſpruch nahm, ſollte gleichzeitig mit dem Bundestribunal wegfallen. Für den Congreß war Sachſen „aus perſönlicher Rückſicht für Ihre Majeſtät von Preußen" ſo gnädig, dieſem eine Gleichberechtigung mit ſich zuzugeſtehen, obwohl es doch, ſeiner Vorrechte in der bisherigen Reichsverfaſſung wegen, ſich eigentlich zu der Forderung des alleinigen Directoriums berechtigt fühlte. Die Mediatiſirungsfrage wurde klug umgangen, keineswegs aber aufgegeben. Vielmehr iſt bereits darauf Bezug genommen, und gar ſchlau ſind Vorſchläge gemacht, um Preußen künftighin auch den beſcheidenen ſüdlichen Theil des reußiſchen Reiches zu entziehen.

Die neuen Verhandlungen, welche ſich an dieſe Eröffnungen knüpften, brauchen hier nicht mehr berückſichtigt zu werden. Sie wurden noch im Angeſicht des Feindes, im Lager weiter fortgeführt, verliefen aber völlig im Sande, ſchon deshalb, weil ſie mit anderen über näher liegende und wichtigere Dinge zuſammengeworfen werden mußten. Auch die Unterhandlungen, die Grote ſo ernſtlich in den Hanſeſtädten betrieb, hatten kein beſſeres Reſultat; Ausreden und Gegenentwürfe wechſelten ab mit franzöſiſchen Intriguen und Gelüſten nach Sonderſouveränetät. Wichtigeres beeilte jetzt das Herannahen der Kataſtrophe.

Als Preußen die Verhandlungen über den nordiſchen Bund begann, hatte es ſich nach Petersburg gewandt und von dem dortigen Cabinet die Garantie deſſelben naiver Weiſe verlangt. Es ſcheint, daß hierbei die damals erhoffte Billigung von Seiten Napoleon's nicht erwähnt iſt. Allein Rußland glaubte es doch nur mit einem aus Paris gekommenen Thema zu thun zu haben, und antwortete deshalb kühl ablehnend. Es werde erſt abzuwarten ſein, ob Preußen, während Haugwitz im Amte ſei, wirklich die Abſicht habe, Frankreich entgegen zu treten. Als dann in Berlin der feſte Entſchluß gefaßt war, einen Krieg mit Napoleon zu wagen, wurde Kaiſer Alexander bereits am 9. Auguſt davon benachrichtigt. Den preußiſchen Staatsmännern mag keine geringe Sorge abgenommen ſein, als ihnen am 29. Auguſt geantwortet wurde, Rußland habe den Oubril'ſchen



Vertrag vom 20. Juli, der in Berlin durch die falschen Nachrichten über ihn einen so großen Schrecken eingejagt, verworfen und sei entschlossen, den Krieg mit Frankreich fortzusetzen. Jetzt endlich war es also sicher, daß die Gefahr, in die man sich so unzeitgemäß gestürzt, doch nicht allein zu tragen war. In den ersten Tagen Septembers kam dann auch die Zusage des Czaren, wonach er Geld und Truppen dem Könige von Preußen zur Verfügung stellte, und selbst mit in's Feld zu ziehen versprach. Der Kriegslärm gegen Frankreich hatte in der letzten Zeit, besonders durch die ungemein raschen Rüstungen, so zugenommen, daß ein baldiger Ausbruch unvermeidlich war. Da hat denn vielleicht die willkommene Botschaft aus Petersburg den letzten Anstoß gegeben zu einer energischen Maaßregel, die als unzweideutige Einleitung zum Kriege angesehen werden mußte. Am 31. August wurde an alle norddeutschen Reichsstände, mit Ausnahme der beiden Kurhöfe, auch Holstein und Pommern, ein vom 29. datirtes Schreiben gesandt, wodurch ihnen im Allgemeinen von den Verhandlungen über den nordischen Bund Kenntniß gegeben und sie aufgefordert wurden, sich nöthigenfalls der Verpflegung der preußischen Truppen anzunehmen. Die meisten Stände beantworteten das Schreiben mit der Achtung, die sie dem Staate Friedrich des Großen schuldig waren. Andere verhielten sich anders. Die Hansestädte antworteten ausweichend, indem sie sich auf ihre Neutralität beriefen. Waldeck und Lippe-Detmold zeigten Rheinbundsgelüste, wofür sie am 8. September von Haugwitz verdientermaaßen zurechtgewiesen wurden. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin ließ kurz und barsch auseinandersetzen, er wolle bei dem bisher „beobachteten unbeschränkten Neutralitätssystem" bleiben. Ganz richtig war daneben die Nichtigkeit seiner politischen Macht ausgedrückt, wenn unverschämt hinzugefügt wurde: „So dankbar des Herzogs Durchlaucht den Allerhöchsten Königlichen Schutz verehren und benutzen würden, wenn Sie sich in Gefahr glaubten: so dringend sind wir dagegen unter den jetzigen Umständen befehligt, eine Beitragsleistung zu der Last der Verpflegung ganz ergebenst zu verbitten." Das war doch selbst Haugwitz zu viel. Auf ein energisches Schreiben vom 21. September kroch Mecklenburg-Schwerin umgehend, am 23., zu Kreuze.

Die ganze preußische Armee war jetzt auf dem Marsche nach den anbefohlenen Sammelplätzen. Auch Sachsen setzte am 12. September sein Heer in den Kriegsstand. Aber noch immer war weder ein Allianzvertrag, noch der Bundesvertag abgeschlossen. Die sächsischen Vorschläge wurden am 16. September von Preußen verworfen, worauf auch der Kurfürst von Hessen, obwohl sein Gesandter den Vertrag schon unterzeichnet, aus Achtung vor Sachsen, wie er vorgab, dem Vertrage die Ratification

sehr weit von denen Preußens ab, so war solches noch viel mehr in Betreff der Bundesverfassung der Fall. Sachsen stellte sich hierbei mit echter particularistischer Ueberhebung gleich mit Preußen. Es commentirte den bereits mit Hessen abgeschlossenen Bundesvertrag und reichte selbst einen Gegenentwurf ein. Nach beiden Actenstücken sollen im deutschen Norden drei Kreise, darunter der „brandenburgische," bestehen, deren Directoren sich mit den Kreisangehörigen wegen der künftigen näheren Verhältnisse besonders zu vereinigen hätten. Jeder Kreis bildete ein Ganzes, sowohl in militairischer als auch gerichtlicher Beziehung. Die geringe Militairhoheit, welche Preußen in Anspruch nahm, sollte gleichzeitig mit dem Bundestribunal wegfallen. Für den Congreß war Sachsen „aus persönlicher Rücksicht für Ihre Majestät von Preußen" so gnädig, diesem eine Gleichberechtigung mit sich zuzugestehen, obwohl es doch, seiner Vorrechte in der bisherigen Reichsverfassung wegen, sich eigentlich zu der Forderung des alleinigen Directoriums berechtigt fühlte. Die Mediatisirungsfrage wurde klug umgangen, keineswegs aber aufgegeben. Vielmehr ist bereits darauf Bezug genommen, und gar schlau sind Vorschläge gemacht, um Preußen künftighin auch den bescheidenen südlichen Theil des reußischen Reiches zu entziehen.

Die neuen Verhandlungen, welche sich an diese Eröffnungen knüpften, brauchen hier nicht mehr berücksichtigt zu werden. Sie wurden noch im Angesicht des Feindes, im Lager weiter fortgeführt, verliefen aber völlig im Sande, schon deshalb, weil sie mit anderen über näher liegende und wichtigere Dinge zusammengeworfen werden mußten. Auch die Unterhandlungen, die Grote so ernstlich in den Hansestädten betrieb, hatten kein besseres Resultat; Ausreden und Gegenentwürfe wechselten ab mit französischen Intriguen und Gelüsten nach Sondersouveränetät. Wichtigeres beeilte jetzt das Herannahen der Katastrophe.

Als Preußen die Verhandlungen über den nordischen Bund begann, hatte es sich nach Petersburg gewandt und von dem dortigen Cabinet die Garantie desselben naiver Weise verlangt. Es scheint, daß hierbei die damals erhoffte Billigung von Seiten Napoleon's nicht erwähnt ist. Allein Rußland glaubte es doch nur mit einem aus Paris gekommenen Thema zu thun zu haben, und antwortete deshalb kühl ablehnend. Es werde erst abzuwarten sein, ob Preußen, während Haugwitz im Amte sei, wirklich die Absicht habe, Frankreich entgegen zu treten. Als dann in Berlin der feste Entschluß gefaßt war, einen Krieg mit Napoleon zu wagen, wurde Kaiser Alexander bereits am 9. August davon benachrichtigt. Den preußischen Staatsmännern mag keine geringe Sorge abgenommen sein, als ihnen am 29. August geantwortet wurde, Rußland habe den Oubril'schen

Vertrag vom 20. Juli, der in Berlin durch die falschen Nachrichten über ihn einen so großen Schrecken eingejagt, verworfen und sei entschlossen, den Krieg mit Frankreich fortzusetzen. Jetzt endlich war es also sicher, daß die Gefahr, in die man sich so unzeitgemäß gestürzt, doch nicht allein zu tragen war. In den ersten Tagen Septembers kam dann auch die Zusage des Czaren, wonach er Geld und Truppen dem Könige von Preußen zur Verfügung stellte, und selbst mit in's Feld zu ziehen versprach. Der Kriegslärm gegen Frankreich hatte in der letzten Zeit, besonders durch die ungemein raschen Rüstungen, so zugenommen, daß ein baldiger Ausbruch unvermeidlich war. Da hat denn vielleicht die willkommene Botschaft aus Petersburg den letzten Anstoß gegeben zu einer energischen Maaßregel, die als unzweideutige Einleitung zum Kriege angesehen werden mußte. Am 31. August wurde an alle norddeutschen Reichsstände, mit Ausnahme der beiden Kurhöfe, auch Holstein und Pommern, ein vom 29. datirtes Schreiben gesandt, wodurch ihnen im Allgemeinen von den Verhandlungen über den nordischen Bund Kenntniß gegeben und sie aufgefordert wurden, sich nöthigenfalls der Verpflegung der preußischen Truppen anzunehmen. Die meisten Stände beantworteten das Schreiben mit der Achtung, die sie dem Staate Friedrich des Großen schuldig waren. Andere verhielten sich anders. Die Hanseſtädte antworteten ausweichend, indem sie sich auf ihre Neutralität beriefen. Waldeck und Lippe-Detmold zeigten Rheinbundsgelüste, wofür sie am 8. September von Haugwitz verdientermaaßen zurechtgewiesen wurden. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin ließ kurz und barsch auseinandersetzen, er wolle bei dem bisher „beobachteten unbeschränkten Neutralitätssystem" bleiben. Ganz richtig war daneben die Nichtigkeit seiner politischen Macht ausgedrückt, wenn unverschämt hinzugefügt wurde: „So dankbar des Herzogs Durchlaucht den Allerhöchsten Königlichen Schutz verehren und benutzen würden, wenn Sie sich in Gefahr glaubten: so dringend sind wir dagegen unter den jetzigen Umständen befehligt, eine Beitragsleistung zu der Last der Verpflegung ganz ergebenst zu verbitten." Das war doch selbst Haugwitz zu viel. Auf ein energisches Schreiben vom 21. September kroch Mecklenburg-Schwerin umgehend, am 23., zu Kreuze.

Die ganze preußische Armee war jetzt auf dem Marsche nach den anbefohlenen Sammelplätzen. Auch Sachsen setzte am 12. September sein Heer in den Kriegsstand. Aber noch immer war weder ein Allianzvertrag, noch der Bundesvertag abgeschlossen. Die sächsischen Vorschläge wurden am 16. September von Preußen verworfen, worauf auch der Kurfürst von Hessen, obwohl sein Gesandter den Vertrag schon unterzeichnet, aus Achtung vor Sachsen, wie er vorgab, dem Vertrage die Ratification

verweigerte. Als aber der Kurfürſt durch ein Schreiben am folgenden Tage aufgefordert wurde, an den militairiſchen Vorbereitungen Theil zu nehmen, unterließ er die Antwort, und von jetzt an, wo es ſich nicht mehr um einen Titel und Gebietserweiterung handelte, war überhaupt mit dem würdigen Herrn nichts mehr anzufangen. Er vermied nach jeder Seite hin eine beſtimmte Erklärung und ſuchte ſo, wie Höpfner gar fein bemerkt, das Haugwitz'ſche Syſtem der Neutralität im Kleinen durchzuführen. Sachſen ließ jedoch endlich einen Theil ſeiner Truppen zu denen Preußens ſtoßen. Um nun aber Napoleon dadurch nicht zu kränken, mußte Graf Senfft gleichzeitig in Paris erklären, jenes ſei nur unter der Bedingung geſchehen, daß die ſächſiſche Grenze nicht überſchritten werde. Wenn Preußen offenſiv gegen Frankreich vorgehe, hätten die ſächſiſchen Truppen Befehl, ſich wieder von den preußiſchen zu trennen. So ſpielte Sachſen ſein zweideutiges Spiel bis zur entſcheidungsvollen Stunde, bis zu dem Schlachttage von Jena und Auerſtädt.

Napoleon hatte alle dieſe Verhandlungen, die ſteigende Feindſeligkeit, die Rüſtungen Preußens, in aller Stille, doch mit Aufmerkſamkeit beobachtet. Er glaubte lange, wie oben erzählt, nicht an den Ernſt der Sache. Es mag ſehr wohl ſein, daß die Gemahlin von Laforeſt im Bade Teplitz ganz in dem Sinne geplaudert hat, wie ihr Gemahl von Paris unterrichtet war, indem ſie ſagte, der Kaiſer habe keinen Grund mit Preußen Krieg zu führen, Alles werde ſich noch beilegen laſſen. Die preußiſchen Truppen aber, ſetzte ſie ſcherzend hinzu, die könnten lange an der Elbe ſtehen, dagegen habe Frankreich gar nichts einzuwenden. Auch von dem Kaiſer ſelbſt wurden ähnliche Aeußerungen erzählt, die durchaus mit den Anſichten, welche in den Briefen niedergelegt ſind, übereinſtimmen. Hier finden wir fortwährend dieſelbe ruhige Ungläubigkeit und Verachtung wie früher. Der Kaiſer beſchäftigte ſich noch immer eingehend mit der Befeſtigung von Weſel, prüfte ſelbſt auf das Sorgfältigſte alle Pläne, die ihm dafür vorgelegt wurden. Obwohl er nun aber unlängſt wiederholt in Briefen an Dejean, Ludwig von Holland und Murat auf die Wichtigkeit jener Feſtung bei einem etwaigen Kriege mit Preußen aufmerkſam gemacht, ſo zeigt ſich jetzt auch nicht die geringſte Beſchleunigung der Arbeiten, vielmehr beſtimmt der Kaiſer, wie die Vertheilung derſelben auf mehrere Jahre ſtattfinden ſolle. Auch die baldige Rückberufung der Truppen aus Deutſchland war noch immer beabſichtigt. Gerade jetzt wurden die letzten Differenzen mit Oeſterreich geregelt, das bereitwillig den Rheinbund anerkannte, auf die deutſche Kaiſerkrone verzichtete und gegen die Räumung von Cattaro, wie der Dubril'ſche Vertrag ſie ſtipulirt, nichts einzuwenden hatte. Am 16. Auguſt übergab der Geſandte Metternich eine

Note, die den Kaiser sehr befriedigte, und worauf er ihm am folgenden Tage die Versicherung zugehen ließ, die Truppen sollten nunmehr aus Deutschland zurückgezogen werden. Berthier wurde in der That noch an demselben Tage von dieser Absicht benachrichtigt. So konnte Napoleon denn am 27. August Eugen melden, daß alle Schwierigkeiten mit Oesterreich beseitigt seien, es bestehe jetzt zwischen beiden Staaten das beste Einvernehmen. Nur der Mangel an Nachrichten über die Aufnahme des Dubril'schen Vertrages von Seiten Kaiser Alexander's verzögerte noch die Rückberufung der Truppen aus Deutschland. Plötzlich sollte sich die Sachlage ändern.

Am 3. September traf die für Napoleon so unerwartete Nachricht ein, der Kaiser von Rußland habe die Ratification des Vertrages vom 20. Juli nicht genehmigt. Sogleich benachrichtigte der Kaiser den Marschall Berthier und beauftragte ihn, den Abzug der Truppen, für den er ihm gerade die entsprechenden Befehle habe senden wollen, zu sistiren. Einstweilen möge er ruhig abwarten, was die nächsten Tage bringen würden. Ebenso wurden Eugen und Josef von Neapel an demselben Tage von dem unerfreulichen Ereigniß in Kenntniß gesetzt, und gegen Lord Lauderdale, der fast ungestüm seine Pässe verlangte, plötzlich, freilich ohne den Grund anzugeben, eine viel nachgiebigere Sprache geführt, wodurch thatsächlich die Verhandlungen von Neuem in Gang kamen. Doch brachte erst ein Courier, der in der folgenden Nacht eintraf, ganz sichere Nachricht. Napoleon jedoch glaubte selbst jetzt, trotz der preußischen Rüstungen, noch nicht, daß der Krieg, der doch unzweifelhaft bevorstand, bald losbrechen und große Dimensionen annehmen werde. Hatte er doch noch am Tage vor dem Eintreffen der wichtigen Nachricht wegwerfend gegen die beiden österreichischen Gesandten Metternich und Vincent bemerkt, durch die einzige Drohung, Laforest abzuberufen, könne er Preußen sich wieder zu Willen machen. Auch scheint seine Aufmerksamkeit einige Tage fast mehr auf die Türkei als auf Deutschland gerichtet gewesen zu sein. Nur aus dieser Verachtung Preußens ist es zu erklären, daß er am 4. September dem Kriegsminister Anordnungen für eine umfassende neue Organisation der Armee, die mit dem 1. Januar 1807 in's Leben zu treten habe, zugehen ließ. Nicht weniger bezeichnend ist es, daß er an demselben Tage den Marschällen Ney, Augereau und Davout, die sämmtlich bedeutende Corps in Deutschland führten, einen dreiwöchentlichen Urlaub ertheilte, Mortier ganz nach Paris zurückrief und auch hoffte Berthier in einigen Tagen den gewünschten Urlaub bewilligen zu können. Daneben freilich erkundigte er sich bereits sorgsam nach dem Zustande der bayrischen Armee, benachrichtigte am folgenden Tage Berthier von neuen Verstär-

kungen, die er zu erwarten habe, traf Anordnungen für erhöhte Kriegstüchtigkeit der Truppen und ließ den König von Bayern auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, die jetzt noch eine längere Anwesenheit des französischen Heeres erheische. Ein zweites Schreiben an Berthier von demselben Tage geht schon weiter, indem Befehl ertheilt wird, in aller Eile Ingenieurofficiere auszusenden, um den Zustand der Wege zwischen Bamberg und Berlin zu erforschen. „Acht Tage, nachdem ich den Befehl dazu ertheilt, müssen alle meine Armeen bei Bamberg vereinigt und in dem Fürstenthum Bayreuth sein. Von Kronach, der Grenze von Bamberg, denke ich in zehn Tagen nach Berlin zu marschiren." Berthier soll sich ganz genaue Nachrichten über die Wege, Flüsse, die sächsischen und preußischen Festungen, die besten Karten u. s. w. verschaffen, ferner intelligente Officiere auf verschiedenen Wegen nach Berlin und Dresden senden, um sich mit den dortigen französischen Gesandten in Verbindung zu setzen, wobei dieselben zu betheuern hätten, der Marschall sei über die Truppenbewegungen sehr beunruhigt, denn er habe dieserhalb keine Instructionen von seiner Regierung. Vorsichtig wird noch hinzugefügt: „Ich brauche nicht zu sagen, daß die größte Klugheit anzuwenden ist, denn ich habe keinen Plan gegen Berlin; von jenen Details wünsche ich nur Nachricht zu haben, um vorbereitet zu sein."

Durch diese Befehle traf der Kaiser die ersten Anordnungen für den nahe bevorstehenden Bruch mit Preußen. Erst die Verwerfung des Oubril'schen Vertrages, vielleicht verbunden mit der Nachricht von dem Rundschreiben des 31. August, brachte ihn auf jene Maaßregeln. Wieder vergingen dann, während das Kriegsgeschrei in Deutschland täglich zunahm, mehrere Tage, bis weitere Anordnungen getroffen wurden. Nur Fragen, Nachrichten und Befehle von geringerer Wichtigkeit sind Berthier am 9. September zugesandt.

Inzwischen war der neue preußische Gesandte, General von Knobelsdorff, in Paris angekommen. Haugwitz hatte ihn, einen entschiedenen Anhänger der Allianz mit Frankreich, in dem Glauben bestärkt, es sei kein rechter Ernst mit dem Kriege. Daher konnte Knobelsdorff schon in seiner Antrittsaudienz am 7. September Napoleon's Drohung, Preußen unverweilt mit allen Kräften anzugreifen, mit friedlichen Versicherungen begegnen, wodurch der Kaiser zu dem begütigenden Vorschlage gebracht wurde, Preußen möge augenblicklich entwaffnen, dann könne noch Alles friedlich geschlichtet und die alte Freundschaft hergestellt werden. Zum Zeichen seines Wohlwollens beschenkte er den Gesandten auch mit einer herrlichen Staatscarosse und vier schönen Pferden aus der Normandie; allein er traute, begreiflich genug, dessen Friedensversicherungen doch keines-

wegs und ſchrieb daher am 10. September an Berthier: „Knobelsdorff macht zwar jedwede Betheuerung, allein trotzdem ſetzt Preußen die Rüſtungen fort; ich weiß in der That nicht, was ſie wollen.“ Was er ſelbſt, im Fall Preußen ſeiner Forderung nicht nachkam, wollte, wußte Napoleon jetzt ſchon recht gut. Jener Brief beginnt mit den Worten: „Die Bewegungen Preußens ſind fortdauernd ſehr auffallend. Sie wünſchen eine Lehre zu empfangen. Ich will morgen meine Pferde und in wenigen Tagen meine Garde, unter dem Vorwande des Congreſſes zu Frankfurt, aufbrechen laſſen.“ Es folgen kurze Verhaltungsbefehle. Gleichzeitig erhielt Caulaincourt den bis in's Einzelne vorgezeichneten Auftrag, ganz im Geheimen am folgenden Tage 60 Pferde und die Feldequipage gen Mainz zu dirigiren. Ebenſo bekam Ludwig von Holland am 10. September die erforderlichen Nachrichten und Vorſchriften.

Der 11. September entſchied den Krieg. Knobelsdorff hatte eine zweite lange Audienz, an der, wie es ſcheint, auch Lucchesini, der noch einmal durch huldvolles Lächeln des Kaiſers beglückt wurde, theilnahm. Es läßt ſich nicht entſcheiden, ob Knobelsdorff erſt jetzt, oder bereits vier Tage zuvor, dem Kaiſer ein Schreiben ſeines Königs übergab, das ſich über die gegenwärtige politiſche Lage verbreitete. Jedenfalls beſchleunigte Napoleon erſt nach dieſer zweiten Audienz den Bruch. Sein Antwortſchreiben an den König von Preußen, ſo wie die entſcheidenden Verhaltungsbefehle für die Diplomaten ſind vom 12. September datirt. Leider kennen wir das Schreiben des einfachen Friedrich Wilhelm nicht. Es würde für die Unaufrichtigkeit und Gedankenarmuth, für die Ueberhebung und Selbſttäuſchung der Haugwitz'ſchen Politik vielleicht das werthvollſte Actenſtück ſein. So ſind wir darauf beſchränkt, aus Napoleon's Antwort Rückſchlüſſe zu machen. Die Freundſchaftsverſicherungen, begann der Kaiſer, welche ihm jüngſt zugegangen, ſeien um ſo angenehmer, da ja ſeit vierzehn Tagen Alles hiermit im Widerſpruch ſtehe. Dann ſpricht er vom Kriege, den er als einen Bürgerkrieg anſehe. An die Gerechtigkeitsliebe des Königs wird appellirt und dabei kühn behauptet: „Alle Nachrichten, welche man Preußen gegeben hat, ſind falſch.“ Wenn den König die Truppen in Weſtfalen beunruhigt hätten, ſo würden ſie zurückgezogen ſeien. Nun freilich bleibe für Frankreich auch nichts übrig als ſich kampfbereit zu halten, und ſo ſeien denn bereits dieſerhalb die Befehle nach Deutſchland geſandt; doch ſollen dieſelben „großmüthig“ zurückgenommen werden, wenn der König anzeige, daß er die ſeinigen zurückgenommen. Den Schluß des Briefes bildete eine in Selbſtlob eingekleidete, aber gerade für Berlin wohlgeeignete politiſche Belehrung: „Ich wage es zu ſagen, eine kalte und hartherzige Art in dieſer Sache wird für Sie und

Ihre Miniſter eine Garantie des Vertrauens ſein, welche Sie in meine Anordnungen ſetzen müſſen, da dieſe niemals durch Intriguen, noch durch fremde Anſtichelungen, noch durch die Hitze von aufbrauſenden Gefühlen beeinflußt, ſondern allein gelenkt werden durch geſunde Politik und das Intereſſe der Völker." — Für Laforeſt entwarf der Kaiſer ſelbſt eine Depeſche, die ihn von den Vorgängen in Paris und dem Wunſch, mit Preußen im Frieden zu bleiben, unterrichten, zugleich aber auch mit den getroffenen energiſchen Maaßregeln für den Fall des Krieges bekannt machen ſollte. Spottend wies Napoleon darauf hin, daß er ſich nicht durch die Wünſche junger Officiere und verſchiedener Parteien in den großen Städten beſtimmen laſſen könne. Er ſo wenig, wie ganz Europa, vermöchte das Berliner Cabinet zu begreifen, das ohne irgend einen Grund zu den Waffen greife. An Haugwitz ſoll der Geſandte ſagen, ſein Kaiſer habe die Rüſtungen Preußens, bis zu der Verwerfung des Vertrages mit Rußland, für eine Thorheit gehalten; heute ſeien dieſelben aber eine Beleidigung, der gegenüber er ſich auf kein Arrangement, auf keinen nordiſchen Bund einlaſſen könne, ſo lange dieſelben mit dem Schwerte dictirt werden ſollten. „Wenn man Krieg will, kann man gerüſtet bleiben, will man Frieden, muß man entwaffnen." Doch ſoll der Geſandte vorſichtig handeln: „denn der Kaiſer wünſcht in Wahrheit nicht einen Schuß gegen Preußen fallen zu laſſen." Sein Herz freilich ſei anders geſtimmt, das könne eine Demüthigung Preußens wohl wünſchen, allein eine gute Politik ſpräche dagegen. Die Zeitverhältniſſe ſeien ſo ſchon verwickelt genug. So gewandt und klug aber Laforeſt auch die Entwaffnung zu betreiben habe, ſo feſt und gebieteriſch ſoll er auftreten, wenn die preußiſchen Truppen Sachſen betreten und daſſelbe zwingen, „gegen mich zu waffnen." Dieſer Fall ſei ſchon im Voraus als Kriegserklärung zu bezeichnen, von ihm ſei, ſobald er eingetreten, Berthier zu benachrichtigen, der Geſandte aber habe dann ſofort Berlin zu verlaſſen. — Aehnlich wurde nach Dresden geſchrieben. Der kurfürſtliche Hof ſoll auf die Gefahr aufmerkſam gemacht, ihm daneben aber die Vergrößerung Sachſens, das ein Königreich, etwa von der Bedeutung Schwedens, werden müſſe, in Ausſicht geſtellt werden. Weniger Umſtände wurden mit Kurheſſen gemacht: ſo wie daſſelbe rüſte, hieß es mit dürren Worten, habe der Geſandte ſeine Päſſe zu verlangen.

So hat denn der mächtige Kaiſer in dieſen verſchiedenen Schreiben vom 12. September 1806 ſeinen Willen deutlich genug ausgeſprochen. Er verlangte von Preußen nichts, als was dieſes ſchon ſo oft gewährt: ſich ruhig in ſeinen Willen zu fügen. Er erwartete, ganz zutreffend nach dem bisherigen Verhalten, ſelbſt jetzt noch die Gewährung ſeiner Forderung: „Preußen," ſchreibt er an demſelben Tage an Joſef, „rüſtet auf eine lächer-

liche Art, jedenfalls wird es bald entwaffnen, wo es dann theuer büßen muß. Es giebt nichts Unentschlosseneres als dieses Cabinet.“ Und wie Napoleon dachten in der That die übrigen Regierungen. Auch mag es wirklich zweifelhaft sein, ob nicht in den letzten Tagen ein solcher Umschwung noch sehr leicht hätte eintreten können. Haugwitz mit seinem verächtlichen Anhang hatte noch immer die Zügel in der Hand und selbst jetzt waren die Versuche vergeblich, seine Stellung bei dem Könige zu erschüttern. Daher bis zuletzt das unheilvolle Zaudern. Während Napoleon den ihm unerwünschten Bruch beschleunigte, um das Herannahen der Russen, die Verbindungen mit anderen Mächten zu vereiteln, verzögerte Haugwitz, trotz der Mahnungen des Herzogs von Braunschweig, die Anknüpfung dieser Verbindungen, die Uebereinkunft mit Rußland. Erst am 18. September wurde Oberst Krusemark dieserhalb nach Petersburg gesandt. Mit Schweden war freilich bereits am 1. September ein Friede geschlossen, der dem bisherigen mit Krieg bezeichneten unhöflichen Hader beider Staaten ein Ende machte, allein keine Verabredung wurde getroffen, um die Theilnahme des leidenschaftlichen Gustav IV. für den Krieg mit Frankreich zu sichern. — An demselben Tage, an dem jene Depeschen und der Brief an den König von Preußen verfaßt wurden, schrieb Napoleon auch einen sehr höflichen und artigen Brief an den Kaiser Franz von Oesterreich, dessen Haltung er bei dieser Angelegenheit scharf in's Auge faßte. Aber er berechnete hierbei die maaßgebenden Umstände, nicht, wie die preußischen Staatsmänner gemeiniglich in ihren Noten, die wechselreichen persönlichen Gesinnungen. „Der Wiener Hof macht große Zusicherungen, an die seine äußerste Schwäche mich glauben läßt,“ schreibt Napoleon an Josef und wiederholt diese Nachricht wohl in zwanzig bis dreißig Briefen. Im Gegensatz hierzu wurde Oesterreich von Preußen lange vernachlässigt. Anfang September machte Haugwitz endlich in Wien Vorschläge; allein dieselben waren, wie der englische Gesandte am Kaiserhofe sagte, so vager Art, daß es unmöglich schien, darauf einzugehen. Preußen verlangte daneben nur die selbstverständliche Vertheidigung von Böhmen. In Wien, wo die veränderte Sprache Napoleon's sehr wohl empfunden wurde, richtete sich schon zuvor viele Aufmerksamkeit auf Preußens deutsche Pläne, die man, wie es scheint, eine Zeitlang als den hauptsächlichsten Kriegsgrund ansah. Es war jedoch keine gute Vorbedeutung für ein künftiges Bündniß, daß bereits in dieser Sache die Aufrichtigkeit der preußischen Staatsmänner bezweifelt wurde. Immer und immer wieder kehrte das nur zu begründete Mißtrauen gegen Preußen zurück, so lange Haugwitz Minister sei. Daß erst am 25. und 27. September eingehende Eröffnungen über die Pläne und Erwartungen in Wien gemacht wurden,

konnte dem Argwohn nur neue Nahrung verschaffen. Freilich hätte Oesterreich im Juli nicht mehr thun können, als es im October that. „Warum habt Ihr nicht im vorigen Jahre so gesprochen und gehandelt," soll der edle Graf Stadion seufzend gesagt haben, als er die preußischen Mittheilungen entgegengenommen. Jetzt mußte sich Oesterreich mit seiner schlechten Finanzlage entschuldigen und konnte nur versprechen, Böhmen durch 30,000 Mann, die es später auf 90,000 erhöhete, besetzt zu halten. „Ich kann versichern, daß Oesterreich nicht mehr thun kann," bezeugt der englische Gesandte Adair, der auch diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen kann, ohne von dem tiefen Mißtrauen zu sprechen, das gegen Haugwitz vorherrsche. Die Verhandlung, die er selbst mit Preußen zu führen hatte, konnte ihn hierin nur bestärken.

Noch vor der Spannung Preußens mit Frankreich hatte Fox am 28. Juli den befreundeten Adair beauftragt, eine Verbindung mit Hardenberg zu suchen. Dieser, der seit Kurzem wieder um Rath gefragt, ging gern darauf ein und konnte seinerseits nun schon versichern, daß die drohende Haltung, die mittlerweile eingetreten, vollkommen ernst und es deshalb auch nicht zeitgemäß sei, jetzt über Hannover zu unterhandeln. Uebrigens bat Graf Hardenberg, die Verhandlung, zu der er von seinem Könige ermächtigt, sehr geheim zu halten, wobei er sagte — daß Graf Haugwitz nichts davon wisse. So schleppte sich dieser Verkehr hinter dem Rücken des ersten preußischen Ministers wochenlang hin, wo doch keine Stunde zu verlieren war. Ein Glück, daß England deren Ende nicht erst abwartete, sondern aus freien Stücken nach und nach die feindseligen Maaßregeln gegen den preußischen Handel aufhob, worauf dann am 25. September ein förmlicher Friedensschluß folgte. Als es aber den Lord Morpeth nach dem Continent sandte, um über einen festen Vertrag zu unterhandeln, konnte das fast nur unter dem Kanonendonner von Jena geschehen, so daß Haugwitz scheue Künste, die den Zweck hatten, durch Zurückhaltung gegen den Gesandten Hannover für Preußen zu erhalten, nicht einmal mehr zur vollen Anwendung kommen konnten.

Napoleon's rastlose Energie machte sich jetzt, nachdem er den dargebotenen Fehdehandschuh aufgenommen, dieser zweifelnden Schwäche gegenüber in ihrem vollen Umfange geltend. Sein Entschluß war fest und klar: sofortige Entwaffnung und Innehalten mit den Truppenmärschen, oder Krieg, der durch das Einrücken in Sachsen erklärt, dann aber sofort rasch begonnen werden sollte. Auf Beides war er gefaßt: „In wenig Tagen," schreibt er am 13. September, „wird Preußen entwaffnet haben, oder es wird zermalmt werden." Auch in jenem Falle würden dem Staate schwere Einbußen zugemuthet sein. Doch wurden bis zuletzt die Versuche

fortgesetzt, Sachsen von dem Bündnisse mit Preußen abzuhalten: der Schutz Sachsens ward als äußerer Vorwand des Krieges genommen. Am 13. September erhielt Talleyrand den Auftrag, für den folgenden Tag ein Circular an die Rheinbundsfürsten aufzusetzen, um sie mit der politischen Lage bekannt zu machen. „Sie werden," heißt es da, „Alles auf die Unabhängigkeit Sachsens schieben." Auch soll der Minister den sächsischen Gesandten aufsuchen und ihn fragen, ob er ihm nichts zu sagen habe? Graf Senfft ließ sich hier nochmals in bester, officieller Form das kopflose Märchen von der Bedrohung des Kurstaates durch Preußen vortragen und bedauerte noch nach einem Jahrzehnt, daß es jetzt für seinen Hof schon zu spät gewesen, darauf zu achten. Denn so sehr die Haltung der sächsischen Regierung in den Verhandlungen mit Preußen auch durch die französischen Einflüsterungen beeinflußt war, so ist sie doch bis zuletzt nicht zu einer entschiedenen Haltung auch Preußen gegenüber gekommen. Wenn sie auch nicht den französischen Anforderungen nachgab, so erhob sie doch keinen Widerspruch, als Napoleon sich jetzt als Beschützer ihrer politischen Selbständigkeit aufwarf, und das Betreten des Kurstaates durch preußische Truppen den Rheinbundsstaaten mit der Bemerkung durch Berthier als Kriegsfall bezeichnen ließ, daß er die Unabhängigkeit desselben garantirt habe.

Einige Tage lang wartete der französische Kaiser auf Beantwortung seines Ultimatums vom 12. September. Er traf während dieser Zeit Verfügungen, um Alles zum Aufbruch von Paris und bei der Armee in Stand zu setzen. Für die Befestigungen von Wesel und Castel trug er Sorge, und meinte, im October könne wohl eine Belagerung des ersteren Platzes stattfinden. Während er nun aber auf diese Weise völlig gerüstet für den Krieg dastand, und nur noch auf die entscheidenden Nachrichten aus Deutschland wartete, regten sich bei den preußischen Staatsmännern noch immer Friedenshoffnungen, deren lauter Verkünder jetzt Lucchesini war. Noch immer schwankten die Preußen zwischen der friedlichen Neigung ihres Herzens und dem kriegerischen Gebot der Nothwendigkeit, das sie nicht hätten umgehen können, aber doch unzeitgemäß heraufbeschworen hatten. Da hat denn auch der König noch am 8. September, an demselben Tage, wo der Operationsplan für seine Armee festgestellt wurde, dem Kurfürsten von Hessen geschrieben, es sei „nicht seine Absicht gewesen, geradezu feindlich gegen die Franzosen zu agiren," er müsse nur seine Truppen in möglichst günstige Stellungen bringen, „um einen vielleicht nicht mehr zu vermeidenden Krieg mit vortheilhaften Aussichten führen zu können." Der König hoffte durch dieses Schreiben den Kurfürsten endlich zur thätigen Mitaction zu veranlassen. Der aber hüllte sich noch

immer in diplomatiſches Schweigen, hinderte dadurch freilich die Bewegungen der preußiſchen Truppen, hoffte aber auf dieſe Weiſe Gefahren für ſich zu vermeiden und den größtmöglichſten Nutzen zu ziehen. Er bedachte nicht, daß er ſich Napoleon gegenüber ſchon zu ſehr compromittirt, um ſpäter vor ihm, wie Sachſen, Gnade zu finden. Doch konnte er auch nicht ahnen, daß Preußen ſo gänzlich zu Boden geſtreckt werden würde. Es rang ja jetzt laut und ungeſtüm aller Orten die Erinnerung an die Kriegstüchtigkeit und das ſtolze Siegesbewußtſein aus den entſchwundenen Tagen Friedrich des Großen mit der weitverbreiteten Furcht, daß die Künſte der leitenden Diplomaten das ſo oft zurückgehaltene Schwert abermals in die Scheide ſinken laſſen würden. Und wenn ſich auch hier und dort leiſe Zweifel regten, ſo ſteigerten ſich dieſelben doch nur bei denen, die den Dingen näher ſtanden, vor Allem bei dem Könige von Preußen ſelbſt, bei dem Oberbefehlshaber und den Staatsmännern, bis zu der Sorge, daß der Kampf einen ſchlimmen Ausgang nehmen möchte. Das aber iſt dann wieder verhängnißvoll geweſen, daß gerade in dieſem Kreiſe die feſte Siegeszuverſicht fehlte. Hier iſt der Quell der zaghaften Halbheiten, ſelbſt in den letzten entſcheidungsvollen Stunden, zu ſuchen.

Am 12. September ſtellte Napoleon ſein Ultimatum. An demſelben und den folgenden Tagen überſchritten die preußiſchen Truppen die ſächſiſche Grenze. Als die Forderung des Kaiſers nach Berlin kam, war ſie alſo bereits durch die Zeitereigniſſe überholt. Dieſer Umſtand iſt es vielleicht geweſen, der Laforeſt veranlaßte, ſeinen Inſtructionen zuwider, noch einige Tage länger in Berlin zu bleiben. Erſt am 5. October reiſte er ab. Sein Erſcheinen in dem Kriegslager zu Erfurt, wo er von Haugwitz auf das Freundlichſte empfangen wurde, erregte abermals die Befürchtung, daß neue Verhandlungen über den Frieden den Ausbruch des Krieges verzögern möchten. Jetzt freilich wäre es auch hierzu zu ſpät geweſen.

„Ich kann und will gegen alle Welt Front machen," ſchrieb damals Napoleon. Er war jetzt ſchon vollſtändig gerüſtet. Und doch: wenn nicht einzelne Bemerkungen in den Briefen an ſeine Brüder und an Eugen Bezug auf die ernſte Lage, auf den wahrſcheinlichen Bruch mit Preußen nähmen, würde aus der Correſpondenz mehrerer Tage kaum zu erſehen ſein, daß ihr Verfaſſer ſtündlich bereit war, ſich an die Spitze einer halben Million wohlgeübter Krieger zu ſtellen, um einen Staat mit einem Heere zu zertrümmern, das bis dahin das ſtolzeſte und das ſchönſte der Welt genannt wurde. „Ohne Geräuſch, ohne Aufregung und ohne nach irgend einer Seite Lärm davon zu machen," verlangte Napoleon gerade in dieſen Tagen von Eugen die Vollſtreckung ſeiner Befehle. Genau ſo handelte er ſelbſt. Man hat von der Ruhmesbegierde der Franzoſen ge-

sprochen, die der mächtige Gewalthaber bei jeder Gelegenheit aufgerufen, um seinen Thron zu stützen: nirgends findet sich hier in dem Gewebe der Thatsachen ein Raum für solche Annahme. Die kalte, geschickte Handhabung des politischen Uebergewichts, wie es viele Jahrhunderte geschaffen, erklärt vollständig den ganzen Hergang.

Am Abend des 18. Septembers scheinen endlich die Nachrichten über das Einrücken der Preußen in Sachsen Napoleon erreicht zu haben. „Preußen hat die Maske abgeworfen," heißt es jetzt. Um 11 Uhr wurde dem Kriegsminister noch die Ordre gegeben, daß die erste Abtheilung der Garde bereits am andern Morgen um 10 Uhr ausrücken und bis zum 28. schlagfertig bei Mainz stehen solle. Die Abfassung von Instructionen für Ludwig von Holland, Berthier, Murat, Dejean, Bessières beschäftigte den Kaiser den ganzen folgenden Tag, und um 6 Uhr Morgens am 20. setzte er bereits die durch die Nacht unterbrochene Arbeit fort. Die Marschälle wurden schleunigst zu ihren Armeecorps geschickt, die Marschrouten, die Aufstellung der Truppen, die Vertheilung der neuen Streitkräfte u. s. w., Alles wird genau geordnet, so daß der Feldzug Ende des Monats beginnen kann. Die Abschrift der Instructionen für Berthier dauerte zu lange: da wird lieber erst ein kurzer Auszug vorausgesandt. Die Anordnungen überstürzen sich förmlich; der Kaiser dachte an Alles. Für die Rheinbundsfürsten wurden am 21. und 22. die Befehle des Gebieters dictirt, und befohlen, einen Brief an den Fürstprimas, der auf den 11. zurückdatirt ist, im Moniteur abzudrucken. Er enthielt eine Anpreisung, eine förmliche Einladung zum Beitritt in den Rheinbund und war offenbar auf Sachsen berechnet. Gleichzeitig mit dem Auftrage, dieses Schreiben zu publiciren, veranlaßte Napoleon Talleyrand, den hessischen Minister aufzusuchen, um ihm sanftmüthige Vorstellungen über die Rüstungen seines Hofes zu machen, auch zu fragen, welche Partei derselbe denn eigentlich nehmen wolle. Dabei soll der Minister seine Verwunderung über den Berliner Allianzvertrag, wodurch der Kurfürst auf seine Souveränetät verzichtet habe, nicht unterdrücken, übrigens anheimgeben, einen Courier nach Cassel zu senden, um die Einstellung der Bewaffnung zu bewirken. Zwei Tage vergingen dann noch mit Ertheilung der nothwendigsten Vorschriften. Am 24. September wurden die für die Abwesenheit des Kaisers erforderlichen Einrichtungen befohlen. Die Präfecten sollen zu noch höherem Diensteifer angespornt werden, weil der Kaiser Frankreich verlassen und in Deutschland sehen werde, ob Preußen Krieg oder Frieden wolle. In der folgenden Nacht verließ Napoleon St. Cloud und begab sich direct nach Mainz, wo er am 28. September früh Morgens eintraf. Knobelsdorff, der noch immer in der unbegreiflichen Ueberzeugung

immer in diplomatiſches Schweigen, hinderte dadurch freilich die Bewegungen der preußiſchen Truppen, hoffte aber auf dieſe Weiſe Gefahren für ſich zu vermeiden und den größtmöglichſten Nutzen zu ziehen. Er bedachte nicht, daß er ſich Napoleon gegenüber ſchon zu ſehr compromittirt, um ſpäter vor ihm, wie Sachſen, Gnade zu finden. Doch konnte er auch nicht ahnen, daß Preußen ſo gänzlich zu Boden geſtreckt werden würde. Es rang ja jetzt laut und ungeſtüm aller Orten die Erinnerung an die Kriegstüchtigkeit und das ſtolze Siegesbewußtſein aus den entſchwundenen Tagen Friedrich des Großen mit der weitverbreiteten Furcht, daß die Künſte der leitenden Diplomaten das ſo oft zurückgehaltene Schwert abermals in die Scheide ſinken laſſen würden. Und wenn ſich auch hier und dort leiſe Zweifel regten, ſo ſteigerten ſich dieſelben doch nur bei denen, die den Dingen näher ſtanden, vor Allem bei dem Könige von Preußen ſelbſt, bei dem Oberbefehlshaber und den Staatsmännern, bis zu der Sorge, daß der Kampf einen ſchlimmen Ausgang nehmen möchte. Das aber iſt dann wieder verhängnißvoll geweſen, daß gerade in dieſem Kreiſe die feſte Siegeszuverſicht fehlte. Hier iſt der Quell der zaghaften Halbheiten, ſelbſt in den letzten entſcheidungsvollen Stunden, zu ſuchen.

Am 12. September ſtellte Napoleon ſein Ultimatum. An demſelben und den folgenden Tagen überſchritten die preußiſchen Truppen die ſächſiſche Grenze. Als die Forderung des Kaiſers nach Berlin kam, war ſie alſo bereits durch die Zeitereigniſſe überholt. Dieſer Umſtand iſt es vielleicht geweſen, der Laforeſt veranlaßte, ſeinen Inſtructionen zuwider, noch einige Tage länger in Berlin zu bleiben. Erſt am 5. October reiſte er ab. Sein Erſcheinen in dem Kriegslager zu Erfurt, wo er von Haugwitz auf das Freundlichſte empfangen wurde, erregte abermals die Befürchtung, daß neue Verhandlungen über den Frieden den Ausbruch des Krieges verzögern möchten. Jetzt freilich wäre es auch hierzu zu ſpät geweſen.

„Ich kann und will gegen alle Welt Front machen," ſchrieb damals Napoleon. Er war jetzt ſchon vollſtändig gerüſtet. Und doch: wenn nicht einzelne Bemerkungen in den Briefen an ſeine Brüder und an Eugen Bezug auf die ernſte Lage, auf den wahrſcheinlichen Bruch mit Preußen nähmen, würde aus der Correſpondenz mehrerer Tage kaum zu erſehen ſein, daß ihr Verfaſſer ſtündlich bereit war, ſich an die Spitze einer halben Million wohlgeübter Krieger zu ſtellen, um einen Staat mit einem Heere zu zertrümmern, das bis dahin das ſtolzeſte und das ſchönſte der Welt genannt wurde. „Ohne Geräuſch, ohne Aufregung und ohne nach irgend einer Seite Lärm davon zu machen," verlangte Napoleon gerade in dieſen Tagen von Eugen die Vollſtreckung ſeiner Befehle. Genau ſo handelte er ſelbſt. Man hat von der Ruhmesbegierde der Franzoſen ge-

sprochen, die der mächtige Gewalthaber bei jeder Gelegenheit aufgerufen, um seinen Thron zu stützen: nirgends findet sich hier in dem Gewebe der Thatsachen ein Raum für solche Annahme. Die kalte, geschickte Handhabung des politischen Uebergewichts, wie es viele Jahrhunderte geschaffen, erklärt vollständig den ganzen Hergang.

Am Abend des 18. Septembers scheinen endlich die Nachrichten über das Einrücken der Preußen in Sachsen Napoleon erreicht zu haben. „Preußen hat die Maske abgeworfen," heißt es jetzt. Um 11 Uhr wurde dem Kriegsminister noch die Ordre gegeben, daß die erste Abtheilung der Garde bereits am andern Morgen um 10 Uhr ausrücken und bis zum 28. schlagfertig bei Mainz stehen solle. Die Abfassung von Instructionen für Ludwig von Holland, Berthier, Murat, Dejean, Bessières beschäftigte den Kaiser den ganzen folgenden Tag, und um 6 Uhr Morgens am 20. setzte er bereits die durch die Nacht unterbrochene Arbeit fort. Die Marschälle wurden schleunigst zu ihren Armeecorps geschickt, die Marschrouten, die Aufstellung der Truppen, die Vertheilung der neuen Streitkräfte u. s. w., Alles wird genau geordnet, so daß der Feldzug Ende des Monats beginnen kann. Die Abschrift der Instructionen für Berthier dauerte zu lange: da wird lieber erst ein kurzer Auszug vorausgesandt. Die Anordnungen überstürzen sich förmlich; der Kaiser dachte an Alles. Für die Rheinbundsfürsten wurden am 21. und 22. die Befehle des Gebieters dictirt, und befohlen, einen Brief an den Fürstprimas, der auf den 11. zurückdatirt ist, im Moniteur abzudrucken. Er enthielt eine Anpreisung, eine förmliche Einladung zum Beitritt in den Rheinbund und war offenbar auf Sachsen berechnet. Gleichzeitig mit dem Auftrage, dieses Schreiben zu publiciren, veranlaßte Napoleon Talleyrand, den hessischen Minister aufzusuchen, um ihm sanftmüthige Vorstellungen über die Rüstungen seines Hofes zu machen, auch zu fragen, welche Partei derselbe denn eigentlich nehmen wolle. Dabei soll der Minister seine Verwunderung über den Berliner Allianzvertrag, wodurch der Kurfürst auf seine Souveränetät verzichtet habe, nicht unterdrücken, übrigens anheimgeben, einen Courier nach Cassel zu senden, um die Einstellung der Bewaffnung zu bewirken. Zwei Tage vergingen dann noch mit Ertheilung der nothwendigsten Vorschriften. Am 24. September wurden die für die Abwesenheit des Kaisers erforderlichen Einrichtungen befohlen. Die Präfecten sollen zu noch höherem Diensteifer angespornt werden, weil der Kaiser Frankreich verlassen und in Deutschland sehen werde, ob Preußen Krieg oder Frieden wolle. In der folgenden Nacht verließ Napoleon St. Cloud und begab sich direct nach Mainz, wo er am 28. September früh Morgens eintraf. Knobelsdorff, der noch immer in der unbegreiflichen Ueberzeugung

lebte, seine Regierung wolle den Krieg nicht, hatte im vollen Ernste angefragt, ob er den Kaiser zu begleiten habe. Nicht früher als am 1. October wurde der irre geleitete Diplomat aus seiner Enttäuschung gerissen. Das Ultimatum seiner Regierung, das er an jenem Tage erhielt, mußte er dem Kaiser in's Feldlager nachsenden, so daß es erst eintraf, nachdem der Krieg thatsächlich schon begonnen.

Wenige Tage genügten dann, um das stolze Preußen zu zertrümmern. Erst dadurch verfiel ganz Deutschland unrettbar der schimpflichsten Fremdherrschaft, die das Dasein unserer Nation bedrohte. Aber während die Welt durch die gewaltige Katastrophe die große Bedeutung erkennen lernte, welche der preußische Staat bisher schon im europäischen Staatensysteme gehabt, kam dort endlich auch eine politische Richtung an's Staatsruder, die alle Kräfte zu benutzen wußte, um den Anforderungen der Zeit gerecht zu werden. So konnte denn der verminderte, aber durch zeitgemäße Reformen gestärkte Staat Friedrich des Großen schon nach wenig Jahren Größeres leisten, als früher vergebens von ihm gefordert wurde. Der Rest des verjüngten Preußens vollbrachte die Befreiung Deutschlands, die der Fall des verrotteten, größeren Staatswesens, durch Haugwitz unselige Politik geleitet, nothwendig gemacht. Die Ausbildung des preußischen Staates trug dadurch ihre schönsten Früchte zu einer Zeit, wo der stattliche Bau selbst zusammengebrochen war und für Deutschlands Zukunft verloren schien. R. Usinger.

Die Heeresverbesserungen des großen Kurfürsten während der ersten Periode seiner Regierung (— 1655).

Es gab schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts kein Territorium im Reiche in welchem die Lehnspflicht noch so in Uebung gewesen wäre, daß die Streitkräfte welche sie wirklich bot den Sollbestand nur einigermaßen erreicht hätten. Nicht daß es an Manneskraft in Deutschland gebrach: wie viele deutsche Söldner waren nicht gegen die Türken geführt worden, wie viele hatten nicht in Frankreich während des dreißigjährigen Religionskrieges die Heere der beiden streitenden Parteien verstärkt, wie viele nicht in den Niederlanden theils auf Seiten Spaniens, theils unter den Fahnen der vereinigten Provinzen gekämpft. Woran es

mangelte, das war eben die Bereitwilligkeit derer auf welchen nach den Institutionen des Mittelalters die Vertheidigung des heimathlichen Landes und des ganzen Reiches ruhte, vornehmlich der Ritterschaft. Sie hatte seit einem Jahrhundert und länger jedes Aufgebot welches der Landesherr an sie richtete als eine willkommene Gelegenheit ergriffen sich neue und immer weiterreichende Privilegien zu ertrotzen. Als sie dann auf diesem Wege dahin gelangt war den besten Theil der Regierung in ihren Händen zu halten und in der Landesverwaltung überall das Bleigewicht ihrer Selbstsucht und ihres Geizes geltend machen zu können, ließ sie die Wehrhaftigkeit des Lehnstrosses sammt Waffen und Pferd in der traurigsten Weise verkommen.

Dazu kam daß die Ritterschaft allmählich fast aller Orten das Recht erworben hatte nur innerhalb des Territoriums dienen zu brauchen in welchem sie angesessen war, selbst dann wenn der Landesherr verschiedene Gebiete, die einst von selbständigen Dynasten regiert worden waren, unter seiner Herrschaft vereinte, wie dies bei Brandenburg zutraf. Daher hatten die Fürsten und andere Reichsstände, wenn sie in die Lage kamen sich kampfbereit machen zu müssen, sei es für die Landesvertheidigung, sei es für einen äußeren Krieg, längst zu dem Mittel gegriffen mit den Geldern, soviel ihre Stände ihnen bewilligten, Söldner zu werben die sie dann nach Belieben von einer Provinz in die andere führen konnten. Nur wurden auch diese Summen, obschon meistens kargbemessen, in einem sehr ungleichen und folgenschweren Tauschhandel fast ohne Ausnahme auf Kosten der landesherrlichen Autorität erkauft.

Aus diesen Zuständen gab es nur eine Rettung: es mußte die Landesvertheidigung nicht mehr bloß auf den guten Willen der durch ihre landständischen Recesse Privilegirten, sondern auf die gesammte Leistungsfähigkeit aller eingesessenen Unterthanen gestellt werden. Diese Einrichtung konnte um so weniger dem Vorwurf der Unvolksthümlichkeit unterliegen als sie den besitzenden Klassen eine Pflicht auferlegte welche ihre Vorvordern wie das edelste Recht freier Deutschen hochgehalten hatten. Sie erschien aber überdem seit dem dreißigjährigen Kriege aus doppelten Gründen als eine Nothwendigkeit. Denn einmal hatte derselbe in ganz Deutschland einen tiefen Abscheu vor den Söldnerheeren, deren Raub- und Plünderungssucht die allgemeine Verheerung zuzuschreiben war, verbreitet und dann hatte er durch das gleichgewichtslose Machtverhältniß zwischen den europäischen Staaten, welches der Ruin des centralen Gliedes in dem Staatenkörper unseres Erdtheiles nothwendig mit sich brachte, eine Unsicherheit der politischen Zustände geschaffen die für jeden Staat Anlaß genug war auf die Erhöhung seiner Wehrkraft bedacht zu sein.

Die Entwicklung des Kriegswesens war an einem Punkt angelangt wo die Idee der stehenden Heere auch in den Ländern des deutschen Stammes durchbrach.

Ehe sie sich vollkommen entfaltete, versuchten es die Landesfürsten mit gewissen mittleren Formen, unter denen sich wieder die Anwendung und Ausbildung der Unterthanen zur Landesvertheidigung zunächst empfahl. Durch sie konnte man hoffen ohne die Gefahr des Söldnerwesens und ohne die Unsicherheit welche der Lehnsfolge seit ihrer Entartung anhaftete die gewünschte Wehrkraft der Territorien zu erreichen. Man könnte von manchen Vorschlägen berichten die aus diesem Gesichtspunkt aufgestellt worden sind.

Es ist immer zu beachten daß in jener Zeit der die Regierung des großen Kurfürsten angehört theoretische Politiker die Bildung der Heere aus den Landesunterthanen zu einer Forderung a priori erhoben haben. Am weitesten ist hierin Spinoza gegangen, der, wenig nach der Mitte des Jahrhunderts, noch ehe das Frankreich Ludwig's des Vierzehnten Deutschland mit Krieg überfluthete und jenes Mißverhältniß zwischen den europäischen Staaten begründete welches zur Weiterbildung der Armeen eigentlich die entscheidende Ursache geworden ist, in seinem Tractat über die Staatsverfassungen und die Mittel sie zu erhalten den Grundsatz aufstellte daß sich jeder Bürger dem Waffendienste unterziehen müsse und daß keinem das Bürgerrecht verliehen werden dürfe, er habe denn zuvor dieser Pflicht genügt. Dafür möchten aber auch die Stellen der Ober- und Unterbefehlshaber nicht nur wenigen Bevorzugten, sondern Allen offen stehen, da ja doch Niemand mit kühner Hingebung streiten werde, wenn ihm die Aussicht auf Stand und Ehre genommen sei. Mit der einseitigen Consequenz welche den Theoremen eigen zu sein pflegt war hier ein Gedanke weiter fortgesponnen der schon in der Richtung jener Zeit lag und weiterhin ein Problem der späteren Menschenalter geblieben ist.

Wie schwer es in der Wirklichkeit war eine Neuerung durchzuführen welche das für die Organisation des Staates, besonders hinsichtlich der ständischen Verhältnisse, wichtigste Gebiet, die Heeresverfassung, auf neuer Grundlage auferbaute, indem sie das alte Institut des Lehnssystemes unter neuen Einrichtungen absterben ließ, das kann an keinem Beispiel deutlicher nachgewiesen werden, als an der Geschichte der brandenburgisch-preußischen Armee in ihrer Entwicklung vom großen Kurfürsten bis auf Friedrich Wilhelm II. und die ersten Annäherungen an die allgemeine Wehrpflicht.

Ehe wir die Heeresverbesserungen des großen Kurfürsten die darauf hinausgingen die bestehenden Zustände mit der von ihm anerkannten Idee

der Bewaffnung der Unterthanen, des Landesdefensionswerkes, wie man sich auszudrücken pflegte, zu vereinigen, im Einzelnen verfolgen, wird es der Mühe verlohnen früherer Versuche, die zu demselben Zweck in Brandenburg gemacht worden sind, zu gedenken: zumal der Gegenstand zu den unbekannteren gehören dürfte.

Kaum je hat man in der Mark in größerer allgemeiner Besorgniß gelebt als im Frühjahr 1610. Mit dem Kaiser der jülichschen Erbschaft wegen in Fehde, sah Brandenburg die Truppenrüstungen die jener eben damals in Böhmen und Schlesien anstellen ließ mit um so ernsteren Befürchtungen, als von vielen Seiten verlautete, daß die Söldnerhaufen bestimmt seien geradezu gegen die Mark vorzurücken. Man hoffte anfangs der Gefahr durch ein Aufgebot der Lehnsleute begegnen zu können. Allein ihre Zurüstung war so mangelhaft, so gering ihre Zahl und ihr Anblick so überaus kläglich, daß man auf andere Kräfte zur Vertheidigung denken mußte. Da erging der Befehl an die Magistrate in den Städten — die Bürger, an die Amtleute auf dem Lande — die Bauern der kurfürstlichen Aemter und der ritterschaftlichen Güter zu mustern, damit von jenen der dritte, von diesen immer der zehnte Mann zur Landesvertheidigung genommen und tüchtig gemacht werden könne. Eine so neue Forderung entzündete allenthalben die größten Tumulte. Wie man es doch wagen dürfe, riefen die Adeligen, ihre Hintersassen zum Kriegsdienst aufzubieten; die Bürger aber pochten nicht minder auf ihre Privilegien und schritten zu Thätlichkeiten gegen die Stadtbeamten welchen die Musterungen übertragen waren. Die Bewegung zeigte sich stark genug den Kurfürsten Johann Sigismund zur Nachgiebigkeit zu zwingen: es wurde wieder in den alten Modus zurückgelenkt — die Stände bequemten sich zu einer knappen Geldbewilligung, mit welcher Soldaten geworben werden sollten.

In dieser Zeit ist dem Kurfürsten ein Gutachten überreicht worden welches den Titel trug: „Ungefähres Bedenken wie ein Potentat ohne sondere Kosten und Weitläuftigkeit sein Land bewehret machen und wie solches am besten in der Churmark geschehen könne." Der Verfasser hatte sich die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit zu Nutze gemacht, er bewies außerdem eine eingehende Kenntniß der vorliegenden Verhältnisse. Davon geht auch er aus daß man sich mit Söldnern nicht behelfen dürfe: wer mit ihnen den Angriff der Feinde zurückzuschlagen gedenke, der habe den ganzen Feind vor der Thür und den halben im Hause. Ueberdem gewähre es eine schlechte Sicherung des Landes, wenn erst wo die Feinde schon anzögen Werbungen angestellt werden müßten. Warum solle man auch die Fremden den Sold verdienen lassen, da ja, wenn die Landesvertheidigung den Landeskindern anvertraut werde, Aemter gewonnen wür-

den welche denselben einen hinreichenden Lebensunterhalt böten. Mancher der sonst ein schlimmer Geselle bleibe werde unter den Fahnen sein Glück machen, Capitain werden und zu Befehl kommen. Das Gutachten betont weiter den unkriegerischen Geist der märkischen Bevölkerung. Weil das Land durch Gottes Segen viele lange Jahre in Frieden geruhet habe, sei fast Niemand zu rechtem Ernst, noch zu Widerstand und Nothwehr gefaßt. Entwöhne man sich weiter so ganz der Waffen, so werde man hernach den geringsten Feind zu fürchten haben und ihm den Rücken bieten müssen. Aus den Städten jeder zehnte Mann und jeder dritte vom Lande erscheint auch dem Verfasser zur Landeswehr genug. Aus den Büchern der Städteeinnahmen und aus den Schoßregistern möge die Bürgerrolle aufgestellt werden, die Zahl der Bauern in den Aemtern ergäben die Listen der Amtskammer und aus den Steuerregistern der Landschaft könne man ersehen wie viel Gutsbauern vorhanden seien. Die Meinung war nun durchaus nicht daß den „reichen Bürgern und Handwerksmeistern" gestattet werde Ersatzmänner zu schicken, etwa Tagelöhner oder Gesellen, junge ledige Burschen, die umherzögen, um sich dann vielleicht an einem andern Orte niederzulassen, da es hingegen darauf ankomme einen festen Stamm von Waffenfähigen zu gewinnen. Dieserhalb sollten auch bei der Einregistrirung mehr die älteren ansässigen Bürger als die jungen, die sich noch nicht des eigenen Heerdes erfreuten und darum für unstäter anzusehen waren, in Rücksicht genommen werden.

Man würde den Entwurf sehr mißverstehen, wollte man glauben, er habe einen besonderen Militärstand, oder auch nur festbesoldete Officierstellen in größerer Anzahl zu schaffen die Absicht gehabt. Aus der Bürgerschaft sollten Männer welche des Waffenhandwerks kundig seien, solche zumal deren Beschäftigung schon einige Vertrautheit mit demselben voraussetzte oder erzeugte, die Exercitien der Unerfahrnen leiten. Um sie selbst aber zuvor gleichmäßig und desto verlässiger auszubilden, sollten sie, etwa zwei Mann aus jeder größeren, einer aus jeder kleineren Stadt, auf Kosten der Gemeinde der sie angehörten, in jedem District der Mark (Altmark und Priegnitz, Mittelmark, Uckermark und Ruppin, endlich Neumark für sich allein) an eine Stelle zu einer Lehrcompagnie zusammengezogen werden, um durch zwei tüchtige Corporale, Magistri superiores oder Oberdrillmeister, die man aus dem Heere des Moritz von Oranien, anerkannt der besten Schule der damaligen Kriegsführung, hoffte erlangen zu können, auf die möglichste Höhe der Waffenfertigkeit gebracht zu werden. So ausgebildet — was man in längstens einem Monat zu erreichen dachte — denn an der Muskete waren 43, an dem Spieß gar nur 32 Bewegungen zu lernen, von denen noch dazu immer die eine aus der an-

dern folgte — sollten sie in ihre Heimath zurückkehren und dort gegen kleine Vergütigung, da sie ja übrigens bei ihrer gewohnten Beschäftigung verblieben, ihren Mitbürgern als militärische Unterweiser und Führer dienen. Uebungen mit ihnen sollten sie wöchentlich halten und zwar des Mittwochs an den Nachmittagen, dergestalt daß die Sonntage, die sich sonst der freien Zeit wegen empfohlen hätten, nicht dem Gottesdienst entzogen würden und dafür lieber die Arbeit in der Mitte der Woche durch eine mannhafte Beschäftigung im Freien, als die passendste Erholung, unterbrochen werde. Wolle man die beiden Corporale nachdem sie ihren Zweck erfüllt nicht sogleich entlassen, so könne man sie mit dem Titel Inspectoren beibehalten. Es war noch besonders nöthig für die Bewaffnung Vorsorge zu tragen; weil das frühere Verfahren — die Ausrüstung jedem Einzelnen selbst zu überlassen und abzuwarten, bis er angab ob er mit Muskete oder Spieß versehen sei, worauf er dieser oder jener Waffengattung beigeschrieben wurde — dahin geführt hatte, „daß viele Soldaten auf dem Papier und wenig unter Waffen standen." Da wurde denn daran erinnert, daß in den Rathhäusern der Städte viele gute Spieße müßig ständen, die um ein Leichtes brauchbar gemacht werden könnten: außerdem liefere die Neumark festes Holz zu den Schaften und Eisen das Hammerwerk auf der Hegermühle. Von allen zur Muskete gehörigen Stücken müßten nur die Läufte von anderwärts verschrieben werden, wenn man es nicht vorziehe wohlgeübte Meister zu ihrer Verfertigung in das Land einzuladen, denen dann mit einem kleinen Vorschuß von Staatswegen werde geholfen werden müssen; zu Lunten, Schlössern, Holzwerk und Bandelieren aber finde sich im Lande Rath. Nur dürfe endlich bei der Vertheilung der Mannschaften unter die Waffenkörper nicht ferner so verfahren werden daß schlechthin jedem langen Menschen ein Spieß, jedem untersetzten eine Muskete in die Hand gedrückt werde und also „Soldaten nach der Physiognomie und dem Gutdünken creiret werden," sondern die Neigung des Einzelnen und gar manche andere Umstände müßten dabei in Betracht gezogen werden.

Es ist leicht die Hauptpunkte dieses Entwurfes zu erfassen: Selbstständigkeit der auf die eigenen Kräfte des Staates gegründeten Landesvertheidigung, Wehrbarmachung der Unterthanen ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen — das sind die beiden vornehmsten Ziele welche der, seinem Namen nach uns unbekannte Neuerer für die Umschaffung des brandenburgischen Kriegswesens in Aussicht nimmt. Es lebt in ihm das Gefühl daß dieser Staat, der eben zu einem Umfang seines Gebietes heranwuchs durch welchen er die Machtgrenzen aller seiner Mitstände im Reich überholte, auf eine Wehrkraft gegründet werden müsse, die ihrerseits wie-

den welche denselben einen hinreichenden Lebensunterhalt böten. Mancher der sonst ein schlimmer Geselle bleibe werde unter den Fahnen sein Glück machen, Capitain werden und zu Befehl kommen. Das Gutachten betont weiter den unkriegerischen Geist der märkischen Bevölkerung. Weil das Land durch Gottes Segen viele lange Jahre in Frieden geruhet habe, sei fast Niemand zu rechtem Ernst, noch zu Widerstand und Nothwehr gefaßt. Entwöhne man sich weiter so ganz der Waffen, so werde man hernach den geringsten Feind zu fürchten haben und ihm den Rücken bieten müssen. Aus den Städten jeder zehnte Mann und jeder dritte vom Lande erscheint auch dem Verfasser zur Landeswehr genug. Aus den Büchern der Städteeinnahmen und aus den Schoßregistern möge die Bürgerrolle aufgestellt werden, die Zahl der Bauern in den Aemtern ergäben die Listen der Amtskammer und aus den Steuerregistern der Landschaft könne man ersehen wie viel Gutsbauern vorhanden seien. Die Meinung war nun durchaus nicht daß den „reichen Bürgern und Handwerksmeistern" gestattet werde Ersatzmänner zu schicken, etwa Tagelöhner oder Gesellen, junge ledige Burschen, die umherzögen, um sich dann vielleicht an einem andern Orte niederzulassen, da es hingegen darauf ankomme einen festen Stamm von Waffenfähigen zu gewinnen. Dieserhalb sollten auch bei der Einregistrirung mehr die älteren ansässigen Bürger als die jungen, die sich noch nicht des eigenen Heerdes erfreuten und darum für unstäter anzusehen waren, in Rücksicht genommen werden.

Man würde den Entwurf sehr mißverstehen, wollte man glauben, er habe einen besonderen Militärstand, oder auch nur festbesoldete Officierstellen in größerer Anzahl zu schaffen die Absicht gehabt. Aus der Bürgerschaft sollten Männer welche des Waffenhandwerks kundig seien, solche zumal deren Beschäftigung schon einige Vertrautheit mit demselben voraussetzte oder erzeugte, die Exercitien der Unerfahrnen leiten. Um sie selbst aber zuvor gleichmäßig und desto verlässiger auszubilden, sollten sie, etwa zwei Mann aus jeder größeren, einer aus jeder kleineren Stadt, auf Kosten der Gemeinde der sie angehörten, in jedem District der Mark (Altmark und Priegnitz, Mittelmark, Uckermark und Ruppin, endlich Neumark für sich allein) an eine Stelle zu einer Lehrcompagnie zusammengezogen werden, um durch zwei tüchtige Corporale, Magistri superiores oder Oberdrillmeister, die man aus dem Heere des Moritz von Oranien, anerkannt der besten Schule der damaligen Kriegsführung, hoffte erlangen zu können, auf die möglichste Höhe der Waffenfertigkeit gebracht zu werden. So ausgebildet — was man in längstens einem Monat zu erreichen dachte — denn an der Muskete waren 43, an dem Spieß gar nur 32 Bewegungen zu lernen, von denen noch dazu immer die eine aus der an-

dern folgte — sollten sie in ihre Heimath zurückkehren und dort gegen kleine Vergütigung, da sie ja übrigens bei ihrer gewohnten Beschäftigung verblieben, ihren Mitbürgern als militärische Unterweiser und Führer dienen. Uebungen mit ihnen sollten sie wöchentlich halten und zwar des Mittwochs an den Nachmittagen, dergestalt daß die Sonntage, die sich sonst der freien Zeit wegen empfohlen hätten, nicht dem Gottesdienst entzogen würden und dafür lieber die Arbeit in der Mitte der Woche durch eine mannhafte Beschäftigung im Freien, als die passendste Erholung, unterbrochen werde. Wolle man die beiden Corporale nachdem sie ihren Zweck erfüllt nicht sogleich entlassen, so könne man sie mit dem Titel Inspectoren beibehalten. Es war noch besonders nöthig für die Bewaffnung Vorsorge zu tragen; weil das frühere Verfahren — die Ausrüstung jedem Einzelnen selbst zu überlassen und abzuwarten, bis er angab ob er mit Muskete oder Spieß versehen sei, worauf er dieser oder jener Waffengattung beigeschrieben wurde — dahin geführt hatte, „daß viele Soldaten auf dem Papier und wenig unter Waffen standen." Da wurde denn daran erinnert, daß in den Rathhäusern der Städte viele gute Spieße müßig ständen, die um ein Leichtes brauchbar gemacht werden könnten: außerdem liefere die Neumark festes Holz zu den Schaften und Eisen das Hammerwerk auf der Hegermühle. Von allen zur Muskete gehörigen Stücken müßten nur die Läufte von anderwärts verschrieben werden, wenn man es nicht vorziehe wohlgeübte Meister zu ihrer Verfertigung in das Land einzuladen, denen dann mit einem kleinen Vorschuß von Staatswegen werde geholfen werden müssen; zu Lunten, Schlössern, Holzwerk und Bandelieren aber finde sich im Lande Rath. Nur dürfe endlich bei der Vertheilung der Mannschaften unter die Waffenkörper nicht ferner so verfahren werden daß schlechthin jedem langen Menschen ein Spieß, jedem untersetzten eine Muskete in die Hand gedrückt werde und also „Soldaten nach der Physiognomie und dem Gutdünken creiret werden," sondern die Neigung des Einzelnen und gar manche andere Umstände müßten dabei in Betracht gezogen werden.

Es ist leicht die Hauptpunkte dieses Entwurfes zu erfassen: Selbstständigkeit der auf die eigenen Kräfte des Staates gegründeten Landesvertheidigung, Wehrbarmachung der Unterthanen ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen — das sind die beiden vornehmsten Ziele welche der, seinem Namen nach uns unbekannte Neuerer für die Umschaffung des brandenburgischen Kriegswesens in Aussicht nimmt. Es lebt in ihm das Gefühl daß dieser Staat, der eben zu einem Umfang seines Gebietes heranwuchs durch welchen er die Machtgrenzen aller seiner Mitstände im Reich überholte, auf eine Wehrkraft gegründet werden müsse, die ihrerseits wie-

der, auf durchaus neuen Principien beruhend, den militärischen Einrichtungen in den übrigen Territorien um Vieles vorauseilte.

Diesen Grundgedanken meinen wir in den Ausführungen des Verfassers zu erblicken. Aber wir haben doch noch eine besondere Seite an denselben zu bemerken. Sie bezieht sich darauf, daß jener ungenannte Rathgeber, zwar von der Ausführbarkeit seiner Vorschläge auf das Lebhafteste überzeugt, dennoch die Hemmnisse nicht verbergen kann welche der Verwirklichung selbst im Wege stehen. Unter diesen sieht er bereits den Widerspruch welchen Adel und Städte gegen die Neuerung erheben würden als das gewichtigste an. Wenn er daher den Kurfürsten ermuthigt vor der Opposition nicht zu erlahmen und den Beschwerden der Parteiinteressen die Rücksicht auf das Staatswohl entgegenzuhalten, so räth er ihm doch mit der Aufstellung der Stammrollen weder in den ritterschaftlichen Gütern zu beginnen, deren Besitzer über die Einschreibung ihrer Bauern sehr getheilter Ansicht seien, noch in den Hauptstadtgemeinden von Köln und Berlin, wo das Regiment schlechter gefaßt und man der Bürger weniger mächtig sei als in kleineren Städten. Vielmehr möge mit diesen und den Aemtern der Anfang gemacht werden, da denn die welche sich jetzt noch schwierig erwiesen, von selbst nachfolgen würden. Beweis genug daß der Rathgeber die Wiederholung solcher Aufstände wie sie bei der letzten Musterung vorgekommen waren nicht für unmöglich hielt und die Zähigkeit des ständischen Widerspruches nicht verkannte.

Wir lesen, daß Kurfürst Johann Sigismund sogleich bei Ausbruch des dreißigjährigen Krieges eine Landeswehr, wie sie der eben besprochene Plan im Sinne hatte, in's Leben rufen wollte: allein seine Abdankung, welcher der Tod rasch folgte, ließ das beabsichtigte Werk nicht zu Stande kommen. Unter der Regierung George Wilhelm's sind zwar mehrfache Versuche gemacht worden es wieder aufzunehmen, die aber alle an der grenzenlosen Kleinlichkeit der Landstände scheiterten.

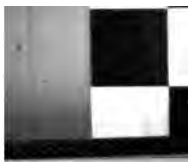
So kam es daß Friedrich Wilhelm in der Mark eine Kriegsmacht vorfand, welche allein aus dem nicht wieder in die Höhe gebrachten Lehnsaufgebot und einem Söldnerheere bestand, das mit diesem an Unzuverlässigkeit und mancherlei Entartung wetteiferte und überhaupt dem Landesherrn nur wenig frommte: denn es hatte außer ihm auch dem Kaiser den Treueid geschworen. In Brandenburg mußte der große Kurfürst daher bei seinen Heeresverbesserungen schlimmer als aus dem Frischen anfangen: er hatte unleidliche, für sein Territorialrecht überaus gefährliche Ueberwucherungen, Früchte der Schwarzenbergischen Politik, erst auszuroden, um den reinen Boden zu gewinnen in welchen die neue Saat gesenkt werden konnte.

Nicht ganz so schlimm stand es in Preußen: hier war die Bevölkerung durch mehrfache, wenn auch nur zum Theil und zeitweise von Erfolg begleitete Versuche die Lehnsmannschaft durch eine Landeswehr zu ergänzen, während der Jahre 1602—1635 mit dem Gedanken an eine zeitgemäße Reform der Heeresverfassung doch einigermaaßen vertraut gemacht worden. Freilich dürfte man darum nicht sagen daß die vorhandenen Streitkräfte zahlreicher oder besser gerüstet gewesen wären als in der Mark. Der kriegerische Geist Preußens, der ziemlich bis in die letzten Zeiten des Ordens in Spannung geblieben war, hatte mit dem Verfall der militärischen Einrichtungen auf denen einst die Größe der deutschen Ritterverbindung beruhte auch seinerseits ein Ende erreicht. Wenn bei einer der letzten Musterungen vor der Säcularisation durch Albrecht von Hohenzollern die lehnsmäßige Waffenmacht Preußens noch auf nahezu 18,000 Streiter hatte gerechnet werden können, so war dagegen schon jener erste Herzog genöthigt gewesen für seine, nicht einmal ernsten, Kriege Söldnervolk in Dienst zu nehmen. Dazu kam daß die unter dem Orden wirklich mit Sorgfalt gepflegte Einrichtung, Niemandem das Bürgerrecht in den Städten zu geben der sich nicht selbst bewehrt hatte und die Waffen führen konnte, — eine Einrichtung die man nur hätte festzuhalten brauchen, um jederzeit eines Stammes sicher zu sein an welchen sich andere Elemente für die Landesdefension hätten anreihen können, — nur zu bald zu Grunde gegangen war. Fragt man nach der Ursache dieses allseitigen Verfalls, so ist auch hier keine andere zu nennen als die emporwachsende Libertät der Landstände. Seit diese nämlich dem Herzog das Vorrecht abgetrotzt hatten daß die Musterungen nicht anders als nach ihrer Bewilligung angestellt werden dürften, hielten sie das Mittel in der Hand die unvollkommene Bereitschaft des Lehnstrosses die meiste Zeit hindurch der Controlle des Landesherrn zu entziehen und besaßen sie thatsächlich den ausgiebigsten Theil des Kriegsrechtes für sich. Denn unmöglich war fortan die Kriegserklärung als ein freies Hoheitsrecht des Herzogs zu bezeichnen, da ja die Landstände, bevor dieselbe erlassen werden konnte, ihre Zustimmung zu dem Aufgebot der Lehnsmannschaft gegeben haben mußten. Man kann die Rückwirkung dieser Verhältnisse auf den militärischen Zustand Preußens nicht hoch genug anschlagen: auf ihnen beruht es, wenn der Lehnsdienst verkommen und alle Anstrengungen das Herzogthum in Vertheidigungszustand zu setzen, sowohl unter Johann Sigismund als unter George Wilhelm, durch die Landstände vereitelt werden konnten.

Bei alledem darf man nicht glauben, daß die Bemühungen welche namentlich der letztgenannte Kurfürst auf die Umänderung der preußischen Kriegsverfassung verwendet hat, völlig fruchtlos geblieben seien. Wenig-

stens sind von ihm die Richtungen angedeutet worden, welche für die nächsten Reformen festgehalten werden konnten und auch wirklich festgehalten worden sind. Eben deshalb müssen wir ihrer hier Erwähnung thun.

George Wilhelm ging von der Erfahrung aus daß das Lehnsaufgebot zur Deckung Preußens nicht hinreiche: er kannte die sinnlosen Vorstellungen der Landstände in dieser Beziehung, die während des ersten schwedisch-polnischen Thronfolgekrieges erklärt hatten, daß das Herzogthum durch tausend Mann zu Fuß und hundert zu Roß in seiner Neutralität geschützt werden könne. Er war also darauf bedacht, die geringe Zahl der Lehnsmannen zu Roß und zu Fuß durch andere Truppengattungen zu ergänzen. Dabei beschränkte er sich nicht darauf Söldner anzuwerben, sondern er zog einen Theil der Landesunterthanen selbst zur Vertheidigung heran, indem er die Bauern bewaffnen ließ, so daß im Jahre 1621, als die Polen gegen Livland zogen, die zur Defensive bestimmte Kriegsmacht Preußens aus drei Theilen bestand: der Lehnsmiliz, dem Söldnerheer und einem von den Bauern gebildeten Landsturm. Es möchte schwer zu entscheiden sein, welcher von diesen drei Waffenkörpern am wenigsten seine Schuldigkeit gethan hat: unzulänglich erwiesen sie sich alle. So sehen wir denn den Landesherrn seit dem Jahre 1621 damit beschäftigt an die gegebenen Verhältnisse die bessernde Hand zu legen. Das Söldnerheer, welches man gewöhnlich nach wenigen Monaten wieder zu entlassen pflegte, konnte einer eigentlichen festen Organisation nicht unterworfen werden: seine Güte hing von den zufälligen Eigenschaften der gerade Angeworbenen ab; dagegen erschienen das Lehnsaufgebot und der Landsturm geeignet, um weitere militärische Einrichtungen an sie zu knüpfen. Was jenes anbetraf, so mußte vor allen Dingen ein Zwang auf die Lehnsleute ausgeübt werden, damit sie ihren Troß in gute Zurüstung brachten und dauernd in derselben erhielten. Es mußte, mit andern Worten, dem Landesherrn das Aufsichtsrecht über den Lehnsbann wiedergegeben werden. Dahin zielte der erste Verbesserungsvorschlag, welchen George Wilhelm vor die Oberräthe und die Landstände von Preußen brachte: er rieth einige Officiere fest anzustellen und diesen die beständige Inspection des Lehnsaufgebotes zu übertragen. Aber nicht minder richtete er sich darauf die Zahl der Ritterpferde und der Lehnstruppen wieder dem rechtmäßigen Bestande zu nähern. Wie in der Mark, so hatten auch in Preußen die Rittergutsbesitzer theils durch Kauf, theils durch minder ehrliche Mittel zu ihrem adeligen Grundeigenthum Bauernhufen hinzugeschlagen, ohne von denselben dem Staate das Geringste zu leisten. George Wilhelm verlangte, daß auch diese Güter zum Kriegsdienst angesetzt würden. Man hätte sie einfach auf Lehnspferd und Lehnsmann verpflichten können. Allein hier machte sich



die Abneigung gegen den militärischen Apparat des Feudalstaates, dessen Erbärmlichkeit man kennen gelernt hatte, soweit geltend, daß man daran dachte ihn durch eine andere Form zu ersetzen.

Gewöhnlich wird es als ein Originalgedanke des Königs Friedrich Wilhelm I. bezeichnet, daß er statt des Lehnspferdes jeder ritterlichen Hufe eine bestimmte jährliche Geldsteuer auferlegte. Allein schon der Vater des großen Kurfürsten hatte eine pecuniäre Ablösung vor Augen. Nur daß er, um jenen beständigen Streitigkeiten, welche bei jedem Lehnsaufgebot zwischen dem Landesherrn und seinen Ständen auszubrechen pflegten, für immer zu entgehen, sich wenigstens mit den Besitzern der bisher noch unbelasteten Ritterhufen nicht blos jährlich, sondern ein und für allemal abfinden wollte. Er dachte diese sich durch größere Entschädigungssummen loskaufen zu lassen, welche zu einem Capital zusammengeschlagen werden sollten, dessen Zinsen hinreichten, eine dem Umfang des eingeschätzten Areals entsprechende Mannschaft zu unterhalten. Wie der Staat es anfangen sollte dies Capital sicher auszuthun, ist in dem Entwurf leider nicht gesagt. Man begreift daß die Stände von derartigen Neuerungen nichts hören wollten: auch jenen Vorschlag über die fest zu besoldenden Officiere wiesen sie ab.

Zwei Jahre später (1623) unternahm es George Wilhelm dem Landsturm eine straffere Organisation zu geben. Bis jetzt war bei jedem Aufgebot in den einzelnen Ortschaften Streit darüber entstanden, wer von den Bauern sich zu gestellen habe. Es bot sich der Ausweg die Verpflichtung mit den Arealverhältnissen in Verbindung zu setzen: die Contingente jeder Bauerngemeinde sollten nach der Hubenzahl und dem Vermögen der Einwohnenden bemessen und aus bestimmten Personen, denen die Kriegspflicht ein- und für allemal übertragen blieb, zusammengesetzt werden. Es erschien aber nicht mehr als billig, daß sämmtliche Dorfbewohner zum Unterhalt derjenigen welche zu ihrer Aller Gunsten die Landesvertheidigung übernahmen, beisteuerten; sie sollten jeden bewaffneten Bauer mit Haus, Acker, Wiese und mancherlei jährlichen Naturalleistungen ausstatten, dahingegen er, wenn ihm auch nicht andere Beschäftigung gänzlich untersagt würde, es doch als sein eigentliches Amt betrachten sollte, Tag und Nacht für die Sicherheit des Ortes dem er angehörte auf der Hut zu sein und nöthigenfalls mit der That einzustehen. Diese Landsoldaten wollte man nur als Fußtruppen anwenden: man hoffte auf diese Weise neben der Lehnsmannschaft eine stehende Infanterie-Miliz zu erhalten, welche die Söldner entbehrlich machen konnte. Sogleich gingen die Landstände nicht darauf ein: erst im Jahr 1626 entschlossen sie sich zur Einführung jener bäuerlichen Landeswehr ihre Beistimmung zu geben. Da-

mals wurde auch die Anstellung festbesoldeter Officiere genehmigt, die mit der Inspection des Lehnsaufgebotes zugleich die der Landesmiliz übernehmen sollten. Es wurde ferner eine Bewaffnung der Städte nach dem Muster des Vertheidigungssystems in den Dorfschaften begonnen. Man fühlte aber sehr bald daß auch mit diesen Einrichtungen ein vollkommenes Defensionswerk noch nicht geschaffen sei. In Bezug auf die Vertheidigung überwog in jenem Zeitalter noch ein gewisses Einzelgefühl: man um Haus und Hof, nur um sein eigenstes Besitzthum bekümmert, meinte jeder warten zu dürfen bis der Feind in unmittelbare Nähe gekommen war, ehe er zu den Waffen griff: weder hielt sich der Bauer für verpflichtet über die Mark seines Dorfes, noch der Bürger über den Mauring seiner Stadt hinaus Hülfe zu leisten. Es ist gerade damals vorgekommen daß Königsberg sich weigerte seine Hafenstadt Pillau zu schützen. Selbst der Bann der Ritterschaft erhob nicht selten Widerspruch wenn es, um das ganze Land vor feindlichem Einfall zu schützen, an die Grenze beordert wurde. Was also hauptsächlich fehlte, war eine bewegliche Landesmiliz, die je nach dem Bedürfniß an den Grenzen oder an irgend einer anderen Stelle des Landes concentrirt werden konnte. Deshalb wurde jetzt eingeleitet daß immer zehn Hufen einen Mann zu stellen und zu unterhalten hatten, der sich, sobald eine Kriegsgefahr entstünde, an die Grenze zu begeben hätte. Gerade diese Grenzsoldaten, welchen man Befreiung von allen Abgaben und andere Vortheile gewähren wollte, sollten auch im Frieden einer strengeren militärischen Controlle unterworfen bleiben; indem man, um sie in kriegerischem Zustand zu erhalten, nicht nur öftere Untersuchungen ihrer Waffen und Bekleidung, sondern auch jährlich mehrmalige Uebungen auf dem Drillplatze bestimmte. Es sind die eigentlichen Wibranzen: ausgehobenes Volk vom Lande, wohl besonders von den landesherrlichen Aemtern, wo die Bauern sich dem Aufgebot am ersten fügen mußten; unter militärische Aufsicht gestellt, auch wenn sie nicht unter den Fahnen sind, und zur allgemeinen Landesvertheidigung bestimmt. Uebrigens sollten auch die Städte aus ihren waffenfähigen Bürgern die zehnten zum Schutz der Grenze entsenden, von denen ich aber nicht zu sagen weiß, ob sie gleichfalls im Frieden als eine Art Miliz organisirt blieben: wenigstens den Wibranzen scheinen sie nicht beigezählt worden zu sein.

Aus den bis jetzt bekannten Acten über das Defensionswerk in Preußen kann man nicht entnehmen, wie weit die ebenerwähnten Einrichtungen, die allerdings in dem Jahre 1626 nicht nur Rechtskraft bekamen, sondern auch von jener Zeit an hie und da in's Leben traten, zu allgemeinerer Geltung gelangt sind. Nur soviel steht fest, daß sie, je mehr auch Preußen von dem dreißigjährigen Kriege unmittelbar berührt wurde, desto we-

niger sich in leistungsfähigem Zustande behaupteten: schon als der kaiserliche General Arnim von der Neumark her nach Preußen durchbrach um den Polen gegen Gustav Adolf zu Hülfe zu kommen (1629), erwiesen sie sich als gänzlich ohnmächtig. Namentlich lag die „Landwehr der Wibranzen," wie Stuhr, von dem wir bekanntlich die Anfänge einer Geschichte der Kriegsverfassung unter dem großen Kurfürsten besitzen, sich ausdrückt, zu Ende der Regierung George Wilhelm's völlig darnieder: bei einer Musterung der Wibranzen im ersten Jahre Friedrich Wilhelm's kamen von 1845 Pflichtigen nur 201 Mann zur Gestellung. Die Bewaffnung der Dorfschaften und Städte war nicht weniger unvollzählig. So kam es daß die Institute auf denen die Landesvertheidigung beruhen sollte, ohne rechtlich aufgehoben zu sein, doch nur noch dem Namen und den Formen nach bestanden. Es bedurfte des Meisters der sich dieser Formen bemächtigte, um ihnen einen neuen und vollkommneren Inhalt zu geben.

Eine kritische Geschichte der inneren Entwicklung des brandenburgisch-preußischen Staates würde von der Untersuchung ausgehen müssen, wie weit die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Provinzen aus denen nach und nach das Hohenzollernland erwachsen ist für die allgemeinen Einrichtungen, auf denen die Einheit der Theile beruht, zum Muster gedient haben. Der Einfluß den das Herzogthum Preußen in dieser Beziehung auf die Gesammtheit ausgeübt hat ist immer bedeutend gewesen: er läßt sich auch in den Heeresverbesserungen des großen Kurfürsten erkennen.

Wenn wir, hauptsächlich nach Anleitung des Droysen'schen Buches, von diesen mit einigen Worten Bericht thun, so wollen wir die Bemerkung voranstellen, daß die militärisch-organisatorische Bedeutung Friedrich Wilhelm's nicht sowohl auf der Erfindung neuer Institute der Landesvertheidigung beruht, als vielmehr darauf, daß die unvollkommenen, local begrenzten Versuche seines Vorgängers von der Provinz in der sie begonnen waren durch ihn nach den übrigen Landesgebieten verpflanzt, dann eigenthümlich fortgebildet wurden und allenthalben unter seiner energischen Hand dauerndes Leben gewannen.

Im Anfange schien es als wolle der Kurfürst seine Streitkräfte allein aus Söldnern bilden: das wenige bewaffnete Landvolk das er in Preußen vorfand wurde 1649 abgedankt. Vielleicht hat man sich dies einfach aus dem Abschluß des Friedens und der damit zusammenhängenden Auflösung der Kriegsheere in Deutschland zu erklären: die letztere bot Gelegenheit tüchtige, ausgediente Soldaten anzuwerben, mit denen sich eine nothdürftig angelernte Landesmiliz allerdings nicht messen konnte. Wenn Stuhr sagt, daß die Truppen welche Friedrich Wilhelm bald nach Beendigung des Krieges in Sold nahm die Reste der schwedischen Solda-

mals wurde auch die Anstellung festbesoldeter Officiere genehmigt, die zu mit der Inspection des Lehnsaufgebotes zugleich die der Landesmiliz übernehmen sollten. Es wurde ferner eine Bewaffnung der Städte nach dem Muster des Vertheidigungssystems in den Dorfschaften begonnen. Man fühlte aber sehr bald daß auch mit diesen Einrichtungen ein vollkommenes Defensionswerk noch nicht geschaffen sei. In Bezug auf die Vertheidigung überwog in jenem Zeitalter noch ein gewisses Einzelgefühl: man um Haus und Hof, nur um sein eigenstes Besitzthum bekümmert, meinte jeder warten zu dürfen bis der Feind in unmittelbare Nähe gekommen war, ehe er zu den Waffen griff: weder hielt sich der Bauer für verpflichtet über die Mark seines Dorfes, noch der Bürger über den Mauering seiner Stadt hinaus Hülfe zu leisten. Es ist gerade damals vorgekommen daß Königsberg sich weigerte seine Hafenstadt Pillau zu schützen. Selbst der Bann der Ritterschaft erhob nicht selten Widerspruch wenn es, um das ganze Land vor feindlichem Einfall zu schützen, an die Grenze beordert wurde. Was also hauptsächlich fehlte, war eine bewegliche Landesmiliz, die je nach dem Bedürfniß an den Grenzen oder an irgend einer anderen Stelle des Landes concentrirt werden konnte. Deshalb wurde jetzt eingeleitet daß immer zehn Hufen einen Mann zu stellen und zu unterhalten hatten, der sich, sobald eine Kriegsgefahr entstünde, an die Grenze zu begeben hätte. Gerade diese Grenzsoldaten, welchen man Befreiung von allen Abgaben und andere Vortheile gewähren wollte, sollten auch im Frieden einer strengeren militärischen Controlle unterworfen bleiben; indem man, um sie in kriegerischem Zustand zu erhalten, nicht nur öftere Untersuchungen ihrer Waffen und Bekleidung, sondern auch jährlich mehrmalige Uebungen auf dem Drillplatze bestimmte. Es sind die eigentlichen Wibranzen: ausgehobenes Volk vom Lande, wohl besonders von den landesherrlichen Aemtern, wo die Bauern sich dem Aufgebot am ersten fügen mußten; unter militärische Aufsicht gestellt, auch wenn sie nicht unter den Fahnen sind, und zur allgemeinen Landesvertheidigung bestimmt. Uebrigens sollten auch die Städte aus ihren waffenfähigen Bürgern die zehnten zum Schutz der Grenze entsenden, von denen ich aber nicht zu sagen weiß, ob sie gleichfalls im Frieden als eine Art Miliz organisirt blieben: wenigstens den Wibranzen scheinen sie nicht beigezählt worden zu sein.

Aus den bis jetzt bekannten Acten über das Defensionswerk in Preußen kann man nicht entnehmen, wie weit die ebenerwähnten Einrichtungen, die allerdings in dem Jahre 1626 nicht nur Rechtskraft bekamen, sondern auch von jener Zeit an hie und da in's Leben traten, zu allgemeinerer Geltung gelangt sind. Nur soviel steht fest, daß sie, je mehr auch Preußen von dem dreißigjährigen Kriege unmittelbar berührt wurde, desto we-

niger sich in leistungsfähigem Zustande behaupteten: schon als der kaiserliche General Arnim von der Neumark her nach Preußen durchbrach um den Polen gegen Gustav Adolf zu Hülfe zu kommen (1629), erwiesen sie sich als gänzlich ohnmächtig. Namentlich lag die „Landwehr der Wibranzen," wie Stuhr, von dem wir bekanntlich die Anfänge einer Geschichte der Kriegsverfassung unter dem großen Kurfürsten besitzen, sich ausdrückt, zu Ende der Regierung George Wilhelm's völlig darnieder: bei einer Musterung der Wibranzen im ersten Jahre Friedrich Wilhelm's kamen von 1845 Pflichtigen nur 201 Mann zur Gestellung. Die Bewaffnung der Dorfschaften und Städte war nicht weniger unvollzählig. So kam es daß die Institute auf denen die Landesvertheidigung beruhen sollte, ohne rechtlich aufgehoben zu sein, doch nur noch dem Namen und den Formen nach bestanden. Es bedurfte des Meisters der sich dieser Formen bemächtigte, um ihnen einen neuen und vollkommneren Inhalt zu geben.

Eine kritische Geschichte der inneren Entwicklung des brandenburgisch-preußischen Staates würde von der Untersuchung ausgehen müssen, wie weit die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Provinzen aus denen nach und nach das Hohenzollernland erwachsen ist für die allgemeinen Einrichtungen, auf denen die Einheit der Theile beruht, zum Muster gedient haben. Der Einfluß den das Herzogthum Preußen in dieser Beziehung auf die Gesammtheit ausgeübt hat ist immer bedeutend gewesen: er läßt sich auch in den Heeresverbesserungen des großen Kurfürsten erkennen.

Wenn wir, hauptsächlich nach Anleitung des Droysen'schen Buches, von diesen mit einigen Worten Bericht thun, so wollen wir die Bemerkung voranstellen, daß die militärisch-organisatorische Bedeutung Friedrich Wilhelm's nicht sowohl auf der Erfindung neuer Institute der Landesvertheidigung beruht, als vielmehr darauf, daß die unvollkommenen, local begrenzten Versuche seines Vorgängers von der Provinz in der sie begonnen waren durch ihn nach den übrigen Landesgebieten verpflanzt, dann eigenthümlich fortgebildet wurden und allenthalben unter seiner energischen Hand dauerndes Leben gewannen.

Im Anfange schien es als wolle der Kurfürst seine Streitkräfte allein aus Söldnern bilden: das wenige bewaffnete Landvolk das er in Preußen vorfand wurde 1649 abgedankt. Vielleicht hat man sich dies einfach aus dem Abschluß des Friedens und der damit zusammenhängenden Auflösung der Kriegsheere in Deutschland zu erklären: die letztere bot Gelegenheit tüchtige, ausgediente Soldaten anzuwerben, mit denen sich eine nothdürftig angelernte Landesmiliz allerdings nicht messen konnte. Wenn Stuhr sagt, daß die Truppen welche Friedrich Wilhelm bald nach Beendigung des Krieges in Sold nahm die Reste der schwedischen Solda-

[illegible] Friedrich Wilhelm noch [illegible] z. B. wenn [illegible] zu sein [illegible]. Und doch war gerade dies eine Einrichtung welche [illegible] des brandenburgisch-preußischen Staates ungemein wenig entsprach. [illegible] Machtstellung längs der beiden Flanken des Reiches zog ihn in die [illegible] Combinationen hinein: sie legte ihm die Pflicht auf, die Veränderungen wie im westlichen, so im östlichen Europa allemal wachsam zu verfolgen und konnte ihn leicht zwingen bald hier bald dort mit der That einzugreifen. Man sieht: aus der geographischen Lage

seiner Territorien ergab sich für den Fürsten dieses Staates das Bedürfniß nach einer seinem Willen völlig gefügigen Kriegsmacht, die vor allen Dingen beständig bereit sein mußte, je nachdem die Nothwendigkeit es erheischte, die eine Provinz vor der andern zu schützen. Natürlich vermochte ein stehendes Heer am besten diese Aufgabe zu erfüllen: verbot aber die Armuth der durch den langen Krieg ausgepreßten Lande demselben eine Ausdehnung zu geben wie sie die schweren Zeitläufte erfordert hätten, so waren aus den eigenen Kräften der einzelnen Provinzen gebildete Landeswehren am besten geeignet, als unterstützendes Moment neben das Heer zu treten: nur konnten sie bei einer Generation, der trotz eines Menschenalters voll unausgesetzten Kriegs der kriegerische Geist verloren gegangen war, nicht als die Grundlage der Militärmacht, wie George Wilhelm wenigstens in Preußen gewollt hatte, behandelt werden.

Um zunächst von dem stehenden Heere zu sprechen, so muß man Friedrich Wilhelm den Schöpfer desselben nennen. Schon 1646 gebot er über 8000 Mann, die 1651 auf das Doppelte vermehrt worden sind. In den gleichzeitigen Verhandlungen mit den Ständen ist wohl zu bemerken, daß der Kurfürst doch immer nur versprochen hat, diese Armee auf eine erträgliche Zahl zu reduciren: sie gänzlich wieder aufzulösen ist er nie Willens gewesen und hat es nie gethan. Sowie nun die Kriegsmacht fest wurde, bedurfte es auch einer festen administrativen Behörde für dieselbe. Durch die Geheimerathsordnung vom 4. December 1651 wurden die Militärsachen dem Centralorgan der Verwaltung entzogen und einer besonderen Expedition überwiesen, in welcher der Graf von Waldeck als Vorsitzender, von Putlitz und Ewald von Kleist als Hülfsarbeiter fungirten. Diese Herren hatten „die militia" aber nur in soweit zu besorgen als Friedrich Wilhelm sich nicht vorbehielt sie in's Geheim und allein zu resolviren: woraus erhellt wie die Auffassung daß der Landesherr der oberste Kriegsherr sei von dem großen Kurfürsten stammt. Sie hat sich gleichzeitig mit den Anfängen eines stehenden Heeres ausgebildet.

Die Landeswehren wurden durch eine doppelte Combination gebildet. Die eine derselben stimmte so ziemlich mit der Wehrbarmachung der Dorfschaften überein welche George Wilhelm in Preußen hatte durchsetzen wollen. Wie dieser nämlich bemüht gewesen war die Dörfer zur Unterhaltung einer gewissen Vertheidigungsmannschaft zu zwingen, so gab der große Kurfürst den Dörfern den Befehl (1654), Kriegsleute, selbst solche die Weib und Kind hatten, in Wartegeld zu nehmen, sie mit freier Wohnung ansässig zu machen, ihnen außer den wesentlichsten Lebensbedürfnissen eine kleine jährliche Entschädigung an Geld zu geben. Er hoffte durch dieses Mittel eine besondere Landesmiliz zu gewinnen, die, ohne

zum stehenden Heere zu zählen, sich doch, sobald die Ordre zum Kriege erging, an dasselbe anschlösse. Im Princip ist hier an der Organisation George Wilhelm's nichts geändert: der ganze Unterschied beschränkt sich darauf daß dieser die Dorfbewaffneten nur aus den einheimischen Bauern bilden wollte, während die Bestimmungen des großen Kurfürsten nicht verhinderten, daß auch Fremden Wartegeld gegeben würde. Namentlich war wohl an ausgeübte Söldner gedacht, die bei der Auflösung geworbener Heere frei wurden. In dieser Beziehung haben die Einrichtungen Friedrich Wilhelm's seinem Sohne, dem ersten König, der Miethssoldaten dadurch im Lande zu fesseln suchte daß er sie auf den Dörfern ansiedelte, als Muster gedient. Außerdem wurde nun aber zur Landesvertheidigung auch auf das Institut der Wibranzen zurückgegangen. Hier kam es nur darauf an auf die pünktliche Ausführung der Waffenmusterungen und der Uebungen zu halten. Erst indem dies geschah, gewann man aus dem Landvolk eine brauchbare Miliz. Sie ist 1654 in Cleve und Mark, 1655 in Hinterpommern und während des Krieges um die Souveränetät in Preußen wieder besonders in dem letzteren Lande in Wirksamkeit getreten: hier wurde von den Städten auf je zehn Häuser, von dem platten Lande, von den Rittergütern — nicht etwa blos den landesfürstlichen Aemtern — auf je zwanzig Hufen ein Bewaffneter gefordert. Man darf nicht verkennen daß der große Kurfürst doch auch in Bezug auf diese Miliz, so sehr ihre Zusammensetzung auf dem früheren Prinzipe beruhte, die Absichten seines Vaters überboten hat: dies erhellt namentlich aus der Art ihrer Verwendung. Nachdem nämlich die Landeswehr einmal ordentlich geschult war, — wofür man auf das Beste sorgte, indem gerade die bewährtesten Generale mit ihrer Ausbildung betraut wurden, so in Preußen der Graf Waldeck, — empfahl es sich gewissermaßen von selbst, die Lücken in den regulären Truppen durch die Wibranzen der Landesmiliz zu ergänzen. Diese wurde dadurch mit dem stehenden Heere in engere Verbindung gebracht, was ihr den Charakter verlieh, den sie, recht eigentlich ein Mittelding zwischen der früheren Form des Landesaufgebotes und der späteren Landwehr, mit geringen Unterbrechungen während der Regierung Friedrich Wilhelm's I. anderthalb Jahrhunderte bewahrt hat.

Die Landesmiliz muß als Vorschule betrachtet werden für die militärische Disciplin, unter welcher die Bevölkerung der brandenburgisch-preußischen Lande zu kriegerischer Tüchtigkeit herangewachsen ist.

Seit den Neuerungen des großen Kurfürsten bot das Land selbst waffengeübte Soldaten, wenn der Kriegsruf erscholl. „Ausgebildete waren dann," sagt Droysen, „auch wenn man sie vom Pfluge oder aus der Werkstatt einberief, in kürzester Frist wieder eingewöhnt, zumal wenn man

sie in altgediente Compagnien einordnete; man hatte das Material, im gegebenen Falle die Armee rasch und in tüchtiger Weise zu verdoppeln." Ohne den Ernst kriegerischer Zeiten wäre an eine lebendige Entfaltung der neuen Organisationen nicht zu denken gewesen, und wenn jener äußere Antrieb fortfiel gelang es auch nicht durchgehends sie aufrecht zu erhalten: man weiß welche Mühe es noch dem zweiten preußischen Könige machte die Aushebungen zur Miliz außer in den königlichen Aemtern auch in den ritterschaftlichen Gütern durchzusetzen.

In dem zweiten Jahr des schwedisch-polnischen Krieges (1655) wurde die Lehnsfolge durch strenge Verordnungen aus ihrer Lethargie gerissen: wer zum Lehnsdienst aufgerufen nicht erschien, sollte nach der ersten Ladung 50, nach der zweiten 100, nach der dritten 200 Thaler Strafe zahlen. So wurden die Feudalherren wieder an ihre Pflichten gegen den Staat erinnert. Schon wurden manche ihrer abständigen Privilegien durch den Drang der Verhältnisse, der die Dinge oft wie von einer inneren Nothwendigkeit aus umgestaltet, factisch absorbirt: in Preußen mußten sie es geschehen lassen, daß der Kurfürst wider die alten Freiheiten das Land mit frembem, das hieß in anderen Provinzen geworbenem Kriegsvolk besetzte.

Große Neuerungen sind in der ganzen Welt nur durchgesetzt worden, wenn sie mit den Impulsen einer lebhaft erregten Zeit zusammentrafen. Diese Verbindung neuer Ideen mit der Förderung welche welthistorische Bewegungen ihnen gewähren, ist dem Staat des großen Kurfürsten zu Statten gekommen: unter ihrem belebenden Einfluß hat er sich zu einer Kraftäußerung erhoben, die vorher kaum geahnt werden konnte.

Daß er derselben bedurfte, um sich mitten in den Veränderungen des europäischen Staatensystems, zunächst im Norden, sein Dasein zu behaupten und eine selbständige Stellung zu gewinnen offenbarte sich sofort in dem schwedisch-polnischen Kriege.

P. Hassel.

Jacob Grimm.

Erster Artikel.

Jacob Grimm's Tod rief eine Anzahl von Schriften hervor, welche sein Leben und seine Werke zum Gegenstande haben. Aber diese Schriften waren nicht auf eine dauernde Wirkung berechnet. Sie gaben meist nur, was ihren Verfassern der tägliche Verkehr mit Jacob Grimm eingetragen hatte, in welchem sich jeder bewegt, der die gleichen Felder der Forschung bebaut. Und doch konnte dies keineswegs genug sein, um die Grundlage für eine erschöpfende Charakteristik abzugeben.

Jacob Grimm war ein langes Leben beschert. Der historische Verlauf, in welchem sich die altdeutsche Philologie aus unsicherem Tappen und zerstreuter Gelehrsamkeit zu dem Range einer einheitlichen Wissenschaft erhob, ist der Verlauf seiner eigenen Entwickelung. Was er auf dem Höhepunkte dieser Entwickelung geleistet, steht zu uns in einem ganz anderen Verhältnisse als die Arbeiten seiner früheren Jahre. Jacob Grimm ist nicht wie etwa Savigny mit einem bahnbrechenden Werke in die deutsche Gelehrtenwelt hineingetreten. Durch Irrthümer, durch mancherlei Dunkel und Verworrenheit haben ihn Ernst und Selbstkritik endlich den Weg der Wahrheit geführt. Wir entdecken die Keime nachheriger Größe auch in jenen ersten Arbeiten, aber durch seine eigenen späteren Leistungen sind sie veraltet. Wir finden nur selten Veranlassung uns eingehender mit ihnen zu beschäftigen oder mit ihnen über die Probleme auseinanderzusetzen, die sie behandeln. Gerade aus ihnen aber muß natürlich der älteste Aufschluß über Jacob Grimm's Wesen geschöpft werden. In den erwähnten Gelegenheitsschriften haben wir daraus höchstens verlorene Notizen getroffen.

Wir würden es für ungerecht halten noch weiter hervorzuheben, was uns sonst in denselben verfehlt und mangelhaft scheint. Der Augenblick, in welchem ein großer Mann aus unserer Mitte genommen wird, an dem wir mit Verehrung und Liebe gehangen, ist nicht geeignet uns die Ruhe und Sammlung des Geistes zu gewähren, woraus allein eine gerechte und allseitige Würdigung fließen kann. Das Auge, aus welchem Thränen dringen, wird nicht scharf gezeichnete Züge, keine bestimmt umrissene Gestalt sehen.

Jetzt ist ein Jahr vergangen seit Jacob Grimm's Tod. Das unmittelbar beklemmende Gefühl der Lücke, die er gerissen, ist mehr und mehr

gewichen. Ein anderes ist an die Stelle getreten und wir wollen uns genaue Rechenschaft geben über die Größe des Verlustes, den wir erlitten. Immer wird es schon die Zeitgenossen drängen zu versuchen, was nur dem späteren Geschichtschreiber vollständig gelingen kann: die Erscheinungen großer Männer zu begreifen und zu beurtheilen. Wir sind längst zurückgekommen von der Auffassung, die noch Wilhelm von Humboldt theilte, als sei die Genialität etwas schlechthin Unbegreifliches, das den Zusammenhang von Ursache und Wirkung unterbreche. Wir glauben, daß die Heroen der Geschichte sich von ihren Gleichstrebenden nicht unterscheiden durch geheimnißvolle Kräfte von einer anderen Art, sondern durch die reichere Ausstattung mit leiblichen und geistigen Kräften von einem höheren Grad. Und aus dem Besitze dieser Kraft entspringt ein Gefühl derselben, und daraus das verborgene Bewußtsein der Weihe, daraus der ahnende Glaube an ein günstiges Glück, daraus jene heilige und edle Begeisterung, welcher Alles entströmte was jemals den Menschen Schönes und Großes gelang. Daraus entspringt endlich die rastlose Energie, der unbeugsame Muth, die gestählte Beharrlichkeit, welche dort den Heros zu seinem Werke am munterſten hält, wo die kleineren Geister zu ermatten beginnen. So rüstet die Natur ihren bevorzugten Liebling aus: das Weitere giebt ihm die Vergangenheit und seine Gegenwart. Dieses Verhältniß werden wir bei Jacob Grimm vorzugsweise in's Auge fassen. Wir werden den Bestrebungen seiner Mitlebenden und seiner Vorgänger eine eingehende Darstellung widmen. Wir geben insofern mehr ein historisches Fragment als eine Biographie. Wir wollen dadurch eine anerkannte Wahrheit bekräftigen, die wir mit Achim von Arnim's Worten so ausdrücken können: Im thätigen Leben der Geschichte ist es offenbar, daß nie etwas Großes durch einen einzelnen Menschen geschah, sondern immer durch die Entwickelung vieler, an deren Spitze freilich immer der Thätigste stand, zuweilen auch der Göttlichste.

Dies ist der eine Punkt auf welchen es anzukommen scheint. Das zweite ist das Verhältniß Jacob Grimm's zu der Zukunft. Jede Generation ist an sich eine Kritik der ihr vorausgehenden. Nicht so sehr durch ihre Leistungen als durch ihre Tendenzen. Die Ziele, welche Jacob Grimm verfolgte, als er seine grundlegenden Werke schrieb, sind nicht mehr die nämlichen, welche wir bei Werken über dieselben Gegenstände verfolgen würden. Auch seine Methode ist nicht überall mehr die unsrige. Diese Unterschiede festzustellen oder anzudeuten wollen wir versuchen. Und wir dürfen hoffen auf diese Weise am besten auch darüber zu orientiren, was aus der Wissenschaft, welche in so vielen Theilen Jacob Grimm begründet hat, in den Händen Anderer geworden ist und nach unserer Meinung zunächst werden soll.

Jacob Grimm und Wilhelm Grimm haben ihr Leben selbst beschrieben bis zum Jahr 1830. Und auch in ihren anderen Werken findet sich Einiges darüber zerstreut. Es versteht sich von selbst, daß unsere Darstellung auf dieser Grundlage vorzugsweise ruht, und wir haben uns wo es anging ungescheut ihrer eigenen Worte bedient. Auch daß uns vergönnt war den langjährigen Briefwechsel der Brüder mit Lachmann durchzusehen, ist unserem Versuche an einigen Punkten zu Gute gekommen. Dagegen hat er — wir dürfen es nicht verhehlen — unter der Entbehrung mancher gedruckter Hülfsmittel nicht unwesentlich gelitten.

Jacob Grimm war ein Hesse. Seine Geburtsstadt ist Hanau. Er kam in demselben Jahre zur Welt wie Bettina, Böckh, Dahlmann, Varnhagen. Er ist den 4. Januar 1785 geboren. Seine Vorfahren können wir mit Sicherheit bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zurückverfolgen. Da war ein Johannes Grimm Bürger und Gasthalter in Hanau. Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts scheinen alle Glieder der Familie dem geistlichen oder dem Beamtenstande angehört zu haben, jenen Berufsklassen, auf welchen vorzugsweise Deutschlands geistige Cultur im achtzehnten Jahrhundert beruhte. Der Vater Jacob Grimm's war erst Advocat, dann hochfürstlich hessen-hanauischer Stadt- und Landschreiber in Hanau. Unter fünf lebenden Brüdern schlossen sich von frühester Kindheit an Jacob und der um ein Jahr jüngere Wilhelm näher zusammen. Sie gingen gleich gekleidet, sie bewohnten Ein Stübchen, sie schliefen in Einem Bette, sie erhielten den ersten Unterricht gemeinsam. Jacob lernte außerordentlich früh und außerordentlich schnell lesen, und zeigte die ungeduldigste und beharrlichste Lernbegierde. Ueber die ersten Gegenstände seiner Lectüre sind wir nicht unterrichtet. Auch von seinen Eltern können wir uns ein individuelles Bild nicht machen. Und die Persönlichkeiten, welche sonst auf ihn zuerst wirkten, sind uns nicht näher bekannt. Nur den allgemeinen Eindruck eines äußerst festen und glücklichen Familienlebens empfangen wir. Der Vater ein höchst arbeitsamer, ordentlicher, liebevoller Mann; die Mutter von mildem, heiterem, stillwaltendem Wesen; eine Schwester des Vaters ernst und streng, von großer Willensstärke, welche sich des Unterrichts der Brüder annahm; die mütterlichen Großeltern, die wöchentlich einigemal an bestimmten Tagen besucht wurden: das waren die Menschen, unter denen die Brüder aufwuchsen. Ein Geist der Liebe und des Friedens wehte um sie her.

In großen Städten unter mannichfaltigen Gegenständen, unter vielen verschiedengearteten Menschen, oder im Anblick großer glänzender Ereignisse wird die Seele aus sich selbst hinausgezwungen zur Beobachtung und

Theilnahme an der Fülle der Erscheinungen, zu deutender Auffassung der Physiognomien und Charaktere. Beobachten ist unterscheiden. Die Contraste erst heben das Einzelne als solches in's Bewußtsein. Setzet ein ruhiges Kind allabendlich in einen Salon, in welchem Staatsmänner, Gelehrte, Künstler sich drängen: und diese bunte Welt wird in dem Kopfe des kleinen Beschauers eine zweite Existenz erhalten. Sein Verstand und sein Urtheil werden sich frühzeitig schärfen. Aber sein Geist wird einen kalten Hauch bekommen und auf das Aeußere, Glänzende, Weltliche gerichtet sein. Nichts Aehnliches hier bei den Grimm. Nirgends ein Ausblick auf große Verhältnisse. Beschränktheit der Familie, Beschränktheit der Religion, Beschränktheit des Vaterlandes. Die Kinder wurden streng reformirt erzogen. Ohne viel ausdrückliche Worte freilich, nur durch That und Beispiel. Gleichwohl drang in Jacob diese Gesinnung so tief ein, daß es ihm noch in späteren Jahren war, als könne er nur in den leeren, schmucklosen Räumen reformirter Kirchen recht von Grund aus andächtig sein. Die Lutheraner erschienen dem Knaben wie fremde Menschen, mit denen er nicht völlig vertraut umgehen dürfe. Von den Katholiken vollends machte er sich seltsame scheue Begriffe. Ebenso fest hingen die Kinder an ihrem Geburtslande. Sie wußten es nicht anders, als daß ihr Fürst der beste, das Land das gesegnetste sei das es geben könne. Auf die Darmstädter zum Beispiel sahen sie mit einer gewissen Geringschätzung herab. In einer kleinen Stadt, in einer bestimmten Sphäre der Gesellschaft, wo sich dann noch immer die gleichen Berufsklassen vorzugsweise zusammenfinden, haftet die kindliche Beobachtung am Kleinen, Gewöhnlichen, Unbedeutenden. Und das Ahnungsvolle im Gemüth hat Gelegenheit sich auszubilden. Die ersten Blüthen und Kränze welche die Poesie auf seine Wiege streut werden andächtig bewahrt. Gewiß sind die Grimm stille und bildsame Kinder gewesen, ohne starken Trieb zur Action. Heißblütige Jungen mit kraftstrotzenden Gliedern, nach Unruhe und Bewegung lechzend, wären keine Gelehrten geworden. Wilhelm erinnerte sich, wie Jacob und er Hand in Hand über den Markt der Neustadt zu einem französischen Sprachlehrer gingen, der neben der Kirche wohnte, und wie sie in kindischer Freude stehen blieben, um dem goldenen Hahn auf der Spitze des Thurmes zuzusehen, der sich im Winde hin und her drehte. Solche Züge und daß gerade sie unvergessen blieben, bezeichnen ihre Sinnesart schärfer als alle psychologischen Analysen können.

Jacob Grimm war sechs, Wilhelm fünf Jahre alt, als die Umgebung, in welcher sie aufwuchsen, sich noch mehr in's Enge zog. Sie wurden von Hanau nach Steinau versetzt, in fast ländliche Abgeschiedenheit. Steinau ist ein altes Städtchen, mit Mauern und Thürmen umgeben,

mitten unter Wiesen und Obstgärten im Kinzigthale, wo die Vorberge des Vogelsbergs, des Spessarts und der Rhön sich treffen. Ein Schloß mit Wall und Graben auf der nächsten Höhe, die Ruinen des Brandenfels und des Steckelbergs zeigen sich in der Ferne. In Steinau war Jacob's Großvater siebenundvierzig Jahre lang Pfarrer gewesen. Hier war sein Vater geboren und wurde er jetzt Justizamtmann.

Jacob und Wilhelm durchstreiften in gemeinsamen Spaziergängen fleißig die ganze Gegend. Ein gewisser Sammelgeist zeigte sich in den Brüdern. Insecten, Schmetterlinge und dergleichen brachten sie heim und zeichneten sie ab. Jacob insbesondere faßte eine große Neigung zum Botanisiren, und wollte Botaniker werden. In das Pflanzenleben spielen mehr als in anderes die Bilder seiner Phantasie. Eine unendliche Freude an der Natur war in beiden Brüdern. Es mag sein daß die angenehme Steinauer Gegend beitrug sie auszubilden und zu verstärken. Aber in Niemandem kann durch die herrlichste Gegend der Naturſinn erst geweckt werden. Wer ihn hat dagegen, dem ist der unbedeutendste Fleck mit Hütten und einigen Büschen dafür Nahrung genug. Aber es sind so viele Elemente der Sehnsucht im modernen Leben. Und in eine lautlose Existenz rauscht das Laub der Bäume so überirdisch hinein. Das Herz öffnet wie eine Blume seinen Kelch der Sonne, und die Seele, welcher nicht frühe die Fühlhörner, die sie nach außen streckte, rauhe Berührung zurückgeschreckt hat, will gerne ein Spiegel dieser schönen Welt werden.

Im Jahre 1791 kamen Grimm's nach Steinau. An einem Januartage des Jahres 1796 stand der elfjährige Jacob am Fenster des alten Amtshauses und weinte. Man begrub seinen Vater. Er war nicht älter als fünfundvierzig geworden.

Die Mutter mit den sechs Kindern blieb in Steinau wohnen. Aber für Jacob und Wilhelm reichte der Unterricht, den sie dort bekommen konnten, nicht lange mehr aus. Sie gingen 1798 zu einer Tante nach Kassel und besuchten da das Lyceum. Sie waren mit Schulstunden allzusehr überladen und erhielten von keinem ihrer Lehrer tiefgehende Anregung. Jacob zeichnete sich in allen Klassen aus, und seine Lernbegierde schien mit den Jahren zu wachsen. Aber außer Schulbüchern und des Vaters Hinterlassenschaft kannten die Brüder wenig Bücher. In ihren Mußestunden beschäftigten sie sich mit Zeichnen und lasen unsere großen Dichter. Jacob fühlte sich zuerst durch Schiller mehr angezogen, während Wilhelm sogleich mit Entschiedenheit Goethe zugewandt war. Mit feinem und sicherem Gefühl erfaßte Wilhelm stets was ihm gemäß war. Jacob giebt sich ersten bestechenden Eindrücken hin und muß sie dann überwinden.

Im Frühjahr 1802 bezog Jacob die Universität Marburg, Wilhelm ein Jahr später. Der Vater war Jurist gewesen, die beiden ältesten Söhne sollten es auch werden. Der Vater hatte es nicht anders vorausgesetzt, und frühzeitig prägte er Jacob allerhand Definitionen und Regeln aus dem Corpus Juris ein; die Mutter wünschte es; die Aussicht auf baldige Anstellung schien hierbei gegeben und damit die Hoffnung der zahlreichen und nicht begüterten Familie eine Stütze zu werden: Jacob's Neigung zur Botanik war nicht mächtig genug sich dem Allen zu widersetzen. So hörte er juristische Vorlesungen. Ein Semester lang ohne sonderliche Anregung als höchstens durch Weiß, der auch Savigny's Lehrer und auf Savigny einflußreich gewesen war. Keine Ahnung, so scheint es, einer künftigen gelehrten Laufbahn. Kein Gedanke an den großen Lebensberuf, den Deutschen ihr Alterthum emporzuheben. Jacob's Seele lag wie ein leerer Kahn am Ufer und wartete auf den, der sie den Wellen übergeben würde.

Seit 1801 lehrte Savigny in Marburg. Wenn Jacob Grimm, unerfahren wie er die Universität betrat, anfangs glaubte, alle Lehrer wären gleich gut und den noch Namenlosen — erst 1803 erschien Savigny's „Recht des Besitzes" — nicht sofort herausfand unter den Vielen: so konnte es doch nicht fehlen, daß die große Macht, welche Savigny auf die jungen Gemüther auszuüben verstand, nicht auch ihn endlich ergriff und heranzog. Er war im Wintersemester 1802—1803 zum ersten mal sein Zuhörer, und blieb es bis Savigny im Sommer 1804 nach Paris abreiste. Savigny's Vorlesungen wurden ihm unvermerkt die liebsten. Er hörte nicht blos bei ihm, er prägte sich seine Mienen und Gebärden ein. Noch in den spätesten Jahren deutlich und bis in alle Kleinigkeiten war ihm der Marburger Savigny gegenwärtig, groß und schlank in grauem Oberrock, das dunkle Haar schlicht herabhängend.

Savigny pflegte in seinen Collegien den Zuhörern einzelne schwierige Gesetzesstellen zu schriftlicher Interpretation vorzuschlagen. Dies war der Anlaß zu persönlicher Bekanntschaft, das Ueberbringen der Arbeiten gab Gelegenheit zu Besuchen und vertrauterem Umgang. Savigny's Wohnung, das kleine unscheinbare Haus, die hellen und sonnigen Zimmer, die duftige Aussicht auf das Gießener Thal, auf Wiesen, Lahn und Gebirge, die Kupferstiche, welche in den Fensterecken hingen, und vor Allem die hohen Schränke mit der reichen Bibliothek: das Alles stand unaustilgbar in Jacob Grimm's Erinnerung fest. Er hatte bis dahin an Büchern empfindlichen Mangel gelitten, hier durfte er sich daran nach Belieben ersättigen.

Unnahbares Wesen und falsche Behandlung der Lehrer, auch kleine

Zurücksetzungen der Schule, welche einem zarten Gemüth so empfindlich sein mußten, hatten ihn in sich selbst zurückgetrieben, hatten ihn schüchtern und befangen gemacht. Seine Dürftigkeit und natürlicher Hang zur Einsamkeit mochten ihn auch in Marburg von dem Umgange der Altersgenossen ferner halten. Savigny in seiner gütigen Art und ruhigen sicheren Heiterkeit hob ihn durch seine bloße Existenz aus den Schranken der trümmerischen Dumpfheit, belebte durch ermunternde, theilnehmende Worte das Selbstgefühl des Jünglings, und wurde bald dem nur sechs Jahre später gebornen ein wohlwollender Freund und für alle Zeit treugesinnter Helfer. Bei Savigny war es dem jungen Studenten als ob er in reinerer Luft aufathmete, und wenn er von ihm kam schritt er freudig erregt über Stock und Stein springend nach Hause in sein kleines Stübchen. „Damals lag meine Seele offen vor Ihnen und ich hätte Ihnen Alles vertrauen können" schrieb Jacob Grimm nach beinahe funfzig Jahren an Savigny. Sein Herz war ergriffen und der Geist folgte wohin das Herz zog. Das Wehen von Savigny's milder Lehre weckte in ihm die wissenschaftliche Stimmung. Savigny und sein Wirken wurde des Schülers leuchtendes Vorbild. Der gelehrte Betrieb des römischen Rechtes begann ihn zu reizen. Das äußerst günstige Urtheil welches Savigny gleich über seine erste Arbeit fällte ließ ihn auf Erfolg hoffen, und konnte die Luft zum Vorsatz verstärken. Er hielt einige Zeit daran fest.

Es kam schließlich anders. Aber je weniger allgemeine Gedanken bis dahin in seinem Geiste Platz gegriffen, je weniger sich eine bestimmte Betrachtungsweise der Dinge bis dahin in ihm herausgebildet hatte: desto tiefer mußte Savigny's Lehre und Beispiel bei ihm eindringen, desto gewaltiger ihre Bedeutung für seine ganze künftige Richtung sich erweisen. Er schreibt später von Savigny: diesem Manne verdanke ich alle wissenschaftliche Anregung für mein Leben. Bei ihm lernte er, was damals so Vielen unbekannt schien, daß in keiner Wissenschaft dauernde Erfolge zu erringen sind als nur durch eine Fülle der Gelehrsamkeit. Bei ihm lernte er die Forderungen kennen, welche man an jede Wissenschaft, die den Namen verdienen soll, zu stellen berechtigt ist. Und als er später auf ein anderes Gebiet menschlichen Wissens seine Kräfte wandte, mußte das Bewußtsein dieser Forderungen so lange ein Gefühl der Unbefriedigung und ein Bedürfniß des rastlosen Weiterstrebens in ihm erzeugen, bis er dieselben erfüllen konnte. Wenn eine solche Wirkung vielleicht jeder seines Gegenstandes volle und seines Gegenstandes mächtige Lehrer geübt haben würde, so war doch Anderes Keinem wie Savigny eigen. Durch den Wust und Dunst der Doctrin hindurch zu den reinen und echten Quellen emporzusteigen; die behandelten Dinge weniger mit begrifflicher Schärfe, als

aus klarer und allseitiger Anschauung ordnen und gliedern; die einzelne Erscheinung durch alle ihre Gestalten geschichtlich verfolgen: das ist Savigny's Weise schon damals. Die Achtung vor dem historisch Gewordenen, die Unempfindlichkeit gegen Philosophie, die allzugroße Neigung, jede Person und Thatsache gleichsam auf ein besonderes Postament zu stellen und von ihren Bedingungen und Wirkungen abgelöst zu betrachten: das ist zwar später erst in Savigny deutlich zu Tage gekommen, aber liegt zu tief in seiner Natur, als daß man es nicht schon damals bei ihm voraussetzen dürfte. Alle diese Züge finden wir in Jacob Grimm wieder. Er besaß bereits, was ihm Niemand hätte geben können und was die Voraussetzung und Grundlage der aufgeführten Eigenschaften ist: einen Kopf welcher frei von aller Willkür, unverbildet durch frühe einseitige Neigungen, ausgerüstet mit einer natürlichen Beobachtungsgabe, und diese schon etwas geübt durch Botanisiren und Zeichnen, im Stande war, die Welt rein in sich zu ziehen und die Sachen zu sehen, als ob er sich keiner der tausend Brillen bediente, welche dem gewöhnlichen Menschengeiste die Geschichte aufgesetzt hat. Auf einen so beschaffenen wirkte jetzt Savigny ein, verwandt im innersten Wesen und dennoch ihm weit voraus. Wer möchte behaupten daß trotz der Berührung die spätere Aehnlichkeit zwischen beiden nur eine zufällige wäre? Aber freilich auch: wer möchte behaupten, daß Savigny dem Schüler Alles gegeben habe? Dies ist vielmehr das Eigenthümliche jeder Wirkung eines Menschen auf einen anderen, jeder Nation auf eine andere, daß nur Vorhandenes entwickelt, eine bereits begonnene Bewegung gelenkt werden kann. Die deutschen Schöffen in Magdeburg und Lübeck waren auf dem Wege das römische Recht oder ein sehr ähnliches selbständig zu entdecken, als es ihnen mit Einem Male und als ein Ganzes importirt wurde, und nun allerdings die Bewegung von der schon eingeschlagenen Bahn etwas abseits lenkte.

Die Bekanntschaft mit Savigny war die erste große Wendung in Jacob Grimm's Leben. Die zweite beginnt sich fast um dieselbe Zeit vorzubereiten. Im Jahre 1803 erschienen die „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet und herausgegeben von Ludewig Tieck." Der Bearbeitung selbst können wir keinen Geschmack abgewinnen. Aber die Vorrede ist schön und fortreißend. Die deutschen Lyriker des dreizehnten Jahrhunderts erfreuten sich einer poetischen Technik wie kein anderes deutsches Dichtergeschlecht. Eine Menge der reinsten Reime strömte ihnen zu. Sie waren unerschöpflich in den verschiedenartigsten und kunstvollsten Reimbindungen und Reimverschlingungen. Eine Unzahl der mannichfaltigsten Melodien und entsprechender Strophenformen ihrer stets gesungenen Gedichte tauchten auf, wurden eine Zeit lang gebraucht, mußten

neuen Melodien, neuen Formen weichen. Diesen Glanz und diese Pracht der Form wofür Tieck sehr empfänglich war, suchte er zu charakterisiren mit einem Enthusiasmus, über welchen Kältere lächeln konnten, der sich Gleichgestimmten mittheilen mußte. Er legt viel zu viel hinein und nimmt einen Zusammenhang der Form mit dem Inhalte an, der nur in den seltensten Fällen wirklich vorhanden ist. Tieck sucht außerdem eine vollständige Uebersicht der altdeutschen Poesie zu geben und knüpft daran Ausblicke auf italienische Poesie, auf Cervantes, auf Shakspeare. Uns ziemt es, schrieb einer der edelsten und unglücklichsten Deutschen schon 1791, — uns ziemt es, da wir mit unserer Thätigkeit und unserem Ideenreichthum die Erde gleichsam umfassen, jede Spur des Wirkenden in und außer uns aufzusuchen und in dieser Absicht alle jene Blumen sorgfältig zusammen zu lesen, die der Genius der Dichtkunst über die ganze bewohnbare Kugel ausgestreut hat. Die Romantiker, die Schlegel, Tieck hielten diesen Gedanken fest. Die Erforschung und Wiederbelebung aller jemals gewesenen Poesie blieb ihr stetes Augenmerk. Davon waren Tieck's Minnelieder eine einzelne Anwendung. Jacob Grimm las das Buch und fühlte sich mächtig bewegt.

Er stand in dem Alter von achtzehn Jahren, wo die wechselnden Tagesströmungen noch mit unserem Herzen spielen wie die Winde mit unserem Haar; wo das Licht das die Welt in unser Gemüth wirft noch ganz aufgesogen wird; wo wir dennoch dicht vor dem Augenblicke stehen in welchem dies ungebrochene Dasein sein unvermeidliches Ende finden, die Seele ihre eigenthümliche Farbe annehmen muß. Noch reichen in ihr sich alle Erden- und Himmelsgeister friedlich die Hände und haben als Gleiche unter Gleichen ihr Wesen. Da plötzlich ein unerwarteter Druck, eine Hülfe von außen, ein kurzer Kampf: und Einer gebietet unumschränkt über alle. Eben waren die altdeutschen Studien im Begriffe aus dem Schooße des geistigen Gesammtlebens der Nation sich loszuringen. Sie leuchteten noch nicht in der schlichten Anmuth ihrer natürlichen Schönheit. Dafür strahlten sie in dem überirdischen Glanze, welchen menschliche Thorheit und menschliche Einbildung um das Neue, erst Werdende zu spreiten pflegt. Sie waren wie ein Prätendent der sich ein Heer sammelt um eine Krone zu erringen. Wie Viele ließen ihr bisheriges Heimwesen im Stich um ihrem Dienste zuzuströmen. Aber entfernt nicht alle Erwartungen vermochten sie zu befriedigen. Gar Manche wurden daher lässig im Dienst, gar Manche kehrten auf halbem Wege um und eilten zu ihren alten Beschäftigungen zurück, oder suchten bei neuen Unternehmungen besseres Glück. War es ein Wunder daß auch eine junge Kraft, noch unberührt und ungebraucht, sich gewinnen ließ, dann so viel treuer aus-

harrte, als die anderen und so viel höheren Lohn empfing? Zu den juristischen Studien als solchen hatte Jacob Grimm kein inneres Verhältniß, sie waren ihm nur durch Savigny's Persönlichkeit werth geworden. In seinem Innersten lag ein Schatz von Poesie und Heimathsgefühl den die Natur und gute Menschen in ihm aufgehäuft hatten. Daran mußte er gefaßt werden. Hätten seine Lehrer in Kassel ihm von dieser Seite her das Antike nahe zu bringen verstanden, so würde das römische Recht ganz anderen und günstigeren Boden in ihm angetroffen haben. Savigny hatte das Schiffchen seiner Seele flott gemacht, aber der Platz am Steuer war noch frei. Jetzt wurde er besetzt. Die veränderte Richtung wurde nicht sogleich mit Entschiedenheit eingeschlagen, aber ihr langsam zugestrebt ohne eine einzige Bewegung zurück. Die deutliche Vorstellung von dem Ganzen einer Wissenschaft hatte Jacob Grimm bereits und liebte sie als ein Feld künftiger Thätigkeit. Jetzt gaben ihm die „Minnelieder" Einblick in eine Wissenschaft welche zu allem Reiz des Poetischen und des Heimischen auch den Reiz leichter Zugänglichkeit und leichter Erfolge schmückte. Wenige Vorgänger und keine namhaften Leistungen. Alles schien der lebenden Generation aufbehalten. Mußte ihn diese Aussicht nicht locken?

Es war kein bedeutungsloser Moment als er einst in Savigny's Bibliothek Bodmer's Sammlung der Minnesänger erblickte und, durch Tieck darauf gespannt, sie ergriff und aufschlug. Er wagte noch nicht das Buch zu entleihen, aber der Eindruck haftete fest. Die Lust blieb wach, in dies seltsame halb unverständliche Deutsch einzudringen und die alten Dichter näher kennen zu lernen. Sein Leben von da an hat keine weitere Bedeutung mehr, als inwiefern es diese Neigungen förderte oder sie hemmte.

Im Januar 1805 — er studirte noch in Marburg — ließ ihn Savigny auffordern nach Paris zu kommen und ihm bei den Vorarbeiten zu seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter zu helfen. Jacob Grimm beeilte sich diesem Rufe zu folgen, und traf anfangs Februar in Paris ein. Wie förderlich ihm der dauernde Umgang mit Savigny gewesen sein muß, läßt sich denken. Dabei hatte er Gelegenheit die Bibliotheken auch auf eigene Rechnung zu benutzen und manches seltene Buch zu erwerben. Natürlich ließ er sich auch die große Handschrift der Minnesänger zeigen deren Bodmer'schen Abdruck er kannte, um ihre interessanten Bilder zu bewundern und schon um Einiges auszuschreiben.

Im October 1805 war er wieder in Kassel, wohin seine Mutter sich unterdessen gezogen hatte, wohin jetzt auch Wilhelm von der Universität zurückkehrte. Etwa im Januar 1806 wurde er als Secretariats-Accessist kurfürstlichen Kriegscollegiums angestellt mit Hundert Thalern Gehalt, Uniform, Degen, Puder und Zopf. Je weniger ihm die viele und geist-

lose Arbeit behagte welche ihm hier auferlegt war, desto sicherer konnten seine anderweitigen Neigungen um sich greifen. Den Gedanken sich dem wissenschaftlichen Betriebe des römischen Rechtes zu widmen hatte er fallen lassen müssen und wohl auch gerne fallen lassen. Aber jetzt wandte er alle seine Muße dem Studium der deutschen Poesie des Mittelalters zu. Und als unter der französischen Occupation die Plackerei des Dienstes zu arg wurde, nahm er seine Entlassung und suchte bei der öffentlichen Bibliothek anzukommen. Das schlug fehl. So blieb er ungefähr ein Jahr lang ohne Amt. Es war eine traurige Zeit. Um ihn her das vaterländische Elend, keine Stellung, keine tägliche Arbeit, in deren Aufreibung er es hätte vergessen können. Und zu alledem im Mai 1808 der Tod seiner Mutter. Hätte sie nur wenige Monate noch erlebt, so wäre ihr die Befriedigung geworden ihren ältesten Sohn versorgt und in einer Lage zu wissen in welcher er auch für seine jüngeren Geschwister sorgen konnte. Er wurde durch Johannes von Müller's Vermittelung Privatbibliothekar des Königs Jerome, bald auch Beisitzer im Staatsrath, mit einem ansehnlichen Gehalt. Seine Amtsgeschäfte waren äußerst geringfügig. Von Gesellschaften hielt er sich wie Zeitlebens fern. So weilte er mit kleinen Unterbrechungen über seinen Büchern, bei unseren alten Dichtern. Diese für seine ganze Entwickelung und für die Ausbreitung seiner Kenntnisse so glückliche Zeit dauerte bis gegen Ende 1813. Wilhelm durchlebte sie neben ihm, mit ihm, in gemeinsamen Arbeiten. Auch seine Richtung auf altdeutsche Literatur und Sprache hatte sich unterdessen entschieden, die juristischen Studien waren spurlos an ihm abgeglitten. Die Jahre der Freiheitskriege rissen die beiden auf eine kurze Zeit auseinander.

Ende 1813 kehrte der Kurfürst zurück. Es war derselbe über dessen Vertreibung, nach Schlosser's Ausdruck, sich alle Menschen und wahrscheinlich auch die Engel im Himmel gefreut hatten. Dennoch bewährte sich selbst an ihm die Langmuth der Völker. Die Anhänglichkeit welche sein Geiz, seine Habsucht nicht hatte ersticken können, war auch unter der Fremdherrschaft wach geblieben. Als er zurückkehrte, spannte das Volk die Pferde aus und zog seinen Wagen der mit Blumengewinden behangen war „nicht mit einem tobenden, für den Augenblick erregten Eifer," sagt Wilhelm Grimm, „sondern wie Jemand der ein langentbehrtes, von Gott wieder gewährtes Gut in die Heimat zurückführt." Die Brüder theilten diesen Enthusiasmus. Sie liefen an dem offenen Wagen durch die Straßen hin.

Jacob stand doch noch gut angeschrieben, seine Tante war erste Kammerfrau der Kurfürstin. Der allgemeinen Rückwandelung der Dinge auf den Stand vor sieben Jahren entging freilich auch er nicht. Das

reſtaurirte Regime kannte keinen Bibliothekar Grimm. Aber der Kriegsſecretariats-Acceſſiſt Jacob Grimm wurde zum Legationsſecretair befördert. Er war als ſolcher zweimal in Paris, dazwiſchen auf dem Congreß in Wien. Seine Geſchäfte erledigte er gewiſſenhaft, aber ohne eigentliche Theilnahme daran. Die Hauptſache war ihm, alle freien Stunden auf die Benutzung der Bibliotheken zu verwenden, deren ihm nun auf wiederholten Reiſen viele zugänglich wurden. Auch wenn ihm nicht längſt andere Lebensziele vorgeſchwebt hätten, würde ihn die Diplomatie nicht angezogen haben. Er meinte, auch bei einem ruhigen Ort und in Friedenszeit müſſe das diplomatiſche Fach zu viel langweilige Bekanntſchaften herbeiführen. Höchſtens in einer Zeit wie die damalige glaubte er etwas leiſten zu können, wenn er mit einfachen Leuten wie Stein zuſammenkäme. Aber ſein Entſchluß ſtand feſt, ſobald es irgend möglich, wieder zu dem ſtilleren Leben des Gelehrten zurückzukehren. Als er daher bei dem Bundestag in Frankfurt angeſtellt werden ſollte, bedachte er ſich keinen Augenblick die Stelle abzulehnen. Er wurde den 16. Mai 1816 zweiter Bibliothekar an der Kaſſeler öffentlichen Bibliothek, wo ſeit 1815 Wilhelm Secretair war. Von da an haben ſich die Brüder auf längere Zeit nicht mehr getrennt. Das Ziel ihrer Wünſche war erreicht. Bei mäßigen Bedürfniſſen ſtrebten ſie trotz geringen Gehalts nicht höher und weiter. Sogar einen Ruf nach Bonn, welcher im Jahre 1816 von Eichhorn, wie es ſcheint durch Savigny, an ſie gelangte, lehnten ſie ab ohne davon viel Aufhebens zu machen, ohne im mindeſten Vortheil daraus zu ziehen. Eine Profeſſur würde ſie mehr in Anſpruch genommen haben als ſie ihren Arbeiten zu Liebe gewünſcht hätten. Und als gute Heſſen wollten ſie in ihrem Geburtslande leben und ſterben. Dieſe Kaſſeler Jahre von 1816 bis 1829 nennt Jacob die ruhigſte, arbeitſamſte und vielleicht auch die fruchtbarſte Zeit ſeines Lebens. In der That war ſie die wichtigſte für die Geſchichte der altdeutſchen Philologie. Es war die Zeit in welcher für das Studium der deutſchen Sprache und des deutſchen Alterthums eine neue Epoche anbrach. In das Jahr 1816 fällt eine Anzahl von Publicationen, welche nach verſchiedenen Seiten hin für bahnbrechend gelten müſſen, mit welchen die erſten ebenbürtigen Mitarbeiter auf dem Gebiete der altdeutſchen Philologie ſich mit ihren erſten bedeutenden Arbeiten neben die Brüder hinſtellten. So mag dies der Punkt ſein, an welchem wir zurückſchauen auf die bisherigen Leiſtungen der Brüder, auf die Leiſtungen ihrer Zeitgenoſſen, auf die Leiſtungen ihrer Vorgänger.

Die Entwickelung der altdeutſchen Philologie läßt ſich mit der Geſchichte der Landſchaftsmalerei vergleichen. Wie dieſe zuerſt im Gefolge

der hiſtoriſchen auftritt nebenſächlich und beiläufig, dann allmählich die Figuren zur Staffage herabdrückend oder ganz verbannend, mit noch mangelhaftem Auge für die wahre Geſtalt der Dinge, anfangs nur das Schroffe und Steile, das Weite und Fernſichtbare darſtellt, hierauf erſt der realiſtiſchen Landſchaft ſich nähert und ſie endlich erfaßt: ſo wurde die altdeutſche Philologie durch verſchiedene Hinterthüren — der Geſchichte, der Theologie, der Jurisprudenz, der Aeſthetik, der allgemeinen Literaturwiſſenſchaft — nebenher in die deutſche Wiſſenſchaft eingeführt; wagte ſich dann als ſie ihrer ſelbſt ſich bewußt zu werden anfing gleich an ihre höchſten Probleme, und ſuchte die tiefſten und weitverzweigteſten Urſprünge zu enthüllen; mußte aber ſchließlich in beſcheidener Arbeit, vom Kleinſten langſam aufſteigend, ſich die Kräfte ſammeln zum Größten, dem ſie nun erſt energiſch zuſtreben konnte.

Das Fortleben der Literatur der großen Staufer Zeit war bis in's ſechzehnte Jahrhundert niemals ganz unterbrochen geweſen. Noch Kaiſer Max ließ eine Anzahl der vorzüglichſten Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts neu abſchreiben. Am Vorabende der Reformation begannen die Deutſchen ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen. Hier liegen die Anfänge unſerer Geſchichtswiſſenſchaft. Auch hier Kaiſer Max voran, dieſer Wunderliche, Liebenswürdige, Vielſeitige, Unermüdliche. Er regt die Arbeiten der Celtes, Peutinger, Stabius an, wie der Freiherr von Stein die Monumenta Germaniae. Der von ihm gegebene Anſtoß zur Veröffentlichung unſerer alten Hiſtoriker wirkte ununterbrochen fort. Nicht ebenſo ſeine Liebe zu den alten Gedichten. Jener kündigt eine neue Zeit an: dieſe iſt der letzte Nachklang der hingeſchwundenen. Die edelſten Erzeugniſſe unſerer mittelalterlichen Poeſie blieben vergeſſen bis tief in's vorige Jahrhundert. Das einzige Nibelungenlied taucht zuweilen bei Hiſtorikern auf, weil es wegen ſeiner geſchichtlichen und geſchichtlich geglaubten Namen, Attila, Dietrich, Rüdiger u. ſ. w. für eine hiſtoriſche Quelle angeſehen wurde. Manche andere altdeutſche Dichtungen welche noch lange in moderniſirten Texten gedruckt und wiederholt aufgelegt wurden, kümmerten die vornehmen Gelehrten nicht.

Die gelehrten Publicationen, die um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts beginnen, trafen lauter Denkmäler von einem gewiſſen Werth durch ihre Sprache, ziemlich werthlos nach ihrem Gehalt: wie ſie den Herausgebern beim Durchſtöbern lateiniſcher Handſchriften in ſolche zufällig eingeſtreut begegnet waren. Das Motiv dieſer Veröffentlichungen iſt meiſt kein anderes als das ſehr oberflächliche: den Leſern hiſtoriſcher und kosmographiſcher Werke eine Vorſtellung von der älteſten deutſchen Sprache zu geben, oder wohl auch um den Beweis zu führen daß die

alten Franken wirklich deutsch gesprochen hätten. So war die Begierde nach möglichst altem und seltsam klingendem Deutsch geweckt und machte sich in den zunächst folgenden Zeiten fast zwei Jahrhunderte lang geltend. Hierzu trat das alles Andere überwiegende theologische Interesse welches ebenfalls nicht auf die Werke der eigentlichen Blütheperiode der alten Poesie, sondern hauptsächlich auf die Dichtungen und Prosaschriften der karolingischen bis zur fränkischen Epoche führte. Größere Werke kamen nun bald an die Reihe. 1571 wurde Otfried's Evangelienbuch zum ersten Male gedruckt, 1598 Williram's Paraphrase des hohen Liedes. Die Ausgabe des Otfried protegirte das Haupt der strengen Lutheraner, der streitfertige Gegner Melanchthon's, Mathias Flacius: er meinte in Otfried einen alten Zeugen für die lutherische Lehre zu finden, die guten Werke seien zur Seligkeit nicht nothwendig. Der eigentliche Herausgeber war ein Augsburger Arzt: wie zwei Jahre vorher ein Kölner Arzt das gothische Vaterunser edirt hatte.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts waren besonders die Historiker Melchior Goldast und Marquard Freher, beide auch schon der historisch wichtigeren alten weltlichen Poesie geneigt, und neben ihnen der Jesuit Brower, der Geschichtschreiber von Fulda und Trier, für die Publication alter Denkmäler unserer Sprache thätig. Mit dem dreißigjährigen Kriege trat eine große Unterbrechung ein. Nur der Wormser Buchhändler Vögelin hatte den Muth, aus Freher's Nachlasse Einiges zum Druck zu befördern. Und Opitz suchte durch die Ausgabe des Annoliedes, er und andere schlesische Dichter durch Modernisirungen, Citate und sonstige Hinweisungen unsere alte Poesie ihren Zeitgenossen nahe zu bringen.

Neue allgemeinere Regsamkeit zeigt sich zuerst wieder in den sechziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts. Mehrere höchst merkwürdige Sprachdenkmäler kamen damals an's Licht: das sächsische Taufgelöbniß, das Lied von Christus und der Samariterin, die Freisinger Exhortation. Vor Allem aber die gothische Bibelübersetzung welche Franz Junius herausgab. Junius, ein in Heidelberg 1589 geborner Franzose, hatte sich erst um die Mitte des Jahrhunderts, in weit vorgeschrittenem Alter also, diesen Studien gewidmet, und sie mit jugendlichem Feuer, mit bewunderungswürdiger Kraft gepflegt. Er lebte meist in Holland und England. Das Angelsächsische war das erste Ziel seines schönen Eifers. Daran schloß sich das Friesische und Altdeutsche, endlich das Gothische. Er sammelte einen reichen Schatz von Gelehrsamkeit und ließ 1655 der Welt die ersten Proben davon sehen. Die gothische Bibel erhielt er durch seinen Neffen Isaak Vossius. Sie erschien 1665.

In drei Jahrzehenden bis gegen Ende des Jahrhunderts war dann

ein Stillstand bemerklich. Hierauf in drei weiteren Jahrzehenden wuchs allmählich die Luſt an den Gegenſtänden, und vermehrte ſich die Zahl der Theilnehmenden: bis dieſe faſt ausſchließlich der älteſten, vorſtaufiſchen Literatur gewidmeten Bemühungen um 1730 zu einem einſtweiligen Abſchluß gelangten. Denn von geringfügigen Nachträgen durch Liturgiker und Theologen abgeſehen, hat das Material zur Kenntniß jener Periode unſerer Literaturgeſchichte erſt in unſerem Jahrhundert wieder beträchtliche Vermehrung und Vervollſtändigung erhalten. Schilter, Roſtgaard, Palthen, von Stade, Eckhart, Pez, Scherz ſind die Namen derjenigen welche ſich in den letzten Jahren des ſiebzehnten, und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts darum beſonders verdient machten. Der Straßburger Juriſt Schilter war durch das Studium der germaniſchen Volksrechte zu der alten Sprache geführt worden. Eckhart, Leibnitz' Freund, dann Convertit, erſt hannöverſcher, dann biſchöflich würzburgiſcher Hiſtoriograph, durch die karolingiſche Geſchichte. Der öſterreichiſche Benedictiner Pez durch die geiſtliche Literatur des Mittelalters, zu deren Wiederbelebung die franzöſiſchen Benedictiner das Beiſpiel gegeben hatten. Die Thätigkeit aller dieſer Gelehrten beſchränkte ſich auf meiſt buchſtäbliche Textabdrücke, auf deren ſprachliche und ſachliche Commentirung, auf Anfertigung von Wörterbüchern. Nur Eckhart ſchritt über dieſen Kreis hinaus bis zu mythologiſchen Erörterungen fort, denen wer ſie kennt Lob nicht verſagen wird. Die hiſtoriſche Grammatik welche gleichzeitig in England durch Hickes die erſte bedeutende Pflege fand, mußte in Deutſchland noch ganz zurückſtehen und blieb mit wenigen Ausnahmen unangebaut auch während des achtzehnten Jahrhunderts und des beginnenden neunzehnten: bis auf Jacob Grimm's deutſche Grammatik.

Dieſe ganze zweite Periode der altdeutſchen Philologie, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Anfang nimmt, trägt in Bezug auf den Umkreis und Geiſt der gelehrten Thätigkeit noch denſelben Charakter wie die abgelaufene und eben beſprochene. Aber der Inhalt derſelben, die Objecte der Forſchung werden weſentlich andere. Und die Kraft ihres Betriebes erreicht ſtufenweiſe eine Intenſität wie niemals vorher. Die Poeſie der Staufiſchen Zeit tritt ſogleich in den Mittelpunkt. Daneben lockt das deutſche Heidenthum, die Germanen des Tacitus. Die alte isländiſche Dichtung in der man Erſatz ſuchte für den untergegangenen Reichthum einheimiſcher mythologiſcher und Heldenlieder, endlich traten auch Hans Sachs und die übrige Reformationsliteratur in den Kreis deſſen was die Zeit unter Altdeutſch begriff.

Der Trieb zur Vervollſtändigung ihres Materials liegt in jeder Wiſſenſchaft. Und die Wendung zu neuen Gebieten der Arbeit tritt mit

dem Augenblicke ein wo eine gewisse Anzahl ursprünglich vorschwebender Aufgaben ihre Erledigung gefunden haben, oder sich ihrer Erledigung nähern. Ja schon die bloße gesteigerte Wärme des Eifers läßt mit größerer Begier alles irgend Erreichbare erfassen und in den Kreis der gelehrten Bemühungen ziehen. So waren im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts Goldast und Freher auf die alten Lyriker geführt worden, so machten im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Schilter und der gleichfalls schon erwähnte Straßburger Professor Scherz den Uebergang zu der Poesie der Staufischen und späteren Zeit. Dort hemmte der dreißigjährige Krieg die weitere Entwickelung. Hier förderte sie eine Reihe von günstigen Umständen. Wie verschieden auch die Wege gewesen waren auf welchen bis dahin die Gelehrten in unsere alte Sprache und Literatur gelangten, wie sehr diese Studien bei manchen eine Nebenbeschäftigung blieben: längst war doch die selbständige Freude daran und nicht die zufällige Brauchbarkeit zu anderen Zwecken das Motiv geworden das sie dabei ausharren ließ. Man darf sagen: diese Studien hatten in dem gelehrten Gesammtbewußtsein bereits eine Stelle, wenn auch eine äußerst bescheidene noch. Wem deutsche Sprache und deutsche Literatur überhaupt am Herzen lag, der blickte auch schon auf die altdeutsche Sprache, auf die altdeutsche Literatur hinüber. Die deutschübende poetische Gesellschaft zu Leipzig zum Beispiel setzte sich unter Anderem vor auch die deutschen Dichter der alten und mittleren Zeiten zu untersuchen. Und Gottsched der ihr Senior war brachte in seinen Zeitschriften und in Programmen etwas Aehnliches theilweise zur Ausführung. Aber was er that, war herzlich wenig. Berichte über einschlägige neue Bücher und über einige altdeutsche Dichtungen und Prosadenkmäler: nichts weiter. Nur zeigt sich auch an ihm, daß die Kunstlehre, die Poetik schon in ihren ärmlichen Anfängen den historischen Zug hatte, der später so folgenreich wurde, indem seine Bestrebungen für die Hebung des Dramas ihn zu dem älteren deutschen Theater und zu wirklich bedeutender Kenntniß desselben führten. Ohne solches Interesse, aber mit gleichem Sprachpedantismus und gleicher Geschmacksbeschränktheit stand Gottsched's Geistesverwandter Adelung (geboren 1734, gestorben 1806) dem Altdeutschen noch fremder gegenüber als er, und dennoch — so einleuchtend war bereits die Wichtigkeit der Sache und so groß ihre Anziehungskraft — nicht ganz fremd.

Bei weitem anders und bei weitem entscheidender als Gottsched wirkte Bodmer und sein auch hierin ihm verbündeter Breitinger. Sie betonten das Recht der Phantasie gegenüber dem Verstande. Sie liebten und bewunderten oder genossen doch Milton, Ariost und Tasso. Sie gingen nicht auf Regeln für die poetische Production aus; ihnen schwebte kein

Ideal von tiefer Correctheit vor. Ihre Kunstanschauungen hinderten sie durch nichts, jedes Schöne sofern es in ihren Gesichtskreis trat, anzuerkennen und zu lieben. Die altdeutsche Literatur lag ihnen aber näher als vieles Andere. Bodmer war Professor der schweizerischen Geschichte in Zürich. Seine historischen Studien konnten ihn auf die alte Poesie führen. Historiker waren seine hauptsächlichsten Vorgänger gewesen. Der schweizerische Chronist Tschudi interessirte sich für das Nibelungenlied, wovon er eine Handschrift besaß; Goldast war für die Lyriker thätig. Bodmer, Aesthetiker und selbst Poet, mußte von diesen Gedichten viel tiefer ergriffen werden. Seines verehrten Opitz Vorbild und selbst seines Gegners Gottsched Anregungen konnten ihn ebendahin leiten und darin bestärken. Die vielen alterthümlichen Elemente des schweizerischen Dialekts mußten ihm den Zugang dazu erleichtern. Wenn er sich schon bewußt war, „welches Licht die Gemüthsart, die Denkart, die Sitten, die Manieren in der Historie einer Nation aufstecken, was für Einfluß diese Sachen in die öffentlichen Geschäfte, in die wichtigsten Thaten derselben haben" und wie unsere Minnesänger — so nannte er insgemein die alten Lyriker — über diese Punkte die vollkommensten Nachrichten geben: so war doch nicht dies für ihn das eigentlich Anziehende an ihnen. Er rühmt die höflichen Sitten, die zärtlichen Empfindungen, die ehrliebenden, menschenanständigen Gedanken, die naive Ausbildung, die man darin finde. Auch handelte er von der Artigkeit in den Manieren der Mädchen die von den schwäbischen Dichtern besungen werden, von der aus diesen bestätigten Wahrheit daß die Liebe, die mit Hoffnung begleitet ist, einen Gefallen am Geistreichen habe, und von Aehnlichem in besonderen Aufsätzen. Aber das Wichtigste scheint uns die wenn auch entfernte Verwandtschaft, in welcher die Poesie der Minnesänger mit der neu sich bildenden Lyrik von damals steht. Es war die Zeit zu welcher Hagedorn im Natur- und Liebeslied eine freiere Weise, unmittelbareren Ausdruck der Empfindung anstrebte. Auch war Hagedorn einer der ersten, die sich für die Minnesänger interessirten. Und Gleim, Michaelis, der Pastor Lange und seine Freunde, folgten ihm darin nach. Die Dichter des Göttinger Bundes studirten sie eifrig. Allen diesen, an Goethe gemessen, fehlt das Individuelle, Durchlebte, das eigenartig Gefühlte und doch an Ideen zur Allgemeinheit Hinaufgeläuterte: eben wie den Minnesängern. Daher die Anlehnung. Die altdeutschen Lyriker erhielten eine Stelle neben Horaz und Anakreon.

Bodmer hatte durch Scherz zuerst ausführliche Mittheilungen aus der Pariser Handschrift der Minnesänger erhalten. Derselbe Scherz machte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einen Theil der Fabeln des Bo-

nerius bekannt. Die Vorliebe Bodmer's und Breitinger's für die aesopische Fabel ließ auch diese Anregung bei ihnen nicht verloren gehen. Dazu trat „das allervollkommenste Hauptwerk der Poesie" wie sie es nannten, das Epos, repräsentirt durch das Nibelungenlied und den Parzival. Und Bodmer's Betriebsamkeit nahm schon andere Gedichte in Aussicht: die Aeneide Heinrich's von Veldeck, den Trojanerkrieg Conrad's von Würzburg, den welschen Gast. Von noch anderen sonst hatte er sich die Handschriften verschafft. Er setzte jeden für die altdeutsche Literatur in Bewegung, der sich dafür irgend gewinnen ließ. Seine altdeutschen Publicationen beginnen nicht lange nach seinen historischen, 1748. Die wichtigsten und größeren Ausgaben jedoch fallen erst in die Jahre 1757—59: der Bonerius, das Nibelungenlied, die Minnesänger. Wenige Jahre früher hatte Bodmer den Parzival bearbeitet, einige Jahre später erschien „die Rache der Schwester," eine Bearbeitung des Nibelungenliedes in Hexametern. Ihr folgte 1774 eine gleiche Bearbeitung des Wilhelm von Oranse. Und noch 1781 eine freie Uebersetzung einiger Stücke des Nibelungenliedes im Balladenton.

Unabhängig von Bodmer war der große Lobredner der guten alten Zeit, war Justus Möser auch mit der alten Poesie bekannt geworden. Es bezeichnet ebensosehr seine Begeisterung für alles Vaterländische, wie den Stand völliger Kindheit, in welchem sich das Studium der älteren vaterländischen Literatur noch befand, daß Möser gegen Ende der vierziger Jahre den Plan fassen konnte, eine allgemeine Ausgabe aller deutschen Poeten, welche bis Ende des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben haben, zu unternehmen. Er mußte bald genug davon abstehen und hat auch beinahe nichts zur allmählichen Verwirklichung dieses Planes beigetragen. Mehr geschah dafür durch eine Reihe von Männern, die zwischen 1735 und 1743 geboren, zu Ende der fünfziger Jahre in dem Alter standen, in welchem wir ganz besonders neuen bestechenden Eindrücken zugänglich sind. Man darf sie als Bodmer's eigentliche Nachfolger betrachten. Im Uebrigen ist von den Eschenburg, Michaeler, Myller, Oberlin, Reinwald eben nichts Sonderliches zu berichten. Ihre hauptsächlichsten Arbeiten fallen erst in die letzten siebziger und ersten achtziger Jahre. Durch Myller insbesondere wurde damals eine beträchtliche Anzahl der besten Poesien des dreizehnten Jahrhunderts, freilich sehr fehlerhaft, edirt. Diesen Gelehrten reiht sich von älteren der Pfarrer Fulda an als Kenner des Gothischen, und der Hamburger Professor Gottfried Schütze, so wie der Gottschedianer und Kasseler Hofpoet Casparson als Herausgeber altdeutscher Gedichte.

Aber was sollen uns die todten Namen! Auch Lessing blieb nicht

unberührt. 1758 schrieb er die Vorrede zu Gleim's preußischen Kriegsliedern, und dazu sammelte er Verschiedenes von den alten deutschen Schlachtgesängen und Soldatenliedern. Ja er las sogar das alte Heldenbuch und diese Lectüre führte ihn dann weiter auf das Nibelungenlied, das soeben erschienen war und worauf er sich verschiedene Züge anmerkte, die, wie er sich ausdrückt, von dem kriegerischen Geiste zeugen der unsere Vorfahren zu einer Nation von Helden machte. Beiläufig sah er aber auch „daß die Herren Schweizer eben nicht die Geschicktesten sind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungsart herauszugeben." Sie hätten in dem beigefügten Glossar unverantwortliche Fehler gemacht, schrieb er. Als dann seine Vorrede wirklich herauskam, machte er keinen großen Gebrauch von diesen Studien. Doch verglich er Gleim mit den Barden und Skalden. Jene galten ihm wie seiner Zeit überhaupt für die ältesten deutschen Dichter, Karl der Große habe ihre Lieder gesammelt. Die nordische Skaldenpoesie und „das jüngere Geschlecht von Barden aus dem schwäbischen Zeitalter," ihre naive Sprache, ihre ursprünglich deutsche Denkungsart müsse Derjenige kennen der über Gleim's Kriegslieder urtheilen wolle.

Wenigstens glaubte Lessing bei dieser Gelegenheit die ältere Sprache mit Geläufigkeit lesen gelernt zu haben. Und das Heldenbuch fesselte ihn noch länger. Er schrieb einen ganzen Folianten darüber zusammen um die Meinungen Goldast's und Grabener's (welcher eine Folge von Programmen darüber herausgegeben hatte) zu bestreiten. Unglücklicher Weise war ihm der größte Theil dieser Materialien verloren gegangen. Was davon erhalten ist, zeigt indeß große Fehlgriffe. Andere Veranlassungen führten ihn wiederholt auf die frühere deutsche Literatur zurück. Seine Arbeiten zur Geschichte des Epigramms auf den Logau. Seine Arbeiten zur Geschichte der aesopischen Fabel auf den Boner[ius] und Haug von Trimberg. Auch den Andreas Scultetus, von welchem ihm zufällig einiges Treffliche in die Hände gekommen war, zog er wieder hervor. Und daß er auf den Faust als Stoff zu einem Drama gerathen war, mag man gleichfalls hierher rechnen. Besonders in Wolfenbüttel hatte er oftmals Ursache sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Seine Beiträge zur Geschichte und Literatur, seine Briefe an Eschenburg, sein literarischer Nachlaß, seine Collectaneen legen davon Zeugniß ab. Gleim schreibt einmal von „vortrefflichen Resten des alten deutschen Verstandes," die ihm Lessing gezeigt habe; er bedauerte in den „Beiträgen" nicht mehr von seinen lieben alten Minnesängern zu finden; und als er 1773 seine „Gedichte nach den Minnesängern" herausgab, that er Lessing davon Meldung mit den Worten: Auch Ihnen wollt' ich's geheim halten, daß eine

vaterländiſche Muſe mich begeiſtert hat, Ihren Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts einige Lieder in unſerer härteren Sprache nachzuſingen. Endlich ſei noch erwähnt daß Leſſing ſchon den Plan zu einem deutſchen Wörterbuche gefaßt und dafür zu ſammeln begonnen hatte. Wörterbücher zu allen unſeren guten Schriftſtellern, wie er ſelbſt mit Ramler eines zum Logau anfertigte, ſchienen ihm der erſte nähere Schritt dazu. Ueberſchlägt man dieſe ganze Thätigkeit, ſo kann man den Mangel an Einheit und Zuſammenhang nicht leugnen. Man wundert ſich auch wohl daß Leſſing wie es ſcheint ohne ſonderliche Theilnahme an dem Nibelungenlied vorübergegangen iſt. Aber er müßte nicht Leſſing geweſen ſein wenn er viel Geſchmack daran hätte finden können. Drängte ſich ihm der Vergleich mit der Ilias auf? Er war ſo weit weg noch von der heutigen Anſchauung des Epos wie alle Welt damals. Und es iſt ihm vielleicht nicht entfernt zu Sinne gekommen daß den Nibelungen eine ähnliche Bedeutung beiwohne in der Geſchichte der deutſchen Literatur wie dem Homer in der griechiſchen. Wenn ihm aber der Gedanke durch die Seele flog, durch dieſe Seele in welcher die homeriſchen Gedichte als epiſches Ideal feſtſtanden, wie konnte eine Poeſie dagegen aufkommen welcher gerade das fehlte was Leſſing an der homeriſchen zu bewundern gewohnt war: die Ausführlichkeit der Darſtellung, die ſinnliche anſchauliche Fülle des Details? Vollends das Nibelungenlied in der überlieferten Geſtalt, mit dieſer Unzahl elender und erbärmlicher Partien, mit dieſem ganzen Kram den eine ſchnell geänderte Geſchmacksrichtung durch ihre unwürdigſten Träger ſchon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ihm aufgehängt hat? Vor Allem aber: Leſſing war eine überwiegend praktiſche Natur. Er ſah, wo es Noth that und legte gleich Hand an. Was ſollte ihm zur Polemik gegen die Franzoſen, zur Polemik gegen die beſchreibende Dichtung, zur Polemik gegen die Pfaffen, gegen Aftertheologie und Aftergelehrſamkeit: was ſollte ihm dazu das Nibelungenlied? Der Reformator Leſſing, unſer Leſſing, hatte nichts damit zu thun. Der Polyhiſtor Leſſing, der Leſſing des achtzehnten Jahrhunderts, widmete dieſen Dingen neben anderen ein flüchtiges Intereſſe.

Leſſing's Stellung zur altdeutſchen Literatur iſt vorbildlich. Vorbildlich für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt. Sie hat weniger dauernde wiſſenſchaftliche Gründungen aufzuweiſen, als die nothwendigen und unmittelbaren Vorausſetzungen zu ſolchen Gründungen. Die heutige Geſchichtswiſſenſchaft iſt nicht von Möſer begründet: aber wie wäre ſie möglich ohne ihn? Die heutige Literaturgeſchichte iſt nicht von Herder begründet: aber wie wäre ſie möglich ohne ihn? Die heutige Theologie iſt nicht von Reimarus begründet: aber wie wäre ſie möglich

ohne ihn? Es ist eine zu große Anzahl von Tendenzen welche sich gegenseitig hemmen und verdunkeln, weil sie meist alle in Einem Kopfe neben und durch einander arbeiten. Doch giebt es eine Rangordnung unter diesen Tendenzen. Und sie richten sich nach ihrer praktischen Wichtigkeit. Darum stehen die Studien des klassischen Alterthums allen übrigen voran. Darum beobachtet man in ihnen seit Winckelmann's Geschichte der Kunst und Lessing's Laokoon einen stetigen ununterbrochenen Proceß, ein vollkommeneres Ineinandergreifen und Aufeinanderwirken von Wissenschaft und Poesie. Ganz anders die altdeutsche Philologie. Desgleichen die Literaturwissenschaft im Allgemeinen. Ihr Schicksal ist nahezu dasselbe. Ein helles Auftauchen, ein kräftiges Erfassen hie und da, verwandte und günstige Strebungen an verschiedenen Orten. Aber jedesmal aus besonderen Antrieben und ohne andere Verbindung unter einander als durch das einmal dafür rege Interesse.

Nehmen wir Klopstock zum Beispiel. Was hat uns seine Richtung auf das Vaterländische eingetragen? Was haben uns alle die „Hermanns"-Tragödien eingetragen welche seit der neuen Auflage (1731) von Lohenstein's „sinnreicher Staats- Liebes- und Heldengeschichte," vom „großmüthigen Feldherrn Arminius oder Herrmann nebst seiner durchlauchtigsten Thußnelda" — durch Möser, Elias Schlegel, Ayrenhoff, Klopstock in die Welt gesetzt wurden? Eine unklare, verschrobene, lügenhafte Vorstellung vom germanischen Alterthum mit Barden und Druiden und dem übrigen Apparat haben sie uns eingetragen und weiter nichts. Klopstock's Autorität war groß unter den jungen Göttingern. Auf ihre Freiheitspoesie, ihren Tyrannenhaß mag man ihm einen gewissen Einfluß zuerkennen. Aber durchaus nicht auf ihre Beschäftigung mit den Minnesängern. Diese ist vielmehr auf ihr Streben nach „Naturpoesie" und auf die Täuschung zurückzuführen, mit welcher sie in den Minnesängern Naturpoesie zu haben glaubten.

Naturpoesie — wer spräche das Wort aus ohne Herder's, ohne der letzten sechziger und ersten siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu gedenken? Es war die große Revolutionszeit der deutschen Literatur, und Herder ihr Theoretiker. Es war ein Aufschwung der Jugend, des Muthes, der strahlenden Begeisterung. Eine Gruppe genievoller Männer in dem Alter wo man das Höchste und alles Höchste erfliegen, wo man eine Welt des Ruhmes in seine Arme fassen zu können meint. Männer ohne schmerzliche Enttäuschungen, ohne lastende Vergangenheit, die ganze Zukunft vor ihnen offen. Shakspeare, Ossian, Volkslieder, Hans Sachs ihre Abgötter. Und aus dem Vulcane des eigenen innersten Empfindens und Denkens der Werther herausgeschleudert.

Treten wir näher und ſuchen das deutſche Element in Herder. Niemand vor ihm hat ſo ſchön von unſerer Sprache geredet. Niemand vor ihm und wenige nach ihm ſo tiefſinnig von der Sprache überhaupt.

Unſere Sprache iſt ein Geſchöpf eigener Art, ſagt er, das Aehnlichkeiten mit anderen, aber das Urbild in ſich ſelbſt hat. Wir wollen uns ihrer als eines Eigenthums rühmen, mit patriotiſchem Stolz Idioten ſein, nach der griechiſchen Bedeutung dieſes Wortes. Gegen die Griechen ſtehen wir zurück, aber unſeren Nachbarn ſind wir überlegen. Die Häufung der Conſonanten giebt unſerer Sprache einen abgemeſſenen ſicheren Ton, einen vollen Klang, den vernehmlichen feſten Tritt, der nie über und über ſtürzt, ſondern mit Anſtand ſchreitet wie ein Deutſcher. Die feine Abſtufung der Vocale lindert die Kraft der Conſonanten. Der Reichthum an Hauchlauten giebt der Rede das Liebliche. In unſeren Sprachwurzeln iſt eine malende Muſik, eine große innere Stärke unmittelbarer Bezeichnung. Männlich und ſtark iſt alſo unſere Sprache in ihren Elementen. Sie iſt reich und feſt in ihren Silbenmaſſen, geſetzt und langſam in ihren Wortverkehrungen, nachdrücklich und ernſthaft in ihren Idiotismen. An dieſen, an Anderem war unſer Schatz einſt reicher. Vieles iſt verſunken, wir müſſen es wieder emporheben. Unſere Sprache iſt ein erhabenes gothiſches Gebäude noch zu Luther's Zeiten und noch mehr zu den Zeiten der ſchwäbiſchen Kaiſer. Luther iſt's der die deutſche Sprache, einen ſchlafenden Rieſen, aufgeweckt und losgebunden. Sie hat ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert von ihrer Vortrefflichkeit verloren, iſt ein neumodiſches Gebäude geworden, mit fremden Zieraten überladen. Der natürlichſte Weg um ihr wieder Charakter auf ihrem Boden zu geben iſt: Nachforſchen in altdeutſchen Wörten, in den Zeiten ihrer nervenvollen Stärke und die Neubelebung dieſes Alten. Aber hierin haben wir trotz unſerer deutſchen Geſellſchaften wenig oder nichts gethan. Ein deutſcher Johnſon fehlt uns noch der das für die deutſche Sprache wage was jener für die ſeinige.

Ein Johnſon? Nur ein Johnſon? Herder ſelbſt ſtellt ein Ideal des Sprachſtudiums auf, ein Ideal des Sprachweiſen, welches weit über Johnſon hinausgeht, welches nur Einer wieder aufgenommen, nur Einer zu erfüllen getrachtet hat: Wilhelm von Humboldt.

Die Sprache iſt nach Herder's Anſicht nicht blos Werkzeug, ſie iſt auch Behältniß und Inhalt der Literatur. Jede Sprache iſt ein großer Umfang von ſichtbar gewordenen Gedanken, ein unermeßliches Land von Begriffen. Jahrhunderte und Reihen von Menſchen legten in dies Behältniß ihre Schätze von Ideen, ſo gut oder ſchlecht geprägt ſie ſein mochten. Der wahre Sprachweiſe würde uns eine Entzifferung der menſchlichen Seele aus ihrer Sprache geben. Das müſſe aber ein Mann von

drei Köpfen sein, der Philosophie, Geschichte und Philologie verbände — der als Fremdling Völker und Nationen durchwandert und fremde Zungen und Sprachen gelernt hätte, um über die seinige klug zu reden — der aber zugleich als ein wahrer Idiot Alles auf seine Sprache zurückführte, um ein Mann seines Volkes zu sein. Auf dem großen Sprachfelde hat im Gebiete der Wissenschaften oder des gemeinen Lebens jeder einzelne Kreis von zusammengehörigen Personen, jede Secte, jede Zunft, ja jeder einzelne große Schriftsteller seine eigenen Ländereien, Felder und Blumenbeete. Erst wenn diese erforscht wären, könnte man einzelne Schriftsteller erschöpfend charakterisiren.

Sprache ist Form der Wissenschaften nicht blos in welcher, sondern auch nach welcher sich die Gedanken gestalten. Sie giebt der ganzen menschlichen Erkenntniß Schranke und Umriß. Jede Nation spricht je nach dem sie denkt, und denkt je nach dem sie spricht. So verschieden der Gesichtspunkt war in dem sie die Sache nahm, bezeichnete sie dieselbe. Und da dies immer ein äußerer einseitiger Gesichtspunkt war, so ward derselbe zugleich mit in die Sprache eingetragen, und jeder Einzelne an ihn gebunden, auf ihn eingeschränkt. Und so wieder: ein einzelner selbständig Denkender wird seiner Sprache eine eigene Form eindrücken in welche sich seine Ideen hineinschlugen.

Herder deutet darnach eine Reihe von Aufgaben an, stellt eine Reihe von Fragen, welche alle den Einfluß betreffen den die Sprache auf die Denkart einer Nation nimmt, und welche wir nur heute eben zu beantworten beginnen. Er entwirft einen Roman wie er es nennt, eine Lebensgeschichte der Sprache. Er nimmt eine Kindheit an, da man noch nicht sprach sondern tönete; ein Jünglingsalter wo das Sprechen ein Singen war, wo man durch Gesänge lehrte; ein Mannesalter, die Periode der schönen Prosa, wo die Poesie Kunst wird und sich immer weiter entfernt von der Natur; ein Greisenalter endlich wo Richtigkeit an die Stelle der Schönheit tritt, das Zeitalter der philosophischen Sprache.

Diese Ansichten sprach Herder aus im Jahre 1766. Das Folgenreichste ist die in jener Lebensgeschichte der Sprache mit eingeschlossene Unterscheidung zwischen Naturpoesie und Kunstpoesie. Und diese Unterscheidung findet sich schon in seinen frühesten ungedruckten Arbeiten. Seine Vorliebe ist bei dem Jünglingsalter der Sprache und Literatur. Sein großes Beispiel dafür ist Homer. Homer noch allein. Zwar hätte er gerne, wie er sagt, unsere Sprache zum Beispiel gewählt, wenn nicht alle Gesänge der Barden und Druiden aus den Zeiten der wahren poetischen Natur verloren wären. Und über die singende Natur in den Skalden- und Bardengesängen könne er nicht urtheilen, da er sie nicht

in ihrer Originalsprache kenne. Er meint die altisländische Poesie und den Ossian.

Von letzterem war 1764 die erste deutsche Uebersetzung erschienen, 1768 und 1769 die von Denis. Aus der Anregung dieser Gesänge und, wie Herder sagt, aus dem Reiz welchen die Tugend der Frau Thusnelde und die Tapferkeit des Herrn Hermann auf die übergroße Moralität der Deutschen ausübte, entstand die deutsche Bardendichtung. Und als „die Bardenwindsbraut brauste," da rief man auch nach alten deutschen Bardengesängen die Karl der Große gesammelt haben sollte. Noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts setzte ein deutscher Edelmann einen Preis auf deren Wiederfindung.

Von der altisländischen Poesie wußte man bisher hauptsächlich aus des Olaus Wormius Buch de litteratura Runica, seit 1765 aus der deutschen Uebersetzung von Mallet's Geschichte Dänemarks, welche durch Uebertragungen und Auszüge einen leidlich vollständigen Begriff von der älteren und jüngeren Edda gab. Sogleich 1766 machte Gerstenberg in seinem „Gedicht eines Skalden" von der nordischen Mythologie denselben Gebrauch den man bis dahin von der griechischen und römischen zu machen gewohnt war. Und ebenso schnell folgte ihm Klopstock hierin nach. Herder urtheilte bald darauf sehr richtig: Es sei ganz gleichgültig ob man statt griechischer und römischer lithauische oder skandinavische Götter verwende, nur müßten diese Namen so durchgängig bekannt, mit so hohen Begriffen gleichsam verknüpft und unserer Sprache so angemessen sein als die griechischen und römischen Namen der Götter.

Gerstenberg und Klopstock sahen die nordische Mythologie mit dem Auge des experimentirenden Poeten an, Herder sah sie mit dem sicheren Blick des Historikers. Wo er sie zum ersten Mal erwähnt macht er die Bemerkung, die Weltentstehung durch Frost, die Riesen, der große Wolf und sein Bändiger und Anderes sei mit Localfarben des Nordens gemalt, auf dem rauhen skandinavischen Grund und Boden gewachsen. Herder betrachtete jedes Literaturproduct unter dessen sämmtlichen natürlichen und geistigen Bedingungen, und eiferte gegen die Nachahmung solcher Producte zu welchen uns die Bedingungen abhanden gekommen sind oder von jeher gemangelt haben. Der Geschmack der Völker und unter Einem Volk der Geschmack der Zeiten habe sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten. Um also dem Geschmack seines Volkes sich zu bequemen, müsse man seinen Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren. Ein Dichter welcher sich der Vortheile zu bedienen wünsche, welche den Spaniern und Italienern des sechzehnten Jahrhunderts der halborientalische Geschmack ihrer Zeit und ihres Volkes gewährte, der müsse sich

an die Mythologie der alten Skalden und Barden sowohl, als seiner eigenen Landsleute halten. Denn überall gebe es noch Spuren von diesen Fußstapfen der Vorfahren. Würde man sich nach alten Nationalliedern erkundigen, so würde man nicht blos tief in die poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch Stücke bekommen die den britischen Balladen und den Romanzen der Spanier und überhaupt allem Besten dieser Gattung sich beigesellen dürften.

Die Bemerkung über Volkslieder zu welcher die Literaturbriefe, und zwar ein Lessing'scher Brief, mit zwei lithauischen Liedchen den ersten Anstoß gaben, war in diesem Zusammenhange nur beiläufig. Sechs Jahre später (1773) sprach Herder wärmer und dringender über denselben Gegenstand. Percy's Sammlung englischer alter Volkslieder war mittlerweile in Deutschland bekannter geworden und hatte gleich bei ihrem Erscheinen (1765) den Wunsch rege gemacht daß gleicher Fleiß auf die alten deutschen Gesänge verwendet werden möchte. Und seit 1770 war man wirklich in Herder's Kreis so wie in Göttingen nach dieser Richtung hin ungemein thätig. In den schönen Briefen über Ossian und die Lieder der alten Völker redete nun Herder abermals und ausführlicher von Homer, von Ossian, von den nordischen Gedichten, von den Gesängen der nordamerikanischen Indianer, von den Liedern der verschiedensten europäischen Völker, und von dem was in ihnen singt: von dem Geist der Natur. Er gab Proben und suchte in Uebersetzung wie in ausdrücklicher Schilderung ihren Charakter zu erfassen, ihre sinnliche Kraft, ihre Lebendigkeit, ihre Kühnheit, ihr Sprunghaftes, die anscheinende Zusammenhangslosigkeit unter ihren einzelnen Theilen welche eben nicht anders sei als unter den Bäumen und Gebüschen im Walde, als unter den Felsen und Grotten in der Einöde, als unter den Scenen der Begebenheit selbst. Er wies endlich darauf hin daß wir in Deutschland keinen Mangel an solchen Poesien hätten. In mehr als Einer Provinz seien ihm Volkslieder, Provinziallieder, Bauerlieder bekannt, die an Lebhaftigkeit und Rhythmus, Naivetät und Stärke der Sprache vielen englischen, schottischen und anderen nichts nachgeben würden. Auch davon Proben und der laute Ruf nach unermüdlichem Sammeln in allen deutschen Gegenden und daß man sich dieser Poesie ja nicht schäme.

Herder's Aufsatz erschien in den Blättern für deutsche Art und Kunst. Eben darin Goethe's Aufsatz von deutscher Baukunst, wozu der Straßburger Münster ihn angeregt hatte. Ihn ergriff Alles, was ihm persönlich nahe trat. So theilte er auch damals Herder's Begeisterung für Ossian, für Volkslieder und für alles Vaterländische. Die deutsche Vergangenheit, in der Er sich bewegte, war das Reformationszeitalter. Die-

ses ragte durch die Volksbücher noch in die Gegenwart, mit welchen er seit seiner Kindheit vertraut war. Hans Sachs, das Fastnachtspiel, Gottfrieden's von Berlichingen Lebensgeschichte, das Volksbuch und Puppenspiel vom Dr. Faust, die Sage vom ewigen Juden — lagen in seinem damaligen Gesichtskreise. Das Volkslied übte auf seine Lyrik eine sichtbare Wirkung aus.

Die Volkslieder wurden ein sehr wesentlicher Theil der deutschen Philologie in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis in den Anfang der achtziger. Das Deutsche Museum, 1776 gegründet, in welchem auch kein Jahr vorüberging, ohne daß auf ältere deutsche Literatur Bezug genommen worden wäre, wurde der Mittelpunkt dieser Bestrebungen. Hier erschien Bürger's „Herzensausguß über Volkspoesie" der mit dem Wunsche schloß, es möge endlich ein deutscher Percy aufstehen, die Ueberbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst, mehr als bis dahin geschehen, aufdecken. Hier trugen Eschenburg, Anton, Seybold und Andere zusammen was sie von wirklichen oder angeblichen Volksliedern erreichen konnten. Hier erhob auch Herder noch einmal seine Stimme dafür: Großes Reich, Reich von zehn Völkern, Deutschland! Du hast keinen Shakspeare, hast du auch keine Gesänge deiner Vorfahren deren du dich rühmen könntest, keine Abdrücke deiner Seele die Zeiten hinunter? Kein Zweifel! Sie sind gewesen, sie sind vielleicht noch da; nur sie liegen unter Schlamm, sind verkannt und verachtet. Noch neulich ist eine Schüssel von Schlamm öffentlich aufgetragen ... Mit dieser Schüssel von Schlamm meint er Friedrich Nicolai's „kleinen feinen Almanach voll schöner echter lieblicher Volkslieder," welcher unter Lessing's wenig verhehlter Mißbilligung in der Tendenz unternommen wurde, die ganze Vorliebe für Volkslieder durch eine Auswahl der schlechtesten darunter lächerlich zu machen, dabei aber doch auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivetät haben. Die Hauptabsicht mißlang vollständig. Und als bald darauf Herder's Volkslieder, die freilich nur wenig deutsche Lieder enthielten, und eine kleine Sammlung von Elwert erschienen, so wurde deren Erfolg durch Nicolai's Almanach eher gefördert als beeinträchtigt.

In der Vorrede zu den Volksliedern stellt Herder alle ihm erreichbaren Beispiele und Nachrichten von Volksliedern zusammen welche sich in älteren deutschen Chroniken vorfinden: ausdrücklich um damit einer künftigen Geschichte deutschen Gesanges und deutscher Dichtkunst zu dienen. An eine solche dachte er sogleich, wie er schon in seinen ersten Schriften an eine Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, an einen Winckelmann in Absicht der Dichter gedacht hatte. Für eine sol war

an die Mythologie der alten Skalden und Barden sowohl, als seiner eigenen Landsleute halten. Denn überall gebe es noch Spuren von diesen Fußstapfen der Vorfahren. Würde man sich nach alten Nationalliedern erkundigen, so würde man nicht blos tief in die poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch Stücke bekommen die den britischen Balladen und den Romanzen der Spanier und überhaupt allem Besten dieser Gattung sich beigesellen dürften.

Die Bemerkung über Volkslieder zu welcher die Literaturbriefe, und zwar ein Lessing'scher Brief, mit zwei lithauischen Liedchen den ersten Anstoß gaben, war in diesem Zusammenhange nur beiläufig. Sechs Jahre später (1773) sprach Herder wärmer und dringender über denselben Gegenstand. Percy's Sammlung englischer alter Volkslieder war mittlerweile in Deutschland bekannter geworden und hatte gleich bei ihrem Erscheinen (1765) den Wunsch rege gemacht daß gleicher Fleiß auf die alten deutschen Gesänge verwendet werden möchte. Und seit 1770 war man wirklich in Herder's Kreis so wie in Göttingen nach dieser Richtung hin ungemein thätig. In den schönen Briefen über Ossian und die Lieder der alten Völker redete nun Herder abermals und ausführlicher von Homer, von Ossian, von den nordischen Gedichten, von den Gesängen der nordamerikanischen Indianer, von den Liedern der verschiedensten europäischen Völker, und von dem was in ihnen singt: von dem Geist der Natur. Er gab Proben und suchte in Uebersetzung wie in ausdrücklicher Schilderung ihren Charakter zu erfassen, ihre sinnliche Kraft, ihre Lebendigkeit, ihre Kühnheit, ihr Sprunghaftes, die anscheinende Zusammenhangslosigkeit unter ihren einzelnen Theilen welche eben nicht anders sei als unter den Bäumen und Gebüschen im Walde, als unter den Felsen und Grotten in der Einöde, als unter den Scenen der Begebenheit selbst. Er wies endlich darauf hin daß wir in Deutschland keinen Mangel an solchen Poesien hätten. In mehr als Einer Provinz seien ihm Volkslieder, Provinziallieder, Bauerlieder bekannt, die an Lebhaftigkeit und Rhythmus, Naivetät und Stärke der Sprache vielen englischen, schottischen und anderen nichts nachgeben würden. Auch davon Proben und der laute Ruf nach unermüdlichem Sammeln in allen deutschen Gegenden und daß man sich dieser Poesie ja nicht schäme.

Herder's Aufsatz erschien in den Blättern für deutsche Art und Kunst. Eben darin Goethe's Aufsatz von deutscher Baukunst, wozu der Straßburger Münster ihn angeregt hatte. Ihn ergriff Alles, was ihm persönlich nahe trat. So theilte er auch damals Herder's Begeisterung für Ossian, für Volkslieder und für alles Vaterländische. Die deutsche Vergangenheit, in der Er sich bewegte, war das Reformationszeitalter. Die-

ses ragte durch die Volksbücher noch in die Gegenwart, mit welchen er seit seiner Kindheit vertraut war. Hans Sachs, das Fastnachtspiel, Gottfrieden's von Berlichingen Lebensgeschichte, das Volksbuch und Puppenspiel vom Dr. Faust, die Sage vom ewigen Juden — lagen in seinem damaligen Gesichtskreise. Das Volkslied übte auf seine Lyrik eine sichtbare Wirkung aus.

Die Volkslieder wurden ein sehr wesentlicher Theil der deutschen Philologie in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis in den Anfang der achtziger. Das Deutsche Museum, 1776 gegründet, in welchem auch kein Jahr vorüberging, ohne daß auf ältere deutsche Literatur Bezug genommen worden wäre, wurde der Mittelpunkt dieser Bestrebungen. Hier erschien Bürger's „Herzensausguß über Volkspoesie" der mit dem Wunsche schloß, es möge endlich ein deutscher Percy aufstehen, die Ueberbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst, mehr als bis dahin geschehen, aufdecken. Hier trugen Eschenburg, Anton, Seybold und Andere zusammen was sie von wirklichen oder angeblichen Volksliedern erreichen konnten. Hier erhob auch Herder noch einmal seine Stimme dafür: Großes Reich, Reich von zehn Völkern, Deutschland! Du hast keinen Shakspeare, hast du auch keine Gesänge deiner Vorfahren deren du dich rühmen könntest, keine Abdrücke deiner Seele die Zeiten hinunter? Kein Zweifel! Sie sind gewesen, sie sind vielleicht noch da; nur sie liegen unter Schlamm, sind verkannt und verachtet. Noch neulich ist eine Schüssel von Schlamm öffentlich aufgetragen ... Mit dieser Schüssel von Schlamm meint er Friedrich Nicolai's „kleinen feinen Almanach voll schöner echter lieblicher Volkslieder," welcher unter Lessing's wenig verhehlter Mißbilligung in der Tendenz unternommen wurde, die ganze Vorliebe für Volkslieder durch eine Auswahl der schlechtesten darunter lächerlich zu machen, dabei aber doch auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivetät haben. Die Hauptabsicht mißlang vollständig. Und als bald darauf Herder's Volkslieder, die freilich nur wenig deutsche Lieder enthielten, und eine kleine Sammlung von Elwert erschienen, so wurde deren Erfolg durch Nicolai's Almanach eher gefördert als beeinträchtigt.

In der Vorrede zu den Volksliedern stellt Herder alle ihm erreichbaren Beispiele und Nachrichten von Volksliedern zusammen welche sich in älteren deutschen Chroniken vorfinden: ausdrücklich um damit einer künftigen Geschichte deutschen Gesanges und deutscher Dichtkunst zu dienen. An eine solche dachte er sogleich, wie er schon in seinen ersten Schriften an eine Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, an einen Winckelmann in Absicht der Dichter gedacht hatte. Für eine solche war

um jene Zeit reiches Material zugewachsen. In die achtziger Jahre fallen noch unter Bodmer's Betheiligung die hauptsächlichsten Publicationen der älteren Generation altdeutscher Philologen die wir bereits erwähnten. Wir können nicht alle einzelnen Vermehrungen aufzählen welche die Kenntniß unserer älteren Literatur damals erfuhr. Die bedeutendste war die Myller'sche Gedichtsammlung. Sie erschien 1782—85. Ein Jahr vorher hatte man das erste mittelhochdeutsche Wörterbuch aus Scherzens Nachlaß erhalten. Das war eine tüchtige und wissenschaftliche Arbeit. Sonst blieb es bei trockenen, oft sehr fehlerhaften Handschriftenabdrücken. Ein zusammenfassender, überschauender, ordnender Geist fehlte. Herder wäre vielleicht der rechte gewesen. Ihn zog jedoch zu viel anderes ab. Seine Beschäftigung mit der älteren Poesie war zu unvollständig, zu wenig anhaltend. Um selbst zu einer Geschichte der deutschen Dichtkunst zu sammeln, dazu fehlte es ihm jederzeit an Gelegenheit und Geduld. Die langen, epischen Gedichte des Staufischen Zeitalters erschienen ihm ohne Unterschied des Werthes als Eine große Masse. Er hatte die wenigsten gelesen. Es fehlte ihm auch dazu nach seinem eigenen Geständniß an Lust und Muße. Dagegen hatte er die Minnesänger mit größerem Eifer studirt. Die ungedruckte Jenaer Handschrift derselben kannte er ziemlich genau und schrieb sogar selbst einen Theil der Gedichte ab. Die Minnesänger fanden überhaupt unter Allem was von älterer deutscher Literatur hervorgetreten war, den meisten Anklang: bis in die achtziger Jahre, wo sie durch das Nibelungenlied allmählich abgelöst wurden. Möser schrieb 1776: Daß jetzt die Mode der Minnelieder die Bardengesänge verdrängt habe, wird Jedem bekannt sein. Nicht durch neue nachgemachte Minnelieder, aber durch Veröffentlichung und gelegentliche Uebersetzung alter hatte er selbst Theil daran. Er war sehr dafür eingenommen. Man kann die Zärtlichkeit nicht höher und kräftiger ausdrücken, sagt er, wie es die damaligen Dichter thaten; und das Colorit ist noch so bezaubernd, ihre Sprache hat einen solchen Silberton, daß man noch nach fünfhundert Jahren davon entzückt wird. Etwas später schrieb Herder darüber im Deutschen Museum. Er fühlte ihre Unübersetzbarkeit. Jeden harten Buchstaben oder Vocal, sagt er, den man aus unserer rauheren Sprache einschaltet, jedes sanfte Bindewort, das man ausläßt weil es uns ungeläufig ist, jede Regel der Grammatik und Construction die man verändert, tödtet eine Grazie des Dichters. Aber merkwürdig ist, wenn man Tieck's übermäßige Begeisterung daneben hält, sein Urtheil über die Verskunst. Die Minnesingerweise dünkt ihn oft langweilig. Die Strophe ziehe sich in langen und kurzen Zeilen für uns tonlos und matt dahin, wie sie in späterer Zeit bei den Meistersängern sich fast unausstehlich schleppte.

Herder hat auf diesem Gebiete positiv nichts gefördert, keine neue Thatsache erschlossen, keinen fruchtreichen literaturgeschichtlichen Gesichtspunkt gefunden. Aber wo er der Sache mächtig war und wo es galt, eine augenfällige Schönheit in's Licht zu setzen: da war er unübertrefflich und von hinreißender Beredtsamkeit: über das Gedicht auf den heiligen Anno zum Beispiel, welches er ein Pindarisches Loblied und den Zusammenhang seiner Glieder eine ungeheure gothische Kirche im schönsten Stil dieses Geschmackes nannte. Und trotz seiner lückenhaften Kenntniß faßt Herder, er allein damals, fast das ganze Gebiet der deutschen Philologie in's Auge, und wie sonst ist er unerschöpflich in Stellung neuer trefflich gewählter Aufgaben. Er weist auf die Wichtigkeit der reichen angelsächsischen Literatur hin. Auf die noch unvollkommene Gestalt der Geschichte des Mittelalters, welche ganz Pathologie und meistens nur Pathologie des Kopfes das heißt des Kaisers und einiger Reichsstände sei und welche doch Physiologie des ganzen Nationalkörpers werden und erforschen müsse, wie sich hiezu Denkart, Bildung, Sitte, Vortrag, Sprache verhielt. Er macht ferner aufmerksam auf die Unsicherheit, wie viel in den altdeutschen Poesien dem Stoff nach originell deutsch möchte gewesen sein. Er verlangt gelegentlich eine Untersuchung über den Ursprung und die Quelle der deutschen Novellendichtung, eine Abhandlung über die allmähliche Bildung der verschiedenen Dialekte Deutschlands, und Aehnliches. Ja er weist auf die Volkssagen, Märchen, Aberglauben und Mythologie. Er nennt sie einen großen Gegenstand für den Geschichtschreiber der Menschheit, den Poeten und Poetiker und Philosophen. Er spricht schon von einer alten wendischen, schwäbischen, sächsischen, holsteinischen Mythologie welche von dem Geiste der Edda voll sei und noch in Volkssagen und Volksliedern lebe. Er wünscht sie mit Treue aufgenommen, mit Helle angeschaut, mit Fruchtbarkeit bearbeitet. Kurz er wünscht was die Grimm in den Märchen und Sagen und was Jacob Grimm in der deutschen Mythologie geleistet hat. So viel bewußte Klarheit über die Ziele, und so wenig unmittelbare Wirkung!

Er schrieb im Jahre 1793: Ich glaube kein Wort davon daß die Deutschen mehr als andere Völker für die Verdienste ihrer Vorfahren fühllos sein sollten. Mich dünkt, ich sehe die Zeit kommen da wir zu unserer Sprache, zu den Verdiensten, Grundsätzen und Endzwecken unserer Väter ernster zurückkehren, mithin auch unser altes Gold schätzen lernen.

Sie kam, diese Zeit. Und auf Herder fiel noch der erste Schein ihrer aufsteigenden Morgenröthe. Keineswegs aber kann man sie in gerader Linie von ihm ableiten. Man hat Herder einen der Väter der Ro-

mantik genannt. Man wird richtiger sagen, er habe nur mit Anderen den Boden aus welchem die Romantik erwachsen mußte, chemisch so präparirt, daß sie wachsen konnte. Gesäet hat er sie nicht. Die speciellen historischen Motive denen sie ihre Entstehung verdankt auseinanderzusetzen, ist hier nicht unsere Aufgabe. Wir reihen Fragment an Fragment. Die Fäden welche die verschiedenen Phasen unserer geistigen Bewegung unter einander verknüpfen, lassen wir bedeckt. Nur das Herüberwirken jeder einzelnen in's deutschphilologische Gebiet und der Zusammenhang dieser Wirkungen mit ihren allgemeineren Grundgedanken hat Anspruch auf unsere Betrachtung.

Noch vor das Auftreten der Romantiker fallen drei Thatsachen von denen zwei für die Romantik selbst und den eigenthümlichen Charakter ihres Interesses an der altdeutschen Literatur und ihrer Auffassung derselben von Bedeutung wurden.

Die erste ist die erhöhte Werthschätzung des Nibelungenliedes. Man kann sie auf Johannes Müller zurückführen. Seine Beschäftigung mit dem Altdeutschen fällt in die Jahre seines Aufenthaltes zu Kassel 1781—83. Damals erschien in Berlin die Myller'sche Gedichtsammlung mit Unterstützung seines Kasseler Gönners, des Staatsministers General v. Schliessen. Dieser pommersche Edelmann war selbst Schriftsteller. Eine Geschichte seiner Familie, die unter Anderem ausführlich von dem Zustande des älteren deutschen Adels handelte, verschiedene anonyme Aufsätze im Deutschen Museum (über die Minnesänger Heinrich von Veldeck, Hartmann von Aue) legten Zeugniß ab von seiner Kenntniß der altdeutschen Literatur. Jetzt las Johannes Müller mit ihm gemeinschaftlich jene eben erscheinende Sammlung und schrieb eine Folge von Anzeigen derselben, beginnend 1783 mit dem Nibelungenlied. Er machte auf die deutlichsten historischen Beziehungen dieses vortrefflichen Gedichtes aufmerksam auf welches die Nation stolz thun dürfe. Noch sieben Jahre vorher hatte Bürger gesagt: Geb' uns einer ein großes Nationalgedicht von der Art der Ilias und Odyssee, und wir wollen's zu unserem Taschenbuch machen. Müller verglich jetzt, wie schon Bodmer — bestimmter als öffentlich in brieflichen Aeußerungen — gethan hatte, die Nibelungen mit der Ilias. In beiden Gedichten, sagt er, sind mehr große Leidenschaften als große Menschen, größere Helden als Könige, und Gemälde von Unfällen welche keine menschliche Seele kalt lassen können. Zwar steht das Griechische über dem Deutschen. Aber immerhin hat in den Nibelungen unsere Nation eine Probe aufgestellt, wie weit es die Natur im Norden zu bringen vermochte. — Hierauf wieder in der Schweizergeschichte, welcher er auch einen schönen Abschnitt über die Minnesänger einfügte, nannte er das

Nibelungenlied das älteste, größte, originellste Heldengedicht deutscher Nation, das die deutsche Ilias werden könne; und sprach die Ansicht von einer dreifachen Bearbeitung desselben aus: einer ersten in einer altgermanischen Mundart, aus welcher stamme was von den Nibelungen Ausländer singen; einer zweiten oberdeutschen in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, als der Haß neuer Hunnen, der Ungarn, deutsche Nationalsache wurde; einer dritten endlich im dreizehnten Jahrhundert welche nur Uebersetzung der zweiten gewesen sei. Die Ansicht war falsch, obwohl sie ihrem wesentlichen Gehalte nach vor etwa zehn Jahren erneuert wurde. Aber der gegebene Anstoß wirkte sogleich weiter. Noch 1783 versuchte ein G. (Giesecke in Hamburg?) im Deutschen Museum eine Uebersetzung des Schlusses welche im Gegensatze zu Bodmer's Bearbeitungen sich möglichst treu an den Ausdruck, die Versart und die Reime des Originals hielt. Zugleich erzählte er den Inhalt des ganzen Gedichtes, den er abenteuerlich und unglaublich, oft schauderhaft und gräßlich, dem Geschmacke des Zeitalters gemäß fand. Das Ganze schien ihm nach einem überlegten Plan geordnet. Die Hauptrolle und die Direction des großen Trauerspieles habe der Dichter Kriemhilden gegeben, König Etzel verhalte sich fast leidend, unthätig wie ein König im Schachspiel. — Derselbe Giesecke, wenn er es ist, schrieb gegen Ende des Jahrhunderts noch eine recht gute besondere Abhandlung über das Nibelungenlied.

In dem Körper einer Wissenschaft theilt sich nicht ebenso wie im einzelnen Menschenleib jede Veränderung, jeder neue Zustand eines Theiles sogleich dem Ganzen mit. Die alte Lyrik und Epik lagen in Bodmer fast gleichberechtigt neben einander. Aber in seiner Wirkung nach außen konnte er dieser nicht halb so viel Anerkennung verschaffen, wie jener. Die alte Lyrik blieb ein Vierteljahrhundert bevorzugt. Jetzt trat die Wendung zur Epik ein, insbesondere zum Nibelungenliede, aber auch nicht überall zugleich. Weder Johannes Müller, noch Giesecke waren eigentliche Männer von Fach. Und für diejenigen, welche als solche gelten konnten, war die Wendung so gut wie nicht geschehen. Das waren dieselben Gelehrten, für welche 1791 das erste speciell der deutschen Philologie gewidmete wissenschaftliche Organ gegründet wurde.

Das Entstehen dieser Zeitschrift ist das zweite bemerkenswerthe Factum für die Macht und Ausbreitung welche die altdeutschen Studien zusehends gewannen. Ihr Titel ist: Bragur, ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgeber waren Chr. G. Böckh, der Schwager Schubart's, ein Altersgenosse Adelung's, bis dahin nur durch pädagogische Schriften bekannt, und F. D. Gräter, ein dreiundzwanzigjähriger junger Mann. Viel Neues kam in dem Bragur nicht zu Tage. Die Wissen-

schaft hat durch ihn keine großen Fortschritte gemacht und zeigt sich auf einem sehr niedrigen Standpunkte. Aber das Verdienst lebendiger Anregung kann man dieser Zeitschrift und Grätern, der zuletzt ihr alleiniger Herausgeber war, nicht abstreiten. Besonders für die Pflege und Bekanntmachung der nordischen Literatur hat damals Niemand in Deutschland so viel gethan als Gräter, der unermüdlich war in Bekämpfung der Verächter und Spötter, in Uebersetzungen, Auszügen, Bearbeitungen, Commentirungen, Hinweisungen aller Art: in Briefen zum Beispiel die den Stil der Lessing'schen Literaturbriefe ziemlich erfolglos zu copiren strebten. Nur können solche Bemühungen, dann literarische Uebersichten, Abhandlungen über die Meistersänger, übersetzte Minnelieder, deutsche Trachten und andere antiquarische Notizen, Volkslieder, Erklärungen altdeutscher Gedichte für solche die gar nichts vom Altdeutschen verstehen, wie man sie heut zu Tage auch wieder in die Mode bringen will, und ähnliche Dinge, nicht den Anspruch machen für wissenschaftliche Arbeiten zu gelten. Die Rücksicht auf das große Publicum und seine Unterhaltung waltet durchgehends vor. Bei Gräter und auch bei den anderen Fachgenossen, welche um jene Zeit neu hinzutraten — wir nennen Zahn, den jüngeren Adelung, E. J. Koch — erhält man sehr deutlich den Eindruck, daß ein ganz neuer Impuls kommen mußte um auf diesem Gebiete eine Wissenschaft erstehen zu lassen. Der Blick jener Gelehrten kriecht träge an dem Boden hin, sie sehen einige Blumen und Steine, die sie auffammeln, aber nicht die Gegend. Es fehlt der Sinn für das Wesentliche und für das Ganze. Darum bleibt ihnen die altdeutsche Literatur eine chaotische leblose Masse. Ordnung und Licht konnte darein nicht eher kommen, als bis die Grundverschiedenheit gefühlt und aufgedeckt war, die auch in ihr zwischen volksthümlicher und kunstmäßiger Dichtung obwaltet wie in jeder anderen Literatur.

Deshalb nennen wir Wolf's Prolegomena ad Homerum die dritte bedeutende Förderung der altdeutschen Philologie vor ihrer Pflege durch die Romantiker. Sie fällt in das Jahr 1795. Das Buch war die wichtigste Fortbildung der Lehre von der Naturpoesie und der erste Schritt zur näheren Erkenntniß der Entstehung des Epos. Wenn sich schon bei Herder Aeußerungen finden, wie diese: bei allen Völkern ist Epopee und selbst Drama nur aus Volkserzählung, Romanze und Lied worden; — so sollte damit nur die historische Aufeinanderfolge und der ursächliche Zusammenhang angedeutet werden, und daß die Ilias ursprünglich aus einzelnen großen Rhapsodien Verschiedener bestanden hätte, kam ihm dabei ebensowenig zu Sinne wie Bürgern, da er schrieb: die Muse der Romanze und Ballade habe die Ilias und Odyssee gesungen, diese Gedichte

seien dem Volke dem sie gesungen worden nichts als Balladen, Romanzen und Volkslieder gewesen.

Der Anregung Johannes Müller's verdanken wir es, daß den Romantikern sofort die Nibelungen in den Mittelpunkt ihrer altdeutschen Studien traten; den Wolf'schen Untersuchungen über Homer, daß sie die Nibelungen herausnahmen aus der Reihe der übrigen Epopeen des Mittelalters und sie einer anderen Beurtheilung unterwarfen.

Zweierlei Motive überhaupt führen die Romantiker auf das Altdeutsche. Ihr Gedanke einer allgemeinen Literaturwissenschaft, das Erforschen der Poesie in allen Gestalten leitet die Schlegel; der Charakter seiner eigenen Poesie und seine innerste Seelenstimmung und Gemüthsverfassung leitet Tieck dazu hin.

Tieck's Poesie ist der Musik verwandt. Nicht blos insofern sein Vers musikalische Wirkungen durch den Reichthum der Reime und Assonanzen, durch den Ueberfluß malender Klangwörter anstrebt, sondern auch in ihrem tieferen Wesen. Die Vorstellungen sind das Reich der Poesie, und Vorstellen ist inneres Sehen. Die Musik herrscht über das Ohr und nur durch Analogie gewisser Tonbewegungen mit gewissen Gemüthsbewegungen weiß sie auch die Vorstellung, aber niemals vollständig, in ihre Macht zu bekommen. Nur ein ahnungsvolles Schauen weiß sie zu erregen in welchem Keime zu Gedanken sich durch einander schlingen, Worte werden wollen ohne es zu können. Zu diesem ahnungsvollen Schauen sucht Tieck die Poesie herabzustimmen. Schritt für Schritt war im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Dichtung von der Oberfläche in die Tiefe des Menschen gedrungen, immer besser hatte sie in die Wogen der Empfindungen und Leidenschaften hinabtauchen, immer köstlichere Perlen emporholen gelernt. Gleichwohl blieb auf dem Grunde jeder Empfindung, jeder Leidenschaft etwas Unauflösbares, Geheimnißvolles, weil Körperliches, das nur gefühlt, aber nicht gesagt werden kann. Und gerade dies Unsagbare will Tieck sagen, das Letzte was Goethe übrig gelassen zu haben schien, will er ausschöpfen. So wird aus der Poesie der gedankenvollen Empfindung, der gehaltenen Leidenschaft eine Poesie der Stimmung. Keine Erscheinung wird abgezeichnet, sondern nur der allgemeine Eindruck zu erwecken gesucht den sie hervorruft. Keine Gemüthsbewegung wird in ihrem Verlaufe vorgeführt und in absichtsvoller Kunstweisheit zu Stille und Befriedigung emporgeleitet. Die ganze vegetirende und unbelebte Natur wird beseelt, wird in Person umgewandelt: die Personen führen ein lebloses Pflanzendasein, sind Puppen in der Hand des Poeten, reden nicht ihre eigene Sprache, bewegen sich nicht nach ihren eigenen Gesetzen. Alle festen Grenzen, von Natur gesetzt, müssen verschwinden. Kein scharfer Umriß

wird geduldet. Es ist als ob Ihr Wasserfarben naß neben einander setzet und sie in einander verfließen lasset. Alle Schranken der Dichtungsgattungen werden niedergerissen: es ist der Anfang der Entwickelung welche die Gegenwart zur Vermischung der Kunstgattungen führte und sie die Oper zu ihren Experimenten mißbrauchen ließ. Eine große Mannichfaltigkeit von Gegenständen wird ausgelegt, dicht auf einander gepflanzt, ohne Perspective. Es ist eine Poesie der unendlichen Combination, eine Poesie der Willkür, eine Poesie des Unmöglichen.

Tieck brauchte für seine Schöpfungen eine Welt abgelöst von allen Bedingungen und Gesetzen der Wirklichkeit, anstatt der Wahrheit der Natur- und Geistesgesetze die angebliche Wahrheit der Phantasie. Mit Recht hat man daher in Bezug auf ihn gesagt, die normale Dichtungsart für die Romantik sei das Märchen. Einen ähnlichen Vortheil wie diese Gattung der Poesie schien die Welt des Mittelalters zu gewähren, nicht des wahren, sondern des eingebildeten von damals, des Mittelalters der Rittergeschichten. Ein Dunst der Lüge umhüllte es in welchem physiognomielos, gestaltlos, verschwommen die Personen; einförmig, wechsellos, armselig die Gesinnungen erschienen. Dieses kräftige, lebensvolle, reichbegabte Zeitalter voll zufahrender, rasch begehrender Menschen war zu ein Paar Masken mit einigem Costüm zusammengeschrumpft worein Jeder jedes Beliebige stecken konnte. Dazu kam daß Tieck durch ein reiches Gemüth und erlittene Unglücksfälle religiös gestimmt, durch die altdeutsche Kunst die ihm in Nürnberg entgegentrat, durch seinen gleichgesinnten Freund Wackenroder darin bestärkt, durch Jacob Böhme, Tauler und andere Mystiker die er las noch mehr hineingezogen, das Mittelalter auch als die Zeit der absoluten religiösen Gebundenheit aufsuchte, als die Zeit der unumschränkten Herrschaft der poetischsten Religion, des Katholicismus. Und ferner: auch in ihm lebte der Drang der Zeit sich der mannichfaltigen Formen zu bemächtigen, sie zu kennen und zu genießen in denen jemals die Poesie aufgetreten war. Auch er war früh begeistert für Shakspeare und Cervantes. Wie sollte das Heimische, unsere alte milde Poesie nicht auch ihn bestricken? Vollends da ihr so Vieles in seinem Wesen entgegenkam! Da durch anderweitige literarische Neigungen der Geschmack dafür bei ihm vorbereitet war! Goethe's Götz war eines seiner frühesten Lieblingsbücher. Daran schloß sich der Faust, dessen Sprache er den veredelten tiefsinnigen Widerhall nennt jenes alten vergessenen deutschen Tones des Hans Sachs. Daran schloß sich weiter schon frühe eine Vorliebe für die lange verkannten und verschmähten Volksbücher. Dann noch dies Persönliche daß auch der früh verstorbene Wackenroder, angeregt durch E. J. Koch, zu der Zeit ihrer Gemeinschaft die altdeutschen

Studien betrieb. Dies Alles endlich gekräftigt und verstärkt durch den Widerspruch gegen die Mehrzahl eines Publicums bei welcher Kotzebue, Iffland und Lafontaine die Gefeierten waren. Doch hielt er sich zunächst nur in der spätmittelalterlichen und Reformations-Literatur auf. 1796 fällt die Bearbeitung der Haimonskinder. Sein Versuch die gute alte Geschichte in einer ruhigen, treuherzigen Prosa wiederzuerzählen, die sich aber nicht über den Gegenstand erheben oder gar ihn parodiren will, war damals der erste in Deutschland. Er selbst urtheilt daß dieser Ton in seinen ähnlichen um dieselbe Zeit oder wenig später verfaßten Schriften, in dem getreuen Eckhart, der Magelona und Melusina nur theilweise wiederkehre. 1799 entstand die Genovefa und später noch Anderes.

Vom Herbst 1799 bis in den Juli 1800 wohnte Tieck in Jena. Er nennt dies eine der glänzendsten und heitersten Perioden seines Lebens. August Wilhelm und Friedrich Schlegel, schreibt er später, Schelling mit uns, wir alle jung und aufstrebend, Novalis-Hardenberg der oft zu uns herüber kam: diese Geister und ihre vielfältigen Plane, unsere Aussichten in das Leben, Poesie und Philosophie bildeten gleichsam ununterbrochen ein Fest von Witz, Laune und Philosophie.

Den Schlegel war mittlerweile schon die altdeutsche Poesie in die Augen gerückt worden. Die Wissenschaft der Kunst ist ihre Geschichte, sagt Friedrich Schlegel 1800. Er nimmt eine vollständige Geschichte der Poesie in Aussicht. Wie Goethe's Universalität einen milden Widerschein gebe von der Poesie fast aller Nationen und Zeitalter, so müssen die Deutschen diesem Vorbilde folgend, die Formen der Kunst überall bis auf den Ursprung erforschen. Sie müssen zurückgehen auf die Quellen ihrer eigenen Sprache und Dichtung um die alte Kraft und den hohen Geist wieder freizumachen der noch in den Urkunden der vaterländischen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zu Flemming und Weckherlin bis jetzt verkannt schlummere.

Fr. Schlegel selbst hatte, abgesehen von gelegentlicher Erwähnung der Nibelungen seine Aufmerksamkeit auf altdeutsche Poesie noch nicht bekundet, vielmehr wo er darauf zu sprechen kam, eine auffallende Unkenntniß derselben an den Tag gelegt.

Dagegen beschäftigte sich August Wilhelm Schlegel schon 1799 mit altdeutscher Literatur. Beiläufig erhebt er sich gegen die Vermischung des celtischen und germanischen Alterthums, gegen den Irrthum mit dem man von deutschen Barden sprach, und vermuthet die Gesänge die Karl der Große sammeln ließ und die man für Bardengesänge hielt, möchten die Nibelungen gewesen sein. Er sah ein daß die Minnesänger nicht eigentlich Volksdichter zu nennen seien, und machte dagegen manche neue und

feine Bemerkung über diejenigen Gesänge welche das Volk gewissermaaßen selbst gedichtet habe. Auch blieb ihm nicht verborgen, daß die Denkarten und Ansichten die man als Vorurtheile auszurotten bemüht sei wahrscheinlich mit den wunderbaren Dichtungen alter Volkspoesie zusammenhängen. Er begann eine Umarbeitung des Tristan Gottfried's von Straßburg und beabsichtigte eine ähnliche Bearbeitung des Nibelungenliedes.

Es scheint daß Tieck, dessen Liebe zum Mittelalter durch den Umgang mit dem tiefsinnigen, aber schwärmerischen und frommen Novalis neue Nahrung erhielt, erst jetzt und zwar durch Wilhelm Schlegel für die deutsche Poesie des dreizehnten Jahrhunderts näher interessirt wurde. Das poetische Journal welches er 1800 herausgab, aber dann nicht fortsetzte, sollte unter Anderem auch Nachrichten von der älteren deutschen Literatur bringen. Von 1801 datirt er selbst seine Beschäftigung damit. Die Minnesänger zogen ihn zuerst an. Und er versuchte jene Bearbeitung und schrieb jene Vorrede dazu, deren großen Eindruck auf Jacob Grimm wir bereits erwähnten. Auch von der epischen altdeutschen Poesie war darin die Rede, und Tieck scheidet drei Sagenkreise: die Nibelungen mit dem Heldenbuch, die Sagen von Artus und der Tafelrunde, die Sagen von Karl dem Großen. Die gesammte erzählende Dichtung der Zeit aber nennt er romantische Poesie. Daneben findet sich schon die merkwürdige und höchst beachtenswerthe Aeußerung, nach Einem Verfasser bei den Nibelungen zu fragen, möchte ebenso vergeblich sein, als bei Ilias und Odyssee. Mit den Nibelungen hatte sich Tieck damals schon eingehender beschäftigt. Er suchte wie es scheint den historischen Bestandtheilen der Sage näher auf die Spur zu kommen. Er las die Eddalieder und die altnordische Dietrichssage. Er faßte endlich den Entschluß diejenigen Theile der Nibelungensage auf welche das Gedicht nur hindeutet oder die es gar nicht berührt aus den anderen verwandten Quellen einzufügen, und hoffte so ein Ganzes hervorzubringen das sich der Nation empfehlen und ein Volksbuch werden könnte. 1805 und 1806 war er in Italien, und auf der vaticanischen Bibliothek durchlas er alle altdeutschen Handschriften und copirte Vieles aus den meisten. Auf der Hinreise in München, auf der Rückreise in St. Gallen sah er Handschriften ein und als er 1806 nach Deutschland zurückgekehrt war, setzte er seine Arbeit der Nibelungen fort. Doch erschien im folgenden Jahre eine andere Umarbeitung welche ihm die Lust an der seinigen verdarb. Damals faßte er den Plan eine gründlichere Nachricht als man bis dahin gehabt hatte, von den deutschen Handschriften des Vaticans herauszugeben. Aber unvermerkt schob sich ihm der Plan unter, diese Nachricht zugleich mit einer Geschichte der altdeutschen Poesie zu verbinden. So erweiterte sich sein

Studium, die nöthige Arbeit wuchs immer mehr an und schien schließlich zu groß als daß sie von ihm hätte bezwungen werden können. Also blieb vorläufig Alles liegen. Das Gedicht vom König Rother und einige andere Gedichte aus dem epischen Kreise der sich um Etzel oder Attila zieht, hatte er indessen modernisirt um sie lesbar zu machen. Diese sollten ein eigenes Heldenbuch bilden. Aus dem König Rother ließ Achim von Arnim in seiner Zeitung für Einsiedler, dem ersten selbständigen Organ der neuen auf das Altdeutsche gerichteten Schule, im Jahre 1808 eine Episode drucken.

Unterdessen hatten nämlich die altdeutschen Studien einen bedeutenden Aufschwung genommen. Derselbe knüpft sich wesentlich an das deutsche Unglück von 1805 und 1806. Die Seele des Menschen ist ihr eigener Arzt. Eine Krankheit die sie nicht heben kann, sucht sie zu lindern. Auch die Stimmung der Klage und des Schmerzes erschöpft sich endlich. Aus einer jammervollen Wirklichkeit flüchten wir in Anschauungen und Empfindungen welche das Gegentheil dieser Wirklichkeit sind. In einer peinvollen Gegenwart suchen wir die Hoffnung auf die Zukunft aus einer glücklicheren Vergangenheit zu kräftigen. So blickte man aus einer Zeit in welcher das Vaterland der Spielball eines Fremden war, mit Sehnsucht auf die Jahrhunderte in denen es ganz Europa Gesetze gegeben hatte. Zu neuen Thaten des Heldenmuthes suchte man sich zu begeistern aus den alten Großthaten der Nation. Die literarischen Wortführer aber ergriff die Sorge im Gemüthe daß die deutsche Literatur der letzten Decennien auf einem Abwege möchte gewesen sein. Wir hatten eine Poesie der Leidenschaften, wir haben eine Poesie der phantastischen Willkür, aber wir brauchen eine Poesie des Patriotismus: diese Meinung sprach Wilhelm Schlegel aus. Man verurtheilte bald noch schärfer die eigenen Sünden. Seit mehr als fünfzig Jahren, schrieb Friedrich Schlegel, haben sich die ersten Geister der Deutschen in eine blos ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verloren, bis endlich jeder ernste Gedanke an Gott und Vaterland, jede Erinnerung des alten Ruhmes und mit ihnen der Geist der Stärke und Treue bis auf die letzte Spur erloschen war. Die ästhetische Träumerei, die Formspielerei müsse aufhören, sie seien der großen Zeit unwürdig und nicht mehr angemessen. Die Kraft und der Ernst der Wahrheit, die feste Rücksicht auf Gott und unseren Beruf müsse wieder in seine alten Rechte eintreten, wie es dem deutschen Charakter gemäß sei. Man verglich damit das Mittelalter. Man suchte es im Gegensatze zu erheben. Ein Kranz von wandelloser Weisheit Gerechtigkeit und Biederkeit wurde ihm gewunden. Und im Publicum, wer irgend der Poesie geneigt war und für die Literatur sich interessirte, der strebte einem hei-

miſchen, einem rein deutſchen Geſchmacke zu. Man glaubte ihn im Mittelalter zu finden. Und das Mittelalter lieferte eine Literatur aus welcher einzelne Producte ſich der edelſten Poeſie aller Zeiten an die Seite zu ſtellen ſchienen. Neben Homer, Dante, Shakſpeare pflegte man nun auch die Nibelungen zu nennen. Berlin und Heidelberg waren die Sammelpunkte für die jungen thätigen Männer welche dieſe Neigungen im Publicum anzufachen und ihnen die nöthige Nahrung zu bieten ſuchten. Wir ſind nicht im Stande bei jedem Einzelnen die Motive nachzuweiſen die ihn zu den altdeutſchen Studien geführt hatten. Genug daß dieſe zu einer Zeit in Aufnahme kamen wo jene Männer aller Anregung noch zugänglich waren. Joſeph Görres, Clemens Brentano, von der Hagen, Docen, Arnim, Meuſebach, Büſching ſind ſämmtlich in den letzten Siebzigern und erſten Achtzigern des achtzehnten Jahrhunderts geboren. Sie ſind mithin um wenige Jahre jünger als die Schlegel und Tieck, und um wenige Jahre älter als die beiden Grimm. Uhland der auch hier zu nennen iſt, war zwei Jahre jünger als Jacob Grimm.

In Berlin hielt Wilhelm Schlegel in den Wintermonaten von 1801 bis 1804 ſchon regelmäßig Vorleſungen für ein größeres Publicum mit der Abſicht der Polemik gegen die Aufklärung und einer übermäßigen Anpreiſung des Mittelalters. Die Lieblingsliteratur der Gebildeten wurde herabgeſetzt gegenüber der Volksliteratur, gegenüber jenen Büchern „gedruckt in dieſem Jahr," in deren einigen ſich der Rieſengeiſt eines freien Zeitalters rege, in anderen ein klarer Verſtand die Lebensverhältniſſe auf muntere Weiſe darlege. Eine Vorleſung über die Geſchichte der deutſchen Poeſie gab ausführlichen Bericht über das Nibelungenlied. Friedrich Heinrich von der Hagen befand ſich unter den Zuhörern, und bekannte ſelbſt durch dieſe Vorleſungen zu ſeinen ſpäteren Arbeiten über das Gedicht eine Anregung empfangen zu haben. Der Verkehr und die Freundſchaft mit Tieck mochte ſpäter eine noch ſtärkere werden. Von der Hagen war der rechte Mann damals für Berlin, welcher die Neigungen des Publicums kannte und ihnen ſchneller als ein Anderer entgegenzukommen wußte, weil er die Anforderungen an ſich ſelbſt und ſeine Werke niedriger ſtellte als jeder Andere. Er kam mit ſeiner „Erneuung" des Nibelungenliedes (1807) Tieck zuvor. Und als nach dem Tilſiter Frieden im Winter von 1807 auf 1808 die gebildeten Klaſſen Berlins mitten unter Franzoſen die einzig mögliche Oppoſition übten, die franzöſiſche Literatur bei Seite legten und zur altdeutſchen griffen, von welcher Tieck's Minnelieder und von der Hagen's Nibelungenlied faſt das allein Zugängliche waren, — als ein eben in Berlin aufgeſchlagenes Puppentheater um der deutſchen Stoffe ſeiner Stücke willen den zahlreichſten Zuſpruch der Gebildeten fand: da

kamen von der Hagen's „deutsche Gedichte des Mittelalters" wie gerufen und hatten den erwünschten Erfolg, ihren Herausgeber vor dem größeren Publicum zum eigentlichen Repräsentanten der altdeutschen Studien zu machen. Geht man das Verzeichniß ihrer Subscribenten durch, so zeigt sich auf's Klarste wie sehr die ganze deutsche Gesellschaft von der Richtung auf die mittelalterliche Poesie damals durchdrungen war. Da findet man Stein und Friedrich von Gagern neben Lombard, Fichte neben Johannes Müller, die Ueberbleibsel der älteren Zeit, die Zahn, Anton, Nicolai neben den jung aufstrebenden Talenten Grimm, Docen und Anderen; Namen der höchsten Wiener Aristokratie neben zahlreichen Bestellungen nach Hamburg; hohe Beamte, Professoren und Dichter, die Jean Paul, Tieck, Fouqué neben Candidaten der Theologie und Kammergerichts-Referendarien. Von Jahr zu Jahr steigerte sich die Theilnahme. 1809 begann von der Hagen sein Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, 1809 erschien auch sein Buch der Liebe, 1810 seine Ausgabe des Nibelungenliedes in der Ursprache. In demselben Jahre wurde er Professor an der eben errichteten Universität in Berlin, 1811 kam sein Narrenbuch, 1812 sein literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie, und so weiter. Bei einigen dieser Publicationen war Johann Gustav Büsching sein Associé, der auch in Bezug auf die Oberflächlichkeit seiner Leistungen und die Eilfertigkeit der Mache als von der Hagen's nächster Seelenverwandter gelten darf.

Zugleich zeigte sich der neue Geist in der Poesie. Heinrich von Kleist, 1808 in Dresden, mit Tieck verkehrend, webte aus märchenhaftem Duft und Zauberglanz sein Käthchen in's Mittelalter hinein; griff auf den alten Liebling unserer Vaterlandspoesie auf den Cherusker Armin zurück, und blies diesem Helden den Flammenathem voll Blut und Haß ein der seine eigene große Seele durchloderte. Fouqué, schwächlicher und weichlicher, begann um dieselbe Zeit die lange Reihe seiner mittelalterlichen Romane und Trauerspiele. Er wählte glücklich gleich damals die nordische Nibelungensage, der auch Er ihre eigenthümliche Großheit und ergreifende Gewaltigkeit nicht ganz zu nehmen vermochte.

In Berlin waren die altdeutschen Studien für einige Zeit eine Angelegenheit an der sich Jedermann betheiligte der für gebildet gelten wollte. Sie hingen mit Allem zusammen was damals sonst für die Hebung des vaterländischen Geistes, des deutschen Bewußtseins dort geschah. Heidelberg wurde ein Mittelpunkt dieser Studien nur durch den Zusammenfluß mehrerer dafür begeisterter Männer, und nur während der kurzen Zeit als diese Männer dort ihren Wohnsitz aufschlugen. Achim von Arnim siedelte von Berlin 1805 dahin über und hielt sich bis 1808 wenigstens

größtentheils dort auf. Gleichzeitig und schon früher war Clemens Brentano da, genoß und verlor das kurze Glück seiner Ehe mit Sophie Moreau. Arnim und Brentano verbanden sich zur Herausgabe von „des Knaben Wunderhorn." Schon im Januar 1805, noch in Berlin, hatte Arnim einen Aufsatz „von Volksliedern, an Herrn Capellmeister Reichardt" geschrieben. Er sprach von der Macht welche das gesungene Lied allmählich über ihn erlangt habe, von dem Augenblicke wo er auf dem Lande zuerst die volle, thateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, und wie ihn von da an Alles höher reizte was er von Leuten singen hörte die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zum Schornsteinfeger hinauf. Er beklagte den Mangel an Volksthümlichkeit in der neueren Kunst, besonders im Theater; und fand den Grund der Verachtung des Volksmäßigen in der allzu ernsten Gemüthsstimmung und dem Staatswesen der vorigen Jahrhunderte. Er hoffte auf eine neue Volkspoesie „in dem Durchdringen unserer Tage." Er suchte zusammen die noch übrigen lebenden Keime der alten, an der Donau, am Rhein. In den Volksliedern, sagt er, scheint die Gesundheit künftiger Zeit uns zu begrüßen, wo durch die große Kunst des Vergessens alles Fremde verschwindet aus dem Einheimischen, wo wir die großen Wirkungen der einfachen leichten Kunst anstreben, nicht die schwere gehäufte sogenannte Kunst. Der Künstler der viel und innig das Volk berührt, der erntet ohne Arbeit und Mühe. Denn ein großes allgemeines Wirken arbeitet ihm vor. Weisheit von Jahrhunderten bewährt wird ihm ein offenes Buch in die Hand gegeben, daß er es Allen verkünde: Lieder, Sagen, Sprüche, Geschichten und Prophezeiungen, Melodien. — Man erkennt die Verwandtschaft mit Herder's Forderung, der Dichter solle den Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren. Arnim fährt fort, wie ein Jeder auf dieser volksthümlichen Grundlage bauend, was sonst nur wenigen aus eigener Kraft verliehen, mächtig in das Herz der Welt rufen könne: er sammelt sein zerstreutes Volk singend zu einer neuen Zeit unter seiner Fahne.. Wer diese Fahne trägt, der suche darin keine Auszeichnung. Wer ihr folgt, der finde darin seine Schuldigkeit. Denn, sagt er, wir suchen Alle etwas Höheres, das goldene Vließ das Allen gehört, was den Reichthum unseres ganzen Volkes, was seine eigene innere lebende Kunst gebildet, das Gewebe langer Zeit und mächtiger Kräfte, den Glauben und das Wissen des Volkes, was sie begleitet in Lust und Tod, Lieder, Sagen, Kunden, Sprüche, Geschichten, Prophezeiungen und Melodien. Wir wollen Allen Alles wiedergeben was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewahrt, nicht abgestumpft, nur farbespielend geglättet hat, was alle Fugen und Ausschnitte hat zu dem allgemeinen Denkmale des großen neueren

Volkes, der Deutschen: das Grabmal der Vorzeit, das frohe Mahl der Gegenwart, der Zukunft ein Merkmal in der Rennbahn des Lebens. Wir wollen wenigstens die Grundstücke legen und was über unsere Kräfte andeuten, im festen Vertrauen daß die nicht fehlen werden welche den Bau zum Höchsten fortführen und der welcher die Spitze aufsetzt allem Unternehmen.

Nirgend ist begeisterter ausgesprochen worden, was die Tendenz der neu sich bildenden, der heutigen, deutschen Philologie gewesen in ihrer vorbereitenden Periode, in der Periode in welcher Arnim schrieb, in welcher die Grimm ihre ersten Lorbeern pflückten. Der ganze Aufsatz klingt wie ein improvisirter Erguß der Rede, in welchem die mannichfaltigen Thatsachen die vorgelegt oder angedeutet werden nicht aus allerlei Notizen zusammengeschleppt, sondern in unbeschränkter Herrschaft über die Massen des weniger erlernten als erlebten Stoffes frei wählend aus dem Gedächtnisse geschöpft werden, — in welchem der Redner durch einen längst in Gedanken unzählige Mal betretenen Park hin bald hier eine Rose bricht bald dort, zu schon berührten Stellen nach Willkür zurückkehrt, und aller Wege kundig, des Ausganges gewiß, stets zu seiner Bahn sich zurückfindet, endlich zum Ziele gelangt das er sogleich hätte erreichen können, wenn er gewollt hätte.

Der Geist in dem dieser Aufsatz geschrieben war, ist derselbe in welchem die Sammlung der Volkslieder im Wunderhorn mit Brentano unternommen wurde. Es ist als ob die Herausgeber auf häufigen Streifzügen die Lieder vernommen, mit erstaunlichem Gedächtniß festgehalten hätten, und nun sich anschickten was ihnen davon durch die Seele zöge, dem deutschen Volke vorzusingen, ergänzend, ändernd wie es ihnen der Augenblick eingiebt, wie die eigene dichterische Stimmung nachproducirend es gebietet. Die Lieder haben den Durchgang durch ihre Individualität genommen, wie man eine schöne Landschaft auch wohl durch farbiges Glas betrachtet. Sie büßt von ihrer ursprünglichen Schönheit gar Vieles ein, aber gewinnt eine neue seltsame, fremdartige hinzu. Und es giebt Leute denen die letztere höher dünkt als jene. Diesen scheint uns die damalige Zeit vergleichbar. Wir wagen zu behaupten daß die treffliche Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder die uns Uhland vor zwanzig Jahren schenkte, wäre sie vierzig Jahre früher erschienen, eine solche Wirkung nicht hätte ausüben können wie sie das Wunderhorn ausübte. Wirklich ist die Sammlung deutscher Volkslieder die von der Hagen und Büsching ein Jahr später unternahmen und deren Urkundliches sie im Gegensatze betonten, beinahe spurlos vorübergegangen.

Der erste Band des Wunderhorns war im Juli 1805 abgeschlossen.

Arnim gab ihm nichts mit als jenes wundervolle Stück „von Volksliedern," eine kurze Nachschrift an den Leser — dies Buch sei ihm jetzt das Liebste das er kenne, nämlich was innerlich darin sei und wehe, die frische Morgenluft altdeutschen Wandels — und eine Zueignung an Goethe, für welchen Arnim eine so grenzenlose Verehrung hegte und in so starken Ausdrücken kundgab wie Niemand sonst, als Bettina.

Goethe dankte für das Wunderhorn durch eine Recension in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung „mit freundlicher Behaglichkeit ausgefertigt," wie er sagt. Er charakterisirte sämmtliche Lieder der Reihe nach um die Mannichfaltigkeit des Stoffes und des Tones der Behandlung bemerkbar zu machen; sprach einige kräftige und tiefe Worte über Volkslieder im Allgemeinen; verhehlte nicht daß sich in der Sammlung seltsam Restaurirtes, aus fremdartigen Theilen Verbundenes, ja Untergeschobenes neben dem völlig Echten finde; wies jedoch auf die relative Berechtigung eines solchen Verfahrens hin. Goethe kehrte um diese Zeit zum erstenmal wieder seit dem Reineke Fuchs der, von Herder angekündigt, 1794 erschienen war, seine Aufmerksamkeit der älteren deutschen Literatur zu. Daran zeigt sich mehr als an Anderem die Kraft und bezwingende Frische welche diesen Studien damals innewohnte. Vor Allem natürlich die Nibelungen traten an ihn heran. Er liebte sie aus dem Stegreif übersetzend vorzulesen. Und durch eingehendere Betrachtungen des Einzelnen das einem poetischen Werke sein Eigenthümliches giebt, suchte er sich des Gedichtes in seiner Weise zu bemächtigen, sein Verdienst, wie er sich ausdrückt, auf's Trockne zu bringen. Die Liebhabereien und Bemühungen für die mittelalterliche Literatur schienen ihm neben vielem Ungenießbaren doch manches Unschätzbare an's Tageslicht zu fördern, das der allerneuesten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage halte. Sein Interesse dafür erwachte 1807. Und noch aus dem Jahre 1809 berichtet er, in geselliger Unterhaltung habe sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romantische Vorzeit gewendet. Die Nibelungen zogen andere epische Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts herbei, und lockten auch zu der älteren isländischen Literatur. Man wohnte sich unter dem nordischen Himmel ein, zugleich leiteten andere Anregungen zu dem Glauben und Gottesdienst unserer heidnischen Urväter hin. Auf dies alles wirkte Wilhelm Grimm's Anwesenheit in Weimar Ende 1809 begünstigend und fördernd ein. Es machte sich im Januar 1810 geltend in den Stanzen zu einem Maskenzug „die romantische Poesie," welcher neben allegorischen Figuren auch Siegfried, Brunhild, den König Rother, den Riesen Asprian und andere Helden der altdeutschen Sage auftreten ließ. Im Ganzen aber ging es mit diesen Dingen wie Goethe später

sagt: Man liest es und interessirt sich wohl eine Zeit lang dafür, aber blos um es abzuthun und sodann hinter sich liegen zu lassen. Bei Goethe schloß sich zunächst noch Verwandtes an, die altdeutsche Kunst die ihm Sulpiz Boisserée vermittelte. Nachher aber schalt er auf die mannichfaltigen Uebertreibungen dieser Richtung und bezeichnete sie summarisch als das schädliche Bestreben, die Nibelungen der Ilias gleichzustellen. Eine gerechte Schätzung des Nibelungenliedes aber wurde ihm niemals fremd, und sein Antheil an dem Gedicht hielt sich wach. Noch Simrock's Uebersetzung derselben (1827) beschäftigte ihn, und er zeichnete manches Schöne darüber bei dieser Gelegenheit auf. Zwei Jahre später meinte er gegen Eckermann, wenn man das Classische das Gesunde und das Romantische das Kranke nennen wolle, so seien die Nibelungen classisch wie der Homer. — Jacob Grimm schrieb 1823: Ich meine daß Goethe den der Himmel uns noch bewahre, obgleich strenger Philologie ungeneigt, für die deutsche seinen milden klaren Sinn noch am ehesten geöffnet haben würde, wenn ihn in hohem Alter nur nicht allzu vieles berührt hätte oder er nicht durch falsche Parteimänner an dem Altdeutschen irre geworden wäre.

Doch was Goethe zuerst am Altdeutschen irre machte, das waren einzelne Bestrebungen desselben Kreises aus dem auch die Grimm hervorgegangen, der sich um Arnim sammelte, für den Arnim Anfang 1808 die Zeitung für Einsiedler gründete. Die Zeitung hielt sich nur ein halbes Jahr. Sie ging an der Theilnahmlosigkeit des Publicums zu Grunde. Das hielt diesem Arnim zum Schlusse in einem humoristischen Zwiegespräch mit ihm vor. Aber er wußte wohl daß das Publicum damals andere Sorgen hatte. Mitten aus dem Scherz und Spott klingt plötzlich wie eine unvorsichtig gestreifte verstimmte Saite der Ruf hervor: Deutschland, mein armes, armes Vaterland! „Und da liefen uns beiden," fährt er fort, „mir und dem Publicum, die Thränen von den Augen und ich konnte nicht mehr scherzen." Arnim war voll von dem Gedanken an die Noth des Vaterlandes. Aber auch voll von dem Gedanken an künftige neue Größe desselben. „Dadurch daß wir erkennten wie wir geworden," schrieb er damals, „könnten wir zu einem tieferen Bewußtsein unserer selbst und zu einem festeren Vertrauen auf die Natur unseres Vaterlandes gelangen. Wenn es lange Zeit und gut war daß Deutschland sich in ruhiger Bewußtlosigkeit entwickelte, so machen die Andränge von außen die jetzt geschehen es nöthig, daß es in seinem eigenen Selbst sich zum Beschluß seiner Bestimmung unter den Völkern sammle." Wir erkennen diese Gesinnungen wieder in der Absicht, welche Arnim mit jener Zeitung verfolgte. Er wünschte „das Künftige der Geschichte" in den Strebungen der

Arnim gab ihm nichts mit als jenes wundervolle Stück „von Volksliedern," eine kurze Nachschrift an den Leser — dies Buch sei ihm jetzt das Liebste das er kenne, nämlich was innerlich darin sei und wehe, die frische Morgenluft altdeutschen Wandels — und eine Zueignung an Goethe, für welchen Arnim eine so grenzenlose Verehrung hegte und in so starken Ausdrücken kundgab wie Niemand sonst, als Bettina.

Goethe dankte für das Wunderhorn durch eine Recension in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung „mit freundlicher Behaglichkeit ausgefertigt," wie er sagt. Er charakterisirte sämmtliche Lieder der Reihe nach um die Mannichfaltigkeit des Stoffes und des Tones der Behandlung bemerkbar zu machen; sprach einige kräftige und tiefe Worte über Volkslieder im Allgemeinen; verhehlte nicht daß sich in der Sammlung seltsam Restaurirtes, aus fremdartigen Theilen Verbundenes, ja Untergeschobenes neben dem völlig Echten finde; wies jedoch auf die relative Berechtigung eines solchen Verfahrens hin. Goethe kehrte um diese Zeit zum erstenmal wieder seit dem Reineke Fuchs der, von Herder angekündigt, 1794 erschienen war, seine Aufmerksamkeit der älteren deutschen Literatur zu. Daran zeigt sich mehr als an Anderem die Kraft und bezwingende Frische welche diesen Studien damals innewohnte. Vor Allem natürlich die Nibelungen traten an ihn heran. Er liebte sie aus dem Stegreif übersetzend vorzulesen. Und durch eingehendere Betrachtungen des Einzelnen das einem poetischen Werke sein Eigenthümliches giebt, suchte er sich des Gedichtes in seiner Weise zu bemächtigen, sein Verdienst, wie er sich ausdrückt, auf's Trockne zu bringen. Die Liebhabereien und Bemühungen für die mittelalterliche Literatur schienen ihm neben vielem Ungenießbaren doch manches Unschätzbare an's Tageslicht zu fördern, das der allerneuesten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage halte. Sein Interesse dafür erwachte 1807. Und noch aus dem Jahre 1809 berichtet er, in geselliger Unterhaltung habe sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romantische Vorzeit gewendet. Die Nibelungen zogen andere epische Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts herbei, und lockten auch zu der älteren isländischen Literatur. Man wohnte sich unter dem nordischen Himmel ein, zugleich leiteten andere Anregungen zu dem Glauben und Gottesdienst unserer heidnischen Urväter hin. Auf dies alles wirkte Wilhelm Grimm's Anwesenheit in Weimar Ende 1809 begünstigend und fördernd ein. Es machte sich im Januar 1810 geltend in den Stanzen zu einem Maskenzug „die romantische Poesie," welcher neben allegorischen Figuren auch Siegfried, Brunhild, den König Rother, den Riesen Asprian und andere Helden der altdeutschen Sage auftreten ließ. Im Ganzen aber ging es mit diesen Dingen wie Goethe später

sagt: Man lieſt es und intereſſirt ſich wohl eine Zeit lang dafür, aber blos um es abzuthun und ſodann hinter ſich liegen zu laſſen. Bei Goethe ſchloß ſich zunächſt noch Verwandtes an, die altdeutſche Kunſt die ihm Sulpiz Boiſſerée vermittelte. Nachher aber ſchalt er auf die mannichfaltigen Uebertreibungen dieſer Richtung und bezeichnete ſie ſummariſch als das ſchädliche Beſtreben, die Nibelungen der Ilias gleichzuſtellen. Eine gerechte Schätzung des Nibelungenliedes aber wurde ihm niemals fremd, und ſein Antheil an dem Gedicht hielt ſich wach. Noch Simrock's Ueberſetzung derſelben (1827) beſchäftigte ihn, und er zeichnete manches Schöne darüber bei dieſer Gelegenheit auf. Zwei Jahre ſpäter meinte er gegen Eckermann, wenn man das Claſſiſche das Geſunde und das Romantiſche das Kranke nennen wolle, ſo ſeien die Nibelungen claſſiſch wie der Homer. — Jacob Grimm ſchrieb 1823: Ich meine daß Goethe den der Himmel uns noch bewahre, obgleich ſtrenger Philologie ungeneigt, für die deutſche ſeinen milden klaren Sinn noch am eheſten geöffnet haben würde, wenn ihn in hohem Alter nur nicht allzu vieles berührt hätte oder er nicht durch falſche Parteimänner an dem Altdeutſchen irre geworden wäre.

Doch was Goethe zuerſt am Altdeutſchen irre machte, das waren einzelne Beſtrebungen deſſelben Kreiſes aus dem auch die Grimm hervorgegangen, der ſich um Arnim ſammelte, für den Arnim Anfang 1808 die Zeitung für Einſiedler gründete. Die Zeitung hielt ſich nur ein halbes Jahr. Sie ging an der Theilnahmloſigkeit des Publicums zu Grunde. Das hielt dieſem Arnim zum Schluſſe in einem humoriſtiſchen Zwiegeſpräch mit ihm vor. Aber er wußte wohl daß das Publicum damals andere Sorgen hatte. Mitten aus dem Scherz und Spott klingt plötzlich wie eine unvorſichtig geſtreifte verſtimmte Saite der Ruf hervor: Deutſchland, mein armes, armes Vaterland! „Und da liefen uns beiden," fährt er fort, „mir und dem Publicum, die Thränen von den Augen und ich konnte nicht mehr ſcherzen." Arnim war voll von dem Gedanken an die Noth des Vaterlandes. Aber auch voll von dem Gedanken an künftige neue Größe deſſelben. „Dadurch daß wir erkennten wie wir geworden," ſchrieb er damals, „könnten wir zu einem tieferen Bewußtſein unſerer ſelbſt und zu einem feſteren Vertrauen auf die Natur unſeres Vaterlandes gelangen. Wenn es lange Zeit und gut war daß Deutſchland ſich in ruhiger Bewußtloſigkeit entwickelte, ſo machen die Andränge von außen die jetzt geſchehen es nöthig, daß es in ſeinem eigenen Selbſt ſich zum Beſchluß ſeiner Beſtimmung unter den Völkern ſammle." Wir erkennen dieſe Geſinnungen wieder in der Abſicht, welche Arnim mit jener Zeitung verfolgte. Er wünſchte „das Künftige der Geſchichte" in den Strebungen der

Arnim gab ihm nichts mit als jenes wundervolle Stück „von Volksliedern," eine kurze Nachschrift an den Leser — dies Buch sei ihm jetzt das Liebste das er kenne, nämlich was innerlich darin sei und wehe, die frische Morgenluft altdeutschen Wandels — und eine Zueignung an Goethe, für welchen Arnim eine so grenzenlose Verehrung hegte und in so starken Ausdrücken kundgab wie Niemand sonst, als Bettina.

Goethe dankte für das Wunderhorn durch eine Recension in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung „mit freundlicher Behaglichkeit ausgefertigt," wie er sagt. Er charakterisirte sämmtliche Lieder der Reihe nach um die Mannichfaltigkeit des Stoffes und des Tones der Behandlung bemerkbar zu machen; sprach einige kräftige und tiefe Worte über Volkslieder im Allgemeinen; verhehlte nicht daß sich in der Sammlung seltsam Restaurirtes, aus fremdartigen Theilen Verbundenes, ja Untergeschobenes neben dem völlig Echten finde; wies jedoch auf die relative Berechtigung eines solchen Verfahrens hin. Goethe kehrte um diese Zeit zum erstenmal wieder seit dem Reineke Fuchs der, von Herder angekündigt, 1794 erschienen war, seine Aufmerksamkeit der älteren deutschen Literatur zu. Daran zeigt sich mehr als an Anderem die Kraft und bezwingende Frische welche diesen Studien damals innewohnte. Vor Allem natürlich die Nibelungen traten an ihn heran. Er liebte sie aus dem Stegreif übersetzend vorzulesen. Und durch eingehendere Betrachtungen des Einzelnen das einem poetischen Werke sein Eigenthümliches giebt, suchte er sich des Gedichtes in seiner Weise zu bemächtigen, sein Verdienst, wie er sich ausdrückt, auf's Trockne zu bringen. Die Liebhabereien und Bemühungen für die mittelalterliche Literatur schienen ihm neben vielem Ungenießbaren doch manches Unschätzbare an's Tageslicht zu fördern, das der allerneuesten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage halte. Sein Interesse dafür erwachte 1807. Und noch aus dem Jahre 1809 berichtet er, in geselliger Unterhaltung habe sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romantische Vorzeit gewendet. Die Nibelungen zogen andere epische Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts herbei, und lockten auch zu der älteren isländischen Literatur. Man wohnte sich unter dem nordischen Himmel ein, zugleich leiteten andere Anregungen zu dem Glauben und Gottesdienst unserer heidnischen Urväter hin. Auf dies alles wirkte Wilhelm Grimm's Anwesenheit in Weimar Ende 1809 begünstigend und fördernd ein. Es machte sich im Januar 1810 geltend in den Stanzen zu einem Maskenzug „die romantische Poesie," welcher neben allegorischen Figuren auch Siegfried, Brunhild, den König Rother, den Riesen Asprian und andere Helden der altdeutschen Sage auftreten ließ. Im Ganzen aber ging es mit diesen Dingen wie Goethe später

sagt: Man liest es und interessirt sich wohl eine Zeit lang dafür, aber blos um es abzuthun und sodann hinter sich liegen zu lassen. Bei Goethe schloß sich zunächst noch Verwandtes an, die altdeutsche Kunst die ihm Sulpiz Boisserée vermittelte. Nachher aber schalt er auf die mannichfaltigen Uebertreibungen dieser Richtung und bezeichnete sie summarisch als das schädliche Bestreben, die Nibelungen der Ilias gleichzustellen. Eine gerechte Schätzung des Nibelungenliedes aber wurde ihm niemals fremd, und sein Antheil an dem Gedicht hielt sich wach. Noch Simrock's Uebersetzung derselben (1827) beschäftigte ihn, und er zeichnete manches Schöne darüber bei dieser Gelegenheit auf. Zwei Jahre später meinte er gegen Eckermann, wenn man das Classische das Gesunde und das Romantische das Kranke nennen wolle, so seien die Nibelungen classisch wie der Homer. — Jacob Grimm schrieb 1823: Ich meine daß Goethe den der Himmel uns noch bewahre, obgleich strenger Philologie ungeneigt, für die deutsche seinen milden klaren Sinn noch am ehesten geöffnet haben würde, wenn ihn in hohem Alter nur nicht allzu vieles berührt hätte oder er nicht durch falsche Parteimänner an dem Altdeutschen irre geworden wäre.

Doch was Goethe zuerst am Altdeutschen irre machte, das waren einzelne Bestrebungen desselben Kreises aus dem auch die Grimm hervorgegangen, der sich um Arnim sammelte, für den Arnim Anfang 1808 die Zeitung für Einsiedler gründete. Die Zeitung hielt sich nur ein halbes Jahr. Sie ging an der Theilnahmlosigkeit des Publicums zu Grunde. Das hielt diesem Arnim zum Schlusse in einem humoristischen Zwiegespräch mit ihm vor. Aber er wußte wohl daß das Publicum damals andere Sorgen hatte. Mitten aus dem Scherz und Spott klingt plötzlich wie eine unvorsichtig gestreifte verstimmte Saite der Ruf hervor: Deutschland, mein armes, armes Vaterland! „Und da liefen uns beiden," fährt er fort, „mir und dem Publicum, die Thränen von den Augen und ich konnte nicht mehr scherzen." Arnim war voll von dem Gedanken an die Noth des Vaterlandes. Aber auch voll von dem Gedanken an künftige neue Größe desselben. „Dadurch daß wir erkennten wie wir geworden," schrieb er damals, „könnten wir zu einem tieferen Bewußtsein unserer selbst und zu einem festeren Vertrauen auf die Natur unseres Vaterlandes gelangen. Wenn es lange Zeit und gut war daß Deutschland sich in ruhiger Bewußtlosigkeit entwickelte, so machen die Andränge von außen die jetzt geschehen es nöthig, daß es in seinem eigenen Selbst sich zum Beschluß seiner Bestimmung unter den Völkern sammle." Wir erkennen diese Gesinnungen wieder in der Absicht, welche Arnim mit jener Zeitung verfolgte. Er wünschte „das Künftige der Geschichte" in den Strebungen der

Gegenwart vorzulegen. Er wollte einmal öffentlich zeigen, wie viel oder wie wenig sich in jenen Jahren äußerlicher Veränderung innerlich zugetragen habe. Und als die oberste Absicht des Geleisteten nannte er: die hohe Würde alles Volksmäßigen darzustellen, die unendliche Größe jedes Volkscharakters und die Leerheit jeder in sich selbst prahlenden Vaterlandsliebe. Diese Absicht aber blieb, so zu sagen, eine jenseitige. Den meisten Aufsätzen fehlt das unmittelbar Packende. Man findet ihre Verfasser in einem Nebelkleid eigensinniger Gedanken und Ausdrucksweisen. In Heidelberg arbeiteten Clemens Brentano und Joseph Görres mit. Von Kassel her beide Grimm. Dazu traten aus Schwaben Hölderlin, Uhland, Kerner; aus München B. J. Docen, welcher damals an den verschiedensten romantischen Zeitschriften mit kleinen Beiträgen, namentlich Veröffentlichungen von altdeutschen Gedichten aus Handschriften sich betheiligte. Der Theilnahme Tieck's wurde schon gedacht. Die Schlegel lieferten keine Beiträge. Aber an Hinweisungen und Beziehungen fehlte es nicht. Aus Friedrich's im gleichen Verlag eben erschienenem Buch über die Sprache und Weisheit der Inder brachte die Zeitung Auszüge. Auch Wilhelm Schlegel ließ um diese Zeit in Heidelberg seine dramatischen Vorlesungen erscheinen, und beide Brüder schrieben wie die Grimm, Görres, Arnim Recensionen in die Heidelberger Jahrbücher. Diese Jahrbücher, sowie die von Daub und Creuzer herausgegebenen Studien machten Heidelberg noch eine Zeit lang auch nach Arnim's Weggang zu einem literarischen Mittelpunkt für die Romantiker. In beiden Zeitschriften gelangte das erregtere und gehobenere Leben der Universität zum Ausdruck. Als sie 1803 badisch wurde, war sie in erbärmlichem Zustande. Reichere Dotation und verständige Pflege hatten sie schnell empor gebracht und eine ganze Anzahl bedeutender Lehrer versammelt: Thibaut, Voß, Böckh und so viele Andere. Ihnen gesellte sich vom October 1806 ab zwei Jahre lang Görres als Privatdocent bei. In diesem metamorphosenreichen Charakter tauchte damals aus dem rothen französischen Republikaner durch den Naturphilosophen hindurch der deutsche Patriot empor. Vorläufig noch in einer Hülle wissenschaftlicher Tendenzen worin sich das Altdeutsche, der Mythus, der Orient begegneten. Wir folgen ihm nicht in alles Einzelne. Friedrich Creuzer der sein genauer Freund wurde, bekannte ihm viel zu verdanken. Aber die Wissenschaft war doch sein eigentliches Feld nicht. Es fehlt ihm überall an gründlicher und überlegter Forschung. Darum auch an eigentlicher Originalität. Seine Phantasie stürzt in tausend Wellen, zu unzähligen glitzernden Tropfen zerstiebend, über die Gegenstände hinab. Unten in der Ebene aber erkennt man leicht den Mangel an Tiefe. Er begann in Heidelberg gleich mit Vorlesungen über die altdeutsche Literatur, da er

sich noch kaum eine oberflächliche Kenntniß von der Sache verschafft haben konnte. Er arbeitete gleichzeitig an einer deutschen Volksliedersammlung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, an einer Entwickelung des Ideenkreises im Mittelalter und an einer Sagensammlung. Seine Arbeit über die deutschen Volksbücher, welche 1807 erschien, kann als eine Ausführung des zweiten dieser Projecte betrachtet werden. Das Buch ist werthvoll durch seine relative Vollständigkeit, die freilich mehr den Bibliotheken Arnim's und Brentano's verdankt wird, als dem Herausgeber. In den allgemeinen Ansichten welche darin gelegentlich ausgesprochen werden begegnet man schon manchen Gedanken, die in den mythologischen Forschungen zu denen sich Görres jetzt wandte, wiederkehren und vollständiger ausgeführt werden. Das Buch ist etwas phrasenreich, aber reich an schönen Phrasen, und aus einer herrlichen Gesinnung hervorgegangen. Es enthält eine begeisterte Schilderung des Mittelalters. Görres hat das deutsche Elend der vorigen Jahrhunderte tief empfunden. Der Geist des Mittelalters sollte mit helfen es auszutilgen, helfen die übermäßige Fügsamkeit abzulegen und den taubensinnigen Langmuth der Alles wohl sich gefallen läßt und dann plötzlich und spröde ohne Uebergang und Besonnenheit reißt und bricht. Wir sollen die Gestalten unserer alten Zeit aufwecken. Aber wenn sie dann wachen und unserer sich angenommen haben: dann um's Himmels willen, ruft er, laßt uns das alte Affenspiel nicht wieder auch mit ihnen treiben und wie Knaben hinter ihnen ziehen und grimassirend, voll Affectation und hohlem, trübem Enthusiasm ihre Haltung, ihr Geberdenspiel und Alles ihnen nachstümpern daß es ein kläglicher Anblick für Götter und Menschen ist.

An die Volksbücher schloß sich äußerlich ein Aufsatz von Görres in der Einsiedlerzeitung „der gehörnte Siegfried und die Nibelungen." Es war die erste bedeutendere Weiterführung der Untersuchung seit Johannes von Müller. Die nordischen Quellen, so weit sie veröffentlicht und zugänglich, waren herbeigezogen und verglichen. Besonders schien ihm die Dietrichssaga wichtig, welche selbstgeständlich eine Uebersetzung und Bearbeitung niederdeutscher Lieder des dreizehnten Jahrhunderts ist. Aber sie soll nach ihm keineswegs auf eine Reihe nur lose unter einander verbundener Romanzen sich gründen, sondern im Wesentlichen die jüngere Gestalt sein eines colossalen Epos, worin die Nibelungen nur ein Gesang waren und das in der Völkerwanderung entstand. Denn die Poesie bricht nur dann recht lebendig und Leben gebend aus dem gemeinen Leben heraus, wenn heftige und gewaltsame Bewegungen es im tiefsten Grunde aufregen. Die Völkerwanderung trieb Helden, tüchtige Kämpfer regten tüchtige Begeisterung: wenn die Schwerter ruhten tönten Heldenlieder, und

wenn sie schwiegen, war wieder Schwertschlag selbst Stahlgesang. — Daß eine Abgrenzung des poetischen Eigenthums zwischen dem Norden und Deutschland nöthig sei, sah Görres wohl ein. Aber er huscht darüber mit der Bemerkung hin: Behalte unbestritten der Norden seine Mythe und Deutschland sein Epos; jene ruht eben so unbezweifelbar auf nordischer Natur, wie dieses auf gothisch-deutscher Historie. Beide aber, meint Görres, wurden wechselseitig gegen einander umgetauscht. Auch über den Entstehungsort der Nibelungendichtung und spätere Nachklänge und Zeugnisse derselben bringt er Einiges vor. Aber er sucht sich auch hier nicht Rechenschaft zu geben über das was er nun eigentlich etwa bewiesen habe. Er stellt eine Anzahl Aperçüs zusammen. Eine unklare Anknüpfung an das persische Epos, Bemerkungen über eine orientalische Mitgabe spielen auch herein. Reinlich und fest ist nichts ausgeführt. Und man begreift wohl daß Goethe von dieser Art die Dinge zu behandeln sich abgestoßen fand. Die modernen Liebhaber der Nibelungen, schrieb er, die Herren Görres und Consorten ziehen noch dichtere Nebel darüber, und wie man von Anderen sagt, daß sie das Wasser trüben um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg um alle gute kritische Jagd zu verhindern. Man konnte ihm mit Georg Forster's Worten erwidern: Alles Entstehen ist chaotisch und das Chaos mit seinen streitenden Elementen flößt Abscheu oder Entsetzen ein; wenn aber die neue Schöpfung in stillem Glanze hervortritt, dann gedenken wir der Finsterniß und ihrer Stürme nicht mehr. Die neue grüne Schöpfung streckte auch eben die ersten Hälmchen empor in Arnim's Einsiedlerzeitung: die Grimm und Uhland arbeiteten daran mit.

Was Uhland dazu beisteuerte, beschränkte sich auf einige Balladen die noch in Manier befangen, nicht zu seinen besten gehören, aber eben durch diese Manier Zeugniß ablegen für sein Studium des Stils unserer alten Poesie. Seine Beschäftigung damit glaubt man hauptsächlich auf die Anregung des bereits erwähnten Professors Seybold in Tübingen zurückführen zu dürfen, der in seinen Vorlesungen über Homer Vergleichungen mit deutscher und mittelalterlicher Poesie anzustellen pflegte. Uhland vertiefte sich mit Eifer, so wie er sie kennen lernte, in die Nibelungen und das Heldenbuch. Eine Bearbeitung von Bruchstücken aus dem letzteren war das erste was er drucken ließ (1807). Um dieselbe Zeit hielt er seinen Universitätsfreunden Vorträge über das erstere. Dabei suchte er den Geist des Düsteren und Geheimnißvollen der in diesem Epos walte, zu charakterisiren, und machte die richtige Bemerkung daß die Helden in der deutschen Poesie eine eigene mythische Welt für sich bilden von welcher die Brücke fehlt zur menschlichen Nachwelt. In einem Aufsatze über das Romantische den er für denselben Kreis schrieb entdeckt man eine ent-

fernte, wir wissen nicht ob auf Entlehnung beruhende, Uebereinstimmung mit Jean Paul's Aesthetik, auf welche Uhland sonst allerdings sich damals beruft. Uhland bezeichnet das Romantische als das Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen der wirklichen Welt. Jean Paul nennt es das Schöne ohne Begrenzung oder das schöne Unendliche wie es ein Erhabenes gebe, und fügt unter Anderem hinzu: wenn Dichten Weissagen sei, so sei romantisches Dichten das Ahnen einer größeren Zukunft als hienieden Raum habe. Wie Jean Paul stellt Uhland nicht mit Wilhelm Schlegel Antik und Modern, sondern Griechisch und Nordisch einander gegenüber, Nordisch als die älteste Erscheinung des Romantischen woran sich erst das Christliche schließe. Wie Jean Paul sucht er in seiner Begriffsbestimmung den Sprachgebrauch des Wortes Romantisch zu erschöpfen und die Romantik der Natur nicht bei Seite zu lassen. Wenn er außerdem die Elemente des Romantischen namentlich im Mittelalter sorgfältiger darlegt, so trifft seine Gliederung mit der nur vollständigeren in Tieck's Octavianus (1802) zusammen: Glaube und Liebe die Eltern der Romanze, Tapferkeit und Scherz ihre Diener, mit den menschlichen Repräsentanten Pilgerin, Liebender, Ritter, Hirtenmädchen. Nur der Scherz fehlt bei Uhland. So schienen auch Herdern die Ingredienzien der mittelalterlichen Poesie Liebe, Tapferkeit und Andacht zu sein. Der ganze Aufsatz ist das Programm wovon Uhland's damalige und spätere Poesie die Ausführung bildet und woher auch seine Betheiligung fließt an der wissenschaftlichen Arbeit der altdeutschen Philologie.

Wie Uhland, so stehen die Grimm unter den Romantikern als einfache Menschen welche schlicht ihre ganze Seele auf ein Einziges richten und welche von dem Streben nach literarischer Universalität ebenso frei sind wie von dem Hang zur Speculation und von der Willkür eines schrankenlosen Subjectivismus. Bescheiden und anspruchslos, ohne Eitelkeit, ohne starkes Selbstgefühl, weniger glänzend und zuversichtlich in ihrem Auftreten als andere, aber ernster und pflichtbewußter, waren sie dem jüngsten Königssohn im Märchen zu vergleichen welchem die vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens und die Gunst freundlicher Geister die Prinzessin entzaubern helfen, die den älteren Brüdern unerreichbar blieb. Sie sind der eine Pol der Romantik wie Friedrich Schlegel der andere. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig, dabei unschuldig und etwas ungeschickt nennt Friedrich Schlegel den Geist unserer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft. Und das müsse der unsrige bleiben so lange wir Deutsche bleiben. Er ist uns auch geblieben, und vollkommener kam er selten zur Erscheinung als in Jacob und Wilhelm Grimm. Schlegel aber hatte keinen Theil daran. Schlegel der so in seine Zukunft sah:

Da kämpf' ich Werke bildend sonder Wanken,
Entreiße jeder Wissenschaft das Siegel,
Verkünd'ge Freunden heilige Gedanken
Und stifte allen Künsten einen Tempel,
Ich selbst von ihrem Bund ein neu Exempel.

Gleichzeitige Ausbreitung nach allen Seiten ist Zersplitterung und Zerstreuung. Die Zeit Herder's war für die deutsche Wissenschaft am Anfang unseres Jahrhunderts vorüber. Durch zerstreute Thätigkeit, bald hier anfassend, bald dort, war nichts Wesentliches mehr zu fördern. Neue Gesichtspunkte thaten nicht mehr so noth, als daß endlich die bereits gewonnenen verwerthet wurden. Magazine hatte man genug, es kam darauf an sie mit Waaren zu füllen.

Die wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen, sagt Friedrich Schlegel, sind Bonmots der Gattung, nur dem Gehalt nach weit mehr als die sich in nichts auflösende Erwartung des rein poetischen Witzes. Das ist ganz richtig. Der combinatorische Geist mit seiner oft überraschenden und scheinbar zufälligen Wirkung ist der wissenschaftliche Witz. Aber der Gehalt und der Werth wissenschaftlicher Leistungen wächst nicht mit der Intensität des wissenschaftlichen Witzes. Auch morsches Holz leuchtet freilich im Dunkeln, aber es wärmt nicht. Die berühmten „Fragmente" im Schlegel'schen Athenäum haben vielleicht mehr Esprit aufgehäuft als irgend ein anderes Werk der deutschen Literatur, aber durchaus nicht ebenso viel Wahrheit wie Esprit. Combination ist Begegnung der Gedanken. Richtige Combination ist: Begegnung zusammengehöriger Gedanken. Wenn aber zwei Schaumbläschen einander begegnen, so platzen sie. Denn nicht wie gut man zu combiniren wisse ist das allein Entscheidende, sondern was man zu combiniren habe und wie wohlgeordnet das sei. Fülle und Ordnung der thatsächlichen Kenntniß ist die einzig mögliche Grundlage wissenschaftlicher Entdeckungen. Sie machen das aus was man wissenschaftliche Solidität nennen mag.

Diesen Geist der Solidität hatten die Grimm und hatte Uhland. Dazu war auf Jacob Grimm ein solches Maaß von combinatorischem Geist gefallen wie vielleicht auf keinen andern Philologen vor ihm und nach ihm. Ein kleineres fiel Wilhelm Grimm zu, und Uhland ein noch geringeres. Auf der Combinationskraft zumeist beruht die Herrschaft über den Stoff. Ausgezeichneten Männern aber ist ein Maaßstab ihrer selbst, die Kenntniß ihrer Fähigkeiten in die Seele gelegt. Darum geht mit jener dreifachen Abstufung eine andere parallel welche die Ziele der Forschung und den Umfang des durchforschten Gebietes betrifft.

Uhland, dessen wissenschaftliche Thätigkeit im Ganzen überschlagen sich auch darum in engeren Grenzen halten mußte als die der Grimm, weil

er ihr weniger ungetheilt leben konnte, zog sich mit den Jahren immer mehr an's Einzelne, und ließ sich dabei von seinen poetischen Neigungen bestimmen. Von seinem ersten Aufsatze, über das altfranzösische Epos (1812), gilt dies am wenigsten: er behandelte einen großen Stoff und brachte Klarheit und Ordnung in einen umfassenden Kreis von Gegenständen. Seine zweite Arbeit (1822) griff zu besonderer Betrachtung den Dichter des dreizehnten Jahrhunderts heraus der uns von allen am meisten menschlich nahe steht. Dann aber wandte er sich fast ausschließlich denjenigen Seiten der romantischen Poesie in seinem Sinne zu welche ihn zuerst angezogen hatten: ihrem jüngsten Nachklang in den Volksliedern deren Auferweckung im Wunderhorn er durch ein schönes Gedicht begrüßte, und ihrer ältesten Erscheinung im nordischen Mythus und in der Heldensage.

Auch Wilhelm Grimm ist wählerisch. Er hat früh seine Lieblingsautoren, denen er lebenslang treu bleibt, und ein Lieblingsfeld seiner Bemühungen. Auch er läßt sich von poetischen Zu- und Abneigungen leiten. Die Hauptquellen unserer alten Sprache, den Ulfilas, Otfried, Notker und andere hat er nie von Anfang bis zu Ende gelesen. Er sammelte und las für gewisse Dinge die er einmal erkoren hatte. Das andere ließ er zur Seite. Das war keine Natur die eine Welt dahin stellen wollte wo nichts war. Dies Schöpferische ist aber in Jacob Grimm. Jener mochte wohl ein artig Stück Land bebauen und pflegen, sich einrichten darauf und Behagen um sich breiten. Dieser fühlte sich am wohlsten wo es galt große Strecken urbar zu machen, Wohnungen zu gründen und Städte, dem menschlichen Fleiß neue Objecte zu erobern. Und ohne Rast dehnt er sein Wirken aus über immer größere und größere Gebiete. Keine Aufgabe schreckt ihn, zu keiner versagen ihm die Kräfte. Aber es ist eine häufige Bemerkung an schöpferischen und ursprünglichen Menschen: die Bedingung ihrer Größe bildet ihre Begrenzung. Diejenige Eigenschaft durch welche es allein möglich war eine so staunenswerthe und weitverzweigte Thätigkeit zu entwickeln wie Jacob Grimm sie von seiner deutschen Grammatik ab entwickelt hat, diese Eigenschaft war ein Mangel. Es fehlte ihm ganz und gar das Bedürfniß, eine Sache abzuschließen, auszuschöpfen, den höchsten möglichen Grad von Gewißheit darüber zu erreichen, und keine Fragezeichen stehen zu lassen ohne Noth. Ein Genie kann hundert Eigenschaften entbehren die man vom gewöhnlichen Menschen verlangt, wenn es nur eine einzige dagegen in solcher Ausbildung besitzt wie Niemand sonst. Sollte die Wissenschaft der altdeutschen Philologie zum Gedeihen kommen, so mußte ihr das Bedürfniß und die Kunst der Methode hinzugebracht werden, deren höchstes Ziel die reinliche Her-

ausarbeitung des Sicheren ist, und die vorsichtige Abwägung von Graden der Wahrscheinlichkeit. Der sie ihr brachte, Karl Lachmann, trat erst mit dem Ende der Periode von welcher wir sprechen, erst mit dem Jahre 1816, auf die wissenschaftliche Bühne. Lachmann ist ein Genie der Methode wie Jacob Grimm ein Genie der Combination. Sie beide in ihrem Zusammenwirken haben es möglich gemacht, daß Andere, Nachkommende, auch von der Natur weniger reich Ausgestattete, mit weniger combinatorischem, weniger methodischem Geist, ihr Werk fortsetzen, sie in Bezug auf die Menge und Tiefe der erkannten Wahrheit vielleicht übertreffen, mit Einem Wort daß sich eine Schule der altdeutschen Philologie bilden konnte.*) —

Die zweite Session des österreichischen Reichsrathes.

(I. Juni bis October 1863.)

In dem Augenblick, wo die Vertreter des österreichischen Gesammtstaats zu einer neuen Sitzung einberufen sind, wird es nicht uninteressant sein, einen Rückblick auf ihre vorjährigen Verhandlungen zu werfen. Dieselben fanden unter europäischen Verhältnissen statt, die seitdem eine große Veränderung erlitten haben.

Die zweite Session des österreichischen Reichsrathes ward in ihrer einen Hälfte durch die polnische, in der anderen durch die deutsche Frage beherrscht. Der Tag der feierlichen Eröffnung, der 18. Juni v. J., war derselbe, an welchem die zweite Notenserie der drei Mächte nach Petersburg abging. Der Frankfurter Fürstencongreß im Spätsommer zerlegte die Session in zwei Abschnitte. Ihrem Abschlusse endlich ging sie entgegen unter dem Donner der Kanonen von Jagel, Oberselk und Missunde. Eine Debatte über einen die Polen betreffenden Theil der Adresse bildete den ersten, die Discussion über das Anlehen für die Execution in Holstein den letzten Glanzpunkt im Laufe der Sitzungen. Da die Versammlung zur weiteren Begründung der bürgerlichen Freiheit, zum Ausbau des constitutionellen Systems im Innern nichts thun konnte oder mochte, so ist es gut, die Ereignisse der auswärtigen Politik als den Rahmen festzuhalten, innerhalb dessen die Thätigkeit des Reichsrathes sich bewegte. Jene Ereignisse waren auch — dem Schein nach wenigstens — für die Consolidirung des Februarpatents wichtig. Die polnische Frage und Oesterreichs Stellung zu den Westmächten führte die Polen für einige Zeit in das Lager der Centralisten hinüber; sie veranlaßte ferner den größten Theil der böhmischen Czechen — deren Häupter sich für den Czaren erklärten — nicht in dem

*) Wir sind des Raumes wegen genöthigt, hier abzubrechen und versparen die Mittheilung des Schlusses dieses Ersten Artikels auf unser Januarheft.

A. d. R.

Hause vor dem Schottenthore zu erscheinen. Die föderalistische Rechte war so für den Augenblick gesprengt. Das eigentliche Ereigniß der Session aber war der im October erfolgende Eintritt der Siebenbürger. Es geschah damit der erste Schritt, um den weiteren Reichsrath wirklich in's Leben zu führen. Freilich unter den 26 Deputirten befanden sich nur — vier Magyaren, alle übrigen waren Rumänen und Sachsen.

Am 17. Juni ward das Herrenhaus durch den Präsidenten Fürst Auersperg vorläufig eröffnet. Bei den Abgeordneten nahm Professor von Hasner den durch Dr. Hein's Berufung zum Justizminister freigewordenen Präsidentenstuhl ein. Tags darauf verlas der dritte der kaiserlichen Brüder, Erzherzog Carl Ludwig, im Rittersaale der Hofburg die Thronrede, in welcher die Consolidirung der Verfassung den Grundton bildete. „Mit Befriedigung" — hieß es darin — „können wir auf die sich heilsam ergänzende Thätigkeit der Landtage und der Reichsvertretung blicken: sie führt uns in lebensvoller Gestalt den Gedanken entgegen, der unseren Staatsgrundgesetzen innewohnt, in der nothwendigen Einheit des Ganzen die möglichst freie und selbständige Bewegung seiner Theile zu wahren." Es ward dann darauf hingewiesen, daß nach Einberufung des Siebenbürger Landtages allen Königreichen und Ländern der Weg zur Theilnahme an der Berathung der gemeinsamen Angelegenheiten eröffnet sei. Die auswärtigen Beziehungen waren in gewohnter Kürze mit einem Hymnus auf die Segnungen des Friedens abgethan. Darauf wurden Vorlagen wegen eines neuen Systems der directen Besteuerung, sowie die Einbringung eines vierzehnmonatlichen Budgets und zum Schlusse Gesetze über die Reorganisation der Justiz- und Gerichtsbehörden, eine neue Concursordnung, ein Heimathsgesetz, namentlich aber die unerläßlichen Reformen in der Justizpflege angekündigt — so zunächst eine Strafproceßordnung, welche in den Ländern, wo die nothwendigen Vorbedingungen vorhanden, alle wichtigen Fälle den Geschwornen zuweisen solle. Eine eigene Vorlage über die Behandlung umfangreicher Gesetzentwürfe sollte die Erledigung dieser Arbeiten dem Hause erleichtern. Leider bekam das Haus von den, das Justizwesen betreffenden Entwürfen auch nicht Einen zu Gesicht, obschon die Session fast Dreivierteljahre dauerte und am Ende Jedermann eingestehen muß, daß unter dem alten Bach'schen Strafgesetze und der zugehörigen Strafproceßordnung der Constitutionalismus in Oesterreich immer nur etwas sehr Aeußerliches bleiben kann.

Das Herrenhaus machte die Annahme der von Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) entworfenen Adresse in Einer Sitzung am 24. Juni ab. Dieselbe war im Wesentlichen eine Umschreibung der Thronrede. In der deutschen Frage erklärte die Adresse: „das Haus verfolge mit warmer Theilnahme die Verhandlungen der Bundescommission zur Herstellung einer allgemeinen deutschen Civilproceßordnung, weil dadurch (!) die alten Fundamente, auf denen Oesterreichs Stellung zu Deutschland beruhe, neu befestigt und die tausendjährige Verbindung zwischen Ländern, die in unauflöslichem Bundesverhältnisse ständen, noch inniger geknüpft würde." In Bezug auf Polen hegte das Haus das Vertrauen: „die Regierung werde jedem wahrhaft berechtigten Anspruche nationalen und kirchlichen Lebens, so wie den Interessen der Menschlichkeit ihre

thätige Theilnahme widmen; zugleich aber die Sorge für Erhaltung des uns so kostbaren Friedens mit der kraftvollen Wahrung der Integrität des Reiches zu vereinen wissen." Von der widerwärtigen Heuchelei, die sich in der gesammten österreichischen Presse breit machte, als sei es einer Theilungsmacht gegeben, zugleich den Polen zu helfen und Galizien festzuhalten, Rußland zur Nachgiebigkeit zu zwingen und doch den Weltfrieden zu wahren: konnten oder wollten also auch unsere Lords sich nicht frei machen.

Im Abgeordnetenhause war die Czechendemonstration, welche gleich in den ersten Tagen spielte, ein Vorfall, der noch an die trostlosen Competenzconflicte des verflossenen Jahres erinnerte. Von den czechischen Deputirten legten vier einfach und vereinzelt ihre Mandate nieder, eilf vereinigten sich zu der Erklärung, es sei gegen ihr Gewissen in dem Gesammtreichsrathe zu erscheinen, so lange nicht auch die Länder der ungarischen Krone denselben beschickt. Das Haus cassirte die Mandate der eilf Herren; am 25. Juni begann die Debatte über die Adresse. Der schließlich in allen seinen Theilen angenommene Entwurf erwähnte und entschuldigte die Unterbrechung des galizischen Landtages, sprach den lebhaften Wunsch aus, es möge der Regierung gelingen, das verfassungsmäßige Leben auch da wo es ruhe herzustellen, fügte jedoch ausdrücklich hinzu: „das Bedauern über das Ausbleiben der Vertreter einzelner Länder könne das Haus nicht abhalten, auf dem Wege loyalen Vorschreitens den Angelegenheiten der Gesammtheit seine Thätigkeit zu widmen." Rücksichtlich Polens wurde das Vorgehen Oesterreichs als eine weise und gerechte Politik bezeichnet, die den Sympathien der Bevölkerung, den wahren Interessen des Reiches und den Forderungen des Weltfriedens entspreche. In Betreff der deutschen Angelegenheiten besagte die Adresse: das Haus verfolge mit reger Theilnahme die Bemühungen der Regierung, das Verhältniß des deutschen Bundes und seiner Zollgebiete in entsprechender Weise fortzubilden und damit den Anschauungen eines großen Theiles der Staatsbürger und der Machtstellung des ganzen Reiches gerecht zu werden. An die Reformen endlich, welche die Thronrede in Aussicht gestellt, knüpfte der Entwurf die Mahnung, der Geist der Verfassung müsse allmählich sämmtliche Regierungswerkzeuge durchdringen. Er erwähnte demgemäß als besonders dringlich die Ordnung des Vereinsrechtes, der confessionellen Verhältnisse, des Unterrichtswesens, die Sorge für die materiellen Interessen, den Erlaß neuer Zinsgesetze und die wenigstens theilweise Reform jenes Strafrechtes, das einen Hauptanker des Bach'schen Systemes bildet — so wie die, zur Sicherung der richterlichen Unabhängigkeit erforderliche Verbesserung der Besoldungen in der Magistratur. Da aus den in der Thronrede verheißenen Neuerungen gar nichts wurde, so brauchen wir kaum hinzuzufügen, daß die in der Adresse angestrebten erst recht auf sich beruhen blieben.

Die Adreßdebatte umfaßte die großen schwebenden Fragen. In der ungarischen Sache gab Berger den dringenden Rath, jetzt wo der Reichsrath sich stärker fühle als vor zwei Jahren, eine Ausgleichung zu versuchen. Bei dem Passus über Polen machte Ritter von Grocholski das offene Geständniß: „nur die völlige Befreiung und Selbständigkeit Polens könne die polnische Frage lösen. Oesterreich habe dabei nichts zu verlieren: denn was Galizien ihm ge-

bracht, habe es hundertfältig dadurch eingebüßt, daß im Oriente Rußland an seine Stelle trat. Oesterreich möge zu seinen alten Ueberlieferungen zurückkehren und bedenken, daß Polens Untergang der Panslavismus bis zur Adria sei. Das Königreich Polen sei ein reiner Hohn, und ebenso wenig wie mit der Beschränkung der Frage auf Congreßpolen, könne er sich mit den sechs Punkten einverstanden erklären." Gleich nach dieser Rede nahm das Haus den Zusatz Herbst's an, es müsse die Politik Oesterreichs „unveränderlich festhalten an der Integrität des Reiches" und Grocholski, der die Wirkung seiner thörichten Bekenntnisse sah, leugnete sie nachträglich ab und betheuerte, daß das Gefühl des Vertrauens gegen die Regierung unter den Polen allgemein sei. Wie vorübergehend dieses „allgemeine Vertrauen" war, sollte sich noch im Laufe des Sommers zeigen. Dagegen war es lautere Wahrheit, wenn Domherr Mogielnicki Namens der Ruthenen die feierliche Erklärung abgab: „es fehlt uns nicht an Sympathien für die Leiden unserer slavischen Stammesbrüder, um so weniger als wir die Segnungen eines constitutionellen Lebens bereits kennen; aber unsere Sympathien gehen nicht weiter, als der Adreßentwurf. Mit dem Wunsche der Herstellung Polens können wir uns weder wegen unserer Beziehungen zu den Polen, über die wir gerne den Schleier der Vergessenheit fallen lassen; noch wegen unserer Beziehungen zu Oesterreich einverstanden zeigen, dessen Maria Thresia und Joseph uns die ersten elementaren Menschenrechte angedeihen ließen. Der Panslavismus, mit dem man hier gedroht, steht mit unseren nationalen und materiellen Bedürfnissen in geradem Widerspruch." Die Polen versuchten keine Erwiderung auf Mogielnicki's Anklage: die Scenen vom Lemberger Landtage, wo die Majorität des polnischen Adels ein Mandat der ruthenischen Bauern nach dem andern cassirt und den Gebrauch der ruthenischen Sprache hatte verbieten wollen, lebten noch in frischer Erinnerung. Die Grocholskis und Potockis fühlten, daß sie den Bogen nicht straffer spannen durften. Hatte ihnen doch schon in Lemberg der Bauer Kowbasink, Landtags- und Reichsrathsabgeordneter, zugerufen: „Ihr scharrt mit den Füßen, so oft Einer von uns ruthenisch spricht; wißt Ihr vornehmen Herren nicht besser was sich schickt?" und mit funkelnden Augen, die an 1846 mahnten, fügte er hinzu: „ich sage Euch, wir sind nicht dazu hier, daß man über uns lacht!" Schlimmer aber war's, daß in Lemberg selbst der polnische Bauer Sivilc in die Beschwerden der Ruthenen einstimmte: er kenne die deutschen Provinzen von seiner Dienstzeit her; dort herrsche Bildung und Humanität — und daher liege der innigste Anschluß an Wien im Interesse des gemeinen Mannes; deshalb möchten seine polnischen Collegen im Landtagssaale bedenken, daß es die „Herren" nicht sowohl auf die Ruthenen, „als auf eine Bauernhetze" abgesehen. Bekanntlich hat die polnische Frage Oesterreich eben deshalb keine so ernsten Verlegenheiten gebracht, weil den 2 Millionen Polen die nahezu 3 Millionen starke Ruthenenbevölkerung gegenübersteht.

Die Verhandlungen über die deutsche Reformfrage bedeuteten wenig. Interessant war höchstens die Rede des Professors und Regierungsmannes Brinz, der für die gegenwärtige Stellung Oesterreichs zu Preußen das ganze preußische Volk verantwortlich machte, das ebenso, wie Herr v. Bismarck, die Neigung habe,

„den Fuß auf uns Andere zu setzen, selbst jetzt im Stande der höchsten eigenen Noth;" deshalb schien ihm auch „Preußen gegenüber ein Rachegefühl sehr entschuldbar." Wichtiger war die Nachfrage Schindler's, wie es mit der Mission des Bischofs Feßler in Rom wegen Revision des Concordates stehe, und ob die Regierung den Oberstaatsanwalt Haßlwandter — die Hauptstütze der Glaubenseinheitspartei in Tirol — nicht zum Einschreiten gegen den Fürstbischof Riccabona von Trient zu veranlassen gedenke wegen des Hirtenbriefes, worin derselbe Luther und seine Anhänger als „die verworfensten Menschen" bezeichnet? Der Staatsminister erwiderte in leichtfertigem Ton: eine constitutionelle Regierung dürfe keine Cabinetsjustiz üben — ein Erlaß an einen Oberstaatsanwalt Cabinetsjustiz! — und „ein Eingreifen könne nicht stattfinden, so lange nicht von Seiten der hiezu berufenen Organe geschehen sei, was nach Ansicht der Regierung hätte geschehen sollen." Was das Concordat anbetreffe, so säße im Staatsministerium eine Commission für confessionelle Verhältnisse, der er selber präsidire und die außerdem aus drei Katholiken und drei Protestanten bestehe. Die nur an Schmerling gelangenden Berichte Feßler's bestärkten den Minister „in der Ueberzeugung von einem unzweifelhaften Resultate: da eine praktische Lösung der Frage nur im Einverständnisse mit der römischen Curie zu erzielen sei, müsse die Regierung sich vorläufig auf diese Verhandlungen beschränken, nach deren Durchführung sie die Mitwirkung des Reichsrathes in Anspruch nehmen werde." Seltsamer Einfall, das Concordat im Einverständnisse mit der Curie revidiren zu wollen! Das praktische Resultat dieser eigenthümlichen Art, die Ordnung confessioneller Verhältnisse in Oesterreich anzugreifen, war denn, daß das im April 1861 durch ein kaiserliches Patent verheißene Gesetz über Mischehen im Februar 1864 noch nicht vorgelegt war, und daß die erste Protestantengemeinde, die sich in Tirol zu Meran bilden wollte, fast drei Jahre nach Erlaß des Protestantenpatents einen abschlägigen Bescheid erhielt. Die Angelegenheit mit Riccabona verlief ebenfalls im Sande, nachdem Haßlwandter dem Justizminister erklärt, daß er seinerseits keinen Grund zur Einleitung einer Klage fände. Es war das um so wunderbarer, als — angenommen auch, daß der Prälat durch das Concordat dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit entzogen ist — doch immer auf dem Verleger, Drucker, Herausgeber der „Tiroler Stimmen," welche den Hirtenbrief veröffentlicht, nach dem Preßgesetze eine Verantwortung haften blieb, welche die Staatsanwälte in anderen Fällen selbst bis auf den Corrector auszudehnen pflegen.

Die legislatorischen Arbeiten beider Häuser erzielten vorläufig folgende Resultate. Das Herrenhaus nahm am 13. und 14. Juli das Heimathsgesetz so ziemlich nach dem Regierungsentwurfe an. Die Regierungsvorlage wegen Behandlung umfangreicher Gesetzentwürfe ward am 15. Juli bei den Abgeordneten in dritter Lesung verworfen, weil das Haus sich fürchtete, seine Macht an Ausschüsse zu vergeben. Mühlfeld beantragte die Aufhebung jenes Paragraphen in der Notariatsordnung von 1855, welcher die Juden vom Notariate ausschließt. Giskra setzte die Ernennung eines Vereinsgesetz-Ausschusses durch, von dem wir dann nichts mehr zu hören bekamen, so daß Oesterreich mindestens vier Jahre lang die Anomalie eines dem Namen

nach constitutionellen Staates ohne Vereinsrecht darbieten wird. Der Justizminister brachte endlich wenigstens seine Concursordnung ein, gedrängt durch Berger, der einen Concursgesetzentwurf der niederösterreichischen Advocatenkammer vorlegte. Am 17. Juli legte Plener das Budget für die Zeit vom 1. November 1863 bis 31. December 1864 auf den Tisch des Hauses nieder, und dieses ernannte ohne jeden weiteren Competenzconflict einen Finanzausschuß von 36 Mitgliedern, unter denen zwei Polen waren. Da die Budgetvorlage, ehe sie zum Finanzgesetze heranwuchs, im Laufe der Verhandlungen durch Nachtragsforderungen aller Art durchgreifend umgestaltet ward, — so lohnt es nicht der Mühe, hier schon an die ursprüngliche Arbeit vergleichende Bemerkungen zu knüpfen. Es genüge, daß die Ausgaben für die vierzehn Monate auf 615, die Einnahmen auf 522 Millionen veranschlagt wurden: die 93 Millionen des Deficits aber reducirten sich auf 50, wenn die Forterhebung der im Vorjahre bewilligten Steuererhöhungen votirt wurden. Von diesen 50 Millionen sollten 16 durch neue Steuern, 34 durch eine Anleihe gedeckt werden. Für das Heer waren 123½ Millionen, für die Kriegsmarine etwas über 12 Millionen angesetzt.

Wie so oft in dieser Session, trat nun aus Mangel an Berathungsstoff eine längere Pause ein, die sich für das Abgeordnetenhaus bis zum 15. September, für das Herrenhaus zum 14. October erstreckte. Der Justizminister war mit nichts fertig; Plener wollte für seine weiteren Finanzvorlagen gern die Ankunft der Siebenbürger, d. h. die formelle Herstellung des Gesammtreichsrathes abwarten. In die Zwischenzeit fiel der Fürstencongreß; den 4. September war der Kaiser aus Frankfurt nach Wien zurückgekehrt; und ehe die beiden Häuser ihre Sitzungen wieder aufnahmen, war es bereits entschieden, daß die Reformacte in's Wasser fallen würde. Wenigstens aber hatte diese Diversion in der deutschen Frage das Gute, daß sie uns von dem Alpdruck der polnischen befreite, die mittlerweile ohne Sang und Klang eingesargt war. Den 12. August hatten die drei Mächte in ihrem dritten Turnus dem Fürsten Gortschakoff die Verantwortlichkeit für die Folgen seiner Halsstarrigkeit zugeschrieben; unter dem 7. September erwiderte S. Durchl., daß er dazu vollkommen bereit sei. Noch sei erwähnt, daß am 29. September in Miramare die Deputation der Forey'schen Notablen eintraf, welche dem Erzherzoge Ferdinand Max die mexicanische Kaiserkrone anbot. Es war ein äußerlicher Anlaß, welcher den Präsidenten Hasner bewog, am 15. September das Abgeordnetenhaus zu seiner dreizehnten Sitzung einzuberufen. Das Immunitätsgesetz war in Einem Falle verletzt; in einem anderen nöthigte es einen Gerichtshof, das Haus um die Genehmigung eines Schrittes, den er gethan, nachzusuchen. Je länger die so sanguinisch gehoffte Cooperation Oesterreichs mit den Westmächten zu Gunsten Polens auf sich warten ließ, desto bedenklicher wurden die Zustände in Galizien. Die Warschauer Nationalregierung fing an, ihre Thätigkeit und die ganze revolutionäre Organisation auch auf österreichisch Polen auszudehnen. Das Ministerium mochte weder den Belagerungszustand über die Provinz verhängen, noch mehr Truppen hinschicken: es stützte sich daher auf die ruthenische Bevölkerung, die hie und da zum Patrouillen- und Grenzbewachungsdienst benutzt wurde, und auf seine Behörden, denen es die äußerste Wachsamkeit empfahl. Daß

es unter solchen Verhältnissen an Uebergriffen nicht fehlen konnte, daß namentlich die Beamten im täglichen aufreibenden Kampfe mit einer unfaßbaren, unsichtbaren Gewalt, deren Wirkungen ihnen doch auf Schritt und Tritt begegneten, im Gefühle ihrer großen Verantwortung argwöhnisch bis zum Uebermaaß wurden, kann Niemand Wunder nehmen. So wurde in Lemberg Graf Dziedußycki auf offener Straße angehalten, sein Wagen durchsucht, er selbst, da man nichts Verdächtiges bei ihm fand, nach einstündiger Haft entlassen. Alles ohne richterlichen Befehl und obwohl er sich als Reichsrathsabgeordneter auswies. Gleichzeitig zeigte das Präsidium des Lemberger Landesgerichts Herrn v. Hasner die Verhaftung des Reichsrathsabgeordneten v. Rogawski an, welche auf Grund einer Anklage wegen des Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe erfolgt war. Erstere Maaßregel war nach dem Immunitätsgesetz gar nicht, letztere nur dann zu rechtfertigen, wenn Rogawski auf frischer That ertappt worden wäre. Beide Fälle führten zu heftigen Conflicten mit dem Justizminister, der dem Hause das Recht der Prüfung über das Factum, ob die Verhaftung auf frischer That geschehen, abstreiten wollte. In diesem Punkte wahrte das Haus sein Recht, und Rogawski wurde vorläufig freigelassen.

Bei den legislatorischen Arbeiten des Abgeordnetenhauses hatte sich inzwischen auf's neue gezeigt, in wie schroffem Widerspruche die Forderungen einer mißverstandenen Autonomie mit den Zeitbedürfnissen stehen. Es gehört heute nicht zum guten Ton, ein Loblied auf Reformatoren von der Art Joseph's II. anzustimmen: wer aber Oesterreich kennt, der weiß trotz alledem, daß nur ein Umschwung von oben her das polyglotte Reich allmählich in liberale Bahnen bringen kann; daß die Centralisation bis zu einem gewissen Grade in Oesterreich zwar nicht mit dem Liberalismus identisch, wohl aber dessen naturnothwendige Vorläuferin ist. Den Ständen kann bei uns im Wesentlichen noch auf geraume Zeit hinaus keine andere Mission zufallen, als die Organe dieser Centralisation zu überwachen, damit sie sich nicht wieder, wie unter Bach, auf jene Irrwege verlaufen, die mit dem Abschlusse des Concordats zur Consolidirung eines byzantinischen Militär- und Pfaffenstaates führten. Das Haus berieth nämlich am 24. September die Aufhebung des politischen Eheconsenses, der noch in vielen Kronlanden üblich ist, und — sollte man es glauben — gerade in den Ländern mit starr ausgeprägten Besonderheiten fanden sich Vertheidiger selbst für diesen Urväterhausrath! Die Abgeordneten von Tirol, Vorarlberg, theilweise auch von Salzburg wollten, freilich in diesem Hause ohne Erfolg, von dem angestammten Rechte ihrer Provinzen, durch Verweigerung des Eheconsenses die Zahl der natürlichen Geburten zu vermehren, nicht lassen! Ganz ähnlich waren die Scenen, die sich vom 9. bis 15. October bei der Berathung des Heimathsgesetzes wiederholten: das Schlimmste aber war, daß die Regierung sich im ersten Falle apathisch verhielt, im zweiten durch den Mund des Minister Lasser auf's entschiedenste für eine „Autonomie" Partei ergriff, die eine von Bauern und Pfahlbürgern, statt von gebildeten Bureaukraten geübte Tyrannei sanctionirte. Wie das Herrenhaus, so nahm auch das Abgeordnetenhaus jenen Paragraphen der Regierungsvorlage an, wonach das Heimathsrecht nur durch ausdrückliche Aufnahme in den Ge-

meindeverband erworben wird; über das betreffende Ansuchen aber nur die Gemeinde selber mit Ausschluß jeder Berufung entscheidet. Die strammsten Liberalen waren wie ausgewechselt; viele zogen es vor, die Sitzungen nicht zu besuchen; Alle handelten unter dem Eindrucke, daß sie es mit ihren ehrsamen Committenten verdorben hätten, wenn in Zukunft jeder Bauersknecht nach Belieben heirathen dürfe, und Menschen mit „unsicheren Existenzen," wie ein Wiener Gemeinderath neulich die Journalisten nannte, das Recht haben sollten, in jeder Gemeinde das Heimathsrecht zu erwerben. Selbst Berger traute sich nicht, unter diesen Verhältnissen dem Ausschusse das Referat vor die Füße zu werfen. Ein Amendement nach dem andern wurde im Hause gestellt und verworfen: eine gewisse Zeit tadelloſen Aufenthaltes in der Gemeinde sollte das Heimathsrecht von selber geben; die Gemeinde sollte verpflichtet sein, Gründe für eine etwaige Weigerung anzugeben; es sollte ein Appell gestattet sein u. s. w. — Alles vergeblich, und meistentheils sah man den Urhebern der Verbesserungsanträge ihre Genugthuung an, daß sie in der Minorität blieben: sie hatten nur ihrem liberalen Gewissen genügen wollen, fürchteten aber den Zorn der Wähler. Hohe Beamte, wie Baron Poche, der Statthalter von Mähren, sprachen noch am energischsten und verständigsten gegen den Paragraphen. Das Ministerium zwar setzte allen Bedenken den Einen Trost entgegen: es handle sich ja bei der Heimathsberechtigung nur um das Recht auf eventuelle Armenversorgung, um kein bürgerliches oder politisches Recht. Allein wer will leugnen, daß bei der Unfertigkeit unserer staatlichen Zustände diese Bestimmung trotzdem in den Händen der Reaction eine Waffe von wahrhaft furchtbarer Tragweite wird? Man erinnere sich nur der nationalen und confessionellen Gegensätze in Oesterreich und frage sich dann, welche Aussicht z. B. die Verwirklichung des Protestantenpatents in dem glaubenseinheitlichen Tirol hat; oder welch' ein Vortheil es für die Ansiedlung Deutscher in rein czechischen oder italienischen Landestheilen sein wird, wenn jede Gemeinde ihnen — zwar nicht die Ansässigmachung oder den Gewerbebetrieb verwehren, wohl aber ihnen von vorne herein den Makel der Heimathlosigkeit anhängen kann. Sich selber freilich wußte die Regierung zu schützen durch die weitere Bestimmung, daß alle Beamte, Geistliche und öffentliche Lehrer durch die Anstellung in der Gemeinde ihres ständigen Amtssitzes heimathsberechtigt sind. Das Herrenhaus verhalf denn auch am 14. October — in seiner sechsten Sitzung!! — den Verehrern des politischen Eheconsenses wieder zu ihrem angestammten Rechte: die Vorlage der Abgeordneten ward verworfen und die Regierung nur ersucht, bei den Landtagen Umfrage zu halten, ob eine Aenderung wünschenswerth sei — ein Weg gerade so zweckentsprechend, wie die Verhandlungen mit der Curie behufs der Concordatsrevision. Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün) war der Einzige, der für die Aufhebung des Eheconsenses votirte: so wohnt denn jetzt wieder, wie Ryger bei den Abgeordneten witzig bemerkte, auf den Bergen die Freiheit und der Eheconsens. Nur durch den Umstand, daß alle anwesenden Erzherzöge und Minister dafür stimmten, gelang es, den im Abgeordnetenhause angenommenen Antrag auf Zulassung der Juden zum Notariate durchzubringen. Sonst hätte das Amendement Thun den Sieg davon getragen, die Regierung an Orten mit starker is-

raelitischer Bevölkerung zur Einsetzung jüdischer Notare zu ermächtigen. Cardinal Rauscher, der ehemalige Conferenzminister Graf Hartig sprachen für das Amendement und Fürst Hugo Salm wünschte Juden und Notare dahin, wo der Pfeffer wächst. Uebrigens war diese Sitzung auf Betreiben des Grafen Rechberg mit einer Demonstration zu Gunsten des deutschen Reformwerkes begonnen worden. Präsident Fürst Auersperg sprach in poetischer Begeisterung: „Oesterreichs Adler hat einen kühnen Flug gethan und je höher er steigt, desto mehrerer Länder Wohlfahrt faßt er schützend in's Auge und erweitert den Umkreis aufrichtiger Anhänger seiner Macht!" Ein Hoch auf Se. Majestät schloß diese spurlos vorübergehende Ceremonie.

Damit sind wir an den Zeitpunkt gelangt, wo die Finanz- und Budgetvorlagen in dem Reichsrath eingebracht wurden. Die Berathung, die sich hieran knüpfte, und der Schluß der Session wird der Gegenstand des zweiten Theils dieser Darstellung sein.

Politische Correspondenz.

Berlin, Ende November.

In unserer Ueberschau vom vorigen Monat konnten wir bereits die Umrisse der Friedensacte andeuten, welche damals ihrem Abschlusse nahe war. Seitdem ist der Vertrag am 30. October in Wien unterzeichnet und bis zum 16. November von den kriegführenden Mächten ratificirt. Volksthing und Landsthing in Kopenhagen haben sich in das Unabänderliche gefügt. Ein Jahr nach dem Tode Friedrich's VII. ist das Joch zerbrochen, welches das schleswig-holsteinische Land unter Dänemark gebeugt hielt.

Keine deutsche Partei kann leugnen, daß dies der größte nationale Erfolg seit 1815 ist und daß die Nation ihn vorzugsweise Preußen zu verdanken hat. Freilich ging seine Politik einen künstlichen Weg. Es verband sich mit Oesterreich gegen das nationale Programm; es beharrte lange Zeit bei dem Londoner Protokoll. Kein Schuß, so soll einer seiner Staatsmänner gesagt haben, werde an der Eider fallen, so lange er im Amt sei. Aber der König befahl den Uebergang der Truppen über die Eider, er befahl den Rücktritt von dem Londoner Vertrag und später jene bekannte Erklärung vom 28. Mai. Als die Londoner Conferenz zusammentrat, war die Unabhängigkeit Holsteins und des südlichen Schleswig entschieden. Jedoch noch nicht mehr. Weder die Räthe des Herzog Friedrich in Kiel, noch der Sprecher des Bundes in London dachten an Größeres, als an eine Scheidung der Nationalitäten. Und hier in diesem Stadium — nicht in den früheren — liegt das Verdienst, welches Herrn von Bismarck auch von uns Liberalen nicht abgesprochen werden darf. Er hatte den Muth die europäische Conferenz zu sprengen; er setzte — getragen allerdings von dem festen Sinne des Königs — den Staat gegen den Willen der Neutralen ein; er rettete das Herzogthum Schleswig von Flensburg bis an die Königsau. In Summa: es war die Kraft des preußischen Staates, des Souve-

räns, der Armee, der Diplomatie, durch welche dem widerwilligen Europa ein Resultat abgezwungen wurde, das mit den Forderungen der heißesten Patrioten zusammenfiel.

Und doch ist nicht leicht ein großes Resultat mit lauteren Empfindungen begrüßt als der Friedensschluß vom 30. October. Wir sind eben noch keine Nation, wir machen nur Anstrengungen es zu werden. Wie in dem Moment, als 1849 der Träger der Centralgewalt bestimmt werden sollte, die deutschen Abgeordneten in Frankfurt sich als Oesterreicher und Preußen, als Bayern und Schwaben entpuppten, so enthüllen wir uns jetzt in unserer wahren Gestalt, da die Frage zur Entscheidung kommt, welcher Macht auf dem befreiten Gebiet der beherrschende Einfluß zufallen soll. Die Leistungen Preußens sind vergessen oder niemals anerkannt, aber der helle Haß flammt auf, daß ein „coordinirter" Staat seine Hegemonie in den Ländern begründen will, die er mit dem Blute seiner Söhne von der Fremdherrschaft losgekauft hat.

In dieser Zeit tiefer, innerer Zerfahrenheit fiel dem Verein eine hohe Mission zu, der sich die Bekämpfung des Particularismus zur Aufgabe gestellt hatte. Aus dem Gefühl von der Ohnmacht des Bundes, von der Unzulänglichkeit seiner Verfassung zum Schutze Deutschlands war der Nationalverein hervorgegangen. Als im Jahre 1859 der Krieg am Rhein drohte, als dem deutschen Volk die Möglichkeit entgegentrat, unter einem Bundesoberfeldherrn und unter Bundescontrolle einen Kampf um seine Existenz zu bestehen, da erhob es mit dem Instinct der Selbsterhaltung den Ruf nach der preußischen Führung. Nun, die Richtigkeit dieser Forderung hatte sich jetzt in einem neuen Falle bewährt. Niemals war die Unfähigkeit des Bundes zur Action greifbarer herausgetreten als in diesem Jahr, wo er sich erst in Schwäche und Zwietracht von seinen richtigen Zielen abdrängen ließ und dann sich der Theilnahme an dem Krieg entzog, obwohl ihm Dänemark geradezu in's Gesicht schlug. Wie mit Naturnothwendigkeit dagegen hatte Preußen die Leitung der Dinge in die Hand bekommen. — Und weiter. Es war der Gedanke des Nationalvereins, daß das getheilte, staatlose Deutschland nicht aus sich selbst, nicht aus dem Chaos heraus etwas werden könne, sondern nur durch Anschluß an eine schon bestehende starke Macht. Wir meinen, das jüngste Jahr hat auch diesen Gedanken gerechtfertigt; wer seine Vorgänge aufmerksam beobachtet hat, der wird von der Ueberschätzung der unorganisirten Volkskräfte, von der Geringschätzung der übergreifenden Macht eines festgefügten Staatswesens wohl gründlich curirt sein. Wir leugnen es ja nicht — die Bewegung in den kleineren Staaten, die Thätigkeit so vieler Versammlungen und Vereine hat ihre nützliche Wirkung geübt; aber zu einem gestaltenden, durchgreifenden Willen brachte sie es nicht. Wie bald verflog der Traum eines Volks- und Freiwilligen-Heeres! Ja selbst dazu war sie zu schwach, die Regierungen der eigenen Länder zur Action fortzutreiben; der bayersche, der sächsische, der hannöversche Hof leisteten nur wenig mehr, als an und für sich in ihrer Natur lag. Auf die Politik der beiden Vormächte aber war die Bewegung von negativem Einfluß; nur wenn es galt auswärtige Einsprachen zurückzuweisen, wurde sie als willkommenes Hülfsmittel benutzt. Die englischen Minister entschuldigten zwar vor dem Parlament ihren Rückzug damit,

daß England mit 40 Millionen wüthender Deutschen hätte Krieg führen müssen; in Wahrheit aber kam die Resignation erst über sie, als Preußen vor ihren Drohungen nicht wich und Frankreich bei seiner Neutralität beharrte. Wer könnte sich als nüchterner Mann der Einsicht erwehren, daß diese Tausende von Resolutionen, die an kategorischer Bestimmtheit sich überbieten, die immer „sofort," „unbedingt" und im Namen der „Nation" ihre Forderungen stellen, — in eine leere Scheinthätigkeit ausarten, wenn dem rein ideellen Patriotismus nicht in der reellen Welt der Kräfte ein Hebel, ein Arm zu Gebote steht? — Und endlich, daß trotz allem und allem nur Preußen den patriotischen Ideen diesen Arm leihen kann, wann war dies schlagender erwiesen, als in dem Augenblick, wo das Ministerium Bismarck unser schleswig-holsteinisches Programm ausführte? Wenn selbst die conservativste Partei es nicht hindern kann, daß Preußen seine Kräfte für gesammtdeutsche Interessen einsetzt, dann ist die deutsche Natur dieses Staats ja wohl an's Licht gestellt! Freilich er handelt nicht unmittelbar für diese gesammtdeutschen Interessen; er führt keine Kriege um die Bayern und Würtemberger zu befriedigen, oder um den Sachsen und Hannoveranern zu gefallen; er handelt — wie jeder selbständige Staat — aus Staatsegoismus, für seine militärische Ehre, für sein Ansehn in Deutschland und Europa, für die Erweiterung seines Machtgebiets. Aber daß die Zwecke, die er sich setzen muß, am letzten Ende auch der Kräftigung und dem Ruhme der Nation zu Gute kommen, darin eben besteht seine deutsche Natur, und nur in ihr liegt einige Garantie, daß alles das was wir deutsche Fragen, Hoffnungen, Aufgaben nennen, einmal eine Verwirklichung finde.

Wir sind fern davon zu verlangen, daß die Führer des Nationalvereins sich Herrn von Bismarck zur Disposition stellen sollten. Aber die Erfahrungen, die wir berührt haben, mußten sie doch im Interesse ihres Programms und der Aufklärung des Volkes verwerthen. Sie haben das Gegentheil gethan; sie haben ihr Programm preisgegeben oder doch bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Der Beruf, den sie eine Zeit lang übten, Führer und Lehrer des Volkes zu sein, hat damit aufgehört; sie sind ein Resonanzboden der Tagesstimmungen geworden.

Wir gehen noch etwas näher auf die Anträge ein, die der Ausschuß in der Eisenacher General-Versammlung vom 30. bis 31. October vorschlug und durchsetzte. Zunächst die Anträge in der deutschen Frage. Sie beginnen mit der Reichsverfassung. „Der National-Verein hält fest an seinem Beschlusse vom 6. October 1862, durch welchen die Reichsverfassung sammt Wahlgesetz und Grundrechten als der Rechtsboden der Nation anerkannt wurde." Wir stoßen da auf ein altes Uebel des Vereins. Irren wir nicht, so war es der Wunsch, an Ausdehnung, an Masse zumal unter der schwäbischen Demokratie zu gewinnen, welcher 1862 zur Aufpflanzung der Fahne der Reichsverfassung führte. Denn diese Verfassung mit ihrem suspensiven Veto, mit dem Kopfwahlgesetze, mit der bundesstaatlichen und doch streng unitarischen Anlage, mit der unklaren Abgrenzung gegen Oesterreich, mit den abstracten Grundrechten — befriedigt allerdings die demokratischen Wünsche, über die Würde des Reichsoberhauptes dagegen bestimmt sie nicht mehr, als daß sie „einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen" werden soll. Als 1849 eine Commission

der „Gothaer" über diese Verfassung mit der radicalen Linken im schlimmen Compromiß verhandelte, rief Herr v. Schmerling ihr vergnüglich zu: „Wünsche gesegnete Mahlzeit, meine Herren!" Er wußte, daß die Kost genügend versalzen sei, er hatte keine Furcht mehr vor dem Reich auf dieser Grundlage. Wer es heute aufrichten wollte, müßte erst das Chaos von 1848 in dreifacher Potenz wieder hervorrufen.

Aber jene Unbestimmtheit in der Oberhauptsfrage war jetzt nicht mehr genug. Wieder der süddeutschen Demokratie zu Gefallen mußte noch ein Schritt in die vage Phrase hinein gemacht werden. „Ueber den Träger der Centralgewalt hat die im Parlament vertretene gesammte Nation zu entscheiden. Dieser höchsten Entscheidung haben sich alle Parteien, Stämme und Staaten zu unterwerfen." Die äußerste Linke des Vereins war mit dieser Erklärung allerdings noch nicht zufrieden, sie wollte nicht nur für die einheitliche Spitze die Auswahl unter den Staaten, sondern auch die Freiheit zu einer directorialen Gestaltung der Centralgewalt behalten. Dem reinen Großdeutschthum gegenüber wurde also hier noch eine Schranke gehalten. Aber auch der Gedanke von der souveränen Willkür des auswählenden Parlaments ist eine Concession an den Unverstand. Es schmeichelt ja dem Dünkel der Masse, wenn man sie oder die Abgeordneten, die sie erwählt hat, als den höchsten Gerichtshof hinstellt, vor dem die deutschen Staaten oder Fürsten zu erscheinen haben, um je nach ihrer Würdigkeit den höchsten Lohn zu empfangen. Aber solche Einbildungen haben nirgends Wirklichkeit, außer in den Köpfen unpolitischer Phantasten. Kein Parlament schafft die Centralgewalt oder wählt den deutschen Kaiser, kein Parlament löst die deutsche Frage; sondern die Geschichte ist es, die in stiller geduldiger Arbeit die Frage stellt und die Lösung vorbereitet, die alten Formen unterhöhlt und die neuen Kräfte bildet, — so daß endlich wenn die Macht, die unter ihrer pflegenden Hand zur stärksten herangewachsen ist, die Gelegenheit zur That ergreift und wenn das Votum einer Nationalvertretung in verständiger Willigkeit die That unterstützt, sie beide nur das Siegel drücken auf das Werk von Jahrhunderten. Und die Geschichte hat an dieses Werk sich gemacht. Als das alte deutsche Reich verheert und verwüstet lag von dem dreißigjährigen Kampf der Habsburger gegen die Freiheit des Gewissens, da ließ sie den großen Kurfürsten aus dem absterbenden Leben heraus einen neuen Staat bauen, der nach Westen und nach Osten griff, der die Schweden aus dem Reiche herausschlug, der die alten Ritterlande und die Niederungen der Weichsel den Polen abgewann, der im Westen gegen Frankreich einen neuen Halt schuf. Tilgt erst die Erinnerung an die Siege des großen Friedrich, vernichtet erst das Andenken an die gewaltigen Jahre, da der Geist unserer Heere uns und euch erlöste, — ehe ihr von „Unterwerfung unter eure höchste Entscheidung" sprecht! Diesen Kitzel der Volkssouveränetät können wir nimmermehr befriedigen. Ein Staat von solchen Erinnerungen, ein Staat der die Hälfte der Nation und weit mehr als die Hälfte ihrer reellen Kraft umfaßt — man kann sich ihm anschließen, man kann ihn allein lassen, aber einer Wahl, die auch anders fallen kann, unterwirft er sich nicht.

Es hat Träumer gegeben und giebt sie noch, welche durch den Sturm einer

Revolution das feste Gefüge dieses Staates zu zerbrechen hoffen. Alle Gedanken von einer föderativen Gründung des Reichs nach dem Muster der Schweiz oder Nordamerikas ruhen auf dieser Hoffnung. Wollten diese Leute ein Paar Jahre mit uns leben, sie würden etwas ahnen von dem unzerreißbaren innerlichen Band, welches das preußische Volk umschließt; so aber können sie nur überzeugt werden, indem sie sich die Köpfe an der Wirklichkeit zerstoßen. Für die anderen Verständigeren bleibt nur ein doppelter Weg. Entweder sie halten an dem Staatenbunde fest, sei es im österreichischen, sei es im mittelstaatlichen Sinne, sei es mit Hinneigung zum Siebzigmillionenreich oder zur Trias; — oder aber sie wagen den Gedanken Eines Reichs, Einer Centralgewalt. Wer auf diesen Boden sich begiebt, dem bleibt keine Wahl mehr, und wenn ihm Preußen nicht gefällt, so muß er zum Bundestag zurückkehren.

Der Nationalverein ging von der Einsicht in jene geschichtliche Nothwendigkeit aus; ein kurzer Rückschlag in der inneren preußischen Politik, an dem wir Alle und er selbst mitschuldig sind — und sie war wieder verdunkelt. Hätte er geschwiegen über die allgemeine Frage „Centralgewalt und Parlament!" Hätte er sich begnügt in dem concreten Fall, welcher vor ihm lag, in der schleswig-holsteinischen Frage, die strenge Folgerung seines Programms zu ziehen! Hier kam ihm die Volksstimmung im deutschen Norden, hier kam ihm die Gesinnung des schutzbedürftigen Landes und seines jetzt von vielen Illusionen befreiten Fürsten entgegen! Aber der Ausschuß ereiferte sich einseitig für die Selbstbestimmung der Herzogthümer; er stieß einen kräftigen Fluch gegen die Annexion aus und nur — „so lange eine deutsche Flotte nicht vorhanden ist" gestattete er den maritimen Anschluß an Preußen!

Wir haben die Gründe oft angedeutet, weshalb wir die Annexion mißlich, ja fast unmöglich finden. Die Rechtsüberzeugung der Herzogthümer, die wir selbst durch die Anlage unserer Politik haben heranreifen lassen, war auch uns das vornehmste Hinderniß; dann unsere Verbindung mit den Oesterreichern, denen wir die Gutmüthigkeit nicht zutrauten, erst den Bund und dann sich selbst aus Schleswig-Holstein herauswerfen zu lassen. Auf die unsicheren Chancen des „nächsten Frühjahrs" möchten wir nicht bauen, der Sperling in der Hand ist uns lieber die Taube auf dem Dache. Wenn man aber — ohne Rücksicht auf die Willigkeit oder Unwilligkeit der Schleswig-Holsteiner — ganz absolut die Annexion „eine schwere Gefährdung der bundesstaatlichen Einigung der Nation" nennt, so ist das eine Phrase, hinter der wir nur die Furcht vor der süddeutschen Demokratie erblicken. Der Nationalverein kämpft allerdings für den Bundesstaat, nicht für den Einheitsstaat. Mit vertrauensseliger Phantasie malt er sich ein gothisches Reich aus, in welchem Könige, Kurfürsten, Großherzöge als Peers im Oberhause sitzen und die verfassungsmäßigen Befehle ihres Oberfürsten gehorsam vollziehen. Was die Geschichte und die Gegenwart irgend lehren von dem Stolz alter Dynastien, von dem Bewußtsein der Welfen, der Wettiner, der Wittelsbacher dem jüngeren Hohenzollerngeschlecht gegenüber, widerlegt diesen Glauben. Indeß er mag gelten. Warum aber soll der Erwerb eines herrenlosen Landes Preußen ungeschickter machen zur Gründung des Bundesstaates? Ist es mit seinen 18 Millionen im Vergleich zu Oesterreich und den Mittel-

staaten schon so stark, daß es den Zuwachs von 1 Million nicht mehr bedarf? Oder würde, wenn sein Gebiet statt in zwei, gar in drei Stücken zerstreut läge, es zu selbstgenügsam werden, um sich um Deutschland zu kümmern? Und die Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten — was könnte sie gefügiger machen als die ernste Erfahrung, daß sie nur die Wahl haben zwischen der Unterwerfung unter den Bundesstaat oder der Annexion?

Der Idealismus unserer deutschen Natur ist ein Schatz, den wir sorgsam pflegen wollen, aber auf dem Gebiet der praktischen Politik spielt er uns arge Streiche. Es ist eine landläufige Redensart geworden, daß Preußen nur nach dem Ganzen streben dürfe, nicht nach dem Theil. Will es ein einzelnes Land erwerben, so ist das ein unerlaubtes Ziel, ja ein Verrath an der Nation; will es von den Meeren bis zu den Alpen gehen, so stehen alle Thore ihm offen, und im Bunde mit den Patrioten kann es zugreifen wann es will. Im Hintergrunde des Bewußtseins wirkt hier die Erinnerung an das deutsche Parlament, das aber ein gescheiterter Versuch war, wirkt ferner das Vorbild von der wunderbar raschen Einigung Italiens. Man vergißt, daß auch Victor Emanuel die Halbinsel wie eine Artischocke verspeiste, daß die Last Neapels viel zu früh auf ihn fiel, daß er Venedig noch nicht hat und daß endlich bei uns nur wenige Dynastien wie die reifen Aepfel vom geschüttelten Baume fallen würden. Wer sagt uns, daß es in dem Geiste unseres Volkes liegt, mit Einem gewaltigen Sprunge das Ziel zu erreichen? Warum sollen die Territorien des Reiches, deren Zahl sich bisher unter den Stößen der Weltereignisse nur allmählich verminderte, jetzt mit einem einzigen Ruck zusammenschmelzen? Warum soll der preußische Staat, zu dessen Bau mühsam Stein für Stein zusammengetragen wurde, dessen größte Monarchen Jahrzehnte gebrauchten, um im verzweifelten Kampfe Eine Provinz sich zu sichern — warum soll dieser Staat jetzt seine Karten auf Alles oder Nichts setzen? Idealistische Redner sind mit dieser Frage bald fertig. Im vorigen Jahrhundert, so sagen sie, gründete man große Monarchien, die Völker waren wie Heerden; heute sind die Völker gereift, und das souveräne Parlament, wenn es nur erst da ist, faßt mit einem Griff den Bundesstaat zusammen. Das ist ein schöner Glaube — nur schade, daß in der Wirklichkeit Staaten und Dynastien und die Eifersucht Europas einen härteren Widerstand leisten, als er voraussetzt.

Doch wir eilen weiter. Wohlan, die Annexion sei eine Gefährdung des Bundesstaats; der Nationalverein verwirft sie und wir mit ihm, wenn auch nur aus praktischen Gründen. Aber der Anschluß des schleswig-holsteinischen Contingents an die preußische Armee — liegt doch streng in der Richtung des Bundesstaats. Ein Armeecorps, im Frieden von 10,000, im Krieg von 20,000 Mann, allgemeine Wehrpflicht, preußisches Exercitium, preußisches Waffen- und Geschützwesen, preußischer Oberbefehl — damit, wenn der Krieg im Norden wieder ausbricht, dieses Glied deutscher Wehrkraft auch tüchtig sei uns die Last der Vertheidigung zu erleichtern; damit ferner wenn eine große Gefahr Deutschland bedroht, es die Schuld der Dankbarkeit zahlen könne für seine Befreiung! — Von dem allen will der Nationalverein nichts wissen; sein Ausschuß hat sich nicht einigen können über den Nutzen oder Schaden der Militärconventionen. Ein

Theil war der Meinung, man stärke dadurch nur das Junkerthum in Preußen. In der Generaldebatte mußte ein Schleswiger auftreten, um die Ehre und die Sitte der preußischen Armee zu vertheidigen. Dieser Umschwung ist erklärlich. Uns Deutschen droht heute nicht wie 1859 ein europäischer Zusammenstoß; die Impulse, aus denen der Nationalverein geboren wurde, sind verloren gegangen. Wenn ein Gewitter am Rhein aufzieht, wenn Haus und Hof auch in den Kleinstaaten bedroht sind, dann wird man sich der preußischen Armee wohl wieder erinnern.

Wir haben die aufrichtigste Hochachtung vor einem großen Theil der Männer, die bisher den Ausschuß des Nationalvereins bildeten. Lange Zeit bewunderten wir das Geschick, mit dem sie in schwierigen Verhältnissen die Massen, die unter ihnen standen, durch aristokratische Organisation zu beherrschen wußten. Aber mit dieser Aristokratie scheint es jetzt vorbei zu sein. Die Schuld daran liegt nicht in den Personen, sie liegt in der Sache. Ein Verein kann auf die Länge nur gedeihen, wenn er positive, concrete Zwecke verfolgt. Die Einigung Deutschlands ist kein solcher Zweck. Zu fernliegend, zu abhängig von Bedingungen, die außerhalb jeder möglichen Thätigkeit der Einzelnen liegen, ist ein solches Ziel. Der italienische Nationalverein war in einer anderen Lage. Er conspirirte mit Cavour. Sein Chef La Farina leitete die Rüstungen für die Garibaldische Expedition, und der Minister verschaffte das Geld. Solche Verhältnisse sind bei uns weder jetzt noch in der absehbaren Zukunft zu erwarten; und von einer fortgesetzten theoretischen Agitation kann ein Verein nicht leben. Kein billiger Beurtheiler wird darum dem Nationalverein seine großen Verdienste absprechen wollen. Wir kennen eine Zeit, wo selbst unsere conservativsten Diplomaten es rühmten, daß er wieder Wind in die preußischen Segel gebracht habe. Das Hereinströmen der süddeutschen Demokratie und der Eindruck der preußischen Zustände haben ihn innerlich zersprengt. Ein Preuße, der ein ausgebildetes Staatsbewußtsein hat, der sich in die Rolle nicht schicken mag, bei politischen Genossen um Schonung auch für „diesen Stamm" zu flehen — wird es nach den Vorgängen in Eisenach schwer finden, dem Vereine noch anzugehören.

Der Nationalverein hatte „zur Rettung der nationalen und politischen Unabhängigkeit der Herzogthümer" mit den „demokratischen Großdeutschen" Verbindungen angeknüpft und einen Tag nach der Unterzeichnung der Friedensacte, welche jene Rettung besiegelte, beschloß er, diese Gemeinschaft fortzusetzen, d. h. die Thätigkeit gegen das Ausland fortan gegen Preußen zu kehren. Auf einer ähnlichen Verbindung aller Parteien ruhte der Sechsunddreißiger-Ausschuß deutscher Abgeordneten. Wir haben zu der Zeit, wo Preußen seinen Pflichten gegen Schleswig-Holstein uneingedenk zu sein schien, wo eine innere Seelenangst, eine tiefe Erbitterung unser Herz, wie die Herzen aller Patrioten erfüllte, auch diese Organisation mit Freuden begrüßt — als einen der Hebel, um die große Sache zu fördern. Von den Ansprachen des Ausschusses in jenen Monaten kennen wir wenig, denn in Preußen waren sie nicht druckfähig. Nur ein Wort drang damals zu uns herüber: „Preußen und Oesterreich haben ihre Stellung als deutsche Mächte verwirkt" — und wir gestehen, trotz aller eignen Entrüstung waren wir über die Kühnheit verwundert, mit der der Ausschuß in Einem Fe-

derzug zwei Drittheile von Deutschland zusammenstrich. Da das letzte Drittheil inzwischen in kläglicher Unthätigkeit geblieben ist, so wäre von Deutschland demnach gar nichts mehr übrig. Indeß die Leidenschaft des Moments mag solche Ueberschwenglichkeiten erklären; seitdem aber Preußen die Aufgabe einer gründlichen Abrechnung mit den Dänen übernahm und erfüllte, da konnte, wie uns däucht, der Ausschuß in Achtung vor dieser reellen Thätigkeit mit seiner eignen Thätigkeit mehr zurücktreten. In dem inneren Kampfe zwischen dem Bunde und Preußen, der jetzt folgte, mußte er bei seiner Zusammensetzung sofort Partei werden, und zwar eine schlimme Partei, ein Organ des Bundestags und der Trias, ein Volkscomité zur Unterstützung des Preußenhasses der mittelstaatlichen Minister. Vor uns liegt ein „Aufruf der geschäftsleitenden Commission des Ausschusses an die schleswig-holsteinischen Vereine," datirt vom 11. November, in der diese Umwandlung sich bereits vollzogen hat. Ein schleswigsches Blatt nannte die Friedensacte die Magna charta der Herzogthümer, weit bedeutsamer, klarer, durchgreifender, als die alten verbrieften Landesrechte. Nicht so der Ausschuß. Er widmet dem Friedensschluß ein süßsaures Wort; um sofort die schwersten Anklagen gegen die Großmächte und ihr Friedensdocument zu erheben, ja um dasselbe eventuel für nichtig zu erklären. Und welches sind die Anklagen? — Wir heben die beiden Hauptpunkte heraus. „Indem der König von Dänemark seinen angeblichen Rechten auf diese Provinzen entsagt, wird dadurch der Londoner Vertrag mittelbar als rechtsgültig anerkannt. Nur das Recht der Gewalt ist es, welches seine Geltung aufhebt, und das Recht der Gewalt kann sie eben so gut wieder herstellen!" — Ja allerdings so ist der Lauf der Welt. Das Londoner Protokoll, d. h. die Thronnachfolge Christian's von Glücksburg für alle Theile der Monarchie, war seit 1852 bei den europäischen Mächten in voller, durch die Nichtzustimmung des Bundes ungestörter Geltung. Nichts geringeres, als das „Recht der Gewalt," d. h. der Krieg gehörte dazu um es zu zerbrechen, und wenn König Christian an dieses „Recht der Gewalt" später wieder appelliren und etwa mit Hülfe Europa's uns besiegen sollte, so wird er den alten Zustand freilich wieder herstellen, unbekümmert darum, ob er in der Friedensacte von 1864 auf „Rechte" oder nur auf „Ansprüche" verzichtet hat. Und nun der zweite Punkt: das Selbstbestimmungsrecht des schleswig-holsteinischen Landes. Auch wir achten dieses Recht, aber der Ausschuß überspannt dasselbe sofort bis zu einem Maaße, wo es zum schreiendsten Unrecht gegen Preußen wird. „In Dänemark ist die Volksvertretung sofort einberufen, um dem Vertrage ihre Zustimmung zu geben." „Im beschämenden(!) Gegensatze" dazu steht die Behandlung des schleswig-holsteinischen Landes, dem man „zu Gunsten Dänemarks" die Kriegskosten aufgebürdet, und unverzüglich muß seine Zustimmung zu dem Friedensvertrag eingeholt werden, „soll derselbe nicht mit dem Makel der Nichtigkeit behaftet sein!" Ja, das dänische Land wurde befragt, ob es noch länger Geld und Menschen opfern wolle, und es entschied darüber; soll nun das schleswig-holsteinische Land entscheiden, ob Preußen und Oesterreich länger Geld und Menschen opfern sollen? Soll es den Mächten befehlen dürfen, den Krieg fortzusetzen, wenigstens so lange, bis das Land selbst oder bis der so kriegsfertige Bund sie ablösen kann? Soll es eine billige und rechtliche Schätzung

der Kriegskosten von sich abweisen dürfen, etwa weil der Bund, wenn ihm die Dinge überlassen wären, außer den drei Herzogthümern auch noch die 26 Millionen den Dänen abgenommen hätte? Es wird ja der Zeitpunkt kommen, wo die schleswig-holsteinischen Stände über die Mittel zur Deckung der Kriegskosten befragt werden, wo sie in der Verfassungsurkunde einen Artikel über den Umfang des Staatsgebiets genehmigen müssen. Dann werden sie abzuwägen haben, ob irgendwo eine „Vergewaltigung" vorliegt, groß genug, um ihre Geldverpflichtungen gegen die Alliirten zu weigern, oder um die Friedensacte und damit die Basis ihrer Existenz wieder umzustoßen. Kein vernünftiger Schleswig-Holsteiner denkt an etwas der Art. Wozu also dieser gehässige, formalistische Eifer? —

Doch wir wollen uns von der Verbitterung nicht anstecken lassen, welche unsere deutschen Wirren jetzt hüben und drüben erwecken; wir wollen vielmehr gestehen — hinter jenen Maßlosigkeiten liegen doch berechtigte Gedanken. In einer internationalen Acte, welche das in Europa bisher gültige Recht ändern will, mußte der dänische König seine „Rechte" auf die Herzogthümer abtreten, aber diese Abtretung an die Sieger begründet für die letzteren kein Verfügungs- und Eigenthumsrecht, denn nach unserem deutschen Rechtsbewußtsein waren jene Rechte nur Ansprüche. Man kann ein Glied der eigenen Volksgenossenschaft, zu dessen Befreiung man auszog, nicht wie Feindesland erwerben; man kann über ein Land, dessen geschichtliche Rechte von dem preußischen Thron herab anerkannt worden sind, nicht wie über eine rechtlose Sache verfügen. Innerhalb der nationalen Gemeinschaft muß man die Geister für sich haben, um mit dem Schwerte zu erobern; das Schwert allein stiftet Unheil, wenn es zuvor nicht gelungen ist, wenigstens den Kern der Bevölkerung zu gewinnen.

Und hier eben liegt der Grund so vieles Haders und Hasses, den mit rechtzeitiger Genügsamkeit zu beseitigen unserer Meinung nach sehr zu unserem Vortheil gewesen wäre. Preußen hatte in der schleswig-holsteinschen Sache die entschieden vorherrschende Rolle gewonnen. Es bestimmte den Gang des Krieges, es entschied auf der Londoner Conferenz, es leitete die Friedensverhandlungen; militairisch und diplomatisch stand es voran. Es konnte auch in dem letzten Act die Dinge in der Hand behalten, indem es aus freiem und deshalb gefeiertem Entschluß das that, wozu es durch die Umstände doch wahrscheinlich gedrängt werden wird. Seit dem September stand nichts mehr im Wege, mit dem Erbprinzen Friedrich eine Militair- und Marine-Convention zu schließen. Wenn man mit rascher Wendung die Sache dieses Fürsten in die Hand nahm, so kostete es wenig Mühe die Bundestruppen und die Oesterreicher aus den Herzogthümern zu treiben, in Rendsburg und Kiel allein Herr zu werden und von den Früchten, welche die Annexion bringen könnte, einen großen und sehr werthvollen Theil zu sichern. Die mittelstaatlichen Regierungen wurden so in den Netzen ihrer Heuchelei gefangen. Sie hätten der „schleunigen" Erledigung der Erbfolgefrage nicht widerstreben können, trotz des stillen Grolls, den sie gegen den preußischen Vasallen heute schon hegen. Und es würde nach diesem Abschluß einer unternehmenden preußischen Politik nicht an neuer Beschäftigung gefehlt haben. In Cassel sind die Zustände so weit gereift, daß mit Hülfe einer gewissen, vor zwei Jahren schon einmal gestellten Perspective theils

Concessionen an den Landtag, theils eine Militair-Convention mit Preußen wohl durchzusetzen wären.

Jener Weg aber wurde beharrlich verschmäht. Der Feldzugsplan, den man statt dessen entworfen hat, läßt sich auf folgende Formel bringen: Erst mit Hülfe oder unter Zulassung Oesterreichs die Bundestruppen, dann die Oesterreicher selbst zu entfernen, und so in den Alleinbesitz der Herzogthümer zu gelangen. Welches Ziel hierbei im Hintergrunde schwebt, ist nicht zu verkennen.

Der gute Wille Oesterreichs — nämlich für das erste gegen den Bund gerichtete Stadium — war die Voraussetzung dieser Politik. Man hat also Opfer gebracht, um ihn zu wecken. Für ein fernes, nach unserer Ansicht unerreichbares Gut hat man ein nahes hingegeben, das schon in unserer Hand war. In der Depesche vom 9. November ist für den zwischen Oesterreich und dem Zollverein abzuschließenden Handelsvertrag das Ziel einer allgemeinen „deutschen" Zolleinigung abermals zugestanden. Rein und glatt hatte sich die Zollvereinskrise bisher abgespielt; die volle Abscheidung von Oesterreich — die Grundbedingung für jede deutsche Reform — war wenigstens auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete so gut wie errungen. Jetzt wurde die klare, principielle Lösung wieder hinausgeschoben. Graf Mensdorff empfing mit vielem Dank das Zugeständniß des ersten der beiden Punkte „von eminent politischer Bedeutung," welche in der Rechberg'schen Depesche vom 25. Juli so kategorisch gefordert waren, und war so freimüthig, in seiner Antwort vom 18. Novbr. nun auch den zweiten zu verlangen — das Differentialsystem, die specifischen Tarifbegünstigungen zum Vortheil Oesterreichs, welche durch Art. 31 des französischen Handelsvertrages principiell ausgeschlossen sind. Ein Opfer ist gebracht, ein zweites moralisch unmögliches wird gefordert — und der Lohn? Wir sind trotz unserer Concessionen bis heute nicht weiter als im Monat October, wo Graf Rechberg zwar zugestand daß die Execution in Holstein durch den Frieden gegenstandlos werde, aber mit Rücksicht auf die Würde des Bundes gleichwohl eine Mitbetheiligung desselben an der Besatzung und Verwaltung Holsteins verlangte. Es ist wahr, der Kaiser Franz Joseph schätzt die preußische Allianz, es würde ihm angenehm sein, sie für Italien zu verwerthen. Die Stimmungen der Hofkreise ließen sich in der Adreßdebatte des Herrenhauses erkennen. Unter diesen Einflüssen hat sich das Programm abgestumpft, welches die Partei des Botschafters für den Grafen Mensdorff entwarf. Aber gegenüber gewissen preußischen Plänen denkt auch der Hof nicht anders, als es Herr von Schmerling dem Präsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses in den Mund legte. Man will Preußen nicht verlieren, aber man möchte auch „die Rechte und Interessen des Bundes," d. h. die Principien des Staatenbundes in Schleswig-Holstein wahren; und man wird dieses Streben nicht aufgeben außer gegen Opfer, — die wir nicht zahlen können.

Nachtrag.

Berlin, den 4. December.

Eine zufällige Störung, durch welche das Erscheinen dieser Blätter verzögert worden ist, macht es uns möglich, noch in wenig Zügen die Ereignisse darzustellen, deren Zeuge wir in dieser Woche waren. Wir fangen mit dem Ge-

ständniß an: der Verlauf dieser Krise hat uns überrascht, ein solches Maaß von Kraft- und Rathlosigkeit hatten wir im österreichischen Lager kaum erwartet; — ein einziger bestimmter Entschluß, und die Staaten, deren Schutz und Schirm Oesterreich seit Graf Mensdorff's Ernennung wieder zu werden versprach, mußten das Feld räumen.

Der Schlag, der in diesen Tagen gefallen ist, demüthigt dem Anschein nach nur die Mittelstaaten, aber in Wahrheit trifft er auch Oesterreich. Denn daß die dritte Staatengruppe allein gegen Preußen etwas ausrichten könne, behaupten weder v. d. Pfordten, noch von Beust; sie gestehn es zu, daß ihre Widerstandskraft von der Energie ihres Protectors abhänge. Das Wiener Cabinet hatte es übernommen sie zu decken; in den Verhandlungen mit Preußen erklärte Graf Mensdorff gleich seinem Vorgänger zwar die Execution für erloschen, aber er wünschte, daß der Bund bis zur Entscheidung der Erbfolgefrage, an der auch er betheiligt sei, bei der Besatzung und Verwaltung Holsteins eine Mitwirkung behalte. Preußen lehnte diese Zumuthungen ab, und ohne die letzte Entschließung des Alliirten zu erwarten, ging es selbständig gegen Sachsen und Hannover vor. Erst am 25. erhielt man in Wien von jenen militärischen Maaßregeln Kunde, welche durch Cabinetsordre vom 24. getroffen waren, — der Rückmarsch der Truppen aus Holstein war sistirt, die Concentrirung der 13ten Division bei Minden, der 6ten bei Berlin befohlen. Preußen hatte sich fertig gemacht, sein Recht im Nothfall zu erzwingen und es setzte Oesterreich in die Lage — entweder auf die preußische Seite zu schwenken oder zum Aeußersten zu greifen.

Graf Mensdorff hat gethan, was Graf Rechberg gethan haben würde. Nicht die Zollconcessionen, nicht die gütlichen Verhandlungen brachten ihn zum Weichen; aber der Staat, dessen deutsche Hälfte durch die größere ungarisch-slavische gebunden ist, dem am Mincio ein kampfbegieriger Feind auflauert, der keine Finanzen und keine Allianz ist — schreckte zurück, als ihm rund und klar die Frage vorgelegt wurde, ob er Krieg mit Preußen haben wolle.

Das ist der Kern der jüngsten Hergänge, alles übrige ist nur der äußere Verlauf, der sich nach jener Hauptentscheidung ohne Mühe voraussagen ließ und den wir nur in aller Kürze resümiren wollen.

Der Muth des Herrn von Beust stärkte sich an den österreichischen Verheißungen. Während Graf Platen sich bald — wir wissen allerdings nicht ob vor oder nach den militärischen Anordnungen — mit dem Berliner Cabinet verständigte, und die preußische Interpretation des Artikels 13. der Executionsordnung — in der That die einzig richtige — sich zu eigen machte; hängte sich der sächsische Minister an den Vordersatz jenes Artikels: „Sobald der Vollziehungsauftrag vorschriftsmäßig erfüllt ist" und behauptete, daß über das Zutreffen dieses Vordersatzes, worauf die unverzügliche Zurückziehung der Truppen allerdings erfolgen müsse, nicht die einzelne Executionsregierung sondern nur der Bund entscheiden könne. Er sei bereit Holstein zu räumen, aber nur wenn der Bund, der die sächsischen Truppen dahin gesandt, sie zurückrufe. Indeß nach dem Bekanntwerden der militärischen Maaßregeln und dem Ausbleiben der österreichischen Hülfe beeilte sich Herr von Beust, jenen Bundesbeschluß, den er sich ursprünglich als Mittel zum Verbleiben der Truppen in Holstein vorgestellt hatte, nun als

Mittel zu einem anständigen Rückzug zu provociren. Am 29. waren in Dresden und Hannover von den preußischen Gesandten außer dem Friedensvertrag zwei Noten überreicht, von denen die eine die Erfüllung der sämmtlichen vom Bunde beabsichtigten Executionszwecke und die andere das alleinige Recht Oesterreichs und Preußens auf Verwaltung und Besetzung der Herzogthümer erwies; und es war in Dresden zugleich zugefügt, daß eine Verzögerung der sächsischen Antwort über 24 Stunden hinaus als eine Ablehnung der preußischen Forderungen betrachtet werden würde; — aber bereits an demselben Tage wandte sich Herr von Beust mit dem Antrag an den Bund: „unverweilt Beschluß darüber zu fassen, ob die sächsische Regierung den ihr ertheilten Auftrag als vorschriftsmäßig erfüllt zu betrachten und demgemäß ihre Truppen aus den Herzogthümern zurückzuziehen habe." Dieser Antrag ward in der außerordentlichen Sitzung vom 29. dem Ausschuß überwiesen; der Bund ermannte sich dazu, den General von Hake zur vorläufigen Wahrung seiner Positionen aufzufordern, und Herr von der Pfordten gab einmal wieder eine gefahrlose Probe von Tapferkeit, indem er im Voraus für das Verbleiben der Executionstruppen stimmte. Der Kampf war aber schon entschieden; denn eben jetzt verstand sich Oesterreich mit Preußen zu einem gemeinsamen Antrag, der in der Sitzung vom 1. December vorgelegt wurde. Beide forderten den Bund auf, die Execution als beendigt anzusehen und Sachsen und Hannover um Rückberufung der Commissäre und Truppen zu ersuchen. Preußen machte eine Concession in der Form, Oesterreich in der Sache. Jenes ließ sich auf einen Bundesschluß als vermittelnde Zwischeninstanz ein, jedoch unter der Voraussetzung, daß der Bund im preußischen Sinne entscheide. Dieses verzichtete darauf, neue Titel für die hinfällig gewordene Execution aufzusuchen, und gab statt der erwarteten Hülfe die leere Tröstung, daß es eine „den Bundes-Rechten und Interessen entsprechende Lösung der Erbfolgefrage" von Preußen zu erlangen hoffe. Oder waren die Worte des österreichischen Gesandten mehr als ein leerer Trost? Lag in ihnen die Hindeutung auf ein empfangenes Versprechen? Wir können aus dem ganzen Verlauf der Dinge diesen Eindruck nicht gewinnen. Allem Anschein nach wurde Oesterreich nicht durch ein Zugeständniß gewonnen, sondern durch die Plötzlichkeit eines unwiderruflichen Entschlusses betäubt. Der preußische Gesandte in Frankfurt erklärte nur, daß Preußen durch den Frieden die „Möglichkeit" von Verhandlungen mit den Prätendenten gegeben finde, aber während der Dauer der Execution die Verhandlungen ablehnen müsse. Diese „Möglichkeit" — das ist Alles was der Bund in Händen hat, wenn er am 5. December die Räumung beschließt. Einzig Herr von Beust hat noch die persönliche Genugthuung sagen zu können: Er habe den Feind im Fliehen besiegt; er sei mit Commissären und Truppen nur auf die von ihm selbst verlangte Weise aus Holstein hinausgeworfen.

Die Zahl der Annexionisten wird in Preußen seit den letzten acht Tagen sehr gewachsen sein. Sagt man: in Schleswig-Holstein steht eine österreichische Brigade und hinter ihr die österreichische Armee, so lautet die Erwiderung: — Und was waren die Bundestruppen Anderes, als österreichische Vorposten? In dem Verhalten Oesterreichs lag der Kern aller Schwierigkeiten, und Oesterreich — die Probe liegt jetzt vor — hat nicht die Kraft, für die nordische Frage seine

Existenz einzusetzen. Nun wir meinen: Oesterreich ist nicht Europa. Bedeutsamer aber als die europäischen Schwierigkeiten ist für uns — die Rechtsüberzeugung des schleswig-holsteinischen Volkes. Sie repräsentirt freilich keine äußere Macht, sie ist nur ein geistiger, ein sittlicher Faktor; aber in dem Gewissen eines Volkes liegt die Kraft eines zähen, unbeugsamen Widerstandes, und solche moralischen Elemente überwindet man nicht, indem man sie geringschätzt und außer Berechnung läßt.

Notizen.

Es macht uns große Freude, auf ein Unternehmen zur Förderung der vaterländischen Geschichtskunde aufmerksam machen zu können, welches nach einem umfassenden Plan eine der bedeutendsten Epochen der preußischen und deutschen Geschichte, die des Großen Kurfürsten, durch Herausgabe der wichtigsten urkundlichen Materialien illustriren soll und dessen erster Band (Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Berlin, G. Reimer) so eben die Presse verlassen hat.

Wie wir aus diesem Bande selbst erfahren, war es S. Kön. Hoheit der Kronprinz, welcher den ersten Anstoß zu dem Unternehmen gab; eine Commission, bestehend aus den Herren Droysen, M. Duncker und v. Mörner, wurde beauftragt, die entsprechenden Vorschläge und Vorbereitungen zu machen; in einem, dem ersten Bande vorangedruckten Bericht an den Kronprinzen geben die Genannten Rechenschaft über ihre Thätigkeit und legen den Plan des ganzen Unternehmens vor. Dasselbe beschränkt sich zunächst auf die Regierungszeit des großen Kurfürsten; in einer Reihe von „Folgen" sollen die authentischen Materialien für die Geschichte dieser Zeit aus heimischen und auswärtigen Archiven veröffentlicht werden; voran die erste Folge der „Politischen Verhandlungen," welche „die Acten der allgemeinen, insbesondere der auswärtigen Politik des Kurfürsten" enthalten wird; dann in weiteren Folgen Briefe, Berichte fremder Gesandten über brandenburgische Verhältnisse, Berichte brandenburgischer Gesandten über fremde Höfe, die Acten der einzelnen landständischen Versammlungen, Acten über Finanzwesen, Verwaltung, Heeresverfassung u. s. f.

Ein Unternehmen, wie man sieht, welches sich die Aufgabe setzt, jenes halbe Jahrhundert, in welchem die Gründung des modernen Preußen vor sich geht, nach allen Seiten hin in das Licht einer wirklichen actenmäßigen Erkenntniß zu stellen. Wem es von diesem oder jenem einzelnen Punkte der preußischen Geschichte her bewußt ist, wie sehr trotz mancher trefflichen Vorarbeiten es noch an der eigentlich lebensvollen Aufklärung durch primitive Quellen fehlt, wie so manches wichtige Gebiet noch völlig brach daliegt, wie für viele der eingreifendsten Beziehungen die preußische Geschichte bisher auf die gefärbten Auffassungen auswärtiger Schriftsteller angewiesen war, — der wird es in jedem

Sinne willkommen heißen, wenn besonders die eigenen preußischen Archive sich öffnen und wenn, abgesehen von den aus ihrem Studium hervorgegangenen Darstellungen Einzelner, der Forschung überhaupt die Gelegenheit gegeben wird, diese Materialien in ihrem eigenen Gewande kennen zu lernen und daran die bisherigen Anschauungen über preußische Geschichte zu prüfen.

Wir haben für die Geschichte des großen Kurfürsten das große Werk Pufendorf's; wer je in der Lage war es aufzuschlagen, hat es nicht gethan ohne den Reichthum seines Inhalts, die Schärfe seiner Darstellung zu bewundern; es ist bekannt, daß dieses Werk sich gleichfalls auf eine umfassende Benutzung des Berliner Staatsarchivs gründet; aber wie sehr und wie treu dies auch der Fall sein mag, es wird nie die Lebendigkeit der Anschauung zu geben vermögen, wie sie das Wort des Actenstücks selbst, gleichsam der persönliche Verkehr mit den handelnden Personen dem Leser darbringt.

Es liegt nun ein Band der ersten Folge vor: die „Politischen Verhandlungen" der ersten grundlegenden Regierungsjahre des Kurfürsten. Für die Bearbeitung desselben war an dem hiesigen Docenten der Geschichte, Dr. B. Erdmannsdörffer, eine ausgezeichnete und bereits in weiten Kreisen geschätzte Kraft gewonnen. Es ist natürlich noch nicht Zeit über den Inhalt des Bandes eingehender zu berichten. Aber ein flüchtiger Ueberblick mag uns vorläufig den Reichthum der darin enthaltenen Materialien zeigen. Die Actenstücke sind in einzelne Gruppen getheilt, je nach den verschiedenen Beziehungen des Kurfürsten zu den auswärtigen Mächten und zu den officiellen Vorgängen im Reich. Jeder Abtheilung ist von Dr. Erdmannsdörffer eine orientirende Einleitung vorausgeschickt. Wir betreten zuvörderst das Gebiet des Herzogthums Preußen und stoßen damit auf die Beziehungen zu der Republik Polen während der ersten zehn Jahre des Kurfürsten. Wichtig ist hier die Frage der preußischen Häfen, die Rivalität Brandenburgs und Polens um die Beherrschung derselben und die daraus entstehenden Conflicte. Ein besonderes Verdienst hat sich der Herausgeber dadurch erworben, daß er die Antecedentien dieser Conflicte unter Kurfürst Georg Wilhelm in seiner Einleitung nach bisher unbenutzten Acten des Königsberger Archivs darlegt. Auch die Rolle, die der Kurfürst und ein von ihm geworbenes Regiment bei der Bekämpfung des polnischen Kosakenaufstandes vom Jahre 1648—49 spielte, war bisher nicht hinlänglich bekannt. — Wir kommen dann zu den Verhältnissen der Mark, zu den letzten Wochen des Schwarzenbergischen Regiments, zu der Neuordnung der Dinge unter dem Statthalter Markgrafen Ernst. Ein dritter Abschnitt führt uns zu den Beziehungen zwischen Brandenburg und Schweden; wir gewinnen hier unter Anderem einen neuen Einblick in die Verhandlungen, welche über eine Heirath des Kurfürsten mit der Königin Christine jahrelang fortgesetzt wurden. — Genauer als bisher läßt sich ferner die Stellung des Kurfürsten zu Frankreich in den ersten Jahren seiner Regierung erkennen. Es ist sehr interessant daß schon damals, unter der Vermittelung des bekannten diplomatischen Agenten Abraham Wicquefort, Frankreich dem Kurfürsten die Erwerbung von Schlesien als Preis einer „engeren Allianz" antrug. Der Kurfürst wies den Vorschlag völlig von der Hand.

Mit den Depeschen der brandenburgischen Gesandten vom Reichstag zu Regensburg und vom Reichsdeputationstag zu Frankfurt treten wir dann in die Wirren der Reichspolitik, in denen der Kurfürst alsbald eine selbstbewußte und energische Stellung einnimmt; bis wir zuletzt durch die Gesandtschaft des Joh. Friedrich v. Löben 1644 an den kaiserlichen Hof geführt werden, und aus den Depeschen und dem Tagebuch des Gesandten eine lebendige Anschauung der dortigen Verhältnisse erlangen.

Neben den officiellen Actenstücken, Instructionen, Depeschen u. s. w. hat der Herausgeber auch eine Anzahl von Tagebüchern der handelnden Personen benutzt und auszüglich mitgetheilt, was besonders für die Personalien instructiv ist. — Schon aus diesen kurzen Andeutungen geht hervor, daß hier allen Freunden der vaterländischen Geschichte ein Werk von hohem Interesse geboten ist.

Wir möchten unsere Leser auf ein Werk hinweisen, das zu den bedeutsamsten Erscheinungen der Philosophie unserer Tage gehört. Es ist Hermann Lotze's Mikrokosmos. (Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit, Versuch einer Anthropologie. 3 Bände. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1856—1864.) Der Titel läßt kaum den Reichthum des Inhalts ahnen. Denn Gegenstand des Werkes ist allerdings zwar blos der Mensch; aber der Mensch mit Allem was er ist und thut, denkt und ahnt; der Mensch mit Allem worauf er steht und mit Allem wonach er sich sehnt; der Mikrokosmos, d. h. der Kosmos, wie ihn der Mensch erfaßt und gestaltet; die Welt als der Kreis, den der Mensch zieht und dessen Mittelpunkt sein Selbst ist. Hier liegt eine philosophische Encyclopädie mit pragmatischer Rücksicht vor. Nach dem Abschlusse der Systeme, die ihrem Ursprunge nach in das Ende des vorigen und den Anfang unseres Jahrhunderts gehören und die nicht mehr als Ausdruck des Bewußtseins der Gegenwart gelten können, wird uns hier wieder einmal die zusammenfassende Darstellung einer einheitlichen Weltanschauung geboten — aber nicht eine kühle Uebersicht des All von der höchsten Spitze der Abstraction aus; sondern um was es hier ganz eigentlich zu thun ist, das ist die Erwärmung jener kühlen Region durch die Wärme des Gemüths und zugleich die Durchleuchtung der Bedürfnisse unseres Gemüths; die Aussöhnung unseres Herzens mit der Wissenschaft; dessen, was wir erkennen mit dem, was wir hoffen, lieben, ehren. Da solche apologetische Bestrebungen von diesem oder jenem leicht noch vor dem Anfang verurtheilt werden können, so muß schnell hinzugefügt werden, daß diese Ausgleichung zwischen Gemüth und Verstand nicht dadurch zu Stande kommen soll, daß von den logischen Forderungen unseres Denkens etwas abgezogen werde; und wenn die Gegner des Verfassers zugestehen werden, daß er es nirgends an Schärfe des Urtheils fehlen lasse, so werden seine Freunde behaupten, daß er nur darum die titanischen Angriffe auf die Wünsche, Hoffnungen und Ahnungen unseres Gemüths so kräftig abzuschlagen vermag, weil er die Aegide der Logik mächtiger zu schütteln versteht, als die Angreifenden. Nicht irgend ein Dogma soll hier in Schutz genommen werden, aber wohl der Idealismus. Der Me-

chanismus des Lebens wird in seiner das All umspannenden Wirksamkeit anerkannt, aber zugleich seine Unselbständigkeit behauptet. Alle trübe Erregtheit des Gemüths, die das Ergebniß der Forschung zu eigner Befriedigung vorausgreifen möchte, wird abgewiesen; aber sorgfältig wird das aufgesucht, was der Verstand, lediglich um sich selbst zu genügen, durch strenges Denken schafft, woran aber zugleich das Herz sich sättigen mag.

In ein Werk solcher Art muß der Urheber mit seinem vollen Wesen, seinem ganzen Selbst eintreten, und solche Werke gehören immer zu den seltneren. Die Darstellung erhält von der Höhe des Gesichtspunktes den Schwung, von dem durchdringenden Blick des Verstandes die Klarheit, von dem Eintritt des Persönlichsten die Wärme. Es wird wenig Schriften geben, die mit so viel Schärfe und so viel Tiefe so liebenswürdig sind.

Andererseits kann es bei einem solchen Werke kaum anders sein, als daß fast Jeder etwas zu bemängeln findet. Wir haben es aber hier eben mit einem Werke zu thun, das ohne alle Rücksicht auf seine Mängel in seinem Kreise eine bestimmte Stelle einnimmt; es ist ein bedeutsames Individuum, zu dem man sich stellt wie man kann, das man aber immer, sei es freundlich, sei es feindlich, anerkennt.

Um wenigstens anzudeuten, was wir etwa vermissen, so ist es erstlich eine gewisse Straffheit in dem Fortschritte der Darstellung. Es gehört zur Wirkungsfähigkeit einer Untersuchung, daß man jedem Schritte die Sicherheit anfühle, er werde zu einem Ziele kommen. Bei Lotze ist das nicht so.

Zweitens aber scheint uns über dem Streben des Verfassers, den Streit der Weltanschauungen auszugleichen, die speciellere Aufgabe der Anthropologie und besonders der Geschichte doch zu kurz gekommen zu sein. Es war ganz am Orte zu erweisen, daß die Geschichte einen Sinn habe; und etwa die Hälfte des dritten Bandes ist diesem Gegenstande, d. h. der Philosophie der Geschichte, gewidmet. Wozu aber unsere Zeit am lebhaftesten drängt, zur Erforschung der in der Geschichte wirkenden Kräfte, — bei dieser Aufgabe hat der Verfasser zu wenig verweilt. Es ist ein bedeutendes Verdienst Lotze's, in der Naturwissenschaft überall mit außerordentlicher Entschiedenheit und Schärfe auf den Mechanismus hingewiesen zu haben, der das Leben der Natur bedingt: warum mochte er jetzt nicht mit gleicher Kraft und Bestimmtheit den Mechanismus darlegen, an den das geistige Leben geknüpft ist? Er erkennt an: „Eine Mechanik der Gesellschaft thäte uns Noth, welche die Psychologie über die Grenzen des Individuum erweiterte und den Gang, die Bedingungen und die Erfolge der Wechselwirkungen kennen lehrte, die zwischen den inneren Zuständen vieler durch natürliche und gesellige Verhältnisse verknüpfter Einzelnen stattfinden müssen." Man kann in der Kürze die Aufgabe der Wissenschaft, die man Völkerpsychologie genannt hat, nicht besser definiren. Aber Lotze hat sich dieser Aufgabe nur wenig angenommen, wiewohl sie ganz auf seinem Wege lag.

Doch wir wollen weniger rechten über das, was der Verfasser unterlassen hat, und uns vielmehr freuen über das Vortreffliche, was er gegeben hat.

St.

Mit den Depeschen der brandenburgischen Gesandten vom Reichstag zu Regensburg und vom Reichsdeputationstag zu Frankfurt treten wir dann in die Wirren der Reichspolitik, in denen der Kurfürst alsbald eine selbstbewußte und energische Stellung einnimmt; bis wir zuletzt durch die Gesandtschaft des Joh. Friedrich v. Löben 1644 an den kaiserlichen Hof geführt werden, und aus den Depeschen und dem Tagebuch des Gesandten eine lebendige Anschauung der dortigen Verhältnisse erlangen.

Neben den officiellen Actenstücken, Instructionen, Depeschen u. s. w. hat der Herausgeber auch eine Anzahl von Tagebüchern der handelnden Personen benutzt und auszüglich mitgetheilt, was besonders für die Personalien instructiv ist. — Schon aus diesen kurzen Andeutungen geht hervor, daß hier allen Freunden der vaterländischen Geschichte ein Werk von hohem Interesse geboten ist.

Wir möchten unsere Leser auf ein Werk hinweisen, das zu den bedeutsamsten Erscheinungen der Philosophie unserer Tage gehört. Es ist Hermann Lotze's Mikrokosmos. (Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit, Versuch einer Anthropologie. 3 Bände. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1856—1864.) Der Titel läßt kaum den Reichthum des Inhalts ahnen. Denn Gegenstand des Werkes ist allerdings zwar blos der Mensch; aber der Mensch mit Allem was er ist und thut, denkt und ahnt; der Mensch mit Allem worauf er steht und mit Allem wonach er sich sehnt; der Mikrokosmos, d. h. der Kosmos, wie ihn der Mensch erfaßt und gestaltet; die Welt als der Kreis, den der Mensch zieht und dessen Mittelpunkt sein Selbst ist. Hier liegt eine philosophische Encyclopädie mit pragmatischer Rücksicht vor. Nach dem Abschlusse der Systeme, die ihrem Ursprunge nach in das Ende des vorigen und den Anfang unseres Jahrhunderts gehören und die nicht mehr als Ausdruck des Bewußtseins der Gegenwart gelten können, wird uns hier wieder einmal die zusammenfassende Darstellung einer einheitlichen Weltanschauung geboten — aber nicht eine kühle Ueberſicht des All von der höchsten Spitze der Abstraction aus; sondern um was es hier ganz eigentlich zu thun ist, das ist die Erwärmung jener kühlen Regien durch die Wärme des Gemüths und zugleich die Durchleuchtung der Bedürfnisse unseres Gemüths; die Aussöhnung unseres Herzens mit der Wissenschaft; dessen, was wir erkennen mit dem, was wir hoffen, lieben, ehren. Da solche apologetische Bestrebungen von diesem oder jenem leicht noch vor dem Anfang verurtheilt werden können, so muß schnell hinzugefügt werden, daß diese Ausgleichung zwischen Gemüth und Verstand nicht dadurch zu Stande kommen soll, daß von den logischen Forderungen unseres Denkens etwas abgezogen werde; und wenn die Gegner des Verfassers zugestehen werden, daß er es nirgends an Schärfe des Urtheils fehlen lasse, so werden seine Freunde behaupten, daß er nur darum die titanischen Angriffe auf die Wünsche, Hoffnungen und Ahnungen unseres Gemüths so kräftig abzuschlagen vermag, weil er die Aegide der Logik mächtiger zu schütteln versteht, als die Angreifenden. Nicht irgend ein Dogma soll hier in Schutz genommen werden, aber wohl der Idealismus. Der Me-

chanismus des Lebens wird in seiner das All umspannenden Wirksamkeit anerkannt, aber zugleich seine Unselbständigkeit behauptet. Alle trübe Erregtheit des Gemüths, die das Ergebniß der Forschung zu eigner Befriedigung vorausgreifen möchte, wird abgewiesen; aber sorgfältig wird das aufgesucht, was der Verstand, lediglich um sich selbst zu genügen, durch strenges Denken schafft, woran aber zugleich das Herz sich sättigen mag.

In ein Werk solcher Art muß der Urheber mit seinem vollen Wesen, seinem ganzen Selbst eintreten, und solche Werke gehören immer zu den seltneren. Die Darstellung erhält von der Höhe des Gesichtspunktes den Schwung, von dem durchdringenden Blick des Verstandes die Klarheit, von dem Eintritt des Persönlichsten die Wärme. Es wird wenig Schriften geben, die mit so viel Schärfe und so viel Tiefe so liebenswürdig sind.

Andererseits kann es bei einem solchen Werke kaum anders sein, als daß fast Jeder etwas zu bemängeln findet. Wir haben es aber hier eben mit einem Werke zu thun, das ohne alle Rücksicht auf seine Mängel in seinem Kreise eine bestimmte Stelle einnimmt; es ist ein bedeutsames Individuum, zu dem man sich stellt wie man kann, das man aber immer, sei es freundlich, sei es feindlich, anerkennt.

Um wenigstens anzudeuten, was wir etwa vermissen, so ist es erstlich eine gewisse Straffheit in dem Fortschritte der Darstellung. Es gehört zur Wirkungsfähigkeit einer Untersuchung, daß man jedem Schritte die Sicherheit anfühle, er werde zu einem Ziele kommen. Bei Lotze ist das nicht so.

Zweitens aber scheint uns über dem Streben des Verfassers, den Streit der Weltanschauungen auszugleichen, die speciellere Aufgabe der Anthropologie und besonders der Geschichte doch zu kurz gekommen zu sein. Es war ganz am Orte zu erweisen, daß die Geschichte einen Sinn habe; und etwa die Hälfte des dritten Bandes ist diesem Gegenstande, d. h. der Philosophie der Geschichte, gewidmet. Wozu aber unsere Zeit am lebhaftesten drängt, zur Erforschung der in der Geschichte wirkenden Kräfte, — bei dieser Aufgabe hat der Verfasser zu wenig verweilt. Es ist ein bedeutendes Verdienst Lotze's, in der Naturwissenschaft überall mit außerordentlicher Entschiedenheit und Schärfe auf den Mechanismus hingewiesen zu haben, der das Leben der Natur bedingt: warum mochte er jetzt nicht mit gleicher Kraft und Bestimmtheit den Mechanismus darlegen, an den das geistige Leben geknüpft ist? Er erkennt an: „Eine Mechanik der Gesellschaft thäte uns Noth, welche die Psychologie über die Grenzen des Individuum erweiterte und den Gang, die Bedingungen und die Erfolge der Wechselwirkungen kennen lehrte, die zwischen den inneren Zuständen vieler durch natürliche und gesellige Verhältnisse verknüpfter Einzelnen stattfinden müssen." Man kann in der Kürze die Aufgabe der Wissenschaft, die man Völkerpsychologie genannt hat, nicht besser definiren. Aber Lotze hat sich dieser Aufgabe nur wenig angenommen, wiewohl sie ganz auf seinem Wege lag.

Doch wir wollen weniger rechten über das, was der Verfasser unterlassen hat, und uns vielmehr freuen über das Vortreffliche, was er gegeben hat.

St.

Zu den Aufgaben, welche König Maximilian II. der von ihm in das Leben gerufenen historischen Commission für deutsche Geschichte und Quellenforschung gestellt hatte, gehörte bekanntlich eine „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland." Der König wurde aus dem Leben abgerufen einige Wochen früher, als die Commission mit den ersten Schritten zur Verwirklichung der ihr gestellten Aufgabe hervortrat. Dieselbe hatte sich über folgende Grundsätze geeinigt: Für die früheren Zeiten, deren wissenschaftliche Entwickelung sich von allgemein geschichtlichen Gesichtspunkten aus durch berufene Historiker befriedigend darstellen läßt, wird die Bearbeitung nach bestimmt abzugrenzenden Perioden vorbehalten. Dagegen können die gewaltigen Fortschritte, welche der deutsche Genius in den beiden letzten Jahrhunderten fast auf allen Gebieten des Wissens gemacht hat, nur von Fachgelehrten, die mitten in dem Leben ihrer besonderen Disciplinen stehen, völlig ermessen und veranschaulicht werden. Deswegen ist für die neuere Zeit der Stoff nach den Fächern vertheilt worden. Diesen Theil des Unternehmens nahm man vorweg in Angriff. Denn einerseits war die Anfangsepoche für die selbständige Entwicklung der einzelnen Disciplinen nicht gleichmäßig festzustellen und andererseits ließ sich so das unmittelbarste Interesse der Nation und der Wissenschaft zuerst befriedigen. Demgemäß ist der gesammte Stoff in drei Sectionen vertheilt worden, von denen die erste die speculativen, die zweite die historischen, die dritte die physicalischen Disciplinen umfaßt. Für jede Disciplin ist ein allgemein anerkannter Fachgelehrter gewonnen worden. Der Prospect weist als Mitarbeiter auf: Werner (in St. Pölten), Dorner, Zeller, Lotze, Sauppe, Rudolph v. Raumer, Benfey, Köpke, v. Bernhardi, Ihering, Bluntschli, Roscher, Fraas, Karmarsch, Gerhard, Jolly, Kopp, Ewald, Peschel, Virchow, Nägeli, v. Kobell. Jede einzelne Abtheilung ist als selbständige Arbeit ihres Urhebers zu betrachten. Ein Eingehen auf die allgemeine, allen Völkern angehörige Geschichte der Wissenschaft ist nicht ausgeschlossen; vor Allem aber wird eine eingehende Erörterung des besonderen Antheils gefordert, welcher unserem Volke an dieser Entwickelung zukommt. Die Darstellungsform soll das Studium des Werks auch denen ermöglichen, die nicht dem engeren Kreise der Fachgenossen angehören, aber ohne die Würde der Wissenschaft zu opfern.

Mehrere Abtheilungen sind bisher schon ausgegeben. Die Commission giebt sich der Hoffnung hin, in wenigen Jahren die neuere Geschichte vollendet zu sehen. Ob der Tod des Königs Max, welcher mit großer Liberalität das Unternehmen durch eine bedeutende Geldunterstützung gefördert hatte, nicht eine Unterbrechung hervorrufen wird, bleibt abzuwarten; die Rede, welche Leopold v. Ranke bei Gelegenheit der diesjährigen Sitzung der Commission gehalten hat, klang hin und wieder wie eine nicht sehr trost- und hoffnungsreiche oratio pro domo. Unter allen Umständen wollen wir an der Hoffnung festhalten, daß man die bereits begonnenen Arbeiten auch zu Ende fördern wird. Mit besonderer Spannung dürfen wir der „Geschichte der Jurisprudenz" entgegensehen, die Ihering in Gießen übernommen hat und zweifellos in geistvoller und tiefer Weise ausführen wird.

Uns beschäftigt heute vor Allem die „Geschichte des Allgemeinen Staatsrechts und der Politik," die J. C. Bluntschli geschrieben hat.

Daß dieselbe eine fühlbare Lücke ausfüllt, ist gewiß keine hohle Redensart. Die Bearbeitungen dieses Stoffes, welche wir bis jetzt besitzen, sind entweder nur reflectirende Kataloge, wie Friedrich v. Raumer's geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik; oder sie sind in die Fesseln eines Systems gespannt, anstatt die Fülle des historischen Stoffes sich frei entwickeln zu lassen, wie die Arbeiten von Henning und Hinrichs; oder endlich es sind tendentiöse Parteischriften, wie die Darstellung von Stahl, dessen unwissenschaftlicher Geist ihn verleitet hat, über Plato und Aristoteles geradezu Albernes zu sagen. Die großartig angelegte und von beispiellosem Fleiße zeugende Geschichte der Rechtsphilosophie von Hildenbrand rückt nicht vor und hat bei der Kränklichkeit des Verfassers wenig Aussicht, ganz vollendet zu werden. Inzwischen ist doch die Geschichte des Alterthums vollendet und mag sich mit Bluntschli's Werk zu einem Ganzen verbinden, in welchem nur die Geschichte des Mittelalters fehlt, die freilich außer Augustinus und Dante keine einzige bedeutende Erscheinung aufweist.

Bluntschli hat nun vor allen Dingen das Lob verdient, ein lesbares und anziehendes Buch geschrieben zu haben. Die seinem Forschen und Denken eigenthümliche Frische verleugnet sich auf keiner Seite. Er versteht es, mag er einen Autor mit wenigen Worten abfertigen, mag er ihm eine eingehendere Darstellung widmen, von demselben ein scharf gezeichnetes, der Phantasie und dem Gedächtnisse sich einprägendes Bild zu liefern. Er hebt mit sicherem Blicke die charakteristischen Züge heraus und weiß geschickt die Autoren mit ihren eigenen Worten reden zu lassen. Die Citate sind meist vortrefflich gewählt und dienen in gleicher Weise dazu der Anschauung zu Hülfe zu kommen, wie der Darstellung eine reizvolle Abwechselung zu gewähren. Die Diction ist so klar und lebendig, so ungesucht und doch so geschmackvoll, daß der Gelehrte wie der Laie das Buch mit Vergnügen von Anfang zu Ende durchlesen und gern zum Studium einzelner Partien wiederholt zurückkehren wird.

In der Vorrede sagt Bluntschli: „Ich habe mich ernstlich und gewissenhaft bemüht, eine Geschichte der Ideen und Richtungen zu schreiben, welche in der Entwickelung der Staatswissenschaft sich geltend gemacht, mit einander gekämpft, einander ergänzt oder verdrängt haben. Die Entwickelung der Staatswissenschaft ist zugleich Entwickelnng des Staatsbewußtseins. Wenn dieses Buch dazu mithilft, das staatliche Bewußtsein des deutschen Volkes anzuregen, von Vorurtheilen zu reinigen und geistig zu heben, so hat es seinen Zweck erfüllt." Wir müssen offen gestehen, der Verfasser scheint uns die ihm obliegende Aufgabe klarer ausgesprochen und präciser formulirt, als tadellos gelöst zu haben. Die Geschichte einer Wissenschaft soll die Geschichte des Fortschritts dieser Wissenschaft sein. Die Geschichte der Astronomie stellt nicht nur dar, was Copernicus, Keppler und Newton gelehrt haben, sondern sie setzt auch auseinander, welchen bleibenden Gewinn wir aus den Lehren von Copernicus, Keppler und Newton haben, worin der Eine über den Anderen fortgeschritten, und worin wir über alle drei hinausgegangen sind. Sie zeigt uns das Werden unseres heutigen Wissens. Auch die Geschichte der Politik soll uns das Werden unserer heutigen, reifsten Auffassung vom Staate zeigen. Diese Aufgabe kann sie nur lösen, wenn sie

die Geſchichte der Politik in Wechſelwirkung ſetzt mit der Geſchichte des Staates, der Verwirklichung des Staatsideals ſelbſt. Der Hiſtoriker legitimirt ſich als Führer ſeiner Wiſſenſchaft durch neue heuriſtiſche, kritiſche, interpretative Reſultate; der Phyſiker legitimirt ſich durch neue Experimente und Entdeckungen. Je nachdem jene Reſultate, dieſe Entdeckungen von Werth ſind, beſtimmen wir ob der Forſcher einen Fortſchritt angebahnt hat. Vorſchläge zur Staatsverbeſſerung zu machen, hat von jeher als freie Kunſt gegolten; nach welchem Maaßſtabe ſollen wir den Fortſchritt meſſen, der in der Politik gethan wird? Die Antwort ergiebt ſich aus Folgendem: Jede Staatslehre, wie ſehr ſie auch den Ikarusflug in das Reich des Ideals verſuche, enthält doch nur den Inbegriff der Anſprüche, die vom Standpunkte einer beſtimmten Partei, d. h. eines Intereſſes aus, an einen beſtimmten Staat geſtellt werden. Wir müſſen alſo begreifen, wie die Staatsidee von heute der vor dreihundert Jahren und dieſe der vor zweitauſend Jahren überlegen iſt, um danach zu beſtimmen, in wie weit eine heutige Staatslehre der des Morus und dieſe der des Plato überlegen iſt. Wir müſſen die Politik auffaſſen als eine Reihe von Spiegelbildern eines in beſtändig fortſchreitender Entwickelung begriffenen Vorbildes. In dieſem Sinne bleibt auch nach Bluntſchli's Werk noch eine Geſchichte des Staatsrechts und der Politik zu ſchreiben.

Bluntſchli beginnt die Anfänge der neueren Staatswiſſenſchaft mit Machiavelli und Bodinus. Bei Darſtellung des erſteren legt er mit Recht größeres Gewicht auf die Discorſi als auf den Principe; den letzteren geiſtvollen, in Deutſchland faſt unbekannten Denker bringt er zu Ehren. Die Utopiſten, insbeſondere Morus und Campanella, übergeht er, obwohl auch ſie die moderne Staatsidee ſcharf zum Ausdruck brachten. Er ſtellt alsdann die Auffaſſungen Luther's und Zwingli's von weltlicher Obrigkeit dar und zeigt, wie Grotius die Trennung zwiſchen Rechtslehre und Theologie vollzog. An die engliſche Revolution werden Milton, Hobbes, Spinoza angeknüpft, letzterer in zu dürftiger Darſtellung. Bluntſchli legt ein ſtärkeres Gewicht auf den theologiſch-politiſchen als auf den politiſchen Tractat, obwohl gerade der letztere der Kanon alles deſſen iſt, was noch heute ein gebildeter Demokrat für ſeine politiſchen Anſchauungen anführen kann. Von deutſchen Staats- und Rechtsgelehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts werden Samuel Pufendorf und Leibnitz behandelt, der Titel der wichtigſten Schrift des letzteren auf Seite 136 incorrect citirt. Das Zeitalter Ludwig's XIV. giebt Veranlaſſung, der erbaulichen Mentor-Wirkſamkeit Fénélon's und Boſſuet's zu gedenken; die zweite engliſche Revolution führt uns John Locke vor. Salmaſius und Filmer werden gelegentlich eingeſchoben. Das Naturrecht vertreten Thomaſius und Wolff; wie die Geſetzgebung Friedrich's verſuchte, die naturrechtlichen Principien der beiden Cocceji, von Darjes und Nettelbladt zu verwirklichen, wird nicht dargeſtellt. Dagegen wird den politiſchen Schriften Friedrich's des Großen ſelbſt ein eigenes Capitel eingeräumt, da der Verfaſſer annimmt, daß der König „der modernen Staatswiſſenſchaft eine neue Bahn eröffnet habe." Es folgen Vico, Montesquieu, Herder, Filangieri, neben denen wir Beccaria vermiſſen; ſodann Rouſſeau und Sièyes; Kant; Fichte – der einzige Socialiſt der in dem Buche behandelt wird, und neben welchem Wil-

helm von Humboldt unter der gemeinsamen Rubrik: „Die Idealisten" untergebracht wird; die Lehrer des positiven Staatsrechts im vorigen Jahrhundert; die Vertreter der geschichtlichen Politik im Zeitalter der französischen Revolution und der katholisirenden Reactions- und Restaurationspolitik; die constitutionellen Doctrinaire; Schelling und Hegel; die historische Rechts- und Staatsschule, unter welcher Rubrik Savigny, Niebuhr, Dahlmann, Waitz und Gneist aufgeführt werden. In den letzten vier Capiteln hören die Versuche, die einzelnen Erscheinungen gruppenweise zusammenzufassen, fast ganz auf. Schleiermacher sehen wir neben Radowitz untergebracht und recht unbefriedigend dargestellt. Der Verfasser hat die „Hundert Aphorismen," eine Fundgrube der herrlichsten Gedanken über Staat und Wirthschaft, völlig unbeachtet gelassen. Daß von den Erscheinungen der neuesten Zeit viele unbeachtet geblieben sind, z. B. Vollgraff, Rößler, Held, Fröbel, Schopenhauer, wird kaum ernstlich getadelt werden können, da sonst Gefahr vorhanden war, daß sich das Werk in eine Literärgeschichte verwandelte; aus gleichen Gründen hätten freilich auch Schmitthenner, Rohmer u. A. fortbleiben können. Jeremias Bentham aber hätte nicht fehlen sollen; auf seinen Schultern zumeist steht doch die in England mächtige Partei der Radicalen.

Unwillkürlich ist die Zahl der kleinen Ausstellungen uns unter den Händen gewachsen; wir wollen zum Schlusse daher noch darauf hinweisen, daß gerade die wichtigsten Schriftsteller: Machiavelli, Bodinus, Montesquieu, Rousseau, Vico, Kant, ganz vortrefflich dargestellt sind.

Wir knüpfen hieran noch einige Worte über eine Sammlung staatsrechtlicher Abhandlungen, die unter dem Titel: „Das constitutionelle Princip, seine geschichtliche Entwickelung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten und Völker" von A. Freiherrn v. Haxthausen herausgegeben ist. Der Herausgeber ist durch seine Studien über Rußland bekannt, und auch das vorliegende Werk hat zunächst den Zweck, die gebildeten russischen Stände über das Wesen und die Bedingungen der constitutionellen Staatsformen des cultivirten Europa zu belehren. Der erste Band der Sammlung ist durch eine gründliche und umfassende Arbeit von K. Biedermann über „Repräsentativ-Verfassungen mit Volkswahlen" ausgefüllt, sie giebt insbesondere eine Skizze der bestehenden Wahlgesetze. Der zweite Band, der augenblicklich vor uns liegt, enthält vier Abhandlungen von eben so verschiedener Richtung als verschiedenem Werthe. Prof. J. Held redet über „die politischen und socialen Wirkungen der verschiedenen politischen Wahlsysteme;" indeß wir verstehen nicht, wie russische Staats- und Geschäftsmänner aus diesen gestalt- und gehaltlosen Reflexionen etwas lernen oder wie sie sich bei der Formel etwas denken sollen: daß ein Wahlsystem auf die vierfache Basis von Interessen, Ständen, Seelenzahl und Gemeinde-Verband gegründet werden müsse. Prof. Held ist ein Freund des unumschränktesten Wahlrechts und selbst die uralte Abgrenzung der 40 Shilling-Freeholders, an deren Stelle man 1832, dem veränderten Geldwerthe entsprechend, den Census von 10 Pd. St. setzte, ist seinen demokra-

tiſchen Neigungen zuwider. Der Verfaſſer der vierten Abhandlung „die Volkswahlen und die Volksherrſchaft," Dr. W. Koſegarten, dagegen will überhaupt keine Volkswahl, ſondern eine ſtändiſche Vertretung durch „die Vorſteher der beſonderen Kreiſe," Adel, Geiſtlichkeit u. ſ. w., in welche das Volk gegliedert iſt. Er iſt ein ſtrammer Feudal-Ultramontaner. Man kann ſich denken, wie die engliſche oder die franzöſiſche Verfaſſungsgeſchichte in einem Kopfe ſich ausnimmt, dem das heutige Mecklenburg als „eines der glücklichſten deutſchen Länder" erſcheint. Indeß jeder nach ſeinem Geſchmack; wenn Herr Koſegarten überhaupt Studien gemacht hätte und durch dieſe Studien in einen Gegner des Conſtitutionalismus verwandelt wäre — wir hätten nichts dagegen. Aber unerlaubt iſt es mit Hülfe von untergeordneten Schriften, die keinen Quellenwerth haben, Frazzen zu malen und ſich dann gar für ſolche Zerrbilder z. B. aus der engl. Geſchichte „auf den gründlichſten deutſchen Kenner engliſcher Zuſtände, Gneiſt, zu berufen." Nach dieſem wüſten Gerede war es eine Erfriſchuug für uns, auf die Unterſuchung von G. Waitz über die „Bildung einer Volksvertretung" zu ſtoßen. Hier iſt klares, feſtes Ziel, präciſe Umgrenzung der Gedanken; hier ſpricht ein Gelehrter, deſſen Theorien an politiſchen Erfahrungen gereift ſind und daher zu praktiſchen Vorſchlägen ſich formuliren. Leider umfaßt die Arbeit, die ſich an die „Grundzüge der Politik" anlehnt, nur wenige Bogen. Von hohem Intereſſe iſt endlich die hiſtoriſche Skizze von R. Gneiſt: „das Repräſentativ-Syſtem in England." Es iſt eine populäre Zuſammenfaſſung der Reſultate ſeines großen Werkes über das engliſche Verfaſſungs- und Verwaltungsrecht. Wem es nicht möglich iſt die Unterſuchungen zu verfolgen, welche Gneiſt in jenen drei Bänden über die Bedingungen des parlamentariſchen Syſtems, über das Weſen des engliſchen Selfgovernment niedergelegt hat, dem rathen wir dringend dieſe Abhandlung zu ſtudiren. Er findet hier einen außerordentlich lichtvollen Umriß der Ideen, die dort aus der Durcharbeitung eines ungeheuren Materials hervorgehen; und Niemand hat heute mehr das Recht über Probleme der inneren Politik zu reden, der ſich nicht mit jenen Ideen vertraut gemacht hat.

Beſitzt Deutſchland einen „deutſchen Byron" in dem Sinne, wie es ſeit Schlegel's und Tieck's fruchtbarem und bahnbrechendem Vorgange einen „deutſchen Shakſpeare" ſich in nahezu vollendeter Weiſe geſchaffen hat? Und wenn es ihn nicht beſäße, dürfte ein neuer Verſuch, dieſe Lücke in unſerem poetiſchen Inventarium zu füllen, auch jetzt noch, nachdem die Blüthezeit des Weltſchmerzes längſt vorüber iſt und der Philhellenismus in Diplomatie, Geldmangel und modernem, ſüddeutſchem und griechiſchem Athenerthum ſelig verſtarb, auf ein warmes Entgegenkommen der deutſchen Muſenwelt zählen? Wir werden nächſtens die Gelegenheit wahrnehmen, über dieſe und andere mit ihnen zuſammenhängende Fragen unſere Meinung ausführlich zu ſagen und zu begründen. Für den Augenblick begnügen wir uns damit, die Freunde und Kenner des britiſchen Dichters einfach zur Vergleichung der neueſten Byron-Ueberſetzung (Lord Byron's Werke. Ueberſetzt von Otto Gildemeiſter. In ſechs

Bänden. Band 1. 2.) mit ihren Vorgängern aufzufordern, sicher wie wir sind, daß sie für diesen Hinweis uns Dank wissen werden. Die beiden ersten Theile bieten zunächst (Band 1) den Giaur, die Braut von Abydos, den Corsar, Lara, die Belagerung von Korinth, Parisina, den Gefangenen von Chillon, und (Band 2) Mazeppa, Beppo, die Insel und Harold's Pilgerfahrt. Unserem vorläufigen Danke für die uns hocherfreuliche Gabe haben wir im Augenblicke nur die, schon Angesichts des bloßen Titelverzeichnisses sich aufdrängende Bemerkung hinzuzufügen, daß der Uebersetzer es seinen Lesern überläßt, das Material für ein zusammenhängendes Studium Byron's aus dem von ihm Gegebenen sich selbst herauszusuchen und zurecht zu legen, oder, wie uns die Vorrede fast vermuthen läßt, daß er auf Leser rechnet, welche eines solchen Studiums überhaupt nicht mehr bedürfen. Denn außer der Möglichkeit liegt für uns die Annahme, daß ein so feiner Kenner — einer zusammenhängenden, das Kunstwerk nicht als ein Absolutes von der Person des Künstlers, seiner Zeit und seinen Umgebungen ablösenden Auffassung gerade dieser Gedichte nicht den Vorzug geben sollte vor einer Lectüre, die „an der Beredtsamkeit der Liebe, des Hasses, des Zornes, des Grames, der Naturbewunderung sich erfreut" (Worte der Vorrede), ohne den Wunsch, mit dem geistigen Auge bis zu der Quelle aller dieser Genüsse und Erregungen vorzudringen. Wenigstens hat der feste, markige Strich, mit welchem Gildemeister in der Vorrede, wenn auch nur in flüchtigstem Umrisse, die Züge seines Dichters beiläufig hinwirft, für uns den Beweis geführt, daß die von ihm vorgezogene einfache Verweisung auf den neuesten Biographen Byron's nicht in eigenem Unvermögen, alle hier nothwendigen Führerdienste zu leisten, ihren Grund hat. Und was den anderen Punkt betrifft, nämlich die etwaige Voraussetzung, daß Byron's Einbürgerung in Deutschland hinreichend sicher gestellt sei, um den Lesern seiner Gedichte (der Mehrzahl nach) sein Lebensbild in jedem Augenblicke gegenwärtig zu halten: nun, so hoffen wir, bei aller Hochachtung vor der deutschen Bildung, auf die Verzeihung vieler Gebildeten, wenn wir unserem Zweifel an der Zuverlässigkeit einer solchen Annahme durch eine dem Leben, den Werken, den Biographen und Uebersetzern Byron's gewidmete Studie nächstens einen Ausdruck geben.

Zu den gediegenen Schriften, welche durch die schleswig-holsteinische Angelegenheit hervorgerufen sind, ist neuerdings noch die „kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte von Georg Waitz" gekommen. Der Name des Verfassers ließ von vorn herein erwarten, daß sich sein Werk genau und gewissenhaft auf die besten historischen Quellen und die Ergebnisse der neuesten Forschungen stützen würde, eine Erwartung die sich denn auch vollkommen bewährt hat. Denn obwohl diese jüngste Schrift offenbar aus dem Bedürfniß hervorgegangen, sich in der entscheidungsvollen Zeit mit dem Heimathlande zu beschäftigen, und deshalb sicher nicht ohne einige Erregung geschrieben sein wird, findet sich doch in dem ganzen Buche jene ruhige, objective Darstellung, sowie die vielseitige Berücksichtigung der allgemeinen politischen und

Mit den Depeschen der brandenburgischen Gesandten vom Reichstag zu Regensburg und vom Reichsdeputationstag zu Frankfurt treten wir dann in die Wirren der Reichspolitik, in denen der Kurfürst alsbald eine selbstbewußte und energische Stellung einnimmt; bis wir zuletzt durch die Gesandtschaft des Joh. Friedrich v. Löben 1644 an den kaiserlichen Hof geführt werden, und aus den Depeschen und dem Tagebuch des Gesandten eine lebendige Anschauung der dortigen Verhältnisse erlangen.

Neben den officiellen Actenstücken, Instructionen, Depeschen u. s. w. hat der Herausgeber auch eine Anzahl von Tagebüchern der handelnden Personen benutzt und auszüglich mitgetheilt, was besonders für die Personalien instructiv ist. — Schon aus diesen kurzen Andeutungen geht hervor, daß hier allen Freunden der vaterländischen Geschichte ein Werk von hohem Interesse geboten ist.

Wir möchten unsere Leser auf ein Werk hinweisen, das zu den bedeutsamsten Erscheinungen der Philosophie unserer Tage gehört. Es ist Hermann Lotze's Mikrokosmos. (Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit, Versuch einer Anthropologie. 3 Bände. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1856—1864.) Der Titel läßt kaum den Reichthum des Inhalts ahnen. Denn Gegenstand des Werkes ist allerdings zwar blos der Mensch; aber der Mensch mit Allem was er ist und thut, denkt und ahnt; der Mensch mit Allem worauf er steht und mit Allem wonach er sich sehnt; der Mikrokosmos, d. h. der Kosmos, wie ihn der Mensch erfaßt und gestaltet; die Welt als der Kreis, den der Mensch zieht und dessen Mittelpunkt sein Selbst ist. Hier liegt eine philosophische Encyclopädie mit pragmatischer Rücksicht vor. Nach dem Abschlusse der Systeme, die ihrem Ursprunge nach in das Ende des vorigen und den Anfang unseres Jahrhunderts gehören und die nicht mehr als Ausdruck des Bewußtseins der Gegenwart gelten können, wird uns hier wieder einmal die zusammenfassende Darstellung einer einheitlichen Weltanschauung geboten — aber nicht eine kühle Uebersicht des All von der höchsten Spitze der Abstraction aus; sondern um was es hier ganz eigentlich zu thun ist, das ist die Erwärmung jener kühlen Region durch die Wärme des Gemüths und zugleich die Durchleuchtung der Bedürfnisse unseres Gemüths; die Aussöhnung unseres Herzens mit der Wissenschaft; dessen, was wir erkennen mit dem, was wir hoffen, lieben, ehren. Da solche apologetische Bestrebungen von diesem oder jenem leicht noch vor dem Anfang verurtheilt werden können, so muß schnell hinzugefügt werden, daß diese Ausgleichung zwischen Gemüth und Verstand nicht dadurch zu Stande kommen soll, daß von den logischen Forderungen unseres Denkens etwas abgezogen werde; und wenn die Gegner des Verfassers zugestehen werden, daß er es nirgends an Schärfe des Urtheils fehlen lasse, so werden seine Freunde behaupten, daß er nur darum die titanischen Angriffe auf die Wünsche, Hoffnungen und Ahnungen unseres Gemüths so kräftig abzuschlagen vermag, weil er die Aegide der Logik mächtiger zu schütteln versteht, als die Angreifenden. Nicht irgend ein Dogma soll hier in Schutz genommen werden, aber wohl der Idealismus. Der Me-

chanismus des Lebens wird in seiner das All umspannenden Wirksamkeit anerkannt, aber zugleich seine Unselbständigkeit behauptet. Alle trübe Erregtheit des Gemüths, die das Ergebniß der Forschung zu eigner Befriedigung vorausgreifen möchte, wird abgewiesen; aber sorgfältig wird das aufgesucht, was der Verstand, lediglich um sich selbst zu genügen, durch strenges Denken schafft, woran aber zugleich das Herz sich sättigen mag.

In ein Werk solcher Art muß der Urheber mit seinem vollen Wesen, seinem ganzen Selbst eintreten, und solche Werke gehören immer zu den seltneren. Die Darstellung erhält von der Höhe des Gesichtspunktes den Schwung, von dem durchdringenden Blick des Verstandes die Klarheit, von dem Eintritt des Persönlichsten die Wärme. Es wird wenig Schriften geben, die mit so viel Schärfe und so viel Tiefe so liebenswürdig sind.

Andererseits kann es bei einem solchen Werke kaum anders sein, als daß fast Jeder etwas zu bemängeln findet. Wir haben es aber hier eben mit einem Werke zu thun, das ohne alle Rücksicht auf seine Mängel in seinem Kreise eine bestimmte Stelle einnimmt; es ist ein bedeutsames Individuum, zu dem man sich stellt wie man kann, das man aber immer, sei es freundlich, sei es feindlich, anerkennt.

Um wenigstens anzudeuten, was wir etwa vermissen, so ist es erstlich eine gewisse Straffheit in dem Fortschritte der Darstellung. Es gehört zur Wirkungsfähigkeit einer Untersuchung, daß man jedem Schritte die Sicherheit anfühle, er werde zu einem Ziele kommen. Bei Lotze ist das nicht so.

Zweitens aber scheint uns über dem Streben des Verfassers, den Streit der Weltanschauungen auszugleichen, die speciellere Aufgabe der Anthropologie und besonders der Geschichte doch zu kurz gekommen zu sein. Es war ganz am Orte zu erweisen, daß die Geschichte einen Sinn habe; und etwa die Hälfte des dritten Bandes ist diesem Gegenstande, d. h. der Philosophie der Geschichte, gewidmet. Wozu aber unsere Zeit am lebhaftesten drängt, zur Erforschung der in der Geschichte wirkenden Kräfte, — bei dieser Aufgabe hat der Verfasser zu wenig verweilt. Es ist ein bedeutendes Verdienst Lotze's, in der Naturwissenschaft überall mit außerordentlicher Entschiedenheit und Schärfe auf den Mechanismus hingewiesen zu haben, der das Leben der Natur bedingt: warum mochte er jetzt nicht mit gleicher Kraft und Bestimmtheit den Mechanismus darlegen, an den das geistige Leben geknüpft ist? Er erkennt an: „Eine Mechanik der Gesellschaft thäte uns Noth, welche die Psychologie über die Grenzen des Individuum erweiterte und den Gang, die Bedingungen und die Erfolge der Wechselwirkungen kennen lehrte, die zwischen den inneren Zuständen vieler durch natürliche und gesellige Verhältnisse verknüpfter Einzelnen stattfinden müssen." Man kann in der Kürze die Aufgabe der Wissenschaft, die man Völkerpsychologie genannt hat, nicht besser definiren. Aber Lotze hat sich dieser Aufgabe nur wenig angenommen, wiewohl sie ganz auf seinem Wege lag.

Doch wir wollen weniger rechten über das, was der Verfasser unterlassen hat, und uns vielmehr freuen über das Vortreffliche, was er gegeben hat.

St.

Zu den Aufgaben, welche König Maximilian II. der von ihm in das Leben gerufenen historischen Commission für deutsche Geschichte und Quellenforschung gestellt hatte, gehörte bekanntlich eine „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.“ Der König wurde aus dem Leben abgerufen einige Wochen früher, als die Commission mit den ersten Schritten zur Verwirklichung der ihr gestellten Aufgabe hervortrat. Dieselbe hatte sich über folgende Grundsätze geeinigt: Für die früheren Zeiten, deren wissenschaftliche Entwickelung sich von allgemein geschichtlichen Gesichtspunkten aus durch berufene Historiker befriedigend darstellen läßt, wird die Bearbeitung nach bestimmt abzugrenzenden Perioden vorbehalten. Dagegen können die gewaltigen Fortschritte, welche der deutsche Genius in den beiden letzten Jahrhunderten fast auf allen Gebieten des Wissens gemacht hat, nur von Fachgelehrten, die mitten in dem Leben ihrer besonderen Disciplinen stehen, völlig ermessen und veranschaulicht werden. Deswegen ist für die neuere Zeit der Stoff nach den Fächern vertheilt worden. Diesen Theil des Unternehmens nahm man vorweg in Angriff. Denn einerseits war die Anfangsepoche für die selbständige Entwicklung der einzelnen Disciplinen nicht gleichmäßig festzustellen und andererseits ließ sich so das unmittelbarste Interesse der Nation und der Wissenschaft zuerst befriedigen. Demgemäß ist der gesammte Stoff in drei Sectionen vertheilt worden, von denen die erste die speculativen, die zweite die historischen, die dritte die physicalischen Disciplinen umfaßt. Für jede Disciplin ist ein allgemein anerkannter Fachgelehrter gewonnen worden. Der Prospect weist als Mitarbeiter auf: Werner (in St. Pölten), Dorner, Zeller, Lotze, Sauppe, Rudolph v. Raumer, Benfey, Köpke, v. Bernhardi, Ihering, Bluntschli, Roscher, Fraas, Karmarsch, Gerhard, Jolly, Kopp, Ewald, Peschel, Virchow, Nägeli, v. Kobell. Jede einzelne Abtheilung ist als selbständige Arbeit ihres Urhebers zu betrachten. Ein Eingehen auf die allgemeine, allen Völkern angehörige Geschichte der Wissenschaft ist nicht ausgeschlossen; vor Allem aber wird eine eingehende Erörterung des besonderen Antheils gefordert, welcher unserem Volke an dieser Entwickelung zukommt. Die Darstellungsform soll das Studium des Werks auch denen ermöglichen, die nicht dem engeren Kreise der Fachgenossen angehören, aber ohne die Würde der Wissenschaft zu opfern.

Mehrere Abtheilungen sind bisher schon ausgegeben. Die Commission giebt sich der Hoffnung hin, in wenigen Jahren die neuere Geschichte vollendet zu sehen. Ob der Tod des Königs Max, welcher mit großer Liberalität das Unternehmen durch eine bedeutende Geldunterstützung gefördert hatte, nicht eine Unterbrechung hervorrufen wird, bleibt abzuwarten; die Rede, welche Leopold v. Ranke bei Gelegenheit der diesjährigen Sitzung der Commission gehalten hat, klang hin und wieder wie eine nicht sehr trost- und hoffnungsreiche oratio pro domo. Unter allen Umständen wollen wir an der Hoffnung festhalten, daß man die bereits begonnenen Arbeiten auch zu Ende fördern wird. Mit besonderer Spannung dürfen wir der „Geschichte der Jurisprudenz“ entgegensehen, die Ihering in Gießen übernommen hat und zweifellos in geistvoller und tiefer Weise ausführen wird.

Uns beschäftigt heute vor Allem die „Geschichte des Allgemeinen Staatsrechts und der Politik,“ die J. C. Bluntschli geschrieben hat.

Daß dieselbe eine fühlbare Lücke ausfüllt, ist gewiß keine hohle Redensart. Die Bearbeitungen dieses Stoffes, welche wir bis jetzt besitzen, sind entweder nur reflectirende Kataloge, wie Friedrich v. Raumer's geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik; oder sie sind in die Fesseln eines Systems gespannt, anstatt die Fülle des historischen Stoffes sich frei entwickeln zu lassen, wie die Arbeiten von Henning und Hinrichs; oder endlich es sind tendentiöse Parteischriften, wie die Darstellung von Stahl, dessen unwissenschaftlicher Geist ihn verleitet hat, über Plato und Aristoteles geradezu Albernes zu sagen. Die großartig angelegte und von beispiellosem Fleiße zeugende Geschichte der Rechtsphilosophie von Hildenbrand rückt nicht vor und hat bei der Kränklichkeit des Verfassers wenig Aussicht, ganz vollendet zu werden. Inzwischen ist doch die Geschichte des Alterthums vollendet und mag sich mit Bluntschli's Werk zu einem Ganzen verbinden, in welchem nur die Geschichte des Mittelalters fehlt, die freilich außer Augustinus und Dante keine einzige bedeutende Erscheinung aufweist.

Bluntschli hat nun vor allen Dingen das Lob verdient, ein lesbares und anziehendes Buch geschrieben zu haben. Die seinem Forschen und Denken eigenthümliche Frische verleugnet sich auf keiner Seite. Er versteht es, mag er einen Autor mit wenigen Worten abfertigen, mag er ihm eine eingehendere Darstellung widmen, von demselben ein scharf gezeichnetes, der Phantasie und dem Gedächtnisse sich einprägendes Bild zu liefern. Er hebt mit sicherem Blicke die charakteristischen Züge heraus und weiß geschickt die Autoren mit ihren eigenen Worten reden zu lassen. Die Citate sind meist vortrefflich gewählt und dienen in gleicher Weise dazu der Anschauung zu Hülfe zu kommen, wie der Darstellung eine reizvolle Abwechselung zu gewähren. Die Diction ist so klar und lebendig, so ungesucht und doch so geschmackvoll, daß der Gelehrte wie der Laie das Buch mit Vergnügen von Anfang zu Ende durchlesen und gern zum Studium einzelner Partien wiederholt zurückkehren wird.

In der Vorrede sagt Bluntschli: „Ich habe mich ernstlich und gewissenhaft bemüht, eine Geschichte der Ideen und Richtungen zu schreiben, welche in der Entwickelung der Staatswissenschaft sich geltend gemacht, mit einander gekämpft, einander ergänzt oder verdrängt haben. Die Entwickelung der Staatswissenschaft ist zugleich Entwickelung des Staatsbewußtseins. Wenn dieses Buch dazu mithilft, das staatliche Bewußtsein des deutschen Volkes anzuregen, von Vorurtheilen zu reinigen und geistig zu heben, so hat es seinen Zweck erfüllt." Wir müssen offen gestehen, der Verfasser scheint uns die ihm obliegende Aufgabe klarer ausgesprochen und präciser formulirt, als tadellos gelöst zu haben. Die Geschichte einer Wissenschaft soll die Geschichte des Fortschritts dieser Wissenschaft sein. Die Geschichte der Astronomie stellt nicht nur dar, was Copernicus, Keppler und Newton gelehrt haben, sondern sie setzt auch auseinander, welchen bleibenden Gewinn wir aus den Lehren von Copernicus, Keppler und Newton haben, worin der Eine über den Anderen fortgeschritten, und worin wir über alle drei hinausgegangen sind. Sie zeigt uns das Werden unseres heutigen Wissens. Auch die Geschichte der Politik soll uns das Werden unserer heutigen, reifsten Auffassung vom Staate zeigen. Diese Aufgabe kann sie nur lösen, wenn sie

die Geschichte der Politik in Wechselwirkung setzt mit der Geschichte des Staates, der Verwirklichung des Staatsideals selbst. Der Historiker legitimirt sich als Führer seiner Wissenschaft durch neue heuristische, kritische, interpretative Resultate; der Physiker legitimirt sich durch neue Experimente und Entdeckungen. Je nachdem jene Resultate, diese Entdeckungen von Werth sind, bestimmen wir ob der Forscher einen Fortschritt angebahnt hat. Vorschläge zur Staatsverbesserung zu machen, hat von jeher als freie Kunst gegolten; nach welchem Maaßstabe sollen wir den Fortschritt messen, der in der Politik gethan wird? Die Antwort ergiebt sich aus Folgendem: Jede Staatslehre, wie sehr sie auch den Ikarusflug in das Reich des Ideals versuche, enthält doch nur den Inbegriff der Ansprüche, die vom Standpunkte einer bestimmten Partei, d. h. eines Interesses aus, an einen bestimmten Staat gestellt werden. Wir müssen also begreifen, wie die Staatsidee von heute der vor dreihundert Jahren und diese der vor zweitausend Jahren überlegen ist, um danach zu bestimmen, in wie weit eine heutige Staatslehre der des Morus und diese der des Plato überlegen ist. Wir müssen die Politik auffassen als eine Reihe von Spiegelbildern eines in beständig fortschreitender Entwickelung begriffenen Vorbildes. In diesem Sinne bleibt auch nach Bluntschli's Werk noch eine Geschichte des Staatsrechts und der Politik zu schreiben.

Bluntschli beginnt die Anfänge der neueren Staatswissenschaft mit Machiavelli und Bodinus. Bei Darstellung des ersteren legt er mit Recht größeres Gewicht auf die Discorsi als auf den Principe; den letzteren geistvollen, in Deutschland fast unbekannten Denker bringt er zu Ehren. Die Utopisten, insbesondere Morus und Campanella, übergeht er, obwohl auch sie die moderne Staatsidee scharf zum Ausdruck brachten. Er stellt alsdann die Auffassungen Luther's und Zwingli's von weltlicher Obrigkeit dar und zeigt, wie Grotius die Trennung zwischen Rechtslehre und Theologie vollzog. An die englische Revolution werden Milton, Hobbes, Spinoza angeknüpft, letzterer in zu dürftiger Darstellung. Bluntschli legt ein stärkeres Gewicht auf den theologisch-politischen als auf den politischen Tractat, obwohl gerade der letztere der Kanon alles dessen ist, was noch heute ein gebildeter Demokrat für seine politischen Anschauungen anführen kann. Von deutschen Staats- und Rechtsgelehrten des siebzehnten Jahrhunderts werden Samuel Pufendorf und Leibnitz behandelt, der Titel der wichtigsten Schrift des letzteren auf Seite 136 incorrect citirt. Das Zeitalter Ludwig's XIV. giebt Veranlassung, der erbaulichen Mentor-Wirksamkeit Fénélon's und Bossuet's zu gedenken; die zweite englische Revolution führt uns John Locke vor. Salmasius und Filmer werden gelegentlich eingeschoben. Das Naturrecht vertreten Thomasius und Wolff; wie die Gesetzgebung Friedrich's versuchte, die naturrechtlichen Principien der beiden Cocceji, von Darjes und Nettelbladt zu verwirklichen, wird nicht dargestellt. Dagegen wird den politischen Schriften Friedrich's des Großen selbst ein eigenes Capitel eingeräumt, da der Verfasser annimmt, daß der König „der modernen Staatswissenschaft eine neue Bahn eröffnet habe." Es folgen Vico, Montesquieu, Herder, Filangieri, neben denen wir Beccaria vermissen; sodann Rousseau und Sièyes; Kant; Fichte — der einzige Socialist der in dem Buche behandelt wird, und neben welchem Wil-

helm von Humboldt unter der gemeinsamen Rubrik: „Die Idealisten" untergebracht wird; die Lehrer des positiven Staatsrechts im vorigen Jahrhundert; die Vertreter der geschichtlichen Politik im Zeitalter der französischen Revolution und der katholisirenden Reactions- und Restaurationspolitik; die constitutionellen Doctrinaire; Schelling und Hegel; die historische Rechts- und Staatsschule, unter welcher Rubrik Savigny, Niebuhr, Dahlmann, Waitz und Gneist aufgeführt werden. In den letzten vier Capiteln hören die Versuche, die einzelnen Erscheinungen gruppenweise zusammenzufassen, fast ganz auf. Schleiermacher sehen wir neben Radowitz untergebracht und recht unbefriedigend dargestellt. Der Verfasser hat die „Hundert Aphorismen," eine Fundgrube der herrlichsten Gedanken über Staat und Wirthschaft, völlig unbeachtet gelassen. Daß von den Erscheinungen der neuesten Zeit viele unbeachtet geblieben sind, z. B. Vollgraff, Rößler, Held, Fröbel, Schopenhauer, wird kaum ernstlich getadelt werden können, da sonst Gefahr vorhanden war, daß sich das Werk in eine Literärgeschichte verwandelte; aus gleichen Gründen hätten freilich auch Schmitthenner, Rohmer u. A. fortbleiben können. Jeremias Bentham aber hätte nicht fehlen sollen; auf seinen Schultern zumeist steht doch die in England mächtige Partei der Radicalen.

Unwillkürlich ist die Zahl der kleinen Ausstellungen uns unter den Händen gewachsen; wir wollen zum Schlusse daher noch darauf hinweisen, daß gerade die wichtigsten Schriftsteller: Machiavelli, Bodinus, Montesquieu, Rousseau, Vico, Kant, ganz vortrefflich dargestellt sind.

Wir knüpfen hieran noch einige Worte über eine Sammlung staatsrechtlicher Abhandlungen, die unter dem Titel: „Das constitutionelle Princip, seine geschichtliche Entwickelung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten und Völker" von A. Freiherrn v. Haxthausen herausgegeben ist. Der Herausgeber ist durch seine Studien über Rußland bekannt, und auch das vorliegende Werk hat zunächst den Zweck, die gebildeten russischen Stände über das Wesen und die Bedingungen der constitutionellen Staatsformen des cultivirten Europa zu belehren. Der erste Band der Sammlung ist durch eine gründliche und umfassende Arbeit von K. Biedermann über „Repräsentativ-Verfassungen mit Volkswahlen" ausgefüllt, sie giebt insbesondere eine Skizze der bestehenden Wahlgesetze. Der zweite Band, der augenblicklich vor uns liegt, enthält vier Abhandlungen von eben so verschiedener Richtung als verschiedenem Werthe. Prof. J. Held redet über „die politischen und socialen Wirkungen der verschiedenen politischen Wahlsysteme;" indeß wir verstehen nicht, wie russische Staats- und Geschäftsmänner aus diesen gestalt- und gehaltlosen Reflexionen etwas lernen oder wie sie sich bei der Formel etwas denken sollen: daß ein Wahlsystem auf die vierfache Basis von Interessen, Ständen, Seelenzahl und Gemeinde-Verband gegründet werden müsse. Prof. Held ist ein Freund des unumschränktesten Wahlrechts und selbst die uralte Abgrenzung der 40 Shilling-Freeholders, an deren Stelle man 1832, dem veränderten Geldwerthe entsprechend, den Census von 10 Pd. St. setzte, ist seinen demokra-

tischen Neigungen zuwider. Der Verfasser der vierten Abhandlung „die Volkswahlen und die Volksherrschaft," Dr. W. Kosegarten, dagegen will überhaupt keine Volkswahl, sondern eine ständische Vertretung durch „die Vorsteher der besonderen Kreise," Adel, Geistlichkeit u. s. w., in welche das Volk gegliedert ist. Er ist ein strammer Feudal-Ultramontaner. Man kann sich denken, wie die englische oder die französische Verfassungsgeschichte in einem Kopfe sich ausnimmt, dem das heutige Mecklenburg als „eines der glücklichsten deutschen Länder" erscheint. Indeß jeder nach seinem Geschmack; wenn Herr Kosegarten überhaupt Studien gemacht hätte und durch diese Studien in einen Gegner des Constitutionalismus verwandelt wäre — wir hätten nichts dagegen. Aber unerlaubt ist es mit Hülfe von untergeordneten Schriften, die keinen Quellenwerth haben, Frazzen zu malen und sich dann gar für solche Zerrbilder z. B. aus der engl. Geschichte „auf den gründlichsten deutschen Kenner englischer Zustände, Gneist, zu berufen." Nach diesem wüsten Gerede war es eine Erfrischung für uns, auf die Untersuchung von G. Waitz über die „Bildung einer Volksvertretung" zu stoßen. Hier ist klares, festes Ziel, präcise Umgrenzung der Gedanken; hier spricht ein Gelehrter, dessen Theorien an politischen Erfahrungen gereift sind und daher zu praktischen Vorschlägen sich formuliren. Leider umfaßt die Arbeit, die sich an die „Grundzüge der Politik" anlehnt, nur wenige Bogen. Von hohem Interesse ist endlich die historische Skizze von R. Gneist: „das Repräsentativ-System in England." Es ist eine populäre Zusammenfassung der Resultate seines großen Werkes über das englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht. Wem es nicht möglich ist die Untersuchungen zu verfolgen, welche Gneist in jenen drei Bänden über die Bedingungen des parlamentarischen Systems, über das Wesen des englischen Selfgovernment niedergelegt hat, dem rathen wir dringend diese Abhandlung zu studiren. Er findet hier einen außerordentlich lichtvollen Umriß der Ideen, die dort aus der Durcharbeitung eines ungeheuren Materials hervorgehen; und Niemand hat heute mehr das Recht über Probleme der inneren Politik zu reden, der sich nicht mit jenen Ideen vertraut gemacht hat.

Besitzt Deutschland einen „deutschen Byron" in dem Sinne, wie es seit Schlegel's und Tieck's fruchtbarem und bahnbrechendem Vorgange einen „deutschen Shakspeare" sich in nahezu vollendeter Weise geschaffen hat? Und wenn es ihn nicht besäße, dürfte ein neuer Versuch, diese Lücke in unserem poetischen Inventarium zu füllen, auch jetzt noch, nachdem die Blüthezeit des Weltschmerzes längst vorüber ist und der Philhellenismus in Diplomatie, Geldmangel und modernem, süddeutschem und griechischem Athenerthum selig verstarb, auf ein warmes Entgegenkommen der deutschen Musenwelt zählen? Wir werden nächstens die Gelegenheit wahrnehmen, über diese und andere mit ihnen zusammenhängende Fragen unsere Meinung ausführlich zu sagen und zu begründen. Für den Augenblick begnügen wir uns damit, die Freunde und Kenner des britischen Dichters einfach zur Vergleichung der neuesten Byron-Uebersetzung (Lord Byron's Werke. Uebersetzt von Otto Gildemeister. In sechs

Bänden. Band 1. 2.) mit ihren Vorgängern aufzufordern, sicher wie wir sind, daß sie für diesen Hinweis uns Dank wissen werden. Die beiden ersten Theile bieten zunächst (Band 1) den Giaur, die Braut von Abydos, den Corsar, Lara, die Belagerung von Korinth, Parisina, den Gefangenen von Chillon, und (Band 2) Mazeppa, Beppo, die Insel und Harold's Pilgerfahrt. Unserem vorläufigen Danke für die uns hocherfreuliche Gabe haben wir im Augenblicke nur die, schon Angesichts des bloßen Titelverzeichnisses sich aufdrängende Bemerkung hinzuzufügen, daß der Uebersetzer es seinen Lesern überläßt, das Material für ein zusammenhängendes Studium Byron's aus dem von ihm Gegebenen sich selbst herauszusuchen und zurecht zu legen, oder, wie uns die Vorrede fast vermuthen läßt, daß er auf Leser rechnet, welche eines solchen Studiums überhaupt nicht mehr bedürfen. Denn außer der Möglichkeit liegt für uns die Annahme, daß ein so feiner Kenner — einer zusammenhängenden, das Kunstwerk nicht als ein Absolutes von der Person des Künstlers, seiner Zeit und seinen Umgebungen ablösenden Auffassung gerade dieser Gedichte nicht den Vorzug geben sollte vor einer Lectüre, die „an der Beredtsamkeit der Liebe, des Hasses, des Zornes, des Grames, der Naturbewunderung sich erfreut" (Worte der Vorrede), ohne den Wunsch, mit dem geistigen Auge bis zu der Quelle aller dieser Genüsse und Erregungen vorzudringen. Wenigstens hat der feste, markige Strich, mit welchem Gildemeister in der Vorrede, wenn auch nur in flüchtigstem Umrisse, die Züge seines Dichters beiläufig hinwirft, für uns den Beweis geführt, daß die von ihm vorgezogene einfache Verweisung auf den neuesten Biographen Byron's nicht in eigenem Unvermögen, alle hier nothwendigen Führerdienste zu leisten, ihren Grund hat. Und was den anderen Punkt betrifft, nämlich die etwaige Voraussetzung, daß Byron's Einbürgerung in Deutschland hinreichend sicher gestellt sei, um den Lesern seiner Gedichte (der Mehrzahl nach) sein Lebensbild in jedem Augenblicke gegenwärtig zu halten: nun, so hoffen wir, bei aller Hochachtung vor der deutschen Bildung, auf die Verzeihung vieler Gebildeten, wenn wir unserem Zweifel an der Zuverlässigkeit einer solchen Annahme durch eine dem Leben, den Werken, den Biographen und Uebersetzern Byron's gewidmete Studie nächstens einen Ausdruck geben.

Zu den gediegenen Schriften, welche durch die schleswig-holsteinische Angelegenheit hervorgerufen sind, ist neuerdings noch die „kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte von Georg Waitz" gekommen. Der Name des Verfassers ließ von vorn herein erwarten, daß sich sein Werk genau und gewissenhaft auf die besten historischen Quellen und die Ergebnisse der neuesten Forschungen stützen würde, eine Erwartung die sich denn auch vollkommen bewährt hat. Denn obwohl diese jüngste Schrift offenbar aus dem Bedürfniß hervorgegangen, sich in der entscheidungsvollen Zeit mit dem Heimathlande zu beschäftigen, und deshalb sicher nicht ohne einige Erregung geschrieben sein wird, findet sich doch in dem ganzen Buche jene ruhige, objective Darstellung, sowie die vielseitige Berücksichtigung der allgemeinen politischen und

der besonderen Verfassungszustände, die alle Arbeiten von Waitz in so hervorragender Weise auszeichnen. Die gedrängte Kürze hat der Vollständigkeit keinen Abbruch gethan. Selbstverständlich ist es freilich, daß auf die Momente der Vergangenheit, welche in unserer Zeit eine so große Bedeutung gewonnen haben, vorzugsweise Rücksicht genommen ist. So wurde namentlich das Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark von den ältesten Zeiten an mit großer Schärfe selbst bis auf Einzelheiten dargelegt. Auch die Verfassungszustände und die mehrfachen Theilungen des Landes, auf die ja von bekannter Seite für bekannte Zwecke so viel Werth gelegt wird, sind hier zwar kurz, aber doch mit einer Vollständigkeit skizzirt worden, die keine erhebliche Seite unberücksichtigt ließ. Eine ganz besondere Beachtung wurde der neueren Geschichte seit der Wahl Christian I. zum Herzog von Schleswig und Holstein gewidmet, und hier sind denn wieder all' jene Verhältnisse aus der Geschichte Dänemarks und der Herzogthümer zum Gegenstand sorgsamer Darstellung gemacht, die schließlich für die Trennung der deutschen Lande von der dänischen Krone eine früher ungeahnte Wichtigkeit erhalten sollten. Die neuesten Ereignisse seit der Erhebung im Jahre 1848 sind zwar auch in gedrängter Uebersicht, jedoch in einer verhältnißmäßig etwas ausführlicheren Behandlung klar und bündig zusammengestellt. Mit dem Tode des Königs Friedrich VII. schließt das Buch. Eine besondere Erwähnung verdienen noch fünf Stammtafeln zur dänischen und schleswig-holsteinischen Geschichte, die durch ihre Uebersichtlichkeit nicht wenig dazu beitragen, die einschläglichen Verhältnisse verständlich zu machen.

Noch ein militärisches Werk, welches durch die Ereignisse des letzten Jahres veranlaßt worden ist, sei hier erwähnt. Es führt den Titel: „Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864. Bearbeitet von G. Gr. W. Kön. Preuß. Generalstabs-Officier;" und darf den Anspruch machen, eine authentische Darstellung des jüngsten Feldzugs zu sein. Der Herr Verfasser, der sich leicht errathen läßt, wenn man in den, unter den Beilagen des Werkes befindlichen ordres de bataille die Namen der preußischen Generalstabs-Officiere durchmustern will, befand sich während des Feldzugs im Mittelpunkt der Operationen, also in der günstigsten Lage, um eine militärisch-correcte, vieles noch Unbestimmte und Dunkle aufklärende Schilderung zu geben. In dieser Hinsicht wird das Werk für unsere Militärs kaum zu entbehren sein. Es ist aber zugleich so einfach und klar, und mit Hülfe von Tagebüchern, die der Autor zu Grunde legte, so unmittelbar anschaulich geschrieben, daß es auch außerhalb der militärischen Kreise ansprechen wird. Die bis jetzt erschienene erste Lieferung reicht nur bis zum Uebergang bei Arnis, die bedeutendsten Partien der Campagne stehen also noch bevor.

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.